

Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Printed in Germany.



Zusammenfassung des Verzeichnisses
d. Bibliothek d. Kgl. Stat. Intendantur
unter; IV 218



Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

58. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow

1899

(RECAP)

0902

.407

Jahrs. 58

pt. 2

1899

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1899. Zweites Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Geschichte

- Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Von D. Raemmel. S. 2.
Die Erfolge der Palästinafahrt unsers Kaisers. Von H. Schneider. S. 57.
Wie Bayern ein moderner Staat wurde. Eine Säkularerinnerung. S. 65, 189.
Der Römerstaat. S. 121, 243, 350.
Zur Bismardliteratur. S. 145.
Die Reformfähigkeit der Türkei. S. 225.
Die Ausichten des Rhein-Eifelkanals. S. 281.
Der Ausgleich und die Bündnisfähigkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie. S. 337.
Eduard Bernstein und die deutsche Sozialdemokratie. S. 393.
Sachsen Coburg und Gotha. S. 449.
Heinrich Abeten. Von Otto Raemmel. S. 460, 522.
Kritische Studien zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Raemmel. S. 561, 625.
Badiſche Kirchengpolitik. S. 617.
Nouveau Einfluss auf die französische Revolution und die Sozialdemokratie. Von Albert Chalpyhäus. S. 687.

Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterricht, Överwesen

- Die Streikkräfte Italiens. Von E. Miller. S. 15.
Tagelöhnerhäuser. S. 113.
Kassen und Kriege. Von B. Schölermann. S. 169, 231.
Die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte in Deutschland. S. 368.
Herr Witte als Reformler Auslands. Von E. v. d. Brüggen. S. 403.
Deutschlands Exportbedürfnis. S. 505.
Der Arm der Gerechtigkeit. S. 539, 597.
Zur äußeren Lage der Volksschule in Preußen. S. 673.
Kinder vor Gericht. S. 679.

Litteratur und Kunst

- Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur. S. 24, 136, 265, 472.
Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Jos. Joesten. S. 85, 204, 298.
Windelmanns Leben von Justi. S. 130.
Der Bernstein als Stoff für das Kunstgewerbe. Von E. v. Gijhal. S. 179, 288.
Jakob Burckhardts letztes Wort über die Renaissance. S. 254.
Zur Charakteristik der italienischen Hochrenaissance. S. 361.

- Vom litterarischen Jung-Eisak. S. 431.
Die schöne Hälfte des Lebens. Von B. Brandes. S. 487.
Die Kunst für alle oder für wenige? S. 593.
Decorative Kunst. S. 636.
Franz Stucks Malerei für das deutsche Reichstagsgebäude. S. 645.
Seines Verhältnis zu Wolfgang Menzel. Von Julius Goebel. S. 694.

Verschiedenes

- Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte. S. 31, 78.
Das tolle Jahr in einer kleinen Stadt. Von Ernst Dorkomsky. S. 96.
Deutschland und die Schweiz, Schweizer und Deutsche. S. 309.
Aus den schwarzen Bergen. S. 345, 422, 584, 650, 704.
Italien und die Italiener. S. 415.
Ueber griechische und römische Verfluchungstafeln. Von H. Blümner. S. 469, 532.
Döllingers Jugend. S. 513, 570.
Deutsche Abwehr einer Schweizer Berteidigung. Von Kurd von Strank. S. 578.

- Auch Einer, der dabei war. Eine Erzählung von Timm Kröger. S. 41.
Senectus loquax. Plaudereien eines alten Deutschen. S. 151.
Hein Wied. Eine Staff- und Scheunengeschichte von Timm Kröger. S. 318, 378, 437, 493, 549, 605, 657, 711.

Mäßgebliches und Unmäßgebliches

- Deutsche Volks- und Vaterlandskunde. S. 48. — Rom als Stadt der Renaissancekunst. S. 51. — Wirtshausreform. S. 54. — Das Baronsche Vermächtnis. S. 55. — Jugenderinnerungen eines alten Arztes. S. 56. — Der Hof hat seine Schuldigkeit gethan. S. 105. — Zum Stand der Agrartrikis in Preußen. S. 106. — Arnold Böcklin. S. 110. — Allerlei Fabriken. S. 112. — Was lehr Samoa. S. 161. — Auf die Auslassungen des Leipziger Tageblatts. S. 166. — Telephonstatistik. S. 212. — Die Vertrauensärzte der Berufsgenossenschaften. S. 217. — Zur Sprache unserer neuern Gelehrte. S. 221. — Allerlei Gedichtes. S. 223. — Sozialreform im Staatsdienst. S. 275. — Postaire. S. 279. — Denkwürdigkeiten des Herzogs von Richelieu. S. 280. — Preußenhaß. S. 326. — Guter Rat für Deutsche in der Levante. S. 327. — Siebt es in

- der philologisch-historischen Forschung eine Methode des Zirkelschlusses? S. 330. — Zur Sprachreinigung. S. 333. — Stilifizierte Konfusion. S. 335. — Briefe von Justinus Kerner und Arnbt. S. 336. — Imperialismus und Staatswissenschaft in den Vereinigten Staaten. S. 386. — Das deutsche Volk und sein nationales Leben. S. 388. — Phantasien eines Theaterfreundes. S. 389. — Eisenbahnpolitik. S. 391. — Unire Rechtsprechung. S. 443. — Mythos. S. 444. — Was man in Rußland liest. S. 446. — Parität. S. 448. — Religionsunterricht. S. 501. — Reisebücher. S. 556. — Beschwerden über die Rechtspflege. S. 558. — Von der Freimaurerei. S. 559. — Hans Delbrück gegen Moritz Busch. S. 612. — Zielbewußt. S. 663. — Die Ausichten des Rhein-Elbefanals. S. 665. — Der Nebenerwerb in der Landwirtschaft. S. 668. — Zur Feuerbestattung. S. 670. — Schulbüchercriticismus. S. 717. — Die blamierte Obstruktion. S. 719. — Schnellere Ausbau der deutschen Flotte. S. 720.
- Besprochne Bücher**
- (Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Auflagen behandelt worden)
- *Abelen, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. S. 461. 522.
 Bamberger, Bismarck Posthumus. S. 151.
 Banner, Das französische Theater der Gegenwart. S. 502.
 Baud-Booy, Wanderungen in den Alpen. S. 556.
 Bericht der Hamburger Lehrervereinigung. S. 593.
 Bernstein, Die Voraussetzungen des Sozialismus. S. 393.
 Beurmann, Raferfahrten in Orient und in Spanien. S. 557.
 *Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. S. 1. 561. 625.
 Bode, Mißbrauch geistiger Getränke. S. 55.
 Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler Ostpreußens. S. 167.
 *Brudmann, Decorative Kunst. S. 637.
 *Burchardt, Griechische Kulturgeschichte. S. 31. 78.
 Burchardt, Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien. S. 254.
 Destouches, Fünfzig Jahre Münchner Gewerbeschichte 1848 bis 1898. S. 724.
 Fischer, W., Schleiermacher. S. 671.
 Fischer, P. D., Italien und die Italiener. S. 415.
 Fiatschen, Von Mittag und Sonne. S. 224.
 Forke, Blüten chinesischer Dichtung. S. 224.
 *Friedrich, Döllinger. Sein Leben. S. 513. 570.
 *Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Die Graphischen Künste und Hausgeschmack moderner Kunst. S. 644.
 *Justi, Windelmann und seine Zeitgenossen. S. 130.
 Kaustky, Die Agrarfrage. S. 396.
 Kehule v. Stradonitz, Über die Eltern des Karl Philipp von Anruh. S. 615.
 *Kohl, Bismarck-Jahrbuch. S. 145.
 Kohl, Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. S. 150.
 Kohl, Denkwürdige Tage aus dem Leben des Fürsten Bismarck. S. 150.
 Kuhmaul, Jugend Erinnerungen eines Arztes. S. 56.
 Maeterlind, Der Schatz der Armen. S. 335.
 Meisner und Geerds, Ernst Moritz Arnbt, ein Lebensbild in Briefen. S. 336.
 Meißner, Arnold Böcklin. S. 110.
 Meyer, Das deutsche Volkstum. S. 48.
 Müller, Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. S. 336.
 Paul, Grundriß der germanischen Philologie. S. 444.
 Pfaff, Die große Heidelberger Liederhandschrift. S. 503.
 Photographische Gesellschaft, Das Neunzehnte Jahrhundert. S. 723.
 Raoul de Cistermes, Le duc de Richelieu. S. 280.
 Nagel, Deutsche Volks- und Vaterlandskunde. S. 48.
 Ritter, Gedichte. S. 223.
 Schirmacher, Voltaire, eine Biographie. S. 219.
 Schmoller, Zu Bismarcks Gedächtnis. S. 151.
 Schwemmer, Dem Andenken Bismarcks. S. 150.
 Seiler, Alterlei Fahrten. S. 112.
 Simkhowitsch, Die Feldgemeinschaft in Rußland. S. 405.
 Stegemann, Daphnis. S. 224.
 Steinmann, Rom in der Renaissance. S. 51.
 Stern von Bethlehem, Kundgebungen des Einheitsbundes deutscher Freimaurer. S. 559.
 Stoskopf, Der Maître. S. 435.
 Ston, Pädagogik der Schulreife. S. 557.
 de Terra, Im Zeichen des Verlehrs. S. 392.
 *Tschudi, Rede in der Berliner Akademie der Künste. S. 594.
 Wagner, Sonntagsgänge, Weihegeschenke, Neue Dichtungen. S. 224.
 Walder, Beschwerden über die Rechtspflege. S. 558.
 Ward, Ansichten Luthers vom Staat. S. 723.
 Wendtstern, Adolf von, 1 Prozent. S. 722.
 *Wölfflin, Die klassische Kunst. S. 362.
 *Wünsch, Defixionum tabellae Atticae. S. 481. 532.
 Jaeslin, Heiliges. S. 224.
 *Jahn, Statistik des Deutschen Reichs. S. 505.



Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Don Otto Kaemmel



Ohl noch niemals hat ein großer Staatsmann schon bei Lebzeiten, absichtlich und unabsichtlich, so dafür gesorgt, daß sein Wirken in das helle Licht der Geschichte gerückt und die Legende, die sich um jede hervorragende Persönlichkeit alsbald zu bilden pflegt, zerstört werde, wie Fürst Bismarck. Zu dem, was er durch andre, namentlich Sybel und Poschinger, über die von ihm größtenteils gemachte Geschichte der letzten Jahrzehnte sammeln und darstellen ließ, was er wenigstens vor der Veröffentlichung kontrollierte, oder was er endlich in Neben und Gesprächen an historischem Stoffe vorbrachte und unbekümmert von seinen Zuhörern weitererzählen ließ, sind jetzt seine eignen Denkwürdigkeiten getreten, mit einer Spannung erwartet und mit einem leidenschaftlichen Interesse ergriffen, wie kaum ein ähnliches Buch. Mit Recht, denn es ist ein unvergänglicher Besitz, ein *κείμενον ἐξ ἀεί* für unser Volk. Doch die historische Kritik hat noch kaum eingeseht und wird noch lange Zeit brauchen, um die Fülle von Bausteinen, die das Buch bietet, in dem mächtigen Bau der Zeitgeschichte an der richtigen Stelle und in der richtigen Weise einzufügen. Dazu aber gehört vor allem, wie bei jedem historischen, namentlich selbstbiographischen Werke, die Kenntnis seiner Entstehung. Was darüber das Vorwort des Herausgebers bietet, ist unvollständig und unbedeutend; auch Dr. Schweninger scheint vom Gange der eigentlichen Arbeit wenig Genaueres gewußt zu haben (vgl. seine eben bei Hirtzel erschienene Schrift: Dem Andenken Bismarcks 3 ff.). Einen viel tiefern Einblick gewährt das, was der vertraute Gehilfe des Fürsten Lothar Bucher darüber brieflich und mündlich seinem Freunde Moritz Busch mitgeteilt und dieser selbst von Bismarck erfahren hat.

Den Voratz, Memoiren zu schreiben, hat der Fürst keineswegs erst nach seiner Entlassung gefaßt, sondern viel früher, wenn auch immer nur für den Zeitpunkt seines Rücktritts. Schon 1877, als er aus dem Amte scheiden wollte, sagte er zu Bucher, wenn dieser auch nicht bleiben wolle, so solle er zu ihm nach Varzin ziehen, er habe ihm da einiges Wichtige aus der Vergangenheit zu diktieren, was er sich aufgeschrieben habe. Eine Anspielung Buschs auf diese Absicht ließ er damals unbeachtet (Tagebuchblätter II, 487. III, 94). Aber die dazu nötige Ordnung der Privatpapiere äußerte der Kanzler, der auch mit Schweningen, als dieser die ärztliche Behandlung im Juni 1883 übernommen hatte, gelegentlich „über eine literarische Thätigkeit, die er ergreifen könnte, falls er einmal aus dem Dienste ausscheiden würde,“ sprach (S. 3), schon im November 1883 Busch übertragen zu wollen (III, 165 vgl. 208); doch erwartete dieser später, als Bucher im Mai 1886 zur Disposition gestellt worden war, daß dieser selbst, da er sich in wichtigen Punkten besser dazu eigne, die Aufgabe übernehmen werde (III, 208. 209). Schließlich wurde trotzdem Busch damit betraut, und er arbeitete eifrig im Oktober und November 1888 in Friedrichsrub daran (III, 253 ff. 259 ff.). In den Tagen, die der Entlassung des Reichskanzlers unmittelbar vorangingen und folgten, gewann der alte Voratz auch auf Schweningers eifriges Betreiben (S. 7 f.) festere Gestalt. Als Busch ihn auf seine Veranlassung am 15. März 1890 aufsuchte, war der Fürst mit dem Zusammenpacken von Papieren beschäftigt, wies auf die schon früher geordneten Mappen hin, sagte ihm, diese und andre neue solle er ihm durchsehen, und setzte als Begründung hinzu: „Denn ich will jetzt meine Memoiren schreiben, und dabei sollen Sie mir helfen.“ — „Wenn ich in Friedrichsrub bin, so kommen Sie hin, und dann arbeiten wir zusammen.“ Busch solle die wichtigsten Papiere abschreiben und die Abschriften bis auf weiteres behalten (III, 275 ff.). Als Busch ihm am 22. März die ihm mitgegebenen Schriftstücke geordnet überbrachte, legte sie der Fürst zurück mit der Bemerkung, er solle nicht vergessen, wo das Couvert liege, „wenn wir in Friedrichsrub die Memoiren machen“ (III, 280). Einige Briefe Kaiser Wilhelms I. übergab er ihm gleich damals zur Veröffentlichung in den Grenzboten.

Als der Fürst nach Friedrichsrub übergesiedelt war, fand er in Dr. Rudolf Ehrhsander einen Privatsekretär, der ihm, wie man annahm, bei der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten an die Hand gehn werde (III, 296). Doch wurde dann im April Bucher für den Mai nach Friedrichsrub berufen, und er erwartete, mit Busch „zusammen angespannt“ zu werden (Brief an Busch, III, 297), der sich selbst auch dem Fürsten wiederholt zur Verfügung stellte (11. und 19. April) und von diesem eine zustimmende Antwort erhielt (III, 296. 298). Allein ein Gehirnschlag, der Busch am 20. Mai 1890 traf, machte diesen für längere Zeit arbeitsunfähig (300 j.), und Bucher blieb allein. Er hatte zunächst die schon früher von Busch durchgesehenen Papiere zu

registrieren, dann fünf- bis sechstausend Briefe, unter denen wenig Politisches war, chronologisch zu ordnen; aber am 15. Mai schrieb er an Busch: „von einer Verarbeitung des Materials ist bis jetzt keine Rede,“ und noch im Juli: „Wann es dazu [zum Verarbeiten] kommen wird, ist noch nicht abzusehen. Mit der komischen, sich selbst ironisierenden Verzeihung, die Sie an ihm kennen, beklagt er sich, daß er jetzt gar keine Zeit habe, zu nichts kommen könne. Vorläufig scheint er sich selbst damit zu rechtfertigen, daß doch erst der ganze Stoff chronologisch geordnet sein müsse — er wird nicht eher an die Arbeit gehn, als bis Sie [Busch] wieder hergestellt sein werden. An eine Heranziehung Poschingers ist kein Gedanke“ (III, 300. 301 f.). Und doch war schon am 6. Juli ein Verlagsabkommen mit dem Hause Cotta (Kröner) getroffen worden. Nicht besser stand es noch zu Anfang Oktober, als Bucher aus Paris (am 3. Oktober) an Busch schrieb: „Es wird nichts produziert“ (303). Erst am 14. desselben Monats konnte er dem Freunde melden: „Er hat seit einigen Tagen angefangen zu diktieren, aber noch ohne rechten Zusammenhang, abwechselnd aus verschiedenen Jahren. Es ist also vorläufig nur Rohmaterial“ (304). Auf Schweningers Betreiben, der schon aus Gesundheitsrücksichten eine regelmäßige Beschäftigung dringend empfahl (305. 307. 308. 324, vgl. Schwening 7 ff.), diktierte der Fürst, wie Bucher am 22. Dezember Busch selbst erzählte, nun täglich aus seinen Erinnerungen, und Bucher schrieb stenographisch nach. „Aber es sind nur Bruchstücke ohne Zusammenhang und mit häufigen Irrtümern in den Daten. So über 1848, was ganz interessant war, aber erst mit Wolfs Chronik verglichen und berichtigt werden mußte. — — Zwar hat er mich schon einen ganzen Haufen stenographieren lassen, und es ist natürlich manches Neue und Wertvolle darunter, aber oft ist ein Bericht nicht zuverlässig, und vorzüglich glaubt er manchmal was gesagt oder gethan zu haben, was er hätte sagen oder thun sollen, was er aber unterlassen hat oder wenigstens so, wie er behauptet, nicht gesagt oder gethan haben kann. Und vom Wichtigsten hört er zuweilen ganz auf, wie ein versiegendes Wasser, und kommt nicht wieder darauf zurück. So fing er neulich an, von seinem Verhältnis zu Napoleon vor 1870 zu sprechen, ließ es aber dann fallen, und ich brachte ihn seitdem nicht wieder zu zusammenhängender Erzählung davon.“ Dazu komme der Übelstand, daß er auch auf die Gegenwart warnend und belehrend wirken wolle und danach oft seinen Gegenstand auswähle, um Betrachtungen derart daran zu knüpfen. So habe er einen Rückblick auf den Vertrag von Reichensbach 1792 nur eingefügt, weil er fürchte, der Kaiser werde nicht besonnen genug zwischen Wien und Petersburg lavieren, und weil damals die Verhältnisse ganz ähnlich gelegen hätten; man habe damals auch nicht recht gewußt, was man wollte, und es auf a mere show of power abgesehen (jetzt Gedanken und Erinnerungen I, 271 f.), was doch keineswegs der historischen Wahrheit entspreche. Bucher war mit seiner eignen Aufgabe sehr unzufrieden, hatte aber auch keine Lust, die Sache zu kritisieren und zu redigieren, weil das zu viel Mühe und

Verantwortlichkeit mache, und weil es [in Barzin und Friedrichsruh] an Büchern zum Nachschlagen und Vergleichen fehle (305 ff.).

Als Busch, einer Aufforderung des Fürsten folgend, am 18. März 1891 in Friedrichsruh eintraf, zeigte ihm Bucher einen „ganzen Haufen von Diktaten, aus dem Stenographischen übertragen, wohl sechzig Druckbogen nach seiner Schätzung“ (310), wobei er übrigens von den durch Busch 1888 geordneten Schriftstücken noch wenig zu Gesicht bekommen habe, und gab ihm „ein schweres Paket“ mit der Aufschrift „Nikolsburg“ zur Durchsicht. Dieses enthielt also den Kern des 20. Kapitels in den „Gedanken und Erinnerungen,“ aber nach der ziemlich genauen Inhaltsangabe, die Busch über das Paket III, 312 giebt, daneben noch eine Menge von Abschweifungen in Erzählungen früherer Vorgänge und in Betrachtungen über die zukünftige Politik, aus denen dann in dem nun vorliegenden Werke selbständige Kapitel (so 5. 6. 10. 12) ganz oder teilweise hervorgegangen sind. Gesichtet und umgearbeitet war damals überhaupt noch nichts, der Fürst hatte vielmehr „noch keine Zeile davon wieder angesehen“; ja Bucher meinte, „schwerlich werde aus der Sache noch etwas werden, jedenfalls sei er sich noch nicht klar darüber, ob es schon bei Lebzeiten oder erst posthum zu veröffentlichen sei.“ Dies bestätigte der Fürst ein paar Tage später Busch selbst: „Es wird wahrscheinlich zuletzt nichts daraus werden. Ich habe keine Akten, und wenn ich mich auch an die Hauptsachen erinnere — sehr deutlich —, so kann man doch die Einzelheiten seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Laufe von dreißig Jahren nicht im Gedächtnis behalten.“ Von einer Veröffentlichung bei Lebzeiten aber halte ihn das monarchische Prinzip ab, das er von 1847 an immer vertreten und hochgehalten habe wie eine Fahne, und verschweigen dürfte er doch ebenso wenig. Wenn das Buch aber nach seinem Tode herauskäme, da würde es heißen: „Da habt ihrs, noch aus dem Grabe heraus — welch ein abscheulicher alter Kerl!“ (310. 314). Busch zu der Arbeit heranzuziehen, daran dachte Bismarck damals offenbar nicht mehr, aber er setzte voraus, daß dieser einmal nach seinem Tode „eine innere Geschichte unsrer Zeit nach guten Quellen schreiben“ werde (315). Er gab ihm denn auch einige Papiere zum Abschreiben und Abdrucken mit (316. 317. 319).

Mit den Denkwürdigkeiten nahm es auch nachher nicht den gewünschten Fortgang. Am 26. Juni 1891 schrieb Bucher verdrießlich: „Wenn ich den Stein ein Stück bergauf gewälzt habe, so rollt er wieder hinunter“ (322). Busch nahm daraus die Anregung, auf das Angebot Kröners vom 23. Juni, ihm eine größere Biographie Bismarcks zu schreiben, einzugehen, zumal da der Fürst auf eine Anfrage Buchers diesem deshalb geantwortet hatte: „Ich habe gar nichts dagegen. Ich habe doch zuweilen das Gefühl, daß es einmal schnell mit mir zu Ende geht. Es ist mir lieb, noch manche Irrtümer viva voce berichtigen zu können. Busch hat viel Material“ (322). Busch wollte aber die Biographie (die natürlich nicht mit seinen Tagebuchblättern zu verwechseln ist)

nur in der Voraussetzung unternehmen, daß die Denkwürdigkeiten in den nächsten Jahren nicht veröffentlicht würden, weil der Zwerg dem Riesen nicht Konkurrenz machen könne, und hoffte dann Bismarcks Diktate für seine Zwecke benutzen zu dürfen (323). Die Antwort Buchers vom 1. September 1891 schien diese Voraussetzung zu bestätigen, denn dieser schrieb mißmutig: „Aus den Memoiren wird nie etwas werden, und wenn er und ich noch zehn Jahre leben. Das Haupthindernis ist seine »Faulheit«, wie er selbst sich ausdrückt. Meine Arbeit kann ja nur darin bestehn, das Chaos von Diktaten zu zerschneiden und die Stücke zu Mosaikbildern zu vereinigen, außerdem seine Chronologie richtig zu stellen, die ganz unzuverlässig ist und natürlich die Klausalverbindungen fälscht. Was er zu thun hat, ist, die von mir hergestellten Kapitel und die einschlagenden Briefe, die ich dazu gelegt habe, zu lesen, und dazu ist er nicht zu bringen. Von den vierzehn Kapiteln, die ich seit dem September v. J. vorgelegt habe, hat er bei meiner Abreise von Kissingen eins ganz und eins nur zum Teil gelesen! In vier wichtigen Fällen habe ich ihn durch Nichtigstellung seiner Chronologie zu dem Beständnis genötigt, daß die Sache allerdings nicht so gewesen sein könne, wie er sie diktirt hatte, aber keine Erklärung herausquetschen können, wie es denn sonst gewesen sei. Ich bin der Verzweiflung nahe und wäre sehr zufrieden, wenn meine Arbeit eingestellt und der ganze Wust an Sie ausgeliefert würde. Wie er darüber denken wird, weiß ich nicht; aber machen Sie immerhin den Versuch“ (324). Das that denn auch Busch durch ein an den Kanzler gerichtetes Schreiben vom 10. September, aber dieser antwortete am 14. ablehnend mit der Bemerkung: „Meine eignen Niederschriften und Diktate kann ich — noch nicht zur Verfügung stellen. Die Veröffentlichung des Inhalts ist für jetzt weder direkt noch indirekt thunlich.“ Das von Busch beabsichtigte Werk werde er aber gern vor der Veröffentlichung durchsehen (328). Infolge dieses Bescheids gab Busch seinen Plan, eine Biographie zu schreiben, überhaupt auf (330).

Bucher, der auch vor Weihnachten wieder längere Zeit in Friedrichsruh verweilt hatte, sagte sehr verstimmt am 5. Januar 1892 zu Busch: „Da [an den Memoiren] arbeitet man in jeder Beziehung ohne Erfolg und Freude. Es ist ein ganz hoffnungsloses Abmühen und giebt nichts für die Geschichte. Nicht nur, daß sein Gedächtnis mangelhaft und sein Interesse für das, was wir fertig haben, gering ist — er hat bis jetzt nur wenig von meinen Paketen wieder durchgesehen —, sondern er fängt an, auch zu entstellen, und zwar selbst bei klaren ausgemachten Thatfachen und Vorgängen,“ was er dann mit einer Reihe von Beispielen belegte. — „Zu den Arbeiten für die Memoiren wird jetzt auch ein alter Kopist zugezogen werden, da Chryzander, dem ich mein Stenogramm in Übersetzung diktire — das Abschreiben nicht mehr überwältigen kann. Sie sollen den Söhnen als Vermächtnis bleiben, werden aber schwerlich veröffentlicht werden von ihnen. — Höchstens ließe sich einmal ein letztes Kapitel über die Vorstadien seiner Verdrängung und seines schließlichen Rück-

tritts drucken, über die sich Herbert reichliche und zuverlässige Aufzeichnungen gemacht hat“ (330. 332).

So stand es mit den Denkwürdigkeiten im wesentlichen noch, als Bucher am 12. Oktober 1892 fern von der Heimat starb. Nur der Teil des Werks, der die letzten beiden Jahre der Amtsthätigkeit des Reichskanzlers, die Zeit von 1888—90 behandelte, war wirklich druckfertig, alles andre noch nicht. Am Ganzen war Buchers Anteil offenbar sehr groß gewesen. Er hatte nicht nur den Fürsten fortwährend zur Erzählung angeregt, diese Diktate stenographisch aufgenommen und dann in die gewöhnliche Schrift übertragen lassen, sondern er hatte auch den zunächst bunt durcheinander liegenden Stoff geordnet, in Kapitel geteilt, Irrtümer und Widersprüche hervorgehoben und die Berichtigung veranlaßt. Gerade in dieser wichtigen Seite seiner Thätigkeit war er ganz unersetzlich, denn es handelte sich dabei offenbar nicht wesentlich um falsche Datierungen, die jeder berichtigen konnte, sondern um Irrtümer in den Thatfachen und ihren Zusammenhängen, die nur der langjährige vertraute Mitarbeiter des Reichskanzlers während seiner größten Zeit (1864—86) genau kannte. Aber obgleich, wie Schweninger S. 12 mitteilt, nach Buchers Tode nicht mehr viel Neues zu dem Vorhandnen hinzukam, so gelang es doch, den Fürsten zu immer erneuter Durchsicht, Verbesserung und Ergänzung des 1893 (nach einem Besuche Kröners in Friedrichsrub am 2. Mai, Tagebuchblätter III, 334) zu seiner Erleichterung schon im Manuskript gedruckten Entwurfs zu veranlassen.

Ein geschulter und sorgfältig arbeitender Historiker, Professor Horst Kobl, übernahm dabei die Aufgabe, „die eingestreuten Schriftstücke nach den Urschriften richtig zu stellen, kleine Irrtümer in der Angabe von Daten oder der Schreibung von Namen, die der Mangel an amtlichem Material verschuldete, zu bessern, in Fußnoten auf ähnliche Äußerungen des Fürsten in seinen politischen Neben aufmerksam zu machen und litterarische Nachweise zu geben“ (Vorwort S. VI).

Auch in dieser vielfach veränderten Gestalt trägt das Buch selbstverständlich die Spuren seiner Entstehungsgeschichte. Vor allem ist es natürlich kein Werk aus einem Gusse. Der Verfasser greift in seinen Erzählungen und Betrachtungen bald weit vor, bald weit zurück. Er stellt z. B. die Bemerkungen über sein Verhältnis zu König Ludwig II. und den dieses erläuternden Briefwechsel, der erst mit dem Ende des Jahres 1870 beginnt, an den Schluß des ersten Bandes, indem er dabei an sein erstes Zusammentreffen mit ihm 1863 anknüpft. Die Möglichkeit eines Kriegsbundes mit Rußland 1863 wird erst im Zusammenhang mit dem Ende des Krieges von 1866 erörtert (II, 62 ff.) statt beim dreizehnten Kapitel I, 306 f. (Die Alvensleben'sche Konvention 1863), die Rolle der Kaiserin Eugenie 1870 nicht bei der Vorgeschichte des französischen Krieges, sondern im Zusammenhange mit dem Verhältnis zu Frankreich nach 1871 (II, 168 f.). Die Betrachtung über die Beziehungen zu Rußland unter Alexander II. bis nach 1878 wird in die Schilderung der Gefahren einer diplomatischen Ein-

mischung in den Krieg mit Frankreich 1870 mit eingeflochten (II, 106 ff.) u. dgl., wie eben der Fürst im Zusammenhang seiner Diktate auf diese an sich abliegenden Gegenstände gekommen war. Daran ist natürlich gar nichts zu beklagen, als etwa der Mangel jedes Registers zu diesen Bänden, das es dem Leser erleichtern würde, solche Beziehungen wieder aufzufinden; an sich macht diese oft bunte Anordnung gerade den Eindruck der frischen Unmittelbarkeit.

Damit hängt nun ein zweiter Charakterzug des Werks zusammen. Es ist weder als Zeitgeschichte noch als Biographie vollständig, es läßt vielmehr zwischen den erzählten Ereignissen große Lücken. Nicht nur bringt es über die Jugendentwicklung bis zum Abgange vom Gymnasium 1832 nichts weiter als das Schlußresultat mit dem höchst bezeichnenden Anfangssatz, der das ganze Werk eröffnet: „Als normales Produkt unsers staatlichen Unterrichts verließ ich Osnern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei,“ sondern es ist auch als Ganzes nur eine Reihe von ausgewählten Erzählungen und Betrachtungen, genau dem Titel: „Gedanken und Erinnerungen“ entsprechend. Gern hörten wir ihn z. B. eingehender erzählen über die Vorgeschichte der beiden großen Kriege von 1866 und 1870, selbst über seine Thätigkeit in ihrem Verlaufe, die nur in einzelnen ihrer Abschnitte geschildert wird, über die Sozial- und Wirtschaftspolitik, die nur gestreift, über die Kolonialpolitik, die gar nicht erwähnt wird, selbst über das Dreikaiserbündnis, das im Zusammenhange fast nur als eine Vorstufe des mitteleuropäischen Dreibundes erscheint. Manche dieser Lücken läßt sich aus der sonstigen zum Teil von Bismarck selbst angeregten Litteratur genügend ergänzen, woraus sie sich ja auch mit erklären mögen, aber keineswegs alle. Vor allem hätte man über die Stellung Bismarcks zu der spanischen Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern, die den Anstoß zur französischen Kriegserklärung gab, nähere Aufklärung gewünscht. Denn seitdem aus den Enthüllungen des Generals Lebrun die Verhandlungen über ein französisch-österreichisch-italienisches Kriegsbündnis, aus den Tagebüchern des Königs Karl von Rumänien die energische Förderung der hohenzollernschen Kandidatur durch Bismarck und die spanische Sendung seines Vertrauten Lothar Bucher und des Generalstabmajors Max von Versen — über die jetzt auch dessen Biographie aus der Feder Werthern's wertvollen, wenngleich keineswegs erschöpfenden Bericht gegeben hat — allgemein bekannt geworden sind, genügt eine Darstellung wie die II, 78 ff. gegebene, soviel man auch zwischen den Zeilen lesen mag, nicht mehr, denn sie läßt den vorwärts drängenden Einfluß des Kanzlers nicht erkennen und läuft doch darauf hinaus, daß Preußen und der Norddeutsche Bund amtlich mit dieser in erster Linie spanischen Angelegenheit nichts zu thun gehabt haben, was formell ebenso unzweifelhaft richtig wie sachlich ohne besondere Bedeutung ist; sie sagt auch nichts darüber, inwieweit Bismarck von jenen Bündnisverhandlungen Kenntnis

hatte und wie diese Kenntnis auf seine Entschlüsse wirkte, sie läßt ebenso die zweifellos vorhandenen Abmachungen mit Rußland im Dunkeln. Das kann schließlich zu neuen grundlosen Verdächtigungen der Politik Bismarcks Veranlassung geben, trotz aller wiederholten Erklärungen gegen „Präventivkriege,“ wie II, 92 f. Selbst in dem sonst so viel besprochenen Verhältnis zu Rußland fehlt jede Beziehung auf die im Frühjahr 1873 in St. Petersburg unterzeichnete geheime Konvention, der Fürst Bismarck seine Unterschrift verweigerte (Tagebuchblätter III, 349). Kurz, die Gedanken und Erinnerungen befriedigen unsre Wißbegierde in manchen recht wichtigen Punkten keineswegs, und auch Horst Kohls „Wegweiser“ bietet im wesentlichen nur einen guten Auszug, aber Ergänzungen wenig, wie z. B. S. 123 ff. die Gedanken des Kronprinzen über den Friedensschluß mit Frankreich und die endliche Einigung Deutschlands vom 14. August 1870 oder S. 168 ff. 178 ff. den Briefwechsel zwischen Wilhelm I. und Alexander II. vor und nach dem Abschlusse des deutsch-österreichischen Bündnisses 1879, der seinen Platz gewiß besser in den Denkwürdigkeiten selbst gefunden hätte und dort aus nicht recht ersichtlichen Gründen weggeblieben ist.

Doch diese Hinweise auf fühlbare Lücken mögen als unbedeutend, vielleicht gar als kleinlich erscheinen gegenüber der Fülle dessen, was das Werk wirklich bietet. Schlechthin Neues und Unbekanntes wird es so sehr viel nicht enthalten, aber zahlreiche Thatfachen treten in schärfere oder in neue Beleuchtung, und obwohl die frische Unmittelbarkeit der Schilderung, die Fürst Bismarcks Erzählungsweise auszeichnete, in diesem Buche der Natur der Sache nach nur dann und wann hervortritt, übrigens in der ersten Hälfte noch mehr als in der zweiten: da, wo sie auftritt, ist sie nicht geringer wie irgendwo anders. Höchst lebendig mit manchen noch unbekanntem Zügen schildert er sein Verhalten in den Märztagen des Jahres 1848, wo er entschlossen die Anregung zu einer Gegenrevolution gegen die in Berlin siegreiche Demokratie zu geben versucht (I, 20 ff.); sehr merkwürdig ist der Plan des liberalen Führers Georg von Vinde, den König zur Abdankung zu bewegen, den Prinzen von Preußen von der Thronfolge zu verdrängen und eine liberale Regentschaft unter der Prinzessin Augusta für den unmündigen Prinzen Friedrich Wilhelm einzusetzen, der erste Waffengang Bismarcks mit der stolzen und energischen Fürstin (I, 36 ff.). Das gerade in jenen verhängnisvollen Tagen begründete Vertrauensverhältnis zu Friedrich Wilhelm IV., das den einsamen altmärkischen Edelmann in die diplomatische Laufbahn einführte, ihn nach Frankfurt brachte und schon unter dem Ministerium Manteuffel zum tatsächlichen Leiter der auswärtigen Politik Preußens machte, obwohl er trotz mehrfacher Aufforderungen (1852, 1854, 1856) es ablehnte, der Minister dieses Königs zu werden, das alles tritt erst jetzt mit voller Klarheit hervor, ebenso die Härte des Kampfes, den er 1862 bis 1866 mit einigen Mitgliedern des königlichen Hauses, mit dem Kronprinzen und der Königin zu führen hatte (vergl. besonders Kapitel 17

„Danziger Episode“), ferner seine von Anfang an, trotz der mannigfachen und heftigsten Gegnerschaft, fest auf ein ganz bestimmtes Ziel, die Annexion, losgehende Politik in Schleswig-Holstein, auf deren glänzendes Gelingen er immer besonders stolz war (II, 8 ff.), dann die Neutralitätsverhandlungen 1866 mit Hannover (II, 24), die dicht vor dem Abschlusse scheiterten, der Versuch, im letzten Augenblicke auch Kurhessen durch den Kurprinzen für dieselbe Haltung zu gewinnen (II, 25 f.), der heiße Kampf um die Friedensbedingungen in Nikolzburg (II, 39 ff.), und Bismarcks entscheidender Einfluß auf die Kriegsführung nach der Schlacht von Königgrätz durch den Kriegsrat von Czernahora am 12. Juli (II, 37 ff.), der sein Verhältnis zum Generalstabe und seinen „Halbgöttern“ auf die Dauer verdarb. Mit hinreißender, überzeugender Klarheit entwickelt er im 21. Kapitel („Der Norddeutsche Bund“) den innigen Zusammenhang zwischen seiner innern und auswärtigen Politik nach 1866. Bei der Darstellung des Krieges von 1870/71 (Kap. 23) legt er das Schwergewicht auf den hartnäckigen Kampf, den er vor Paris, von Moon unterstützt, mit dem Generalstabe und dem Einflusse hochgestellter Damen um die Beschließung von Paris und um seinen Einfluß auf die Leitung der militärischen Operationen zu führen hatte, da seine unzweifelhaft berechnete Anschauung, der Krieg sei nur ein Mittel zur Erreichung politischer Zwecke, bei den „Halbgöttern“ fortwährend auf Widerstand stieß. Beim Kulturkampf (Kap. 24) betont er vor allem dessen Zusammenhang mit den polnischen Bestrebungen und seinen Zweck, die Hoheit des Staates gegenüber den Herrschaftsansprüchen der römischen Kirche zu wahren, weist nach, wie erst die „Desertion“ der freisinnigen Partei ihn aussichtslos gemacht, wie er aber dem Staate trotzdem eine Reihe von dauernden Erfolgen gebracht und einen erträglichen modus vivendi herbeigeführt habe, während ein prinzipieller Ausgleich bei der Natur der römischen Kirche unmöglich sei. Sehr neu und eigentümlich tritt später sein persönliches Vertrauensverhältnis zu Kaiser Alexander III. von Rußland als eine Grundlage der Beziehungen Deutschlands zum Zarenreiche hervor (II, 157 f.).

Diesen Darstellungen sind nun glänzende Lichter aufgesetzt in Gestalt einzelner scharf und lebendig gezeichneter Bilder. Welch eine Szene im Potsdamer Schlosse, als der König am 25. März 1848 an die um ihn im Marmorsaal versammelten Gardeoffiziere eine Ansprache richtet, er sei niemals freier und sicherer gewesen, als unter dem Schutze seiner (Berliner) Bürger, und die schon über den Rückzug aus der besiegten Hauptstadt tief erbitterten Männer mit einem Murren und Aufstoßen der Säbelscheiden antworten, „wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird“ (I, 26). Oder wie er am 22. September 1862 den König Wilhelm in Babelsberg umstimmt (I, 267) und ihn in Süterbogk „bei seinem preußischen Offiziersportepée faßt“ (I, 283 ff.), ein Auftritt, den er gern immer wieder erzählt hat, und wie er ihn dann in Baden-Baden im August 1863

vom Besuche des Frankfurter Fürstentags mit dem Aufgebot aller Kraft zurückhält (I, 340). Oder sein ganz persönlicher Zusammenstoß mit dem Kronprinzen im September 1863, der ihm mit einem „feindlichen Ausdruck olympischer Hoheit“ begegnet! (I, 323). Geradezu erschütternd wirkt es, wie er in Nikolsburg, als der König auf seine maßvollen Vorschläge für die Friedensbedingungen nicht eingehn will, nach heftigem Streite das einmal im Weintrampf zusammenbricht, das andermal sogar einen Augenblick an Selbstmord denkt, und der Kronprinz vermittelnd dazwischentritt (II, 43. 47). Wie plastisch herausgearbeitet sind auch die Figuren der Petersburger Hofgesellschaft in ihren drei auf einander folgenden, ganz verschiedenen Generationen (I, 219 ff.), oder der napoleonische Hof in Paris mit seinem Glanze und seinen plebejischen Sitten (I, 153 ff.)! Bilder derart erregen nur das Bedauern, daß diese Meisterhand nicht noch mehr ähnliche gezeichnet hat.

Ein besonders eigentümliches Element des Wertes sind die politischen Betrachtungen, die bald an einzelne Ereignisreihen angeknüpft werden, bald ganze Kapitel füllen und zusammen einen sehr beträchtlichen Teil des Ganzen ausmachen. In ihnen hat der Verfasser das Ergebnis eines langen, unvergleichlich erfolgreichen Lebens vor allem zur Belehrung für die Zukunft niedergelegt. So erörtert er im Anschluß an die Schilderung der Märztage von 1848, welche Möglichkeiten sich bei einer entschlossenern und klarern Haltung des Königs, der die Macht der Bewegung überschätzt, die der monarchischen Idee im Volke und Heere unterschätzt und zuviel Rücksicht auf „moralische Eroberungen“ in Deutschland genommen habe, der preußischen Krone für ihre deutsche Politik geboten hätten (I, 40 ff. 54 ff.). Zweimal, da, wo er I, 10 seine eignen Jugenderfahrungen in der Verwaltung bespricht, und wo er II, 179 f. auf die Verwaltungsreform des Grafen Friedrich Eulenburg 1877 eingeht, erörtert er die neue „Selbstverwaltung“ und findet, daß sie nur eine Verschärfung der alten Bürokratie sei, da sie den Landrat in einen reinen Regierungsbeamten verwandelt und damit die alten festen Beziehungen des Amtes zu dem Kreise zerstört habe. An die Erzählung von seinem Eintritt ins Ministerium 1862 knüpft er eine ausführliche Besprechung der schweren Versäumnisse in der auswärtigen Politik Preußens seit 1786, das nach 1806 überhaupt keine wirkliche Selbständigkeit gehabt habe und als eine Großmacht nur cum grano salis habe gelten können, nicht weil es ihm an innerer Kraft, sondern weil es der Regierung an preußischem Selbstgefühl gefehlt habe, vor allem unter Friedrich Wilhelm IV., den die Verantwortung für die damalige Politik in allen wesentlichen Stücken selber treffe. Erst Wilhelm I. habe sich allmählich unter seiner eignen Mitwirkung emanzipiert, auch von den nach der alten Richtung hindrängenden Einwirkungen seiner nächsten Umgebung (I, 270 ff.). Höchst merkwürdig ist die Erörterung über die Enttäuſchung, die ihm der Reichstag und die Dynastien bereitet haben; die nationale Gesinnung der Dynastien habe er unterschätzt, die der deutschen Wähler

oder doch des Reichstags überschätzt (II, 309), und wie bitter resigniert klingt der Satz II, 58: „Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es eintritt, daß das bestehende (allgemeine) Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon freizumachen. Kann es das nicht, so ist meine Medensart, daß es reiten könne, sobald es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen.“ Leider ist sie, wie es scheint, wirklich ein Irrtum gewesen. Ein ganzes Kapitel, das 13., widmet der Verfasser dem Verhältnis der „Dynastien und Stämme“ zur nationalen Einheit. Er findet, bei den Deutschen sei die Anhänglichkeit an eine Dynastie Voraussetzung des praktischen Patriotismus. Darin liege die Bedeutung der Dynastien für den Zusammenhang der Nation, und da dieses Verhältnis, das bei andern Völkern nicht vorhanden sei, nun einmal eine reichsdeutsche Eigentümlichkeit sei, so müsse man mit ihm rechnen, so lange es kräftig sei. Daß die Bewegung von 1848/50 dies versäumt habe, sei ihr größter Fehler gewesen. Andererseits habe sich das dynastische Interesse unter das nationale Interesse zu beugen und dürfe nicht neue Zersplitterung verursachen, denn „daß deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden.“ Die einzelstaatliche Souveränität sei an sich „eine revolutionäre Errungenschaft auf Kosten der Nation und ihrer Einheit,“ und die Dynastien seien nur deshalb so mächtig geworden, weil sie die Krystallisationspunkte des deutschen Sondertriebes gewesen seien. Nach diesen Ausführungen wird wohl niemand mehr wagen dürfen, den Fürsten Bismarck, der immer genau danach gehandelt hat, als den prinzipiellen Beschützer jedes kleinfürstlichen Rechts und anderer sogenannter „Symponderabilien der Volksseele“ in Anspruch zu nehmen. Wie das Verhältnis zu Rußland immer im Vordergrund seiner Politik gestanden hat, so kommt er auch mehrfach in kürzern oder längern Betrachtungen darauf zurück, so II, 251 ff., wo er darauf hinweist, daß das 1879 geschlossene Bündnis mit Österreich durch gute Beziehungen Deutschlands zu Rußland befestigt, durch eine Entfremdung von diesem unsicherer gemacht werde und bei der Unberechenbarkeit der innern Entwicklung Österreichs thatsächlich auf zwei Augen stehe, so vor allem im 30. Kapitel über die „zukünftige Politik Rußlands.“ Er sieht ihren (europäischen) Hauptzweck in der nur mittelbaren Beherrschung der europäischen Türkei und in einem russischen Beschluß des Bosphorus. Deutschland sei dem gegenüber in der vorteilhaften Lage, daß es keine unmittelbaren Interessen im Orient habe, und sei zugleich durch seine zentrale Stellung genötigt, einerseits alles zu thun, um einen Zusammenstoß mit Rußland zu vermeiden, der ihm auch im glücklichsten Falle nichts der Rede wert einbringen könne, andererseits Österreich nicht in die Arme Rußlands zu treiben; denn gelänge es diesem, Österreich zu gewinnen, so wäre die Koalition des Siebenjährigen Kriegs gegen uns fertig, da Frankreich immer gegen uns zu haben sein würde. Daher sei das höchste Interesse Deutschlands die Erhaltung des Friedens. Aus diesem Grunde sei er selbst, nachdem wir unsre Einheit

innerhalb der erreichbaren Grenzen hergestellt hatten, bestrebt gewesen, das Vertrauen aller Mächte zu der Gerechtigkeit und Friedensliebe des Deutschen Reichs zu erwerben und habe daher selbst berechnete Empfindlichkeit zurückgebrängt. Nachdrücklich weist er an einer andern Stelle (II, 258 f.) darauf hin, daß alle Staatsverträge nur Geltung haben *rebus sic stantibus*, auch der Dreibund, und daß daher das altpreussische *toujours en vedette* niemals vergessen werden dürfe. Man sieht, das ist eine sehr kluge, sehr weitschauende, sehr maßvolle Politik, aber es ist auch eine europäisch beschränkte Politik. Daß sie, nachdem Deutschland auf Grund und unter dem Zwange dessen, was eben sie für Deutschland errungen hat, in die Reihen der Weltmächte eingetreten ist, in jedem Falle ausreichen wird, das wird man schwerlich erwarten dürfen.

Wenn schon diese ausgebreiteten Betrachtungen und die ganze Auswahl und Anordnung des Stoffes eine stark subjektive Färbung in das Buch bringen, so tritt dieser subjektive Charakter noch mehr hervor in dem Urteil über Personen und Dinge, abgesehen noch von dem unbewußten und im einzelnen schwer nachweisbaren Einfluß, den die Betrachtung von einem spätern Standpunkte aus darauf ausüben mußte. Denn es liegt über dem Werke nicht die abgeklärte Ruhe des philosophisch-gelassenen Beobachters, der auf die Vergangenheit als auf etwas Abgethanes zurückblickt, sondern es lebt in ihm die nachzitternde Erregung des großen Kämpfers. War doch das ganze Leben des Verfassers vom Eintritt in die politische Laufbahn 1847 bis an seinen Tod, fünfzig Jahre durch, ein ununterbrochener Kampf. Und mit wem hätte er nicht zu kämpfen gehabt! Er rang zuerst mit der Demokratie von 1848/49 für das starke Königtum und die Selbständigkeit seines Preußen, in Frankfurt a. M. mit dem Ansprüche Österreichs um die Autonomie der preussischen Politik und die Gleichberechtigung seines Staats, als Minister wieder für das echte Königtum gegen ein parlamentarisches Regiment. Alle Parteien hat er auch später nach einander unter seinen Gegnern gesehen: die Konservativen, seine alten Genossen, die ihm bei dem unvermeidlichen liberalen Ausbau des Reiches und Preußens nicht folgen wollten, die Liberalen, die sich ihm versagten, als er an die nationale Wirtschaftspolitik ging, das neugebildete Zentrum, das die Hoheitsrechte des Staates bestritt und trotzdem dank der aufs bitterste von ihm empfundenen „Desertion“ des linken liberalen Flügels zu einer ausschlaggebenden Stellung gelangte, die Sozialdemokratie, die alle Grundlagen des Staats und der Gesellschaft verneinte und trotzdem immer wieder Bundesgenossen unter den „bürgerlichen“ Parteien fand. Und diese innern Kämpfe verflochten sich mit den auswärtigen gegen Österreich und die deutschen Mittelstaaten, gegen Dänemark und Frankreich, später um die Erhaltung und den Ausbau der europäischen Stellung Deutschlands. Denn alle Gegner Preußens und des Reichs fanden Bundesgenossen in seinem Innern.

Gegen seine deutsche Politik focht unter Friedrich Wilhelm IV. die konservativ-doktrinaire „Camarilla,“ unter der Regentschaft und in den ersten Jahren Wilhelms I. mit der parlamentarischen Demokratie thatsächlich verbündet eine starke höfische Partei, die an der Königin und dem Kronprinzen mit seiner Gemahlin eine Stütze fand, und diese Partei ist auch später so ziemlich in allen wichtigen Fragen seine entschiedne Gegnerin geblieben. Dazu wurde die Einheitlichkeit der Staatsleitung beständig von dem Partikularismus der Ressorts gestört, seine eigne Politik beständig gekreuzt, weshalb er diesen Verhältnissen in den Gedanken und Erinnerungen ein ganzes Kapitel, das 27., widmet. Selbst seines Königs und Kaisers war er unter diesen von allen Seiten beständig eindringenden Einflüssen nicht in jedem einzelnen Falle sicher; nur in beständigen Kämpfen konnten sich diese beiden starken Charaktere immer wieder zusammenfinden, und die große Frage, wie die Macht des Monarchen und des leitenden Ministers abzugrenzen sei, ist auch von Bismarck niemals grundsätzlich gelöst worden, weil sie unlösbar ist. Kurz der gewaltige Mann, der Deutschland einigte und Europa eine neue Ordnung auferlegte, ist, so wenig wie er jemals eine sichere Mehrheit im Reichstage erlangte, seiner amtlichen Stellung niemals ganz sicher gewesen. Er hat sie festgehalten mit aller Kraft, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Pflichtgefühl, aus Liebe zu seinem alten Herrn, als seines „Kaisers treuer deutscher Diener,“ als seines angestammten Königs altmärkischer Vasall.

Wie hätte ein solcher Mann zu einem objektiven sachlichen Urteil über seine alten Gegner gelangen können! Er identifiziert sich vielmehr so mit der Sache, die er vertreten hat, und die nur er so vertreten konnte, daß seine sachlichen Gegner als seine persönlichen Feinde erscheinen, und er will natürlich auch, daß seine Leser die Dinge so auffassen wie er selbst. Daher das herbe Urteil über fast alle, auch wenn sie dem Herrscherhause angehören. In der Art, wie er in dem 16. Kapitel „Danziger Episode“ den damaligen Kronprinzen behandelt, liegt etwas Schonungsloses, und man kann wohl fragen, ob das notwendig war; auch das Schlußkapitel „Kaiser Friedrich III.“ schwächt diesen Eindruck nur wenig ab. Viel herber noch und schwerlich gerecht wird durch das ganze Buch die Königin und Kaiserin Augusta behandelt; die stolze, kluge und auf ihren Einfluß eifersüchtige Dame erscheint die ganze Zeit hindurch als seine konsequenteste Gegnerin, die ihm seine Politik aufs äußerste erschwerte, da sich um sie alle Opposition, die liberale wie die konservative und clerikale, gewissermaßen kristallisierte (II, 286). Um so wohlthuerender hebt sich die herrliche Charakteristik Wilhelms I. ab (Kap. 32), das schönste literarische Denkmal, das ihm gesetzt werden konnte, und das nur dieser Darsteller ihm setzen konnte.

Es ist das gute Recht aller Denkwürdigkeiten, also auch der „Gedanken und Erinnerungen,“ nicht nur die Persönlichkeit des Erzählers stark hervortreten zu lassen, sondern auch sein persönliches Urteil rückhaltlos zur Geltung

zu bringen. Eine objektive Geschichtsdarstellung bieten Memoiren nicht und bietet auch das Werk Fürst Bismarcks nicht. Aber gerade darin liegt sein Wert. Er beruht nicht in erster Reihe auf den neu mitgetheilten Thatfachen, sondern vor allem in dem Bilde, das wir von der alles überragenden Persönlichkeit des Erzählers erhalten. Wie er über die Dinge und die Menschen dachte und empfand, wie er sie behandelte, was er mit einer politischen Maßregel beabsichtigte, welche Erfahrungen er aus seiner Thätigkeit schöpfte, und welche Regeln sich ihm daraus für die Zukunft ergaben, kurz sein Wesen als Staatsmann, das ist selbst ein überaus wichtiger Teil der deutschen und der europäischen Geschichte, denn er hat sie selbst gemacht, so weit ein einzelner Mensch das überhaupt vermag. Und je stärker dabei seine Subjektivität hervortritt, je tiefer und persönlicher er die Gegensätze empfindet, mit denen er im Kampfe gelegen hat, desto mehr steigert sich die Teilnahme für ihn, ja oft regt sich geradezu das Gefühl tiefen Mitleids, nirgends mehr als da, wo er ganz schlicht, ohne irgend einen Zusatz erzählt (II, 122), wie Kaiser Wilhelm nach der Kaiserproklamation von Versailles, verstimmt über die gegen seinen Willen von Bismarck durchgesetzte Titulatur „Deutscher Kaiser,“ ihn ignorierte und an ihm vorüberging, um den hinter ihm stehenden Generalen die Hand zu reichen, an dem Tage, der zwei Jahrzehnte hingebender Arbeit des Ministers ruhmvoll abschloß! Denn tragisch trotz aller Erfolge ist wie im Grunde das Leben jedes großen Mannes auch dieses großartige Dasein gewesen. Dies ist der stärkste Eindruck, den das Buch hinterläßt. Der andre ist die Erkenntnis, wie unendlich verwickelt und schwierig es ist, einen großen Staat zu regieren, d. h. alle die widerstreitenden Elemente schließlich zu einheitlichem Willen und Wirken zusammenzufassen. Wenn sich diese Erkenntnis recht vielen Lesern mittheilt, so wird das Werk wesentlich zu der politischen Erziehung der Deutschen beitragen, die noch sehr, sehr weit davon entfernt ist, abgeschlossen zu sein; sie wird mit Ehrfurcht vor dem Staate überhaupt und mit Bewunderung für den Genius erfüllen, der erst in beständigem Ringen, durch seine persönliche Arbeit vorhandene Möglichkeiten in Wirklichkeit umsetzte. Dieses Buch ist sein politisches Testament. Aber gerade deshalb ist es kein Volksbuch und soll es gar nicht sein, denn die große Politik ist nichts Volkstümliches. Es ist auch für gebildete Leser eine schwere Lektüre, die viel Kenntnisse und ernste geistige Mitarbeit voraussetzt. Möge es durch seinen Einfluß mitwirken an der Erziehung einer geistigen Aristokratie, die den deutschen Staat beherrschen muß, wenn er seine Aufgabe erfüllen soll!





Die Streitkräfte Italiens

Von E. Miller



Mit Italien seine politische Einheit errungen hat, ist verhältnismäßig eine so kurze Zeit vergangen, daß man heute noch vielfach von dem „jungen Königreiche“ spricht. Und in der That, wer über die Alpen wandert, nicht bloß zu seinem Vergnügen, sondern um Land und Leute jenseits kennen zu lernen, der wird alsbald die Wahrnehmung machen, daß gerade an diesen uralten Stätten der Kultur alles neu ist. Das heißt, abgesehen von den dort reichlicher als anderswo vorhandenen Resten des Altertums und des Mittelalters haben alle Einrichtungen des Staates wie der Kommunen den Stempel des Jungen, des Unerprobten. Nicht den Eindruck des Mißglückten oder gar des Mißratnen, nur den der Entwicklung gewinnen wir. Bei der gewaltigen Verschiedenheit von Bewohnern und Gegenden des langgestreckten Landes ist dies eine sehr erklärliche Erscheinung. Selbst in Deutschland ist der Unterschied zwischen der nördlichen und der südlichen Bevölkerung nicht annähernd so groß, wie zwischen den Piemontesen mit stark gallischer und den Sizilianern mit griechisch-sarazenischer Mischung. Daher mag es zu einem guten Teile rühren, daß die Umgestaltung des italienischen Staatswesens zu einem Ganzen mit fertiger Gepräge langsam von statten geht, daß die Verschiedenheit der einzelnen Provinzen auch vor dem Fremden schärfer hervortritt, als bei uns; und daher rührt auch mancherlei Ungemach, mit dem die Nation hart zu kämpfen hat.

In einer Beziehung aber ist der Sohn des Nordens, wie der des äußersten Südens wie aus einem Gusse: er fühlt sich dem Auslande gegenüber als Italiener. Da giebt es keine Römer und Toskaner, keine Lombarden, Piemontesen und Venezianer, noch weniger Sizilianer, Modenesen, Lucchesen, Parmesen und wie sie zu Hause und unter sich alle heißen und sich damit necken mögen. Dieser Thatsache allein, aber auch ganz allein, verdankt der Italiener, dessen Vaterland fast für ewige Zeiten zum Schauplatz blutiger Kämpfe äußerer und innerer Feinde bestimmt zu sein schien, einen fast dreißigjährigen Frieden, länger, als er seit den Tagen der römischen Kaiser der europäischen Menschheit vergönnt gewesen ist, zu lange vielleicht, um auch allen innern Hader zu vergessen.

Die Erkenntnis des italienischen Volkes, der feinere Instinkt der roma-

nischen Rasse, daß die geringste Verleugnung der Italia una von den folgen-
schwersten Erschütterungen begleitet wäre, haben das Reich davor bewahrt, in
den Fehler zu fallen, gerade die Einrichtung, die die mächtigste und sicherste
Grundlage der Staatseinheit schafft, die gesamte Streitmacht zu Wasser und
zu Lande, zu schmälern. Keins der zahlreichen Ministerien, die seit 1870 nach
einander gefolgt sind, hat die Verantwortung übernehmen wollen, das Militär-
budget zu beschneiden. Und wenn zuweilen ein obskurer Parlamentarier seinen
Eintritt in die Regierung von der Zusicherung größter Sparsamkeit abhängig
machte, so war dies immer nur eine landesübliche Gepflogenheit, dazu bestimmt,
den Sprung etwas kleiner erscheinen zu lassen, der in Italien von einem Par-
lamentarier bis auf einen Ministerfessel mitunter sehr groß ist. Als Minister
kommt er zu der Überzeugung, daß „schlecht aber billig“ nirgends so ver-
hängnisvoll ist, als bei der Erhaltung der Wehrfähigkeit.

Ein Staat, der auf seine Souveränität nicht verzichten will, muß sich
das Recht nehmen, Krieg zu führen, und dazu ist notwendig, daß er Schild
und Speer scharf und blank erhält. Gut für ihn, wenn er Freunde und Ver-
bündete hat, besser, wenn er sie nicht braucht. Aber auch auf einen wirklich
wertvollen und praktischen Rückhalt an Verbündeten kann nur der Staat
rechnen, der selbst bündnisfähig ist. Und daher muß der Staat sein Heer so
organisieren, daß es unter allen Verhältnissen schlagfertig ist und von partei-
politischen Einflüssen und Rücksichten vollständig verschont bleibt. Nur noch
das Heer hält heute den sonst in allen Fugen krachenden Donaufaiserstaat zu-
sammen und sichert Europa vor unabhsehbaren Kriegswegen; eben weil auch
das österreichische Heer frei ist von dem heillofen Hader, und sich in ihm alle
Stämme zu gemeinsamem Zwecke zusammenfinden, den Kaiser zu schützen und
das polyglotte Reich vor dem Auseinanderfallen zu bewahren. Ganz anders
liegen die Dinge in Frankreich, wo trotz einer äußerst vollkommenen Zentrali-
sation des Reiches, die die jedes andern Kulturstaats weit übertrifft, die heil-
loseste Verwirrung in der Armee herrscht, eben weil sich das Heer von der
Politik nicht frei hält. Keinem französischen Herrscher seit 1793 ist es mehr
gelingen, im Heere lediglich einen rein militärischen Geist zu pflegen. Selbst
der „Abgott“ seiner Soldaten, Napoleon I., mußte mit unzähligen politischen
Strömungen rechnen. In dem Augenblick, als sich bei Wagram der Sieg auf
seine Seite neigte, bewahrte ihn fast ein Wunder vor dem Todesstoße, den
einer seiner Offiziere gegen ihn zu führen bestimmt war. Dort fand er auch
den Vorschlag der in Paris zurückgebliebenen Generale und anderer hoher Offiziere
schwarz auf weiß: „Näht das Ungeheuer in einen Sack und werf es in die
Donau!“

Man kann nicht genug staunen über die bewegliche Empfänglichkeit, die
das französische Offizierkorps in den letzten hundert Jahren für die politischen
Eindrücke jeder Situation bethätigte. Abenteuer kommen und gehen, in einem

Falle umjubelt, im andern von allen verlassen. Feige gab das Heer das Königtum dem Pöbel preis und begleitete singend und tanzend den edelsten aller französischen Könige auf das Schafott; feige hatte es dessen Verteidigung den Schweizern, den Fremden, überlassen. Dann verriet die glorreiche Armee die Republik an den Korsen, diesen an das legitime Königtum, dann wurde noch einmal gewechselt und wieder gewechselt, um von den Bourbonen zu den Orleans, von diesen zur Republik, wieder zum Kaiser und wieder zur Republik zu laufen. Und wer kann wissen, wohin es jetzt geht? Zu wundern braucht man sich aber unter solchen Umständen nicht, daß Frankreich, einst die erste Militärmacht Europas, so lange gänzlich isoliert geblieben ist, bis der Mächtige an der Newa das erlösende Wort von der russisch-französischen Allianz, die ihre Probe erst bestehen muß, gesprochen hat; die Bündnisfähigkeit Frankreichs ist eben bisher nicht besonders einleuchtend gewesen.

Ganz anders Österreich und Italien. Das italienische Heer, vor allem dessen Offizierkorps, ist durchaus königstreu und treibt keinerlei Politik; darin liegt das ganze Geheimnis der riesenhaften Fortschritte, die das seit 1870 vollständig neu geschaffne Heer gemacht hat. Alle die alten Kontingente mußten gänzlich aufgelöst werden. Der Keim, aus dem die heutige Armee herausgewachsen, das piemontesische, im Vergleiche zur gegenwärtigen Streitmacht des Landes doch recht kleine Kontingent, bot keineswegs eine ähnlich unerschütterliche Grundlage, wie Preußens Heer den 1867 und 1871 hinzugetretenen Truppen. Um so mehr muß man Italiens militärische Fortschritte, die, wie wir nachher hören werden, auch in anderer mehrfacher Richtung von wohlthätigen Einwirkungen auf Land und Volk begleitet sind, anerkennen. Hätten die italienischen Armeearganisationen, hätte das gesamte Offizierkorps das bewährte preussische Beispiel nicht nachgeahmt — nicht nur nach seinen Formen, sondern auch nach seinem Geiste —, dann hätte das junge Königreich auf alle Vorteile einer kräftigen Politik nicht nur verzichten müssen, sondern es wäre längst wieder aus einander gefallen und hätte zu unberechenbaren Verwicklungen Anlaß geboten.

Der Ausspruch: Das Heer ist die Schule des Volkes, hat in Italien seine ganz besondere Bedeutung. Die sozialen Verhältnisse dieses von der Natur so reich gesegneten Landes mit seiner unvergleichlichen geographischen Lage lassen gewiß sehr viel zu wünschen übrig. Daran trägt aber nicht immer die teilweise vorhandne, sehr häufig auch nur angebliche Not die Schuld. Nicht daß die untern Klassen in allen Fällen nicht besser leben könnten, nein, sehr oft wollen sie nicht anders leben. Ihre Bedürfnislosigkeit spottet allen unsern nordischen Begriffen. Der italienische Arbeiter sieht des Lebens Glück nicht im Genuße, sondern im Bewußtsein des Besitzes. Nur Geld cinnehmen, anlegen, aber gar keins unter die kleinen Leute bringen, ist an der Tagesordnung. Ein Stück trocknes Brot, eine Handvoll Polenta, ein auf der Straße aufge-

lesener Cigarrenrest, auf dem Leibe buchstäblich nur Lumpen, so lange die Bitterung es irgend gestattet, unter freiem Himmel Nachtquartier und dabei einige hundert, ja tausend Lire auf den Postsparkassen, solche Widersprüche sind gar nicht selten. Diese Anspruchslosigkeit der Italiener ist es vor allem gewesen, was in Zürich im Sommer 1896 zu einem mehrtägigen blutigen Kampfe der einheimischen Bevölkerung gegen die Italiener und schließlich zu einem förmlichen Aufruhr geführt hat.

Daher kann man mit doppeltem Rechte sagen, daß im Heere der Italiener gezwungen wird, seine ganze Lebensauffassung sehr vorteilhaft für sich und das Ganze zu verbessern. Dort lernt er einsehen, daß Arbeit und Genuß in einem gewissen gesunden Verhältnis zu einander stehen müssen, er erkennt den Unterschied zwischen seinem Vorleben und einem menschenwürdigen Dasein. Die italienische Volksschule, auch die auf dem Lande, in den ärmsten Dörfern, ist nicht schlecht, aber die Auffassung der untern Klassen von der allgemeinen Schulpflicht ist sehr weithezig. Es ist daher ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst der Armeeführung, daß sie dem jungen Wehrmann vom Tage seines Eintritts in das Heer förmlichen Schulunterricht erteilt. Im Jahre 1860 zählte man noch 83 Prozent Analphabeten, heute noch 44 der Gesamtbevölkerung.

Gleich wie der deutsche Bürger denkt der italienische mit Stolz und innerer Genugthuung an seine Dienstzeit. Die geschickteste politische Bearbeitung der Massen ist nicht imstande, daran etwas zu ändern. Wer erst in Italien Gelegenheit gehabt hat, die in die Kasernen einziehenden Rekruten trupp mit ausziehenden Reservistenscharen zu vergleichen, wird fast an das Bild erinnert, das uns lebende Hasen zeigt, die in eine Maschine springen und auf der andern Seite als blanke Hüte herauskommen. Der Gegensatz, den die militärische Ausbildung erzeugt, ist staunenswert. Italien hat jetzt 5,3 Prozent seiner Gesamtbevölkerung militärisch ausgebildet; Österreich etwas weniger, nur 5, Deutschland 6,5, Frankreich 7,8, Rußland 8,9. Die sich hieraus ergebenden Daten für die mobilen Armeen dieser Staaten sind eben die beste Friedenssicherung; der Beweis ist seit drei Jahrzehnten erbracht.

Was das italienische Offizierkorps betrifft, so kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß es aller Achtung vollauf wert ist. Seine allgemeine wissenschaftliche Bildung steht ganz entschieden höher als die des französischen; auch seine Berufstüchtigkeit wetteifert mindestens mit ihnen. Wenn man Gelegenheit gehabt hat, italienische und französische Offiziere im Dienste zu sehen, so fällt einem bei diesen eine peinlich berührende Eigenschaft auf, noli me tangere ist die beste Bezeichnung dafür, während der Italiener mit lebensvoller Wärme von sichtbarer und wohlthuender Rückwirkung bei der Sache ist. Einen die soldatische Gesinnung besonders verlegenden Eindruck gewinnt man, wenn man mit ansehen muß, wie der französische Vorgesetzte, auch der Unteroffizier, seine Untergebenen nach den größten und anstrengendsten Manövern sich selbst über-

läßt und sich um die Unterbringung, Verpflegung, Ruhe und alles das, was eine Truppe immer wieder bedarf, nicht im geringsten kümmert. Die großen Räubereien und Prellereien, die die Franzosen in allen Kriegen seit Jahrhunderten in allen Ländern verübt haben, stehen damit in unmittelbarem Zusammenhang. Als Gesellschafter ist der italienische Offizier immer ein lebenswürdiger Kavaliere; materiell fährt er kein beneidenswertes Dasein; seine Untergebenen sind in dieser Richtung verhältnismäßig besser gestellt. Sicher aber sind die Beschuldigungen, die vor bald drei Jahren von französischer Seite gegen das italienische Offizierkorps erhoben wurden, zum mindesten übertrieben worden, und der Kritiker war sicher dazu wenig berufen. Die mutwillig herausgeforderten Italiener sind ihm die Antwort auch nicht schuldig geblieben.

Prüfen wir nun die Organisation der Streitkräfte unferer Verbündeten etwas näher. Gegen Ende des Jahres 1875 wurde ein Gesetz erlassen, das den Grundsatz der „allgemeinen Wehrpflicht“ aussprach. Es wurde jedoch sehr milde gehandhabt und durch vielerlei Übergangsbestimmungen in seinen Wirkungen ziemlich lahm gelegt. Im August 1888 gelangten die Normen von 1875 zu voller Geltung. Der Militärdienst beginnt mit dem zwanzigsten Lebensjahre und gestattet bei der Fahne einen Spielraum zwischen zwei und drei Jahren, je nachdem die gesetzlich festgelegte Friedenspräsenzsziffer es erfordert. Daher schwankt auch die Dienstzeit in der Reserve zwischen den folgenden fünf und sechs Jahren. Hieran schließen sich drei oder vier Jahre als mobile Milizen und sieben Jahre als Territorialmilizen an. Nach neun- zehnjähriger Dienstzeit also scheidet der Italiener aus allen Militärverhältnissen aus. Eine längere aktive Militärzeit hat der Kavallerist durchzumachen; er dient drei volle Jahre bei der Fahne, sechs bei der Reserve, hat aber dann die Vergünstigung, hiernach sofort in die Territorialmiliz überzutreten.

Das Vorrecht des Einjährig-Freiwilligen besteht in Italien ebenfalls: er hat ein einmaliges Pauschquantum zu zahlen — zwischen 1200 und 2000 Lire —, die Schwankungen zwischen diesen Grenzen richten sich nicht allein nach der Waffe, sondern auch dem Bildungsgrade des Dienenden. Bedingungslos befreit von jedem Militärdienst ist der einzige Sohn einer Familie; bei mehreren Söhnen immer der zweite, vierte u. s. f., außerdem ist für einen Offizier gewordenen Italiener immer ein Bruder befreit. Neben den bisher genannten giebt es noch zwei weitere Klassen von Wehrpflichtigen. Es sind dies die Ausgelosten — die männliche Bevölkerung Italiens ist zahlreicher als die weibliche —; sie dienen nur zwei bis sechs Monate, die sich auf einen größern Zeitraum verteilen; dann eine dritte Kategorie, die dringender Familienrücksichten halber nur eine dreißigtägige Dienstzeit durchzumachen hat. Sie sollen im Kriege nur als Besatzungstruppe und letzte Reserve verwandt werden.

In territorialer Hinsicht ist das Land in 87 Militärbistricte für Infanterie und Kavallerie, in 12 Commandi locali für Artillerie, in 15 Genie, in

12 Sanitäts- und in 12 Kommissariatsterritorialdirektionen eingeteilt. 14 Militärtribunale sprechen das Recht. Der aktive Friedensstand umfaßt 12 Armeekorps zu 2 Divisionen. Eine Division umfaßt 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimentern, sowie 1 oder 2 Kavallerie- und 2 Divisionsartillerieregimenter, außerdem einige Kadres für Verbände, die erst im Kriege aufgestellt werden sollen. Mehrere Kavallerieregimenter, in der Regel 2 bis 4, unterstehen, unbeschadet ihres Divisionsverhältnisses, einem Brigadefommando, deren es im ganzen 9 giebt. Unmittelbar unter den kommandierenden Generalen stehen die Bersagliere- und Alpenregimenter.

Da schon in Friedenszeiten die Kadres für zahlreiche, erst im Kriege aufzustellende Verbände vorhanden sind, so zeigen die italienischen Etats auch der aktiven Truppen ein verhältnismäßig zahlreicheres Offizierskorps, als die entsprechenden deutschen Truppeneinheiten. Die italienische Heeresleitung bezweckt mit dieser Einrichtung, einem einreißenden Mangel an aktiven Offizieren im Kriege rechtzeitig vorzubeugen. So umfaßt ein Infanterieregiment bei einem Friedensstande von 1254 Mann 59 Offiziere, 4 Depotoffiziere und 3 Beamte. An Regimentern dieser Etatsstärke giebt es: 2 Grenadier-, 94 Linien-, 12 Bersagliereregimenter zu 3 Bataillonen, jedes zu 4 Kompagnien. Von den 7 Alpenregimentern hat eins 4 Bataillone. Außerdem sind aufgestellt: 98 Distriktskompagnien, jede 100 Mann stark und schon im Frieden mit den Kadres für 48 Infanterieregimenter und 18 Bersaglierbataillone der mobilen Miliz und 320 Bataillone der Territorialmiliz. Die Waffe aller dieser Truppen ist das Gewehrmodell 91, mit 6,5 Millimeter Kaliber, festem Magazin und 6 Patronen Füllung.

Ungemein stark sind im Verhältnis zur Infanterie die Etats der Kavallerie. Ein Regiment umfaßt bei 6 Eskadrons 1008 Reiter, dagegen nur 36 Offiziere. Im ganzen zählt die italienische Kavallerie 24 Regimenter. In 6 Remontedepots sind 9200 Pferde vorhanden. Die Artillerie, die sich einer ganz besonderen Fürsorge der italienischen Heeresleitung erfreut, umfaßt 12 Korpsartillerieregimenter zu 2 Abteilungen, jede zu vier 9-Zentimeter- und vier 7-Zentimeterbatterien, 2 Trainkompagnien und 1 Depot. Der Etat einer Batterie zählt 3 Offiziere, 87 Mann, 45 Pferde und 4 Geschütze. Die zwölf Divisionsartillerieregimenter haben ebenfalls je zwei Abteilungen, von denen jedoch jede nur vier 9-Zentimeterbatterien umfaßt — mit den nötigen Trains und Depots. Dann folgen: ein reitendes Artillerieregiment zu 6 Batterien, Trains und Depots, ein Regiment Gebirgsartillerie zu 15 Batterien mit 6 Geschützen usw. Die Festungsartillerie zählt elf Inlands- und elf Küstenbrigaden, Handwerker- und Veteranenkompagnien.

Das Geniekorps umfaßt eine entsprechende Anzahl von Mineurs, Sappeurs, Trains-, Pontonier-, Lagunen- und Spezialistenkompagnien für Telegraphie, Brieftauben, Signalluftschiffahrtendienst und elektrische Beleuchtung.

Als Eisenbahntruppen sind nur 6 Kompagnien zu einer Brigade formiert.

Zum aktiven Heere rechnen auch die Karabinieri, 21000 Mann zu Fuß und etwa 4000 zu Pferde, in 11 Legionen und 43 Divisionen nebst einer Elevenlegion, ferner die Mannschaften für die 12 Sanitäts- und Verpflegungsmagazine, der beiden Invaliden- und 11 Strafkompagnien.

Das Offizierkorps rekrutiert sich zu einem sehr großen Prozentsatz aus den Militärbildungsanstalten, d. h. den Kadettenkorps; diese wie die Kriegsschulen sind nach Waffen getrennt. Nach dem neusten Stande umfaßt die Friedensstärke: 14300 Offiziere. Für eine Mobilmachung stehen schätzungsweise noch 24000 diensttaugliche, zur Zeit in Disposition befindliche und zum Beurlaubenstande zählende Offiziere zur Verfügung.

An Unteroffizieren und Mannschaften zählte der Gesamtfriedensstand 241000 Köpfe; an Pferden und Saumtieren 49000.

Je nachdem die strategischen Bedingungen es gebieten, sollen im Kriege einzelne Armeekorps zu Armeen zusammengezogen werden.

Dieser Friedensstand kann bei einer Mobilmachung durch 500000 Reservisten, 330000 mobile und 400000 territoriale Milizen verstärkt werden, sodaß sich ein kriegsmäßig ausgebildetes Heer von nahezu anderthalb Millionen Streitern ergibt. Im äußersten Falle stünden aus den Kategorien II und III, die wir vorhin erwähnt haben, noch über 500000 oder gegen 1450000 Mann zur Disposition, die aber nur eine ungenügende oder gar keine militärische Ausbildung genossen haben. Von dieser Friedensstärke, die ausschließlich für Europäisch-Italien in Frage kommt, sind 2000 Mann in Abrechnung zu bringen, die ständig in den Kolonien garnisoniert sind und der durch 8000 Eingeborne vermehrten Kolonialarmee als Stamm dienen.

Damit haben wir die italienischen Streitkräfte zu Lande für Frieden und Krieg kennen gelernt. Das gewaltige Heer fordert unsere volle Bewunderung um so mehr heraus, als es gleichsam aus dem Nichts und in recht kurzer Zeit geschaffen worden ist. Einer seiner Hauptvorzüge aber ist die ausgezeichnete Organisation, die einen raschen Übergang aus dem Friedensstande in das mobile Verhältnis ermöglicht; es ist so ziemlich das Wichtigste unter den heutigen Verhältnissen. Die zahlreich vorhandenen Kadres und Offiziere werden beim Ausbruch eines Krieges von unermeßlichem Vorteil sein.

In dem Maße, wie das Heer nach seiner äußern Form gewachsen ist, hat auch seine innere Tüchtigkeit zugenommen. Wer Gelegenheit gehabt hat, seine Ausbildung von der Rekrutenschule an bis zum großen Manöver zu folgen, wird rückhaltlos anerkennen, daß in allen Stadien der Ausbildung in den letzten Jahren ganz bedeutende Fortschritte gemacht worden sind; bei der Artillerie in besonderm Maße, noch mehr bei den übrigen Spezialwaffen, und mit diesen metzeifern Infanterie und Kavallerie. Man muß natürlich an den lebhaften Sohn des Südens einen andern Maßstab legen als an den strammen

Märker und Pommer. Nochmals aber müssen wir auf den günstigen Einfluß zurückkommen, den das Heer auf die politischen und sozialen Verhältnisse der Nation übt. Ein äußerst reger Garnisonwechsel aller Truppen bringt die einzelnen Stämme des Reichs einander näher und beseitigt die Vorurteile, die auch in diesem Lande als Überbleibsel eines beschämenswerten Partikularismus, nicht nur in Köpfen von Heuchlern, sondern auch von zahlreichen irrefeleitenden Thoren spuken.

Einen andern äußerst wichtigen Umstand dürfen wir ebenfalls nicht unerwähnt lassen. Auswärtige Statistiker haben schon häufig auf die immer sichtbarer fortschreitende Hebung der gesamten italienischen Tierzucht hingewiesen und nach den Ursachen hierfür gesucht. Es ist eine widerwärtige Eigenschaft des Italiens, seine Tiere schlecht zu behandeln. Kraftanpannung und Fütterung stehn häufig in demselben Mißverhältnis wie bei dem menschlichen Arbeiter selbst. Erst im Heere lernt er den Wert des Tieres kennen, und drakonische Bestimmungen zwingen ihn zu vernünftiger Behandlung. So erweist sich der Dienst im Heere als eine wahre Wohltat für die ganze ackerbautreibende Bevölkerung, der noch eine lohnende Zukunft winkt.

Was die ebenfalls im Ausblühen begriffene Industrie der Armee und Marine dankt, ist zu offenbar, als daß darüber nur ein Wort zu verlieren wäre. Von den bekannten, verbrauchten militärfeindlichen Schlagwörtern ist das von der Unproduktivität der Armee eines der kindlichsten und unwahrsten zugleich.

Wir hätten vor dem Leser ein vollständiges Bild entworfen, wenn wir, ohne uns noch kurz mit der Marine beschäftigt zu haben, schließen würden. Die Organisation und der Ausbau der Flotte ist dem italienischen Staate leichter geworden, als die Erschaffung seiner Landmacht. Es liegt dies in der Natur der Sache. Wenn die jammervollen politischen Verhältnisse, aus denen Italien nicht viel früher als Deutschland erlöst wurde, eine Entfaltung auf dem Meere so gut wie gar nicht erlaubten und nur wenig Handel zum Nutzen des Landes gedeihen ließen, so zwangen doch die Seekräfte anderer Staaten zur Küstenbewachung und Verteidigung. Die Italia una fand unter dem vielerlei Spielzeug ihrer Kinder einige nützliche Sachen, die für die notwendig gewordene neue Einrichtung sehr wertvoll waren, zahlreiche Schiffe und geübte Seefahrer. Dadurch wurde die Erschaffung der heutigen italienischen Flotte sehr erleichtert, obwohl der Bauplan bei der fortschreitenden Entwicklung der Technik den natürlichen Schwankungen unterworfen war. Die Flotte umfaßt Schlachtschiffe erster bis siebenter Klasse, Torpedoboote erster bis vierter Klasse, Hilfschiffe erster bis vierter Klasse, Schiffe für den Hafendienst, Transportschiffe, Bagger, Lagunenkanonenboote, Torpedoschaluppen und Hilfskreuzer. Die Gesamtzahl beläuft sich auf rund 340 Fahrzeuge, die sämtlich mit 555 Geschützen zu 10 Centimeter Kaliber, mit 1187 Geschützen unter 10 Centimeter und mit 591 Lancierrohren armiert sind. Außer diesen sind weitere Fahrzeuge

im Bau. Gleich wie die italienischen Kasernen sind auch die Schiffe Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Verhältnismäßig stark vertreten ist bei der Marine der kleine geschmeidige Sohn beider Sizilien. Die hier aufgezählten Fahrzeuge sind bemannt mit nahezu 1600 Offizieren und 23 300 Matrosen.

Einer Bemerkung Napoleons I. verdankt das zwischen Genua und Livorno gelegne, heute wohl über 40000 Einwohner zählende Spezia seine Umwandlung in einen Kriegshafen. Die Bucht wird von den mit lebhafter Phantasie begabten Reisenden mit dem Golf von Neapel verglichen. Die Stadt hat bei einer Garnison von 4000 Köpfen 10000 Marinearbeiter. Mäßig, aber sehr steil sind die Höhen*) im Nordwesten und Südosten dieser gegenwärtig ersten Marinestation Italiens, aber im Norden steigen gewaltige Gebirgsmassen empor. Von den zahlreichen Ortschaften, die sich vom Meeresspiegel terrassenförmig an den Höhen aufbauen, verdienen Porto Venere und das gegenüberliegende stattliche Verici, in dessen teilweise noch wohlerhaltne Schlosse Karl V. den König Franz I. gefangen hielt, besondere Erwähnung. Einen überwältigenden Eindruck erwecken die vom Festlande getrennten Berge Gino und Palmaria, die wie Riesen aus dem Meere emporragen und nur enge, fast schluchtähnliche Wasserwege lassen. Ihre Gipfel sind mit Lazaretten und Strafanstalten gekrönt.

Im Jahre 1888 herrschte große Aufregung in Spezia. Man sprach von einem feindlichen Überfall, von einem französischen Handstreich auf den Kriegshafen. Das hätte mit wunderlichen Dingen zugehn müssen. Alle Höhen sind stark befestigt; die Observatorien gewähren eine Beobachtung weit hinaus in den Ocean, und unter dem Meeresspiegel der Bucht sind Vorkehrungen getroffen, die nur den Kundigen vor dem Verderben bewahren.

Der Gesamtaufwand Italiens für das Landheer beträgt zur Zeit 267 Millionen Lire, für die Flotte 95 Millionen, sodaß also jährlich auf den Kopf der Bevölkerung etwas über 12 Lire kommen. Mag die italienische Staatsschuld auch 11½ Milliarden mit einer jährlichen Verzinsung von ungefähr 700 Millionen Lire betragen, und mag man auf diese Zahlen in Frankreich, wo man die lateinische Schwefelstation so gern bevormunden möchte, mit künstlichem Mitleiden immer wieder hinweisen, so vergessen diese Rechenkünstler nur, daß gerade ihr Vaterland Italien in Beziehung auf Schulden weit übertrifft — mit 26 Milliarden und 1030 Millionen Zinsen. Eine Verringerung der Schuldenlast Italiens auf Kosten der Streitkräfte wäre ein Schnitt in das eigne Fleisch, und die Heilung würde, wenn sie überhaupt noch stattfinden könnte, Kurkosten erfordern, gegen die die gegenwärtigen Ausgaben

*) Die an die Höhen gebauten Häuser zeigen nach vorn oft zwei oder drei Etagen mehr als rückwärts; so steil sind die Hänge. Es macht einen eignen Eindruck, wenn man in den engen Gassen wandert und durch die offenen Hauseingänge in das tief unten spiegelnde Meer blickt.

verschwinden würden. Es ist billig, einseitige Statistiken aufzustellen. Operiert man dabei mit Pfennigen, statt mit Mark, so kommen noch längere Zahlenreihen heraus, was natürlich solchen Leuten gewaltig imponieren mag, auf die es die politischen Bauernfänger abgesehen haben.



Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur

Eine Studie

1



dreimal im Verlauf des zu Ende rinnenden neunzehnten Jahrhunderts hat die deutsche Litteratur neben ihrer natürlichen Entwicklung, neben der Um- und Neubildung, die sich mit jedem echt schöpferischen und nicht bloß nachahmenden Talent vollzieht, neben der flachen Verbreiterung, die mit dem Anwachsen des Publikums zur Masse immer unvermeidlicher wie unbesieglischer geworden ist, eine litterarische Revolution erlebt, die jedesmal mit dem Anspruch auftrat, die alleingiltige und alleinseligmachende Lösung aller künstlerischen Probleme, aller ästhetischen Zweifel zu bringen und jedesmal Probleme und Zweifel zurückließ. Dreimal — im ersten, im vierten, im neunten Jahrzehnt — gewann es den Anschein, als ob eine Sündflut nicht nur alle Kreatur, die sich nicht in die Arche einer „neuen“ Kunst- und Weltanschauung einsperren ließ, sondern auch den ganzen Boden, aus dem die Kreatur gewachsen war, ersäufen sollte. Zweimal ist die Arche auf dem Berg Ararat aufgelaufen, nachdem die Wasser verrauscht waren, und Männlein und Weiblein, die aus ihr hervorgingen, haben statt eines roten oder blauen Bodens doch wieder die grüne Erde unter ihren Füßen gefunden. Zum drittenmal treibt die Arche auf wüsten Bogen, die Flut ist im Abflauen, und die drinnen in der Arche schiden die Tauben aus, um zu erfahren, daß die Bäume noch immer Zweige und keine ehernen Spieße treiben. Ohne Bild zu reden: in drei litterarischen Revolutionen, der romantischen, der jungdeutschen und der jüngstdeutschen, von denen die letzte gerade in ihrem letzten Stadium angelangt ist, ist eine ursprünglich völlig berechtigte Bewegung durch fanatische Einseitigkeit, durch phantastischen Ehrgeiz, durch die in unsrer Litteratur so oft verhängnisvoll gewordne litterarische Ringbildung und unduldbare Koterieherrschschaft weit über ihr Ziel hinausgeschneilt, zum Träger einer völlig unberechtigten Tyranis geworden. Dreimal wurde die Befreiung des künstlerischen Individuums als

Lojung auf dem Schilde geführt, und dennoch dreimal einzig und allein die Übereinstimmung mit dem für den Augenblick herrschenden Stil (der jederzeit nur für bestimmte Stoffkreise und Gefühlsrichtungen anwendbar ist und allen andern mit naturloser und willkürlicher Gewaltthamkeit aufgepreßt werden muß) als Maßstab gewaltsam angelegt, ja die Verwandtschaft mit modischen Fragen und launischen Ausartungen des Augenblicks zum alleinigen Wertmesser des Talents, des litterarischen Charakters erhoben.

Die beiden ersten Revolutionen dieser Art, die romantische wie die jungdeutsche, haben den Versuch, die natürliche Vorwärtsbewegung und Umbildung der Kunst zu einem gewaltsamen Vernichtungskampfe gegen alles außer und neben ihnen Vorhandne zu steigern, mit einer Reaction bezahlt, die für viele talentvolle Träger ihrer Ideen verhängnisvoll geworden ist. Als es galt, den unnötig und frevelhaft zerrissenen Zusammenhang der Entwicklung wieder herzustellen, verfuhrn das Publikum wie die Kritik und Litteraturgeschichte ein wenig zu summarisch; die Einzelvorzüge und Einzelleistungen sanken in der notwendigen Abwehr und bei dem Kampf um den Wiedergewinn gesunder Anschauungen zu Boden. Die Führer und Gefolgs männer der dritten, noch tobenden Revolution, die sich des unbedingten Sieges rühmen, wenn sie auch anfangen, zweifelhaft zu werden, ob Hauptmann und Halbe wirklich gewaltiger als Goethe und Schiller, oder Sudermann und Liliencron vortrefflicher als Grillparzer und Mörike seien, stehen doch in dem Wahne, daß keine Zeit kommen könne, die die dritte umstürzende Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts genau so anfassen, sie genau so im Lichte der natürlichen Entwicklung, der natürlichen Untheilbarkeit alles echten Geistes- und Kunstlebens prüfen und genau so entschlossen rücksichtslos und summarisch worfeln werde, wie die Romantiker und die jungdeutschen Tendenziproleten samt dem Anhang der politischen Poeten angefaßt, geprüht und nach dem Scheffel geworfelt worden sind. Nicht mit fein abwägender Gerechtigkeit und doch nicht zu Unrecht, denn Not kennt kein Gebot, und wenn eine maßlos fanatische und zum guten Teil willkürliche Erregung die Geister verwirrt, die Empfänglichkeit der Geniehebenden gelähmt, die Theilnahme gewaltsam auf einen kleinsten Teil eines großen Ganzen gesammelt, das Urtheil unsicher gemacht hat, so verfahren litterarische Restaurationen weder säuberlicher noch künstlicher als politische. Die Modernen können versichert sein, daß es ihnen nicht besser ergehen wird als den Romantikern und den Jungdeutschen, und tausend Anzeichen sprechen dafür, daß das deutsche Volk müde ist, sich alle alten Ehren und Größen seiner Litteratur zu Gunsten von bestenfalls sehr einseitigen Leistungen, von kurzatmigen Ansäufen, raffinierten Experimenten und vor allem von Dogmen verkleiden zu lassen, bei denen es überhaupt keine Poesie geben könnte, und die deshalb von ihren eignen Verkündern nicht beachtet werden, sobald die Verkünder anfangen, schöpferisch thätig zu sein. Der Wiederherstellungsprozeß steht vor der Thür.

Möglich, daß ihm, nachdem er den zweimal erlebten Verlauf genommen hat, spätere Revisionen, Ehrenrettungen und Erläuterungen der einzelnen Talente, einzelner Schöpfungen, einzelner Anschauungen und Zusammenhänge zu teil werden, wie sie gegenwärtig für die ältern und jüngern Romantiker, in beschränktem Maße auch für einige jungdeutsche Schriftsteller im Gange sind. Zunächst aber werden das unverwirkbare Recht des Dichters, die Welt mit eignen Augen zu sehen und aus eignen Mitteln poetisch zu verkörpern, die Notwendigkeit, das Zwangsgesetz zu brechen, das jeden lebenden Autor verurteilen will, Brillen aus den Werkstätten Nietzsches, Tolstois, Darwins, Mantegazzas und zwanzig andrer Weisen zu tragen, das unausrottbare Bewußtsein des deutschen Volks, daß unsre Litteratur ein Ganzes ist und bleibt, vorausichtlich den Zusammenhang und Zusammenhalt herstellen und ungefähr so dreinfahren, unbekümmert um die Unbill im einzelnen, wie es nach der romantischen und nach der jungdeutschen Revolution geschehen ist.

Ist gewisser dies alles ist, um so unbegreiflicher scheint es, daß ein guter Teil der die höchsten Ansprüche erhebenden deutschen Kritik und eine große Zahl von Vertretern der Litteraturgeschichte dem fanatischen Eifer und dem schrankenlosen Selbstgefühl einer Gruppe jüngster Dichter und Schriftsteller das Wort redet und die Miene annimmt, als ob die menschliche Natur und die unnatürlichen Auswüchse entarteter Kultur, die dem Gesetz des Lebens selbst entsprechende Fortbildung und der fragenhafte Manierismus in der Kunst, der Gegensatz und die Wechselwirkung von Alter und Jugend und der willkürliche Krieg einer litterarischen Koterie, die sich setzen will, gegen eine andre, die sitzt oder auch nur zu sitzen wähnt, immer und überall ein und dasselbe wären. Und doch ist nichts Unbegreifliches dabei. Erstens hat die Anschauung, die ästhetische Werturteile überhaupt verwirft und es wissenschaftlich sicher, in Wahrheit bequemer findet, nicht das Verhältnis der poetischen Potenzen und Individualitäten zu Welt und Leben, sondern ihr Verhältnis zum augenblicks modischen Stil zu untersuchen und zu bestimmen, unvermeidlich die Tendenz, soviel als möglich alle litterarischen Erscheinungen eines Zeitraums dem Stil der betreffenden Zeit unterzuordnen. Daber ist die Existenz selbständiger und eigentümlicher Talente, die sich nicht wohl als Nachfahren des vorher herrschenden Stils beiseite schieben lassen, äußerst unwillkommen. Zweitens ist auch die Kritik und selbst die Wissenschaft unserer Tage — wenigstens ein Teil ihrer Träger — von dem modernen Vorwärtshasten, dem Drängen und Gedrängtwerden in dem Maße abhängig geworden, daß sie lieber in einen Abgrund hineinrennt, als einen Augenblick, den Weg prüfend, stehen bleibt. Drittens ist das Gefühl für eine Bewegung als solche in eigentümlicher, beinahe krankhafter Weise geschärft, das Urteil aber, ob eine Bewegung eine aufsteigende oder absteigende sei, bis zu dem Grade abgestumpft, daß sogar die Behauptung, es gebe auf geistigem Gebiete überhaupt keine absteigende Bewegung, fedlich hinausgeschleudert wird. So darf es nicht allzu sehr Wunder nehmen, daß sich eine große Gruppe gerade der Ge-

bildeten, die am besten Bescheid wissen müßten, in welchem Mißverhältnis die positiven Kräfte und Leistungen zu dem Programm litterarischer und künstlerischer Revolutionen stehen können, blindlings für den äußersten Manierismus und den unberechtigtesten, aber trotzigsten Anspruch des jüngsten Größenwahns erklärt. Am seltsamsten nehmen sich dabei die Wohlmeinenden aus, die uns andeuten, es stehe ja nicht so schlimm mit der Revolution, und die bisherigen „Stürmer und Dränger“ (dieser aus hundert Gründen unzulässigste aller Vergleiche lehrt hartnäckig wieder) seien schon halbe Klassiker geworden. In Wahrheit verhält sichs damit wie mit den Jakobinern, die der erste Bonaparte in seine Ministerien und seinen Staatsrat berief. Sie nannten sich Herzöge und Grafen, kleideten und betrugten sich à l'Empire und dekorierten sich mit allen Orden des alten Europas, blieben aber vom Blutgeruch der Schreckenszeit unwittert und besanden sich am wohlsten, wenn sie alte Dynastien verjagen und Abkömmlinge großer Häuser zur Füsilierung auf den Sandhaufen schicken konnten. Wer genau zusieht, entdeckt bald, daß bis heute nicht eine Feindseligkeit gegen die Litteraturentwicklung der beiden ersten Drittel des Jahrhunderts aufgegeben, keine Forderung und Anmaßung zurückgenommen, kaum ein ernster Versuch gemacht worden ist, die gesunden entwicklungsfähigen Elemente der Moderne von krankhaften Gärungen zu scheiden.

Einen Hauptanteil an der eingetretenen Urteilslosigkeit und Unsicherheit haben wie immer die Schlagworte verschuldet, bei denen sich der Fortschrittsphilister je nach Umständen alles oder nichts denkt. Dahin gehört vor allem der Satz: Revolutionen, Umwälzungen, gleichviel ob historischer, religiöser, sozialer, litterarischer oder künstlerischer Art, seien Naturereignisse, deren Ursachen untersucht und ergründet, deren Wirkungen beschrieben, aber weder gerichtet, noch unter der Voraussetzung angefehcht und dargestellt werden dürften, daß irgend etwas in ihnen widergesichtlich verlaufen wäre. Ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, die Mitwirkung der Einzelnen in historischen Bewegungen zu leugnen und sie der Verantwortlichkeit zu entlasten, so zeigt sich, auch wenn man das Bild von den elementaren Naturereignissen gelten läßt, welcher Abstand zwischen dem objektiven Schildrer gewaltiger Naturkatastrophen und dem willkürlichen und unkritischen Lobredner litterarischer Umwälzungen liegt. Wer das Erdbeben von Lissabon darstellt, darf freilich die einstürzenden Kirchen und Häuser, die erschlagenen Menschen auf niemandes Rechnung setzen, aber es wird ihm auch nicht einfallen, die Diebe, die unter den Trümmern raubten, und die Galgenvögel, die um der Juwelen willen Finger und Ohren der Toten und Ohnmächtigen abschnitten, zu den unlöslichen Bestandteilen und notwendigen Folgen des Elementarereignisses zu rechnen. Und wer einen See Sturm schildert, mag allenfalls das Scheitern eines Schiffs und den Untergang der Mannschaft achselzuckend betrachten, aber sich wohl hüten, die Strandräuber, die die geretteten Mannschaften am Lande erschlagen, den unverantwortlichen Wogen gleichzustellen. Nun vergleiche man

damit das Verfahren der meisten Anwälte geschichtlicher oder künstlerischer Revolutionen, und man wird zu beschämenden Resultaten kommen. Wäre von vornherein innerhalb der romantischen, der jungdeutschen und der jüngstdeutschen Revolution streng geschieden worden zwischen der natürlichen Blut und der künstlichen Erziehung, zwischen der innern Notwendigkeit und der frevelnden Willkür, zwischen dem fruchtbaren Selbstgefühl Neues bringender, Großes erstrebender Talente und dem verderblichen Größenwahn kleiner Geister, zwischen der eigentlichen Bewegung und dem hohlen Lärm, der um sie gemacht wurde; wäre zwischen ihnen wenigstens im Urtheil unterschieden worden, so wären uns etliche unerfreuliche Schauspiele erspart geblieben. Die dreimalige Wiederholung derselben Folge des durchschnittlichen Verhaltens von Kritik und Publikum wirkt tragikomisch: zuerst geringschägige Abweisung der jüngern Talente überhaupt, dann feige Flucht vor dem Tumult und dem Staub der Zusammenrottung, darauf eine Art hypnotischen Erstarrens, staunender Ausbruch wahl- und urtheilsloser Bewunderung, eine die cigne Empfindung verleugnende gewaltfame Hingebung an das Neue, zuletzt allmähliches Erwachen der Befinnung, ein Ekelgefühl der Übersättigung an der Manier, instinctive Erkenntnis der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit der modischen Kunst, Rückwendung zum Bewährten und Großen andern Ursprungs, endlich rigorose, schroffe, summarische Abrechnung mit der ganzen Richtung oder Schule, deren Alleinherrschaft man eine Zeit lang getragen hat. Bis auf das letzte legen wir jetzt alle diese Stadien zum drittenmale zurück. Von der wissenschaftlichen Revision und Einzelberichtigung der summarischen Abrechnung, die schon zweimal hinterdrein gefolgt ist und voraussichtlich auch beim drittenmal nicht ausbleiben wird, erfährt das Publikum meist nichts.

Wie vielmals ist es seufzend ausgesprochen worden, daß die Geschichte nichts lehre. Es scheint nicht, daß den Massen gegenüber die Litteraturgeschichte und die Kunstgeschichte günstiger gestellt seien. Immerhin läßt sich versuchen, das Nachdenken der Einzelnen anzuregen, und nichts schafft mehr Klarheit, als wenn sich in drei der Zeit nach auseinanderliegenden literarischen Perioden dieselben Irrtümer, Vorgänge und Ausschreitungen konsequent wiederholen und eine erspriehliche Evolution in eine verworrene Revolution umschlagen. Es sind ja auch Unterschiede dabei vorhanden; während im allgemeinen das gewaltfame Eindringen außerpoetischer Mächte in die Poesie und die Zuversicht auf die Wirkungskraft des rohen Stoffs durch alle drei Umwälzungen und den ganzen Verlauf des Jahrhunderts hindurch beständig zugenommen haben, zeigt doch die zweite, die jungdeutsche Revolution, das tiefste Sinken des künstlerischen Geistes, und sowohl die erste, die romantische, wie die moderne dritte gewähren in Bezug hierauf ein besseres Bild.

Wir haben es aber zunächst nicht mit den abweichenden, sondern mit den ähnlichen Erscheinungen zu thun und können dabei auch die beiseite lassen, die als gleichartige Erscheinungen innerhalb jeder Entwicklung wiederkehren.

Daß in allen drei Umrwälzungen, trotz allem Dunst, ein fester, enthaltungs- fähiger Kern steckte, in allen drei das unabweisbare Lebens- und Schaffens- bedürfnis der Jugend zu Wort und Gestalt kam, daß sich alle drei ein Ver- dienst um die Wegspülung von Moder und Schutt erworben, soll durchaus nicht geleugnet werden, und wir behalten uns den Vergleich ihrer positiven Leistungen ausdrücklich und um so mehr vor, als auch dieser anziehend und lehrreich genug ist. Doch vorerst handelt es sich um die in allen drei Um- wälzungen auftretenden Besonderheiten, die alle drei Revolutionen zu einer verhältnismäßigen Unfruchtbarkeit verurteilt, einen durchaus unnötigen Gegen- satz jeder der drei Bewegungen zu aller Vergangenheit der Litteratur herbei- geführt, den eignen ursprünglichen und entwicklungsfähigen schaffenden Antrieb gelähmt, die Bewegung ebenso auf falsche Ziele gelenkt, wie in falsches Licht gerückt haben. Diese unter so grundverschiednen Verhältnissen gleichmäßig wiederkehrenden Erscheinungen sind darum noch keineswegs ein Gesetz, sondern sie erweisen viel eher die Macht einer im stillen fortschleichenden und bei ge- wissen Gelegenheiten mit Macht hervorbrechenden schlechten Überlieferung und die deutsche Neigung zu Klikenbildung. Denn so stolz unser Volk die Ro- manen Herdenvölker schilt, und so recht Fürst Bismarck hatte, wenn er über den deutschen Vereinzlungszug spottete, nach dem jeder Deutsche womöglich seinen besondern Kaiser und besondern Reichstag haben möchte; der altgermanische Zug zu freier Gefolgschaft scheint in unsrer Litteratur- und Kunstgeschichte, bis auf die sittliche Unfreiheit und die grundlose Todfeindschaft gegen die ganze übrige Welt, deren sich ein Häuptlingsgefolge oft schuldig machte, doch noch nachzuwirken. Nur daß im demokratischen neunzehnten Jahrhundert an die Stelle des Häuptlings ein Dogma, ein Bekenntnis getreten ist, das die Mitglieder der Gefolgschaft zusammenhält, und daß, wenn denn doch ein Haupt eingesetzt werden soll, in der Regel jeder sich selbst dazu für berufen hält.

Als die erste Besonderheit, die erste charakteristische Seite der drei Revo- lutionen tritt uns die Thatsache entgegen, daß sowohl die romantische wie die jungdeutsche und die jüngstdeutsche Schule ihre gewaltsame Erhebung gegen die bestehenden Litteraturzustände nicht nur auf eine einseitige, sondern auf eine bewußt und unbewußt falsche Auffassung dieser Zustände gestützt hat.

Jede nähere Untersuchung des Verhältnisses der Romantiker zur deutschen Litteratur beim Eingang des neunzehnten Jahrhunderts erweist, daß mehr als Einseitigkeit im Spiele war, wenn die Dinge so aufgefaßt wurden, als wären die jungen Dichter und kritischen Vorkämpfer der Romantik nicht nur berechtigt, den noch immer fühlbaren Druck der platten Nüchternheit zu sprengen, sondern auch berufen, die letzten trivialen Anflärer aus der Litteratur hinauszufegen. Der Kurzsichtigkeit, die in Zffland und Rozebue, August Lafontaine und Hermes, in Matthisson und Schmidt von Berneuchen die deutsche Litteratur sah und Schiller für Rozebue, Jean Paul für Lafontaine, F. B. Gebel für F. J. Engel und Hölberlin für Matthisson büßen ließ, lag ein gut Teil

tendenzloser Absicht zu Grunde. Was man offen zu bekämpfen scheute, suchte man durch Verschweigen, Übersetzen, Zurückdatieren, durch hundert ähnliche Klünste den Augen und dem Bewußtsein des bessern Publikums zu entziehen. Man berief sich auf einen Elendszustand der Litteratur, der entweder nicht vorhanden oder, soweit er vorhanden war, die großen selbständig schaffenden Kräfte einer andern Weltauffassung und Kunstanschauung genau so gut und härter traf als die jugendlichen Romantiker. — Derselbe Vorgang wiederholte sich um 1830. Das junge Deutschland wußte nichts oder wollte nichts wissen von der gewaltigen Entwicklung eines Dichters wie Grillparzer — der immer der Schicksalspoet der „Ahnfrau“ blieb —, es verhöhnte die nicht entwicklungs-fähige Trivialromantik der ritterlich minniglichen de la Motte Fouqué und Graf Loeben, sah aber nicht, welchen breiten Weg zur poetischen Darstellung der Gegenwart und des reicher gewordenen Lebens die Novellistik von Tiecks zweiter Periode eröffnet hatte, es ignorierte die aufstrebenden Talente wie Platen, Immermann und Wilibald Mevius, es erkannte echtes Leben in keinem der jüngern Lyriker der schwäbischen Schule, in deren Reihen neben Uhland schon ein Mörike stand, es konstruierte eine Litteratur, deren Spitzen Laurenz, Töpfer, Tromliß und Blumenhagen hießen, es sprach der reifsten Meistererschaft wie den lebensvollsten Anfängen gegenüber nur von Erstarrung, irreligiösem Privatinteresse, von armseligen Puppenkünsten und Hofratspurzelbäumen, es suchte die Welt glauben zu machen, daß außerhalb der Gruppe jungdeutscher Autoren keine Spur von Welterfassung und Lebensgefühl, von echter Leidenschaft und schaffendem Geiste zu finden sei. — Und zum drittenmale wird in den ersten achtziger Jahren die Revolution mit einer bewußt und unbewußt falschen und schiefen Charakteristik der zeitgenössischen Litteratur eingeleitet. Die genialen und großen Talente der jüngsten Vergangenheit, wie Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, deren Nachwirkungen auf Schritt und Tritt noch zu spüren waren, die wirklich schaffenden Kräfte von Freitag bis Fritz Reuter, von Gottfried Keller zu Theodor Storm, von Wilhelm Raabe bis zu Konrad Ferdinand Meyer, von Paul Heyse bis zu Friedrich Spielhagen werden übersetzen, totgeschwiegen und gegen das Zerrbild einer Litteratur, deren höchste Repräsentanten die Backfischlyriker und die Gartenlaubenerzählerinnen, die Paul Lindau und Blumenthal, die Georg Ebers und Felix Dahn sind, ein malaisischer Wutlauf eröffnet, der die wirklichen Kenner der wirklichen Litteratur, wie bescheiden sie immer von den Leistungen der siebziger Jahre denken mochten, zunächst nur in stauende Verwunderung setzen konnte.

(Fortsetzung folgt)





Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte

Don u. p.

1



Jakob Burckhardt las vermöge seiner einzigen Vielseitigkeit in den sechziger Jahren vor seinen Basler Zuhörern auch über politische Geschichte des Altertums. Er fand aber keinen Gefallen daran, das Detail drückte ihn, vielleicht auch die Unsicherheit der Überlieferung, an der sich wenigstens in der griechischen Geschichte jedes ernsthafteste Bemühen zersplittern muß in Einzeluntersuchungen, deren kümmerliche gesicherte Ergebnisse dann nicht mehr hinreichen zu einer ausführlichen Darstellung, wie sie der Nichtfachmann erwartet, wenn sie ihn überhaupt interessieren soll. Die Unschuld des Erzählens ohne Anstoß ist dahiu; sie war eben der Preis für die kritische Erkenntnis, die immer eine schlechte Erzählerin sein wird. Während nun Burckhardt über römische Geschichte „einmal und nicht wieder“ las, machte er aus dem Kolleg über griechische mit der Zeit etwas ganz andres: „über den Geist des Altertums, einigermaßen im Sinne der Kultur der Renaissance,“ bezeichnet er es in einem Briefe von 1868. An der politischen Geschichte der Griechen interessierten ihn bloß die großen Züge, die er, wie einst Voltaire oder Herder, zu einer Art Philosophie der Geschichte zusammenfügte. Das Kreuz und die Summe aller Hindernisse für den berufsmäßigen Forscher, die ganz trostlose Chronologie der griechischen Geschichte, brauchte ihn nicht zu bemühen. Daß damit nichts anzufangen war, wußte er übrigens so gut wie einer. Wir werden das gleich sehen. Es ging ihm, wie es vielen gegangen ist, die sich mit den Griechen beschäftigt haben. Verglichen mit dem, was uns dieses begabte Volk an Poesie und bildender Kunst geschenkt hat, erscheint sein politisches Leben so voller Thorheit, daß man es zwar gelten läßt als Beispielsammlung zu den Verfehlungen, die Aristoteles in seiner Politik immer nur kurz hervorhebt, aber es noch heute mit Nutzen betrachten, daraus lernen, wie aus der politischen Geschichte der Römer, kann man nicht. Die griechische Stadtverfassung hat mit dem Maß von Lebenskraft, das sie gewähren konnte, nur einmal die Probe bestanden, nur einmal eine weltgeschichtliche Aufgabe großen Stils glatt gelöst, als sie die Perfer nach Asien zurückschlug, sodas sie niemals wieder-

lamen, sondern sich im eignen Lande aufsuchen ließen. Auch die Bildung eines athenischen Seerreichs, die darauf folgte, ist noch eine Erscheinung von nicht bloß lokalem Interesse, wenn sie auch keinen langen Bestand hat. Alles aber, was weiter noch kommt, ist schon Zerfetzung, vor allen Dingen der dreißig Jahre lang ziellos hin und her fahrende Aufreibungskrieg zwischen Athen und Sparta, und während neue Dichter auftreten und ganz neue Kunstgattungen entstehen, bietet uns die politische Geschichte des vierten Jahrhunderts keine Neubildung mehr, sondern das klägliche Schaukelspiel dreier winziger Großmächte, die der Eifer, sich gegen einander nichts zu vergeben, blind gemacht hat gegen den Hauptgegner Philipp, der sie alle niederwirft, sodaß diese einstigen Staaten von Hellas dann für die römische Weltmacht und ihre Rechnungsweise nur noch so und soviel wohlgelegne, mehr oder minder wertvolle Kreisstädte bedeuten. Und wer endlich bedauert, daß wir aus dieser ganzen letzten Zeit nur noch von einem einzigen Manne wissen, der eigne Gedanken ein gefunden, vaterländischen Politik hatte, daß aber keiner seiner Gedanken mehr einen praktischen Erfolg gehabt hat, weswegen wir ihn selbst auch nur noch als Redner — Demosthenes — zu verehren pflegen: der wird geneigt sein, in der Beschäftigung mit dieser Art von Geschichte eine recht „trostlose“ Wissenschaft zu sehen (dismal; Ruskin gebrauchte das Wort in Bezug auf Adam Smith), und er wird sich lieber an das halten, was erfreut, und das ist die geistige und künstlerische Kultur der Griechen.

Seit dem Jahre 1880 hatte Burckhardt seine Vorlesung über die griechische Kultur in Buchform auszuarbeiten begonnen. Fünf Abschnitte lagen etwa druckfertig bei seinem Tode vor (Die Griechen und ihr Mythos; Staat und Nation; Religion und Kultus; die Erkundung der Zukunft; zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens), ihre Veröffentlichung war jedoch in einem schriftlich hinterlassenen letzten Willen ausdrücklich untersagt und wurde erst kurz vor seinem Tode mündlich erbeten und erlaubt. Die Herausgabe dieser ersten zwei Bände der griechischen Kulturgeschichte verdanken wir seinem Neffen Jakob Deri (Berlin und Stuttgart, Spemann). Dieser beabsichtigt auch die übrigen vier Abschnitte herauszugeben, die nur noch als Kollegienheft vorhanden sind (Kunst; Poesie; Philosophie und Wissenschaft; der griechische Mensch in seiner historischen Entwicklung).

Wie wenig es Burckhardt hinzog zu der politischen Geschichte der Griechen, und wie es ihm innerlich nur um ihre Kultur zu thun war, zeigt eine Reihe höchst treffend ausgedrückter Gedanken des ersten Abschnitts. Es sei ein Irrtum zu meinen, ein so gescheitertes Volk wie die Griechen müsse auch etwas wie Kritik gehabt haben. Das Namenaußzählen ist ihre Wonne. Der Mythos als Macht beherrscht ihr Leben bis in die hellsten Zeiten. Am Exakten liegt ihnen nichts. Achill oder ein anderer Heros ist populärer als irgend ein historischer Held, der nur einer der von den übrigen gehakten Städte angehören konnte; der

Mythus ringt alle Geschichte nieder. Keine Kritik kann das von einem kräftigen Sinn im Jugendalter der Nation Zusammengeschautete in seine Bestandteile zerlegen. Diese Nation gilt für „klassisch“ im Gegensatz zu aller Romantik. Wenn aber Romantik Zurückbeziehung aller Dinge und Anschauungen auf eine poetisch gestaltete Vorzeit ist, so hatten die Griechen in ihrem Mythus „eine ganz kolossale Romantik zur allherrschenden geistigen Voraussetzung.“ Historische Reminiscenzen sind, einige Schlachtfelder ausgenommen, wo die Kulte das Andenken wach hielten, so viel als Null; niemand wünschte zu wissen, wo einst Solon, Perikles oder Demosthenes gestanden haben möchten, während man über die klassischen Stellen der Fabelzeit den genauesten Bescheid haben wollte. Burckhardt fragt, ob wohl die germanische und keltische Helden Sage den Horizont des spätern Mittelalters auch nur annähernd so beherrscht habe. Er hätte noch an etwas andres erinnern können. Daß Herodot unterhaltender zu lesen ist als Thukydides, finden nicht nur moderne nichtphilologische Leser, schon im Altertum hielt man die Lektüre Herodots für besonders vergnüglich, er hat so recht für die a priori mythisch gefinnenden und kaum aus dem Traume ihrer Fabelwelt erwachten Griechen gedichtet. Indem wir heute mit unendlicher Mühe und sehr geringen positiven Erfolgen das Thatsächliche im Thukydides zu berichtigen suchen, thun wir etwas, woran ihnen selbst ungemein wenig lag. Eine Darstellung ihrer geschichtlichen Meinungen zunächst an der Hand Herodots wäre an sich erreichbar, sie wäre weit mehr in ihrem eignen Sinne und hätte endlich für die Gegenwart einen viel höhern Reiz als eine Thatsachekritik, auf die sich keinerlei Darstellung mehr aufbauen läßt.

Je anspruchsvoller und genauer wir im Thatsächlichen werden, desto mehr wird sich von der Essenz verflüchtigen, die uns die Griechen wertvoll macht. Was wäre die ganze alte Geschichte, wenn man sich die Kultur der Griechen davon losgelöst dächte? Ohne sie, sagt Burckhardt, hätten wir kein Interesse für die Vorzeit, und was wir ohne sie wissen könnten, würden wir zu wissen nicht begehren. In ihrer mythischen Vorzeit gefangen, zu einer buchstäblichen Geschichte nur ganz allmählich befähigt, in poetischer Wirklichkeit ganz aufgehend, waren sie doch bestimmt, alle Völker zuerst zu verstehen, den Orient zu unterwerfen und die Kultur des Hellenismus zu schaffen, woran für uns die weitere Kulturentwicklung hängt, denn „nur durch die Griechen hängen die Zeiten und das Interesse für diese Zeiten an einander. Neben dieser endlosen Bereicherung des Gedankens bekommen wir dann noch als Beigabe die Reste ihres Schaffens und Könnens. Wir sehen mit ihren Augen und sprechen mit ihren Ausdrücken. Aber von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfindenste Leid angethan hat.“ Der letzte Satz geht auf die politische Geschichte; er ist mit dem Herzen geschrieben.

Die Vorlesungen, aus denen diese zwei Bände hervorgingen, sind mindestens fünfmal vier- und fünfstündig vor vielen Zuhörern aller Fakultäten

gehalten worden. So etwas wäre an einer deutschen Universität nicht denkbar, und das Warum? führt uns natürlich nicht auf die deutschen Studenten, sondern auf den Basler Professor hin. Ein bedeutender Mann läßt seinen Geist reflektieren auf einen Gegenstand seiner freien Wahl, zu dem ihn keinerlei äußerer oder innerer Beruf verpflichtet; es ist gewissermaßen überschüssige Kraft, die sich hier versucht. Auswahl, Auffassung, Abhandlung, Ausdruck, alles gerät so individuell und wirkt so persönlich, wie es der berufsmäßige Philologe gar nicht hätte geben können, auch wenn er wirklich ein Stück von Burckhardts Geist gehabt hätte. Burckhardt konnte die neuere Fachliteratur so gut wie ganz beiseite lassen und seine Kenntnisse durch eigene Lektüre der alten Schriftsteller neu aufbauen. Wenn ihm aber dabei nicht sehr vieles entgangen wäre, so müßten ja die Philologen der letzten vierzig Jahre umsonst gearbeitet haben. Es ist auch durchaus nichts befondres, daß einem Manne, der so hoch wie Burckhardt von aller wissenschaftlichen Arbeit dachte, im Verkehr mit philologischen Kollegen bisweilen das Bedenken kam, ob er das Buch auch besser nicht drucken ließe, und der verstorbene junge Professor, den der Herausgeber im Vorwort erwähnt, war zwar ein feiner und scharfer Kopf, er zeichnete sich aber keineswegs durch großen Umfang der Kenntnisse aus. Wozu brauchte man denn überhaupt noch Vertreter eines Faches, wenn diese darin nicht manches wüßten, was kein anderer kennt! — Man sollte darum dieses Werk mit keinem Buche der Fachliteratur vergleichen. Es ist ein Buch von Jakob Burckhardt, darin liegt seine Bedeutung. Auch der Hinweis auf die „Kultur der Renaissance“ scheint mir für das nachgelassene Werk nicht günstig zu sein. In jenem Buche war, als es erschien, nicht etwa bloß den meisten so gut wie alles neu, sondern allen ohne Ausnahme war das meiste neu, und was man unter Kultur der Renaissance zu verstehn hatte, war zum erstenmale festgestellt, nicht etwa nur für deutsche Leser, sondern für italienische erst recht, und nur die seine Behutsamkeit der Diktion, der echte Ausdruck eines bescheiden Herzens kann Unkundige zu dem Mißverständnis verleiten, als hätte es sich bei der „Kultur der Renaissance“ um eine Art besserer Kompilation gehandelt. Diesen Vorzug eines neuen Inhalts kann das nachgelassene Werk nicht haben. Nicht einmal ein umfassendes oder in Bezug auf bestimmte Punkte befondres, entlegnes Wissen wird man daran bewundern, billigerweise freilich auch nicht erwartet haben, denn das vielumhergetragne Wort Nießches, Burckhardt wäre der beste lebende Kenner des griechischen Altertums, sollte man unter den mancherlei Unmaßgeblichkeiten Zarathustras ruhen und verstummen lassen. Die Werthschätzung Burckhardts muß, denke ich, mit der Voraussetzung beginnen, daß man ihn überall von den Ansprüchen, die man an den Fachmann stellen würde, dispensiert. Man soll z. B. nicht an das viele denken, was fehlt in einem Buche, das sich Kulturgeschichte nennt, sondern sich halten an das, was vorhanden ist: ein Durchschnitt durch das Leben der entwickelten Zeit mit

reichlichen Rückblicken auf Homer, den Burckhardt sehr hoch stellt in Bezug auf reine, sittliche Empfindung und Urbanität des Herzens. „Halten Sie immer einen Zipfel vom Homer fest,“ pflegte er seinen Zuhörern zu sagen, wenn sie sich von ihm verabschiedeten. Das Ganze war gedacht und entworfen für gebildete junge Männer, die das Land der Griechen noch ein wenig mit der Seele suchten. Jetzt liegt es zum Teil gedruckt vor für solche, denen daran gelegen ist, zu wissen, wie Jakob Burckhardt über die Kultur der Griechen dachte. Ob deren noch viele sein werden außer den Philologen, weiß ich nicht; jedenfalls werden diese die Hauptleser sein. Wäre das Buch von einem andern geschrieben, so würden sie es ihm vielleicht auf jeder Seite korrigieren. Davor sichert der große Name, dem gegenüber nun die Beurteilung sehr wohl ins Gegenteil umschlagen könnte. Was hier versucht werden soll, ist keins von beiden. Man kann die Unvollkommenheiten eines Buches deutlich empfinden oder, wenn dies besser ausgedrückt ist, von seinem Verfasser noch etwas andres erwartet haben, man kann z. B. aufrichtig bedauern, daß ein ausgezeichnete Mann sich mit diesem oder jenem Abschnitt, den jeder andre auch machen konnte, seine kostbare Zeit verдорben hat. Darum aber das Werk „einfach zu ignorieren,“ wie mein verehrter alter Freund Deri in diesem Falle empfiehlt, würde ich doch nicht für richtig halten. Im Gegenteil, man wird noch vieles daran bewundern und gerade dann am besten sehen können, worin es fruchtbar ist und anregt, was wir also von Burckhardt zu lernen haben auf einem Gebiete, worauf er selbst gar nicht als ein Lehrer für alle gelten wollte.

2

Es sollen zunächst einige Gedanken Burckhardts über das Staatsleben der Griechen zusammengestellt werden. Der Grundton ist ernst, ja düster; die Richter finden sich erst da ein, wo die Gaben der freien, menschlichen Kultur sichtbar werden. Die griechische Stadt ist kräftig, aber gewaltsam. Damit sie leben kann, muß viel Einzelleben zerstört werden. Ihren Interessen gegenüber ist das Individuum garantiertlos, namentlich in der Demokratie. Solche Städte kennen eine ganz andre Sorte von Glück und Unglück als die Städte anderer Völker und Zeiten, und keine Stadtrepublik des Mittelalters reicht an diesen Grad des Lebens und Leidens. Die politische Kenntnis, die in den Schriften der Griechen über die Staatsformen niedergelegt ist, den ersten, die wir besitzen, ist teuer erkaufte mit diesem Leben und Leiden; die Griechen kannten die Polis, sie hatten sie erlebt. Diese Polis hat durch ihre überspannten Forderungen die Menschen unglücklich gemacht, aber sie mußte sein, denn ihre Aufgabe war, die griechische Kultur zu tragen und zu schützen, z. B. gegen die Perser.

Diese Bemerkungen geben nur eine unvollkommene Vorstellung von der bewegenden Schilderung der gewaltsamen Polis und ihrer grausam nieder-

gehaltuen Angehörigen. Burckhardt findet sogar, in der ganzen Weltgeschichte habe schwerlich eine andre Macht ihr Leben und Streben so furchtbar teuer bezahlt, wie diese Polis, denn „in gleichem Maße mit der hohen geistigen Entwicklung der Hellenen muß auch die Empfindung für die Leiden gewachsen sein, die sie einander zufügten.“ Wie kommt es denn, wird man fragen, daß von diesem Unglück der lebendigen Menschen die Werke ihres Geistes nicht mehr an sich gezogen haben? Wir finden darauf in dem Abschnitt über die Gesamtbilanz des griechischen Lebens eine Art Antwort. Dort heißt es, ungeachtet des nicht etwa reflektierten, sondern ganz volkstümlichen und selbstverständlichen Pessimismus der Griechen seien doch die Kräfte der Auserwählten in hoher Kunst und Dichtung „gewissermaßen immer optimistisch gewesen.“ Es habe sich mit andern Worten „für Künstler, Dichter und Denker immer der Mühe gelohnt, dieser Welt, wie sie auch sein mochte, mit mächtigen Schöpfungen gegenüber zu treten. Wie düster sie persönlich vom Erdenleben gedacht haben mögen, ihre Energie verzichtet niemals darauf, freie und große Bilder von dem, was in uns lebt, ans Licht hervorzuschaffen.“ Dann hätte also wirklich einmal die Muse die Griechen geleitet und im Unglück emporgerichtet, was sie nach Goethes und aller Christenmenschen Meinung bekanntlich nicht mehr kann, und daß es der religiöse Glaube bei den Griechen auch nicht gekonnt hat, werden wir nachher von Burckhardt selber hören. Wir wollen das Problem und die Frage, ob überhaupt eine solche „Gesamtbilanz“ gezogen werden könne, hier nicht verfolgen und einstweilen nur feststellen, daß das Unglück des griechischen Individuums, der Privatexistenzen auf Burckhardt einen tiefen Eindruck gemacht hat. Dieses unheimlich düstere Gemälde der allgewaltigen Polis hat etwas Anziehendes und für eindrucksfähige Leser geradezu Berückendes, und in solchen Allgemeinschilderungen liegt dieses großen Schriftstellers Stärke. Ist aber diese aus unendlich vielen Einzelheiten abstrahierte Polis nicht vielleicht doch mehr ein wirkungsvolles Gedankengebilde, als eine wirkliche „Potenz,“ wie sie öfter mit einem Rantischen Lieblingsausdruck bezeichnet wird?

Genaueres wissen wir ja doch nur über die Stadtgemeinden Sparta und Athen. Dieses ist bei Burckhardt in eine historische Übersicht: „Die Polis in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ hineingearbeitet, wie wir sie auch in unsern Handbüchern der Altertümer zu finden pflegen, nur sind diese viel reicher im Detail, dafür erfreut uns Burckhardt durch manche lebende Bemerkung. Was den Fachgelehrten bis auf den heutigen Tag ungelöste Rätsel sind, die spartanische Wehrverfassung, die Landfrage, der sogenannte Lykurg, das hat ihm keine Sorgen gemacht, er erwähnt es nach der ersten besten Quelle — im Sinne der Vulgata, so hätte er selbst das wohl nennen können — und knüpft daran Betrachtungen, die mehr Wert haben, als was man sachliches bei ihm finden könnte. Zum Beispiel: „es ist noch niemals gelinde zugegangen, wenn

sich eine neue Macht bildete, und Sparta ist wenigstens wirklich eine solche geworden im Verhältnis zu allem, was ringsum lebte; es hat es aber auch der ganzen Welt auferlegen können, daß sie Kenntnis nehmen muß von ihm bis an den Abend ihrer Tage, so groß ist der Zauber eines mächtigen Willens selbst über späte Jahrtausende, auch wenn keine Sympathie dazu mithilft. Die Macht kann auf Erden einen hohen Beruf haben; vielleicht nur an ihr, auf dem von ihr gesicherten Boden können Kulturen des höchsten Ranges emporsprossen, Spartas Macht aber scheint fast nur um ihrer selbst und ihrer Behauptung willen auf der Welt gewesen zu sein, und ihr dauerndes Pathos ist die Knechtung der Unterworfenen und die Ausdehnung der Herrschaft an sich.“ In Bezug auf den vielbesprochenen Sozialismus meint er, für die Scheidung des Wahrscheinlichen vom Unwahrscheinlichen werde man immer einen leidlich sichern Maßstab haben, wenn man annehme, daß im Sinne der Masse der Spartiaten regiert worden sei, diese werden den halben Kommunismus und die gleiche Lebensweise aller, auch der Reichen sehr angenehm gefunden haben. „Daß die übrigen Griechen sich die Sachen hie und da ins Abenteuerliche ausmalen, namentlich die spätern Bewunderer, verleiht sich von selbst.“ Leider ist mit dieser wahren und wohlklingenden Formel praktisch nichts anzufangen. Und nun ein Beispiel jener belebenden Anmerkungen: „Die Geselligkeit, die in andern Städten ihre Gestalt vom Symposion und von der Agora empfing, war hier die einer mehr oder weniger geistreichen Wachtstube und eine Schule des Spottes, den man sich zwar verbitten konnte, aber eher kühliglich wird gebudet haben. Außer der schwarzen Suppe, d. h. einer sehr derben und kräftigen Speise, die sogar in Athen für Feinschmecker nachgeschlachtet wurde, kam auch die gelieferte Jagdbeute auf den Tisch, und höchstwahrscheinlich speiste der Spartiate besser als z. B. der mittlere athenische Bürger.“ Dergleichen hält die Langeweile fern, die in unsern Handbüchern ihr Wesen treibt; gegen das „höchstwahrscheinlich“ ließe sich freilich wohl die Meinung der übrigen Griechen einwenden, daß die Spartaner es im Kriege nicht schlechter bekommen könnten, als sie es tagtäglich zu Hause hätten.

Was über die griechische Tyrannie, über die Aristokratie, über die Sklaverei bei den Griechen und andres mehr gesagt ist, wird man weniger beachtenswert finden. Dagegen sind Burckhardts Urteile über den athenischen Staat von großem Interesse. Die Unsicherheit des Wissens in großen und kleinen Fragen: Verfassung Solons, Ostrakismos, Diäten und Theatergelde, ferner alles Chronologische kümmert ihn nicht, er giebt die Vulgata. Von dem vornehmsten historischen Quellenmaterial, dessen Bearbeiter heute hoch über denen rangieren, die nur aus den längst für jedermann zugänglichen Schriftstellern schöpfen, von den griechischen Inschriften ist, glaube ich, niemals hier Gebrauch gemacht. Man wüßte auch nicht zu sagen, wo es für seinen Zweck erforderlich gewesen wäre. Es geht also auch ohne das, wie einst in Niebuhrs Tagen.

Auffallend viel ist das in Frankreich sehr angesehene Buch von Justel de Coulanges: *La cité antique* in Anspruch genommen. In Deutschland ist es wenig bekannt, es enthält nicht viel eigne Forschung, aber geschickte Formulierung, und je dunkler und unsicherer die Sache, desto interessanter wird manchmal die Wortführung. Von dieser Kunst fühlte sich Burckhardt offenbar angezogen.

Das nun entworfenne Bild der athenischen Demokratie ist für diese wenig schmeichelhaft. Wenn man etwa sagt, daß es sich von der üblichen Schönfärberei ganz fernhalte, so bedeutet das nicht viel. Denn dieses Schönfärben mancher früheren, z. B. Grotes, ist längst nicht mehr allgemeines Bedürfnis, wie andre moderne Darstellungen zeigen, und außerdem hat Burckhardts Schilderung noch ihre ganz besondern Ausdrucksmittel, die auf ihrem eignen Boden gewachsen sind. Er selbst war ein guter Republikaner, aber nicht alles Republikanische schien ihm gut; von Herzen war er, wie viele seiner vornehmern Stadtgenossen, eine aristokratische Natur. Die höchste Vornehmheit ist einfach, für sich selbst wollte Burckhardt gar nichts, aber er war ein Mann der Auslese, und alles Pöbelartige, alles, was auf Massenwirkung ausgeht, war ihm tief zuwider. Wie hätte ihm die athenische Verfassung zusagen können, die alle Entscheidung in die Hände der Massen gegeben hatte? Der Pöbel hatte überall das letzte Wort, sei es in der Volksversammlung, wobei der alljährlich erneute Rat die Geschäftsleitung und die Kommissionsarbeit zu übernehmen hatte, sei es im Schwurgericht. Jeder Regierungsakt der vielen alljährlich wechselnden und durch Kollegialität beschränkten Beamten konnte zu einem Prozeß führen, unterlag also dem schließlichen Befinden der Herren Geschwornen. Alle Macht, die früher Könige, Aristokraten und Tyrannen gehabt hatten, war nun an den Demos geraten, und dieser drückte stärker als sie „auf Leib und Seele des Individuums.“ Regierung durch wenige mit Freiheit für alle, wie sie Burckhardt in seinem Basel verwirklicht sehen oder doch für möglich halten mochte, „scheint in Athen ganz unmöglich gewesen zu sein.“ Perikles hatte schon das meiste von dieser Pöbelherrschaft zu verantworten. Die wenigen Jahrzehnte der vollen athenischen Herrlichkeit mußten zum Frommen aller spätern Zeiten einmal erlebt werden, damit ein Maßstab gewonnen würde für das dem griechischen Geiste Mögliche, aber die nachträglichen Wünsche der Optimisten, daß dieser Zustand noch recht lange hätte dauern sollen, sind völlig eitel; alles war ins Unmögliche geschraubt, und jede Veränderung mußte Verderben bringen. „Dieser Staat hat nicht nur in der Leidenschaft die für ihn selber schädlichsten Thorheiten und Gewaltthaten beschlossen, sondern auch seine begabten Menschen rasch aufgebraucht oder von sich abgeschreckt. Den seitherigen Jahrtausenden aber ist nicht an Athen als Staat, sondern an Athen als Kulturpotenz ersten Ranges, als Quelle des Geistes etwas gelegen gewesen.“ Der Demos als Staat konnte den Einzelnen nach Belieben taxieren,

ihm sein bischen Schuz enorm teuer verlaufen, und wenn es für Wohlhabende erfreulich gewesen wäre zu leben, so hätten nicht so viele, z. B. die Philosophen, sich einer freiwilligen Armut ergeben. Die Sykophanten werden mit den Kundschaftern der spanischen Inquisition verglichen, der Demos wird ganz wie Aristophanes und der Redenschreiber Lysias ihn schildern, angesehen, und im vierten Jahrhundert gilt die Auffassung des Demosthenes als maßgebend. Dem Pöbel traut Burckhardt jede Dummheit zu, wenn z. B. der „im tiefsten Grunde laienhafte Staat sich kirchlich gebärdet, sobald er in Wut gerät,“ bei Landesverrats- und Religionsprozessen. „Nie und nirgends hat ein so lächerliches Mißverhältnis existiert zwischen der Rache für beleidigte und bezweifelte Götter und der ethischen und theologischen Geringfügigkeit eben dieser Götter.“ Aus dem Konfiskationswesen aber ergibt sich die völlige Unsicherheit der Justiz, wobei „jedermann mit Ausnahme der Lumpe in Kontravention ist.“ Da an eine Skizzierung des Ganzen hier nicht zu denken war, so sollten die einzelnen Züge wenigstens zugleich eine Vorstellung von der immer originellen Ausdrucksart geben. Die politische Tendenz mag man in manchen Fällen für übertrieben halten, insofern sich über die Tragweite einzelner Zeugnisse streiten lassen wird. Im ganzen würde ich den Vorwurf nicht gelten lassen, weil ich längst den Glauben habe, daß der athenische Staat nicht besser war, als er Burckhardt erschienen ist.

Zu einem sehr geistvollen kleinern Kapitel ist die „Demokratie außerhalb Athens“ zusammengefügt worden, worauf noch eins folgt über die „Lebensfähigkeit der Stadtbevölkerungen.“ Die einzelnen Dinge darin sind ja nicht unbekannt, aber die Zusammenfassung unter allgemeine Formeln ist höchst glücklich. So wenn die Fähigkeit der Verbannten als „eine Teilkraft vom Lebenswillen der Polis“ angesehen wird im Anschluß an ein Wort des Isokrates, daß „Griechenstädte fürchtbar schwer starben.“

Das Verhältnis des Griechen zum Griechen und das der Griechen zu den Barbaren finden wir in einem größern Abschnitt behandelt. Die Phantasie ist hier weniger als bei Sparta und Athen durch schwierige Spezialforschung gehemmt, die Schilderung einzig schön und der gesamte Eindruck für die Griechen sehr ungünstig. Die Behandlung unsrer Bundesbücher in ihrer ängstlichen Neutralität hat es hier zu keinerlei Farbenwirkung kommen lassen. Immer wird der Grieche bei Burckhardt als berechnend, kalt und grausam angesehen. Die Polis haßt die Polis, das ist der Lebensgrundsatz des internationalen Verkehrs. Das Verfahren der Athener gegen Melos und Mytilene im peloponnesischen Kriege, das die heutige Thukydidesforschung längst sich bemüht hat auf ein weniger grausames Maß von Wirklichkeit zu verringern, gilt ihm in seinem vollen Umfange als Paradigma hellenischer Kriegsführung. Menschen schlachten und Bäume fällen in Feindesland, sowie das Verherrlichen des Städtekriegs durch dauernde Trophäen, die die Feindschaft wach-

hielten, ließen es nicht zum Gefühl der Stammeseinheit kommen, und noch in römischer Zeit war Delphi „das große monumentale Museum des Hasses von Griechen gegen Griechen, mit höchster künstlerischer Verewigung des gegenseitig angethanen Herzeleid.“ Die Griechen waren auch nicht mehr gastlich, wie es bei Homer und noch bei Hesiod Vorschrift war, sie bedurften später in jeder fremden Stadt „eines aparten Schutzes, den man dann mit anmutiger Sitte und Geist verbräunte.“ In dem despotischen Persien brauchte man aber keinen „Progenos,“ da konnte jeder reisen und Geschäfte machen, der seine Sache verstand und Geld hatte. Die Religion einigte die Griechen nicht, die Götter nahmen am Kampf der Städte teil und stritten unter einander, eher gab der Heldenmythos ein gewisses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, sowie ja äußerlich alle Griechen den einen Homer hatten. Gegenüber den Barbaren ist der Grieche individuell, d. h. „losgesprochen von allem Thun der Massen und Kasten“ und mit seinesgleichen in beständigem Wettstreit. Dieses „Agonale“ fehlt dem Orient, weil das Kastenwesen den Wettstreit nicht duldet. Der Grieche aber streitet auch im Scherz weiter, sein Witz weidet sich an dem Kontrast zwischen den Dingen, wie sie sind, und wie sie sein sollten. Der Orientale ist ernst wie das Tier und lacht nicht, außer bei Gaukelpossen. „Wie alt ist der Judenwitz? vor der Diaspora wenigstens kennt man bei den Juden nur das Pathos,“ fragt zwischen hinein eine vorlaute Anmerkung. Der Orient kennt statt der „Konversation des Symposions,“ wenigstens nach Ansicht der Griechen, bloß das scharfe Zechen. In dieser hübschen Parallele ist nur die orientalische Spruchweisheit, selbstverständlich dem Parallelismus zuliebe, unterdrückt. Gleich darauf finden wir ein echt Burckhardtsches allerliebste Epigramm in Prosa, als Antwort nämlich auf die Frage, warum sich die Athener insbesondre fromm vorgekommen wären? „Das Laienvolk im vorzugsweisen Sinne fühlt sich den andern gegenüber priesterlich, weil es besser mit den Göttern umzugehn weiß.“ Ist das ein bloßes Wortspiel, so hat die Ausführung, an deren Schluß sie steht, eine sachliche Unterlage: daß nämlich die griechische Religion, so wenig sie die Griechenstädte unter einander habe einigen können, sie doch gegen den Orient deutlich geschieden habe. Sodann ist sehr lesenswert, welchen Einfluß die Griechen, nicht bloß als Söldner, sondern als friedliche Bürger und freiwillige diplomatische Agenten im Perserreich hätten haben können, wenn sie nicht immer vom Heimweh nach Griechenland oder wenigstens zu griechischen Siedlungen wären zurückgetrieben worden. Und nun folgt eine kurze, anmutig und pfeifend unterhaltende Darlegung, wie allmählich der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren schwand. Die Griechen hatten von einander inzwischen genügendes erduldet, man unternahm also mit der Sehnsucht jeder späten Kultur nach urtümlichen Zuständen eine Barbarenverehrung, die man an die Namen entlegner Völker bei Homer oder Aischylos anknüpfte, denn „schon das frühe Altertum hatte das Glück und die

Güte hauptsächlich an den Rändern der Welt gesucht, weil man deren Mitte zu genau kannte.“ Hier möchte man Mund und Augen Jakob Burckhardts haben sehen können!

(Schluß folgt)



Auch einer, der dabei war

Eine Erzählung von Timm Kröger



inrich und ich gehörten zu demselben Bauernhof, Hinrich als Knecht, ich als Haussohn. Wir waren beide jung, Hinrich noch nicht gestellungspflichtig, ich noch nicht schulpflichtig. Wir konnten beide Musik machen, Hinrich auf der Harmonika, ich auf dem Klamm. Wir konnten uns beide gut leiden, Hinrich den Schreiber dieser Geschichte, der Schreiber dieser Geschichte den Zungbrüschigen Hinrich Butenschön.

Harmonikaspieler waren damals noch angesehene Leute, und wenn sie es verstanden, sich mit ihren Vorstellungen rar zu machen, so woben sie eine Art sagenhaften Ruhmes um ihr Haupt. Von dieser Art war Hinrich Butenschön. Sein hübsches, lachendes Gesicht, blank und braun, an eine frisch aus der Hölle kommende Kastanie erinnernd, seine in gleiche Farben getauchten Augen, treuherzig wie die Augen unsers vierbeinigen Hauswächters Zampa — alles das gehörte einem berühmten Manne zu, auf dessen Haupt der Nimbus eines fabelhaften Könnens lag.

Ich habe Grund, anzunehmen, daß ich meistens zugegen gewesen bin, wenn Hinrich Butenschön Harmonika gespielt hat. Und doch scheint mir, es sei nur selten geschehen; die Bedingungen waren zu mannigfaltig. Sollte Hinrich spielen, so war dazu erstens erforderlich, daß eine freundliche Sonne in seine Kammer lachte, sodann, daß diese Sonne eine Vormittagssonne und zugleich eine sonntägliche war. Ferner mußte er der allsonntäglich unter sein Messer kommenden Varrstoppeln Herr geworden sein, auch mußte es ihm gelungen sein, sich die feinen Härchen aus dem Nacken ohne Unfall wegzurastieren. Und damit war es noch nicht genug. Daß zum Spielen erforderliche Wohlbehagen war nur vorhanden, wenn eine blanke, schwarze Lastingeweite seine Brust bedeckte und darüber sich eine lange Uhrkette herringelte mit einem feinen Silberbeschloß in der Höhe des Wagens. Aber wenn das alles auch erfüllt war, es stand aber nicht meine kleine Person in ihrem Sonntagstaat neben seiner Lade und bat: Hinrick, spel wol, so wurde besessenungachtet selten was drauß. Passte ich aber die günstige Gelegenheit ab, siehste und bettelte, an dem Deckel der Lade rüttelnd, dann wurde das Unzulängliche Ereignis. Dann öffnete Hinrich den schweren Deckel, stützte ihn mit der Seitenklappe auf, sunselte unter seinen glattgelagerten Weinkleidern herum, holte eine große Pappschachtel heraus, nahm daraus seine Harmonika, setzte sich auf den Rand der Lade und — begann.

Von meiner Schwester, die was von Musik verstand, habe ich wohl gehört, Hinrich habe überhaupt nicht spielen können, der ganze Dhyrenschmaus sei ein wüstes

Durcheinander von Tönen gewesen, die nichts mit einander zu thun und gemein gehabt hätten. Hinrich habe ähnliches auch gefühlt, und darauf sei sicherlich seine Umständlichkeit zurückzuführen. Ich gestehe auch, daß mir von Hinrichs Melobien nichts im Gedächtnis geblieben ist, und will es dahin gestellt sein lassen, ob meine Schwester recht gehabt hat oder nicht. Wahr ist's aber, daß mit der ersten Tonwelle das Gerücht als wichtige und frohe Neuigkeit durch die Hausräume lief: „Hinnerk Butenschön spielt Harmonika,“ und daß dieses Gerücht genügte, eine kleine andächtige Hansgemeinde um Hinrich Butenschön zu versammeln, was freilich die Möglichkeit nicht ausschließt, daß der Zutausf mehr dem bei uns damals noch seltenen Instrument, als dem Musiker gegolten hat. Und wenn ich es recht bedenke, so wird es mir mehr und mehr klar: auch bei mir war es nicht allein das Ohr, das mir den Genuß vermittelte — das Auge darf daneben seinen Anteil beanspruchen. Das wunderbar tönende Ding mit den blanken Klappen, die Farbenpracht der Falten und Deckel, schlangenhaft schillernd, wenn Hinrich es, einem ungeheuern Stück Gummietastikum gleich, auseinanderzog und wieder zusammendrückte. In Auge und Ohr wirkten zusammen. Es war nicht das Ohr allein, aber ebenso wenig war es nur das Auge. Denn ohne das Durcheinander von Stimmen, womit die Harmonika redete, hätte ich mich schließlich satt gesehen. Aber gleichviel, ob nun Harmonien oder Disharmonien: der Quell der Töne war jedenfalls die Phantasie von Hinrich Butenschön. Mag es auch eine ungeordnete Phantasie oder ein ungehinderter Versuch gewesen sein, sie zum Ausdruck zu bringen — auf mich wirkte sie wie Offenbarung. Sie brachte meine eigne Phantasie in Schwung und vermittelte meiner Seele ein staunendes Behagen, die beglückende Empfindung, daß alles löstlich sei, was ich vernahm.

Ich weiß also nicht, ob Hinrich gute Musik gemacht hat. Aber so wunderbarlich auch die Gebilde gewesen sein mögen, die Hinrich aus dem Register zog — sie sind nicht wunderlicher gewesen, als die Vorstellungen, die sie in mir hervorriefen. Die hohen Töne erhoben mich feierlich und fröhlich über die kleinen Freuden und Leiden, worin meine Alltagsseele lebte, des Basses Allgewalt bewegte mein Gemüt. Sie sprach von einer allmächtigen unsichtbaren Gotteshand, die uns alle mit väterlichem Erbarmen trägt.

Es scheint mir im Grunde auch wenig wichtig zu sein, ob Hinrich spielen konnte oder nicht. Ich kann die ganze Harmonika preisgeben: der immer lustige Hinrich war und blieb nicht allein ein famoser Kerl, sondern auch ein Künstler. Er brauchte nicht die Bälge aus Pappe und Leder: sie waren ihm mehr hinderlich als förderlich. Er sah im Besitz natürlicher Musikinstrumente, es war ganz zweifellos, daß die Natur ihn zu einer Ausnahmeperson gemacht hatte.

In der Ausübung seiner natürlichen Gaben war er freigebiger als mit der Harmonika, wenngleich er auch hier vornehm blieb und Berken nicht vor die Säue warf. Er sah nicht auf die Zahl der Zuhörer, sondern auf ihre Würdigkeit und auf ihr Verständnis: sein Bestes that er, wenn sein Publikum aus meiner Benignität allein bestand. Löste er zum Beispiel im Frühling die Rieselgräben im Wäldhof, und stand ich in meinem dünnen Jäckchen frierend dabei und bettelte: Hinnerk, schrieg mol as'n Katt! — dann schrie Hinrich wie eine Kaze.

Zawohl, Hinrich schrie wie eine Kaze.

Wie kindlich es war, die Darbietung Hinrichs unter dieser Bezeichnung zusammenzufassen, wird man gleich sehen. Was folgte, war nämlich eher eine mimische That als Gesang, ein kleines Singspiel zum Krantlachen und an einigen Stellen zum Weinen. Es nachzumachen war mein höchster Ehrgeiz, freilich ein hoffnungsloser,

denn auf die Erfüllung dieses Wunsches zu rechnen — so eitel und einfältig war ich doch nicht.

Hinnek, schrieg mol as'n Katt!

Nu, Jung, wenn du dat so gern wult.

Hinrich steckte den Spaten ein, nahm die Priße Hottabak, woran er laute, aus dem Munde, „legte sein Heldeumaul in Falten,“ und — dann giengs los.

Bei mir war die Illusion sofort fertig. Ich stand nicht mehr auf dem Viechhof, ich lag vielmehr unter unsern weilkäufigen Strohdächern in meinem Bett. Und über mir öffnete heiße Kapentliebe und warme Mainacht den Duell all der schönen Wieder, die uns bei dem geschwänzten Hauttigger so tief ergreifen. Weich und schmelzend kam das sehnsuchtsvolle, lang in die Höhe gezogene Miau (den Accent auf der letzten Silbe) zu Gehör, und Hinrichs rechte Hand (jezt eine zarte Kapenspfote darstellend) ruhte auf dem Herzen, um mir die Vorstellung zu erleichtern, daß dieses Herz liebebehaftet sei.

Dann erweiterte sich das Solo zum Duett. Eine Stimme, so in der Mitte zwischen zweitem Tenor und Bass mischte sich in die Ausströmungen der weiblichen Seele. Und diese Stimme gehörte einem Kater zu, und zwar einem empfindsamen, einem Kater mit einem Anfang der Stimme, den man einem Quasibassisten nicht hätte zutrauen sollen. Er ging nicht allein mit sichern Schritten auf der festen dauernden Erde einher, ihn trugen auch (freilich mußte er dabei in die Fiste umschlagen) die zärtlichsten Gefühle über alle Strohdächer und über alles Katerelend dieses Jammerthals in selige Sphären hinauf, dahin, wo sein bleicher Freund, der sentimentale Vollmond, in schimmernder Nacht dahergeisterte. In diesem Stadium des höchsten Gefühlschwangs hatte Hinrich den schwarzbraunen Kopf zurückgeworfen, das schlichte schwarze Vollhaar fiel über den leinenen Kragen.

Dann nahm der aus überirdischem Mondlicht gewobne Ton erdige Bestandteile und irdische Färbung an: wir tauchten wieder zu den Widersprüchen dieser armen Welt herab. Mit der ungetrübten lyrischen Empfindung ist es vorbei, die tönenben Zeugen des Glücks sind in ebbender, die Kampffreude ist in flutender Bewegung.

Soweit ich mit Sinnen der Vorstellung folgte, nötigte mir die Vehaftigkeit, womit Hinrich seine Miene dem jedesmaligen Gefühlsbergauß anzupassen wußte, besonders auch die Beweglichkeit der Stimme, hohes Erstaunen ab. Zuweilen war die Täuschung, als ob man zwei Kapensstimmen zu gleicher Zeit höre, eine vollnändige. Nun aber steigert sich das Staunen zur ehrfürchtigen Bewunderung. Das Duett erweitert sich zum Trio, ein dritter Sänger, ein Nebenbuhler des Glücklichen, tritt auf.

Und ich sehe ihn, den Nebenbuhler, aus den Tiefen der Nacht auftauchen. Es ist ein schwarzes Ungetüm, und über die First des Viechhauses steigt es. Seine Augen sprühen, ein unheimliches Leuchten geht seinem Zorneschritt voran. Wutverhalten und zornentbrannt, prustend und grauzend, herausfordernd und drohend flöbert es auf den Dachboden daher.

Der Zusammenprall kann jeden Augenblick erfolgen.

Ich erbebe.

An und für sich hätte ich wohl den guten Willen, das krapbürtige Duell tonmalerisch wiederzugeben. Aber ich verzichte — ich kann es nicht. Wer will es unternehmen, unbeschreibliche Geräusche zu beschreiben? Und wer — dies Sprudeln, Zischen und Fauchen, umwoben von dem weichen, langgestreckten Klagesang der Umlämpften, worin der Schmerz, unschuldige Veranlassung zu einem so bejammernswerten Zweikampf geworden zu sein, einen so reinen

und schönen Ausdruck findet? Und nun gar der Triumphgesang des Siegers, mit dem die Darstellung schließt. Davon müßte selbst ein Dichter die Hände lassen. So ein Siegeskantus ist der Wille zum Leben selbst. Und keine Silberrückerei wird es wiedergeben, wie der Überwundene, der die Grenzen seiner Kraft verkannte, in ohnmächtiger Wut über die Dachschrägung rollt.

Und so was nannte die Jugend und Unbeholfsenheit eines wenig erfahrenen Kammläusers: Schriegn as'n Katt.

Ich habe das alles so ausführlich wiedergegeben, weil ich mich noch jetzt der Kolossalwirkung auf mein junges Gemüt gern erinnere. Der Kapfengesang stand mir höher als das Waldhornblasen, das Hinrich ebenfalls ohne jegliche Hilfsmittel, nur mit den Lippen, ganz famos machen konnte. Damals gab ich noch einer Zirkusvorstellung den Vorzug vor Goethes Faust, jetzt ziehe ich den Faust vor, jetzt reiche ich auch dem Waldhornisten die Palme. „Ich hatt einen Kameraden,“ „Schier dreißig Jahre bist du alt,“ „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ — das waren die Lieder, die Hinrich mit Vorliebe blies. Wenn ich ein Posthorn höre, so muß ich immer daran denken, wie Hinrich Butenschön draußen im Wischhof bei unserm Haus, wenn er die Nieselgräben löste, mir Waldhorn blies, zum Troste dafür, daß ihn das Kapfengeschrei ausgegangen sei.

Meine Mutter wußte es gleich, wenn ich bei Hinrich gewesen war. Ich schnurrte und brummte dann den ganzen Tag und hörte noch nicht auf, wenn ich schon in den Kissen lag, und der Sandmann die ersten Körner in meine jungen Augen warf.

In dem Jahre, das ich ganz besonders im Auge habe, kam der Frühling rasch und mit Macht. Schon im März zelteten sich die Weidenkätzchen; Hinrich dichtete die Knickhagen unsrer Handkoppel. Es war ganz sommerlich warm.

Ich sang mein altes Lied, das heißt, brachte meine alte Bitte vor, aber Hinrich war gänzlich abgeneigt, Nähe zu sein. Klein, mein Zunge — meinte er —, wir wollen lieber eins singen. Und er lehrte mich Lieder, die neu angekommen waren, die in der Luft lagen. Zum Beispiel: „Wir sind zu der ersten Ziehung bereit,“ „König Christian seinen offenen Brief,“ „Schleswig-Holstein stammverwandt.“

Ich verstand: „stramm vör de Wand“ und fragte, was das bedeute.

Dat bedüt Krieg — erklärte Hinrich.

Wat vern Krieg — fragte ich —, son orntlichen Krieg, mit lebenni Soldaten?

Ja ja, jüst son — bestätigte Hinrich.

Krieg? — wiederholte ich ungläubig.

Ich kannte ihn nur aus Erzählungen meiner Mutter aus der Kofalzeit, durch unsern Tagelöhner Timm, der bei Sehestedt mitgekochten hatte.

Ich fühlte mich stark beunruhigt.

Du, Hinnerk, fragte ich, son Krieg, wo lebenni Soldaten in dorshoten ward?

Dat wüll 't meen — sagte Hinrich —, lebenni Menschen, keen Dinger vun Bled.

Dem Kinde ist das Leben unter allen Umständen das höchste Gut. Wie man von Totschießen und mit solcher Ruhe sprechen und dabei Latten durch den Knickhagen ziehn konnte, das begriff ich nicht.

Dann kam mir ein fürchterlicher Gedanke.

Hinnerk, geißt du ok in Krieg?

Hinrich schlug eben einen Pfahl ein, die Frage war offenbar nichtig oder dumm. Erst besorgte er es dem Pfahl gründlich und probierte seine Festigkeit.

Dat ward wol ni anners, Jung! — sagte er dann.

Ich war dem Weinen nahe.

Warrs ok dorshoten?

Kann kom, lütt Meister, mi ligt meist so wat an.

Benige Minuten darauf mußte Hinrich mich nach Hause führen, da ich ohne Aufhören weinte und schrie, Hinrich solle nicht in Krieg und solle nicht totgeschossen werden.

Es verging keine Woche, da hatten wir den Krieg. Ein Nachbar, der die Übernahme der Festung Rendsburg durch die provisorische Regierung mit angesehen hatte, brachte die Nachricht in unser Dorf und versetzte alles in Aufruhr, die Jugend in Begeisterung, die Alten in Sorge und Unruhe. Hinrich wollte sofort als Freischärler in die Armee eintreten, aber mein Alter beruhigte ihn: Geduld, lütt Hinnek, in acht Dag holt se di. So lange dauerte es gar nicht, da hatte er seine Einberufungsordre in der Tasche.

Ich war seit dem Ausbruch des Krieges stets bei Hinrich, als fürchtete ich, daß er mir unverhofft abhanden komme. Allmählich wurde ich von seiner Begeisterung angesteckt und schwor den Dänen Tod und Verderben. Ich ging mit hölzernem Säbel und Gewehr einher, alles von Hinrich aus jungem Weidenholz gefertigt. Die Lade beschloßen wir bei Vater zu lassen, die Harmonika sollte zur Mutter meines Freundes gebracht werden. Du konst se jönst gern kriegen, Meister, aver du molst se twei, heft of wenig Schenie ver Kunst — meinte er.

Mein Vater verlor vier junge Leute in seiner Wirtschaft, er fuhr sie alle auf einem Weiterwagen zur Stadt. Es war eine lärmende, begeisterte Gesellschaft.

Bei uns wurde es ganz still, aber das dauerte nur kurze Zeit. Dann ergingen Requisitionen über Requisitionen: Kriegszuhren, Pferdebesetzungen, Heu, Raufutter, Getreide. Einquartierung folgte auf Einquartierung; fast alle Idiome Allddeutschlands klangen nacheinander vor unsern plattdeutschen Ohren. Auf unserm Hofe wimmelte es stets von Uniformen.

Es hat eine Periode gegeben, wo ich scharf in den Falten und Wäugen meines Gedächtnisses nachspüren mußte, um zu erinnern, daß es einmal eine Friedenszeit gegeben habe, und daß so ein buntes Leben nicht zur normalen Ausgestaltung eines Bauernhofs gehöre.

Hinrich schrieb mehrfach an Vater. Er hatte Schlachten mitgemacht, war aber immer unversehrt daraus hervorgegangen. Der Däne wurde „Hannemann“ genannt und seine Vertreibung für Kinderspiel gehalten, „wenn es nur ehrlich zugehe.“ In jedem Briefe fand sich als Einlage ein besonderes Schreiben für mich, das mir vorgelesen wurde, da ich noch immer nicht lesen konnte.

Eines Tages begrüßte Zampa mit Freudengeheul einen schmunzenden Soldaten, der über die große Diele ging.

Es war Hinrich.

Er hatte drei Tage Urlaub.

Meine Bewegung war so groß, daß ich vor lauter Schen, sie zu zeigen, das Gesicht abwandte und mich still in eine Ecke stellte. Endlich nahm ich mir den Mut, ihn näher ins Auge zu fassen. Also dieser große schwarzbraune, in den knappen Waffenrock eingeschnürte Kerl war Hinrich Butenschön — mein lieber Hinnek. Es imponierte mir unsagbar: eine Reihe blanker Knöpfe, rote Aufschläge an den Ärmeln, roter Halskragen, rote Nähte überall, ein wirklicher Säbel an der Seite — es war gar nicht zu fagen. Und die soldatische Bestimmtheit, wenn er mit der Mutter sprach. Das also sollte Hinrich Butenschön sein, der Harmonikaspieler, der Kapetonndiant, der Waldhornbläser. Ich blies noch immer auf dem Kamm und nur auf dem Kamm. Ich hätte ihn vielleicht gar nicht für echt genommen, hätte ich meinen alten Freund nicht an dem Gesicht, an den braunen Augen wiedererkannt.

Die Mutter gab ihm Kaffee und Cigarren und ließ ihn erzählen. In seinen Geschichten war viel Kanonenbonner und Gewehrfeuer. Da war viel von Regimentern, Bataillonen, Kompagnien, von Infanteristen, Jägern und Husaren die Rede.

Auf dem Leutetisch lag seine rotumrandete, mit schmuder blau-weiß-roter Kotfarbe versehene Mütze. Diese Mütze machte ich inzwischen zum Gegenstande meiner Untersuchung. Ich suchte nämlich den Schirm, den jede ordentliche Mütze hat, oder doch haben sollte. Ich drehte sie rund herum, wieder bis zur Kotfarbe und noch einmal, ich drehte sie dreimal herum und fand keinen Schirm. Zu meiner großen Verwunderung mußte ich schließlich feststellen, daß sie überhaupt keinen Schirm habe und bejann mich dann erst darauf, daß ich noch niemals einen Mützenschirm bei einem Soldaten gesehen habe.

Mit Hinrich wurde ich erst ordentlich wieder bekannt und warm, als er wegging und ich ihn begleitete. Auf dem Rasen- und Weideplatz am Wege, „der große Knüll“ genannt, war Holz abgeladen worden. Wir suchten uns einen tüchtigen Baumstamm aus, setzten uns darauf und blieben eine Weile zusammen. Hier fand ich auch den Mut, zu bitten: Hinnerk, schrieg mal aß'n Katt. Und Hinnerk machte das Kastentrio, er konnte noch alle Künste. Nur bei der Kräftbürstigkeit, überhaupt in der herausfordernden Tonsärbung, schien die Kraft der Darstellung nachgelassen zu haben; umso vollendeter, in unwandelbarer Schönheit kamen die weichen, elegischen Empfindungen heraus. Ja, der Triumphgejang des Siegers stahl mir in seiner demütigen Reinheit, die sich mit keinem den Gegner herabspekenden Hohn beledete, vollends das Herz.

Zum Waldhornblasen brauchte ich Hinrich nicht aufzufordern. Er sang und blies mir alle seine Soldatenlieder vor, die alten getreuen Weisen: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ und „Steh ich in finst'rer Mitternacht.“ Wie es im Gemüte des braven Soldaten, der in seinem Prachtkleid neben mir auf dem Baumstamm saß, aussah, das erfuhren wir, der große Knüll und ich, aus erster Hand. Es war ein ruhiges, ergebnes, in sich gefestetes Glück, das sich getraute, im Kugelregen nicht zu wanken, ja seinen Träger sogar in höhere Sphären zu begleiten, wenn das Ärgste geschehn sollte. Mit diesem Wegweiser in den Himmel läßt sich eine Art Liebe zum Leben und zur väterlichen Erde gut vereinigen, und Hinrich war noch im Besitze dieser warmherzigen Liebe. Wie wogten über die grüne Grasfläche des großen Knülls die schwermütvollen Töne des schnell beliebt gewordenen Liedes: „Es war auf Jütlands Auen, es war am kleinen Belt, da stand ein junger Krieger bei dunkler Nacht im Feld.“ Als Hinrich schließlich den in seiner Vereinnahmung doppelt verhängnisvoll dröhnenden Schuß erschallen ließ, der den jungen schleswig-holsteinischen Krieger das Grab in fremder Erde finden läßt, da übermannten mich die Thränen, ich fiel meinem Freunde schluchzend um den Hals: Hinnerk, du schaft ni dot, du schaft hier bliwen.

Hinrich hatte schon ein neues Lied begonnen, als er sich sanft aus meinen Umarmungen löste. Aber ein Lied, das noch schwermütiger klang: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod. Bald, wenn die Trompeten blasen, dann muß ich mein Leben lassen — ich und mancher Kamerad.“ Es war wunderbar: der Tod, dessen Majestät in diesem Liede mit kurzen Trompetenstößen zum Ausbruch in das Thal der Schweigflammen bläst, ließ mein Schluchzen verstummen. Ich fühlte, daß es nicht schicklich sei, vor seiner schwarzen Erhabenheit zu weinen und zu flennen.

Dann reichte Hinrich mir tröstend die Hand zum Abschiede. Da hab ich dir das Herz schwer gemacht, armer Junge — das ungefähr war der Sinn

seiner plattdeutschen Worte —, und ein bißchen auch mir selbst. Und hoffentlich ist alles, was mir die Brust beklemmen will, nichts als Einbildung und Aberglauben. Wir werden uns wiedersehen. Aber, wenn Gott es auch anders fügt, bleib gut und brav. Und meine Harmonika — du sollst sie zum Andenken haben — halt meine Harmonika in Ehren!

Noch zündete er umständlich mit Feuerstahl und Zündschwamm seine Pfeife an; dann machte er kehrt, ohne sich noch einmal nach mir umzusehen. Rauchend und handschlenkernd entfernte er sich in der Richtung nach der Wohnung seiner Mutter, den Häusern von Krummhorn, deren Dachjoden über die Knickhagen leuchteten.

Ich sah ihm nach bis Bocks-Koppel. Dort machte der Knick eine Biegung und entzog ihm meinen Augen.

Wir haben uns nicht wieder gesehen.

Bei Idstedt ist er den tapfern Soldatentod gestorben.

Die Harmonika meines armen Freundes halte ich nicht allein in Ehren, ich spiele auch darauf, wenn auch nur mit besondern Maßnahmen der Vorsicht, ganz heimlich in der Dachkammer, wie es die Rücksicht auf meine Umgebung verlangt. Es ist ein Glück, daß das alte Instrument durch Kunstfertigkeit nicht verwöhnt ist, denn auch bei mir haben die Töne, die ich aus dem Blasebalg ziehe, nichts miteinander zu thun. Wir beide, die Harmonika und ich, sind in voller Freiheit dressiert. Wir spielen nach unserm freien Belieben hoch und niedrig, wie es uns gerade paßt, wir erfreuen uns regellos an dem kräftigen Saß. Denn das bleibt bestehen für und für — kein andres Instrument verleitet die Erinnerung zu so prächtigen Spaziergängen wie die Harmonika. Führt in ihren Tönen die Schwermut auch das Wort, so fehlt doch ebensowenig die Anmut der Ergebenheit, die alles Düstere, alles Beklemmende aufhebt. So wanderte ich denn auch heute unter ihrer Führung wieder die Wege im großen Knüll und saß mit Hinrich auf dem Baumstamm. Die Harmonika erst hat mir den Sinn all der Abschiedslieder, ja auch alle frühern Kagenlieder und Trompetenstöße erschlossen, oder jedenfalls vollständiger mitgeteilt, als ich ihn damals verstehn konnte. Einem zwar verborgnen, aber doch ungeahnten Schätze gleich lag in meinem Gemüte, was ich hier so unvollkommen, so nüchtern und kalt den weißen Blättern aufzwang.

Die Uniform unsers Hinrich wurde seiner Mutter, der alten Wief, von dem Regiment mit der kurzen, langzeimäßig mittheilslosen Sterbenachricht zugesandt. Als Knabe habe ich die alte Frau oft besucht. Dann haben wir zusammen unsern Schmerz ausgeweint. Sie kettete die Thür ihres Stübchens zu und holte den von seinem Herzblut getränkten Waffenrock aus dem Schränkchen. Die schmude, schirmlose Mütze war nicht dabei, sie war in Verlust geraten, von den Kanonen in den Schmuß gedrückt, von den Pferden zerstampft. Hinrich ist irgendwo im Sand verscharrt.

Wer zeigt die Stelle?



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutsche Volks- und Vaterlandskunde. Friedrich Nagel hat rein patriotischen Zwecken ein außen und innen schönes Büchlein gewidmet: Deutschland. Einführung in die Heimatkunde. (Mit vier Landschaftsbildern und zwei Karten. Leipzig, Fr. Wih. Gruow, 1898.) Sehr richtig schreibt er im Vorwort, in einer Zeit, wo es für viele Deutsche kein fremdes Land mehr in Europa gebe, und wo manche von unsern Landsleuten in außereuropäischen Ländern bewanderter seien als in der Heimat, müsse man die Kenntniss des Vaterlandes vertiefen: „vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Lande hat.“ Und am Schluß: „Das deutsche Volk ist noch nicht lange genug geeinigt, um eine so sichere, abgeschlossene Vorstellung von seinem Lande zu haben wie der Engländer von seiner meerumschlungnen Insel, der Franzose von seinem schönen Frankreich.“ Diese klare und abgeschlossene Vorstellung zu vermitteln, hat sich der berühmte Geograph zur Aufgabe gestellt, und er hat sie gelöst, wie sie eben nur seine durch den Angesehenen gewonnene genaue Kenntniss aller Landschaften unsers Vaterlandes verbunden mit begiegnem geologischem und historischem Wissen und der Gabe poetischer Auffassung und anschaulicher Darstellung zu lösen vermag. Auf die Kapitel: Lage und Raum, der deutsche Boden, das Meer und die Küsten, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bodenkultur folgt noch ein Kapitel: Volk und Staat, worin gezeigt wird, wie die Natur des Landes auf den Volkscharakter und die politische Entwicklung eingewirkt hat. Von der ersten der beiden Karten, der oro-hydrographischen (die zweite ist eine Massen- und Sprachenkarte), kann man jagen, daß sie in ihrer vollkommenen Plastik das Wesen des Buches den Augen darstelle: sie ist ein wirkliches Bildnis des deutschen Landes. Sehr dankbar werden die Lehrer, sowohl die der Volksschulen, als die der Mittelschulen für die Gabe sein; sie werden dieser gedrängten und doch vollständigen Vaterlandskunde tausend Anregungen und Fingerzeige für den Unterricht verdanken, und die Schüler der Oberklassen der Gymnasien werden sie mit Nutzen selbst gebrauchen können.

Demselben patriotischen Zweck wie dieses kleine Buch dient ein groß angelegtes Werk: Das deutsche Volkstum, herausgegeben von Dr. Hans Meyer. (Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1898.) Es haben dazu beigetragen der Herausgeber: das deutsche Volkstum; Dr. Alfred Kirchhoff: die deutschen Landschaften und Stämme; Dr. Hans Helmolt: die deutsche Geschichte; Professor Dr. Oskar Weise: die deutsche Sprache; Dr. Eugen Mogk: die deutschen Sitten und Bräuche und: die altdeutsche heidnische Religion; Dr. Karl Sell: das deutsche Christentum; Landrichter Dr. Adolf Lobe: das deutsche Recht; Dr. Henry Thode: die deutsche bildende Kunst; Professor Dr. Heinrich Adolf Kistlin: die deutsche Tonkunst; Professor Dr. Jakob Wychgram: die deutsche Dichtkunst. Wenn ich mir bei der Hervorhebung einiger Punkte auch kritische Bemerkungen erlaube, so geschieht es nicht, um den Lesern durch Nörgelei die Freude an dem wirklich großartigen und verdienstlichen Werke zu verderben, sondern nur um zu zeigen, daß auch dieses in mancher Hinsicht abschließende Werk für weitere Debatten noch Raum offen und den Späteren noch etwas zu thun übrig läßt.

Daß die Einzelarbeiten an manchen Punkten zusammentreffen, woraus sich Wiederholungen ergeben, das ließ sich nicht vermeiden und ist auch kein Fehler; es kann nicht schaden, wenn ein wichtiger Gegenstand von mehreren Seiten beleuchtet

wird. Unter andern wird die Ableitung des Wortes „deutsch“ mehrfach besprochen. Da vermisse ich denn die Erwähnung einer Thatsache, die mir nicht unwichtig erscheint. So viel ich weiß, wird das gotische Stammwort zum erstenmale von Alfila gebraucht und zwar Galater 2 für *ἔθνη*, ein Wort, das heute in den protestantischen wie in den katholischen Bibeln mit „Heiden“ übersetzt wird. Paulus erzählt da, wie er den Petrus öffentlich getadelt habe, weil er, nachdem er schon mit den Heiden heidnisch gelebt hatte, aus Furcht vor den Anhängern des Jakobus heuchelte, sich von den Heiden zurückzog und wieder nach jüdischer Sitte lebte. Darin liegt offenbar eine doppelte Weissagung, daß nämlich eben die Deutschen die „Heiden“ sein würden, denen die Zukunft und das Christentum gehörte, und daß ihr Christentum ein geistiges und nicht ein jüdischer Gehezes- und Zeremoniendienst sein werde. Sehr zu loben ist, daß Kirchhoff von den „deutschen Landeshäuptern und Stämmen“ Österreich und die Esterreicher nicht ausgeschlossen hat. Daß Österreich geographisch zu Deutschland gehört, lehrt nichts deutlicher als ein Blick auf Napoleons Märkten, wo man sieht, wie die Alpen die natürliche Grundmauer des ganzen Vaues sind; was aber das ethnographische anlangt, so ist es doch nur ein schon öfter dagewesenes, also vorübergehendes historisches Unglück, daß die natürliche Metropolis Deutschlands, Böhmen, gerade jetzt wieder einmal in den Händen eines Slavenstammes ist, der sie auf die Dauer nicht wird behaupten können. — Die Ermittlung dessen, was eigentlich deutsch sei, macht darum so große Schwierigkeiten, weil eben die Unübersichtlichkeit das eigentlich deutsche ist, wie am schönsten Wdhgram klar macht, indem er die gegen Goethe und Schiller wegen ihres Antikisierens erhobnen Vorwürfe zurückweist. Ich würde deshalb folgende Sätze Meyers etwas anders geschrieben haben: „Was wäre die deutsche Kultur ohne die organisch ins deutsche Gemüts- und Gedankenleben aufgenommenen Teile des Christentums und der griechischen Kultur! Aber was hat auch das deutsche Volkstum aus Christentum und Griechentum gemacht; wie anders nehmen sich beide in der deutschen Umwandlung aus, als z. B. in der französisch-romanischen!“ Die Sache verhält sich doch wohl nicht so, daß die verschiednen Volkstümer als einander innerlich fremde, wenn auch teilweise verwandte Wesen neben einander ständen, und daß nun die Deutschen, weil sie am Begabtesten sind und außerdem in der Mitte wohnen, von allen etwas, natürlich jedesmal das Verwandte, angenommen, das durchaus Fremde aber abgelehnt oder nach vergeblichen Versuchen wieder ausgesprochen hätten, obwohl natürlich diese beiden Umstände: die hohe Begabung und der zentrale Wohnplatz, von höchster Wichtigkeit sind. Sondern die ariische Art ist in allen ariischen Völkern dieselbe, hat sich aber nur bei den Hellenen in ihrer Reinheit, nur bei den Deutschen in ihrer Fülle verkörpert, während sie in den übrigen europäischen Völkern teils durch starke Blutmischung verunreinigt, teils durch die Abgeschlossenheit oder gewisse Besonderheiten des Wohnplatzes einseitig geworden ist. Das Hellenentum ist daher für uns Deutsche in seinem Sinn ein fremdes Element, sondern unser eigenstes Wesen in einer einfachen und klaren Erscheinungsform, die von Zeit zu Zeit zu betrachten uns Not thut, damit wir uns nicht in der verwirrenden Fülle moderner Kulturerscheinungen verlieren. Man betrachte die beiden Germanenjungfran und Germanenjüngling, deren Abbildungen im dritten Bande von Spamers Weltgeschichte Seite 6 und 7 wiedergegeben sind, und suche nach einem Unterschiede zwischen dem Germanentypus und dem Hellenentypus; man wird schwerlich einen finden. Das Christentum aber ist die ariische Religion nach Überwindung des kindlichen Wahnes von menschenähnlichen Göttern, wie sie nach und nach von den griechischen Dichtern und Denkern

ausgebildet worden ist; die Evangelien enthalten nur die historischen Begebenheiten, die notwendig waren, für den vorhandnen Inhalt das Vehiculum zu schaffen, das ihn zu allen Völkern tragen sollte. Daher ist es eigentlich kein Irrtum, wenn so oft ein allgemein Menschliches, wie die Tapferkeit, als das Urgermanische bezeichnet wird (S. 125), denn das Urgermanische ist eben das Ariische, und nur dieses ist das im vollen Sinne des Wortes Menschliche, während wir das Mongolische z. B. als eine Verderbnis des Menschlichen, das Französische als karikierende Einseitigkeit bezeichnen müssen. Daß sich germanisches und römisches Recht vielfach nur wie das Recht einer frühern und das einer höhern Kulturstufe verhalten, hat Lobe zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber doch kräftig genug angedeutet. Selbstverständlich ist es ein großer Fehler gewesen, daß die Deutschen, als sie ungefähr auf der Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung angelangt waren, der das römische Recht entspricht, dieses unverändert aufnahmen, sozusagen mit Haut und Haaren verschlangen. Ganz abgesehen von der Eigentümlichkeit des deutschen Volkstums unterschieden sich ja doch die europäischen Verhältnisse überhaupt beim Übergange von der Natural- zur Geldwirtschaft und vom ländlichen zum städtischen Leben in vielen Stücken von denen des alten Roms. Wenn nun auch außer diesen Eigentümlichkeiten des modernen Lebens gewiß noch ein eigentümlich deutsches Berücksichtigung fordert, so dürfte es doch nirgends schwieriger sein, dieses Eigentümliche herauszufinden, als auf dem Gebiete des Rechts. Lobe hat sein möglichstes gethan, diese schwierige Aufgabe zu lösen, und es dürfte schwerlich einem andern besser gelingen. Die Ursache dafür, daß die Norddeutschen konservativer sind als die Süddeutschen, hat Lobe Seite 406 richtig angegeben, während sie Mogl Seite 270 nicht zu bemerken scheint: die Süddeutschen waren auf drei Seiten, die Norddeutschen nur auf zweien von fremdem Volk umgeben, jene von Menschen höherer, diese von Menschen niederer Kultur; wozu nur noch zu bemerken wäre, daß die Seennachbarn der Friesen und Sachsen selbst Germanen waren.

Obwohl bei der Darstellung der politischen Entwicklung die geographischen Verhältnisse gebührend berücksichtigt werden, bewegen sich die Verfasser doch noch ein wenig in dem alten Geleise der Klagen über den eigenwilligen und disziplinwidrigen Individualismus der Deutschen, der ihre Zersplitterung verschuldet habe. Wie hätten es denn die Unterthanen der Rheinbundstaaten oder neunhundert Jahre früher die leibeignen Bauern der geistlichen und weltlichen Herren anfangen sollen, gegen ihre Landesherren oder Feudalherren die deutsche Einheit durchzusetzen? Das wäre doch nur auf dem Wege von Revolutionen möglich gewesen, und von solchen will gerade der durchschnittliche deutsche Patriot von heute nichts wissen. Zu der That ist der erste Akt der politischen Wiedergeburt Deutschlands damit eingeleitet worden, daß der General York und die „deutsche Legion“ in St. Petersburg (Stein, E. W. Arndt, Boyen u. a.) einige Schritte nach der Revolution hin wagten. Wenn man für die Zersplitterung durchaus eine Charaktereigenschaft der Deutschen als Ursache anführen will, so muß man die Mannen- oder Unterthanentreue nennen. Das zersplitternde Element sind die Dynastien gewesen, und dieser dynastische „Individualismus“ oder Egoismus ist nichts eigentümlich Deutsches; die kleinen Herren regieren überall lieber selbst, als daß sie sich von einem großen regieren lassen. Das eigentümlich Deutsche unsrer Geschichte besteht bloß darin, daß sich bei uns kein Dynast gefunden hat, der seine Konkurrenten mit den Künften eines ersten Ludwig zu beseitigen und zu unterdrücken verstanden oder gewollt hätte, daß die Natur des Landes das Einigungswert erschwerte, und daß der Gegensatz zwischen zwei annähernd gleichstarken Herren, der in Frankreich während

des Mittelalters öfter hervorgetreten ist (man denke an die Grafen von Toulouse, an die englischen Könige als französische Lehnsträger und die Herzöge von Burgund), uns Deutschen erst von 1740 ab zu schaffen gemacht hat. Was aber die schließliche Einigung anlangt, so darf man die heutige Technik nicht vergessen, die die Beherrschung großer Räume leicht, dagegen die wirkliche Unabhängigkeit sehr kleiner Staaten beinahe unmöglich macht. Vor allem aber höre man doch auf, die späte Einigung als ein Unglück zu beklagen. Was fertig ist, das ist reif zum Sterben, wie man am alten römischen Reiche und am heutigen Frankreich sieht. Eben darum haben wir Deutschen noch eine Zukunft, weil wir auch 1866 und 1870 noch lange nicht fertig geworden sind.

Sehr gefreut hat es mich, daß Mogk das Gefasel und Gefabel von dem angeblich heidnischen Ursprung des Weihnachtsfestes, das sich in den Weihnachtspredigten der liberalen und der sozialdemokratischen Zeitungen allweihnächtlich breit macht, abfertigt, wie sich gebührt, und daß Sell den Apostel Bonifatius, der im protestantischen Deutschland vielfach als „Römeling“ verrufen ist, „eine durchaus germanische Gestalt“ nennt. „Tritt frisch auf, thus Maul auf, hör bald auf!“ paßt zwar zum preussischen Wesen, aber als „altpreussischen Mahnruf“ (S. 209) hatten wirs bis jetzt nicht gekannt. In einer zuverlässigen Quelle habe ich gelesen, daß Luther, wenn er genötigt gewesen war, eine lange und langweilige Predigt anzuhören, den Pastor anzufahren und ihm das Sprüchlein zuzurufen pflegte (in etwas derberer Form: Tritt dreißt auf, sperr's Maul auf, hör bald auf!). Am besten an dem Werke hat mir Thobes Darstellung der deutschen bildenden Kunst und Wuchgramms „deutsche Dichtung“ gefallen. Wenn ich sage, daß ich noch keine mich gleich befriedigende Charakteristik Goethes und Schillers gelesen habe, wie die uns Wuchgramm hier darbietet, so soll damit nicht gesagt werden, daß irgend ein anderer Teil seiner Schrift schwächer wäre als dieser kurze Abschnitt. Als das Eigentümliche der deutschen bildenden Kunst weist Thobe nach das übermäßige Wollen und das Überwiegen des Inhalts über die Form; die bildende Kunst biete gar nicht die Mittel, den Inhalt des deutschen Gemüts auszudrücken, das vernügen nur die Musik und die Dichtkunst.

C. J.

Rom als Stadt der Renaissancekunst. Von den Gassen aus gesehen ist Rom die Stadt des Barock oder auch des Altertums; die Renaissance hat sich ganz in das Innere einzelner Kirchen und des vatikanischen Palastes zurückgezogen. Da finden sich Skulpturen Michelangelos und einzelner seiner Vorgänger, diese kommen aber gegen den Reichtum, den man in Florenz trifft, nicht an, und außerdem mehr als ein halbes Duzend großer Freskenwerke. Fra Angelico, Masolino, Filippino Lippi und selbst den neuentdeckten Pinturicchio kann man anderwärts noch besser gesehen als hier in Rom. Michelangelos Sixtinische Decke aber und Raffaels Vatikanische Zimmer sind in ihrer Gattung einzig, und die Fresken der Quattrocentisten in der Sixtina sind nicht nur an sich äußerst reizvoll, sondern auch wenn man schon alles übrige an früher florentinisch-umbrischer Wandmalerei gesehen hätte, als Ergänzung noch von Wert.

Dies alles und noch verschiednes andre hat der Freund der italienischen Kunst jetzt in guter Übersicht mit zahlreichen Abbildungen vor sich in einem Biermarthef (Nummer 3 der bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden „Berühmten Kunststätten“) von Ernst Steinmann, Rom in der Renaissance von Nikolaus V. bis auf Julius II. Steinmann kennt seinen Gegenstand gut, behandelt ihn aber vielleicht ein wenig zu peinlich im Verhältnis zu den Ansprüchen seiner Leser (s. B. die

Skulpturen des Andrea Bregno, der neben Mino da Fiesole und Antonio Pollajuolo in Rom die Frührenaissance vertritt), er schildert lebendig und eindrucksvoll und ist überall bemüht, durch eigne Gedanken das Verständnis der Dinge zu fördern. Auffallend ist, daß er sich hinsichtlich eines sehr wichtigen Kapitels der Frührenaissancearchitektur mit zwei Abbildungen und dem Satze begnügt: „Im Säulenhofe der Cancelleria, welche der Kardinal von San Giorgio seit 1496 bewohnte, und vor Bramante's eben vollendetem Tempietto auf der Höhe von St. Pietro in Montorio mußten nachdenkliche Gemüter bekeunen, daß die Träume der Frührenaissance zur That geworden waren.“ Soweit sind nämlich noch nicht einmal die nachdenklichen Gemüter von heute gekommen. Wir wissen zwar jetzt, daß die Cancelleria nicht von Bramante herrührt und suchen uns auch wohl einzureden, daß sie gar nicht von ihm hätte geschaffen werden können, und fast ebenso steht es mit den Palast Giraud, aber in Bezug auf die Zusammenhänge dieser neuen römischen Hochrenaissance sind wir so ratlos wie nur je zuvor. Nachdem der Tempietto von jenen Bauwerken abgelöst ist, fällt es umso schwerer, in ihm den frühern, mailändischen Bramante wiederzuerkennen. Es fehlt also noch viel daran, daß wir jene Träume deuten können.

Die Stärke des Buches liegt in der Behandlung der verschiedenen Wandmalereien. Die unvergleichlichen ältern Fresken aus dem Leben Moses und Christi in der Sixtinischen Kapelle sieht jemand, ohne in Rom gewesen zu sein, hier zum erstenmal klar vor seinen Augen stehen, er findet die Abbildung des Raumes, die Vergitterung in ihrer einseitigen Anordnung, endlich die einzelnen Bilder mit vielen Details, ästhetisch gewürdigt und historisch erklärt. Bei den Wandgemälden der Frührenaissance und ihren porträtmäßigen „Assistenzen“ reichgeleiteter Cittadini ist das Interesse nach den dargestellten Personen natürlich größer, als es später z. B. bei Raffael zu sein pflegt, wo das Tägliche mehr verallgemeinert oder erhöht ist, und an der Erläuterung der Fresken der Sixtina hat sich Steinmann früher selbständig beteiligt. Aber bedeuten sollen ja doch auch die Fresken Raffaels außer ihrem unmittelbaren, sachlichen Sinn an ihrer Stelle und für ihre Zeit noch etwas weiteres. Steinmann zeigt seinen Lesern, wie sie hinter ihnen Zeitgeschichtliches versteckt finden können.

Die Darstellung schließt mit dem Tode Julius II. ab. Von Michelangelo ist der Moses das letzte Werk, das wir mitgeteilt bekommen; bei Raffael stehen das Zimmer des Burgbrands, die Tapeten, die Loggien, die Farnesina, die Sibyllen und die Transfiguration noch aus. Der Verfasser wollte das Bild der römischen Renaissance nur bis zur Höhe führen und nicht mehr erzählen, wie Leo X. „die Erwartungen getäuscht hat.“ Es wäre das auch für ein Heft zuviel geworden. In einem folgenden wird er uns hoffentlich recht bald zeigen, daß es nicht ganz so schmerzlich und bitter verstimmend gemeint war mit dem „viel frühern“ Niedergang der Renaissance, von dem die Vorrede spricht.

Zu benutze diesen Anlaß zu einigen Bemerkungen über die Vatikanischen Stenzen. In der Erklärung der sogenannten Disputa ist die neueste Weisheit ein Rückschritt, gegen den sich Geschmack und Verstand auflehnen mußten. Vasari sagt, die Heiligen der untern Reihe unterhielten sich über die Hostie auf dem Altar; das ist nicht tief, aber verständlich und populär ausgedrückt. Alles weitere kann sich jeder leicht hinzudenken: oben der Himmel, unten die Kirche, in der Mitte der Altar. Will man sich etwas höher ausdrücken, so spricht man etwa von verschiedenen Stufen der Teilnahme, der Erkenntnis und der Erleuchtung; jeder sieht ja, daß nur die Beziehung auf den obern Teil des Bildes alle diese Männer hier

zusammengeführt hat. Also das genügt doch. Aber nein, die neueste Auflage des Cicerone bringt als Einschub erst einen „liturgisch hergerichteten Altar mit der Monstranz und der Eucharistie“ und dann die Worte: „In der verkärten Menschheit Christi in der Brotsgestalt ist die Einheit gegeben, welche die irdische Welt mit dem Reiche der Seligen verbindet.“ Hat man dies abstrakte Gedankengerüst glücklich erklettert, so kommt die nächste Übung und drückt dasselbe noch einmal, nur noch etwas schwieriger aus: „Die Identität der verkärten Menschheit des Erlösers auf Erden wie im Himmel ist der Gedanke, welcher beide Teile des Bildes zusammenschließt.“

Der Interpolator des Cicerone fühlt sich so übermütig glücklich, daß er gleich darauf hinter dem Worte Disputa für Basari und alle, die auf ihn gehört haben, noch folgenden Rasenstüber einschaltet: „deren Name ungefahr das Gegenteil von dem bezeichnet, was Raffael ausdrücken wollte.“ Aber wir sind immer noch nicht genug gemüßigt für Raffaels tiefe Absichten, darum heißt es ferner, „in ganz ähnlicher Weise“ habe schon Fra Bartolommeo in dem Auserstandnen „der Affizien die Beziehung des eucharistischen Christus zum verkärten Gottesohn ausgedrückt,“ nämlich durch einen Kelm mit Patene über einer runden Scheibe, die die Welt darstellen soll. Abgesehen davon, daß der Satz zwei Fehler enthält (Fra Bartolommeos Bild befindet sich im Pitti und ist viel später als das Raffaels), begreift man nicht, worin die Ähnlichkeit bestehen und was dies zum Verständnis der Disputa nützen soll. Steinmann findet es freilich „so glücklich erfasst und so klar entwickelt,“ daß er es noch einmal wiederholt und dafür in der Anmerkung seinen Gewährsmann, den Domkapitular Friedrich Schneider, preist. Wenn es darauf ankäme, etwas erbauliches zu solchen Bildern zu sagen, so ließe sich der Ton ja ohne Schwierigkeit ins unendliche verlängern. Ich glaube nicht einmal mit Professor Pastor, daß Raffael bei seiner Theologie die Farben Weiß, Grün, Rot deshalb gewählt hat, weil sie die Farben der drei theologischen Tugenden sind. Ebenjowenig halte ich es für sicher gestellt, daß Julius II. mit dem befreiten Petrus im Helioborzimmer sich selbst gemeint habe, der doch nicht buchstäblich gefangen war. Auf Leo X. dagegen traf dies zu, als er Kardinal war, nach der Schlacht bei Ravenna, und so gut wie er sich auf dem Attilabilde anstatt seines Vorgängers darstellen ließ, kann der ganze Gedanke jener „Befreiung Petri“ auf ihn zurückgehen.

Auf Raffaels Schule von Athen soll nach Vasari rechts in der Gruppe der Geometer unter den vier Jünglingen der aufrecht stehende und von vorn gesehene den nachmaligen Herzog Friedrich von Mantua, Isabellas Sohn, vorstellen. Aber dieser war damals erst zehn Jahre alt. Er war am päpstlichen Hofe als Geisel für die Treue seines aus der Gefangenschaft entlassenen Vaters zurückbehalten worden, der ernste Julius II. wurde durch die Einsälle des aufgeweckten Zungen erheitert, und in einem erst in neuer Zeit bekannt gewordenen Briefe (Luzio, Federigo estaggio S. 21) vom 16. August 1511 wird berichtet, „der Papst habe gesagt, Raffael solle den Herrn Friedrich porträtieren in einem Zimmer, das er ausmalen lasse, und worin auch Seine Heiligkeit selbst bärtig in natürlicher Größe zu sehen sei.“ Den Bart hatte sich Julius erst während des Feldzuges in Bologna wachsen lassen, mit ihm ist er dargestellt auf dem Bilde der Dekretalienüberreichung in der ersten Stanze und in der zweiten auf dem Helioborbilde und bei der Messe von Voljena. Nimmt man die erste Darstellung als die in dem Briefe gemeinte, und hält man es für sicher, daß des Papstes Befehl ausgeführt worden, so könnte Signor Federigo nur auf der Schule von Athen gesucht werden, und seit Luzio findet man ihn in dem Vorkentopf, der links auf dem Bilde hinter dem Rücken des Grammatikers hervorsteht (Abb. 132

bei Steinmann). Daß dies aber nicht völlig sicher ist, lehrt ein Augenblick des Nachdenkens über die oben gegebenen Voraussetzungen. Der schöne Malerjüngling im lichten Mantel endlich stellt ganz gewiß nicht den Herzog Francesco Maria della Rovere vor, dieser Irrtum ist endgiltig abgethan, und Basari sagt das nicht „wohl mit Unrecht“ (Steinmann), sondern er nennt den Herzog gar nicht. Er hatte nicht nur noch lange mit ihm als Zeitgenosse gelebt, sondern er wußte auch sicherlich als Künstler zu gut, wie man zur Zeit seiner Geburt (1511) in der Kunst Herzöge darzustellen pflegte.

U. p.

Wirtshausreform. Ich bin kein Abstinenzler, aber selbstverständlich ein Feind jeder Unmäßigkeit, und als Feind jedes Zwanges um so mehr ein Feind des Zwanges zum Alkoholgenuß. Dieser Zwang wird bei uns in mehrfacher Weise geübt. Einmal dadurch, daß das Wirtshaus mit seinem Bierzwange für Hunderttausende die einzige Erholungsstätte ist, wenigstens bei schlechtem Wetter. Auch solche Leute, die eine schöne geräumige Wohnung haben, fühlen oft in ihren Erholungsstunden das Bedürfnis eines Ortswechsels, und wenn das Wetter schlecht ist, bleibt ihnen gewöhnlich nur das Wirtshaus. Dann: wer außer dem Hause essen muß, ist fast immer genötigt, Bier zu trinken. Vor vierzig Jahren gab es in Breslau mehrere Studenten-speiseanstalten, in denen kein Bier getrunken wurde. Ob es heute noch welche giebt, weiß ich nicht, in Berlin scheint es keine zu geben. So wird dem jungen Manne, auch wenn er keiner Verbindung angehört, das Bedürfnis angewöhnt, täglich sein Glas Bier zu trinken; ist er auch in einem „Vokal“ zu Abend, so werden zwei daraus, und Geselligkeit und Nachahmungstrieb bringen ihn bis auf vier bis zehn. Eine solche Gewohnheit ist aber nicht bloß überflüssig und kostspielig, sondern auch schädlich. Wer, wie das bei uns ziemlich allgemein Sitte ist, zweimal am Tage Kaffee, abends Thee trinkt und zu Mittag suppt, dessen Körper bekommt damit, namentlich wenn er zum Kaffee noch ein paar Schluck Wasser nimmt, genug Flüssigkeit, besonders da ja auch die festen Speisen noch Wasser enthalten; nur ein außerordentlicher Flüssigkeitsverlust durch große Körperanstrengung oder Sommerhitze erzeugt einen natürlichen Extrabehuf, der einen gerechten Anspruch auf Bier oder Wasser begründet, aber auch mit Obst gestillt werden kann. Die Belastung des Magens mit der Flüssigkeitsmenge, die ihm der deutsche Biertrinker zumutet, ist schon an sich, ganz abgesehen von dem Alkoholgehalt des Getränks, schädlich, und ein alter Arzt versichert mir zudem, daß auch das Hopfenbitter ein gar nicht ungefährliches Gift sei. Dann endlich die Wahnhöfe! Auf den großstädtischen besteht ja kein Zwang, aber auf denen der Klein- und Mittelstädte ist jeder Wartesaal eine Restauration. Alle Stühle und Bänke stehen um Tische herum, die Tische sind gedeckt, und so wie sich einer niederläßt, fragt der Kellner nach seinem Begehre. Wenn der Saal voll ist und jeder*) sein Bierglas vor sich stehen hat, dann muß sich ein Müder, der nichts zu verzehren beabsichtigt, genieren, den einzigen freien Stuhl zu nehmen, im nächsten Augenblick kann ja noch ein zahlender Gast erscheinen! Den Wächtern freilich darf man es nicht vertragen, daß sie alle Wartenden als ihre Gäste behandeln, denn sie müssen eine unglaublich hohe Pacht zahlen und haben namentlich auf Stationen mit viel Nachzügen ein Hundeleben, von dem sie sobald wie möglich als Rentner loszukommen suchen. Aber es ist doch ein Unfuss, daß man, wenn man zwischen Mittag- und Abenddrot eine zweistündige Fahrt macht, vorm Einsteigen durchaus ein Glas Bier oder Schnaps hinuntergießen soll.

*) Und jede! Auch keine Frau wagt den Kellner zurückzuweisen.

Die Nummer 11 der Mäßigkeits-Blätter (Mitteilungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, herausgegeben von Dr. W. Bode in Hildesheim) weist nun auf die zahlreichen und großartigen alkoholfreien Gastwirtschaften Englands hin, die nicht, wie die vegetarischen Speiseanstalten Deutschlands, eine bloße Kuriosität, sondern ein notwendiges und wichtiges Organ des Volkslebens sind. So bestehen z. B. in Liverpool außer den von Privatunternehmern betriebenen ähnlichen Wirtschaften mehrere Gesellschaften; „die größte davon hat neun feinere Cafés und siebenundfünfzig billige Kaffeeschenken; sie hat eigne Bädereien, Stallungen, Niederlagen, eine Schlächterei, eine Mineralwasserfabrik usw.; sie beschäftigt nahezu fünfhundert Personen, ihre Einnahme betrug 1897 1522920 Mark; als Dividende konnte man achtszehn Jahre lang 10 Prozent zahlen. Bei den billigsten Preisen keinerlei Wohlthätigkeit, das ist eine Hauptursache des Erfolgs.“ Selbstverständlich sind diese Speiseanstalten nicht vegetarisch. Die Behörden üben dadurch einen sie fördernden Druck aus, daß sie mit Konzessionen für den Ausschank von Spirituosen sehr sparsam sind, während sie den alkoholfreien Wirtschaften nicht das geringste Hindernis in den Weg legen; auf diesem Wege ist man so weit gelangt, daß Tausende von Arbeitern, Laden- und Kontorhilfen, wenn sie ihre Mahlzeiten einnehmen wollen, gar keine andern als alkoholfreie Gastwirtschaften in der Nähe finden. Im Deutschen Reich dagegen „werden Schnapschenken und Milchshenken fast mit dem gleichen Maße gemessen; beide sind vor dem Gesetze »Schankwirtschaften«, zu denen die Konzession erforderlich, von denen Betriebssteuer zu zahlen ist.“ Vor einigen Jahren legte sich eine Mittelstadt einen Stadtpark an und setzte eine Selterswasser- und Milchbude hinein. Nach ein paar Wochen schrieb der Pächter, er könne nicht bestehen, wenn ihm nicht der Ausschank von Bier und Schnaps gestattet werde, und der Magistrat bewilligte sein Gesuch. Hätte der Magistrat es abgelehnt, dafür aber die Pacht herabgesetzt oder vorläufig ganz darauf verzichtet, so würde sich die Rentabilität mit der Zeit schon gefunden haben; wer Appetit auf Bier hat, kann ihn in einem naheliegenden großen Biergarten befriedigen. Der natürliche Appetit auf alkoholfreie Getränke muß sich mit der Zeit verlieren an Orten, wo seiner Befriedigung fast unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet werden. In Hamburg bekam ich einmal Appetit auf Milch. Ich lief durch eine Menge Straßen; in jedem Hause mindestens eine Kneipe, in manchem Hause zwei — aber einen Milchladen fand ich erst in Altona, und das mitten in den Kinder nährenden Marschen! Parallel mit der Wirtschaftreform müßte die Gründung von Volkserholungsstätten gehen nach Art der nur für Studenten bestimmten Palästra Albertina in Königsberg.

Das Baronsche Vermächtnis. Die Breslauer Stadtverordneten haben verständigerweise das Baronsche Vermächtnis angenommen und die in Berlin erhobenen Bedenken mit der Begründung zurückgewiesen, daß nach dem Urteil medizinischer Autoritäten eine aus Vegetabilien, Milch und Eiern gemischte Kost zur kräftigen Ernährung hinreiche, und daß das Fleisch, das arme Kinder zu Hause etwa bekommen, weder nach Quantität noch nach Qualität den Anforderungen der Diätetik zu entsprechen pflege. Da dies genau dieselben Gründe sind, die wir in unrer kurzen Bemerkung am Schluß des sechsten Heftes angeführt haben, so könnten wir uns schmeicheln, zu der Breslauer Entscheidung einiges beigetragen zu haben, thun dies aber nicht, da sich jeder verständige Mann ohne unsre Beihilfe ganz dasselbe gesagt haben muß. Wir glauben auch nicht, daß zwei so einfache Wahrheiten den Vätern der Hauptstadt der Intelligenz verborgen geblieben sind. Sie haben sich nur unwissend

gestellt, um demnächst die Welt mit der Gründung von einem Duzend Waijshäusern (so viel kann eine Millionenstadt schon brauchen) aus eignen Mitteln (sie habens ja dazu) zu überraschen, in denen die armen Würmer mit Widbraten und Kapouen gefüttert werden sollen.

Jugenderinnerungen eines alten Arztes von Adolf Kufmaul, Stuttgart, Bonz und Komp. — Nachdem wir kürzlich in Willroths Briefen ein so anziehendes Memoirenwerk eines berühmten Mediziners erhalten haben, wird uns jetzt durch Kufmauls Selbstbiographie ein nicht weniger interessantes Buch zu teil. Willroths Briefe stammen aus der Zeit seiner Höhe und handeln von den Gegenständen seines wissenschaftlichen Berufs, aber auch von Litteratur und Musik und Fragen des gesellschaftlichen Lebens. Kufmauls Erzählung reicht bis dahin, wo es dem vielbeschäftigten und schon verheirateten badischen Landarzte möglich wurde, sich in Heidelberg zu habilitieren, und nur gelegentlich erhalten wir einen Einblick auf die spätere Laufbahn des hervorragenden Klinikers. Der Ton der Mitteilung ist schlicht und für die Person des Erzählenden einnehmend. Die Darstellung verläßt das Gebiet der Idylle und beginnt sachlich unterrichtend zu werden mit dem Eintreffen des Studenten auf der Heidelberger Universität. Der Zustand der medizinischen Fakultät in den vierziger Jahren, das damalige Heidelberg mit einzelnen ältern und jüngern Verühmtheiten, das äußere Studentenleben und die Vorboten des Jahres 1848 werden geschildert; aus dem flotten Korpsstudenten wird noch gegen Ende seines Studiums ein Burschenschaftler. Dann geht er zur Fortsetzung der Studien nach Wien und Prag, wo klinische Einrichtungen und bedeutende medizinische Persönlichkeiten, dort namentlich Kolitsansky und Skoda, hier Oppolzer und Arlt so beschrieben werden, daß es auch Laien verständlich wird, was die deutschen Mediziner damals nach Osterreich zog. Überhaupt wird für sehr viele Leser ein Hauptreiz in der klaren und allgemein faßlichen Behandlung ärztlicher Fragen liegen. Ehe der Erzähler sich in Randern als Arzt niederläßt, wird er noch badischer Militärarzt, geht zweimal nach Schleswig-Holstein und übernimmt dann den Dienst bei den Gefangnen nach der Übergabe von Rastatt. Auf Einzelheiten dieses schon sehr reichen Jugendlebens können wir nicht eingehen. Wie jemand ohne Verbindungen aus eigener Kraft etwas geworden ist, wird mancher Leser vielleicht zu seiner eignen Ermunterung aus diesem wahrhaftig und einfach geschriebnen Buche sehen, und jedem wird daraus einer der Außervählten an Charakter und Geist entgegenreten, den er menschlich lieb gewinnen muß.





Die Erfolge der Palästinafahrt unsers Kaisers

Von Hans Schneider



Es im Monat Dezember verschiedene Zeitungen die Nachricht brachten, daß dem preußischen Abgeordnetenhause eine Vorlage zugehen solle über einen Beitrag zu den Kosten der Palästinafahrt unsers Kaisers, erhoben gewisse Zeitungen ein großes Gezeter, wie denn das preußische Volk dazu kommen solle, zu einer Vergnügungsreise eine Beisteuer zu entrichten. Glücklicherweise hat jetzt auch in diesen Blättern mehr die Ansicht Platz gegriffen, daß die Reise unsers Kaisers keineswegs ein Vergnügen gewesen ist, daß vielmehr in der Palästinafahrt ein wichtiges politisches Ereignis zu sehen ist, das schon große Erfolge gebracht hat und im Laufe der Jahre noch viel mehr zeitigen wird zum Segen unsers deutschen Vaterlandes.

Keiner ist wohl so vermessen, schon heute ein endgiltiges Urteil über diese Erfolge abzugeben, aber so viel steht fest, daß es unserm Kaiser gelungen ist, dem Sultan die Überzeugung beizubringen, die er wohl noch von keinem christlichen Herrscher gehabt hat, daß der deutsche Kaiser ihm ein ehrlicher Freund ist, der es mit ihm und seinen Völkern wohl meint. Dies zeigte sich in dem geradezu herzlichen Empfange unsers Kaiserpaares in Konstantinopel. Der Sultan konnte sich in Freundschaftsbeweisen, in den mannigfachen Überraschungen auf der Reise gar nicht genug thun; besonders aber beweist das die prächtige, kurz vor dem Verlassen des erinnerungsreichen Bodens in der einstigen „Sonnenstadt“ Baalbel am 11. November feierlich enthüllte Marmortafel, die: Sultan Abd ul Hamid II., Kaiser der Ottomanen, seinem erlauchten Freunde Wilhelm II., Deutschem Kaiser, König von Preußen und der Kaiserin Auguste Viktoria zur Erinnerung an die gegenseitige unwandelbare Freundschaft errichtete. Geseiert mit dem deutschen Reichsadler und dem Namenszuge des

Sultans wird dieses Denkmal künftigt in deutscher und türkischer Sprache von dieser bedeutsamen Fahrt melden.

Dieser Eifer ihres erhabnen Herrn, des Sultan-Kalifen konnte seinen Eindruck nicht verfehlen auf die amtlichen Vertreter des ottomanischen Staats und der gesamten muhamedanischen Welt. Vor allem gewann man von ihm den Eindruck eines gerechten Herrschers, der auch muhamedanischen Helden wie Saladin Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihnen nicht als versteckter Feind gegenübertrat. Dieser Überzeugung gab die Rede des in der muhamedanischen Welt angesehenen Hauptes, des Ulema zu Damaskus, Ausdruck, der unter stürmischen Beifall der Bevölkerung aussprach, daß sich Kaiser Wilhelm durch seinen Besuch nicht nur die Dankbarkeit der Osmanen, sondern auch die begeisterte Liebe von dreihundert Millionen Muhammedanern erworben habe, die zu dem Kalifen als ihrem geistigen Oberhaupte einporsehen. Solche Worte und der Schluß seiner Rede, worin er namens der Welt des Islams den Segen Allahs auf den Kaiser, das Deutsche Reich und alle Deutschen herabrief, mögen beweisen, wie stark und mächtig das Erscheinen unsers Kaisers auf die Muslime gewirkt hat. Man wird dies umso mehr verstehen, wenn man weiß, mit welchem Hochmut der rechtgläubige Muslim bisher dem Christen gegenüberstand.

Aber nicht allein von amtlicher Stelle jubelte man unserm Kaiser zu, auch das gewöhnliche Volk verlieh seinen freundschaftlichen Gefühlen mannigfach Ausdruck. In Jafa schlangen die Araber, wenn sie einem Deutschen begegneten, symbolisch die Hände ineinander und riefen: „Deutschland und Osmanenreich eins!“ Oft hörte man in den Straßen Jerusalems, wie Pastor Schneller, der Führer unsers Kaisers in und um Jerusalem berichtet, das häßliche arabische Wortspiel: *Hadöl museh muläk la maläike*, d. h.: Das sind nicht Könige, sondern Engel! Begeistert sagte ein Hauptmann zu den Diaconissen der Mädchenanstalt *Talitha Kumi*: „Euer Kaiser ist ein rechter Sultan, ich meine, ich hätte den Propheten gesehen.“ Kurz und gut, alle Schichten der Bevölkerung hatte die Begeisterung ergriffen, und manch ehrlicher Heil- und Segensruf schallte dem Kaiser nach. Man streckte die Arme nach ihm aus und begrüßte ihn, als ob er der eigne Landesherr sei. Auch das kaiserliche Gefolge erregte die größte Bewunderung, denn nicht nur unter den Leibgendarmen, sondern auch unter den Generalen und Würdenträgern des Kaisers war manche Gestalt, die durch ihre redenhafte Größe den Arabern förmlich Schreck einjagte. „Seht die Riesen, seht die Söhne der Riesen! Kein Wunder, daß denen im Kriege niemand widerstehen kann!“ so hörte man sie, wie Schneller erzählt, immer wieder staunend ausrufen.

So gewannen die Morgenländer den Eindruck, daß Deutschland eine Weltmacht sei, die wohl imstande sei, wie dies auch die begleitenden prächtigen Kriegsschiffe bewiesen, ihre Söhne zu schützen. Auch den Vertretern der andern christlichen Bekenntnisse im heiligen Lande wurde hiermit gezeigt, daß Deutsch-

land wohl vermöge, seine katholischen Untertanen und deren Einrichtungen zu schützen. Wie viel machtvoller der deutsche Aar sei und wie viel mehr er für die Katholiken zu erreichen vermöge als die französische Schutzherrschaft, bewies aber vor aller Augen die hochherzige Schenkung der Begräbnisstätte der Mutter Maria. Die patriotische Antwort des deutsch-katholischen Redners, des Pater Schmidt, gab zu erkennen, daß die deutschen Katholiken Palästinas auch treue Söhne ihres ruhmreichen Vaterlands heißen wollen.

Auch der ganze christliche Name wurde durch das machtvolle Auftreten unsers Kaisers zu Ansehen gebracht, denn leider stand bisher der Christenname bei den Muslimen nur in geringer Achtung. Die Türken hatten nur immer gesehen, wie sich Lateiner, Griechen und Armenier an den heiligsten Stätten blutig beföhdeten, und schon deshalb brachten sie ihnen wenig Achtung entgegen. Schon der äußerliche Umstand, daß man in Konstantinopel während der Kaiserfrage auf allen Türmen die deutsche Marineflagge mit dem Kreuz neben dem Halbmond wehen sah, wie auch das friedliche Nebeneinander von Kreuz und Halbmond an der Ehrenpforte der Jafastraße zu Jerusalem mußte dem Strenggläubigen anzeigen, daß in Zukunft der Christenname höher zu bewerten sei. Monsignore Piavi, der Patriarch von Jerusalem, hob gerade auch diese Bedeutung der Reise in seiner Ansprache an unsern Kaiser hervor. Ja es ist vielleicht zu hoffen, daß der Hader zwischen den christlichen Bekenntnissen einschläft; wenigstens ermahnte unser Kaiser in freudiger Zuversicht „zur gemeinsamen Arbeit, die alle Christen über Konfessionen und Nationen im apostolischen Glauben eint.“ Und nicht allein für das Morgenland hoffen wir dies als Folge der Kaiserreise, sondern auch für unser eignes deutsches Vaterland! Möchten doch die mannigfachen freudigen Kundgebungen der deutschen Katholiken über die hochherzige Schenkung unsers Kaisers nicht vorübergehende Regungen sein, sondern möchte endlich das alte Mißtrauen schwinden, das sie dem evangelischen Kaiser bisher entgegengebracht haben!

Diesen moralischen Erfolgen der Kaiserreise schließen sich aber auch wirkliche, thatsächliche Ergebnisse an. Vor allem nützte die Reise den schon in Palästina lebenden Deutschen. Sie brachte den schwäbischen Kolonisten Haifa, wo das Kaiserpaar zuerst das heilige Land betrat, eine steinerne Landungsbrücke, die 75 Meter lang und 6 Meter breit ist. An der 10 Meter breiten Landungstreppe beträgt die Meerestiefe 2,5 Meter, sodaß hier in Zukunft kleine Dampfer anlegen können. Es wird deshalb nicht mehr nötig sein, sich wie bisher von der Barke aus auf dem Rücken von Lastträgern aus Land tragen zu lassen. Dieses stattliche Bauwerk hat der deutsche Ingenieur Dr. Schumacher aufgeführt. Des Kaiserbefehls wegen wurde die Straße von Haifa durch die fruchtbare Ebene Jesreel nach Nazareth und weiter bis zum Berge Tabor von der türkischen Regierung vortrefflich hergestellt. Ebenso wurde von Haifa nach Jafa, der wichtigsten und blühendsten deutschen Koloniestadt, eine neue Straße gebaut, und über die dortigen Wasserläufe wurden

drei neue steinerne Brücken aufgeführt. Ferner wurden die Straßen von Jafa nach Jerusalem und von dort nach Bethlehem, Hebron und Jericho und weiter bis zum Toten Meere ausgebeffert. Das syrische Waisenhaus, das vor dem Jafathore Jerusalems liegt, in dem deutsche Lehrer 250 syrische Knaben zu tüchtigen Handwerkern und Landwirten ausbilden, erhielt endlich die seit Jahren ersehnte Fahrstraße. Gegen vier Millionen sind so für die Verkehrswege von der türkischen Regierung aufgewandt worden, die die Hauptniederlassungen der Deutschen in Haifa, Jafa-Sarona und der Umgegend von Jerusalem in Beziehung setzen.

In Jafa wurde aus Anlaß der Reise des Kaisers seit dem 1. Oktober 1898 eine deutsche Post eingerichtet, was schon seit Jahren ein vergeblicher Wunsch der dortigen Deutschen war; bisher waren sie auf das österreichische und das russische Postamt angewiesen. Wie sehr sich diese Einrichtung bewährt, können wir daraus sehen, daß am 18. Januar in einer Versammlung deutscher Männer zu Jerusalem der Wunsch ausgesprochen wurde, es möge auch in Jerusalem eine deutsche Post errichtet werden, denn seit der deutschen Post in Jafa sei auch im Lande deutsches Kleingeld im Umlaufe, und das bedeute einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt des deutschen Einflusses.

Bisher war neben dem türkischen Gelde nur das französische allgemein anerkannte Verkehrsmünze; nach Franken wird überall im Kaufgeschäft gerechnet, und der Credit Lyonnais vermittelt vor allem den Geldverkehr des Abendlandes mit Palästina. Auch hierin vollzieht sich seit den Kaisertagen ein Umschwung. Im Jahre 1897 gründete die Deutsche Palästina- und Orientgesellschaft, deren Vorsitzender Graf Zieten-Schwerin ist, in Jerusalem die erste deutsche Bank unter dem Namen: Deutsche Palästina-Bank. Anfänglich hatte sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der Credit Lyonnais das ganze Geschäft in Händen hatte. Jetzt ist es aber gelungen, diese deutsche Bank zu einer erfreulichen Entwicklung zu bringen. Schon bei Gelegenheit der Kaiserreise sind durch die Bank allein Anweisungen im Betrage von 300000 Franken an Deutsche, die den Kaiser begleiteten, ausgezahlt worden. Wie zahlungsträchtig sie jetzt ist, können wir aus folgendem Umstande erkennen. Als sich der deutsche Konsul von Tischenhof um Beschaffung der für die Marienbegräbnisstätte zu zahlenden Geldsumme an den Credit Lyonnais wandte, war dieser ebensowenig wie die Ottomanische Bank imstande, das Geld zu schaffen. Die Deutsche Palästina-Bank genügte der Anfrage und leistete pünktlich die Zahlung. Seitdem hat die Bank einen solchen Aufschwung genommen, daß der Aufsichtsrat in seiner Sitzung vom 8. Dezember beschloß, das Grundvermögen zu vergrößern und die Bank in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, aber unter Wahrung des deutschen Charakters. Es wird dadurch in erfreulicher Weise auch Freiherr von Soden's Beobachtung bestätigt, die er 1897 auf seiner Palästina-reise machte, daß das Französische mehr Nachwirkung früherer Zeiten, nur noch *façon de vivre* sei, dagegen dem Deutschen für das Gedeihen des

Landes eine tiefere Bedeutung zukomme und ihm die Zukunft gehöre, zumal da auf deutscher Seite wirklich Arbeit geleistet werde, während das Französische nur die Formen des Verkehrs bestimmt und als Wirklichkeit doch nur in Form von Kirchen- und Ordensniederlassungen auftritt.

Seit den Oktobertagen erscheinen auch auf dem deutschen Markte Japa-
apfelsinen, die Erzeugnisse der wackeren Schwaben, die bisher nur in Ägypten und besonders auf den großen Dampfern in Port Said Absatz fanden. Hoffentlich wird sich auch der Palästinawein unsrer Kolonisten immer mehr Liebhaber im deutschen Mutterlande erwerben und ihnen so wirtschaftlich zu noch größerem Aufschwunge verhelfen. Damit in Zukunft das Deutschtum in Palästina eine einheitlichere Kräftigung erfährt, ist das Konsulat zu Jerusalem noch in den Kaijertagen in ein Generalkonsulat verwandelt worden, das der bewährten Leitung des bisherigen Konsuls Dr. Tischendorf anvertraut worden ist. Welche begeisterte und vaterlandsstrolche Stimmung gegenwärtig unter den Deutschen herrscht, mag daraus hervorgehen, daß am 18. Januar in Jerusalem unter zahlreicher Beteiligung ein Flottenverein gegründet worden ist; die Sammlung, die gleich am ersten Abende zu diesem Zwecke veranstaltet wurde, ergab über 1000 Mark.

Von großem Interesse ist auch eine Mitteilung, die Ende März über Paris kam, daß Kaiser Wilhelm in der Nähe des alten Caesarea, an der einzigen guten Stelle der unwirklichen Küste, wo schon die Römer den Eingangshafen für Palästina angelegt hatten, eine Kohlenstation und das dazu gehörige Land für Deutschland käuflich erworben habe.

Dies dürften die Folgen sein, soweit sie sich uns aufdrängen, die die Kaiserreise unmittelbar für die Deutschen Palästinas gehabt hat; aber auch dem Deutschtum, das im türkischen Reiche in Kleinasien sowohl wie in dem europäischen Teile des Reichs thätig ist, hat die Reise große Vorteile gebracht. Am 29. Januar wurde durch Trabe des Sultans der deutschen Anatolischen Eisenbahngesellschaft das schon lange erstrebte Recht zugesichert, einen großen Handelshafen mit Docks und Speichern in Haider-Bascha am Bosphorus anzulegen. Durch diesen Hafen erhält die genannte Bahn, die bekanntlich das Rückgrat aller wirtschaftlichen Unternehmungen Deutschlands in Kleinasien ist, den Anschluß an das Meer. Künftig werden also die deutschen Handelsschiffe am Bosphorus, Konstantinopel gegenüber, die zur Einfuhr nach Kleinasien bestimmten Waren löschen und ebenso die aus dem Innern herangeführten Erzeugnisse unmittelbar übernehmen können, die ihnen bisher durch Leichterfahrzeuge umständlich zugeführt werden mußten.*)

Ebenso hat der Sultan jüngst dem Geheimen Regierungsrat Dr. Zander in Konstantinopel, dem Direktor der Anatolischen Bahnen, die Genehmigung

*) Glücklicherweise ist es den französischen Ränken nicht gelungen, diese Erlaubnis zu hintertreiben; denn am 23. März ist zwischen dem türkischen Bauminister und Dr. Zander der Vertrag endgültig unterzeichnet worden.

erteilt, ein unterseeisches Telegraphenlabel von Konstantinopel nach Constanza, dem rumänischen Hafenplatze, zu legen und zu verwerthen. Die Anlage dieses Labels ist nötig, damit der Vertrag des Deutschen Reichs mit Rumänien verwirklicht werden kann — der der Kammer zu Bukarest am 7. März vorlag und fast einstimmig genehmigt wurde —, behufs unmittelbarer Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverbindung zwischen Berlin und Konstantinopel.

Außerdem glauben wir auch die Fortsetzung des Bahnbaus von Kaisarieh oder von Konia nach Diarbekir und dem untern Tigris und dem Persischen Meerbusen zu den Früchten unsrer Freundschaft mit der Türkei zählen zu müssen. Im Zusammenhange mit diesem Weiterbau steht wohl auch der Umstand, daß das Konsulat zu Bagdad seit kurzem in ein Berufsconsulat umgewandelt worden ist. Interessant ist jedenfalls auch die Mittheilung, die die Zeitungen im Januar aus London brachten, daß es in englischen Finanzkreisen als ausgemacht gelte, daß englische Unternehmer in der Türkei keine Koncessionen mehr erhalten. Dem Sultan sei die Beteiligung englischer Kapitalisten an wirtschaftlichen Unternehmungen nur dann genehm, wenn ein Deutscher die Leitung hätte. Infolgedessen haben sich in der letzten Zeit in London unter deutscher Leitung deutsche und englische Geldmänner zusammengethan, die den Bau von Eisenbahnen, Pferdebahnen, Gas-, Elektrizitäts- und Wasserleitungsanlagen in der Türkei und besonders in Kleinasien beabsichtigen. Als erfreuliche Thatsache dürfte auch dies angesehen werden, daß die Londoner Finanzkreise den deutschen Unternehmern so viel Vertrauen entgegenbringen, daß noch weitere Gruppen für ähnliche Zwecke in der Bildung begriffen sind. Rühmlich hervorgehoben muß auch dies werden, daß es für die unter deutscher Führung stehenden Handelsgruppen als Grundbedingung gilt, daß die Hälfte aller für die betreffende Unternehmung nötigen Materialien aus Deutschland bezogen werden muß.

Auch die deutsche Kaufmannschaft in der Heimat hat durch die Kaiserreise neue Anregung empfangen und ist in Folge dessen rüstig an der Arbeit. So sandten die in Berlin vereinigten Handelskammern schon im November einen Vertreter nach Konstantinopel, um dort eine deutsche Handelskammer zu stände zu bringen. Ebenso hat der Aufsichtsrat der Deutschen Levantelinie, der in Hamburg seinen Sitz hat, beschlossen, in der Anfang März einuberufenden Hauptversammlung zu beantragen, daß das Stammvermögen fast um die Hälfte, d. h. auf vier Millionen erhöht werde. Die Geneigtheit dazu wird auch vorhanden sein, da Gewinnanteile für 1898 in der Höhe von 9 vom Hundert gegen 6 vom Hundert im Vorjahre nach reichlich bemessenen Abschreibungen vorgeschlagen sind. Dem Wunsche, der amtlicherseits aus Mytilene ergeht, daß die deutschen Dampfschiffe auf ihrer Fahrt nach Konstantinopel auch diesen Hafen anlaufen möchten, werden die Hamburger und Bremer Kaufleute jedenfalls gern nachkommen. Wie nötig es ist, daß unser Schiffsahrtverkehr am Mittel-

meer ein viel entwickelterer werde, mag daraus hervorgehn, daß im vergangnen Jahre so wichtige Häfen wie Merjina, Iskanderun (Alexandrette), Beirut, Saïda, Akfa, Haïfa, Zafa u. a. überhaupt von keinem deutschen Schiffe angelaufen wurden!

Auch auf militärischem Gebiete ist seit den Kaisertagen eine Wandlung eingetreten, und zwar scheinen die Beziehungen noch enger geknüpft zu sein. Daß der Wunsch danach von der Türkei ausgegangen ist, braucht wohl kaum erst hervorgehoben zu werden. Während bisher die Zahl der türkischen Offiziere, die dem deutschen Heere zugeteilt wurden, jährlich höchstens zwölf betrug, reisten diesmal dreißig ab, um sich am 1. Februar in das deutsche Heer einreihen zu lassen. Auch sind um dieselbe Zeit wieder einige deutsche Offiziere hinausgegangen, um als Reorganisatoren der türkischen Kavallerie thätig zu sein. Der türkisch-griechische Krieg hat eben dem Sultan und seinen Ratgebern vor allem deutlich gezeigt, daß sie an den Deutschen keine schlechten Berater gehabt haben.

Was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht. Soviel aber steht fest, daß jetzt für den Deutschen in der Türkei die Pforten weit geöffnet sind, und daß die junge Saat, die durch deutschen Fleiß und deutsche Einsicht im türkischen Reiche angelegt ist, durch die Kaiserreise gekräftigt worden ist, sodaß sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Ein reiches Feld der Arbeit bietet sich hier auf lange Jahre hinaus der deutschen Unternehmungslust vor allem in Kleinasien, das durch die anatolische Bahn nun immer weiter erschlossen wird.

Schon jetzt hat Kleinasien Korngegenden mit reichen Ernten, wo die Ähren aber noch mit sichelförmigen Messern geschnitten und mit Dreschschlitten ausgedroschen werden; groß ist schon jetzt sein Herdenreichtum an feinwolligen Schafen und Ziegen (Angora); es hat Weingebenden von der üppigsten Fruchtbarkeit, wo aber die Rebe unedel und die Kelterei noch ganz roh ist; es erzeugt vorzügliche Seide (Brussa) und Baumwolle; mit seinem Tabak könnte es die halbe Welt versorgen. Paradiesische Gegenden, wie der fischreiche See von Egerdir, der dem Comersee vergleichbar ist und von fruchtbaren Zelberru und Obstgärten umrahmt wird, sind gar nicht selten. An vielen Stellen gedeihen Äpfel, Pflaumen, Aprikosen und Feigen in wunderbarer Fülle, nur fehlt es leider an Verkehrswegen, sie zu Markte zu bringen. Auch finden wir auf den Höhen vielfach noch schöne Eichen- und Kiefernbestände; dichter Urwald bedeckt z. B. noch die Berge westlich von Konium, wo prächtige Silberbannen und dunkle Schwarzfichten neben lichtgrünen Zedern stehn; aber auch hier fehlen die Wege dazu, sodaß die Stämme auf den Bergen zusammenstürzen und vermodern, während nicht weit davon der trockne Mist zur Feuerung gesammelt wird. Dann ist Kleinasien auch reich an Mineralien, wie Steinsalz, Erdöl, Schwefel und Eisenstein, aber auch Edelmetalle fehlen nicht, nur wurden sie bisher erst wenig ausgebeutet. Ein noch reicheres und verheißungsvolleres

Arbeitsfeld würden aber die gesegneten Fluren Babyloniens, die Euphrat- und Tigrisebene, abgeben, die uns auch bald die anatolische Bahn erschließen wird. Von ihrer fabelhaften Fruchtbarkeit berichtet schon Herodot staunend, daß dort der Weizen gewöhnlich 200, in guten Jahren aber 300 Korn liefere. Jetzt sind aber die Wassergräben der fleißigen Babylonier, die diesen Segen spendeten, längst verstopft, sodaß statt der fruchtbaren Gefilde nur Steppe oder Sumpf zu finden ist, durch die die Tiere der Wildnis streifen.

Das türkische Reich hat Platz genug für unsern Überschuß an Kaufleuten, Ärzten, Lehrern, Baumeistern, kurz, an studierten jungen Männern aller Art. Gern werden die Deutschen nicht bloß in den maßgebenden amtlichen Kreisen, sondern auch von dem gewöhnlichen Manne gesehen. In dem elendesten anatolischen Dorfe, so erzählt Körte, wird der Deutsche mit beifälligem Nicken begrüßt. „Ihr Deutschen, heißt es, baut unsre Eisenbahnen, ihr schickt uns Generale, zu euch gehn unsre jungen Offiziere — ihr seid unsre besten Freunde.“

Aber auch die im türkischen Reiche zerstreut wohnenden griechischen und armenischen Christen werden den Deutschen nicht scheel ansehen, denn viele der Armenier, der Ärzte, Lehrer und Geistlichen sind auf deutschen Hochschulen gebildet, und deutsche Bildung wird von ihnen hoch geschätzt. Dasselbe gilt von den Griechen. Man lese nur die Unterredung Sodens mit dem Vorsteher des griechischen Kreuzklosters zu Jerusalem, der Soden beim Abschied sagte: „Das Licht kommt von Deutschland!“

Ein solches Licht, eine Pflegstätte deutschen Geistes, ist auch schon in Konstantinopel vorhanden. Es ist die deutsch-schweizerische Realschule, die von unserm Kaiser ihre Weihe dadurch erhalten hat, daß er ihr bei seinem Besuche die Befugnis verlieh, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst zu erteilen. An diesem ersten Lichte werden sich hoffentlich bald noch mehr entzünden, die deutschen Geist und deutsche Bildung durch die türkischen Provinzen tragen. Diese deutschen Schulen, die, wie jetzt auch schon die Konstantinopler, allen zugänglich sind, werden künftig das geistige Band sein, das die verschiedenen Völker des Türkenreichs umschlingt.*)

Wünschenswert wäre es auch insofern, daß sich die deutsche Auswanderung hierher lenkte, als der Deutsche hier nicht der Gefahr ausgesetzt ist, wie es in den uns so nahe verwandten, englisch sprechenden Ländern der Fall ist, nach einiger Zeit unserm Volke verloren zu gehn. Wie bisher schon in den schwäbischen Kolonien, so würden auch in Zukunft, selbst wenn der deutsche Einwanderer türkischer Unterthan werden müßte, die Völker ruhig nebeneinander wohnen. So geben wir uns denn der freudigen Hoffnung hin, daß das prophetische Wort, das Aleddin Pascha beim Einlaufen des ersten Bahnzugs

*) Die Schule wird jetzt von 500 Kindern besucht; davon sind 123 Deutsche, 21 Schweizer, 91 Österreicher, 160 Türken, 27 Griechen, 19 Italiener, 13 Engländer, 8 Rumänen u. a.

in Angora sprach, in Erfüllung gehn möge: „Alexander und Mithridates sind in Angora eingezogen, ohne Spuren zu hinterlassen, aber die Spuren des Fremdlinges, der jetzt bei uns einzieht, werden nicht vergehn!“



Wie Bayern ein moderner Staat wurde

Eine Säkularerinnerung



urfürst Karl Theodor von Pfalzbayern war am 16. Februar 1799 gestorben. Sein Nachfolger, Maximilian Joseph, Herzog von Zweibrücken, trat eine Erbschaft an, zu deren Behauptung der größte Aufwand von Kraft und Klugheit erforderlich war. Auf der einen Seite hielten österreichische Truppen das Land besetzt, auf der andern drohte Rußland mit einer Okkupation. Frankreich drängte auf den Abschluß einer Allianz hin, nur Preußen stand in einem aufrichtig freundschaftlichen Verhältnis zu dem Kurstaate. Sein Bestreben, die österreichische Macht in Schach zu halten, war es ja gewesen, das das Kurfürstentum zweimal vom drohenden Untergang durch Österreich gerettet hatte. Die Annektionsgelüste der Habsburger schrieben sich von alter Zeit her. Das reiche fruchtbare Getreideland am untern Laufe des Inn, der Isar und der bairischen Donau erschien ihnen zur geographischen Abrundung ihrer deutschen Stammlande vortrefflich geeignet; wichtiger noch würde die Erwerbung dadurch geworden sein, daß Österreich damit für alle Zeiten ein unberechenbares Übergewicht in Deutschland erlangt haben würde.

Schon zur Zeit Josephs I. war der Gedanke eines Ländertausches einmal aufgetaucht, doch brachte erst der Tod des Kurfürsten Max III. Joseph (1777) den schon längst im stillen gehegten Wunsch ans Licht. Damals war es Friedrich der Große gewesen, der den Plan durchkreuzte. Wieder acht Jahre später, nachdem durch das Ableben Maria Theresias das versöhnliche und friedliebende Element von der Seite Josephs II. gewichen war, trat dieser, diesmal von Rußland unterstützt, mit dem Plane hervor, Bayern durch einen Ländertausch zu erwerben. Karl Theodor, ohne Interesse für seine Dynastie und seine Agnaten, nur um die Versorgung seiner Wastarde bekümmert, war leicht dafür zu gewinnen, die altbairischen Stammlande, die ihm stets fremd geblieben waren, für die österreichischen Niederlande mit dem blendenden Titel eines „Königs von Burgund“ hinzugeben. Damals schrieb der dadurch am nächsten bedrohte Herzog Karl von Zweibrücken (gest. 1795) an Friedrich den Großen: „Ev. Majestät sind allein imstande, die umfassenden Entwürfe eines Fürsten aufzuhalten, dessen verzehrender Ehrgeiz und dessen Habgier mit seiner

Grenzboten II 1899

9

Macht zunimmt. Ihre Großmut und erhabne Weisheit geben Ihnen den Willen, Ihre Macht die Mittel dazu. Geruhen Sie, ich flehe Sie achtungsvoll und dringend darum an, sie dazu anzuwenden, im Verein mit Frankreich die Vernichtung eines Fürstenhauses abzuwenden, das Ev. Majestät bereits so großmütig gerettet haben.“ Herzog Karl erreichte seine Absicht, denn Friedrich II. protestierte energisch gegen den Länder- und Menschenschacher, und Österreich blieb nichts übrig, als im Verein mit Karl Theodor jede schlimme Absicht in so plumper Weise zu leugnen, daß das Hinterlistige und Gefährliche seiner Handlungsweise erst recht hervortrat.

Durch den Tod seines Bruders war Max Joseph zu einer Zeit zur Kurwürde gelangt, in der ihm sein Stammländchen Zweibrücken durch französische Okkupation so gut wie entzogen war. Mit einer noch nicht dagewesenen Begeistigung wurde er in München empfangen; die schönsten Hoffnungen knüpften sich an seinen Regierungsantritt. Aber wie sah es auch im Innern des Kurstaates aus! „Die vorige Regierung hatte alle Untugenden einer schlaffen und herabgewürdigten Maitressenwirtschaft mit mönchischer Bigotterie und Unwissenheit verciugt; es war in der That schwer zu sagen, was in der letzten Zeit Karl Theodors abschreckender war: die Frivolität der obern oder die Trägheit und die Lähmung der untern Schichten des Volkes.“ Bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war Bayern ein katholisches Land. Vielleicht denkt mancher dabei nur an friedliche Zeiten, wo die Hand des Priesters ein Votum der Kultur war, wo man zwar in engen Grenzen des Wissens, aber doch im innern Glück und unter mildem Szepter lebte. Aber war es denn die Religion der Liebe, die regierte? Nein, diese war es nicht. Jeder, der sich nicht Katholik nannte, blieb erbarmungslos aus Bayern ausgeschlossen; den Unterthanen war der Besuch aller „lekerischen“ Orte verboten, und wenn sie sich ja in den benachbarten Städten mit „gemischter“ Bevölkerung aufhielten, in Augsburg, Regensburg u. a., so wurde ihr religiöses Verhalten durch eigens dort aufgestellte Agenten überwacht. Daß für die Erlangung öffentlicher Ämter sowohl im Zivildienst als in der Armee die katholische Konfession gefordert wurde, verstand sich dabei von selbst, aber auch die Zulassung zur Erlernung eines Gewerbes, die Erlaubnis zur Wanderschaft war von der Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses abhängig, und bei der Rückkehr nach Bayern mußte dieses Bekenntnis erneuert werden.

Für Menschen dieser Art war die Erfindung der Buchdruckerkunst ein Herzeleid; um das Übel, das damit in die Welt gekommen war, wenigstens einigermaßen auszugleichen, wurde eine Zensur geschaffen, die lächerlich erscheinen mußte, wenn sie nicht so barbarisch gewesen wäre. Nur an einzelnen Orten, deren „Rechtgläubigkeit“ über allen Zweifel erhaben schien, durften religiöse Bücher gedruckt werden; Werke eines nichtkatholischen Verfassers, auch wenn sie Physik oder griechische Grammatik betrafen, waren unwiderruflich

aus allen Schulen ausgeschlossen. Dort hatte die Gesellschaft Jesu die absolute Gewalt, nicht nur die theologische, auch die philosophische Fakultät in Ingolstadt wurde ausschließlich von ihr besetzt, und in gleicher Stufenfolge war ihr Einfluß bis zur letzten Dorfschule allmächtig. Der Staat aber hatte sich daran gewöhnt, den willigen Vollzugsbeamten geistlicher Impertinenz zu spielen; er überwachte die religiösen Übungen der Untertanen, ob sie zu Ostern zur Beichte gingen oder Freitags die Fasten hielten. Wie der Gesehlerhut in der Schweiz, so war in Bayern die Pfaffenkutte das Wahrzeichen, vor dem sich alle Bürger beugen mußten. Geduldig lief das bethörte Volk im Reigen der Prozessionen, jubelnd zog es hinaus zur Hinrichtung eines siebzehnjährigen Mädchens, das im Jahre 1701 (!) in München als Hexe verbrannt wurde; denn „der Gesetzgeber muß der Kezerei mit Leibes- und Todesstrafen abhelfen“; „selbst die gemäßigte Toleranz ist gefährlich.“*)

Das Land hatte bessere Zeiten gekannt. Unter Max III. Joseph waren wenigstens einige Anstrengungen gemacht worden, das Land und seine Bewohner aus dem Pöbel der Unwissenheit zu ziehen, in den es eine mehr als hundertjährige Mißregierung gebracht hatte. Kurfürst Max III. war ein Charakter, der in seiner tiefen Humanität und Innerlichkeit so manches ähnliche mit König Max II. zeigt: gewissenhaft und bedächtig in allen Dingen, war er doch unerschütterlich, wo er verletzten Rechten gegenüber stand. Nicht aus Herrschsucht (wenn dieses Wort bei einem absoluten Herrscher möglich wäre), sondern aus Gerechtigkeit trat er gegen die Teilung der Gewalten in die Schranken; nicht sowohl um seine eigne Macht zu erhöhen, als um das Volk von dem Druck einer fremden Macht zu entlasten, begann er den Kampf gegen die geistlichen Präensionen. Mit scharfem Blicke griff man sofort die entscheidenden Punkte auf: vor allem mußte das Unterrichtswesen gebessert werden, indem man der Universität den theologischen Kappsaum abnahm; dann aber bedurfte es dringender Reformen auf administrativem Gebiete. So wurde der „geistliche Rat,“ der die Interessen der Regierung vertreten sollte, obwohl schon der Name einen starken klerikalen Anstrich hat, wieder mit einer weltlichen Mehrheit besetzt, und eine Reihe von Gesetzen folgte, in denen das Hoheitsrecht des Landesherrn zur vollen Geltung kam. Über die Klöster, unter denen sich besonders die Klarissinnen in München durch grauenhaften Skandal hervorthaten, wurde eine schärfere staatliche Aufsicht verhängt, für die ewigen Gelübde schrieb man ein höheres Lebensalter vor. In allen diesen Bestrebungen hatte Max III. keinen treuern Bundesgenossen als den berühmten Freiherrn von Seftast, der einst sein Erziehler war, und in einer Denkschrift vom Jahre 1752 alle die Grundsätze zusammenfaßte, um die wir zum Teil

*) Beide Sätze wurden von dem hohen Ordinariat in Freising noch am 7. November 1780 approbiert.

noch heute kämpfen. Nicht allein sein Programm, auch der Freimut seiner Sprache könnte manchem Minister unsrer Tage empfohlen werden, er war es, der den Jesuiten den Satz hinwarf, daß nicht da die Religion gefährdet sei, „wo die Wissenschaften blühen,“ sondern nur dort, „wo Aberglauben und Unwissenheit auf dem Throne sitzen und, wie die theologische Fakultät zu wünschen scheine, zu Glaubensartikeln gemacht werden.“ Ein andrer Gelehrter, der um die liberale Richtung in Bayern großes Verdienst gewann, war Peter von Dierwald; auch er nahm (als Direktor des geistlichen Rats) eine der höchsten Stellen ein.

Im Jahre 1759 wurde die Akademie der Wissenschaften gestiftet, und ihre Schriften der Zensur der Jesuiten entzogen. Werke im „lutherischen Deutsch“ erschienen, der junge Benediktiner Heinrich Braun aus Tegernsee gab eine Reihe vielgelesener Lehrbücher über deutsche Sprache, Westenrieder seinen Inbegriff der Religion heraus, und der Theatiner Sterzinger bekämpfte in einer eignen Schrift die Hegenprozesse. Doch dauerte dies nur eine kleine Weile, dem edeln und milden, von wahrer Frömmigkeit erfüllten Kurfürsten fehlte im Grunde die energische Herrschernatur, die der Fürst haben muß, der über Tausenden steht und ihre Geschicke lenken will. Der Klerus trat seinen Bestrebungen mit einer leidenschaftlichen Agitation entgegen; derselbe Alarmruf, der in unsern Tagen auf der ganzen Linie erschallt, brach schon damals los: „Die Religion ist in Gefahr!“ Um den Gerüchten zu begegnen, als sei es auf „den völligen Umsturz des katholischen Glaubens“ abgesehen, sah sich der Kurfürst genötigt, in einem „offnen Patent“ das Volk zu beruhigen; ein Flegel aus der Gesellschaft Jesu verfaßte ein öffentliches Singpiel, worin die Regierung des Kurfürsten als das Verderben der katholischen Religion bezeichnet wird; ja in einer Broschüre, die im Jahre 1778 in München erschien, wird die Errichtung und Verbesserung der Schule geradezu als die „gefährliche Seuche“ bezeichnet, die jetzt selbst den Landmann zu ergreifen drohe.

Die Akademie wurde der Gegenstand heftiger Verfolgungen. „Kein Schimpf- und Spottname war zu niedrig, um nicht damit auf der Kanzel und in öffentlichen Schriften die Akademie zu belegen, und wo immer damals ein auffallender Fehler gemacht wurde, so mußte die Akademie teil daran genommen haben“ — schreibt Westenrieder in seiner Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Noch im Jahre 1780 schrieb der P. Sautermeister sein Pasquill: „Die bayrischen Hieseler in ihrem gelehrten Frosch- und Mattentriege,“ wo er S. 43 sagt, Bayern habe seit der Entstehung der Akademie lauter Schöpfe und Dummköpfe aufzuweisen; „ihre Abhandlungen, gar wenige ausgenommen, sind nur für Käsekrämer gedruckt worden.“ Der Beichtvater des Kurfürsten, Daniel Stadler, schrieb an den Leibmedikus und Akademiker von Wolter: „Ich sehe ein, daß in unserm Vaterlande ein viel zu großer Aufwand für die geradezu unnütze Astronomie gemacht wird,“ und in Beziehung auf den Mathematiker Lambert

in Augsburg: „Die Bayern sind nicht so dumm, daß sie eines schwäbischen und feyerischen Astronomen bedürften.“

Auch im neunzehnten Jahrhundert ist uns ein solcher Kämpfer für das Nützlichkeitsprinzip vorgekommen: im Jahre 1822 sprach der Präsident Freiherr von Weinbach in der Ständeversammlung folgende denkwürdigen Worte: „Alle Ausgaben, die nicht notwendig sind, müssen ohne Rücksicht eingezogen und gestrichen werden. Eine Gesellschaft der Gelehrten, Akademie der Wissenschaft genannt, verfehlt den Zweck ihres Daseins. Die ältere Akademie in Bayern kostete nur 5000 fl., und doch hat sie mehr Nützlichs geleistet. Ihre Monumenta Boica sind ein einziges Ehrendenkmahl ihrer hohen Gelehrsamkeit und Wissenschaft (sic!), dagegen die ägyptischen Pyramiden, die Memnonssäulen, die Wölfer der Hieroglyphen sind nicht mehr dem Zeitgeiste angemessen, sie wirken nicht mehr gemeinnützig, sie hören auf, wichtig für ein bayrisches Institut zu sein.“

Braun, der im Jahre 1765 nach München berufen worden war, hatte eine neue Ordnung für die deutschen Schulen entworfen, doch gewann, namentlich seit dem Regierungsantritt Karl Theodors (1777) der alte Schlandrian bald wieder die Oberhand. Allerdings wandte der neue Kurfürst den schönen Künsten eine seit Albrecht IV. nicht mehr dagewesene Begünstigung zu: große Ausgaben für Künstler und Kunstwerke, Hofkapelle und Theater, Bibliothek und Gemäldesammlung sollten das altbayrische Volk zu der feinen pfälzischen Sitte emporheben — an eine gründliche Reform der Kirche und Schule, die Wurzel jeder Volksbildung, dachte man in den maßgebenden Kreisen nicht. Die edlern Geister, wie Michael Sailer, Martin Voos, Johannes Gofner, blieben ohne Einfluß und mußten sich begnügen, in kleinern Kreisen an einer Wiederbelebung der erstarrten Formen zu arbeiten.

Es ist schon zum öftern darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich nur in Bayern, wo alle Vorbedingungen einer gesunden Entwicklung fehlten, der Orden der Illuminaten, dieses Zerrbild der Aufklärung, bilden und weiter ausbreiten konnte. So kleinlich sein Getriebe auch war, konnte er Zuständen gegenüber, wie Bayern sie hatte, dennoch gefährlich werden. Im Jahre 1785 wurde er aufgehoben, und die Verfolgungen gegen die Mitglieder begannen. Pater Frank und der Rat Lippert übten im Verein mit dem päpstlichen Nuntius das Schergenamt. Alles, was nach Aufklärung roch, wurde unterdrückt, die Zensur mit äußerster Strenge gehandhabt. Man verbot Kants Philosophie, aber die jämmerliche Schrift, in der der Dominikaner Jost für das Institut der Inquisition plädierte, war hochwillkommen; gegen einen Rechtsgelehrten, der den Satz verfocht, daß man alle Religionen dulden solle, wurde Untersuchung eingeleitet, und Herr Zaupfer, der so unvorsichtig war, seine Gedanken über die Verträglichkeit verschiedner Konfessionen zu enthüllen, sollte „mit der Kanzleiarbeit“ so stark beschäftigt werden, „daß ihm zu theologischen

und andern ausschweifenden Schreibereien keine müßige Zeit mehr übrig bleibe.“ Hansfuchungen und geheime Denunziationen drangen in den Schoß der Familien ein und brachten Hunderte um Amt, Vermögen und Freiheit. Die Religion war zum Dedmantel niederer Bestrebungen geworden.

Nach dem Bericht eines gleichzeitigen Münchners existierten in der Stadt acht Mönchsklöster: Augustiner, Karmeliter, Theatiner, Franziskaner, Kapuziner und in den Vorstädten: Barmherzige Brüder, Hieronymitaner, Paulaner; dazu kamen neun Nonnenklöster. „Wunderthätige Bilder — fährt unser Gewährsmann fort — zählte man sonst siebzehn, und nun eine neue Augenverdrehung in der Peterskirche; die Reliquien und die heiligen Leiber, die hier aufbewahrt und verehrt werden, lassen sich kaum zählen. Der Religionsunterricht besteht darin, daß man die Kinder in den Schulen sowohl als in den Christenlehren zwingt, den elenden Katechismus des Jesuiten Grätscher wörtlich auswendig zu lernen. Am liebsten hat der große Haufe Münchner die Andachtsübungen auf dem Lande. Der Liebhaber setzt sich mit seinem Liebchen in eine Chaise und rollt damit auf die Wallfahrts- oder Ablasskirche zu, oder man geht dahin zu Fuß. In der Kirche betet man sieben Vaterunser, eben so viele Ave Maria, hiermit ist die Andacht verrichtet, der Ablass gewonnen, und man eilt dem Wirtshause zu, wo man bis spät auf den Abend ißt und trinkt, was gut und teuer ist, sich wohl auch mit Tangen belustigt. Überhaupt läßt sich kaum ein Land finden, wo man bequemere Religion und lustigere Andachten hat, als in Bayern. An Predigten fehlt es in München nicht, aber fast alle Kanzeln waren von jeher mit Mönchen, vorzüglich mit Bettelmönchen besetzt. Es läßt sich leicht denken, was diese meist unwissenden Mönche auf den Kanzeln austramen. Nur immer die schlechtesten von unsern Studenten treten aus Verzweiflung, irgendwo Brot zu finden, in den Kapuzinerorden. Das Noviziat und die zwei nächsten Jahre dürfen sie kein Buch, außer ein Gebetbuch ansehen. Ein äußerst unangenehmer, brüllender, einfürmiger Ton, eine höchst fehlerhafte Mundart, eine wüste Aussprache, bootschnechtmäßige Gebärden, unbändiges Schlagen mit Händen und Füßen, bierschneckenartiges Schimpfen und Toben auf ihre Zeitgenossen, grobe Ausfälle auf gewisse Personen und ihnen nicht behagende obrigkeitliche Anstalten sind die äußerlichen Zieraten der Bettelmönchpredigten, die meist aus einem alten lateinischen Prediger ins Undeutsche übersetzt sind.“ Und in einer Denkschrift des geistlichen Rats vom 12. Mai 1782 an den Kurfürsten Karl Theodor heißt es: „Der Stadt- und Landklerus in Bayern ist meist jetzt immer noch so undisciplinirt als jemals. Insbesondere von den Diözesen Regensburg, Eichstädt und Freising. Die letzte ist die schlechteste von allen. . . . Es werden meist daher- gelaufne Studenten geweiht, die entweder aus Hunger und Not oder auf mächtige Empfehlungen Priester werden. Ihr ganzer Vorrat, den sie mitbringen, sind ein Kopf voll Schultheologie und Immunitätsgrillen, worauf man sie

festhalten lernet. So gerüstet schicket man sie zur Seelsorge und vertraut ihnen die Herde und Schafe Christi an. Jene, die mit den weltlichen Obrigkeiten recht grob und für die Rechte des Bischofs in temporalibus recht hartnäckig sind, oder bei dem Konfistorium sich sonst gefällig zu machen wissen, werden befördert. Die Pfarrer sind insgemein mehr Bauern als Seelsorger, und ihre Kapläne bessere Spieler, Säufer, Jäger usw., als Prediger, Christenlehrer und Gottesdiensteiferer. Es hängt doch die ganze Landeswohlfahrt von der Religion im Staat und guten Sitten der Landesgeistlichkeit ab. Sollte wohl der Regent, dem alles an dem Wohlstand seines Volkes gelegen sein muß, gar nichts darein zu sprechen haben, wenn sein Landklerus schlecht, sitten- und disziplinos ist, wenn er das Landvolk ärgert, anstatt zu erbauen, wenn er die weltliche Obrigkeit gering achtet, wohl gar von der Kanzel hierüber schmäht und dem Volke statt des Wortes Gottes meist nur von Zehnten, Opfer, Meßgeldern und Stolen vorepredigt?“ — So schrieb der geistliche Rat über geistliche Würdenträger an einen geistlich gesinnten Fürsten. Ist seine Schilderung nicht klassisch, sehen wir nicht diese ungeschlachten, breitspürigen Gestalten leibhaftig vor uns stehn, diese kirchlichen Troupiers, die unter dem milites Christi etwa daselbe waren, was nur der größte Troß in den Armeen ist! — Auch mit dem Jesuitenkollegium in Augsburg war es wunderbar bestellt: „Bei ihnen hört die Jugend lauter gehässiges Zeug, und da ist nichts andres möglich, als daß sie, wenn sie herauskommen, die unverträglichsten Menschen werden.“

Zahllose gesundmachende Muttergottesgestalten, Reliquien und heilige Leiber sammelten in der nächsten Umgebung der Residenz immer aufs neue Kranke und Hilfesuchende aller Art um sich; von den Kanzeln herab wurden die Wunderthaten der Bilder verkündet und Wundermittel gegen Krankheiten der Menschen und Tiere ausgebaut; mit dem Hubertus Schlüssel brannten Priester die Bißwunden toller Hunde aus; zu Pferde umritten Pfarrer, das Allerheiligste in der Hand, die Felder, um sie gegen Hagelschlag zu sichern. Genien, Pagen, Männer und Weiber in Bußjüden begleiteten die Prozessionen, am Fronleichnamstage wurden der große Goliath und der kleine David und manche andre Mummerei umhergetragen; bunte Glasfugeln, Wasserkünste und sonstige Spielereien störten am heiligen Grabe den Ernst der Karwoche. In den Kirchen zog man am Himmelfahrtstage eine ausgestopfte Figur in die Höhe und ließ am Pfingstfest eine hölzerne Taube auf den Altar herab. Das Gebet war zu einem Frondienst entartet, den man so eilig wie möglich abmachte; der Sub ist geschwind, sagt ein bezeichnendes Volkswort, er läuft schneller als ein Vaterunser; zwei Paternoster für einen Kreuzer, vier für zwei leistete der Bettler als Gegendienst. Kein Land ist auf der Welt, pflegte der Bayer zu sagen, wo die Religion so bequem, die Andacht so lustig ist wie bei uns. Im Reiche wurde Bayern nur das deutsche Spanien genannt. Lesen

konnte, wie die pfalz-bayrische Erbbeschreibung von 1795 angiebt, unter hundert und in manchen Gegenden unter zweihundert Menschen nur einer, aber trinken, spielen, raufen konnte jeder.

In die Verwaltung hatte sich Nepotismus und Bestechlichkeit in schrankenloser Weise eingenistet. Dazu kam noch das Anweisen der Anwartschaften, das der fürstlichen Kasse reiche Einnahmen zuwandte. Die meisten kurfürstlichen Beamten und Diener hatten, wie der Adreßkalender von 1799 nachweist, schon bei Lebzeiten einen Nachfolger erhalten. Im Oberamt Neustadt z. B. fand sich nicht ein einziger Beamter, dem nicht der Amtserbe beige-schrieben war; das Amt einer Leibnählerin, einer Küchenjungenwäscherin, aber auch das des Oberamtschultheiß war zur Handelsware geworden; das Pfliegergericht zu Eßmühl wurde im Namen unmündiger Kinder versehen, das in Rotenburg und Donauwörth war an Frauen verliehen. Zu Stadthof war eine Mademoiselle beantragte Grenzhauptmutterin, und zu Burglengsfeld stand ein Fräulein als Oberforstmeister an der Spitze zahlreicher Ober- und Unterförster. Unheilbar waren die Finanzen zerrüttet; das jährliche Defizit betrug fünf Millionen, die öffentlichen Kassen hatten allen Kredit verloren. Das stehende Heer sollte eine Stärke von 23000 Mann haben, in der Wirklichkeit konnte kaum die Hälfte aufgebracht werden; auf fünfzehn Soldaten traf ein Offizier. Es fehlte an allen Enden, nicht einmal Pulver war vorhanden.

Woher allein neues Leben in die Abgestorbenheit aller Zustände hätte gebracht werden können, davon hatte sich der Kurstaat jahrhundertlang geistlich ferngehalten. Schon Herzog Wilhelm IV. erließ 1522 ein Mandat des Inhalts, daß sich kein Unterthan der neuen Lehre zuzuwenden wagen solle. Trotzdem verbreitete sie sich auch in den altbayrischen Landen, und erst der rücksichtslosen Energie Wilhelms V. und Maximilians I. gelang es, im Verein mit den Jesuiten das Luthertum mit Stumpf und Stiel auszurotten. Seitdem blieb eine chinesische Mauer zwischen Bayern und dem übrigen Reiche; die aus dem Protestantismus erwachsene Kultur ging spurlos an den bayrischen Grenzen vorüber. Nur das, was nicht bayrisch und nicht österreichisch war, nannte der Bayer Deutschland, und dieses Deutschland war ihm ein fremdes Wort. Jeder Deutsche galt als Protestant und umgekehrt; die Bayern fingen an, sich als Nation zu fühlen. Alles war entartet, abgestorben, tot; das Feld mit den toten Gebeinen glaubte man vor sich zu sehen.

Da starb unerwartet schnell Kurfürst Karl Theodor beim L'Hombré-Spiel; inmitten von rauschendem Festesglanz hatte ihn der Schlag gerührt. So groß war die Erbitterung gegen ihn, daß bei seinem Leichenzuge die Münchner dem Sarge Steine nachwarfen mit dem Ausruf: „Der hat uns an Osterreich verlaufen wollen!“ In diese neue Welt nun trat Max Joseph. Er hatte bis ins reife Mannesalter niemals Aussicht gehabt, eine politische Stellung einzunehmen. Der nachgeborene Sohn einer Seitenlinie, hatte er französische

Dienste genommen und stand bis 1789 als Oberst mit seinem Regiment in Straßburg. Beim Ausbruch der französischen Revolution zog er sich nach Mannheim zurück und lebte ganz seiner Familie, bis ihm der Tod seines ältern Bruders im Jahre 1795 den Titel eines Herzogs von Zweibrücken — das Ländchen war schon von den Franzosen in Beschlag genommen — und die Anwartschaft auf das Kurfürstentum Bayern zubrachte. Zwar hatte sich Kurfürst Karl Theodor noch einmal im hohen Alter vermählt, doch war die Ehe kinderlos geblieben.

Am 12. März 1799 zog Max Joseph mit seiner zweiten Gemahlin Karoline von Baden, umgeben von Söhnen und Töchtern, in München ein. Weber durch die Größe des Charakters und Willens, noch durch die Größe des Verstandes und Geistes unterschied sich der neue Landesherr von seinen Bayern; aber er hatte doch viele Eigenschaften, die beim Fürsten wie beim Privatmann anziehend sind. In der äußern Erscheinung, in dem ganzen Thun und Lassen des heitern, lebensfrischen Mannes sprach sich wahres, menschliches Wohlwollen aus; am liebsten hätte er jede Familie seines Landes in einer beglücklichen Lage gewußt, unglücklich mochte er niemand sehen, und wenn ihm Not unmittelbar vor Augen kam, war es ihm fast nicht möglich, den Versuch zur Hilfe zu unterlassen. Auch hatte er, wie Steub versichert, immer eine kleine Schwäche für fröhliche Gesellen, die es mit dem Leben leicht nahmen, trug oftmals Sorge für unbemittelte Familien, die gern Champagner tranken, und bezahlte nichts lieber als fremde Schulden. Mit heiterem Humor und unbefangener Teilnahme trat er Hohen und Niedern entgegen, hatte auch für den Geringsten ein freundliches Wort und bereitete gern selbst Fernstehenden unerwartet einen frohen Augenblick. Angeber waren ihm widerwärtig, Strafurtheile milderte er oft, freigebig war er ohne Maß, geliebt wollte er von allen sein. Ein guter Ehemann und guter Vater, lebte er ein einfaches, mäßiges Leben; früh legte er sich zur Ruhe, spätestens sechs Uhr stand er auf und erteilte schon um diese Zeit formlose Audienzen; vom Brunke war er ein Feind. Als er in spätern Jahren Tegernsee erwarb, richtete er sich dort ganz seinen Neigungen entsprechend ein; Blumen und Singvögel füllten seine Zimmer; die mit dem wunderbaren Reiz der Boralpen ausgestattete Natur begünstigte das fürstliche Stillleben; weit und breit in der Umgegend war er persönlich bekannt, hier hatte er eine stattliche Kuh geschenkt, dort die Hochzeit ausgerichtet; in manchem Hause erschien er als Pate, und viele dankten ihm Hilfe in großer Not.

Die Bayern freuten sich ihres Fürsten und hingen ihm an. Viele Züge, die von der Güte seines Herzens Kunde geben, manches herzliche Wort, das er gesprochen hatte, wurde im Lande wiedererzählt; weil wir dich nur haben, Maxl, ist alles gut, sagte der Münchner Bürger; nicht leicht nannte ein bayrischer Schriftsteller seinen Namen, ohne ein Wort warmer Anerkennung hinzuzufügen.

und als der König 1824 den Tag feierte, an dem er fünfundzwanzig Jahre zuvor die Regierung angetreten hatte, that die allgemeine herzliche und ungeheuchelte Freude auch dem Fremden dar, daß wohl kein deutscher Fürst so in seinem Lande geliebt werde, wie Max Joseph in Bayern. Aber nicht der Fürst, nur der Mensch war es, der in Max Joseph geliebt wurde. Ihm fehlte die Vorbedingung jeder wahren geistigen Bedeutung, der auf Großes gerichtete Sinn, der strebende Geist, das Auge, das bedeutende Ziele wenn auch in weiter Ferne sieht. Er hatte kein großartiges Interesse, nicht einmal das für den eignen Ruhm, er hatte keine starke Liebhaberei, nicht einmal die der Jagd. Die Tage und Jahre brachte er, um sie auszufüllen, mit Nichtigkeiten und Kleinigkeiten hin. Unterschriften, förmlicher und formloser Empfang derer, die eine Audienz begehrten, Besuche bei der Königin und den Prinzessinnen, Umhergehen in der Stadt, Tafel, Theater, Hofkonzerte, Anhören der Berichte über die kleinen Angelegenheiten am Hofe und in der Residenz vermochten den Kurfürsten nicht vor häufigen Anfällen übler Laune zu schützen, die im Leben der Fürsten so wenig wie in dem der Privatleute ausbleiben, wenn das Fehlen großer, die Seele erfüllender Interessen nicht durch die Anstrengung der Arbeit ersetzt wird, die das Bewußtsein der Verpflichtung gegen seinen Beruf, sei er groß oder klein, vom Menschen fordert.

Das Bewußtsein aber, daß der Fürstenberuf weniger ein Recht als eine Pflicht ist und umfassendere und strengere Forderungen stellt als jeder andre, war damals fast bei allen Regierenden verschwunden. Nicht Pflichttreue, sondern die Regungen eines wohlwollenden Herzens bestimmten das Verhalten des Kurfürsten Max Joseph; in keinen Verhältnissen trat das so deutlich hervor als in denen, wo seine Neigung zum Geben angeregt wurde. Unwürdige mißbrauchten immer wieder aufs neue sein weiches Herz, an jedem Tage wurde er mündlich und schriftlich von Hilfesuchenden und von Bettlern jedes Standes und Ranges bestürmt; bei dem Austritt aus dem Schloß, auf den Straßen war er nicht sicher vor unverschämten Zumutungen; in immer neuen Wendungen und Listen suchte man ihn zu erweichen, und selten vermochte er zu widerstehen, sein Hang zum Geben war unüberwindlich. Die tausend Gulden, die er sich zu seiner täglichen Verfügung geben ließ, waren bald erschöpft; dann stellte er Anweisungen auf Bankiers, auf die Schuldentilgungskasse, die Lottokasse, die Kriegsökonomiekasse aus. Sorgsam wurde sein Hang zum Geben von denen genährt, die Vorteil davon zogen, und über jede Maßregel der Sparsamkeit zeigte er sich wie über einen Eingriff in seine Rechte erbittert. Um nicht den einen Unglücklichen, der ihm nahe kam, unglücklich zu wissen, konnte er Tausende, die er nicht sah, unglücklich machen; um ein kleines Interesse zu retten, konnte er große ausgeben. Während das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen fehlte, die Beamten oft monatelang auf ihre Befolgung warten mußten, hatten die Bettler zur Genüge.

Und doch war Max Josephs Regierung die reichste an Thaten, Neubildungen und Gebietsvermehrungen. Der liebenswürdigste Fürst wurde der größte Zerstörer des Alten, der bedeutendste Vergrößerer, den Bayern jeit Kaiser Ludwig gehabt hatte. In jeder andern Zeit würde Max Joseph immer ein milder, freundlicher Herr gewesen sein, dessen Andenken noch von Kindeskindern gesegnet worden wäre — nur die sturm- und drangvolle napoleonische Ära, deren glückliches Werkzeug er war, ließ ihn eine Rolle spielen, zu der er weder Neigung noch Geschick hatte. Zum Glück für Bayern aber war er eine Natur, unter der eine feste und bestimmte Regierung zum Guten und zum Bösen möglich war, wenn er einen Minister fand, der ihn zu nehmen und zu behandeln wußte, und diesen Minister hatte er in Montgelas gefunden. Er hatte ganz die scharfen Augen, das kalte Herz und die starke Hand, deren es bedurfte, um all den Tand der Ablaßzettel und Amulette hinwegzufegen. Mit der Miene Voltaires sah er herab auf die „Hexenpantoffel“ und „Roniakgürtel“, auf die „Lulaszettel“ und „Teufelsgeißeln“, oder wie all der erbärmliche Blunder hieß. Vor seiner Seele stand ein andres Bild, ein Bild, bei dem sich Pfaffen und Mönche bekreuzten, und das war — der moderne Staat.

Baron von Montgelas stammte aus einer savoyischen Familie, sein Vater erst hatte sich nach Bayern gewandt. Der Sohn wurde unter Karl Theodors Regiment wegen Beteiligung an den Umtrieben der Illuminaten aus dem Staatsdienste entfernt. Im Jahre 1785 ging er an den Hof Herzog Karls nach Zweibrücken, und bald wurde er auch dem jüngern Bruder vertraut. Treu stand er zu diesem in der Zeit seiner Bedrängnis; was war daher natürlicher, als daß ihn Max Joseph sofort nach seinem Regierungsantritt zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte.

Montgelas war kein gewöhnlicher Mensch und kein gewöhnlicher Minister. Zwar konnte er nicht einmal an andern die Kraft und Wahrheit des politischen Gefühls, wie Genß, die Großartigkeit des sittlichen Sinnes, wie Stein sie hatte, verstehen, und Tiefe des Geistes hatte er so wenig wie religiöses Bedürfnis, aber um politische Ziele, wie die napoleonische Zeit sie setzte, zu erreichen, war er in ungewöhnlichem Maße begabt. Er leitete Bayern in sehr stürmischen Zeiten, und Bayern wurde dabei nicht allein dem Namen, sondern auch dem Umfang und der Bevölkerung nach zu einem Königreich; er ist es, dem Bayern seine neue Stellung in Deutschland und doch auch in Europa zu danken hat. Sein scharfer Verstand, sein durchdringender Blick erkannte schnell die Situation des Augenblicks und den Vorteil, der sich daraus ziehen ließ; die Gefahr, durch Eindrücke der Phantasie ober des Gefühls bestochen zu werden, war für ihn nicht vorhanden; Freund und Feind fand ihn immer wachsam und schlau. Er hatte ein gute juristische und staatswissenschaftliche Vorbildung und eine ungewöhnliche historische Belesenheit in die Ministerstellung mitgebracht; mit einer großen, seltenen Arbeitsfähigkeit und Geschäftsgewandt-

heit verband er die Kunst des Staatsmannes, zu rechter Zeit die Dinge gehn zu lassen. Bei Vorträgen über schwierige Verhältnisse sahen seine Räte ihn oftmals, die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen, am Kamine stehn und hörten ihn nach kurzem Überdenken mit lächelnder Miene sagen: „Wissen Sie was! Lassen wir die Sache noch eine Weile liegen!“

Das Lauern und Schleichen, das in dem Betriebe der napoleonischen Politik allein zum Ziele führte, verstand Montgelas wie wenige; wenn es aber galt, den günstigen Augenblick zu ergreifen und zu benutzen, so war sein Entschluß rasch, sein Handeln bestimmt; Rücksichten kannte er dann nicht, und Widerstand begegnete er mit schonungsloser Gewaltsamkeit. Hilfsmittel, wie diese Zeit sie forderte, hatte er immer zur Hand, und er war wenig wählerisch in deren Gebrauch; schnell entdeckte er die schwachen und schlechten Seiten der Menschen und wußte sie bald durch Drohung, bald durch Schmeichelei und Geld zu bearbeiten. Jeder Zug seines Gesichtes kündigte den schlauen, in Weltgeschäften erfahrenen Mann an; die kleinen, blickenden Augen blickten scharf, aber nie auf den, mit dem er sprach; seine lange, hervorstehende, krumme Nase, ein großer, spöttischer Mund gaben ihm ein mephistophelisches Aussehen; leichtfertige Äußerungen verrieten oft schon bei der ersten Begegnung den Mann, der keine sittliche Scheu zu überwinden hat. Dennoch hatte seine Erscheinung viel Liebenswürdiges: von mittlern Körperbau, war er wohlgebildet, und selten sah man ihn anders als in kurzen Beinleidern und galamäthigen, weißseidenen Strümpfen, den Kopf stark gepudert; verbindlich trat er jedem gegenüber, und selten verließ ihn die höfliche Ruhe, die in persönlichem Verkehr niemand unangenehm berühren mag; äußerste Schritte vermied er so lange wie möglich, auch gegen seine Feinde. Im Außern wie im Innern war er der sein gebildete Weltmann, wie ihn die französischen Hofkreise vor der Revolution zu erzeugen pflegten; im Deutschen fehlte ihm die Gewandtheit im Ausdruck. Seine Unterhaltung war pikant, und auch an andern liebte er Geist und Witz; an seiner wohlbesetzten Tafel sah er gern Künstler und Gelehrte und freute sich der raschen, belebten Unterhaltung.

Vorurteilsfrei und zu keiner der alten Parteien in irgend einem Verhältnisse stehend, richtete er sein Bestreben unverrückt darauf, Bayern in die Reihe der Kulturstaaten zu erheben. Daß er dies vielfach auf eine schonungslose, alles historisch Gewordne einfach negierende Weise that, hat in der Zähigkeit überkommener Zustände seine Entschuldigung. Mit seiner, weichen Hand sind abgefaulte Verhältnisse nur selten geheilt worden, immer gehörte eine tüchtige Dosis Gewalt und Bruch des strengen Rechts dazu. Weiter tadelte man an Montgelas, daß er alle seine Einrichtungen nach französischem Muster traf und Bayern das napoleonische Frankreich en miniature darstellen sollte. Will man auch davon absehen, daß er in französischer Zucht groß geworden, keine andre Bildung als die der französischen Aufklärung eingelesen hatte — denn

dies würde höchstens seine eigne Person entschuldigen —, so war es ihm doch unmöglich, sich anderswoher Rat zu erhalten. Einen deutschen Staat gab es damals noch nicht, ebenso wenig eine deutsche politische Bildungsschule. Die Länder und Ländchen des Deutschen Reiches, wenn sie sich ja zum Gedanken einer Reform ihrer Zustände aufschwangen, thaten dies samt und sonders nach französischer Schablone, wie sie sich durch Ludwig XIV. allmählich ausgebildet hatte. Von Friedrich dem Großen und Joseph II. an bis herunter zu den reichsfreien Grafen und Herren wurde alles, das Gute wie das Üble, nach diesem Muster zurecht gemacht. Es bedurfte erst der tiefsten Schmach der Erniedrigung und einer ohne gleichen dastehenden Wiedererhebung des deutschen Volkes, bis sich neues Leben seine Formen aus dem heiligen Born der eignen Geschichte holte.

Nicht immer schreitet die Entwicklung eines Staatswesens ruhig und gleichmäßig fort: ist man weiter hinter andern zurückgeblieben, so macht man wohl auch Sprünge, um sie einzuholen; und ist der Kern gesund, so hat dies auch niemals geschadet; nur wenn die Fäulnis das Innerste ergriffen hat, bricht der Körper bei jeder gewaltsamen Anstrengung zusammen, der gesunde dagegen gerät in eine heilsame Erschütterung, die noch lange angenehm in ihm nachzittert. Und der Kern Bayerns war zu allen Zeiten gut. Auf der großen bayrischen Hochebene, die mit breitem Rücken von den Vorbergen der Alpen zu den Strömen des Niederlandes hinabzieht, wohnt ein kräftiger Menschenschlag. Aus den braunen Gesichtern der breitschultrigen Gestalten blicken Gutmütigkeit, schlaue Treuherzigkeit, ein passiver Trotz und eine derbe Sinnlichkeit. Die Fesseln, die der römische Geist dem geistigen und politischen, ein habgieriger Adel und Beamtenstand dem materiellen Leben anlegten, konnten jeglichen Aufschwung hemmen, aber die Fähigkeit dazu nicht für alle Zeiten vernichten.

Schon Aventin meldet in seiner schlichten und treuherzigen Weise: „Das bayrische Volk ist geistlich, schlecht und gerecht; es läuft gern wallfahrten, hat auch viel Kirchfahrt, legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh, denn auf den Krieg, bleibt gern daheim, trinkt sehr, hat viele Kinder, ist etwas unfreundlich und hartnäckig. Der gemeine Mann, so auf dem Lande sitzt, darf sich nicht am Geschäft der Obrigkeit unterstehn, wird auch in keinen Rat genommen oder zur Landschaft erfordert, doch ist er sonst frei, mag auch freileidig eigne Güter haben, dient seinem Herrn, der sonst keine Gewalt über ihn hat, giebt jährlich Geld, Zins und Scharwerk, thut sonst, was er will, sitzt Tag und Nacht bei dem Wein, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, mag Wehren tragen, Schweinspieß und lang Messer, große und überflüssige Hochzeit, Totenmahl und Kirchtag haben, ist ehrlich und unsträflich, reicht keinem zum Nachteil, kommt keinem zum Übel. Der Adel wohnt auf dem Lande, vertreibt seine Zeit mit Heßen, Weizen, Jagden und anderm Weidwerk, reitet zu Hof, wenn er nicht Dienst und Sold hat. Die Bürger regieren ihre Städte und Märkte

selbst, sein Handwerksleut, Wirte, Bauern, Krämer, Tagwerker. Wenig Bürger haben ein Auskommen von ihren Gulden und Zinsen, es seind auch wenig Kaufleute, die großen Handel führen.“ Und dreihundert Jahre später schreibt Andreas von Baronoff an Thiersch: „Die Bayern sind eine tüchtige, brave, biedre, muntere Nation, für Wissenschaft und Kunst aber nicht geschaffen. Der Bayer, wenn er seinen Acker oder sein Handwerk oder sein Amt redlich bestritten, will froh und heiter, ohne weitere Sorgen sein Leben genießen; er geht dann in das Bierhaus oder ins Theater oder ins Museum und läßt sich gut schmecken bei einem Gläschen Wein oder einem Journal und Roman, je nachdem sein Stand, und kümmert sich den Teufel nicht um die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft.“ -

(Schluß folgt)



Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte

Von A. P.

(Schluß)

3



ie griechische Mythologie ist heute wesentlich zu einer Hilfsdisziplin für Archäologen geworden, die daraus ihre Denkmäler erläutern. Abgesehen von diesem Gebrauchszweck haben sich in neuerer Zeit Kenner nur über einzelne Punkte geäußert. Wo man daraus etwa die Hoffnung auf eine umfassendere Behandlung gewinnen mochte, da sah man freilich die Ziele so weit in die Zukunft hinausgesteckt, daß eine einigermaßen genügende Darstellung der Meinungen, die die Griechen über ihre Götter hatten, noch lange nicht zu haben sein wird.

Burckhardt erzählt die hauptsächlichsten einzelnen Mythen, das „bewegte Leben“ der Götter und Heroen, dies ist aber nicht der interessantere Teil seines dritten Abschnitts „über Religion und Kultus.“ Die umfassende selbständige Velefenheit hat sich eigentlich hier nicht mehr lohnen können, wo überall die Spezialarbeiten Vollständigeres bieten. Die Aufzählung z. B. der Kultstätten der Heroen, das, was er die feierliche und offizielle Seite der Sache nennt, meist nach späten Autoren, Plutarch, Pausanias, Lufian usw. gewährt doch, zumal einem Nichtphilologen, kein Bild. Wert hat hier nur das innere Leben: was glaubte das Volk über Heroen und Gespenster? Und darauf folgt bei Burckhardt gewöhnlich ein vielleicht, wahrscheinlich, dürfte, könnte, wenn wirklich oder dergleichen, und an diesen Ungevißheiten hängt dann das allein

Wissenswerte. Als Rest bleibt uns eine vielfach allerliebste, auch wohl leicht ironische äußere Einkleidung der Sache oder eine farbig wirkende Umschreibung der betreffenden Textstelle. Rohde hat auf diesem Gebiete zuerst in seiner „Psyche“ eine ganz strenge Analyse der Quellen gegeben, um daraus eine Geschichte der Glaubensvorstellungen bei den Griechen zu gewinnen. In Burckhardts Natur hätte es ja auch viel mehr gelegen, dieses Menschliche zu behandeln, als sich mit der verhältnismäßig unwichtigen Topographie der Sache abzumühen.

Er fesselt uns, sobald er auf die theologische und ethische Seite losgeht und z. B. bei den Göttern fragt, was sie den Menschen gewesen seien. Seinen Ausgang nimmt er gern von den Nägelsbachschen Büchern, und dankbar weist er auf die inhaltreichen Paragraphen von Hermanns Altertümern hin, es wäre ja auch thöricht zu meinen, daß diese Bücher schon ausgenutzt seien, aber seine Gedanken gehen dann ihren eignen Weg, und sein Ausdruck ist um vieles geistreicher.

Wenn das griechische Volk den Erzählungen seiner epischen Dichter lauschte, so genoß es in diesem großen Idealbilde seines eignen, dauernden Seins lauter „Ewigungen,“ während wir heute nur von „Zeitungen“ umgeben sind. Unfre Bewunderung für Homer und seine Zuhörer würde noch steigen, wenn wir erwehnen könnten, wieviel grelles, schreckliches, wüstes, das noch vorhanden war, „vermieden und ausgeschloffen wurde, und dieses stille Einverständnis zwischen dem Aden und dem laufenden Volk kann zum Edelsten der ganzen Frühzeit gehört haben. Was bei Homer von den Göttern gesagt wird, das lesen wir. Allein wir wissen nicht, was es den Sänger kostete, damit ihnen die schrecklichste Schmach, die Abhängigkeit vom menschlichen Beschwörungszwang, erspart blieb.“ Dieser Gedanke kommt Burckhardt aus dem tiefsten Herzen. Die Griechen müssen lange Zeit den festen Willen gehabt haben, den möglichen ursprünglichen Sinn ihrer Mythen, z. B. ihren Ursprung aus Naturkräften, zu vergessen und alles episch zu fassen. In dieser nun erreichten schönen Bildlichkeit decken sich Gestalt und Bedeutung, es fehlt außerhalb der Theogonie jede Ahnung, als ob der Mythos nur eine Hülle, ein symbolischer Ausdruck für etwas Zurückliegendes sein könnte, und die Neigung zu einer abstrakten Auffassung des Göttlichen und die Versuche, die Religion spekulativ umzugestalten, mußten lange erfolglos bleiben. Bei der Mythendeutung, die wir dann vornehmen, „hat von jeher eingeleuchtet, daß der alte Mythos etwas sagen will, und daß wir es nicht mit einem herrenlosen Hin- und Herwogen zufälliger Phantasien zu thun haben. Unfre Unfähigkeit beginnt an dem Punkte, da wir uns das gleichzeitige Entstehen und Zusammenleben von Sache und Bild, das uralte Ineinander von beiden vorstellen sollen. Alle unfre Ausdrücke wie: Sinn, Bedeutung usw. versagen dabei den Dienst wie abgenützte Werkzeuge. Und je präziser wir verfahren wollen, desto gewisser gehn wir in die Irre.“

Wenn man den Wert einer Religion nach ihrem Verhältnis zur Sittlichkeit schätzt, so stehn hier „die schönsten Polytheismen zurück, und so auch der griechische.“ Die Griechen hatten an ihren Göttern „unaussprechlich vieles,“ an einer andern Stelle nennt er ihren Kultus das „alte Bündnis zwischen Götterdienst und Lebensfreude,“ aber nur „sehr mäßiges, sobald es sich um moralische Vorbildlichkeit und Trost handelte.“ Von den Weihgeschenken meint er, großen religiösen Stürmen gegenüber würde ja auch diese Welt von Schöpfungen ohnmächtig sein, aber so lange eine alte Religion überhaupt noch lebe, müßten solche Geschenke für die alten Götter ein Gefühl der schätzbarsten Art lebendig erhalten: die Nahrung, die wir für die Stiftenden empfinden, werde auch den Göttern zu gute kommen. Es ließ sich leben mit solchen Göttern, die dem Schicksal unterthan waren und nicht sittlicher sein wollten als die Menschen, und die diese nicht „zum Ungehorsam reizten durch die Heiligkeit, die dem Gotte der monotheistischen Religionen angehört.“ Diese ganze Religion, heißt es an einer andern Stelle, war keine systematische Doktrin oder Sache priesterlicher Autorität, die zum Widerspruch aufgefordert hätte, sondern eine Temperamentsform des griechischen Volkes, die als eigne Schöpfung und Besitz empfunden wurde. „Sie wandte sich nicht an den Gedanken, womit man den Menschen den Zugang so sehr erschwert, sie stellte keine innern Zumutungen an den Menschen, vollends nicht auf innere Umkehr und Askese, ihre Götter wurden nicht unbequem durch Heiligkeit und störten auch den Lockersten nicht in seinem Egoismus; es ließ sich mit ihnen leben und sogar in gewissen Beziehungen recht wußt leben. Und endlich war der ganze Kultus mit dem Genuß so verflochten, daß niemand sagen konnte, wo die Grenze liege. Daher hat es im Altertum zwar viele Ungläubige, aber nie einen Unglauben des Volkes, auch nicht der städtischen Bevölkerungsmassen gegeben noch geben können.“

Da nun die Philosophen für diese Götter „von so zweifelhafter Macht und Vollkommenheit“ wenig geleistet und mit schon feststehenden Ausdrücken von Schicksal und Verhängnis weiterhantiert hätten, sodas man eine tiefere Betrachtung von Willensfreiheit und Notwendigkeit bei ihnen umsonst suchen würde, so habe die Hauptkraft dieser Religion gegenüber einem doch „zu jeglichem Raisonement aufgelegten Volke“ gelegen in der „Natur und Massenhaftigkeit ihres Kultus, der eine objektive Macht im Leben und eine Sitte war.“ Die Griechen würden mit einer lehrenden Religion früh Streit angefangen haben, „die ihrige war lauter Dienst, lehrte nichts, und war deshalb auch nicht zu widerlegen.“ „So konnte auch eine stürmisch demokratische Polis nicht mit ihrer Religion in Konflikt kommen, und vollends stritten sich beide nicht um den Schulunterricht.“

Was über die bildende Kunst im Verhältnis zur Religion gesagt wird, ist nicht viel, aber alles von eigentümlicher Prägung. Die Kunst war „einst

nicht das Früheste," das Epos war schon früher von der Schönheit der Olympier erfüllt gewesen. „Auch ist die Kunst überhaupt nicht eine Grundkraft der Religionen; das Heiligum, in dem sie heranzuwachsen pflegt, muß schon vor ihr vorhanden sein.“ Die Kunst kann aber eine Stütze der Religion werden; so erhöhte bei den Griechen der Zeus des Phidias die Andacht. Die griechischen Götter sind überhaupt ihren Künstlern den höchsten Dank schuldig, denn diese gaben ihnen „nicht nur eine im Grunde unverdiente Idealität an sich“ (eine echt Burckhardtsche Wendung, durch die ein schnelles Lächeln bligt), sondern auch eine auf Übereinkommen zwischen Künstlern und Volk beruhende. Die Künstler aber konnten immer neu schaffen, allen politischen und sozialen Wandlungen, aller zersetzenden Kritik zum Trotz, und die Nation traute und glaubte ihnen; die Dichtung hatte jene Kraft längst nicht mehr. Die ungenannten Künstler des pergamenischen Altars bewiesen, daß im zweiten Jahrhundert das „Neuschauen von Göttern“ noch nicht aufgehört habe, worüber sich die Kunsthistoriker unnötige Sorge gemacht hätten. „Dieses schöne Göttervolk stand in Tempeln, in heiligen Bezirken, auf den Gassen und Plätzen der Städte und auch draußen im Freien bis in die Waldeinsamkeit. Von ihrer Empfindung diesem allem gegenüber haben die Griechen keine Worte gemacht, und inwieweit auch das feierlichste Kultbild eines Tempels die Gottheit selbst sei, hat etwa einmal ein Zweifler, aber nie das Volk selbst erörtert.“

Der fünfte Abschnitt — die Erkundung der Zukunft — beginnt mit einer spannenden Betrachtung über das Wunderbare in den verschiedenen Zeitaltern, deren Ergebnis ist: man könne wohl sagen, es sei einer der stärksten Unterschiede zwischen uns und der alten Welt, daß „diese die Zukunft wunderbar zu erkunden hoffte oder glaubte, und wir nicht.“ „An der Tatsache des Zeichens, der Ahnung zweifelte damals niemand,“ und die Griechen würden, wenn wir sie fragten, antworten: Wenn ihr unsre Augen hättet, so würdet ihr die Zukunft durch Vorzeichen aller Art sich aufdrängen sehen.

In solchen allgemeinen Einleitungen ist Burckhardt Meister; dem Gegenstand ist damit unser volles Interesse sicher. Aber der Inhalt entspricht diesmal unsern Erwartungen nicht. Es wird über Vogelflug, Mantik und Orakel gehandelt wie in unsern Handbüchern, aber mit besserer Hervorhebung des Wichtigsten und etwas lebendiger, mit aktuellen Hinweisungen darauf, daß das Gebiet nicht dem angestellten Priestertum unterstand, mit Gedanken an Magnetismus und ähnlichem, wobei dann rechtzeitig ein vorbeugendes Geständnis eingreift: „Wir empfinden einiges Widerstreben, uns diese Dinge gar zu genau vorstellig zu machen,“ oder auch eine spaßhafte, meisterlich erzählte Anekdote. Zum Beispiel: Eine sehr thörichte Frage sei leider zu sicher bezeugt. Sokrates habe seinen Chärophon nach Delphi gehn lassen, allwo dieser fragte, ob es einen weisern Menschen gebe als Sokrates? worauf die Pythia antwortete: Nein, keinen weisern. „Es genügt, sich die Mienen der Männer von Delphi bei

dieser Zumutung auszumalen, ferner, wie Sokrates dann den Vescheid für bare Münze nimmt, darob tief nachsinnend und endlich bei den Athenern aller Stände herumgeht, um ihnen darzuthun, daß sie nicht weise seien.“ Dieser ganze Gegenstand mußte doch ganz anders angefaßt werden, wenn etwas daraus hätte werden sollen, was des Geistes Burckhardts würdig war. Sonst aber war es besser, ihn den bloß gelehrten Leuten, wie Schömann, zu überlassen.

4

So recht im Geiste des Verfassers der „Kultur der Renaissance“ geschrieben ist der anziehende letzte Abschnitt: Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens. Der Titel ist freilich bildlich zu nehmen, wenn er nicht täuschen soll, denn zu einem reinlichen Abschluß kann ja die Rechnung über die „Ansicht des Lebens“ bei einem ganzen Volke niemals führen. Unter diesen Begriff fällt die Meinung vom Werte der Götter und vom Jenseits, die ganze von der Nation empfundne Sittlichkeit, das Wünschen und die Reihenfolge der Güter, endlich die Meinung der Nation von dem Werte dieses so vielfach bedingten Lebens überhaupt, und auf jedem dieser einzelnen Gebiete hat die Betrachtung, um zu einer allgemeinen Fassung zu gelangen, Voraussetzungen, Einschränkungen und Vorbehalte aller Art vorzunehmen. Aber dadurch, daß die Einzelbeobachtung immer wieder auf jenen Hauptbegriff bezogen wird, erhält die Darlegung etwas so außerordentlich anregendes, daß man hätte wünschen mögen, wir hätten ein ganzes Buch von Burckhardt bekommen in der Einkleidung dieses Abschnitts.

Es giebt zweierlei Ethik bei allen Völkern, die wirkliche mit den bessern Zügen des Volkslebens, und die von den Philosophen gelehrt, geforderte. Diese hat bei den Griechen auf das Volk offenbar wenig eingewirkt, sie kann uns aber zeigen, „an welchen Stellen die Nation wenigstens hätte ein böses Gewissen haben sollen.“ Alle philosophische Ethik wird überragt von der edeln und reinen homerischen Welt. „Hier waltet eine noch nicht durch Reflexion zersetzte Empfindung, eine noch nicht zerschwächte Sitte, eine Güte und ein Zartgefühl, woneben das ausgebildete Griechentum mit all seiner geistigen Verfeinerung seelisch roh und abgestumpft erscheint.“ Dem Weiterleben Homers verdankte nicht nur ein Aeschylos oder Sophokles, sondern die ganze spätere Zeit viel: das seelische Verständnis für das Feinste und Beste im menschlichen Verkehr, das einst die Zuhörer des Sängers gewonnen hatten, wirkte auf die vorzüglicheren Menschen noch nach, die andern gingen mit im Strom des Lebens einer griechischen Polis.

Bei der Besprechung der griechischen Charaktereigenschaften möchte ich, da es sich um bekanntes handelt, nur einige glückliche Ausdrücke Burckhardts hervorheben: das „Recht zur Unwahrheit“; das „viele und feierliche Schwören,“ kein andres Volk hat so reiche „Eidesantiquitäten“ aufzuweisen. Gründlich

verstanden sich die Griechen von Anfang an auf das „Herzeleid in Worten,“ auf Lästerung im Theater, im Leben und in öffentlichen Versammlungen. „Das kollegiale Jell war das dickste.“ In keiner andern Gegend der Weltgeschichte habe sich so das Teufliche, das Vergnügen am Verderben von andern öffentlich laut machen dürfen, wie in den athenischen Gerichtsreden. Dagegen wird die griechische Ehrliche in ihrer Offenheit und oft mit dem gebiegensten Selbstlob, der Wunsch des Nachruhms, der heute nur wenige beschäftige, gegenüber gestellt unserm heutigen negativen Ehrgefühl, das nur nichts ungünstiges auf sich kommen lassen wolle, und der Streberei, die nicht Ruhm, sondern Stellen und Geld suche. Hier ist also der Grieche der anständigere, und dafür hat schon Schiller, der über die Griechen so manches treffende Wort gesagt hat, den schönsten Ausdruck gefunden: Von des Lebens Gütern allen usw. Wir wollen das nicht vergessen, wenn Burckhardt gleich darauf uns an seine „Götter Griechenlands“ erinnert, womit der Optimismus des vorigen Jahrhunderts eine der allergrößten Fälschungen, die jemals vorgekommen, begangen habe.

Außerst anmutig ist die Abhandlung von der „Lolation“ der Erdengüter: Gesundheit, Ruhm, Reichtum, Geselligkeit usw. nach den drei Stufen des litterarischen Bewußtseins: dem Epos, den Zeugen des fünften Jahrhunderts und den Philosophen. Sie leitet nun über zu dem griechischen Pessimismus oder der Frage, ob das Leben um seiner selbst willen wünschbar sei?

Der Pessimismus der Griechen ist hauptsächlich von Schopenhauer und Nietzsche, von diesem mit besonderer Betonung seiner Eigenschaft als Edelgewächs, in die heutige litterarische Unterhaltung eingeführt worden. Burckhardt tritt mit Entschiedenheit für ihn ein. Seine Schilderung ist gerade in ihrer Kürze hinreißend. Er wird fortan auch als gewichtiger Zeuge dafür angerufen werden, wie ernst es die Griechen mit dem „Nichtgeborensein ist das beste“ gemeint hätten. Bezeichnend ist dabei die öftere Abweisung, als könnte die äußere Lebensfreude, Kurzweil, Geselligkeit oder Teilnahme an schönen Festen, etwa auch Genuß der Kunstwerke jemals ein tieferes Glücksgefühl gegeben haben. Hier wäre aber doch, wenn eine Rechnung gemacht werden sollte, immer zu fragen: wem und wem etwa nicht? Alkibiades z. B. würde, wenn er gefragt worden wäre, gewiß das Leben lebenswert gefunden haben, auch Xenophon, den ja vorgezogene Geister einen Philister zu nennen pflegen, der aber mindestens einen recht gebildeten Durchschnitt darstellt, hat Freude an der Welt gehabt, und Herodot können wir uns wenigstens als Persönlichkeit nicht anders vorstellen, als mit einer gewissen Fähigkeit zum Lebensgenuß ausgestattet, wenn er auch in seinen Geschichten noch so sehr der Wandelbarkeit des Glücks nachgeht und alles Unglück mit einer Art Behagen in seine Ursachen zurück verfolgt. Das sind freilich nur wenige Stimmen gegenüber den vielen, die sich pessimistisch vernehmen zu lassen pflegen.

Aber der Pessimismus gehört in der Litteratur auch etwas mit zur Gattung. Das Epos kann davon lange nicht soviel gebrauchen wie die Tragödie. Tritt er aber in der Elegie, durch kein Kunstgesetz gerufen, auffallend hervor wie etwa bei Theognis, so ist er die Folge persönlicher Erfahrungen. Vielleicht darf man sagen, daß sich das litterarische Stilgefühl der Griechen mehr in dem Ernsten, Hohen und Düstern gefallen hat, als in dem Leichten und Heitern, und wenn man auszählen wollte, so würde man in Vers und Prosa sehr viel mehr von jener Art erhalten finden als von dieser. Immer wäre aber dann über die Meinung der Unzähligen, die sich nicht mehr zum Worte melden können, noch gar nichts gesagt, und wenn z. B. die Arbeit, die uns heute eine der wichtigsten Quellen des Glücks ist, von den Griechen als Plage empfunden wurde, derart, daß sie Erfindungen, über deren Priorität moderne Völker mit einander streiten würden, gern, weil sie mit Mühe verbunden waren und etwas banausisches in sich hatten, den Barbaren zuschrieben: so müßte sich eigentlich der griechische Philister, sobald er sich einige Sklaven halten konnte, recht wohl und vergleichungsweise glücklich befunden haben. Ich meine also, daß der Pessimismus bei den Griechen etwas mit zum „Ritual“ gehört, und wenn das so ist, so läßt sich nicht mehr ermaßen, wie stark die einzelne Seele von ihrem Pathos ergriffen worden ist. Ein „Wille zum Düstern“ muß allerdings vorhanden gewesen sein in einem Volke, das aus der klagenden Nachtigall und einigen andern Vögeln einen greulichen Mythos zusammenbildet mit furchtbaren menschlichen Verflechtungen, und derselbe Wille giebt sich dann weiter wachsend kund bei den drei Tragikern in der „erfindungsreichen Vergrimmigung der Heroenmythen.“ Die einzelnen Heroen selbst sind Vorbilder des Leidens und Vorstufen, Vorbereitungen auf den historischen Pessimismus: der huldbende Odysseus, der früh sterbende Achill oder Prometheus, der zum Lohn für seine Wohlthaten furchtbar gequälte, und wenn die Götter sich einen guten Tag machen wollen, so lassen sie sich wohl zur Hölle singen ein Lied von den zwecklos sich plagenden Erdenkindern. Weiterhin ist es ein beständiger, von einzelnen Stimmungen unabhängiger Zug im Wesen der Griechen, daß sie das Leben nur als Jugend schätzen und verherrlichen, das Alter aber in allen Tonarten beklagen. Ein Cicero de senectute wäre bei ihnen undenkbar. Inwiefern das zum „Vererschähen“ des Lebens und zu einem Herbeiwünschen des Todes führen müsse, findet der Leser bei Burckhardt ergreifend entwickelt. Ihn selbst hat dieser Wille zum Düstern offenbar mächtig angezogen, und es klingt fast bitter, wenn er auf den „vermeintlichen permanenten Jubel des perikleischen Zeitalters“ zu sprechen kommt oder bei Gelegenheit einer Stelle des Theognis das „sonst ganz ungriechische Lob der Hoffnung“ erwähnt. Es wäre hierbei vielleicht zu fragen, ob nicht bei der Furcht vor dem Alter die Lust der Jugend um so größer sein könne, oder man könnte auch an das sozusagen natürliche Gefallen erinnern, das junge Leute zu tragischen Gegenständen hinzieht, und das doch mit dem Pessimismus nichts

zu thun hat. Sodann hängt mit dieser Schätzung von Jugend und Alter bei den Griechen jedenfalls z. B. die geringe Entwicklung des individuellen Porträts in ihrer Kunst zusammen. Sie liebten die allgemeine und nicht viel sagende Schönheit des Jugendalters; daß aber ein Gesicht erst Ausdruck bekommt, wenn das Leben seine Furchen hineingeschrieben hat, dafür hatten sie keinen Sinn. In ihrer Kunst stellen nun ja überhaupt die Griechen nicht gern den Verfall dar, sondern das Gesunde und Kraftvolle, sie halten die Jugend fest, so lange es nur immer geht, und hinter diesem Verjüngen oder Verschönern oder Idealisieren, wie es ihnen Bedürfnis war, verschwindet dann leicht für unsre Augen, die mehr Wirklichkeit verlangen, das Individuelle. Sie wollten es so, das gehört zu dem oben erwähnten Optimismus der künstlerischen Kräfte, der sich nicht ohne ein Gefühl der Freude bethätigt haben wird. Eine kleine Gegenrechnung an Lebensfreuden, die von Burckhardt übergangen sind, bliebe dann immer noch nachzutragen. Aber dafür ist hier nicht der Ort. Es mag genügen, noch einmal hervorzuheben, daß der griechische Pessimismus seine Menschen im Handeln nicht gelähmt hat, er war nicht grüblerisch und krankhaft, und außerhalb der Litteratur und mancher mündlichen Rede, im wirklichen Leben also wird man vielleicht doch nicht so viel von ihm gemerkt haben.

Das schöne Buch, von dem durch diese Bemerkungen unsern Lesern ein Begriff gegeben werden sollte, wird anregend wirken vor allem durch seine Darstellung, durch die im besten Sinne persönliche Ausdrucksweise, dann aber auch durch seine Auffassung der Thatfachen, wiewohl sich dieser gegenüber, wo sie neu ist, fast immer auch andre Eindrücke und Ansichten werden geltend machen lassen. Jakob Burckhardt steht als Forscher und Schriftsteller nach meinem Gefühl einzig da. Sein Andenken könnte durch die einseitig übertreibende Schätzung eines einzelnen Werkes nicht gewinnen.



Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Joseph Joesten in Köln



it dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls im Anfang unser^s Jahrhunderts wurden auch der Dichtkunst neue Ziele gesteckt. Die Freiheitskriege gaben den Anstoß, ihr mehr als bisher nationale Stoffe zuzuführen, und das Volk, das in der Befreiung von dem fremden Joch seine Kraft erkaunt hatte, wurde zum Gegenstande dichterischer Darstellung. Bald aber wurde es auch in den schroffen Gegensatz zur herrschenden Klasse gestellt; die

Tugend des schlichten Mannes wurde auf Kosten des verderbten Genußmenschen verherrlicht, Eigentum und Besitz auf ihre Berechtigung hin geprüft, das Wohlleben für den armen Mann und den unterdrückten vierten Stand verurteilt, und unter diesen Vorboten die Revolution von 1848 gezeitigt, deren Wirkungen wir noch heute in dem neu entbrannten Kampfe um die soziale Frage verspüren.

Wie Heine als „Dichter der freien Kunstform“ mit dem poetischen Herkommen gebrochen hatte, so war er auch als Krieger im Streite gegen die in geistiger Trägheit versumpften Zustände im deutschen Vaterlande aufgetreten. In seiner zahlreichen Heerfolge, die sich nach beiden Richtungen entwickelte, sollte das eingeschlummerte politische Bewußtsein wieder erweckt und die dichterische Behandlung der Zeitfragen angestrebt werden. Diese Nachfolger, die zu Großem berufen waren, haben in selbtem Maße zur Fortentwicklung des Volksbewußtseins beigetragen. Anastasius Grün, Ferdinand Freiligrath, August Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), Georg Herwegh, Robert Prutz, Karl Beck, Hermann Kollet, Friedrich von Sallet, Adolf Glasbrenner, Adolf Strodtmann, Johannes Nordmann, Franz Dingelstedt, Moritz Hartmann, Alfred Meißner und Gottfried Kinkel sind die Namen der Dichter, die in die freiheitliche Bewegung der Zeit verflochten waren.

Namentlich in dem letztgenannten Dichter war eine zu gesunde Auffassung des Lebens, als daß er seine dichterischen Fähigkeiten auf fernegelegene politische Ziele hätte richten und sich der Enttäuschung und Verbitterung überlassen sollen, obgleich er wie kein anderer deutscher Dichter — außer Fritz Reuter — unter der Schwere der Zeit hat leiden müssen. War er auch nicht berufen, neue Bahnen einzuschlagen, was allein dem Genie vorbehalten ist, so offenbarte sich bei ihm doch der lebendige Pulsschlag einer charaktervollen Dichternatur, mag er sich nun an der Natur, an der Freiheit, am Völkerglück oder an der Stille des häuslichen Herdes begeistern. Die Herzensteine, wie sie die Liebe und Treue zu Weib und Kind eingiebt, quellen bei ihm in edler, weichevoller und wohlthönder Sprache hervor. Mit besonderer Vorliebe widmet er sich als Freiheitsfänger der Zeit den Leiden der Unterdrückten.

Schon das „junge Deutschland“ war mit seinen Romanen und Dramen für die freiheitlichen Einrichtungen eingetreten; mittlerweile hatte sich aber die Strömung in der politischen Atmosphäre wesentlich verschärft, sodaß die neuen Dichter in fahender und brausender Lyrik einen scharfen und lauten Ton anschlugen.

Und unter den schwungvollsten Liedern, zum Teil von hinreißender Gewalt, stehen die von Gottfried Kinkel neben denen von Georg Herwegh obenan.

Während sich Herwegh mit seiner Phantasie schließlich ins Ungeheuerliche verlor und seine Kampfesänge am Ende nur noch ein kühnes Geschmetter und Phrasengeflöte waren, bleibt sich Kinkel beständig treu, seine Lieder bleiben gedankenreich und kernig, selbst wenn der glühende Bohn und die heiße Vaterlandsliebe ergreifend zum Ausdruck kommen. In Kinkels Dichtungen offenbart sich ein reiches poetisches Talent und eine ebenso reiche geistige wie künstlerische Bildung, eine reine, edle Seele, ein weiches, tief empfindendes Gemüt neben kräftigem männlichem Sinn. Selbst dann, wenn er ganz persönliche Verhältnisse darstellt, weiß er seinen Empfindungen einen solchen Ausdruck zu geben, daß sie sich über das Individuelle erheben

und zum Ausdruck allgemein menschlicher Gefühle werden. Ich verweise in dieser Hinsicht auf das Gedicht „Beim Tode meiner Mutter Marie.“ Kinkels Lieder sind so ganz der Ausfluß seines innersten Lebens, daß sie uns ein Bild seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung geben. Während einige Bilder von der tiefsten Gläubigkeit durchdrungen sind (Abendstille, Sonett an Johanna, Gebet), neigen sich andre rein pantheistischen Anschauungen zu (Abendmahl der Schöpfung). Haben die meisten eine elegische Färbung, so weiß er auch dem Humor Rechnung zu tragen, wie beispielsweise in dem schönen Cyklus „Die Weine,“ worin er die Geschichte des Weines erzählt und die verschiedenen Arten des Weins, den Chier in der alcäischen Strophe, den Perserwein in der Saffelenform, den Rheinwein in der Nibelungenstrophe, die Lacrimae Christi im Sonett, den Champagner in Daktylen und den Kräger in Knittelversen reden läßt. Vergleiche auch die Gedichte: Abendstille, Gruß an mein Weib, Menschlichkeit.

Gehen wir nun kurz zu dem äußern Lebensgange des Dichters über, ohne seinen politischen Irrgängen zu folgen, die ihn in so tragischer Weise von seinem heißgeliebten Volke trennten.

Gottfried Kinkel (geboren 11. August 1815 in Oberkassel am Rhein bei Bonn, gestorben 13. November 1882 zu Zürich) ist der Sohn eines strenggläubigen Pfarrers, der ihn für das Studium der Theologie bestimmte, dem er auch in Bonn von 1831—34*) und dann in Berlin oblag. Im Jahre 1837 trat er bei der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn als Dozent der Kirchengeschichte ein; 1841 wurde er Hilfsprediger in Köln. Nach Bonn zurückgekehrt ging er, da er zu einer pantheistischen Weltanschauung gekommen war, zur philosophischen Fakultät über, veröffentlichte 1843 die erste Sammlung seiner Gedichte, 1845 das Werk: Die Ahr, Landschaft, Geschichte und Volksleben, sowie den ersten Band seiner Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, worauf er 1846 zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte ernannt wurde. In demselben Jahre erschien sein romantisches Epos: „Otto der Schütz,“ das die allgemeinste Verbreitung (bis jetzt in siebzig Auflagen) gefunden hat.

Das Jahr 1848 riß mit seinen politischen Aufregungen auch Kinkel mit sich fort. Er organisierte die Demokratie des Bonner Kreises, wurde 1849 zum Abgeordneten für die zweite Kammer nach Berlin gewählt, kam nach deren Auflösung nach Bonn zurück, wo er am 10. Mai 1849 einen Zug bewaffneter Männer gegen das Zeughaus in Siegburg anführte, darauf im pfälzischen Aufstande und dann im badischen Aufstande in der Freischärlerkompagnie „Wesfançon“ kämpfte, bis er an der Murg verwundet und gefangen genommen, durch ein preussisches Kriegsgericht zum Tode verurteilt, dann begnadigt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe nach Naugard abgeführt wurde. Aus der Festung Spandau durch den Bonner Studenten Karl Schurz 1849 befreit flüchtete Kinkel nach England.

Im Exile veröffentlichte Kinkel 1850 einen Band Erzählungen, dann die reflexionsreiche Tragödie Nimrod 1857. Im Jahre 1866 als Professor an das eidgenössische Polytechnikum zu Zürich berufen, gab er 1868 eine zweite Sammlung Gedichte heraus; 1872 erschien der Grobschmied von Antwerpen, 1872 Euripides und die bildende Kunst, 1874 Peter Paul Rubens, 1876

*) Studious Kinkel wurde am 19. Oktober 1831 immatrikuliert.

Mosaik zur Kunstgeschichte, 1878 Kunst und Kultur im alten Italien vor den Römern.*)

* * *

Es war im Herbst 1835, als Emanuel Geibel nach Bonn kam, wo eine innige Freundschaft mit Gottfried Kinkel entstand. Die Persönlichkeit Geibels regte Kinkel mächtig zur Poesie an; Geibel, „der fremde, buntschillernde Paradiesvogel,“ wie ihn Kinkel zu nennen pflegte, wurde nicht müde, den jungen Freund durch Wort und Lied anzufeuern und zu dem großen Kampfe der Zeit vorzubereiten. Drei Jahre später (1838) näherten sich Kinkel die jungen Musenföhne Karl Simrock, Wägerath, Wolfgang Müller und Freiligrath. Während Wägerath schon damals sein bedeutendes Talent in der Nachahmung fremder Dichtungen entwickelte, hatten sich Freiligrath, Simrock und Wolfgang Müller schon bewährt, und namentlich der letzte hatte durch seine „jungen Lieder“ die begründetsten Erwartungen wachgerufen. Schon damals beabsichtigte Kinkel im Wettbewerb gegen das „Rheinische Odeon“ Simrock und Freiligrath zur Herausgabe eines neuen Musenalmanachs zu bewegen, worin die ganze rheinische Poesie ihre Vertretung finden sollte. Kinkel singt von dieser schönen Zeit:

Vom Bergland kam ich hergegangen
Im lehten Abendsonnenschein,
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebenslust und Wein;
Ich kam von jauchzendem Gelage
Mit einer trauten Männerfchar
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut der beste war.

*) Überaus reichhaltig ist die Kinkellitteratur: Gartenlaube 1872 (Meine Kindheit), 1873 (Meine Schuljahre), 1892 (Erinnerung an Gottfried Kinkel von F. Heyl), 1863 Nr. 7—10, Ein Nichtamnestierter, 1862 Nr. 2 und 3. — Ad. Strodtmann, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne (?) Dichtung. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1850. Gottfried Kinkels Lebensgeschichte bis zu seiner Errettung aus dem Gefängnisse zu Spandau. Hamburg, C. F. Illmann, 1851. — Fenne am Rhyn, Gottfried Kinkel. Ein Lebensbild. Zürich, Casar Schmidt, 1883. — Das Volksgedächtniß von Adolf Streckfuß. 1. Band. Berlin, 1850, darin: Gottfried Kinkel, sein Leben und Wirken. — Deutsche Monatschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von Adolf Kolatschek. 2. Jahrgang, 1. Band. Bremen, 1851. Erinnerungsblätter aus dem Jahre 1849, von Johanna Kinkel. — Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonie in England, von Friedrich Althaus III. — Unfre Zeit. Neue Folge IX, 2: Die Flüchtlinge. Berliner Tageblatt vom 25. December 1882: Briefe Gottfried Kinkels von Am. — Betreffend Johanna Kinkels Leben in London und Tod: Memoiren einer Idealistin (von Malvina von Meyßenbug), 3. Auflage, 1882. — Über Kinkels Leben in Zürich: Mitteilungen der hinterlassenen Familie und eigne Beobachtungen, sowie Feuilleton des „Bund“ vom 21. und 22. November 1882. — Nekrolog von Johannes Scherr in der Allgemeinen Zeitung vom 21. bis 23. December 1882. — Bonner Zeitung vom 11. und 17. December 1898. Das Fuderfest zu Trarbach. — Musikalisches Leben in Bonn vor siebzig Jahren. Von Hans von Bindeck. — Deutsche Revue, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1899, Januarheft, S. 701, Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel. Ungebrachte Briefe. Von Rudolf Meyer-Krämer. Deutsche Revue 1894, Hefte von April bis September: Erinnerungsblätter von Johanna Kinkel. — Karl Schorn: Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlands im neunzehnten Jahrhundert. Bonn, P. Hanstein, 1898. I, S. 179, 273, 322, 328; II, S. 50, 51. Der Zug der Freiheitskrieger unter Kinkel, Schurz und Knecht, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg. Nebst Kinkels Verteidigungsrede vor den Assisen in Köln. 2. Auflage. Bonn, P. Hanstein, 1886. — Willibald Beschlag, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre. 2. Auflage. Halle, 1896.

Im Frühling des Jahres 1839 trat nun das Ereignis ein, das für Kinkels ganzes Leben bestimmend sein sollte. Johanna Model, die seit dem 22. Mai 1840 geschiedene Frau des Buch- und Musikalienhändlers Mathieuz in Köln, die zu ihrem Vater, dem Gymnasiallehrer Model, nach Bonn¹⁾ zurückgekehrt war, war die Frau, die von nun an mächtig in Kinkels Entwicklung eingreifen, ihn über sein innerstes Wesen klarmachen und den in seiner Brust ruhenden Keim des Liebes zur herrlichsten Blüte des Gefanges entfalten sollte. In einer großen Gesellschaft des sogenannten „Bonner Salons“ sah er sie zum erstenmale wieder in Gesellschaft der Töchter des Professor Röggerath und des Universitätsrichters Salomon u. a., wo sie gerade ein munteres Lied sang, als Gottfried eintrat. Er hatte sie schon als Kind gekannt. Die Bekanntschaft war nach Ansicht der Zeitgenossen gekommen wie ein Wahlverwandschaftsverhängnis, auf Johannas Seite war es zuerst reine Freundschaft.

Johanna war ein eigentümliches Wesen, ebenso unschön wie Gottfried schön, der noch dazu fünf Jahre jünger war. Auch Johannas Lebenslauf bot ihr schon früh manche Veranlassung zum Haß gegen die Verhältnisse, in denen sie lebte. Mit einer gründlichen, fast männlichen Bildung vereinigte sie einen starken Mangel an weiblicher Anmut. Im zweiundzwanzigsten Jahre verheiratete sie sich, vielleicht ohne Neigung, mit dem Buchhändler Mathieuz in Köln. Johanna war damals noch keine Hausfrau, setzte ungerne den Fuß in die Küche und spielte den ganzen Tag Klavier. Als der junge Ehemann eines Tages in einer Anwandlung von Zorn ihr Notenheft aus dem Fenster warf, stand sie kaltblütig auf, ging zu Fuß zu ihren Eltern nach Bonn und ließ die Ehe trennen.

In Berlin (1836—39) fand Johanna im Hause der Bettina von Arnim Aufnahme und Freundschaft. In Bonn lernte sie darauf, von Berlin zurückgekehrt, Kinkel kennen, der zu dieser Zeit mit einer Pfarrerstochter verlobt war. Kinkel sagte sich von der Braut los und huldigte Johannas Talent und Geist, die offenbar befruchtend auf ihn wirkten und ihm seine schönsten Lieder entlockten. Zunächst gestaltete sich das Verhältnis mit Johanna zur innigsten Freundschaft, ohne daß in beiden der Gedanke an eine Liebe aufgetaucht wäre. Lange Jahre hat es gedauert, bis diese tief schlummernde Neigung bei beiden zur Erkenntnis durchgedrungen war, erst am 22. Mai 1843 wurde Kinkel mit Johanna in der Privatwohnung des Pfarrers Wichelhaus zu Bonn getraut. Bei dieser Feier waren Emanuel Geibel, Andreas Simons,²⁾ Auguste Heinrich,³⁾ Linda Bernd⁴⁾ und die Eltern Johannas Zeugen.

Herzliches Einverständnis und innigstes Zueinanderklingen verklärte das Eheleben der endlich Vereinten.

Hatte Kinkel doch der jetzt heimgeführten Braut am 4. September 1840 bei einer gemeinsamen Raufahrt auf dem Rhein das Leben gerettet, das er nun für immer an das seine gekettet hatte. Willibald Beyschlag, ein Studienfreund Kinkels, hat in die junge Häuslichkeit oft einen Blick zu thun Gelegenheit gehabt und betont ausdrücklich, daß das, was man da sah, mit vielem Verfühnen konnte, zumal was die Hausfrau betraf. Sie machte die Vorurteile,

¹⁾ Das Model'sche Haus war Josephstraße Nr. 13.

²⁾ lebt als ordentlicher Professor a. D. zu Poppelsdorf bei Bonn. Er studierte zuerst Jurisprudenz, dann Bauwesen.

³⁾ lebt zur Zeit in Bonn.

⁴⁾ desgleichen.

die man wegen ihrer unpraktischen und unweiblichen Genialität gegen sie gehgt hatte, glänzend zu schanden. Wenn sie am Vormittage drei bis vier Gesangstunden gegeben und damit zum Unterhalt des Hausstandes den Hauptteil beigetragen hatte, erfüllte sie noch in musterhafter Weise die nächsten Hausfrauenpflichten und war am Abend gegen die Freunde des Hauses unermüdet ausgiebig und freundlich (vgl. Weyschlag, Aus meinem Leben, S. 176). Von der Tochter Johanna's Adelheid sind dem Verfasser diese Angaben mündlich bestätigt worden.

Johanna, die am 8. Juli 1810 in Bonn geboren war, hatte schon in frühester Jugend ein beachtenswertes Talent in der Musik an den Tag gelegt und den Unterricht des berühmten Kapellmeisters Franz Ries, des ersten Lehrers Beethovens, genossen. In Berlin hatte sie sich zu einer hervorragenden Pianistin ausgebildet. Dieser Unterricht sollte für Johanna und das musikalische Leben Bonns in der Epigonenzeit entscheidend sein. Das große musikalische Talent Johanna's war in seltenem Maße für die Bonner Kreise anregend und fruchtbringend. War sie es doch, die seit dem Ende der zwanziger Jahre bis zum Ausbruche der Märzrevolution 1848 die Tontunft in ihrer Vaterstadt zu hoher Blüte erhob und sich ihre Pflege in den weitesten Kreisen angelegen sein ließ. Sie war die eigentliche Begründerin des „Bonner Gesangvereins“, des Vorgängers des jetzigen „Städtischen Gesangvereins.“ Dieser Verein ist auch die Veranlassung gewesen, daß sich im Anfange der vierziger Jahre in Bonn ein Kreis junger Poeten, Gottfried Kinkel, Alexander Kaufmann, Arnold Schlönbach, Christian Joseph Magerath, Karl Simrod, Wolfgang Müller von Königswinter um ihre „Direktriz“ scharte und den für die deutsche Litteraturgeschichte bedeutungsvollen „Maifäserbund“ gründete.

Der Gesangverein ging aus einem Ensemblespiel bei dem Kapellmeister Ries im Jahre 1827 hervor, an dem Johanna Model, Valerie Schram und Auguste teilnahmen. Johanna übernahm (nach dem mir vorliegenden Tagebuche über die Geschichte des Vereins) später (1834) die Leitung. Die Versammlungen fanden bei den Bonner Familien Model, Haßkarl, Schram, Breuer, Freitag, Fromein, Lukas, Müller und Oppenhoff statt. Später wurden öffentliche Konzerte im Rathhaussaale, teilweise zu guten Zwecken, veranstaltet. Von Herbst 1836 bis Frühling 1839 war Johanna in Berlin. Von 1840 übernahm Johanna wieder die Leitung. Am 26. Juli 1843 brachte der Verein das von Gottfried Kinkel gedichtete und von Johanna in Musik gesetzte Liederspiel: „Die Affajinen“ zur Aufführung. Der botanische Hörsaal des Boppelsdorfer Schlosses stand dem Vereine von 1844 ab zur Verfügung. Anna Goldfuß (1841—46) und Lida Freitag (1843—46) wurden bei der Aufführung der Iphigenie in Aulis von Gluck als Primadonnen bezeichnet (1. Februar 1846). Im Jahre 1848 löste sich der Verein unter dem Einflusse der politischen Unruhen auf.

So endete dieses von Johanna mit so vieler Aufopferung und künstlerischer Begeisterung ins Leben gerufne und jahrzehntelang glücklich geleitete Unternehmen. Das unerbittliche Schicksal vergönnte es ihr auch nicht mehr, von dem Augenblicke der Befreiung ihres Gatten aus den Zuchthausmauern zu Spandau den Boden ihrer geliebten Vater- und Mufenstadt Bonn wieder zu betreten.

Nach der Befreiung ihres Gatten war sie ihm nach London nachgeeil, wo sie Gesang- und Klavierunterricht erteilte und so zur Gründung eines

neuen Heims des Dichters thätig mitwirkte. Das Klima äußerte jedoch bald eine nachtheilige Wirkung auf ihren Gesundheitszustand, und unter der Angst der sie quälenden Herzbelemmungen stürzte sie sich am 15. November 1858 aus dem Fenster ihrer Wohnung und fand so im Exil ihres Gatten einen tragischen Tod.

Malviva von Meyßenbug hat uns in ihren „Memoiren einer Idealistin“ das tragische Ende Johanna's geschildert. An ihrem Grabe (auf dem Friedhofe der Metropolis, vierundzwanzig englische Meilen von London entfernt) fühlten die Leidtragenden und Freunde, daß Deutschland hier etwas Seltnes verloren hatte. Malviva sagt von ihrer Freundin Johanna treffend: „Ein leuchtendes Beispiel, daß auch das Weib eine unerschrockne Kämpferin für Wahrheit und Recht und unermülich thätig sein kann auf den höchsten Gebieten geistigen Schaffens, dabei aber nicht nur jede Pflicht des häuslichen Lebens als Gattin und Mutter in edelster Weise erfüllen, sondern sogar für den materiellen Unterhalt der Familie mitforsorgen kann.“ Freiligrath gab diesen Gefühlen in einem feinsinnigen Gedichte (Nach Johanna Kinkels Begräbniß am 20. November 1858) ergreifenden Ausdruck. Vgl. Henne am Rhyn a. a. O. S. 76.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse Johanna's, der dem Verfasser von ihrer Familie zur Verfügung gestellt wurde, liegen folgende musikalische und poetische Arbeiten vor: Friedrich Chopin als Komponist. Sie stellt eine geistreiche, kritische Beleuchtung der Werke Chopin's dar. — Otto der Schütze, Lieberspiel in einem Akte. — Bilder aus Köln's Vorzeit. Ode. — Das Malztier oder die Stadt-bönnischen Gespenster. Lokalposse im Dialekt mit Gesang in einem Akte. — Das vergessene Wort. Ein Märchen zum Stiftungsfeste des Malz-käferbundes 1844 von der Direktorz. — Guter Rat ist nicht teuer. Pöster-abendsherz. — Fromme Weltkinder. Plan zu einem Schauspiel. — Das Zuberlah zu Trarbach. Fastnachtspiel in zwei Akten. — Das Bei-sich-sein im Anders-sein, oder der Prozeß der Narrheit der freiverdenden Negativität der Diefigkeit. Drama in fünf Bruchstücken. — Hänneshen als Wunderkind. Fastnachtspiel in einem Akte. — Die Fürstin von Paphos. Oper in zwei Akten mit einem Vorspiel.

Ferner aus Johanna's Aufenthalt in Berlin: Verrückte Komödien aus Berlin. — Der Wettstreit der schottischen Minstrel's. (1838.) Komödie. — Zum Geburtsfest des Herrn von Savigny. (1837.) — Themis und Savigny oder die Olympier in Berlin. Opera seria in einem Akte, gedichtet von Johanna Model mit Musik von verschiednen Komponisten. In diesem Stück gab Emanuel Geibel den Mars, Franz von Savigny den Merkur, Ferdinand von Arnim den Jupiter, Herr von Edenbrecher den Bacchus usw. Außerdem wirkten Gisella, Arngart und Max von Arnim, Fräulein von Hochstetter und Dr. Götschen mit.

Im Jahre 1849 hatte Johanna gemeinsam mit Gottfried Kinkel veröffentlicht: Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Später erschien aus ihrer Feder nach ihrem Tode: Hans Ibeles in London. Familienbild aus dem Flüchtlingsleben. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta, 1860. Außerdem schrieb sie die fomi'sche „Vogellantate“ und Acht Briefe an eine Freundin über Klavierunterricht. Stuttgart, 1852.

Alle diese Arbeiten geben ein unumstößliches Zeugniß, daß Johanna auch eine nicht geringe poetische Begabung hatte. In einer poetischen Epistel an

Mag von Arnim (1832) heißt sie die damaligen litterarischen und musikalischen Zustände in Deutschland mit bitterem Spott und beißender Satire. So sagt sie von Ludwig Kellstab:

Der Rufen Günstling und ihr Gönner Kellstab,
Dem nebst viel Gaben Zeus besonders hell gab
Den Scharfblick und Kritik der reinen Vernunft,
In Dingen handelnd von der Kunstzunft.

* * *

Während im achtzehnten Jahrhundert einzelne Persönlichkeiten den Gang der Litteratur bestimmten (zunächst Klopstock, Lessing und Wieland, dann Hamann und Herder, dann Goethe und Schiller, dann die Romantiker, endlich Uhland, Rückert, Heine und Platen), vermochte gegen Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts keine einzige Persönlichkeit einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß zu gewinnen. Selbst Gutzkow, Freiligrath, Geibel und Redwitz gelang es nicht, der gesamten Litteratur ihren Stempel aufzudrücken, vielmehr sind es die großen Heroen des vorigen Jahrhunderts, deren Einfluß noch erkennbar fortwirkt. In jener Zeit bildeten sich daher litterarische Vereine mit poetischen Zwecken, die ersichtlich darauf ausgingen, einen wirklichen Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben und in den Gang der Litteratur einzugreifen. In Berlin fanden sich seit 1827 außer den dort lebenden Dichtern Platen, Strachwitz, Heise, Geibel vorübergehend zusammen in einer „freien Vereinigung.“ Bettina von Arnim begründete dort den litterarischen Kreis „Vindenblatt.“ In München bestand ein „Verein für deutsche Dichtkunst,“ deren Mitglieder August Becker, Julius Grosse, Hermann Lingg ufw. erfolgreichen Einfluß auf einander ausübten. Im Wuppertal sind später die Dichter Delbermann, Siebel, Schults, Röber, Stelter, Rittershaus zwar nicht zu einer Vereinigung zusammengetreten, allein die Gleichheit ihrer Bildung und ihres Standes hat ihren Dichtungen einen gleichartigen Charakter aufgedrückt. Nur Friedrich Röber macht eine Ausnahme, der seine Dichtungen vorzugsweise an die Antike anlehnt und sich dem historischen Schauspiel zuwendet.

Am Rhein war es gegen Ende der dreißiger Jahre Gottfried Kinkel, der seinem Kreise auch einen eignen Stempel aufzudrücken bestrebt war, und der wenigstens für einen Teil seiner Umgebung nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Das Jahr 1842 war schon die Zeit, wo Kinkel von der Politik beunruhigt wurde. In seinem Gedichte „Die sieben Berge“ sagt er:

Nun ist mir längst vorbei die Zeit
Romantisch zu phantastieren,
Und wo ich hinaus in die Welt nur seh,
Ruß ich politisieren.

Und wenn ich einmal einen Jungen krieg,
Dem will ich die Berge deuten,
Und will ihn warnen mein Leben lang
Vor den berühmten Leuten.

Und „Aus dem Kerker“ schrieb er 1850:

Das soll nicht modern im märkischen Sand,
Das sehnt sich nach seiner Wiege —
Mein Herz soll ruhen im Vaterland,
Im Winde der blauen Siege.

Ein Dörschen kenn ich am Badessaum,
 Geschützt vor dem nordischen Wind,
 Da blüht noch jedes Jahr der Baum,
 Bei dem ich gespielt als Kind.

Gottfried Kinkel bezeichnet sich vorzugsweise als „rheinischen Mann.“ Dieser rheinische Mann sammelte mit seiner Frau Johanna einen rheinischen Dichterkreis um sich, dem u. a. Karl Simrock, der Dichter des Rheinliedes Nikolaus Becker, der Lyriker Alexander Kaufmann, der farbenprächtige Lyriker und Epiker Karl Arnold Schlönbach angehörten. Aber auch die Westfalen Ferdinand Freiligrath und Lewin Schüding traten diesem Kreise mit Wolfgang Müller und Gustav Pfarrnus näher, und in herzlicher Freundschaft mit dem Kreise verlebte der aus Griechenland zurückgekehrte Lübecker Emanuel Geibel in fröhlichen Dichtertäumen den Sommer 1843 zu St. Goar am Rhein.

Es ist ein glänzender Stern der deutschen Litteraturgeschichte, der aus diesem Kreise hervorgegangen ist. Wir wollen es daher versuchen, das Leben und Streben seiner Mitglieder näher zu beleuchten. Wir haben uns dieser Aufgabe um so lieber unterzogen, als uns von einigen noch lebenden Mitgliedern des Bundes manche interessante Mitteilung freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

In dem Wockelschen Hause zu Bonn auf der Josephstraße versammelten sich Sonntags morgens die Mitglieder des vorhin geschilderten Gesangsvereins, um dort bis zur Mittagszeit unter Johanna Wockels Leitung zu üben. Kinkel fehlte nie bei diesen Proben und brachte hin und wieder auch seine Freunde mit. Die Art und Weise, wie Johanna Geist und Leben in die Musik zu legen verstand, regte die Freunde an, an bestimmten Abenden Dramen mit verteilten Rollen zu lesen. Mit Shakespeare wurde begonnen. Aus diesem litterarischen Kränzchen sollte unter der Patenschaft Johanna's der „Mailäferbund“ hervorgehn. Der Biograph Kinkels, Adolf Strodtmann, bezeichnet als den Gründungstag die letzte Juniwoche des Jahres 1840. Es war am Peter- und Paulstag, als der kleine Kreis im heitersten Gespräche war. Man bewauerte, daß so manche geistreiche Bemerkung verloren ginge, und daß man so manche Witze am liebsten schwarz auf weiß hätte. Kinkel erzählte von einer Vierzeitung aus seiner Studentenzeit, Johanna von dem durch Bettina in Berlin gegründeten „Lindenblatt,“ nahm, das Wort zur That machend, einen grünen Bogen Papier zur Hand mit den Worten: „Wie nennun wir das Blatt? „Der Mailäfer“ soll es heißen! Eine Zeitschrift für Nichtphilister.“ So entstand der Mailäferbund. Man einigte sich bald, sich an jedem Dienstagabend zu versammeln, um die auf grünem, mit dem Bilde eines Mailäfers am Kopfe geschmückten Papiere niedergeschriebenen Beiträge zu lesen. Das ganze Unternehmen sollte einzig den Zweck haben, einem engern Freundeskreise wöchentlich einen heitern und genussreichen Abend zu verschaffen und den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, ihre Schöpfungen der Kritik eines wohlwollenden Kreises zu unterwerfen. Der eigentliche Schriftleiter und die Seele des Bundes war Kinkel; Johanna war „die Königin“ oder „Direktrix“; sämtliche Mitglieder hatten Spitznamen: Kinkel—Wolterwurm; Alexander Kaufmann—Rosenkäfer; Bepfschlag—Walber; Johanna—Nachtigall usw. Die Tendenz des Blattes sprach Kinkel in dem Eingangssonett aus:

Geehrte Herrn, warum doch lächeln Sie,
 Daß diese Blätter sich Mailäfer nennen?
 Erst lernen Sie den tiefen Sinn erkennen
 Und des Mailäferturns Poesie.

Maikäfer sind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochsen, die geißlos auf Rieren rennen,
Nuckvögel nicht, die sich im Licht verbrennen —
Rein: Meister des Genießens nenn ich sie

In stetem Dusel von dem Rauch der Däfte,
In unartikuliertem heiterm Brummen
Durchschwirren selig sie des Abends Schein.

So schwärmt aus diesen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liebern, Späßen, grad und krummen —
Geistreichen Freude, den Philistern Pein.

Die Zeitschrift bezweckte den Genuß des Augenblicks. Auf häufigen Ausflügen in die schöne Umgebung Bonn's waren dann die Stoffe, die man zur Verarbeitung ausgewählt hatte, der Gegenstand der anregenden Unterhaltung. Der erste Jahrgang des Maikäfers war auf dunkelgrünem Papier geschrieben; da es später schwer war, immer neue Stellungen des Maikäfers zu erfinden, so begann man im zweiten Jahrgang als Titelvignette Bilder zu den einzelnen Beiträgen zu liefern. Jeder Mitarbeiter durfte das Blatt für einen Tag behalten und mußte seinen Beitrag während dieser kurzen Zeit einschreiben, ohne die Arbeiten der andern vorher zu lesen. Es war ein fröhlicher Dichters Traum, wie er sonniger und frischer nicht zu denken war.

Die ersten Mitglieder waren zunächst der talentvolle Alexander Kaufmann, ein Bonner Kind, der sich durch Formvollendung in seinen zahlreichen Beiträgen auszeichnete.

Der spätere fürstlich Löwensteinische Archivrat in Wertheim am Main Alexander Kaufmann, geb. 14. Mai 1817 in Bonn, gest. in Wertheim 1. Mai 1893, studierte in Bonn die Rechtswissenschaften, wurde durch Simrock auf altdeutsche Litteratur geführt und durch den Maikäferbund insbesondere zur poetischen Thätigkeit angeregt. In Berlin verkehrte er viel mit den Brüdern Grimm, Tieck, Humboldt, Gruppe, Eichendorff u. a. Im Jahre 1857 vermählte er sich mit Mathilde Binder aus Nürnberg, die unter dem Dichternamen Amara George ihre schon im jugendlichen Alter von siebzehn Jahren verfaßten „Blüten der Nacht“ (Leipzig, 1856) herausgegeben hatte. Nach ihrer Verheiratung trat sie 1858 zur katholischen Kirche über. Alexander Kaufmann hat in der Einleitung zu seinen „Gedichten“ (Düsseldorf, 1851) seine Dichtung selbst in heiterer Weise gezeichnet. Im Jahre 1853 erschienen die „Mainsagen,“ 1872 „Unter den Reben.“ Sein historisches Werk: „Caesarius von Heisterbach“ hat ihn auch als vorzüglichen Geschichts- und Kulturforscher bekannt gemacht. Seine Muse ist vorwiegend keck, lebenslustig; nichtdestoweniger fehlen ihm nicht die tiefen Afforde der sanften Wehmut und innigen Gemüthlichkeit, wie dies sein Lied „Der Freund“ beweist. Seine Gedichte: Einladung, Mainacht, Verrat, Der Bandalen Auszug, Die Mönche von Johannisberg gehören zu den besten und stimmungsvollsten Perlen der deutschen Litteratur. (Vgl. „Alexander Kaufmann.“ Nachruf von Hermann Hüffer. Nr. 398 der Kölnischen Zeitung vom 14. Mai 1893.) Johanna Kinkel sagt über ihn: „Seine reiche Phantasie ergoß Lieder wie ein Blütenregen im Lenz.“

Das größte Original und dabei der gutmütigste Mensch in dem Kreise der Maikäfer war Arnold Schlönbach. Er trug gewöhnlich einen Frack und ein Barett, was ihn zu einer sehr brolligen Erscheinung machte. Seine exzentrischen

Pläne und Einfälle gaben der lustigen Gesellschaft oft Stoff zur Heiterkeit. So gab er einst feierlich seinen Abschied, weil er den Beruf in sich fühlte, zur Bühne zu gehn und die Rollen von Tyrannen und Volksbedrückern zu spielen. Er reiste in Wirklichkeit von Bonn ab, kehrte aber unter dem homerischen Geslächter seiner Freunde bald wieder zurück. Karl Arnold Schöllbach, geboren 31. August 1807 auf einem Hüttenwerke bei Wiffen an der Sieg, war von 1841 bis 1842 als Studiosus der Landwirtschaft, später als Domänenamtssekretär zu Mülheim am Rhein angestellt, wo er Kinkel kennen lernte und in den Dichterkreis des Maitäferbundes eingeführt wurde. Dies entschied seinen Hang nach poetischer Entwicklung und freisinniger Weltanschauung, sodaß er bald den Staatsdienst aufgab. Nach manchen Kreuz- und Querzügen (Bromberg, Königsberg, Leipzig, Oldenburg) kam er nach Koburg, wo er die Tochter der berühmten Sophie Schröder-Devriest heiratete; er starb in Koburg am 17. September 1866. Er ist der Verfasser der Dichtungen Aus der Blumenwelt (1852), Die Hohenstaufen, Epos in sechs Gesängen (1859), Ulrich von Hutten (1862), Was sich der Wein erzählt (1862). Die einzelnen Geschichten sind vorzüglich ausgeführt und zeugen von der großen Phantasie, Gestaltungsgabe und dem Humor des Dichters. Garibaldlieder (1862), Der Stedinger Freiheitskampf (1864), Menschen und Parteien (1864), Geschichte, Gegenwart, Gemüt (1847), Das deutsche Bauernbuch (1848), Dramatische Werke (1852), Originale (1853), Der letzte König von Thüringen (1854), Novellen und Erzählungen (1855), Weltseele (1854), Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schillerepoche (1856), Aus Vergangenheit und Gegenwart (1856).

Das dritte Mitglied im Maitäferbunde war Sebastian Longard, dessen Lieder den Reiz eines belebenden Naturgefühls tragen und vielfach an Heine erinnern. Sebastian Longard ist geboren am 19. November 1812 zu Koblenz; er studierte von 1837 bis 1840 in Bonn die Rechte. Von 1846 bis 1850 arbeitete er als Advokatanwalt bei dem damaligen Appellationsgerichtshof zu Köln. Seit 1863 war er Rat bei dem Landgerichte zu Aachen, hier starb er im Jahre 1892. Er ist der Verfasser der Schriften: Altrheinische Märlein und Liedlein (1843), Lieder und Balladen (1888).

Dem Maitäferbunde traten auch Leo Hassé und Andreas Simons bei. Während von Hassé keine nennenswerten Beiträge vorliegen, so hat sich Simons durch die Vollenbung eines wertvollen Werkes über die „schwarzrheindorfer Kirche bei Bonn“ ausgezeichnet (1846). Simons studierte 1842 zu Bonn zuerst Jurisprudenz und Philologie, 1843 bis 1845 Kunstgeschichte, wandte sich dann dem Studium der Architektur zu, führte 1850 bis 1854 den Bau der Michaelskirche zu Berlin aus, 1854 bis 1858 den Bau der Bank in Braunschweig nach eigenem Entwurfe, wurde 1861 Professor der Baukunst am Städtischen Institut zu Frankfurt a. M., 1869 an der Technischen Hochschule zu Darmstadt und lebt seit 1895 im Ruhestande in Bonn. Andreas Simons war langjähriger Pflegetohn der Modellschen Familie in Bonn.

~ (Fortsetzung folgt)





Das tolle Jahr in einer kleinen Stadt*)

Von Ernst Borkowsky in Naumburg a. S.



In dem tollen Jahre 1848 waren es natürlich zunächst die Großstädte, deren leicht erregte Bevölkerung vom Wirbelsturm der Freiheits- und Gleichheitschwärmerei dahingerrissen wurde; dann aber brauste die Flut auch zu den Thoren der Provinzialstädte heran. Wer die Artikel der winzigen Tageblätter, die Maueranschläge, die Flugschriften und die Aufzeichnungen aus der Großväterzeit sammelt, sieht wohl, daß der Pulschlag der Zeit selbst durch die kleinen Seelen des deutschen Staatskörpers in tiefer Erregung ging; ja man möchte meinen, was das Bürgertum hier gefühlt, gehofft und erstrebt hat, gerade das müßte typisch sein für den Volksgeist dieser Tage.

In der Stadt Naumburg an der Saale, dem Hauptort der alten Stiftslande, die noch bis zum Jahre 1813 unter sächsischer Administration ein staatliches Sonderdasein geführt hatten, hatte sich unter der Bürgerschaft ein kräftiges, von einer lebhaften historischen Erinnerung getragenes Selbstbewußtsein entwickelt, das durch die Bedeutung der ehrwürdigen Peter-Paulsmesse noch gesteigert wurde. Der Rückgang des Handels freilich machte sich unter dem preussischen Regime seit der Einführung des neuen Zollsystems von Jahr zu Jahr empfindlicher geltend, und immer seltner wurde die Gelegenheit, durch die der Kaufmannsstand noch eine unmittelbare Fühlung mit dem Auslande gewann. Durch die Verlegung der höchsten Provinzialgerichtsbarkeit nach der Stadt (1816) kam ein starkes fremdes Element in die alt-sächsische Bevölkerung hinein: das preussische Beamtentum; bald aber verschmolz es mit den wohlhabenden Kreisen des Bürgertums und riß die Führung der Gesellschaft an sich. Auch der Triumphzug der Dampfmaschine änderte nichts an dieser Zusammenfügung; die lärmende Industrie blieb den Mauern fern und verschonte die Kommune mit der Pflanzschule eines lästigen Proletariats. Das Gemeinwesen, durch die preussische Städteordnung reformiert, hatte sich die Errungenschaften des umgestalteten materiellen Lebens zu nuzte gemacht; und wenn auch quer über den Straßen noch die spärlichen Laternen schwebten und damals noch die goldne Zeit der Originale war, so hatte sich die Stadt doch schon im Jahre 1846 an das damals entstehende deutsche Eisenbahnnetz angeschlossen. Auch die Volkszahl war stetig vorwärts geschritten; man zählte im Jahre 1848 13000 Einwohner.

Wollte man die Lebenserscheinungen der damaligen bürgerlichen Gemeinde nur an den Anseherungen prüfen, die sich in der Lokalzeitung kundgaben, so würde man einen völlig unzulänglichen Eindruck gewinnen. Die vormärzliche Journalistik der Kleinstadt dachte nicht daran, zu den bewegenden Fragen des Tages Stellung

*) Mit Benutzung von Tageblättern, Flugschriften und handschriftlichen Aufzeichnungen.

zu nehmen; sie erwähnte selbst nicht mit den bescheidensten Worten die Eröffnung der Bahnlinie Halle=Naumburg=Weimar: ein Bahnhofsdirektorialist ist der einzige Fingerzeig auf den Beginn des Eisenbahnverkehrs. Seichter Anekdotenkräm, fade moralische Abhandlungen und ein paar amtliche Bekanntmachungen sind die lastlose Speise, die in vier dürftigen Quartseiten wöchentlich einmal — seit 1845 zweimal — dem genügsamen Leser aufgetischt wurden, nachdem die Zensurbehörde in Merseburg vorher umständlich die Druckerlaubnis erteilt hatte. Eine größere Zeitung von auswärts zu beziehen, die Preussische Staatszeitung oder den Hallischen Kurier, war ein Luxus, den sich nur wenige anspruchsvolle Geister gönnten; und so war der Bürger ohne die Schulung der Presse auf politischem Gebiete knabenhaft unreif, als die Springflut neuer Ideen in seinen Winkel brach und tausend ungelöste Fragen ein Urteil von seinem Verstande forderten.

Religiöse Bewegungen pflegen dem Ausbruch sozialer und politischer Kämpfe voranzugehen. Auf kirchlichem Gebiete regte sich zuerst der fortschrittliche Volksgeist auch in unsrer Stadt. Am 9. Juli 1845 sammelten sich über tausend Menschen um den Führer der freien Gemeinde, den Pastor Uhlisch, unter dem freien Himmel des Bürgergartens, und „der protestantische O'Connell“ sprach „über das Lösungswort unsrer Zeit, die mit lauter Stimme Vorwärts ruft.“ In dem Meeting dieser „protestantischen Freunde“ oder „Lichtfreunde“ gewahrte man auch den Freiheitslänger Prutz und den alten Jahn. Auch die geistesverwandte Bewegung der Königschen Deutschkatholiken fand in der Stadt einen trefflichen Wurzelboden. Bald hielt der exkommunizierte Pfarrer Kerbler in der protestantischen Lutherkirche in Gegenwart der protestantischen Geistlichen einen Gottesdienst und veranlaßte damit die Gründung einer „christkatholischen“ Gemeinde. Das Bemerkenswerte dieser Vorgänge liegt in der Thatfache, daß das religiöse Bewußtsein jener Tage in allen Kreisen der Einwohnerschaft kräftig angestachelt war. Selbst zwei der städtischen Pastoren bekannnten öffentlich ihre Sympathie mit den freireligiösen Ideen; und diese Strömung brachte einen so wenig illoyalen Hauch mit sich, daß an einem großen allgemeinen Festmahle zu Ehren Uhlischs der Oberlandesgerichtspräsident ein „Bürgerlied“ vortrug, das er verfaßt hatte. Es heißt darin: „Ob wir können präsidieren, oder müssen Vogen schmieren, ohne Raß und ohne Ruh; ob wir just Kollegien lesen, oder ob wir drehen Besen — das thut nichts dazu . . . Aber ob wir neues bauen, oder altes nur verbauen, wie das Gras die Ruh; ob wir für die Welt was schaffen, oder nur die Welt begaffen — das thut was dazu!“ Ein Dämpfer ward dem Schwärmer sehr bald aufgesetzt, als die Polizei die Abhaltung einer zweiten freireligiösen Versammlung verbot.

Die Hingebung an das preussische Herrscherhaus konnte bei einer Bevölkerung, die erst seit dreißig Jahren unter dem Adlerwappen stand, noch nicht durch geschichtliche Traditionen gekräftigt sein; aber es war doch in der patriarchalischen Zeit ein großes Freudenfest, als der König Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin auf der Reise nach dem Schlosse Stolzenfels am 24. und 25. Juli 1845 in der Stadt verweilte. Da ist es nun ein fremdartiger Ton, der mitten durch das Preislied der Empfangsfeierlichkeiten bricht: „Bei der Huld und Freundlichkeit des geliebten Königs fühlte es ein jeder, daß demselben keine Schuld beizumessen ist, wenn hier und da eine mißmutige Stimmung sich erhebt, was zu unsrer unzufriednen Zeit in allen Staaten nichts seltenes ist. . . . Gewiß dürfen wir auf Besserung hoffen, sofern dieselbe in unsers Königs Macht liegt, sowie auch die Hoffnung auf eine reichständische Verfassung durch manche königliche Äußerungen wieder auftaucht.“

Der Wunsch nach einer allgemeinen Volksvertretung klingt hier zum erstenmale in der Lokalpresse mit vernehmlichem Laut; und als dann im nächsten Jahre den Hoffenden eine bittere Enttäuschung beschieden wird, schallt es weit hinaus über die Banameile der kleinen Stadt. Als da die Neuwahlen zum preussischen Provinziallandtage angeordnet wurden, lehnten die Stadtverordneten Raumburgs die Wahl eines städtischen Abgeordneten ab; sie erklärten mit diesem Beschlusse ihren passiven Widerstand gegen eine Institution, die ihren politischen Wünschen nicht entsprach und einer reichsständischen Verfassung nach ihren Begriffen die Bahn versperrte. Die Widerstrebenden ließen sich in eitler Selbstüberhebung von der kühnen Hoffnung tragen, daß ihr Beispiel auch andre Städte zu einer allgemeinen Obstruktionspolitik fortzählen möchte. Diese Wirkung blieb aus. Eine königliche Kabinettsordre löste die Stadtvertretung, die jede begünstigende Einwirkung zurückwies, auf. Die neue Stadtverordnetenversammlung erfüllte dann ohne Zögern ihre Unterthanenpflicht.

Kleinere und größere Tagesblätter, „Die Ameise,“ „Die Freikugeln,“ auch „Die privilegierte Berlinische Zeitung“ hatten immerhin die Angelegenheit durch ihre Spalten gezerrt, und so stempelte diese Haupt- und Staatsaktion die Stadt, der noch der Ruf freireligiöser Schwarmgeisterlei anhaftete, in der allgemeinen Meinung zu einem demokratischen Gemeinwesen. Vor der Hand noch mit Unrecht, denn die leitende Gesellschaft war durchaus loyal. In der großen Masse der Bürgerschaft zeigte sich zwar eine gärende Unzufriedenheit, doch trug diese noch keine politische Färbung; die sehr arge Teuerung des Jahres 1847 bewirkte nämlich einen heute kaum noch begreiflichen Notstand, und dazu vermehrte die Einführung der Gewerbefreiheit die unbehagliche Lage des Handwerkerstandes, der sogar die Grundfesten seines Bestehens erschüttert glaubte. Das Verquiden dieses Unbehagens mit politischen und sozialen Theorien geschah erst durch stadtfremde Personen, die auf den vielbesuchtesten öffentlichen Vergnügungsorten und in Volksversammlungen ihr Evangelium in die Masse hineinwarfen. Dem schnellen Wachstum des oppositionellen Geistes gegenüber fühlten sich die städtischen Behörden bald in einer isolierten Lage, die ihnen aufs äußerste bedenklich erschien, als das tolle Jahr 1848 kam mit seinen berausenden Schlagwörtern, mit dem wilden Träumen und Schäumen des Völkerfrühlings. Da die ganze Garnison nur aus einem Bataillonsstamm des 32. Landwehrregiments und einer reitenden Kompagnie der 4. Artilleriebrigade bestand, so veranlaßte der Magistrat die Bildung eines Sicherheitsvereins, der sich in seiner Organisation an das Schützenkorps angeschlossen.

Und nun flog in diesem Moment die Kunde von den Berliner Straßenkämpfen in die Thore und erregte einen Hauch der Schwärmerei, wie er ohne die Voraussetzung einer politischen Ueberreiztheit in den Gemüthern kaum begreiflich erscheint. Die Einmütigkeit und Allgemeinheit, mit der die verschiedenen Schichten des Bürger- und Beamtentums die Barricadenkämpfe des 18. März zu einer lauten patriotischen Feier aufbauschen, überrascht den nüchternen Blick. „Der Karfreitag der gefallenen Helden — heißt es in einem Druckblatt — ist für uns zum Ostermorgen geworden, an dem der Heiland des deutschen Volkes aus dem Grabe auferstanden ist!“ Am 24. März fand die Trauerdemonstration für die Berliner Volkskämpfer statt. Von ruhigen und geachteten Bürgern veranstaltet, hielt sie sich von allen rohen und pöbelhaften Ausschreitungen frei und bewahrte, wenn man von der gänzlichen Verkennung der politischen Bedeutung absieht, einen würdigen Ausdruck, dem sogar die rührende Erhabenheit nicht fehlte. Die Stadtmusik mit umflorten Trompeten, die Bürgerschützen, deutsche Nationalsahnen abwechselnd mit

Trauerbannern, Trauermarschälle, die Geistlichkeit, der Magistrat, die Stadtverordneten, der Landrat, die Beamten der Post und des Steueramtes, Oberlandesgerichtsjustizkommissare und Assessoren, alle Liedertafeln und Gesangvereine, die Kamerainnung, die Schiedsmänner, Bezirksvorsteher, Gruppen der Bürger, die Gefellenevereine, die Gewerte alle mit ihren Fahnen und Insignien, schließlich eine große Anzahl Geistlicher und Lehrer aus der Umgegend, fünfzig Fortener Schüler mit ihrem Professor — so stattlich waltete der Trauerzug unter Glockengeläute vom Domplaz durch die fahnenengeschmückten Straßen nach dem Markte. Eine dichtgedrängte Menge erfüllte den Plaz Kopf an Kopf, und das alte Lutherlied erklang „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Dann sprach der Oberlandesgerichtsassessor Parisius von der Tribüne die Festsrede, die in ihrer überschwänglichen Rhetorik Palmen und Lorbeerkränze über das Berliner Revolutionsmartyrium häufte. Und das Volk sah im Geiste aus diesem Förderativfeste den Märchenbaum der Freiheit sprießen. Aber seine Wurzeln standen doch in deutscher Erde; immer von neuem erscholl aus tausend und abertausend Kehlen der Hochruf des einigen deutschen Vaterlandes, und die Begeisterung löste endlich in Arnolds Vaterlandslied aus. Neben der Tribüne stand der alte Zahn in seiner teutschen Tracht mit dem ehrwürdigen Barte, und durch Freudenthränen schweifte sein Auge über die wehenden Fahnen und Banner, die ihn alle mit den einst verpönten Farben Schwarz-rot-gelb so lockend grünten. Der Trauergottesdienst in der Wenzelskirche am nächsten Sonntage, die kirchliche Kollekte und die privaten Sammlungen für die Witwen und Waisen der Barricadenkämpfer — das alles kennzeichnet den Rausch der schönen Tage der Revolution. Dabei blieb der verklärte Blick immer auf das große Deutschland gerichtet, mit dessen alten Farben sich der preussische König in Berlin geschmückt hatte. „Hoch das neue Deutschland und hoch der königliche Mann, der die Wiedergeburt desselben ausgesprochen! Deutschland unser Feldgeschrei, und Friedrich Wilhelm unser Hort!“ so rief das kleine Kreisblatt am 29. März; es hatte sich selbst mit einem schwarz-rot-goldnen Bande geziert und die stolze Inschrift auf seinen Kopf gesetzt: „Heute zum erstenmal ohne Zensur!“

Liberal war der Kleinbürgerliche Mittelstand, liberal waren die Honoratioren, die Kaufleute und die Beamten, deren Bildung sich gegen das Kommando des Absolutismus auflehnte.

Der schöne Name Vaterland gewann in jenen Tagen einen neuen, vollen Klang; und wo immer bei dem Bürger, dem der Rückhalt eines alten festen preussischen Staatsgeföhls mangelte, die großdeutsche Gesinnung in Frage kam, zeigte er opferwillige Begeisterung. Geld und Waffenspenden wurden gesammelt für den schleswig-holsteinischen Bruderstamm, und eine Freischar, sechzehn Mann stark, aus einem größern Andrang ausgewählt, stellte sich zum Kampfe gegen Dänemark. Am 18. April empfingen sie in der Kirche die Weihe und das heilige Abendmahl; sie zogen, von dem deutschen Banner umrauscht und vom Jubel der begeisterten Volksmenge geleitet, dahin ins Feld; aber gar bald kehrten sie einer nach dem andern wieder heimwärts, und keine Geschichte meldet von den Heldenthaten dieser Bürgerjöhne. Auch der Aufruf zur Gründung einer deutschen Flotte fand lebhaften Wiederhall und veranlaßte sogar die Bildung eines „Frauenvereins zur Erwerbung eines Schiffes für die deutsche Flotte.“

Der Erzherzog Johann von Österreich hatte damals von allen patriotischen Herzen Bewußt genommen; seine Beliebtheit hatte er durch einen Trinkspruch gewonnen, der niemals von ihm ausgebracht worden war: „Kein Preußen und kein Österreich mehr, sonderu ein einiges Deutschland, stark wie seine Berge!“ Als er

zum Reichsverweser erhoben worden war, berührte er auf seiner Reise nach Frankfurt am 10. Juli auch die Stadt Raumburg. Ein jubelnder Empfang begrüßte ihn, und eine Kompanie der Bürgerwehr und dazu die Schützen in ihren grünen Galatröden mit schwarzen Sammetauflschlägen und gelben Fingerringen paradierten vor ihm. Als dann der alte joviale Herr einen Becher des übelbelemundeten Saalweins mit sichtlichem Behagen auf das Wohl der Stadt leerte und die Güte des Tranks freundlich lobte, da hatte er vollends die Herzen erobert, und hinter dem Davonsahrenden klangen noch lange die Segenswünsche: „Lang lebe unser Johann, das Oberhaupt des deutschen Volkes!“ Alle großdeutschen Hoffnungen ließen bald die Flügel sinken. Als die Verfügung der Reichsgewalt erging, daß am 6. August alle Bestandteile des deutschen Bundesheeres dem Reichsverweser huldigen sollten, fand sie bei dem Militär mit seinem altpreussischen Waffenstolz nicht die mindeste Beachtung, aber in Raumburg glaubte eine Bürgerversammlung die moralische Verpflichtung zu haben, diese Huldigungsfeier durch einen Aufzug des Schützenkorps und der gesamten Bürgerwehr zu begehen. Die Feier verlief denn auch kläglich genug, da die Schützen zu Hause blieben und nur zwei Bürgerwehrlompagnien, die sich zum Reichskriegsheer zählen mochten, dem preussischen Sonderbündelertum zum Troß ihr Bivat ertönen ließen. Am 18. Mai war in der Frankfurter Paulskirche das deutsche Parlament zusammengetreten, vier Wochen später in Berlin das preussische; zu beiden Versammlungen hatte die Stadt demokratische Abgeordnete entsandt, nach Frankfurt den Assessor Reinstein, nach Berlin den Assessor Parrisius. Ihre Berichte über den Fortgang der parlamentarischen Verhandlungen veröffentlichte die Wochenschrift „Der deutsche Bürger.“

Ein frischer Hauch blies durch die Straßen, der dem an Krankenstübchenluft gewöhnten Bürgermann den Atem nahm. Seine Natur wandelte sich, der phlegmatische wurde zum Hippokrates, den es bald nicht mehr am Wertlich hielt, dem das Debattieren und Politisieren ins Blut stieg. Und wie der Klang des verschwommenen Begriffs Freiheit ihn über die Sphäre seines Alltagslebens hinaus hob, so erbot sich ihm das Schlagwort Reaktion zu blinder Wut. Die Gewährung des freien Assoziations- und Versammlungsrechts beschwor die gelobte Zeit der Bürger- und Volksversammlungen herauf, die großsprecherisch das Schicksal des Vaterlands meisterten und doch nicht in den mannigfachen Kleinlichen, persönlichen Anfeindungen und Ausfällen den stachelnden engen Spießbürgergeist verhehlen konnten. Auf solchem Boden und in solcher Luft schossen die Journalistil und das Klubwesen üppig ins Kraut. Die neuen Zeitungen nahmen eine der andern fast das Licht. Außer dem alten Kreisblatt erschienen in der Stadt der Deutsche Bürger, das Raumburger Wochenblatt, der Demokrat, das neue Kreisblatt, der demokratische Beobachter an der Saale und Anstrut, die Rathalla, das Echo, die Raumburger Blätter; und wenn diese reichhaltige Auswahl von lokaler Tagesliteratur noch nicht Genüge that, der fand in der neuen Zeitungshalle, die ein fortschrittlicher Gastwirt eingerichtet hatte, die Magdeburgische Zeitung, den Hallischen Kurier, die Deutsche Zeitung von Gerwinus, die Bössische Zeitung, die Berliner Zeitungshalle, die Nachner Zeitung und die Mannheimer Abendzeitung. In dem dichten Gewirr des Vereins- und Korporationswesens stellte der konstitutionelle Klub den einen Pol vor und der politische Klub mit dem verwandten Bürgertum den andern, jener als Hort für das verfassungsmäßige Königtum, dieser als Hort für demokratische Bestrebungen.

Auf der jungen Schwärmerlei lag etwas Kührendes, solange sie nicht der Ganch irrefeleiteter Leidenschaft trübte. Aber je fester sich draußen im Reich und vornehmlich in Berlin die Partei des radikalen Umsturzes regte und ihre Freiheit

zum politischen Verbrechen mißbrauchte, desto lauter erhoben auch in Raumburg die prahlenden Schreier ihr großes Wort. Seit kurzem schürte sogar ein eigener Gemüßrad der Berliner Revolutionspartei mit Namen Dromtra die demokratische Glut; und zeigte der Renommist den Stauenden seinen durchlöcherten Hut, dann schwuren wohl die Leichtgläubigen auf dieses heilige Zeichen der Berliner Opferschlacht. Die wenigen gefällig gesinnten und friedfamen Elemente der Bürgerschaft aber saßen still in den Versammlungen und hielten jaghaft den Mund. Der Bürgerbund war die gefährliche Stelle, von der die republikanischen Ideen um sich fraßen. Ein gutherziger Kandidat und ein redegewandter Handlungsgehilfe erschienen hier als die berufenen Führer. Am 10. Juni erließen diese kleinstädtischen Salobiner eine phrasenhafte Huldigung an die Berliner Genossen: „Mutige Kämpfer für Freiheit und Völkerrecht, wir werden, wenn ihr ruft, nicht bloß mit Adressen, sondern auch mit den Waffen erscheinen und mit Gott und Freiheit und Volksrecht Gut und Leben mit euch dransetzen!“ Am 20. August feierte die Raumburger Demagogie ihre üppigste Schwelgerei. Das war das Demokratiefest, zu dem auf eine Einladung des Bürgerbundes Tausende zusammenströmten. Von vierundzwanzig Marschällen geleitet, von zwei Musikkorps geführt, mit Bannern und mit den Fahnen der Innungen geschmückt, bewegte sich der stattliche Zug durch die Straßen der Stadt zum Salobsthore hinaus auf das Exerzierfeld. In der höflichsten Weise hatte der Garaisonkommandant den Platz zur Verfügung gestellt, und keine Polizei überwachte die Menge, die sich um die bekränzte Rednerbühne drängte, hingerissen von dem Wahne der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung. Einheimische Führer und zugereiste aus Altenburg, Halle und andern Städten schleuderten mit ungezählter Redelust ihre Bomben gegen Tyrannei und Fürstenaune, gegen Reaktion und Bürokratie. War in Frankfurt und Berlin die frohe Hoffnung verkrümmert, so sollte das Volk nun selbst die Pflicht haben, mit der Majorität aller seiner Kräfte eine Konstitution auf breiterer demokratischer Grundlage zu erbauen. Das nationale Bewußtsein tönte aber auch hier aus allen Worten frisch und stark. Arnolds Lied vom deutschen Vaterlande hatte das Fest eingeleitet, und es klang noch einmal auf dem Marktplatz zur Abendstunde, als sich der Aufzug in glücklicher Begeisterung — mit Hochrufen auf Hecker — zerstreute. Die hitzigen Reden der Agitatoren wurden dann für wenige Pfennige bei den Bürgern ebenso kolportiert wie der „Volkslateinismus der Altenburger Republikaner“ oder die Magdeburger Flugschrift: „Wider Junker und Pfaffen.“

In den Kampf um die Erweiterung der politischen Bürgerrechte drangen jetzt leise auch soziale Reformgedanken. Schon in den Märztagen hatte der Magistrat Hunderten von arbeitslosen Männern Beschäftigung und Verdienst gewähren müssen. Bald darauf gewannen die sozialistischen Träumereien eine greifbare Gestalt einer Frage gegenüber, wie sie aus den eigentümlichen lokalen Verhältnissen einer Stadt entsprang, deren Weichbild überall von der mittelalterlichen Sonderstellung des domkapitularen Grundbesitzes durchbrochen wurde. Ein Aufruf mehrerer Bürger verlangte nun vom Domkapitel außer einer höhern Selbstbesteuerung „nach dem Muster der wirklichen Edelleute Ungarns“ auch eine Ermäßigung der Pachtverträge und außerdem noch die Abtretung von einigen Hufen Landes, die den Armen unentgeltlich überlassen werden sollten. Wenige Monate später gedachte man zu den 6000 Petitionen, die der preussischen Nationalversammlung schon vorlagen, eine neue zu fügen; sie sollte die gänzliche Aufhebung des Domkapitels verlangen, um seine Felder, Wiesen und Holzungen zur Unterstützung der städtischen Armen zu verwenden. Auch der Bauernkriegsgebante des allgemeinen Jagdrechts spulte wieder

in den Köpfen, und es kamen schon Einladungen an die Bürgerversammlung zur Teilnahme an großen Freijagden, die die Dörfler der Umgegend veranstalteten. Bald schaffte sich im Stimmengewirr der Bourgeoisie das kräftige Wort des kleinen Arbeiters Gehör. Ein Zeitungsartikel vom 12. August wandte sich an die Blusenmänner und forderte eine staatliche Organisation der Arbeit, Gelegenheit und Mittel zur Arbeit für die Arbeitslustigen und eine staatliche Regulierung des Arbeitslohns.

Seit diesem Augenblick, wo der unruhige Geist von der demokratischen zur sozialistischen Stufe sprang, trat das Gelüst lärmender Gewaltthat auffälliger hervor. Der radikale Habenichts aus dem Gesellenstande, durch enge Fühlung mit den Demokraten der Umgegend verbunden, vermochte es bald, die städtischen Behörden und die gefesselt geinnte Bürgerschaft völlig unter seinen Terrorismus zu stellen; er drängte die Besitzenden und Wohlwollenden sogar aus der Bürgerwehr allmählich heraus, sodaß er hoffen konnte, auch strategisch das Feld zu beherrschen. Nur die Schützengesellschaft erschien noch einigermaßen geeignet, im Notfall die äußere Ordnung aufrecht zu halten; an ihr rief sich daher zuerst der standalltliche Mob.

Es ist das Jahresfest der Schützengilde, der 10. September. Auf der Vogelwiese ist das große Schützenhaus mit Laubgewinden und Bannern geschmückt, und vor der Front stehn die Fahnenmasten mit den preussischen Flaggen. Das Schwarzweiß, die verhasste Farbe der Reaktion, reizt den Ingrimm des Pöbels, der sich in der Dunkelheit zu dichten Massen anhäuft. Immer stürmischer ertönt der Ruf, man solle die Fahnen entfernen; lauter die Drohung, sie herunterzureißen. Die Schützen, unbewaffnet, glätten die Wogen. Die Massen verlaufen sich. Aber am nächsten Abend ist die Menge besser organisiert, sie beginnt aufs neue den Kampf um die Fahnenstöcke, die Schützen werden zurückgeworfen, und unter wütendem Gejohle reißen Frauen und Kinder das Fahnetuch herab. Der Volkshaufen, von seinem Erfolge kindisch berauscht, zieht wild jubelnd durch die Straßen; den Stadträten, dem Bürgermeister, dem Schützenkommandeur wird eine nächtliche Kassenmusik gebracht, ihre Häuser werden mit Rot beschmückt, Fenster und Fensterläden mit Steinwürfen zertrümmert. Am nächsten Morgen will sich der Magistrat durch festes Auftreten Ansehen verschaffen; er läßt einzelne Tumultuanten festnehmen und weist alle Aufforderungen, sie zu entlassen, zurück. Die Bürgerwehr wird aufgeboten zum Schutz des alten romantischen Marienthors, hinter dessen vergitterten Turmfenstern die Verhafteten liegen. Aber diese armselige Organisation versagt, als sie sich zum erstenmale bewähren soll. Als Generalmarsch durch die Straßen erklingt, wagen die wenigsten Wehrleute zu erscheinen; und als sich dann das Volk drohend vor dem Gefängnisse sammelt, als es gar mit Äxten herandrängt, wird die Schar der Bürgerwehr immer kleiner, und die Mutigsten bitten selbst um Freilassung der Gefangenen, die sie hüten sollen. Da verliert auch die eingeschwärzte Polizei die Fassung; sie öffnet die Pforten des Turmes, und die Rebellion triumphiert.

Wie schnell verfladert die Siegesflamme! Tags darauf erschien von Merseburg der Oberregierungsrat von Hindelbey, und als er die ratlose Ohnmacht der städtischen Behörden gegenüber dem Übermut des tollen Pöbels erkannte, requirierte er sogleich aus Erfurt zwei Kompagnien Infanterie. Ein Extragug führte diese bei einbrechender Nacht heran. Sie kampierten auf dem Marktplatz, entwaffneten die Bürgerwehr und besetzten das Rathhaus. Die Artillerie stellte ihre Geschütze auf der Vogelwiese auf und machte sich bereit, durch Patronen die Straßen zu säubern. Der ruhige Bürger atmete auf im Schutze der Pickelhauben, allein die Insurgentenführer rief der billige Lorbeer der vergangenen Tage zu neuem Gewalt-

streich hin. Sie haben die Gefinnungsgenossen der Umgegend aufgebeten; einige Hundert ziehn bewaffnet am 14. September heran. Es gelingt jedoch dem entschlossenen Hinkeldey, der ihnen entgegengeritten ist, sie zu ernüchtern und zur Umkehr zu bewegen. Als der Abend kommt, rottet sich der Pöbel auf dem Marktplatz zusammen; lärmend dringt er mit Hochrufen auf Hecker und die rote Republik gegen das Militär vor, das ruhig mit aufgezplantem Bajonett dasieht. Die Drohungen und Schimpfreden werden immer herausfordernder, man rüstet sich zum Sturm auf das Rathaus, wo das Waffendepot der aufgelösten Bürgerwehr ist; da ertönt dreimal der Trommelschlag, und als auch jetzt die Menge nicht weichen will, säubern die Soldaten mit Gewalt den Platz von dem aufschreienden Gefindel. Da steigt eine Feuer säule auf; vor dem Salzhore steht eine Schenke in Flammen, und die Brandröthe des Nachthimmels vermehrt Aufregung und Entsetzen. Das soll — so flüchert man — ein Sturm signal für die Empörer in den umliegenden Ortschaften sein. Jedenfalls nahm die Wüththätigkeit zunächst die Aufmerksamkeit der Wüthigen in Anspruch und verhinderte vielleicht ein Blutvergießen. Die Truppen blieben während der Nacht unter den Waffen, und durch Überwendung von Speisen und Getränken bewies der friebjame Bürgermann seine Dankbarkeit den Soldaten, deren Schuß ihn vor unberechenbaren Gelüsten eines irgeleiteten Hausens befreit hatte. Und sie gaben in der That eine beruhigende Gewißheit, diese Bajonette, sodaß selbst bei der Festnahme der Häbelsführer der Bürgerfrieden nicht getrübt wurde.

Die Vorgänge in Berlin, die Ernennung des Ministeriums Brandenburg und die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg (8. November) wirkten noch einmal die Leidenschaften auf. Gerade als man in der Zeitung die Erklärung des Abgeordneten Partzius las, daß er mit allen Mitteln der königlichen Kabinettsordrre Widerstand leisten werde, ließ der Magistrat die Proklamatiou des neuen Ministers an den Straßenecken anschlagen. Er entfernte sie allerdings bald darauf, als er den zunehmenden Troß der Opposition gewahrte. Eine lärmende Volksversammlung erschöpfte sich inzwischen einen ganzen Nachmittag an den kühnsten Ausdrücken der Entrüstung über die verhasste Reaktion. Eine Deputation eilte zum Rathause; sie fand den Eingang vom Militär gesperrt und drang durch die Hintertür zu dem erschrocknen Bürgermeister. Es gelang, den Verzagten völlig weich zu machen: am nächsten Tage (14. November) wurden unter dem Einwirken einer terroristischen Volksmenge von den beiden städtischen Behörden zwei Adressen aufgesetzt, die den König zur sofortigen Entlassung des Ministeriums auffordern und der Nationalversammlung den Dank und Beifall der Bevölkerung ausdrücken sollten. Auch die Bürgerwehr wollte man sogleich wieder organisieren, um durch sie den lästigen Bann des Militärs zu brechen. Allein dieser Plan wurde einfach dadurch zu nichte gemacht, daß die Soldaten alle Waffen des Nachts nach Erfurt schafften. Von nun an aber standen die Posten vor dem Rathause mit scharf geladnem Gewehre.

Blieben der demokratischen Partei in der Stadt die Hände gebunden, so war sie nach außen hin desto rühriger am Weibstuhle im engen Zusammenwirken mit dem demokratischen Zentralkomitee zu Berlin und mit dem demokratischen Kreisauschuß zu Halle. Voten gingen hin und her und trugen Briefe in Geheimschrift an die Eingeweihten, die sich an verschwiegenen Zeichen erkannten. Zimmermehr erschien die Gewaltthat als letztes Rettungsmittel. Von Naumburg aus fand am 12. November ein Plakat seinen Weg zu den demokratischen Klubs der Provinz: „Auf, bildet mobile Kolonnen! Bewaffnet euch, so gut ihr könnt! Schart euch um die Freiheitsfahne und zieht unge säumt nach Halle, wo ihr viele andre Männer aus

der Provinz finden und mit ihnen zusammen den bedrängten Berlinern, die für die Freiheit von Preußen, von ganz Deutschland kämpfen, zu Hilfe ziehen werdet! Jetzt oder nie!" Und von Berlin ging die Parole aus, daß in den Provinzen und namentlich in Thüringen „die vollständige Revolution und Anarchie“ ausbrechen müsse, damit durch diese allgemeine Insurrektion die Regierung ihre militärischen Kräfte zu zerstreuen gezwungen werde; dann erst könne Berlin sich der drückenden Gewalt entziehen!

Die Aufreizung der Soldaten war auch in Raumburg ein Mittel, das man versuchte, ohne daß es verfiel. Zwar die Landwehrlente hörten eine Zeit lang auf die Lockweise, hielten sich aber doch klüglich von offenem Ungehorsam fern; und die Linientruppen gar hatten einen viel zu großen Soldatenstolz, als daß sie mit der Masse hätten fraternisieren sollen. Zwei Unteroffiziere rückten eines Tages einem aufgeregten Redakteur auf den Hals und ließen ihn derb ihre Fäuste fühlen, weil in seinem Blatte die Soldaten „feige Söldlinge, entartete Söhne Vorraths, rohe Soldatenkna und Schwammklopfer“ genannt waren. Die letzte Sprache aber redete eine Proclamation des Raumburger Bürgerbundes und der Bürgerversammlung vom 4. Oktober; sie forderte unterhüllt von den Soldaten im Namen der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung Auflehnung gegen die Offiziere und gegen die henkerischen Kriegsartikel; „Soldaten, schmeißt das Eisen, weil es warm ist!“ Die preussische Disziplin bestand diese Probe. Die thüringischen Mannschaften des 31. Infanterieregiments, das gerade in Berlin lantonierte, verboten sich in einer öffentlichen Bekanntmachung euergisch alle Zuschriften aus der Heimat, die ihnen gefloste Handlungen und nichtswürdige Gefinnung zumuteten. Was wollten gegen diesen trefflichen Soldatengeist die lächerlichen Aufzüge der Freischärler bedeuten, die sensen- und sintenbewaffnet mit großprahlerischem Geschrei als Ketter des bedrängten Vaterlandes zum Thore hinausjogen — wer weiß, wohin? — und am Abend, von der Übermacht geistiger Getränke besiegt, taumelnd heimwärts lehrten!

Die kleinen Dantons der Kleinstadt, ein Handlungsgehilfe und ein Buchdrucker-geselle, verloren im Aufklackern ihres Feuereifers die Besonnenheit. Sie führten am 18. November einen Haufen von hundert unreifen Jünglingen nach dem benachbarten Nest Vibra, um dort einen Putz zu unterstützen. Ein gänzlicher Mißerfolg zwang sie zur Flucht und zu einem schnellen, würdelosen Abtreten von der Bühne. Dem Bürger aber war es ein behagliches Gefühl, daß ihm die Hef-rufe der beiden Gesellen nicht mehr im Ohre dröhnten.

Und endlich fand auch der Magistrat seine Fassung wieder. Früher hatte er geduldet, daß ein junger Buchhändler in seinem Schaufenster die unehrerbietigsten Karikaturen Friedrich Wilhelms IV. ausstellte; in dem Sturme des terroristischen Volksgeschreis war er immer das schwankende Rohr gewesen, und selbst noch am Geburtsstage des Königs, am 15. Oktober, hatten die städtischen Behörden ebenjowenig wie das königliche Oberlandesgericht den Mut eines offenen loyalen Bekenntnisses gefunden: sie hatten mit übertriebener Anglichkeit jede öffentliche Feler vermieden. „Geh in ein Kloster, Ophelia!“ hatte damals ein Redakteur den Hasenherzen zugerufen. Als jetzt aber im November der Mut der Revolutionsschreier so schnell verpuffte, ihre Großmannsjucht so elend zu Falle kam, da thaten auch die Herren vom städtischen Rat den Kalabreser in den Schrank und setzten den königstreuen Eylinderhut wieder auf.

Am 23. November erklärten der Magistrat und die Stadtverordneten die von der renitenten Nationalversammlung beschlossene Steuerverweigerung „für einen völlig ungesetzlichen Schritt, der die Grundfesten aller Staatsverbindung vernichte, die

Brandfackel ins Land schleudere und den Bürgerkrieg entzünde.“ Sie appellierten bei dieser Stellungnahme schon wieder an den „alten gesunden Sinn und den biebern Charakter der Bürgerschaft.“ Und in dieser Bürgerschaft war der kleine Vulkan in der That ausgebrannt. Das entrüstete Gebaren des politischen Klubs und des Bürgerbundes über die Reaktion der Regierung und über die oktroyierte Verfassung verlor sich allmählich zur stummen Resignation. Ein königstreuere neues Kreisblatt übernahm die politische Führung, während sich die Meute der oppositionellen Presse lautlos seitwärts in die Büsche schlug.

Die Stadtverordneten und der Magistrat streckten schon die Hände nach dem Sonnenschein der Königsgunst aus. Seit sie die Entlassung Brandenburgs gefordert hatten, waren nur zwei Wochen verflossen; jetzt beschloßen dieselben Männer, durch eine Deputation dem Herrscher den tiefen Dank für die dem Lande verleiheue Verfassung auszusprechen (1. Dezember).

Friedrich Wilhelm IV. hatte ein besseres Gedächtnis als diese Herren, die am 17. Dezember zu ihm traten. Es war im Marmorsaale des Potsdamer Schlosses. Neben den Raumburger Deputierten standen die Gesandten von Anna und Soest. Den Bürgern dieser zwei alten Weisensstädte, deren Treue nie gewankt hatte, konnte der König mit herzlichem Danke die Hand schütteln. Als er sich aber zu den Raumburgern wandte, glitt über sein Gesicht ein eigentümliches, ironisches Lächeln; und er sagte dann, wie er sich nach den letzten Vorfällen in Raumburg wundern müsse, daß jetzt eine Deputation mit einer loyalen Dankadresse vor ihm erscheine. Er freue sich aber doch über diese Ergebenheit, aus der er folgere, daß doch nicht aller Sinn für Gesetz in der Stadt untergegangen sei. „Die Gegend um Raumburg ist so schön, so schloß er, daß man sich in derselben nur wohl fühlt; ich will wünschen, daß ich mich in Zukunft stets so wohl in der Stadt befinde, als ich gern in jener Gegend gewesen bin!“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“ Die Grenzboten und ihr Verleger haben durchaus keine Ursache, für die Hamburger Nachrichten und ihren Chefredakteur Herrn Dr. H. Hofmann ins Zeug zu gehen, aber die Ehrlichkeit gebietet ihnen heute, eine Lanze für ihn einzulegen. Seit einigen Wochen hat sich, vornehmlich im Leipziger Tageblatt, in den Berliner Neuesten Nachrichten und im Bismarck-Jahrbuch 1898/99 (VI. Band), blutige Fehde erhoben um die Behauptung des Herausgebers (F. Penzler) und des Verlegers (W. Fiedler) des siebenbändigen Werkes „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung“ (1897/98), das dort abgedruckte Material an Artikeln der Hamburger Nachrichten sei insofern „authentisch“, als diese Artikel sämtlich nach den Ausweisen des Dr. Hofmann auf Anregung des Fürsten Bismarck entstanden seien, womit ja natürlich gar nicht gesagt ist, daß der Fürst für die wörtliche Fassung jedes einzelnen Artikels in Anspruch genommen werden könne. Dem gegenüber hat Fürst Herbert Bismarck

behauptet, alle Herren der nähern Umgebung seines Vaters (zu denen also Dr. Hofmann trotz achtjähriger eifriger Dienstleistung keineswegs gerechnet wird) seien wiederholt Zeugen seiner protestierenden Äußerungen gewesen, mit denen er sich dagegen verwahrt, alle ihm in dem Penzler'schen Werke zugeschriebenen Artikel inspiriert zu haben. Auf Grund dieser wenig bestimmten Erklärung wird Dr. Hofmann vom Leipziger Tageblatt und den Berliner Neuesten Nachrichten so ungefähr als ein dreister Lügner und Fälscher in Grund und Boden hinein verurteilt, da das Zeugnis des verstorbenen Fürsten natürlich schwerer wiege als die Behauptungen eines Hamburger Journalisten und eines Leipziger Verlegers. Wirklich? Es ist doch sehr viel wahrscheinlicher, daß der Fürst, der ganz gewiß über die von ihm inspirierten Artikel nicht Buch und Rechnung geführt hat, von der Entstehung des einen oder des andern Artikels keine sichere Erinnerung behalten und daher gelegentlich ganz im allgemeinen diese Urheberchaft aller von sich abgelehnt hat, als daß Dr. Hofmann, dem diese Vertrauensstellung doch sehr wichtig sein mußte, nicht, wie er behauptet, sich ganz genaue Aufzeichnungen gemacht und die so entstandenen Artikel sorgfältig gesammelt hat. Als ob Fürst Bismarck außerdem nicht auch sonst wohl während seiner Amtszeit Zeitungsartikel, die er veranlaßt hatte, nachträglich von sich abgelehnt hätte, weil es ihm in diesem Augenblicke zweckmäßig schien, sich nicht dazu zu bekennen! Als ob nicht Forst Kohl selbst in den drei ersten Jahrgängen seines Bismarck-Jahrbuchs von 1894, 1895 und 1896 ganze Reihen von Artikeln der Hamburger Nachrichten (zusammen 156 aus zweiundeinviertel Jahren) abgedruckt hätte, mit der Bemerkung, es solle damit keineswegs Fürst Bismarck als Verfasser bezeichnet, sondern nur der Überzeugung Ausdruck gegeben werden, „daß in ihnen die Anschauungen des Fürsten Bismarck in einer Weise vertreten sind, die auf unmittelbar eingeholte oder gegebene Informationen hindeutet“ (I, 326) — worauf es ja eben ankommt! Als ob endlich nicht Lothar Bucher am 5. Januar 1892 erzählt hätte: „Hofmann von den Hamburger Nachrichten kommt alle Wochen und läßt drucken, was der Fürst ihm sagt, gleichviel, ob es wohl bedacht ist oder das Gegenteil“ (Wusch, Tagebuchblätter III, 331), eine Bemerkung, die zugleich zeigt, wie der Intimste der „Intimen“ über diese Preßthätigkeit dachte. Wozu also nachträglich diese kleinliche und ängstliche Verwahrung gegen die in dem behaupteten Umfange unzweifelhafteste „Authentizität“ der Artikel? Sie muß den Schein erwecken, als ob hier etwas zu verbergen sei, was doch weltkundig ist, und erinnert an das bittere Wort: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen,“ ein Wort, dessen Wahrheit vom Hause Bismarck allerdings noch ganz andre Leute für ganz andre Leistungen erfahren haben als Dr. Hofmann. Dieses Bestreben, nur das gelten zu lassen, was die „Intimen“ der letzten Jahre des Fürsten gnädigst mit dem Stempel ihrer allerhöchsten Anerkennung versehen haben, und alles andre auf den Index librorum prohibitorum zu setzen, muß die entschiedenste Opposition aller ehrlichen Leute erwecken, die das Bild ihres Bismarck so sehen wollen, wie es wirklich gewesen ist, und nicht so, wie man jetzt bekliffen ist, es zu übermalen.

Zum Stand der Agrarkrise in Preußen. Um den Verlauf der Agrarkrise beurteilen zu können, wird man der Statistik der Zwangsversteigerungen ländlicher Anwesen trotz ihrer bisherigen Unvollkommenheiten immerhin eine hohe symptomatische Bedeutung zuerkennen müssen. In dieser Beziehung hat für das Königreich Preußen der in Berlin erscheinende „Deutsche Oekonomist“ seit länger als einem Jahrzehnt Zahlen veröffentlicht, die ziemlich allgemein als

zuverlässig gelten. Die neueste Veröffentlichung (in Nr. 850 vom 1. April) umfaßt den Zeitraum von 1888 bis 1898 und giebt unter Berücksichtigung der Zwangsversteigerungen städtischer Grundstücke in der Hauptsache folgende Zahlen:

Jahr	Ländliche Zwangsversteigerungen				Städtische Zwangsversteigerungen	
	Zahl	Fläche ha	Grundsteuer- Reinertrag Mark	Gebäudesteuer- Nutzungswert Mark	Zahl	Gebäudesteuer- Nutzungswert Mark
1888	6308	128 579	1 087 991	751 394	2478	2 049 899
1889	6337	108 737	908 581	711 779	2781	2 628 107
1890	5704	122 566	916 667	688 799	2892	3 212 803
1891	5481	104 408	978 092	736 045	3106	4 912 923
1892	6610	108 442	954 926	993 972	4108	6 250 631
1893	6423	107 402	934 597	1 125 882	4553	8 671 840
1894	6961	98 941	862 417	1 597 743	5383	8 324 199
1895	7203	99 123	979 692	2 162 177	5296	10 762 876
1896	6294	95 790	768 023	2 504 309	4591	9 729 374
1897	5961	65 585	678 261	2 283 543	4179	8 829 124
1898	5677	59 667	644 152	1 866 693	3841	7 787 725

Zum Verständnis dieser Zahlen ist von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß als „ländliche“ Zwangsversteigerungen nicht nur „landwirtschaftliche“ gezählt sind, sondern alle Zwangsversteigerungen von Grundstücken in Landgemeinden, also auch die von Fabriken, Hütten, Gruben und dergleichen auf dem Lande, sowie von Villen und Mietkasernen in sogenannten Vororten von Großstädten und von Wohn-, Gast- und Logierhäusern in nichtstädtischen Badeorten usw. Diese nichtlandwirtschaftlichen Besitzungen auf dem Lande zeichnen sich natürlich durch einen besonders hohen Gebäudesteuernutzungswert bei einer verhältnismäßig kleinen Fläche und einem niedrigeren Grundsteuerreinertrage aus, und man wird die auffallende Steigerung der Gebäudesteuernutzungswerte bei den ländlichen Zwangsversteigerungen in der ersten Hälfte der neunziger Jahre wohl fast ganz auf ihren Anteil daran zurückzuführen haben. Die ihren Wert begründenden Anlagen und Bauten sind ganz ebenso wie die städtischen in neuester Zeit sehr viel größer und kostspieliger als früher, häufig wohl auch auf etwas gewagte Spekulationen hin, ausgeführt worden, sodaß — selbst von der Wertsteigerung des Grund und Bodens in solchen ländlichen Vor-, Fabrik- und Badeorten ganz abgesehen — die Zunahme des Gebäudesteuernutzungswerts überhaupt bis 1896 erklärlich wird. Allerdings wird man die Zahlen der städtischen Zwangsversteigerung und die ihnen parallel laufenden des Gebäudesteuernutzungswerts bei den ländlichen als Symptome angesehen, zum Teil schwindehafter Verhältnisse anzusehen haben, und es wäre sehr zu wünschen, daß sich der Rückgang der Zahlen seit 1896 weiter fortsetzte. Mit dem landwirtschaftlichen Besitz und der landwirtschaftlichen Krise haben diese bis 1896 ungünstigen Zahlen aber nicht das geringste zu thun.

Um so mehr fällt für die Beurteilung des Verlaufes der Agrarkrise günstig ins Gewicht, daß die versteigerte Fläche von 128 579 Hektar im Jahre 1888 auf 59 667 Hektar im Jahre 1898, also unter die Hälfte zurückgegangen ist, und der Grundsteuerreinertrag von 1 087 991 Mark auf 644 152 Mark abgenommen hat. Die Abnahme der Fälle ist schon in Rücksicht auf den Anteil der nichtlandwirtschaftlichen verhältnismäßig geringer. Von besonderer Bedeutung ist es dabei, daß

die Abnahme der in Betracht kommenden Zahlen in der Beobachtungsperiode, wenige Unterbrechungen ausgenommen, eine fortlaufende war.

Es ist diesem günstigen Symptom fortschreitender Gefundung der landwirtschaftlichen Verhältnisse gegenüber kaum noch nötig, den bekannten Einwand zurückzuweisen: der landwirtschaftliche Volkstand sei so furchtbar angewachsen, daß die Gläubiger es ausgegeben hätten, die Güter bankrotter Wirte zur Zwangsversteigerung zu bringen, um sie nicht selbst übernehmen zu müssen. Das kann wohl — wie der Deutsche Ökonomist mit Recht bemerkt — in einzelnen Fällen vorkommen, aber niemals in einem solchen Umfange, daß die großen Zahlen der Statistik dadurch wesentlich beeinflusst würden, und am wenigsten für eine so lange Zeit, wie wir sie hier beobachten können. So sehr ist denn doch auch die Landwirtschaft nicht eine Freistätte der Bankrotteure. Der Einwand wird jetzt einfach lächerlich, und man sollte ihn unter verständigen Leuten nicht mehr laut werden lassen. Wir dürfen zu unsrer landwirtschaftlichen Bevölkerung das Zutrauen haben, daß sie mit den infolge der bekannten weltwirtschaftlichen Vorgänge niedriger gewordenen Kornpreisen rechnen und namentlich den bis in die achtziger Jahre hinein begangenen Fehler zu hoher Kauf- und Übernahmepreise bei viel zu kleinen Anzahlungen und Betriebskapitalien vermeiden gelernt hat, von den in weitem Umfange eingetretenen ebenso seltlichen wie nötigen Einschränkungen des früher teilweise übermäßigen persönlichen Aufwands gar nicht zu reden.

Hat jeder aufrichtige Freund der Landwirtschaft guten Grund, sich über diese Zahlen der Statistik der Zwangsversteigerungen zu freuen, so wird er mit ebenso großer Genugthuung von den beachtenswerten Aufschlüssen Kenntnis zu nehmen haben, die Professor Bachhaus in Königsberg ganz neuerdings „über landwirtschaftliche Verhältnisse in der Provinz Posen“ veröffentlicht hat (Heft IV der Berichte des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Königsberg i. Pr.). Wir wollen auch aus ihnen einiges mitteilen, schon weil es auch in politischer Hinsicht recht sehr erwünscht ist, daß man „im Reich“ der landwirtschaftlichen Lage in Posen und den Aussichten, die sich dem intelligenten, unternehmenden Landwirt auch bei verhältnismäßig bescheidenem Kapital bieten, mehr Aufmerksamkeit zuwendet, als das bisher geschehen ist.

Zunächst giebt Bachhaus über die Reinerträge mehrerer Güter nach den zuverlässigen, auf Grund rationeller Buchführung gemachten Angaben der Betriebsinhaber und Betriebsleiter selbst sehr erfreuliche zahlenmäßige Aufschlüsse. So verzeichnen sich z. B. die im Besitz des Oberpräsidenten der Provinz Posen gelegenen Güter Kobelnik (7792 Morgen) und Markowitz (5325 Morgen) — nach dem, wie Bachhaus sagt, augenblicklich hohen Wert der Herrschaft einschließlich alles Inventars und Betriebskapitals berechnet — mit nicht weniger als 6 Prozent. Ein andres, im Jahre 1890 von dem jetzigen Besitzer für 676854 Mark erworbenes Dominium (Sulow, im Kreise Strelno) hat ergeben:

	als Reinertrag	als Verzinsung des Gutswerts am Jahresbeginn
1890/91	22489 Mark	3,32 Prozent
1891/92	16511 "	2,27 "
1892/93	6843 "	0,92 "
1893/94	10878 "	1,43 "
1894/95	33274 "	4,28 "
1895/96	71877 "	8,82 "
1896/97	79560 "	9,50 "
1897/98	81945 "	9,28 "

Nicht weniger lehrreich sind noch folgende Zahlen über drei weitere Großbetriebe im Posen'schen.

Ein Gut von 2400 Morgen mit einem Grundsteuerreinertrage von 7865 Mark, dessen „jetziger Verkaufswert“ nach Bachhaus auf 580 000 Mark berechnet wird, wies als „Reinertrag inklusive Verzinsung“ auf:

1861/62	15350 Mark	1893/94	29427 Mark
1871/72	15606 „	1894/95	21426 „
1881/82	30584 „	1895/96	24759 „
1891/92	53316 „	1896/97	28186 „
1892/93	28310 „	1897/98	57687 „

Ein Gut von 1700 Morgen mit 3598 Mark Grundsteuerreinertrag und einem jetzigen Verkaufswert von 355 000 Mark ergab als Reinertrag einschließlich Verzinsung:

1871/72	6000 Mark	1893/94	7039 Mark
1881/82	35873 „	1894/95	12529 „
1891/92	9435 „	1896/97	16588 „
1892/93	13598 „	1897/98	19000 „

Der Reinertrag für 1895/96 ist nicht berechnet.

Ein Gut endlich von 4000 Morgen mit einem Grundsteuerreinertrage von 8458 Mark und einem jetzigen Verkaufswert von 550 000 Mark brachte als Reinertrag einschließlich Verzinsung:

1884/85	4000 Mark	1891/92	45556 Mark
1885/86	4227 „	1892/93	30442 „
1886/87	38358 „	1893/95	32612 „
1887/88	19748 „	1894/95	33804 „
1888/89	42300 „	1895/96	31671 „
1889/90	43601 „	1896/97	54370 „
1890/91	61218 „	1897/98	50051 „

Natürlich weisen bei weitem nicht alle Güter solche Reinerträge auf, vollends nicht im Verhältnis zu dem Verkaufswert, wie ihn die Besitzer verlangen zu können glauben. Immerhin, sagt Bachhaus ausdrücklich, zeigen die Zahlen, daß auch „unter heutigen Verhältnissen“ in der Landwirtschaft Posen's eine „befriedigende Rente“ zu erzielen möglich sei. Man könne sich leicht aus ihnen berechnen, daß, wenn der Grund und Boden nicht übermäßig teuer erkaufte worden sei, und wenn der persönliche Verbrauch der Besitzer ein den Verhältnissen entsprechender bleibe, der „Vermögenszuwachs ein recht beträchtlicher“ sein müsse.

Wirklich stichhaltige Gründe dafür, daß das nur für die Landwirtschaft in Posen, nicht auch für die der übrigen Ostprovinzen zu gelten hätte, wird Bachhaus schwerlich anführen können. Wenn nicht übermäßige Ankaufspreise bewilligt werden und die Besitzer sich nach der Decke strecken, werden sie auch anderwärts vorwärts kommen können bei rationeller Wirtschaft. Wie es scheint, hält Bachhaus zur Zeit gerade in Posen die Gelegenheit für günstig, zu nicht übermäßigen Preisen Güter zu kaufen. Teilweise trifft das in der That auch sicher zu, und zwar deshalb, weil deutsche Großlandwirte mit einigen Mitteln leider noch viel zu sehr dem Vorurteil huldigen, ein gebildeter Mann könne es im Posen'schen und vollends auf dem Lande gar nicht aushalten, und deshalb lieber in Mitteldeutschland unvernünftige Preise zahlen als im Osten vernünftige. Es ist sehr verdienstlich, daß

Wachhaus diesem Vorurteil energisch zu Leibe geht, aber er sollte bei seiner warmen Befürwortung der Überfiedlung von Großlandwirten ins Posenische nicht vergessen, daß gerade im Osten der Teufel der Güterspekulation unter den Rittergutsbesitzern bereits wieder zu Ipfen beginnt und die Gefahr übermäßiger Kauf- und Übernahmepreise durchaus nicht fern liegt.

Nach unsrer Kenntnis der Verhältnisse in Posen möchten wir — von der dringend wünschenswerten kräftigen Weiterführung der Kolonisation des Landes mit Bauern und Kleinwirten (Arbeitern mit Land) ganz abgesehen — ganz besonders die, wie wir annehmen, auch von Wachhaus gewünschte Vermehrung von solchen mittlern Betrieben (etwa 100 Hektar landwirtschaftlicher Fläche als Mindestmaß angenommen) empfehlen, auf denen Landwirte von einer über die bäuerliche hinausragenden Allgemeinbildung eine entsprechende Existenz finden können, sei es als Eigentümer, sei es auch als Pächter. Namentlich wird die Ansiedlungskommission gut thun, nicht nur Bauergüter und Arbeiterstellen zu schaffen, sondern auch solche Mittelgüter und damit die Gewinnung eines gebildeten deutschen Mittelstands auf dem Lande fördern. Gerade weil in Posen auf den zum Verkauf kommenden Rittergütern das Gebäudekapital meist recht unbedeutend ist, ist hier die Teilung der Großbetriebe leichter. Die Betriebe mit mehr als 500 Hektar Fläche machten 1895 in Posen 29,6 Prozent der Gesamtfläche aus, ein Überwiegen des Großbetriebs, wie es keine andre preussische Provinz aufweist. Dagegen kamen auf die Betriebe mit 100 bis 500 Hektar nur 22,5 Prozent, das ist weniger als in den übrigen Ostprovinzen. Auch die Großbauern mit 20 bis 100 Hektar sind spärlich vertreten. Das Pachtland macht nur 13 Prozent der Kulturläche aus gegen z. B. 25 in der Provinz Sachsen.

Besonders hervorzuheben ist noch die geradezu glänzende Lage der Verkehrswege. Von Chausseen kommen 160 Kilometer auf 1000 Quadratkilometer Gesamtfläche, das ist mehr als in den übrigen östlichen Provinzen, selbst Brandenburg eingeschlossen. Die Eisenbahnen übertreffen mit 68 Kilometer Ausdehnung auf 1000 Quadratkilometer Gesamtfläche bei weitem die Ausdehnung in Westpreußen und Pommern und sogar die in Hannover und Schleswig-Holstein. Auch Wasserstraßen sind besonders reichlich und gut vorhanden.

Die Bodenverhältnisse, die klimatischen und die Arbeiterverhältnisse liegen im Vergleich zum übrigen Osten günstig. Was fehlt, das ist das Kapital, und das muß aus dem Reich kommen durch tüchtige Käufer und Pächter.

Wie wenig das leider in der Landbevölkerung heute vielfach künstlich genährte „Geschrei“ nach immer größerer und immer tiefer in die Privatwirtschaft eingreifender Staatsunterstützung berechtigt ist, das beweisen am besten die Worte, mit denen Wachhaus seine Mitteilungen einleitet: „Verfolgt man an der Hand der Wirtschaftsgeschichte und Statistik die Entwicklung der Landwirtschaft in der Provinz Posen in der neuesten Zeit, so muß man erstaunen über den rapiden Aufschwung, den dieselbe genommen hat.“

Das ist geschehen in der Zeit des angeblichen allgemeinen Notstands, in der Zeit der Agrarkrise, die die Landwirtschaft im Osten dem Bankrott überliefert haben soll.

ß

Arnold Böcklin. Im Verlag von Schuster und Loeffler (Berlin und Leipzig) ist ein äußerst fein ausgestattetes Büchlein über Arnold Böcklin von F. G. Metzner erschienen, zugleich als erster Band einer kleinen Reihe ähnlicher Monographien, die „das Künstlerbuch“ genannt wird. Bekanntlich hat es langer Zeit bedurft, bis

Vöcklin in dem größern Publikum Anerkennung fand. „Erst als Ende der achtziger Jahre — heißt es in unserm Büchlein S. 113 offen und sinnig — ein jüngeres und reichbegabtes Geschlecht von Kunsthistorikern und Kunstschriftstellern mit den Waffen eines neuen, lebendigeren und kunstvollern Stils und der inzwischen blühend entwickelten Kunstwissenschaft auf die Bühne trat und Vöcklin zum Schiffsführer der neuen Kunst erhob,“ sei die Menge zurückgewichen, den zündenden Worten von den Kathedern und in den Spalten der Fach- und Tagespresse habe sie nicht widerstehen können. Sicherlich würde die Menge auf die Dauer einen noch größern Gewinn haben, wenn die Belehrung in einem etwas ruhigeren Tone erfolgte. Aber man liebt ja eben andererseits auch diese heftigen Impressionen, der Verfasser weiß sie geschickt zu handhaben, und viele können ja erst durch dergleichen für die Kunstbetrachtung gewonnen werden. Das Buch ist also jedem zu empfehlen, der für Vöcklin tiefer angeregt werden möchte.

Der Verfasser giebt in einer Übersicht nach vier Perioden die Hauptkennzeichen seiner Kunst, er hebt öfter die hohe Bedeutung Vöcklins als Techniker und Farbenpoeet hervor, nennt ihn mit Recht in der Behandlung des Meeres gegenwärtig unerreicht und sucht den Lesern die Mischung von Germanischem und Südlich-Antikem in Vöcklins Bildern durch seinen Entwicklungsgang und durch vielfache Hinweise auf andre Künstler klar zu machen (S. 68, 87, 114). Die große Begeisterung für Vöcklin wird manchen mit sich reißen, denn sie ist echt und schön. „Wo eine Welt von Widerstand überwunden ward, tosende Begeisterung litterarischer Jugendkraft sich nicht ersticken ließ und ein wirkliches Ergebnis der Popularisierung vorliegt, da darf der Künstler und seine engere Gemeinde die Kritik der Geschichte gelassen erwarten. Die Vöcklin-Verehrung wird in künftigen Tagen vor andern Zukunftsersehnungen an Leidenschaft verlieren, die Vöcklin-Verwertung muß bleiben, ob unser Jahrhundert gleich dem Quattrocento ein Anfang zu noch größerer Blüte sein wird, ob es einen Gipfel gleich dem Cinquecento schon erklimmen hat.“ Dieser Vergleich in der Alternative muß freilich auf jemand, der sich dabei Quattro- und Cinquecento ernstlich vorzustellen bemüht, spasshaft wirken, und darum sollte man mit allen solchen Parallelen äußerst vorsichtig sein. Auf der nächsten Seite steht z. B. gleich, in der Neuartigkeit und Weite der Phantasie werde Vöcklin nur von Dürer und Klinger übertroffen. Was soll zunächst das „nur“? Wenn sich jemand etwa durch Vöcklin an Sandro Botticelli erinnert fühlt, dessen Phantasie aber dann noch reicher findet, läßt sich dagegen viel einwenden? Ein andrer wird vielleicht Klingers Vorzug in der Erfindung zugeben, dafür aber die Gestaltungs-kraft bestreiten, ohne die ihm ein solches Zusammenstellen eines Namens sei es mit Dürer, sei es mit Vöcklin, wunderbar vorkommt. Das also sind Hyperbeln, wohl-gemeinte freilich und für vorsichtige Leser nicht allzu schädliche, und Überschwäng-lichkeit ist jedenfalls wohlthuernder als Blasiertheit, aber sie konnten doch fehlen, und ein Buch, das soviel Gutes enthält, würde dann umso besser sein.

Das ältere Geschlecht der Kunstfreunde, das nicht erst durch litterarische Reiz-mittel für den großen Maler gewonnen zu werden brauchte, pflegte sich vorzugs-weise an seinen Landschaften und an der Art, wie er darin Raum, Luft und Licht darstellte, zu erfreuen, während es in der Welt seiner Figuren mancherlei als wunderbar empfand. Die Figur ist nun aber bei Vöcklin immer mehr hervor-getreten, seine Bewunderer sehen sie als die Blüte seiner Kunst an und haben für das, was andre gelegentlich daran befremdet, wie es scheint, kein Organ. Diese Bewunderung um jeden Preis ruft dann wieder ihre besondre Art von Opposition hervor, z. B. „Spiritistische Selbtschau Vöcklins zur Abwehr seiner Verhimmelung“

(Budapest, A. Tiep). Die Einleitung dieser Schrift ist nicht nach unserm Geschmack, der Ausdruck oft mehr als deutlich, aber in der Sache enthält sie viel richtiges, und die Satire nicht gegen den Künstler, sondern gegen seine kritiklosen Verehrer ist treffend.

Am Schluß meint der Verfasser dieser zweiten Schrift, es liege darin etwas tragisches, daß der Künstler erst Anerkennung gefunden habe, „als der bessere dem schlechteren Böcklin unterlag.“ Die Landschaften seiner frühern Zeit seien gegenüber den fertigen Naturstudien der Realisten echte, aus dem Innern des Künstlers geschöpfte Bilder gewesen. Als man angefangen habe, seine figürlichen Versuche als Meisterwerke anzustaunen, sei er „durch seine eigne Karikatur“ zum Ruhme der Genialität gelangt. A. P.

Allerlei Fahrten, Erlebtes und Ersehntes von Fr. Seiler. Berlin, Martin Warned. — Dieses Buch gehört zu den seltenen Büchern, die viel mehr gewähren, als man in ihnen sucht. Der Verfasser hat den französischen Krieg mitgemacht, ohne jedoch in das Feuer einer wirklichen Feldschlacht zu kommen, er ist in dem einförmigen, aufreibenden Belagerungsdienst vor Paris verwandt worden und schilbert seine einfachen, aber doch recht ernsten Erlebnisse im ersten Teile dieses Buches mit einer Anschaulichkeit, die gewinnt, fesselt und außerdem unterrichtet. Welch ein innerer Mut gehörte für den Einzelnen zu diesen stillen Leiden, die keine Anerkennung zu erwarten hatten, bei denen man aber leicht alles verfehlen konnte! Später als reifer Mann ist der Verfasser mehrfach in Italien gewesen, und Berichte über Neapel und die nähere Umgebung (Pompeji, Sorrent, Salerno, Pästum, Capri) bilden den zweiten größern Teil seines Buches. Nun sind ja Reiseberichte aus Italien bei uns tägliche Vögel, die meisten sehen wir gar nicht erst in den Rezensiertäfig, sondern lassen sie gleich wieder fliegen. Aber hier machen wir eine Ausnahme. A tout seigneur tout honneur! Der Verfasser hat Sinn für Kunst, ohne Kunstsimpel zu sein, er hat Blick für Natur und Volkscharakter, eine sehr gesunde Kritik und die Gabe angenehm zu erzählen. Durch einen Teil seiner Reisebeschreibung ist eine hübsche Novelle geschlungen, die mit einem Ehebunde endigt, wahrscheinlich erfunden, aber für den Leser ganz wie erlebt. Wer sich auf eine Reise nach Unteritalien vorbereiten will oder es von früher her kennt und wissen möchte, ob es dort noch ebenjo aussieht, der kann sich auf keine unterhaltendere Weise belehren lassen. A. P.





Tagelöhnerhäuser



Die deutsche Agrarnot hat zwei Seiten, oder sie zeigt sich in zwei Symptomen. Das eine ist das Sinken der Grundrente und infolge dessen der Güterwerte, und das andre ist die Arbeiternot, die Flucht vom Lande. Dieses zweite Symptom begleitet nicht zufällig das erste, sondern gehört dazu, wie die eine Seite des Thalers zur andern. Bei der Rente und den Güterwerten handelt es sich um Zahlen, über deren Bedeutung man streiten kann, aber bei der Arbeiterfrage handelt es sich ohne Umweg um Menschen. Diese Erscheinung ist darum politisch wichtiger. Man hat sie sehr richtig die Flucht vom Lande genannt, denn sie ist nicht nur eine Flucht der Arbeiter, wenn man genau hinsieht. Bei diesen ist sie nur am sichtbarsten, weil die Besitzlosen am leichtesten ausreißen können, wie die Ratten vom Schiffe.

Ich will den Thatbestand schildern, wie er sich auf einem kleinen Beobachtungsgebiet, das ich genau kenne, darstellt. Es handelt sich um die nordöstlichste Ecke der Altmark, die sogenannte Wiesche, das Tiefland der Elbe, eine Gegend, die durch ihre Besitzverteilung mit dem Osten vieles gemeinsam hat. Die eingeseffene Bevölkerung zeichnet sich hier dadurch aus, daß sie offenbar seit langer Zeit sesshaft geblieben ist und sich aus sich selbst heraus ergänzt hat. Fast alle Eigennamen der kleinen Leute kommen zugleich als Ortsnamen in der Altmark vor; die meisten Menschen leben hier noch in der Nähe der Orte, nach denen ihre Vorfahren vor Jahrhunderten ihren zweiten Namen erhielten. Zugleich haben sie auf diese Weise den Namen gemeinsam mit den eingeseffenen Adelsgeschlechtern, die sich ebenfalls nach diesen Orten nennen. So ist der bürgerliche Name Bismarck verbreitet und bedeutet, daß sein Träger, wie andre berühmte Leute auch, aus der benachbarten Stadt Bismarck stammt. Kraft der Geschichte, die sie gemeinsam durchgemacht haben, ist ihnen allen das

gemeinsam, was aus einer Herde Menschen erst ein Volk macht, nämlich derselbe Glaube, dieselbe Treue zu König und Vaterland, dieselben Sitten bei der Arbeit und in der Freude. Diese einfache Kultur auf altem Boden ist in Gefahr, zerstört zu werden. Die eingestammte Bevölkerung verschwindet, und in ihre Lücken rückt eine zusammengewürfelte Gesellschaft aus den östlichen Provinzen und von jenseits der Grenze, die der Einheimische unter dem Namen Utländer, d. h. Ausländer, zusammenfaßt, sie mögen Polen oder Deutsche oder Russen, Böhmen und Schweizer, mögen Protestanten oder Katholiken sein.

In dem Bezirk der Kreisrankenversicherung, den ich als Arzt kennen zu lernen Gelegenheit hatte, betrug der Prozentsatz der Fremden, soweit sie zum Arzt kamen, über zehn, vielleicht unter zwanzig der versicherten Landbevölkerung, in dem Landkrankenhaus annähernd zwanzig Prozent der Besucher, wobei zu beachten ist, daß die Fremden zwar mehr als die Einheimischen ins Krankenhaus kommen, weil sie meistens nicht in der Familie verpflegt werden können, aber andererseits auch weniger, weil die Wanderarbeiter natürlich aus gesunden und rüstigen Leuten bestehen, die alle Siechen zu Hause lassen. Die große Masse der Fremden besteht zum einen Teil aus Wanderarbeitern, jetzt meistens Russen, zum andern aus denen, die ansässig geworden sind, als Knechte und Mägde oder als verheiratete Tagelöhner oder als städtische Arbeiter. Genaue Zählungen giebt es meines Wissens nicht. Sie würden auch ein sehr verschiedenes Resultat geben, je nachdem sie angestellt würden. Es wird berichtet, daß man in einem rheinischen Industriebezirk hunderttausend, zwanzig Prozent der städtischen Arbeiterbevölkerung, gezählt hat.

Welche Verwüstung diese Einwanderung unter dem eingefessenen Volk anrichtet, darüber würde ein Landgeistlicher besser berichten können als ich. Ich glaube, daß man sich die Kluft zwischen Einheimischen und Fremden im Volk größer vorstellen muß, als sie in unsern Kreisen wäre. Das Volk lebt auf dem Lande noch in den Anschauungen des Jahrhunderts der Glaubenskriege. Nationale Unterschiede sind ihm nur annähernd so lebendig als religiöse. In den niederländischen Dörfern sagt man von einer Polin nicht, sie trägt sich polnisch, sondern: Sie ist katholisch angetreten. Ähnlich wird vom Volk im Posenschen deutsch und polnisch umgedeutet in protestantisch und katholisch. Mit der Religion wird aber auch ein ganzer Schatz von allgemeinen ästhetischen und ethischen Werturteilen und unbewußten kategorischen Imperativen, eine Art Sprache der Moral vererbt, die Zusammengehörige vereint, Fremde aber von einander trennt. Natürlich kommen zahlreiche Mischehen vor. Und es scheint mir, daß die Kinder aus solchen Ehen eine Art Unsicherheit der Anschauungen mitbringen müssen, die sie minderwertig macht. Wie das auch sei: politisch wird man von dieser Einwanderung auf den Trümmern der alten konservativen Landbevölkerung zunächst einen Zuwachs von Zentrumswählern zu erwarten haben, schließlich aber ein grundlosiges Proletariat, das der Sozialdemokratie

eine billige Beute wird, das möglichst wenig dazu geeignet ist, körperlich und moralisch gesunde Erbsmannschaften für die Heere der Arbeit wie bisher zu liefern. Denn eine Verbesserung der Klasse kann uns dieses elende, in Entbehrungen groß gewordne, demütige, schlecht geschulte, versoffne Volk, das sich außerdem auf das Kleinkinderwarten ganz miserabel versteht, in keiner Weise bringen. Im allgemeinen kann man sagen: der Weggang der Einheimischen ist das primäre, der fremde Zuzug das sekundäre, obwohl auf dem einzelnen Gute wieder die Polenwirtschaft manchen Einheimischen, der etwas auf sich hält, wegtreibt. Die Tüchtigsten gehen fort, und gerade der Schund bleibt zurück. Die absolute Zahl der Landbevölkerung nimmt in dieser Gegend ab, was auch von andern Gegenden Deutschlands bewiesen ist.

Was ist es, was den einheimischen Arbeiter wegtreibt? Ohne Zweifel locken die hohen Löhne, die in der Industrie dem tüchtigen Arbeiter gezahlt werden, gerade die tüchtigsten unter den jungen Landbewohnern fort, wobei man sich nicht vorstellen darf, daß diese nun in den großen Städten unten an kämen. Solche Löhne können heutzutage von der Landwirtschaft auch brauchbaren Leuten nicht gezahlt werden. Aber von diesem Fortlocken will ich hier absehen und die wirklichen Schäden schildern, die den Tagelöhner forttreiben. Das sind die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande, und was damit zusammenhängt.

In der Wiese wohnt nur der geringere Teil der Arbeiter in eignen Häusern oder zur Miete bei jemand, in dessen Dienst er nicht steht. Die meisten wohnen in den Tagelöhnerhäusern der Bauern und Gutsherren, bei denen sie arbeiten. Von diesen Tagelöhnerhäusern sind in den Zeitungen schon greuliche Beschreibungen entworfen worden. Schlimmer als Schweineställe sollen sie sein. Nun, ich kenne auf ein paar Quadratmeilen fast alle, Hof für Hof, und habe manche Tages- und manche Nachtstunde als Arzt in ihnen zugebracht. Es muß zugegeben werden, sie sind zumeist miserabel, feucht, undicht, eng, manchmal nur gepflastert, mit verklebten Scheiben, den heutigen Ansprüchen nicht mehr angemessen, sanitätspolizeiwidrig, wenn wir eine Sanitätspolizei hätten, genau so, nicht mehr und nicht weniger, wie die eignen Häuschen der Büdner und Kleinbauern und wie die meisten Häuser der kleinen Leute in der Landstadt, obgleich nicht so gesundheitsgefährlich, wie überfüllte Wohnungen in der Großstadt. Aber man kann sagen, auch das ärmlichste Hüttchen wird sogleich wohnlich und sauber, wenn ordentliche Leute darin wohnen, und bessere Tagelöhnerhäuser sehen sogleich wie Schweineställe aus, wenn liederliche Menschen drin hausen. Man kann aus dem Aussehen der Hütte nicht nur auf den Herrn, sondern vor allem auf die Bewohner schließen. Große Reformen sind von den Herren nicht zu erwarten aus dem einfachen Grunde, weil hier die meisten ihre eignen Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude nicht flicken können und demnach natürlich auch nichts für Tagelöhnerhäuser übrig haben. Gerade die

Wiese ist durch den landwirtschaftlichen Rückgang wohl viel mehr als andre Gegenden Deutschlands verwüstet.

Die Leute, die mit ihrer Familie als Tagelöhner zu einem Gutsherrn ziehen, vermieten sich auf ein Jahr von Martini zu Martini. Sie erhalten freie Wohnung im Tagelöhnerhaus und Kartoffeln und dürfen sich Schweine mästen. Das Verhältnis wäre an sich ganz befriedigend, wenn die beiden Parteien, Herren und Arbeiter, immer vollkommene Menschen wären. Ich kenne manchen Tagelöhner, der schon jahrelang bei seinem Herrn ist, und der im Laufe der Zeit einen gewissen Wohlstand erlangt hat. Können die Leute zwei Schweine mästen,*) so bringt das Geschäft einen bedeutenden baren Überschuß über ihren eignen Fleischbedarf, der nach und nach zu einem Vermögen anwächst, wovon die Eltern ihre Kinder gut erziehen und ausstatten können. Es kommt auch vor, daß sich ein Arbeiter schließlich ein Häuschen vor der Stadt kauft, um sich selbständig zu machen. Aber dies ist die Ausnahme, die Regel ist leider anders. Da giebt es plötzlich Streit, sei es, daß der Herr oder der Arbeiter oder dessen Frau oder die erwachsenen Kinder daran schuld sind, und nach ein oder zwei Jahren hat das Dienstverhältnis ein Ende. Um Martini erhebt sich also jedes Jahr ein großes Ziehen, ein großer Austausch der Tagelöhnerfamilien, und weil der Durchschnitt der Menschen gleich gut oder schlecht ist, so hat eigentlich keiner einen Vorteil davon. Mancher Herr jagt seinen Tagelöhner, weil er in der Betrunktheit auffällig wurde, fort und erhält einen andern, der überhaupt nicht mehr nüchtern wird. Für die Leute ist das Ziehen fast immer ein Unglück. Zweimal ziehen ist so gut wie einmal abgebrannt, sagen die Bürgerleute. Aber ein Arbeiterhaushalt, der auf einem Reiterwagen mehrere Stunden über Land gefahren wird, muß schon mit einemale ruiniert werden. Gutes Geschir z. B. kann so eine Familie nicht haben. Sie darf nur das notwendigste haben. Statt daß die Habe zunimmt, kann sie von einem zum andern male nur abnehmen. Von der Viehwirtschaft und dem Kartoffelbau können solche Leute natürlich auch keinen entsprechenden Vorteil haben.

Die Herren sagen: Die Leute brauchen ja nicht zu ziehen. Wir sind froh, wenn sie bleiben; ordentliche Leute werden nicht fortgeschickt! Aber so sind nun einmal heute unsre Arbeitsleute. Über alle Bequemlichkeit und die Geldvorteile stellen sie ihre Freiheit. Daß sie sich jederzeit ihren Dienstherrn wählen können, daß sie ihrem Herrn aussagen können, wenn sie Lust haben bei jedem kleinen Streit, nur um „sich zu verändern“ — das ist ihr Stolz. Auf dieses Recht halten sie, wie auf ihre Magna charta. Sie sind darin freiheitsliebender

*) Das „nationale“ Schwein ist auch ein „soziales“ Schwein. Nichts schadet den kleinen Leuten auf dem Lande so als Schweinefleisch, und nichts bringt ihnen mehr Vorteil als eine Fleischnot, die gute Preise bringt für die einzige Ware, die sie verkaufen, das Schwein. Die Differenz zwischen Kartoffelpreisen und Fleischpreisen gehört den kleinen Leuten.

und freier als viele Leute des Mittelstands. Zum Beispiel der Zwang, daß die Frau in der Ernte mitarbeiten muß — die meisten kleinen Besitzer verlangen das —, ist manchem beinahe ehrenrührig. Ich kenne einen Arbeiter mit großer Familie, der deshalb im November den Dienst verließ, obwohl er mit seinem Herrn zufrieden war, sich also für den Winter brotlos machte und in die kleine Stadt zog, wo um diese Zeit doch die geringste Nachfrage nach Arbeitern ist. Er trug mir das vor mit den Worten: Man kriegt immer Arbeit; aber meine Frau soll bei den Kindern bleiben. Dieser Freiheitstolz, nicht der Glaube, daß sie in der Stadt weiter kommen könnten, treibt die Leute von einem Herrn zum andern und schließlich in die Stadt und sorgt dafür, daß der Stand der Tagelöhner keinen tüchtigen Nachwuchs bekommt. In der Stadt haben sie Freiheit, ihre Herren zu wählen und zu wechseln und sozusagen die Herren ihres Herrn zu sein. Das ist es, was sie ganz mit Recht lockt. Wenn auch die Gutsherrn ihnen die komfortabelsten Häuser hinbauten, die Leute würden doch nach der Stadt gehn, nach der Freiheit, die sie suchen.

Würde man dagegen den Leuten ihre Tagelöhnerhäuser zu eigen geben, oder sie zur Miete wohnen lassen, aber nicht bei ihrem Herrn, sondern bei einem unbeteiligten dritten, sodaß sie ihre kleinen Wirtschaften fortführen und verbessern und doch von einem Herrn zum andern laufen könnten, so bin ich überzeugt, es würden sich auch die Tüchtigsten halten lassen. Denn unter solchen Umständen sind sie wieder auf dem Lande freier als in der Stadt. Sie würden vielleicht seltner den Dienst wechseln als jetzt und bei dem Herrn dauernd arbeiten, vor dessen Thorweg sie wohnen. Aber sie hätten doch die Macht, ihm jeden Tag den Stuhl vor die Thür zu setzen, ohne dadurch obdachlos zu werden, und sie würden sich nicht scheuen, ein ganzes Jahr lang täglich ein bis zwei Stunden über Land zu einem andern zu laufen, um ihre Freiheit zu beweisen. Ich kenne Leute — sie gehören zu den besten Arbeitern —, die eine Stunde vor der kleinen Stadt wohnen, in der sie arbeiten, nur um die Freiheiten des Landlebens zu genießen. Sie haben ein Häuschen, worin sie allein wohnen, Viehwirtschaft und ein paar Morgen Land und dazu die Sicherheit, nicht gekündigt zu werden, so lange sie pünktlich Miet- und Pachtzins zahlen. Sie sind zu Hause ihre Herren. Da spielt der Weg keine Rolle. Aber eben diese Freiheit fehlt den heimatlosen Tagelöhnern.

Gesezt, die Versicherungsanstalt Sachsen-Anhalt baute neben die alten Tagelöhnerhütten neue Arbeiterhäuser mit kleinen Gärten und vermietete sie an den freien Arbeiter nach den gewöhnlichen Mietgebräuchen, so wäre das erreicht, was bis jetzt fehlt. Die Leute hätten eine Wohnung, aus der sie nicht getrieben werden könnten, so lange sie ihre Miete zahlen, wobei ich annehme, daß die Behörde auch gelegentlich ein Vierteljahr Geduld haben würde. Je mehr solcher Arbeiterhäuser, desto mehr unabhängige, wenn auch besitzlose Landarbeiter würde es geben. Das zwecklose und verderbliche Umherziehen

hätte dann ein Ende. Die Leute hätten eine Heimat, die sie sich schmücken könnten. Auch die erwachsenen Kinder hätten dann ein Elternhaus und glichen nicht der Spatenbrut, die, wenn sie flügge geworden ist, aus dem Nest geworfen wird. Den Herren müßte das Recht bleiben, wenn sie Lust haben, in die alten Tagelöhnerhäuser beliebige Familien einzusetzen. Sonst würden sie die Bedienten des Arbeiters sein. Aber viel Gebrauch würden sie davon nicht machen. Es würde das sehr bald nur eine Hilfe in der Not werden. Im ganzen genommen würde die Arbeiterbevölkerung in den neuen Häusern so viel arbeiten wie in den alten. Freilich würde die materielle Macht der Gutsherren über diese Arbeiter verringert. Einige Gewaltherrscher würden sich schlechter dabei stehn. Die meisten aber würden auch so mit den Leuten auskommen, denn die Verhältnisse würden dadurch ja nur denen im Westen ähnlicher gemacht werden. Im ganzen, glaube ich, würden die Herren besser bedient werden als jetzt in den Zeiten des Russenimports und -exports. Der Arbeiterbedarf wäre besser gedeckt, als er jetzt ist; denn wir erwarten ja eben von der Neuerung, daß sich tüchtige Leute halten lassen.

Freilich eine Rute muß für die Leute da sein. Denn wenn es dazu kommen sollte, daß auf diesem Wege die Gutsherren keine Arbeiter bekämen, sondern nur Arbeiter los würden, so würde die Neuerung bald zum Stillstand kommen. Aber dafür sind ja die siebzig bis achtzig Mark Miete da, die die Arbeiter jährlich verdienen müssen, wenn sie nicht an die Luft gesetzt werden wollen; scheinbar würden sich diese Mieter zunächst gegen die Tagelöhner mit freier Wohnung sogar schlechter stehn; aber trotzdem glaube ich, daß es nicht an Mietern fehlen würde. Auch könnten die Herren weiterhin einen jährlichen Kontrakt machen und die Zahlung der Hauptgeldsumme gegen das Ende der Kontraktzeit verlegen. Daß die Bewohner dieser Arbeiterhäuser zu einem arbeitslosen Proletariat würden, braucht man nicht zu fürchten. Dazu ist der Mangel an Arbeitern auf dem Lande zu groß. Überflüssige Häuser würden leer stehn. Durch ihre eigne kleine Wirtschaft könnten die Leute im Gegenteil zu Wohlstand kommen. Das fahrende Volk aus Posen, Rußland und Galizien ist jedoch wirklich nur Proletariat, wie wir es armseliger nicht haben. Daß sie in diesen Häusern Räuberkolonien bilden würden, eine Ansicht, die auf der Versammlung des Vereins für Wohlfahrtspflege auf dem Lande ausgesprochen wurde, brauchen wir von der Mehrzahl unsrer Arbeiter nicht zu befürchten. Wäre ich ein Führer der sozialdemokratischen Partei, so würde ich das ganze Vermögen der Partei in Arbeiterhäusern anlegen, in der Stadt und auf dem Lande, in Einfamilienhäusern, worin die Leute bei ehrlicher Zahlung der Miete in Wahrheit Eigentümer wären. Diese Leute würden Fanatiker der Partei werden. Denn ich kann mir nichts denken, was mit solcher Dankbarkeit angenommen würde. Aber warum sollten sich nicht auch die Regierenden diese Dankbarkeit verdienen können?

Der Gutsbesitzer Medleben*) auf Westerholz in Holstein hat einen ähnlichen Versuch gemacht, und zwar auf dem Wege, der für den Privatmann allein gangbar ist. Er hat den Arbeiter zum Besitzer des Hauses gemacht und ihn für den Kaufpreis verschuldet. Das wäre nicht nötig, wenn der Eigentümer des Hauses eine öffentliche Behörde wäre, die nur kündigt, wenn der Mieter andauernd zahlungsunfähig wird, und die nie mehr Miete verlangt, als zur notwendigen Verzinsung ihrer Kapitalien gehört. Mieter in solchen Häusern würden Eigentümern gleichen; denn auch der Eigentümer kann aus seinem Hause geworfen werden, wenn er bankrott wird. Ob das, was er zahlt, Schuldenzins oder Miete heißt, ist vor der Wirklichkeit gleichgiltig. Im allgemeinen sind die Arbeiter nicht geneigt, einen Besitz anzunehmen, den sie mit Schulden kaufen müssen. Alle kleinen Leute sind mißtrauisch und haben Angst, bei einem so weit ausschauenden Geschäft zu kurz zu kommen. Sie würden sich durchaus nicht nach Arbeiterrentengütern**) drängen. Freie Wohnungen auf dem Lande würden aber sehr schnell voll sein. Das Verfahren würde sich auch leichter selbst korrigieren. An Stellen, wo kein Verdienst ist, würden die Häuser leer bleiben, ohne daß ein armer Arbeiter in Schuldknechtschaft erst die Unmöglichkeit beweisen müßte. Für den Herrn fiele das Recht fort, dem Arbeiter die geschuldete Kapitalsumme zu kündigen, und zugleich die moralische Pflicht, den Mann zu beschäftigen, für den Arbeiter der indirekte Zwang, für diesen Herrn zu arbeiten. Die Armenlasten könnte die Anstalt übernehmen. Wenn wir absehen von den Vorteilen, die die sanitären Verbesserungen für die Versicherungsanstalten haben können, so erscheint doch auch ohnedies das Geschäft keineswegs riskant. Der einzelne Arbeiter ist freilich ein unsicherer Schuldner, obwohl für eine Behörde weniger als für einen Privatmann; ebenso ist ein einzelner Wechsel ein sehr unsicherer Besitz. Trotzdem legen die großen Banken Unsummen in Handelswechseln an und erklären diese Anlage für die einzig bankgerechte und sicherste, weil immer nur ein Teil, nie alle ausfallen können, weil die meisten immer flüssig sein werden. So könnte auch die Versicherungsanstalt, die auch eine Bank ist, ihr Vermögen in solchen Häusern stehn haben. Denn daß die große Masse der deutschen Arbeiterschaft auf dem Lande zahlungsunfähig wird, kann nur in großen Kriegen und Revolutionen vorkommen, wo auch die Versicherungsbeiträge ausbleiben werden. Gewöhnliche Krisen berühren die Landarbeiter am wenigsten.

Eine solche Maßregel wäre zugleich das wirksamste Mittel gegen die drohende Polonisierung des platten Landes, denn Agrarfrage und Polenfrage gehören eben zusammen. Die Gefahr wird ja mit jedem Tage klarer erkannt,

*) Zweite Hauptversammlung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Berlin, Trombisch, 1898.

**) Mey in den Grenzboten 1898, Nr. 41. Mey sagt zum Schluß ungefähr: aber Eile thut not, sonst wird man keine Leute mehr finden, die solche Häuser übernehmen wollen.

aber was man bisher dagegen vorgenommen hat, verspricht wenig Erfolg. Heutzutage wird der nationale Charakter eines Volkes nicht mehr von oben her, sondern von unten her angegeben. Was zu Bismarcks Zeiten richtig war, daß es keinen polnischen Mittelstand gäbe, ist heute nicht mehr wahr; denn über dem niedern Volk baut sich der polnische Mittelstand mehr und mehr auf. Polnische Handwerker, Kaufleute, Unternehmer, Ärzte und Rechtsanwälte verdrängen in den Städten und auf dem Lande mehr und mehr die Deutschen. Was nützt es da, wenn man für ein deutsches Theater, eine deutsche Bibliothek, ein deutsches Museum, ein hygienisches Institut und dergleichen sorgt? Damit slikt man nur das Dach eines Hauses, dessen Grundmauern schon wegschwimmen. Was nützt es auch, wenn man sich jurust: „Kauft nur bei Deutschen“? Sind sich doch die Polen selbst genug.

Es giebt einen polnischen Mittelstand, und folglich wird es auch ein polnisches Volk geben — man sehe nur, was aus den Tschechen geworden ist —, und dieses Volk wird so weit reichen, wie die dichten Massen der polnischen Arbeiter reichen, mit oder ohne politische Selbständigkeit. Was soll es nützen, wenn die Ansiedlungskommission in zehn Jahren 2000 deutsche Bauern ansiedelt, und wenn sie es wirklich in nochmals zehn Jahren auf 5000 bringt, zu denen vielleicht 30000 Seelen gehören. Ist das genug gegen das Wachstum der polnischen Bevölkerung in den ehemals deutschen Gegenden des Ostens? Man zähle doch einmal. In einem Industriebezirk des Rheinlands soll es sogar schon 100000 Polen geben, zwanzig Prozent des Arbeiterstands. Welche Zahlen würden wohl Pommern, Brandenburg und Sachsen geben? Sedenfalls genug, die Zahlen der Ansiedlungskommission zu erdrücken. Einstmals waren die Bauern die unterste Schicht der Bevölkerung, und damals war es richtig, mit Bauern zu kolonisieren; heute sind sie das nicht mehr, sondern die Arbeiter. Wenn die Polen mit Arbeitern kolonisieren, wir aber mit Bauern, d. i. mit Besitzern, so werden die Polen siegen, denn sie haben die eigentliche Zeugungskraft des Volkes in ihren Dienst gestellt, den Arbeiterstand. Die russischen Arbeiter aussperrern, wäre für die Landwirte verderblich und doch nur eine halbe Maßregel, denn sie trifft die deutschen Polen nicht. Deshalb kann nichts andres helfen, als Zufuhr deutscher Arbeiter.

Gelänge es aber, die deutschen Arbeiter wieder seßhaft zu machen, so würden wahrscheinlich bald die alten Grenzen wieder hergestellt werden. Es würde eine breite Grundlage für unsre deutsche Kultur wieder geschaffen, ein Stand wieder hergestellt sein, der die körperlich und moralisch tüchtigen Ersatzmannschaften lieferte, die wir brauchen; ich meine nicht bloß für das Heer. In gefunden Wohnungen und bei seßhafter Lebensweise ist das Kinderkriegen und Kindererziehen außerdem leichter und erfolgreicher. Denn dazu gehört eigentlich ein eigner Herd. Die Zeugungskraft eines Volkes steht durchaus nicht für immer fest und auch nicht außerhalb aller Beeinflussung. Es ist

darum wohl möglich, daß wir die Polen wieder zurückschlagen. Wir müssen das Flachland behalten; denn nur auf dem Lande wird das Volk immer von neuem ergänzt, in den Arbeiterkasernen der Großstädte wird es konsumiert.

Thäte man ein übriges, und gäbe man einer Behörde das Recht, dort, wo Nachfrage nach Kleinbesitz ist, dem Gutsherrn auf dem Wege der Expropriation, also gegen volle Entschädigung zehn bis zwanzig Morgen für das Arbeitergut zu nehmen, unter der Bedingung, daß ein neues Arbeiterhaus für besitzlose Arbeiter aufgeführt würde, so läge es in der Hand des Staates, nach und nach den Osten mit Kleinbesitz zu überziehen und so das Allheilmittel gegen alle sozialen Schäden zu probieren. Das Recht dazu hat man, denn es ist wohl noch nicht ganz aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden, daß das private Grundeigentum auch öffentliche Pflichten hat, daß es niemals ganz privat werden kann, daß es z. B. nicht um seiner privaten Existenz willen den Besitzstand des Volkes, die politischen und die Sprachgrenzen gefährden darf. Mancher Besitzer wird hierbei fürchten, es ginge auf seine Entrechtung und Enteignung aus; aber keine Sorge! So schnell würde es nicht vorwärts gehn mit der Kolonisation durch Besitzübertragungen, weil die Neigung zu der mühevollen und undankbaren Arbeit des Kleinbauern im Volke keineswegs in dem Maße vorhanden ist, wie man vorauszusetzen beliebt. Darum eben ist es nötig, daß damit begonnen wird, den Arbeitern auch ohne Besitzübertragung eine sichere Heimat auf dem Lande zu geben, denn damit kann man schneller kolonisieren.

Sd.



Der Römerstaat



olybius hält es für ausgemacht und allgemein anerkannt, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin der Staatsmänner sei; in unsern Tagen liest man oft: nichts sei gewisser, als daß sich aus der Geschichte keine praktischen Verhaltensmaßregeln ableiten ließen, weil keine einmal dagewesene Lage wiederkehre. Wer hat Recht? Bernehmen wir einen alten Praktikus! Wenn ich erwäge, schreibt Machiavelli in der Einleitung zu seinen Discorsi über die ersten zehn Bücher des Livius, „wenn ich erwäge, in welchem Grade das Altertum verehrt wird, wie gar mancher um hohen Preis einen antiken Torso kauft, um ihn immer bei sich zu haben, sein Haus damit zu schmücken, ihn von einem Künstler nachbilden zu lassen, welche Mühe sich dann dieser mit der Nachbildung giebt; wenn ich andererseits sehe, wie die tugendhaften Handlungen, die in den alten

Staaten von Königen, Feldherren, Bürgern, Gesetzgebern und andern Patrioten vollbracht worden sind, mehr bewundert als nachgeahmt, vielmehr geflohen werden, sodaß uns von antiker Tugend keine Spur mehr geblieben ist, so kann ich nicht umhin mich zu verwundern und gleichzeitig zu betrauben; um so mehr da ich sehe, daß man in Privatthätigkeiten und in Krankheiten zu den Richtersprüchen und Heilmitteln seine Zuflucht nimmt, die die Juristen der Alten gefaßt und ihre Ärzte verordnet haben. Bei der Neuordnung von Staatseinrichtungen dagegen, bei der Gesetzgebung, bei der Verwaltung, im Kriegswesen, beim Streben nach Vergrößerung der Staaten nimmt sich kein Fürst noch Staat noch Staatsbürger die Alten zum Muster. Das kommt hauptsächlich daher, daß man die Geschichte nicht gehörig kennt, weil man sie nur oberflächlich liest. Man ergötzt sich an der Fülle und dem Wechsel der Begebenheiten, aber an Nachahmung denkt man nicht; die hält man nicht allein für schwierig, sondern für unmöglich. Als ob sich der Himmel, die Sonne, die Elemente, die Menschennatur gegen früher geändert hätten!“ Die Erwähnung der den Alten entlehnten Justiz und Heilkunst wäre ja ganz geeignet, uns die Lust zur Benutzung antiker Vorbilder gründlich auszutreiben, aber der letzte Satz verdient Beachtung. Die Menschennatur ändert sich nicht, und wenn wir Vermutungen darüber anstellen wollen, wie gewisse Lagen und Vorkommnisse auf die Betroffenen wirken werden, so können wir getrost die Geschichte befragen, die uns für alle erdenkbaren Fälle wenn auch nicht gleiche, so doch ähnliche Lagen und Begebenheiten darbietet. Der historische Prozeß mischt die unveränderlichen psychologischen und geographischen Elemente zu immer andern Kombinationen; jene sind das Alte und Beharrliche, diese das immer Neue, das nie vorher dagewesen ist und kein zweitesmal wiederkehrt; in jenem liegt die Möglichkeit einer praktischen Verwertung der Weltgeschichte, dieses warnt vor übereilten Folgerungen und verbietet slavische Nachahmung.

Unter allen Staaten der Vergangenheit sind es nun die des klassischen Altertums, deren Geschichte man mit Recht immer für höchst lehrreich gehalten hat, weil sie alle erdenkbaren Wandlungen aufweist, sodaß diese Staaten sozusagen die Paradigmata der politischen Formen- und Abwandlungslehre sind, und weil ihre Träger von echt europäischem Geiste erfüllte Völker, ja die Schöpfer dieses Geistes gewesen sind. Und zwar ist die römische Geschichte als das vollständigere Paradigma die wichtigste, indem sich Rom vom Bauern- und Stadtstaat zum Großreich ausgewachsen hat. In den neuern vortrefflichen Weltgeschichten fehlt es nun zwar nicht an Hinweisungen auf die Gegenwart und an praktischen Winken, aber es dürfte doch auch nicht ganz überflüssig sein, einmal das politische Lehrreiche aus der römischen Geschichte herauszuheben und in einer vollständigen Übersicht zusammenzustellen. Die nachfolgenden Betrachtungen wollen dieses Große nicht leisten, sondern nur ein bescheidener Versuch sein. Auf streitige Fragen läßt sich der Verfasser,

der zu ihrer Schlichtung nicht das Rüstzeug besitzt, nicht ein, sondern nimmt das, was die neuern Darstellungen bieten, als zuverlässige Grundlage. Und diese neuern, aus den Ergebnissen der Kritik aufgebauten Bilder des alten Rom unterscheiden sich nicht so gar sehr von den ältern Darstellungen, die unbefangenen den römischen und griechischen Geschichtschreibern folgten. Geht es doch bei der Geschichtsforschung nicht viel anders zu als bei einem Zivilprozeß: die zweite Instanz stößt das Urteil der ersten um, die dritte stellt es wieder her. Der Hauptsache nach sieht die römische Geschichte bei Rösiger und Schmidt (in Spamers Illustrierter Weltgeschichte) nicht viel anders aus als bei Livius. Auch die übel berufenen Reden wollen wir uns nicht scheuen fleißig zu benutzen. Daß Veturia ihrem Sohne Coriolan nicht auf offenem Felde eine Rede wird gehalten haben, die an Länge mit einer Vebelschen Reichstagsrede und mit den Predigten der geflohensten Pastoren wetteifert (Dionys von Halikarnaß VIII. Buch, Kap. 48 bis 53), das versteht sich von selbst, aber irgend etwas muß sie doch gesagt, oder wenigstens weinend und schluchzend gedacht haben, und das wird nichts anderes gewesen sein, als was der redselige Historiker breit ausspinnet. So haben auch die Senatoren nicht schweigend beisammengesessen und die Tribunen und Demagogen in den Volksversammlungen keine stummen Figuren gespielt; und hat Valerius nicht gesagt, was ihn Dionys sagen läßt, so ist's vielleicht Horatius gewesen, und ist's nicht gerade im Jahre 492 vor Christus gesagt worden, so doch vielleicht hundert Jahre später einmal. Wenn Livius und Dionysius nicht wenigstens den Hauptinhalt dieser Reden in der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung vorgefunden, sondern sie geradezu erdichtet hätten, dann müßte man sie als Dichter vom Range Shakespeares preisen, denn diese Reden entsprechen nicht allein auf das genaueste der jedesmaligen Lage, sondern stellen uns diese Lage und die handelnden Personen lebhaftig vor Augen. Die Divinationsgabe dieser Autoren wäre um so mehr zu bewundern, da zu ihren Lebzeiten die Klassenkämpfe längst vorüber waren; ihnen mußte es weit schwerer fallen, solche Kämpfe zu verstehen, als uns heutigen, die wir welche erleben.

1. Religion

Wenn Paulus früher nach Rom gekommen wäre als nach Athen, so würde er nicht die Athener, sondern die Römer die gottesfürchtigsten — oder abergläubigsten — aller Menschen genannt haben. Die Religion der Römer war, wie jede urprüngliche Religion, Naturreligion, d. h. man ehrte die Gottheit in ihren physikalischen Kundgebungen. Von der griechischen unterschied sie sich dadurch, daß die Römer, denen die lebhafteste Phantasie und der Schönheitsdurst der Griechen abging, ihre Götter nicht zu lebenswahren und lebenswarmen Menschengestalten fortbildeten, von denen man Geschichten erzählen, denen man Abenteuer andichten, die man durch Liebshafsten, Heiraten und Kinderzeugung

untereinander und mit den sterblichen Menschen verwandtschaftlich verknüpfen konnte: sie hatten keine Mythologie, sie hatten von Haus aus auch keine Götterbilder. Döllinger schreibt in seinem 1851 erschienenen Werke „Heidentum und Judentum“ S. 469, die römische Religion biete zwei sich auf den ersten Blick völlig widersprechende Eigentümlichkeiten dar, indem ein monotheistischer Zug durch sie gehe, während ihr polytheistischer Trieb eine größere Menge von Göttern hervorgebracht habe als die Religion irgend eines andern Volks. Fünfzehn Jahre später, wo sein polemischer Geist die Aufmerksamkeit von den Verbrechern des Heidentums und der Reformatoren ab auf die des Papsttums und der romanischen Katholiken gewandt hatte, würde er wohl diesen Satz auch mit der Einschränkung „auf den ersten Blick“ nicht mehr geschrieben haben. Die Katholiken sind allezeit, so lebhaft sie dagegen protestieren mögen, Monotheisten und Polytheisten zugleich gewesen. Aber auch die Protestanten, die natürlich noch lebhafter protestieren werden, sind wenigstens theoretisch beides. In der Realencyclopädie von Herzog und Plitt steht zu lesen: Die Engellehre „ist ein integrierender Teil der Lehre vom Reiche Gottes. . . . Insofern, wohl aber auch nur insofern es sich um das Reich Gottes handelt, beherrschen sie auch (als Völkerengel) die Völkergeschichte, insonderheit die Stellung der für das Reich Gottes freundlichen und feindlichen Potenzen.“ Der Unterschied zwischen christlichen Engeln und heidnischen Göttern mag so groß sein, wie er will, wesentlich ist er nicht; in beiden Fällen haben wir übermenschliche Zwischenwesen, durch die das Urwesen auf unsre sichtbare Erdenwelt einwirkt. Der Verfasser des Artikels „Engel“ in der Encyclopädie fügt freilich vorsichtig hinzu: „Mit alledem sind sie für uns Gegenstände heiliger Scheu, niemals aber Gegenstände der Verehrung und Anbetung.“ Das protestantische Volk ist heute viel zu sehr von irdischen Sorgen eingenommen, als daß es sich über das Jenseits den Kopf zu zerbrechen oder seine Phantasie mit der Vorstellung von Engeln und Teufeln zu beschäftigen Zeit hätte. Aber wenn es mit der Urkraft des Volksgemüts an Engel glaubte, würde es sich durch kein kirchliches Verbot abhalten lassen, so mächtige, völkerbeherrschende Wesen zu verehren, um sie sich freundlich zu stimmen. Eben während ich dieses schreibe, lese ich im zehnten Heft der Grenzboten, daß sich Bismarck die Gottheit dualistisch, und daß er sich Zwischenwesen zwischen Gott und Menschenwelt, Planetengeister, gedacht hat. Auch die streng monotheistischen Juden und Mohammebaner können die Engel, die Heiligen und sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen Gottes nicht entbehren.*) Wo immer den Christen zugemutet wird, ihre Verehrung

*) Die Juden wurden zur Strafe für ihre unausrottbaren polytheistischen Gelüste in die Gefangenschaft geschickt, die Nachkommen des gebessert zurückgekehrten kleinen Teils aber fielen unter den Seleuciden in hellen Häusern dem verlockenden Götterdienste der Griechen zu. Nur der glühende und gewaltthätige Fanatismus der Makkabäer und später der Pharisäerpartei war imstande, den Monotheismus als Volksreligion aufrecht zu erhalten. Bei den heutigen Juden

auf den Unsichtbaren, Unfaßbaren, Unvorstellbaren zu beschränken, wo ihnen nicht wenigstens die menschliche Person Jesu als Gegenstand der Verehrung gelassen wird, da sinkt die religiöse Temperatur auf einen Grad herab, bei dem sie keinen Antrieb zur Teilnahme am Kultus mehr enthält. Was diesen dann hier und da noch aufrecht erhält ist Gewohnheit, bäuerlich-konservatives Hängen an alter Sitte, wofern nicht, wie bei den amerikanischen Sekten, allerlei Sonderbarkeiten locken, oder wie in England einerseits eine katholisierende Form des Gottesdienstes, andererseits Opposition gegen die Staatskirche und Verschmelzung der Religion mit sozialen Bestrebungen das Kirchenwesen lebendig erhält. Die Fähigkeit, sich ohne Einbuße an religiöser Wärme auf den einen Gott streng beschränken zu können, ist immer nur wenigen Ausnahmemenschen, den echten Mystikern, eigen gewesen. Die Philosophie endlich zwingt dazu, aus der Idee Gottes alles zu entfernen, was der Phantasie und dem Verstande einen Inhalt darzubieten geeignet wäre, sodaß unter allen großen deutschen Philosophen der letzten 150 Jahre nur einer an der Persönlichkeit — nicht Dreipersonlichkeit — Gottes festzuhalten vermocht hat. Den übrigen löst sich Gott in das Weltwesen auf, das nur in seinen einzelnen Teilen und Erscheinungen wirkliches Dasein erlangt. *) Damit sind wir wieder beim Polytheismus angelangt, nur daß den Naturerscheinungen, deren gesetzmäßigen Verlauf man heute kennt, keine Verehrung mehr dargebracht wird. Verehrt wird nur die höchste bekannte Verwirklichung des Urwesens, der Mensch, und zwar natürlich der bedeutende, der große Mensch; diesem setzt man Standbilder, diesem singt man Hymnen, diesem feiert man Feste. Damit sind wir auf einem weiten Umweg zum frühesten Stadium der griechischen und zum spätesten der römischen Religion, zur Vermenschlichung der Götter und zur Vergöttlichung der Menschen, zur Apotheose, zurückgelangt. In allen diesen Wandlungen erweist jedoch das Christentum der nachrömischen Menschheit den Dienst, daß es davor behütet, den einen Gott über seinen mannigfachen Offenbarungen ganz zu vergessen.

Ist dieser möglich, weil sie ganz und gar im Diesseits, im Weltlichen aufgehen, sodaß ihrem Kultus eigentlich der echt religiöse Inhalt fehlt. Die Mohammedaner brauchen nicht mehr als einen Gott zu verehren, weil dieser eine ihrer wollüstigen Phantasie einen ganzen Himmel voll überirdischer Wesen zu geniessen giebt.

*) Was die Theologen anlangt, so erklärt z. B. Konrad Rudolf im ersten diesjährigen Heft der Preussischen Jahrbücher: „Ich halte die überlieferte Gottesidee, so wie sie wenigstens noch von einem erheblichen Teil der Theologen und vor allem der religiös interessierten Laien festgehalten wird, für anthropomorph bis in ihre Grundlagen.“ Nur indem man sich Gott als einen herrschsüchtigen Menschen vorstelle, der andre zwingen wolle, seine Meinung anzunehmen, könne man auf den Gedanken kommen, Gott mache den Glauben zur Bedingung der Seligkeit. Als Gott könne nur ein Wesen gedacht werden, das „alles Liebenswürdige mit der gleichen verständnisvollen thatkräftigen Liebe umfaßt und fördert, alles nicht Liebenswürdige, d. h. alles irgend einem Teil der Welt nachteilige, ebenso thatkräftig bekämpft und aus dem Weltganzen ausschleidet.“ Julius Raftan entgegnet ihm.

und daß es die Betrachtung und Verehrung der Geschöpfe nicht so leicht in groben Aberglauben ausarten läßt; um diesen zweiten Dienst wirksam leisten zu können, hat der Christenglaube allerdings der Beihilfe der modernen Naturwissenschaften bedurft. Aus dieser Betrachtung ergibt sich, daß Monothetismus und Polytheismus einander nicht widersprechen, sondern aufeinander angewiesen sind. Ein Polytheismus, dem jede Erinnerung an den einen Gott entschwunden ist, kann nicht mehr Religion, sondern nur Aberglaube genannt werden; ein Monothetismus, der auf das polytheistische Element, d. h. auf die Einbeziehung der Geschöpfe in den Kultus (der Leib Jesu ist doch wohl auch ein Geschöpf) ganz verzichtet, verliert auf die Dauer die Lebenswärme und die Fähigkeit, einen volkstümlichen Kultus zu erzeugen oder im Gange zu erhalten.

Augustinus hat der Thatsache, daß die römischen Götter eigentlich nur Äußerungen, Erscheinungen oder Kräfte des einen verborgnen Gottes sind, das erste Kapitel des vierten Buches seines Werkes *De Civitate Dei* gewidmet. Wenn Jupiter, schreibt er da, die Seele dieser Körperwelt ist, die diese aus den vier Elementen aufgebaut hat, wenn er es ist, der sie erfüllt und bewegt; wenn er einzelne Teile dieser Welt gewissermaßen von sich absondert und zu seinen Brüdern und Schwestern macht, wenn er als Äther die unter ihm ausgegessene Luft als Juno umfängt, wenn er dann wieder Himmel ist, Äther und Luft zusammen, und die Erde als die von ihm umfangne Gattin aufgefaßt wird, wenn er im Meere Neptun, in der Tiefe des Meeres Salacia, im Innern der Erde Pluto und Proserpina, im Feuer des häuslichen Herdes Vesta, in der Schmiedeeise Vulkanus, droben am Himmel Sonne, Mond und Sterne, in den Weissagenden Apoll, in der Kaufmannsware Merkur, im Janus der Beginner, im Terminus der Begrenzende oder Vollenender, Saturn in der Zeit, Mars und Bellona im Kriege, Liber in den Weinstöcken, Ceres im Getreide, Diana in den Wäldern, Minerva in den Geistesanlagen ist, wenn er auch im Götterpöbel noch steckt, wenn er es ist, der dem Kindlein als Göttin Ops zur Geburt verhilft, der ihm als Gott Vatikanus den Mund zum ersten Schrei öffnet, der es als Göttin Levana mit dem Vaterarm aufhebt, der es als Cunina in der Wiege schützt und ihm später als Fortuna Barbata den Bart wachsen läßt (es folgt noch eine ganze Litanei, die wir auslassen); mögen diese unzähligen Götter nun als Teile oder als Kräfte des einen Gottes aufgefaßt werden, wenn sie im Grunde genommen nur ein Gott sind, was würden die Heiden verlieren, wenn sie klugerweise kurz machten und nur diesen einen Gott verehrten? Ob Augustinus, wenn er heute lebte, diese Frage wohl auch an die christlichen Neapolitaner richten würde? Ganz so arg wie ihre heidnischen Vorfahren treiben die es nun freilich noch nicht. Denn das ist die eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der römischen Religion, daß derselbe Nationalismus, der ihr den Gedanken an den einen Gott lebendig erhielt, zugleich auch die Zahl der Götter ins grenzenlose vervielfältigte. Der

Römer oder richtiger gesagt der Italiker war nüchternen Verstandsmensch und machte nicht aus der Sonne einen schönen jungen Mann, der seinen Wagen über den Himmel fährt, sondern die Sonne blieb ihm die Sonne, ein wunderbares, mächtiges, wohlthätiges Wesen; ebenso das Herdfeuer, die nahrungspriechende Erde, der wachstumsfördernde Regen. Daß alle Naturerscheinungen und Naturkräfte miteinander in Verbindung stehen und durch eine gesetzgebende Macht zum harmonischen Ineinanderwirken gezwungen werden, konnte seinem scharfen Verstande nicht entgehen; dieser ahnte also den einen Gott, der in allen Geschöpfen wirkt, und an diese Ahnung konnten dann später die Philosophen anknüpfen. Und da die Naturerscheinungen ineinander fließen, so flossen den Italikern auch die Götter ineinander, wobei nicht, wie bei den Griechen, eine Mythologie, Poesie und Plastik im Wege stand, die jedem Gott seine anschauliche, ihn von den Brüdern unterscheidende Gestalt und seinen umgrenzten Wirkungskreis verleihen hätte. Ein und dieselbe Wirkung konnte ganz ebensogut von Jupiter wie von Juno oder Fortuna erwartet werden. Aber eben weil nicht die Phantasie anschauliche Göttergestalten schuf, sondern der Verstand die in der Natur und im Menschenleben vorkommenden Erscheinungen zusammensuchte und jede auf eine göttliche Einwirkung zurückführte, war damit der Weg zu einer schlecht hin grenzenlosen Götterproduktion oder vielmehr Fabrikation gegeben. Wenn eine Stimme ruft: Die Gallier kommen, so wird diese Stimme nicht, wie bei den Griechen geschehen sein würde, einem der schon bekannten hilfreichen Götter zugeschrieben, sondern sofort ein eigener Gott: *Ajus Vocutus*, gemacht, dem man an der Stelle, wo der Ruf vernommen worden ist, eine Kapelle baut. Man war so fromm, daß man bei keiner Bewegung eines Gliedes, bei keiner Benutzung eines Werkzeuges, bei keinem Stadium des Wachstums einer Pflanze die Mitwirkung und den Beistand der Gottheit auszuschließen oder fortzubedenken wagte, und indem man nun für jede solche Mitwirkung einen besondern Gott annahm, schuf man sich jenen abgeschmackten Götterpöbel mit den lächerlichen und zum Teil anstößigen Namen, der dem klügsten Volke der Welt den Vorwurf zugezogen hat, die albernste Religion ausgetiffelt zu haben. Dies ist die Seite der Sache, an der Augustinus vorzugsweise sein Mäuschen kühlt. Wohnt nicht dort, wo die Tugend ist, auch die Treue, spottet er in dem mit dem zwanzigsten Kapitel des vierten Buches beginnenden Abschnitte; wozu baut man also neben dem Tempel der *Virtus* auch noch der *Fides* einen Altar? Erkennt man, daß Tugend und Glück Geschenke Jupiters sind, warum betet man nicht ausschließlich zu Jupiter um diese Gaben? Will man aber die *Virtus* und die *Felicitas* durchaus zu Göttinnen machen, so sollte man sich doch wenigstens mit diesen beiden begnügen; was kann denn ein vernünftiger Mensch, der die Tugend und das Glück hat, außerdem noch wünschen und brauchen? Tugendhaft und glücklich kann man doch wohl nicht ohne Geist sein, was braucht man den noch be-

sonders von Minerva zu erbitten? Und an der ist's noch nicht genug; es muß noch der Gott Caius dazukommen, der die Leute gescheit macht. Wenn eine Gebärende Glück hat, so geht doch wohl alles gut von statten; aber nein, die Felicitas genügt nicht, außer ihr muß die Lucina helfen. Wer Glück hat, sollte man meinen, der müsse auch Geld haben. Fehlgeschossen! Das bringt erst die Göttin Pecunia, oder vielmehr sie bringt es nicht, sondern das Kupfer besorgt der Askulanus und das Silber sein Sohn Argentinus. Den Argentinus, bemerkt Augustin treffend, haben sie wohl darum zu des Askulanus Sohne gemacht, weil das Kupfergeld früher im Gebrauch gewesen ist als das Silbergeld; warum haben sie aber nur nicht dem Argentinus noch einen Sohn Aurinus gegeben, da wir doch heute auch Goldmünzen haben? An einer andern Stelle bemerkt er, Jupiter selbst werde Pecunia genannt, weil ja dem Gelde alles gehöre. Hätte man ihn Reichthum genannt, so würde sich das hören lassen, denn der Inbegriff alles Reichthums sei Gott allerdings, wie auch jeder gute Mensch reich sei, während man den Gelbbesitzer, der arm an wahren Gütern sei und von der Begierde nach mehr Geld verzehrt werde, arm nennen müsse. „Was für eine Theologie, ruft er aus, die dem höchsten Gott den Namen des Dinges beilegt, das noch nie ein weiser Mann begehrt hat!“ Na na! Und im neunten Kapitel des sechsten Buches macht er sich darüber lustig, daß zur Nahrungsaufnahme zwei Göttinnen erforderlich seien, die Ehe- und die Trinkgöttin, daß man zum Gebrauche der Axt die Intercidona, zu dem des Mörsers den Pilumnus, zu dem des Besens die Deverra nötig habe. Dann kommt er auf die Ehe und fährt an, daß zur Verbindung von Mann und Weib der Jugatinus, zur Einführung der Neuvermählten ins Haus des Mannes der Domiducus, zur Konstatierung der Thatsache, daß sie drin ist, der Domitius notwendig sei, und daß dann noch die Göttin Manturna dafür sorgen müsse, daß sie auch drin bleibe. Das möge hingehn. Aber noch mehr? *Parcatur humanae verecundiae: peragat cetera concupiscentia carnis et sanguinis procurato secreto pudoris. Quid impletur cubiculum turba numinum, quando et paranymphe inde discedunt?* Was ihn aber nicht abhält, die sämtlichen Götter und Göttinnen, die hier in Thätigkeit treten, und ihre Verrichtungen zu nennen und den Mann zu verspotten, der doch eine recht klägliche Figur mache unter diesem Schwarm von Göttern und Göttinnen, die sein Amt verrichteten. An einer andern Stelle zählt er die Götter auf, die alle notwendig sind, damit eine Kornähre zustande komme; es sind ihrer eine ganze Menge. Der eiserne Kirchenvater hat eben den Sinn des Polytheismus nicht verstanden. Während der griechische Götterhimmel die idealisierte Menschheit ist, personifiziert der Römer nicht bloß alle Naturvorgänge, sondern auch alle menschlichen Verrichtungen, um seinen Glauben auszudrücken, daß weder die Natur irgend etwas schaffen noch der Mensch irgend etwas thun könne ohne den Gott, der alles in allem wirkt. Es ist die Lehre Christi und Pauli in einer recht groben und abgejhmachten Hülle.

Nun hatte aber — das macht die Sache noch verwickelter — jede solche Gottheit nicht etwa fürs ganze Weltall ihren Dienst zu verrichten, sondern jede Stadtgemeinde besaß ihre eignen Gottheiten. Wurde eine fremde Stadt bekriegt, so mußten deren Götter gebeten werden, es nicht überzunehmen; war sie erstürmt, so hat man die Götter, ihre alte Stätte zu verlassen und nach Rom überzusiedeln. Allerdings gilt das nicht vom „Götterpöbel,“ sondern nur von den größern Göttern. Besonders feierlich ist es nach des Livius Bericht (5, 20 ff.) bei der Einnahme von Veji zugegangen. Als der Fall der Stadt unmittelbar bevorstand, schrieb Camillus, dessen tiefe Frömmigkeit sich in allen entscheidenden Wendungen seiner politischen und Feldherrnlaufbahn äußerte, an den Senat: Durch die Güte der unsterblichen Götter, durch seinen Kriegsplan und die Ausdauer der Soldaten sei Veji nun endlich in die Gewalt des römischen Volkes gebracht. Vorm letzten Sturme betete er nach angestellten Auspizien vor dem versammelten Kriegsvolk: „Unter deiner Führung, o pythischer Apollo [die heimischen Götter genügten dieser unersättlichen Frömmigkeit schon nicht mehr], und von deinem Geiste getrieben (tuoque numine instinctus) schreite ich zur Zerstörung der Stadt Veji; dir gelobe ich den zehnten Teil der Beute. Zugleich auch bitte ich dich, Königin Juno, die du Veji bewohnst, daß du uns Siegern in unsre Stadt folgest, die in Zukunft die deine sein wird; ein deiner Größe würdiger Tempel wird dich dort aufnehmen.“ Nachdem der Diktator in der eingenommenen Stadt dem Gemehel Einhalt gethan hatte, erhob er die Hände zum Himmel und betete: wenn sein Glück und das des römischen Volkes einem der Götter oder Menschen zu groß scheint, so möge es dem römischen Volke vergönnt sein, diesen Neid mit einem möglichst geringen, öffentlichen und Privatunglück zu befänstigen. Nach Wegschaffung der materiellen Schätze begann man dann die Götter „nicht nach Räuberart, sondern nach Art Verehrender“ überzuführen. Die Jünglinge, die zur Überführung der Königin Juno auserlesen wurden, mußten ihren Leib durch ein Bad reinigen und weiße Gewänder anziehen. Dann betraten sie ehrsüchtvoll den Tempel und legten mit heiliger Scheu Hand an das Bild der Göttin, das sonst nur Priester aus einem bestimmten Geschlecht hatten berühren dürfen. Einer von ihnen, „sei es auf göttlichen Antrieb oder aus jugendlichem Mutwillen,“ fragte: „Willst du nach Rom gehn, Juno?“ Die übrigen riefen: die Göttin habe genickt, und später entstand die Sage, sie habe sogar: Ich will! gerufen. Jedenfalls ließ sie sich leicht von ihrem Sitze heben und forttragen. Unbeschädigt wurde sie auf den Aventinus, „ihren ewigen Sitz“ gebracht, wo ihr Camillus den Tempel baute, den er gelobt hatte. Die Zeit des bildlosen Kultus war damals schon vorüber. Aber nicht bloß jede Stadt hatte ihre eignen Götter, sondern auch jede der Sondergemeinden auf den Tiberrügeln, die nach und nach zu einer Gemeinde verschmolzen, und die Plebs hatte keinen Teil an den Göttern der alten Ge-

schlechter. Als die drei Gemeinden der Ramnes, Lities und Luceres auf dem tarpejischen Felsen ein gemeinsames Heiligtum zu errichten beschloßen, mußten die dort residierenden sabinischen Götter „evociert,“ d. h. durch Opfer und durch die Verheißung anderer Tempel weggelockt werden. Bei dreien gelang das nicht: Terminus (ein Stein), Juventas und Mars wollten nicht weichen; sie mußten in den Umkreis des neuen Tempels eingeschlossen werden. Von dessen drei Zellen wurde die mittlere dem kapitolinischen Jupiter eingeräumt, während in den andern beiden Juno und Minerva Platz nahmen. In diesem Tempel wurden auch die sieben großen Reliquien des römischen Volkes aufbewahrt: ein ionischer Stein,^{*)} der thönerne Jupiterwagen aus Beji, die Asche des Drestes, das Szepter des Priamus, der Schleier der Helena und die zwei vom Himmel gefallenen Gegenstände: ein Schild (ancile)**) und ein Bild der Pallas (Palladium, Döllinger 472—474). Die Zeichen, mit denen die Götter in solchen Fällen ihre Zustimmung gaben und auch sonst ihr Wohlgefallen oder Mißfallen an irgend etwas ausdrückten, waren dieselben, die der einfältige Glaube an katholischen Heiligenbildern wahrnimmt: Nicken, Bewegung der Augen, Weinen, Schwitzen; zuweilen wurden Stimmen gehört.

(Fortsetzung folgt)



Winckelmanns Leben von Justi



ustis dreibändiges Werk über Winckelmann machte vor dreißig Jahren einen großen Eindruck, und heute, wo es, nachdem es lange vergriffen war, endlich zum zweitenmale erschienen ist, kommt es wiederum, wie ich glauben möchte, gerade zur rechten Zeit.***)

Winckelmann hat nicht nur die erste wirkliche Geschichte der antiken Kunst geschaffen, ein Buch, „das selbst innerhalb der seitdem so erweiterten Wissenschaft noch durch keins von gleichem Gedankenreichtum und solch schriftstellerischer Meisterschaft verdunkelt worden ist,“ sondern er wollte auch der Kunst seiner Zeit gegenüber ein Bekenner sein. Dadurch ist sein Leben noch etwas mehr geworden als eine bloße Gelehrten Geschichte. Bescheiden früher in Dresden,

*) Vermutlich der Gott Terminus und zugleich „Jupiter der Stein.“

**) Die Geschichte des vom Himmel gefallenen Schildes erzählt Plutarch im dreizehnten Kapitel seines Ruma.

***) Winckelmann und seine Zeitgenossen. Von Karl Justi. Zweite, durchgesehene Auflage. Drei Bände. Leipzig, Vogel.

selbstbewußt und sogar stolz dann in Rom, stand er mitten in einer angeregten Welt, an deren Leben er handelnd teilnahm, und so ließ sich recht wohl um ihn als Mittelpunkt ein bedeutendes Stück Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts gruppieren. Das unternahm Justi mit lebhaft wirkender Kunst und großem äußerem Geschick. Das sächsische Kunstleben unter den zwei Augusten tritt uns hier klar vor die Augen, die Dresdner Bauwerke sind hier zum erstenmale im Zusammenhange mit der Zeit dargestellt und auf ihren künstlerischen Wert geprüft, und von manchen berühmten Persönlichkeiten aus Winkelmanns römischem Kreise haben wir wahrscheinlich alle zuerst durch Justi eine deutliche Vorstellung bekommen. Nehmen wir z. B. den rücksichtslosen, gewaltfamen Kardinal Passionei, den leidenschaftlichen Freund seiner vielen Bücher, oder den weltförmigen und vielseitigen Verehrer des Altertums in jeder Gestalt, Kardinal Albani, oder Papst Benedikt XIV., den klugen, derben Bolognesen mit seinen verfänglichen Offenheiten, oder Philipp von Stosch, der an Kunstwerken mehr gesehen hatte als irgend ein Lebender, Lagomarsini, den Cicero-fanatiker, und den Bildhauer Cavaceppi, der die gefundenen Altertümer so stilgerecht zu ergänzen verstand — alle diese kleinen und großen Porträts werden uns immer aufs neue wieder das lebhafteste Vergnügen bereiten, und selbst über einen schon so viel behandelten Mann wie Raffael Mengs wird man sich besonders gern von Justi unterhalten lassen.

Er selbst meint, die Epifoden seien als das Beste in seinem Buche gefunden worden. Sie sind wenigstens so ausgearbeitet, daß sie ein ganz selbständiges Interesse erwecken können. Aber das Bild der Hauptperson hat nicht darunter gelitten. Die Anfänge Winkelmanns, ehe er nach Sachsen kam, sind bis in unscheinbare Details verfolgt, und die Kunde ist derart erschöpft, daß hierüber kaum noch etwas wird gesagt werden können. Ebenso ist der Schriftsteller Winkelmann nach allen Seiten seines Werkes eingehend gewürdigt. Justi brachte zu dieser Aufgabe mehr mit als die Kenntnis des Inhalts der antiken Kunst, die nach der vor ihm bei uns in Deutschland geltenden Ansicht auch allein dazu genügt hätte. Er war außerdem Kunsthistoriker überhaupt, und er hatte endlich ein lebendiges Gefühl für den Wert der Sprache als Kunstform, wofür der erste beste Satz des Abschnitts über Sprache und Stil der Winkelmannschen Kunstgeschichte (im dritten Bande) Zeugnis ablegen kann. „Was man ihm überall anfühlt, ist das Bewußtsein vom unendlichen Werte des Inhalts und von der Bedeutung dessen, was er mit solchem Ernst über ihn erforscht. Daher giebt es wenige Schriften, die bei aller Gewähltheit des Ausdrucks so wenig von Eitelkeit, so viel Weiße haben. Er denkt mehr an die Dinge als an die Menschen. Es ist etwas von dem feierlichen Ernst des Propheten.“ Justi hat die Gabe, mit knappen Worten viel zu sagen, so wenn es bei ihm einmal heißt, zu Phidias Zeit hätten sich die griechischen Meister ähnlich von der herkömmlichen Behandlungsweise losgesagt, „wie etwa Michelangelo von der Trockenheit der Quattrocentisten, oder wie Tizian von

der Symmetrie und all der unmalerischen Peinlichkeit, Goldpracht, Metallschärfe und Emailglätte des paduanisch-venezianischen Stils.“ Die Vergleiche hat er von Windelmann, aber er führt sie richtiger durch, weil er die Renaissancekunst besser kennt. Was für eine wundervolle Schilderung von Natur, Kunst und Gesellschaft erhalten wir von Neapel bei Gelegenheit von Windelmanns erstem Aufenthalt (im zweiten Bande), und dabei wie kurz, und was liegt alles in wenigen Sätzen! „Es wäre keinem verziehen worden, an der Kapelle vorbeizugehn, wo die drei verschleierten und verstrickten Bravourstatuen standen, in denen ihr Herr und Erfinder den Triumph der Plastik zu bestehn glaubte. Dies war der Duca von San Severo, ein Typus neapelscher Charlatanerie, der Besitzer der Geheimnisse der Palingenesie, der unverlöschlichen Lampe, der enkaustischen Malerei, des Farbendrucks mit einer Platte, des Figurirens der Pastelle und der Gemälde, die eine Marmortafel durchdringen und durch deren Zerfägen vervielfältigt werden.“ Ein Abschnitt über den Verfall der Kunst bei den Römern endet mit folgender volltönenden Periode: „Dagegen wenn die Götterdämmerung ihrer Gestalten hereingebrochen ist, wenn ihre Mittel, das menschliche Herz zu bewegen, verbraucht, ihre Formen ausgelebt sind: so wird weder öffentlicher Wohlstand, noch medicische Hofgunst, noch freie Verfassung, noch Fleiß der Schulen, noch Heroenkultus, noch hohe metaphysische Begriffe, noch Gelehrsamkeit, noch Reinigung des Geschmacks und Aufstellung edelster Muster vor allem Volk einen lebendigen Sproß hervortreiben.“ Justis Ausdruck ist nicht ausgefahren, abgegriffen, klistheemäßig, sondern persönlich gedacht; Liebhabern des Omnibusstils kann er deswegen affektiert vorkommen. Damals, als das Werk zum erstenmale erschien, hatte man den Eindruck, daß in dieser Weise wohl noch über keinen Gegenstand des Altertums geschrieben worden sei, abgesehen vielleicht von Mommsens römischer Geschichte. Auch die besten Bücher hatten im Ausdruck etwas schulmäßiges, weil sie nur auf Fachgenossen rechneten, dieses aber wurde sogleich von vielen gelesen, die bis dahin von Windelmann kaum etwas gehört hatten. Wenn es also ein Verdienst ist, die Gestalt Windelmanns von der Philologie abgelöst und für die Kunstgeschichtschreibung gewonnen zu haben, so gebührt dieses der ersten Auflage unsers Werkes, und die zweite hat, wie wir nun sehen werden, eine weitere Aufgabe zu erfüllen.

Außer den formellen Verbesserungen, wozu auch die Beseitigung der unschönen Paragraphen gehört, hat das Werk an drei Stellen größere Zusätze erhalten. Im ersten Bande ist der Abschnitt über die Dresdner Bauwerke vielfach revidiert, wobei nur der *Essai sur l'architecture* des Jesuiten Laugier (S. 241) noch nicht seinen richtigen Platz bekommen zu haben scheint. Im dritten ist nach seither gefundenen Nachrichten hinzugefügt, wie Landgraf Friedrich von Hessen, der Sohn des Begründers der Kasseler Galerie, 1760/61 Windelmann als Führer auf einer italienischen Reise zu haben wünschte, die dann freilich erst viel später, nach Windelmanns Tode, unternommen wurde; nach

seiner Rückkehr, 1778, ließ der Landgraf durch seine Akademie eine Lobsschrift auf Windelmann als Preisaufgabe ausschreiben, wobei Heyne in Göttingen den Preis gewann. Endlich ist in diesem dritten Bande das höchst wichtige zweite Kapitel, die Analyse der Windelmannschen Kunstgeschichte, zum großen Teil neu geschrieben. Hier sind aber nicht etwa bloß gelehrte Thatfachen nachgetragen oder berichtet, sondern die ganze theoretische Auffassung, die Kunstlehre des Verfassers ist weiter ausgeführt worden. Was wollte Windelmann in seiner Zeit? Was kann seine Meinung und die Beschäftigung mit ihm uns heute noch sein? Weil Justi, wie schon bemerkt wurde, nicht nur die Antike, sondern auch die ganze folgende Kunst kennt, und weil er ferner, gerade wie einst Windelmann, die Kunst seiner eignen Zeit teilnehmend und kritisch genießend oder ablehnend verfolgt: so hat dieses ganze zweite Kapitel einen sehr hohen und eigentümlichen Wert. Es enthält außerdem Beobachtungen über die allerneuesten Kunstströmungen, die sich dem Verfasser seit 1872 aufgedrängt haben, und ähnliche Bemerkungen finden sich auch an andern Stellen seines Werkes. Diese kürzern Zusätze sind alle im Ausdruck sehr lebhaft gestimmt, und sie enthalten viel Wahrheit. Einige Beispiele werden das zeigen.

Im ersten Bande, bei der Behandlung der Dresdner Bauwerke, unmittelbar vor einer ganz kurzen Prachtsschilderung des Zwingers, spricht Justi von der Hinwendung zum Entgegengesetzten bei gleichzeitigen oder unmittelbar aufeinanderfolgenden Kunstströmungen; es sei also kein Zufall, daß man mitten unter den Wundern des Barocks, zwischen Zwinger und Hofkirche, die Stimme des Klassizismus vernehme und die Rede von der rettenden Nachahmung der Griechen um jeden Preis. Eine Anmerkung giebt dazu folgenden Wink für die Gegenwart: „Nachdem der neufranzösische Realismus mit der veralteten Vorstellung von der Kunst als einer von den Sprachformen des Menschengesistes aufgeräumt hatte, und bald auch Handlung, Gestalt und der ganze interessante Menschenkenntnis nur noch als unbequemes Weiwert eines exaktlistigen Erhaschens farbigen oder farblosen Dunstes angesehen wurde, konnte man voraussehen, daß demnächst das Bedürfnis der Anbetung mehr oder weniger unverständlicher Symbole erwachen werde, am liebsten im Gewand des Unnatürlichen und Widernatürlichen. Nachdem Pallas und die Muses ihre Sitze an Marphas und seinen Schwarm abgetreten hatten, schien die Zeit reif für den Affen Panemann und seinen Geister- und Gespensterspuk; und auch dieser wird wahrscheinlich, noch ehe dies gedruckt und gelesen wird, der Gözendämmerung verfallen sein.“ Gleich darauf kommt er auf die Dürftigkeit des Materials, woran Windelmann seine Anschauung nährte, zu sprechen: Aufmerksamkeit ist die Grundeigenschaft der Intelligenz, und dies ist der Schlüssel des intuitiven Hellsehens, das uns bei den Anfängern der Wissenschaft überrascht. Die Betrachtung liegt nahe, daß auch der Reichtum seine Schattenseiten hat. „Wir sind heute schon so verwöhnt, daß wir für das Anhören einer halbstündigen Rede kaum noch die Geduld haben, wenn nicht ein Stück

Museum herbeigeschafft wird, und das Ideal der Kunstlehre ist die Ausstellung im Museum oder ein photographischer Atlas, dessen Blätter der führende Lehrer vorlegt mit Nennung einiger Namen und Erteilung einiger wortreicher Winke.“ Kunstformen, die einst mit Ernst für bedeutende Aufgaben erfunden wurden, werden schablonenhaft wiederholt und an das Alltägliche verschwendet; der Formenadel eines Psithratesdenkmals muß heute, man mag nicht sagen was für nützliche Gebäude verzieren. Die Übersättigung am Schönen führt nach Rousseau zur Lust am Häßlichen, in dem wir schon mitten drin sitzen. Die „Ablösung durch das Ex oriente lux des Mongolentums ist das neueste Evangelium.“ Jenes zweite Kapitel des dritten Bandes über die Winckelmannsche Kunstgeschichte schließt mit einer Betrachtung über die Griechen, die das Geheimnis hatten, unsre Begriffe von der Größe und dem Adel der Menschennatur zu steigern durch sinnliche Gestalten, wie Erinnerungen an ein verlorenes Dasein, das dem vermeintlichen göttlichen Ursprung unsers Geschlechts näher stand. Das Volk, in dem diese Kunst ihre lebendigen Muster hatte, ist untergegangen; ihre Trümmer sind Reste einer Offenbarung. Die moderne Kunst ist inzwischen ganz andre Wege gegangen. Das äußere Leben auf unsrer Erde hat eine Umwälzung erfahren, die ohne Beispiel ist in der Geschichte. „Die seit geologischen Zeitaltern unveränderliche menschliche Natur hat einige Schwierigkeiten, sich diesen Zuständen anzupassen; ob die Kunst und was für eine sich in sie eingewöhnen werde, das ist eine noch nicht spruchreife Frage.“ Die Ära der technischen Überraschungen, der Photographie, der Weltausstellungen und Universalmuseen hat ein Chaos ergeben, das sich in jedem Augenblick verändert. „Alles ist willkommen, das Halbbarbarische und Verächtliche, das Raffinierte und der Verfall, nur das Vernünftige und Schöne findet in der Regel weniger Schonung.“ Als Stärkung der angegriffnen Nerven und zugleich als Weg zum Übermenschen der Zukunft dient das Schlammbad der Bestialität, und in der Maschine, „von deren erzieherischer Wirkung man die vollendete Abhärtung gegen das absolut Häßliche hoffen darf, schuf der moderne Mensch sein eignes Symbol, indem er, sich selbst zum Teil einer drolligen Maschine machend, als zwecklos den Raum verschlingendes Monstrum des Königs Heerstraße durchrast.“

Doch nicht um dieser Verbrämungen willen, wiewohl sie mir persönlich zusagen, habe ich Justis Werk als zeitgemäß bezeichnet. Es kann zunächst durch seinen ganzen Zuschnitt und dann durch bestimmte große Teile seines Inhalts gerade heute nützlich wirken.

Eine Menge einzelner und noch vorhandner Kunstgegenstände wird von einem Kenner abgeschätzt, und sein Urteil unterliegt wieder den Ansichten einer noch hundert Jahre weiter arbeitenden Wissenschaft. Jener Kenner hat deutliche persönliche Abneigungen, z. B. gegen Michelangelo und Borromini, er hat keinen Sinn für das Malerische in der Architektur, er verachtet die auf-

blühende Kotofunkst seiner Zeit und die Meißner Porzellanfiguren, er überschätzt Raffael Mengs, er will keinen andern Maßstab gelten lassen als das Griechentum. Sein Biograph muß nun ihm gegenüber das Recht der nachantiken Kunst vertreten, und er zeigt uns, was man für das Verständnis von Renaissance und Neuzeit gewinnt, wenn man sie mit dem Altertum vergleicht. Windelmann hat aber ferner als historischer Darsteller bei uns in Deutschland zuerst die stoffliche, unperönliche Betrachtungsweise geübt, die außer den politischen Ursachen noch Klima und Boden, Rasse und Sitte für die Kulturentwicklung mit heranzieht. Diese wirkungsvolle und jetzt wieder mit Recht beliebte Darstellungsart können unsre heutigen Schriftsteller, deren Kenntnis nicht bis Windelmann zurückreicht, und die sie darum für etwas ganz modernes zu halten pflegen, nun bei Justi auf das beste studieren. Windelmann achtete aber die zufällige Geschichte mit ihren persönlichen Kräften zu gering, und darum warnt Justi wieder mit Recht vor dem Übertreiben der höhern, hinter dem offenkundigen Geschehen liegenden Kausalität, der „biologischen oder zoologischen Analogie,“ wodurch sich die Geschichte in Philosophie verwandelt. „Die zoologische Betrachtungsweise hat genügt als Leitfaden zur Feststellung der Deszendenz und Genealogie der Erscheinungen, aber sie hat auch das Hineintragen hypothetischer und erfünstelter Zusammenhänge in die Darstellung der geschichtlichen Folge befördert. Es giebt wohl kein historisches Prinzip, in dessen Namen so viel leeres Stroh gedroschen wird.“

Schließlich möchte ich alle, die für bildende Kunst Interesse haben, auf die ästhetischen Partien in Justis Buche aufmerksam machen. Man lämmert sich ja heute bei allem Wirklichkeitsbedürfnis wieder etwas mehr, und wäre es auch zunächst nur, um das Gebiet des Ausdrucks zu erweitern und das Instrument der Kunstbeschreibung zu verfeinern, um die Ästhetik der Philosophen. Aber es sind immer zweierlei Wege gewesen, die die Angehörigen der Kunstwelt gingen und solche, die sich zur Beförderung ihrer spekulativen Ideen mit der Kunst beschäftigten. Die philosophische Ästhetik hat das Kunstverständnis kaum an einem Punkte gefördert, und das einzige in dieser Hinsicht nützliche Buch eines Philosophen, das ich kenne, die zweite Auflage von Vischers Ästhetik (Das Schöne und die Kunst 1898), ist eben durchaus kein philosophisches mehr, sondern nur das Buch eines persönlich sehr kunstverständigen Mannes. Windelmann teilte die Abneigung der Kunsthistoriker gegen die ästhetisierenden Philosophen, früher urteilte er geringschätzig über Wolf und Baumgarten, später machte er sich selbst eine Art Theorie mit Hilfe platonischer Begriffe und vieler Kunstbücher, namentlich französischer und englischer, die er auszog; und so finden sich denn bei ihm immer reichlichere Erörterungen ein über das Verhältnis der Kunst zur Natur und die Frage der Nachahmung, über das Ideal, über den Begriff der Schönheit und über Ruhe und Leidenschaft im Ausdruck der Kunstwerke. Er will darin nicht unumstöß-

liches lehren, wie die Philosophen, sondern seine persönliche Auffassung ausdrücken, die sich im Laufe der Zeit ändert: zunächst steht ihm z. B. die Natur nur in einzelnen Teilen über der Kunst, in der allein das Ganze als Vollkommenes (Ideal) möglich ist, dann aber giebt er das Ideal auch in der Natur zu, nur kommt es als Ganzes seltner vor als in der Kunst. Wir sehen also, wie er von der praktischen Kenntnis seines Gegenstands aus zur größern begrifflichen Klarheit strebt, und auf diesem Wege ist seine Terminologie entstanden. Während man seine berühmten Beschreibungen des Laotöon oder des Torjos nur noch als Prunkstücke der deutschen Prosa schätzt — ihre Sprache, sagt Justi, ist mehr lyrisch als analytisch, und ihre Gedankenverbindungen sind mehr ästhetisch als archäologisch und technisch —, wird man seinen einzelnen ästhetischen Formulierungen immer mit Nutzen nachgehn. Sie finden sich bei Justi angeschlossen an die Behandlung der Windelmannschen Kunstgeschichte und verbunden mit Auszügen aus der englischen Ästhetik (Hogarth, Burke) im zweiten Kapitel des dritten Bandes. Im ersten Bande sind schon Wolf und Baumgarten besprochen, sowie die Kunstbücher der Franzosen (de Piles mit seiner „Malerwage,“ Dubos, Batteux) und Hagedorn's Betrachtungen über die Malerei. Justis Charakteristiken dieser Bücher und seine Auszüge daraus sind von ungemeiner Klarheit. Dadurch, daß die Teile einer ästhetischen Theorie immer an Kunstwerke angeschlossen und mit Windelmanns eignen Bemühungen um das Verständnis der Kunst verbunden erscheinen, werden sie lebendiger und brauchbarer für uns als jedes Lehrbuch der Ästhetik. Es wäre zu wünschen, daß in dieser besten aller deutschen Gelehrtenbiographien recht fleißig auch von Künstlern gelesen würde, und die Besprechung wolte zeigen, daß daraus nicht nur über Windelmann etwas zu lernen ist.

u. p.



Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur

Eine Studie

(Fortsetzung)

2



braucht es Beweise für alles dies? Für die Unterrichteten sicher nicht, aber für naive Gemüter, die auch im Zeitalter der Reklame in viel größerer Zahl vorhanden sind, als man meinen sollte, mag es gut sein, an eine Reihe von Einzelheiten erinnert zu werden. Erneut sich beim Auftreten der romantischen Schule, der jung-deutschen Schriftstellergruppe und der jüngsten Bewegung ein gleicher unwider-

stehlicher Zug, eine Anzahl einzelner Erscheinungen der Litteratur für die Litteratur selbst auszugeben und, während man nur im Ansturm gegen greisenhafte und konventionelle Überlieferungen, gegen verhaßte Entartungen zu sein wähnt, über die gleichzeitig vorhandenen lebensvollsten Erscheinungen und verheißungsvollsten Keime gleichsam hinwegzutoben, so ergibt sich daraus nicht nur, daß die revolutionäre Jugend ungeduldig den Triumph verächtlicher Richtungen und frivoler Halbtalente sah, daß sie hoffte, etwas besseres an die Stelle des Bekämpften zu setzen, sondern daß sie auch mit selbstfüchtiger, leidenschaftlicher Eifersucht, mit schlecht verhehltem Mißtrauen und Mißwollen auf alle sah, die unter ihre Charakteristik einer heruntergekommenen Litteratur und poetischer Bettelsuppenköche nicht passen wollten und das Gute und Beste auf andre Art suchten, als ihre eigne neue Schule.

Wer ein neues Heilmittel zu verkünden hat, sieht immer scheel auf die vorhandenen bewährten, und es ist oft vorgekommen, daß die spätern Propheten nicht besonders gut auf die ältern zu sprechen waren. Eine Eingebung revolutionärer Leidenschaft, ein Zug revolutionärer Taktik ist es jedenfalls, wenn man in allen drei Bewegungen die der eignen Richtung nicht angehörigen schaffenden und zum höchsten strebenden Talente nicht kennt, die Günstlinge des großen Hauses aber als die Vertreter des Zeitgeistes brandmarkt. Die alte Taktik aller Revolutionen! „Wenn man die Leute an die Laterne hängen will, giebt es nur Foulons und Berthiers und keinen Malesherbes,“ sagt Taine irgendwo in seinen Studien zur französischen Revolution, und auf das Gebaren der litterarischen Revolutionäre trifft das Wort vollkommen zu.

Welches Feuerwerk von Fröschen und platzenden Granaten eröffnen die Romantiker gegen die angeblich führenden Geister ihrer Tage! Von A. W. Schlegels „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kogebue“ bis zum „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel,“ von dem Dreigejang Vossens, Matthiffons und Schmidts von Werneuchen bis zur Klage der Jünglinge und Jungfrauen, die Schifaneder über Schiller setzten, von den Verspottungen der Kogebuischen, Ifflandschen und Schifanederischen Stücke in Tiecks „Gestiefeltem Kater“ bis zu den ironischen Lobsprüchen auf Lafontaines, Espiebens und Schlenkerts Romane, die noch die Erzählungen von Tiecks Jugend in Rudolf Köpkes bekanntem Buche durchklingen, von Fichtes „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen“ bis zu den parodierenden Waller-Kapiteln (den Angriffen auf Jens Baggesen) in Achim von Arnims „Gräfin Dolores,“ von der Schlegelschen Abhandlung gegen Moberomane (Lafontaine, Meißner) im „Athenäum“ von 1798 bis zur Parodie Clemens Brentanos auf Kogebues „Gustav Waja,“ von Schleiermachers vernichtender Rezension über J. J. Engels „Philosoph für die Welt“ bis zu Berhardis dramaturgischen Herzenergießungen im „Archiv der Zeit“ gegen Iffland und seine Nachahmer — welch ein hartnäckiges, breitspuriges Bekämpfen vieler-

nannter Werke und Schriftsteller, die doch nur die niedern und mittlern Regionen der Litteratur bevölkerten!

Vergleicht man damit die Anfänge der jungdeutschen Kritik um 1830, so haben wir ganz dasselbe Schauspiel. In ihren Erstlingskritiken, in den von ihnen herausgegebenen Zeitschriften „Forum der Journal-Litteratur“ und „Aurora“ beginnen Gutzkow und Laube von einer Litteratur zu sprechen, deren Vertreter Raupach, Th. Hell und Claren sind, wenn es hoch kommt, sieht Gutzkow „stagnierende poetische Produktion bei Zedlitz und Schenk,“ bei denen er mit Recht „das Mächtige, Gewaltige, Große, Herrliche, Freie“ vermisse, das er allenfalls, wenn sein Blick offen genug gewesen wäre, bei Grillparzer und Immermann hätte sehen können; Heinrich Heine wußte im „Schwaben-Spiegel“ nur die bekannten Wige über Gustav Schwab, „den Fering im Vergleich mit den andern, die nur Sardellen sind, versteht sich Sardellen ohne Salz,“ über Justinus Kerner, „der Geister und Blutwürste sieht,“ und Karl Mayer, der „eine matte Fliege ist und Maikäfer besingt,“ zum besten zu geben und einen schönen Ausfall gegen Mörike daranzuhängen. Th. Mundt schlug sich mit Romanschriststellern fünften und sechsten Ranges herum und blieb ohne jede Ahnung, daß weder Wilibald Alexis noch Rehfues in diese Reihe gehörten; Ludolf Wienbarg legte trotz seiner posierten litterarischen Vornehmheit den Schauspiel- und Lustspielfabrikanten in der Art Töpfers eine Bedeutung bei, die sie nicht hatten, und alle Jungdeutschen gebärdeten sich von der Höhe ihres Hegelschen Weltbewußtseins herab, als wären die Gedichte König Ludwigs von Bayern, die pommerische oder märkische Lyriker-Schule, die Dramatiker des Berliner Königsstädtischen Theaters, die „frei nach dem Französischen“ arbeiteten, die Reste der Trivialromantik, die durch „Abendzeitung“ und „Mitternachtsblatt“ schwirrten, die einzigen oder doch die hauptsächlichsten poetischen Lebensäußerungen auf deutschem Boden.

Es nahm sich dem gegenüber noch großartiger aus, wenn auch nicht einsichtiger, daß die bedeutende Entwicklung Tiecks zur Darstellung der lebendigen Gegenwart in seiner Novellistik eben auch als Nachhufsen romantischen Spuks betrachtet wurde. In dem ganzen Jahrzehnt zwischen 1830 und 1840 erscheint der Blick der deutschen Kritik vorzugsweise auf die jämmerliche, von vornherein jedes Anspruchs auf poetischen Gehalt und Wert bare Belletristik gebannt. Zum zweitenmal schlägt sich eine litterarische Sekte oder Schule, die sich auf ihre geistige Vornehmheit viel zu gute thut, mit dem Troß der ärmlichen Tagesprodukte herum, wesentlich um im Publikum das Gefühl zu erwecken, wie groß, wie ungeheuer der Gegensatz des frischen lebensvollen Neuen zum abgestandnen überlebten Alten sei.

Die Einzelheiten der dritten, der jüngstdeutschen kritischen Litteraturschilderung sind noch in jedermanns Gedächtnis, der überhaupt Teilnahme an der deutschen Litteratur hat. Die „Waffengänge“ der Gebrüder Hart, in denen

Lindau, Lubliner, L'Arronge und daneben ein paar Akademiker wie Graf Schack und H. Krufe kritisch vernichtet wurden; Meibtreus „Revolution der Litteratur,“ die von der Voraussetzung ausging, daß die ganze deutsche Litteratur der Gegenwart von der Lüge des Philisteriums und dem Banausentum der Familienblätter beherrscht sei, die entlofen ingrimmigen Darlegungen, daß in den Romanerfindungen der Fräulein Marlitt und Bärstenbinder kein echter Hauch und kein wahres Wort, in den geschickt gemachten Effektdramen Blumenthals und anderer Industriellen weder ein Funken innern Lebens, noch eine Spur wirklicher Menschendarstellung zu finden sei, lauter Behauptungen, denen kein Mensch von Urtheil und Geschmac je widersprochen hat, noch widersprechen konnte, hallen uns noch immer vor den Ohren. Auch die wilden Flüche gegen das verlogne Strebertum, den käuflichen Patriotismus und die lästerne Genußsucht der siebziger Jahre, die mehr oder minder eine Reihe von Talenten in ihre Strudel gezogen hatten, durchschwirren bis heute die Luft, und immer und überall war die empörte, besseres heischende Jugend in ihrem Recht — in demselben Recht, mit dem die Romantiker gegen Koberue und Lafontaine, die Jungdeutschen gegen Kaupach und Claren Front gemacht hatten. Nur schade, daß auch in dieser dritten, wie in der ersten und zweiten, Litteraturauffassung und Kritik gewaltige Lücken blieben, daß es wiederum ein Ausfluß revolutionärer Einseitigkeit war, der die Jugend über alle wirklichen und gesunden Talente hinwegsehen ließ. Man wollte eine Wüste ohne Oasen und Quellen sehen und das dem deutschen Volke einreden, nur um den Trunk aus den eignen Schläuchen um so höher anpreisen und werten zu können.

Natürlich lag dieser Einseitigkeit nicht alle dreimal und jedenfalls nicht überall eine bewußte Selbstsucht, sondern vielfach auch ehrliche Selbsttäuschung zu Grunde. Die Atmosphäre des Kampfes wider eine zahlreiche Gegnerschaft ist dieser Art Selbsttäuschung besonders günstig. Wenn Schleiermacher, der etwas und fast zuviel von der innern Geschichte der Romantik wußte, im Jahre 1800 (an G. von Brinkmann) eingestand: „Der Grund, warum die sogenannte neue Schule eine Sekte bildet, liegt mehr außer ihr als in ihr. Wenn man betrachtet, wie gänzlich verschieden in ihren Prinzipien, in der Art, wie sie selbst dazu gekommen sind und wie sie selbst sie ansehen, Fr. Schlegel, Tieck und A. W. Schlegel sind, so muß man wohl gestehn, daß hier keine Neigung sein kann offensiv eine Sekte zu bilden, sondern höchstens defensiv; sie könnten also unmöglich existieren, wenn die andern, die sich die alte Schule zu bilden einbilden, nicht offendierten.“

Im Verlauf der beiden spätern Revolutionen tritt der angreifende Geist immer stärker an die Stelle des sich verteidigenden; aber ob Angriff oder Abwehr, es ist immer Kampfgetümmel, in dem die Stimme der Einsicht und des Gewissens übertäubt wird. Gelegentlich und vorübergehend regt auch sie sich. Aber man braucht nur die sauerjüße Miene zu betrachten, mit der die

Schlegel gelegentlich ein Stück Anerkennung Schillers zu Markt bringen, die Herablassung, mit der in der zweiten (jungdeutschen) literarischen Revolution Ludolf Wienbarg den rückhaltenden Uhlund und seine beiden vaterländischen Dramen als höchsten Gewinn der deutschen Bühne charakterisiert, die Art und Weise, mit der ein Vorkämpfer der dritten „modernen“ Revolution (K. Alberti) Gustav Freytag ein anerkennendes Büchlein widmet, um sofort zu empfinden, daß die jeweiligen Anwendungen, die Litteratur der Gegenwart ihrer Totalität nach zu erkennen und zu würdigen, ganz vorübergehend waren. Das Bestreben, nur einen Teil und gerade den Teil der zeitgenössischen Produktion zu befehlen, der die beste Folie für die neuen Programme abgiebt, tritt in allen drei Bewegungen immer wieder in den Vordergrund.

Gemeinsam ist diesen Bewegungen ferner der eigentümliche Zug und Drang, die eigentliche Litteratur und Poesie erst von sich aus zu datieren, der Wahn, daß die Schöpfungen und Leistungen der Jahrhunderte, ja der Jahrtausende gewissermaßen nur Vorstufen zu ihren Schöpfungen, schwache Präludien zu den großen Symphonien ihrer Schule vorgestellt hätten. Was die Romantik, Jungdeutschland und Jüngstdeutschland erstreben und bevorzugen, ist im innersten Wesen grundverschieden und fordert darum grundverschiedene Würdigung. Aber die Äußerlichkeit des unerhörten und maßlosen Anspruchs, das unverhohlene Verlangen, wo nicht die Geschichte, so doch eine höchste und tiefste Wirkung der Litteratur an die eigne Periode zu knüpfen, erneut sich in allen drei Revolutionen. Die Aussprüche Friedrich Schlegels: „Die romantische Dichtart kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide,“ und Hardenbergs (Novalis) gewichtiges Wort: „Die Kunst, Bücher zu schreiben, ist noch nicht erfunden. Sie ist aber auf dem Punkte, erfunden zu werden“ zeigen, einander ergänzend, den Anspruch der Romantik.

Für Jungdeutschland hat Ludolf Wienbarg in den „Ästhetischen Feldzügen“ das Wort genommen: „Das Streben der neuen Zeit sucht jene sittlichen und politischen Fundamente zu schaffen, die nötig sind, daß die allgemeinen Zustände allen Edelwollenden ein Leben in Freiheit und Schönheit gestatten, wie es Goethe für sich erstrebte. Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt ein Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte. Die Dichter und ästhetischen Prosaisisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienste der Muses, sondern auch im Dienste des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst,

dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen; sie können nicht mehr so zart und ätherisch dahinschweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen, und mit dieser, das ist ihre Schicksalsaufgabe, müssen sie so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegen-
gesetzte ist."

Und wiederum, zum drittenmal, erhebt sich der Anspruch der Jüngsten in den Worten Otto Brahm's, des Herausgebers der „Freien Bühne für modernes Leben“: „Wir schwören auf keine Formel und wollen nicht wagen, was in ewiger Bewegung ist, Leben und Kunst an starren Zwang der Regel anzuketten. Dem werdenden gilt unser Streben, und aufmerksamer richtet sich der Blick auf das, was kommen will, als auf jenes ewig Gestrige, das sich vermißt, in Konventionen und Satzungen unendliche Möglichkeiten der Menschheit einmal für immer festzuhalten. Nur wer die Forderungen der gegenwärtigen Stunde im Innern frei empfindet, wird die bewegenden geistigen Mächte der Zeit durchbringen als ein moderner Mensch.“

Das durchgehende Prinzip in diesen Aussprüchen ist dasselbe: der Litteratur der Vergangenheit, des „ewig Gestrigen“ jede fortwirkende Macht und Bedeutung abzuspochen und an die Produktion des Augenblicks die eigentliche Erfüllung des höchsten Zweckes aller poetischen Litteratur überhaupt zu knüpfen. Natürlich liegt der Gedanke, daß auch das Heute zum Gestrigen werden muß, selbst für einen Quartaner nahe genug, aber wie in Revolutionen keine die andern verdrängende und mordende Partei nach dem Morgen fragt, so hat es den Wortführern unserer litterarischen Revolutionen jedesmal genügt, die Herrschaft über den Tag und die Stunde zu gewinnen, ja auch nur den Schein zu erwecken, als ob diese Herrschaft gewonnen wäre. Das ungesunde Verhältnis zu den Schöpfungen der seitherigen Litteraturentwicklung hat Anschauung und Kritik in allen drei Bewegungen um so mehr vergiftet, als es ja nie gelingen konnte und in der That keiner der drei revolutionären Schulen gelungen ist, Seelen und Sinne der Menschen ausschließlich an das eigne Wollen und Können zu fetten, als die ingrimmigste Fehde gegen die Vergangenheit in der That immer nur der jüngsten oder vielmehr der Vergangenheit galt, von der man bestimmt empfand, daß sie auch noch als Gegenwart und daher als ein Hemmnis erschien für die Alleinherrschaft oder Schreckensherrschaft der zur Spitze strebenden, sich selbst und nur sich verkündenden Partei, Clique, Gruppe, Schule oder wie man es sonst nennen will.

Gemeinsam ist den drei litterarischen Revolutionen, die wir im neunzehnten Jahrhundert gesehen haben, das bald im Geheimen wirkende, bald offen hervorbrechende leidenschaftliche und einseitige Verlangen, die Litteratur erst bei sich beginnen und deren ganze seitherige Entwicklung in den Augen des deutschen Volkes als eine untergeordnete und halb verächtliche Vorstufe

erscheinen zu lassen. Gemeinsam ist ihnen ferner der trotzigc Anspruch, das wahre Verhältniß der Poesie zum Leben und des Lebens zur Poesie (die Jungdeutschen sagten freilich nur zur Litteratur, da ihnen die Poesie einmal für allemal gleichgiltig war) erst entdeckt zu haben. Gemeinsam ist ihnen endlich die ganz eigentümliche Thatfache, daß, während das Verlangen, der Anspruch und die vernichtende Kritik gegen frühere Entwicklungsperioden dieselben bleiben, das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel nach Verlauf eines Jahrzehnts so überraschend wechselt, wie die Dekoration in irgend einem abwechslungsreichen Drama.

Hält man den Vergleich einer litterarischen Revolution mit einer weltgeschichtlichen fest, so kann man sagen, daß sich die schärfere, extremere Partei, so lange die revolutionäre Stimmung und Spannung dauert, regelmäßig an die Stelle der zuerst führenden und vorwärts drängenden setzt. So verwandelte sich in der Periode der Romantik um 1808 und 1809 die ursprüngliche freie Dichtung, die als obersten Grundsatz verkündet hatte, daß der Dichter kein andres Gesetz über sich leide, als die Willkür seiner Phantasie und Empfindung, in eine der alten Kirche, ihren Dogmen und Überlieferungen gläubig untergeordnete Hingebung an den Weltbeherrschungsgedanken des Katholizismus und in eine strenge Dienstbarkeit der Litteratur und Kunst. So mußte um 1840 das junge Deutschland den ursprünglich gepriesenen und verfolgten Liberalismus mit dem Radikalismus vertauschen, und an die Stelle der eifrigen Apostel des modernen Stils und der alleinseigmachenden Prosa eine in Platens Spuren wandelnde vers- und klangfrohe politische Lyrik treten sehen, gegen die auch der bitterste Spott Heinrich Heines im „Atta Troll“ zunächst nichts ausrichten konnte. So hat es auch in der jüngsten litterarischen Revolution etwa nur ein Jahrzehnt bedurft, um an die Stelle des zuversichtlich dreinsahrenden Naturalismus, mit dem die Bewegung anhub, die symbolistische Schule oder Gruppe jüngerer Dichter in den Vordergrund zu stellen, sodaß selbst alte Häupter der verwegnen und herausfordernden Wirklichkeitschilberung und Elendspoesie anfangen, sich und ihre Bewunderer mit erquälten Märchen, die eine tiefere und tiefste Deutung einschließen, zu verwirren.

Man kann in allen drei Fällen zugeben, daß die Keime zu der zweiten, die erste ablösende und für einen Irrtum erklärende Entwicklung immerhin schon in den Anfängen der jedesmaligen Gärung und Bewegung vorhanden waren. Und man wird vor allen Dingen nicht vergessen dürfen, daß in der romantischen wie in der jungdeutschen und jüngstdeutschen Revolution immer nur ein Bruchtheil der ursprünglichen Führer die zweite, aus der ersten hervorspringende Partei angefeuert und gelenkt hat. Von den ersten Häuptern der Romantik unterwarf sich im Grunde nur Friedrich Schlegel der katholischen Kirche und dem neu emporstrebenden Ultramontanismus vollständig, sein Bruder August Wilhelm und Ludwig Tieck folgten nur zögernd, halb wider-

willig und vorübergehend der neuen Losung, Novalis war vor der entscheidenden Wendung aus dem Leben geschieden, Heinrich von Kleist und Achim von Arnim verleugneten niemals ihren märkischen Protestantismus. Aber um Friedrich Schlegel und sein zweites Panier scharten sich alsbald die jungen katholischen Talente von Clemens Brentano und Görres bis zu Eichendorff und die Gruppe der Konvertiten. Sie waren es, die der Romantik das Gepräge gaben, das alsbald zu vorwiegender, wenn nicht ausschließlicher Geltung gelangte.

Während um 1840 die eine Gruppe der Schüler Hegels, zu denen Gogkow, Theodor Mundt und andre zählten, den Glauben an die alleinseligmachende zeitgemäße Prosa, den publizistisch-belletristischen Mischstil festhielten, vertraten die von jüngern Hegelianern redigierten und geschriebenen „Hallischen Jahrbücher“ mit schneidiger Ausschließlichkeit die rein künstlerische Form der Tendenzpoesie. „Wenn der Zweck absolut ist, so wird auch sein Effekt absolut und seine Realisierung ewig sein,“ rief Arnold Ruge. „Die Geschichte schweigt, das Leben ist der Tod überall, wo es nur ein Privatleben giebt. Die Interessen, welche das Herz des politischen Menschen erfüllen, müssen in Wissen und Kunst erfaßt werden. . . Wer poetisches oder philosophisches Talent hat, der hilft auf den Trümmern der Romantik die neue Welt aufbauen, die Welt der wahren, freien Humanität. Wer daran nicht glaubt, der hat keine Religion, und wenn er das Wort stündlich im Munde führte.“ In der scharfen Betonung des politischen Elements und der Notwendigkeit der politischen Opposition übertrumpften die Vorsetzer der politischen Lyrik (die nur zu gern auch eine politische Epik und Dramatik gewesen wäre) die Jungdeutschen von 1830, aber sie wurden die schärfsten Gegner der löddrigen Stil- und Sprachmischung, die etwa ein Jahrzehnt lang als besonders modern gefeiert worden war, und deren Produkte sich, nebenbei gesagt, heute so veraltet und geschmacklos ausnehmen, daß die alten Volksbücher des sechzehnten Jahrhunderts und der „Simplicius Simplicissimus“ dagegen funkelnegeleu erscheinen.

In demselben Verhältnis steht während der noch thätigen dritten Litteraturrevolution die symbolistische Gruppe oder Schule zu der ihr vorausgegangnen naturalistischen. Auch sie teilt fast durchgehend mit den Naturalisten den Ekel am Leben, die schwarzzichtige Charakteristik der Menschen, die Nachklänge zum Salomonischen: „Es ist alles eitel!“; ihre Grundstimmung ist elegisch-pessimistisch, während die der Naturalisten meist ingrimmig-pessimistisch erschien. Aber die Symbolisten kehren teilweise, wie ehemals die politischen Dichter, zur durchgebildeten Form zurück und schauen von deren Höhe mit schlecht verhehlter Geringschätzung auf die wüste Wirklichkeits- und Glendsschilderung der Naturalisten hinab, die über uns ausgegossen wurde, wie man einen Eimer schmutziges Wasser ausgießt. Oder sie schaffen sich auch eine Form, die sie für den natürlichen Ausdruck elementarer Empfindung, für

Urlyrik ausgeben, die vag und stammelnd genug erscheint, aber doch im Gegensatz zur charakteristischen Prosa der Naturalisten reinen Blutes steht.

Die Verschärfung der ursprünglichen Anschauungen und Forderungen gilt in Revolutionen immer als eine Läuterung, in diesem Punkt treffen in drei ganz verschiedenen Zeiten die katholischen Romantiker von 1810, die politischen Freiheitskämpfer von 1840, die symbolistischen Träumer von 1890 genau zusammen. Und gemeinsam ist ihnen die entschlossene Leugnung der frühern Ideale ihrer Bewegung. Sie alle gaben vor, die natürliche Fortsetzung und Entwicklung der Anfänge zu vertreten und rückten jene Anfänge in ein völlig andres Licht. Von der Gruppe der katholischen und katholisierenden Romantiker war eigentlich nur die herbe Dorothea Schlegel ehrlich genug auszurufen: „Alles, was der Menschen Kunst und Erfindung hervorbringt, das soll dazu dienen, des Herrn Dienst zu verherrlichen und ein ewiges Gut der ewigen Kirche sein und bleiben. Da, wo alle Kunst herkommt, von Gott, dort soll sie auch wieder zurückfließen, jeder andre Gebrauch zu vorübergehender Eitelkeit der Menschenleiber und -leben ist unheilig und des göttlichen Ursprungs nicht würdig.“ Sie verurteilte deshalb ihre eigne litterarische Thätigkeit vom Anfang des Jahrhunderts erbarmungslos: „Solche Bücher, wie ich sie schreiben kann, sollten in einer so geheimnisreichen, ahnungsvollen und vorbereitenden Zeit, wie die unsrige, gar nicht geschrieben werden dürfen; die Menschen müßten eigentlich jetzt gar keine Zeit haben, dergleichen zu lesen. Dieses Urteil trifft gerade den »Florentin« am allerhärtesten.“ Und mit voller Lust an ihrer neuen Tendenz suchte Dorothea ihren Gatten Friedrich Schlegel anzustacheln, einen Kaiser Karl V. zu dichten, weil ihr „dieser sanfte königliche Held in seinem Kampfe gegen die schlechte Zeit, die er vergeblich aufzuhalten bemüht war,“ rührend, tragisch und heilig erschien. Friedrich Schlegel selbst, der sich wohl hütete, diesen Karl V. zu schreiben, gab keinen Bruch in seiner Weltanschauung zu und deutete mit der Kunst des Sophisten seine Unterordnung unter die heilige Kirche in die Waldfreiheit der ursprünglichen romantischen Doktrin hinein. Clemens Brentano hätte, als er die „Romanzen vom Rosenkranz“ dichtete, niemals zugegeben, daß zwischen diesen und seinem wilden Godwiroman eine breite Kluft lag; Zacharias Werner berief sich nach seinem Übertritt zur alten Kirche darauf, daß er schon in den „Söhnen des Thals“ einen „geläuterten Katholizismus,“ als das eine, was not thue, verlangt und vertreten habe.

(Schluß folgt)





Zur Bismarck-Litteratur

Don Otto Kaemmel



Unter den zahlreichen litterarischen Erscheinungen, die sich seit Fürst Bismarcks Tode mit ihm und seinem Wirken beschäftigen, nimmt der sechste Band des Bismarck-Jahrbuchs von Forst Kohl (Leipzig, Göschen, 1899) eine der ersten Stellen ein. Er enthält in seiner ersten Abteilung „Urkunden und Briefe,“ von diesen wieder ganze Gruppen und Reihen von Schreiben Bismarcks und bedeutender Zeitgenossen an ihn, die bei weitem ihrer Hauptmasse nach die Zeit vor 1871 betreffen. Das meiste Interesse erwecken darunter mehr oder weniger ausgebehnte und geschlossene Briefwechsel. Verhältnismäßig von geringer Bedeutung ist der zwischen Bismarck und Balan aus den Jahren 1855 bis 1858, also aus Bismarcks Frankfurter Zeit, dem noch einige vereinzelte Stücke aus den Jahren 1864, 1865 und 1873 beigelegt sind; sehr interessant und bedeutend dagegen ist die vom November 1861 bis in den Mai 1863 hierin fast lückenlose und ziemlich rege Korrespondenz zwischen Bismarck und Graf Bernstorff, denn sie zeigt uns Bismarck während seiner letzten Petersburger und seiner Pariser Thätigkeit und in den Anfängen seines Ministeriums, während Bernstorff anfangs sein Vorgesetzter als Minister des Auswärtigen, seit September 1862 sein Untergebener als Botschafter in London war. Die Briefe, fast ganz politischen Inhalts, sind häufig vertrauliche Privatmitteilungen zur Ergänzung gleichzeitiger amtlicher Berichte, die wohl auch manches sagen, was in diesen nicht stand. Wieder tritt dabei, selbst gegenüber einem keinesfalls unbedeutenden Manne, wie es Graf Bernstorff ohne Zweifel war, die ungeheure Überlegenheit Bismarcks hervor. Mit gleich souveräner Sicherheit durchschaut und beurteilt er die Verhältnisse fremder Höfe, wie die Dinge daheim und die verwickeltesten Weltverhältnisse. In Petersburg kündigte sich schon damals die Wendung an, die schließlich die russische Flotte nach Toulon, die französische nach Kronstadt führte. Nur Kaiser Alexander II. und einige Persönlichkeiten seiner Familie hielten noch an der traditionellen Freundschaft für Preußen fest, die übrige Hofgesellschaft ließ zwar die engen Beziehungen beider Höfe noch gelten, übertrug sie aber nicht mehr auf die beiden Staaten, wofür Bismarck vor allem die neue „nationale“ Bildung dieser Kreise seit Nikolaus I. verantwortlich macht, die sie der westeuropäischen Kultur entfremdet habe und ihnen doch, weil sie großen Aufgaben nicht mehr gewachsen seien, in allen Verwaltungszweigen deutsche Hilfsarbeiter unentbehrlich mache. Dabei herrschte infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft (3. März 1861) in dem halbruinierten Adel die tiefste Verstimmlung gegen den Kaiser, die gebildeten Klassen neigten zum Liberalismus, so daß man selbst mit Alexander Herzen (S. 111 steht verdruckt Henzen), dem verbannten Führer der rabitalen Demokratie, verkehrte, und der alte Kanzler Graf Neffeltrode sich eigentlich nur noch auf die Armee verließ. Diese innern Angelegenheiten über-

wucherten selbst das Auswärtige Amt, Rußland war deshalb in der äußern Politik geradezu „neutralisiert,“ und Gortschalow strebte eigentlich nur noch danach, „die Fiktion großmächtlcher Beteiligung an der europäischen Politik lebendig zu erhalten.“ Aber gerade ihn beobachtete Bismarck schon damals mit regem Mißtrauen. Denn Gortschalows Ziel war seit dem Ende des Krimkriegs ein enges Einvernehmen mit Frankreich; daher wollte er im Einverständnis mit dem damaligen Statthalter von Polen, Marquis Wielopolski (einem unersöhnlichen Gegner der Deutschen und eifrigen Verfechter einer Ausöhnung zwischen Rußen und Polen), den Polen aus Rücksicht auf die alten Sympathien Frankreichs für diese möglichst entgegenkommen.

Dieser Gefahr arbeitete Bismarck auch als Botschafter in Paris entgegen. Er wollte deshalb den Lieblingsgedanken Napoleons III., ein enges Bündnis mit Preußen zu schließen, über den sich dieser ihm gegenüber am 27. Juni 1862 in Fontainebleau eingehend aussprach (S. 152 f.), dem aber König Wilhelm widerstrebte, nicht ohne weiteres von der Hand weisen, um so weniger, als eben damals Fürst Metternich weitgehende Vollmachten erhalten hatte, um eine Annäherung Österreichs an Frankreich anzubahnen, als also die Gefahr eines französisch-österreichisch-russischen Bündnisses, der furchtbaren Koalition von 1757, wieder heraufstieg. Es war daher später einer der ersten glänzenden Erfolge der Bismarckschen Staatskunst, daß er durch die Februarconvention von 1863 dieser deutschfeindlichen Politik Gortschalows eine ernste Niederlage bereitete und der antifrönsösischen Partei am russischen Hofe, der hier eigentlich nur der Kaiser, die Generale und die Staatsmänner deutscher Abkunft anhängen, das Übergewicht verschaffte, ein Erfolg für ganz Deutschland, denn „Polens Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken französischen Armee an der Weichsel, und jede Verlegenheit, die man Rußland in Polen bereitet, ist ein Zwang Rußlands zur Verständigung mit Frankreich,“ und „wir können den Rhein nicht halten, wenn wir Polen im Rücken haben“ (vom 9. März 1863, S. 173 f.).

Aber unter dem Druck dieser Möglichkeit stand auch Bismarcks ganze spätere auswärtige Politik. Danach bemah er das Verhältnis zu den deutschen Mittelstaaten und zu Österreich, das man behandeln müsse wie jede andre fremde Macht, stichfest „für die Pfaffen vom Bruderkrieg“ (S. 165), zu dem jungen Königreich Italien, dessen Anerkennung er trotz der heimischen Opposition der Konservativen und Merkmalen eifrig empfahl, das man „erfinden“ müsse, wenn es nicht von selbst entsünde, weil sich „keine willkommnere Schöpfung für preußische Politik denken“ lasse (S. 121), endlich zu Dänemark, indem er rät, sich mit ihm auf Grund einer Teilung Schleswigs zu verständigen, da Napoleon III. darauf hinarbeite und Rußland wohl auch dafür zu haben sein werde, aber an einen Krieg nicht zu denken, „bevor wir nicht Dänemark auf der See gewachsen sind“; „mit drei oder vier Panzerschiffen wären wir in der Lage, sie [die Frage] zu erledigen“ (vom 16. Juni 1862, S. 147 f.).

Es ist natürlich, daß vom Standpunkte dieser hohen Warte aus für Bismarck die Parteikämpfe des „Konflikts“ mit dem starren Doktrinarismus und der Kurzsichtigkeit der Liberalen bei allen Macht- und Lebensfragen des Staats tief unten liegen und nur als Hemmnisse der großen Politik erscheinen, die in irgend welcher Weise beiseite geräumt werden müssen und nicht allzu tragisch zu nehmen sind. Er kommt immer wieder auf den Gedanken zurück, man solle das Abgeordnetenhaus nicht auflösen, sondern ruhig zusehen, wie es abwirtschaste, bis die Erkenntnis der Lage und der Absichten der Regierung im Lande durchbringe und so der Opposition der Boden entzogen werde. — Vom Mai 1863 bis 1871 kommt dann nur noch Verstorff mit großen Unterbrechungen zu Worte, aber die freundschaftliche Wärme der

Empfindung dauert unvermindert fort, und Bernstorff begleitet die steigenden Erfolge seines Chefs mit lebendiger Sympathie.

Von den mitgetheilten Einzelbriefen Bismarcks sind menschlich weitaus die interessantesten neun Briefe an seinen Sohn Herbert von 1858 bis 1893, denn sie zeigen, wie sehr er sich auch zu dem Standpunkte eines Knaben herablassen konnte, und wie ihm inmitten der schwersten Kämpfe und Entscheidungen die einfache herzliche Empfindung für die Seinigen unverkümmert geblieben ist. Sie werden ohne Zweifel bei einer neuen Auflage der „Bismarckbriefe“ dort ihre Stelle finden.

Größere Gruppen von Briefen anderer an Bismarck rühren her von Savigny (1851 bis 1867), von dem Kabinettsrat W. Niebuhr 1851 bis 1855, dem Prinzen Friedrich Karl (über den Anlauf einiger Kosakenpferde) 1859, dem Minister Rudolf von Auerswald 1860 und 1861, und Moon 1861, 1868 und 1869; mit einzelnen Briefen sind vertreten König Wilhelm 1865 (Erhebung Bismarcks in den Grafenstand), Leopold von Gerlach 1857, Otto von Manteuffel 1858, von Werther 1859, Richard von Friesen 1872 (Dank für den Schwarzen Adlerorden), der württembergische Kriegsminister A. von Sudow, einer der feurigsten Vorkämpfer der deutschen Einheit, 1874 (bei seinem Rücktritt „jezt, wo die eigne Militärverwaltung Württembergs — als entbehrlich und überflüssig immer mehr erscheint — ihre Behauptung fernerhin des höhern Zwecks entbehrt und sie als Selbstzweck ebenso zu verwerfen ist wie ihre Fortführung zum Scheine nur als gemeinschädlich in jeder Hinsicht, politisch, militärisch und moralisch, und schon durch die bloße Unwahrheit darin“), der amerikanische Gesandte Bancroft 1869, endlich die Witwe Benedels, die 1881 tief bewegt auf ein Belleidschreiben Bismarcks nach dem Tode ihres mtkhandekten Gemahls (11. Juli) antwortet (vgl. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland II, 551).

Den Briefen angeschlossen sind einige Denkschriften oder denkschriftenartige Aufsätze. Von Bismarck selbst rühren her der Entwurf zu einer am Bundestage abzugebenden Erklärung Preußens gegen die allzustarke, daher unberechtigte Betonung der kleinstaatlichen Souveränität 1860 und das Konzept zu einem Briefe König Wilhelms an Napoleon III. über dessen beabsichtigte Einladung zu einem Kongreß der europäischen Fürsten in Paris (aus dem November 1863), von H. Wagnier zwei längere Denkschriften von 1872 und 1874 über die einzuschlagende Sozialpolitik gegenüber dem Arbeiterstande, die schon Invaliden- und Altersversorgungskassen unter Staatsverwaltung in Aussicht nehmen.

Die zweite Abteilung „Aufsätze“ enthält drei größere Stücke: eine vergleichende Abhandlung von Friedrich Neubauer in Halle über „Stein und Bismarck,“ eine zweite von Dr. von Petersdorff in Pfaffendorf bei Koblenz über „Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen und Treitschles Politik,“ die sich die dankbare Aufgabe stellt, die politischen Anschauungen des großen Staatsmanns und des großen Historikers in ihren Übereinstimmungen und Abweichungen auf Grund dieser beiden Werke zu erörtern, endlich eine Arbeit des Herausgebers „Zur Bismarck-Litteratur,“ die uns nötigt, etwas länger bei ihr zu verweilen.

Wenn nämlich dabei zunächst schon der äußerliche Umstand einigermaßen befremdet, daß darin nur zwei Werke besprochen werden, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung von Joh. Benzler und die Tagebuchblätter von W. Busch (in der englischen Ausgabe), so macht die Art dieser Besprechung den unbehaglichen, um nicht zu sagen peinlichen Eindruck, daß sie durch Einflüsse bestimmt worden sei, die außerhalb der Aufgabe des Historikers liegen. Denn die selbstverständliche Erwartung, daß ein so gewissenhafter und sorgfältiger Forscher wie Horst Kohl diese beiden doch jedenfalls beachtenswerten Werke entweder selbst unbefangenen und gründlich

würdigen oder diese Aufgabe einer berufenen, sachkundigen Feder anvertrauen werde, wird merkwürdigerweise durchaus nicht erfüllt. Bei Benzler begnügt sich der Herausgeber einfach damit, die „Authentizität“ der dort als von Bismarck herrührenden abgedruckten Artikel der Hamburger Nachrichten zu bestreiten, und fügt dazu einige Briefe und Erklärungen des Fürsten Herbert Bismarck vom 24. Oktober, 27. November und 9. Dezember 1898, in denen dieser übrigens nur gegen die Behauptung des Verlegers, alle mitgetheilten Aufsätze seien „authentisch,“ Verwahrung einlegt. Das ist doch schließlich ein Streit um Worte, denn die Authentizität des Wortlauts dieser Artikel hat niemals irgend jemand behauptet, die Authentizität des Inhalts aber hat Horst Kohl für die von ihm in den drei ersten Jahrgängen des Bismarck-Jahrbuchs veröffentlichten Artikel (im ganzen 156) selbst anerkannt (I, 327); er setzt sich also jetzt mit dieser seiner frühern Erklärung in Widerspruch, denn was von jenen 156 Artikeln gilt, das wird doch wohl auch von den spätern gelten. Nachdem der Streit auch in die Tagespresse getragen worden ist, wäre es dringend zu wünschen, daß der einzige, der den Beweis für die „Authentizität“ der von ihm dem Herausgeber Benzler bezeichneten Artikel, d. h. dafür, daß sie vom Fürsten Bismarck „inspiriert“ sind, erbringen kann, der Chefredakteur der Hamburger Nachrichten, Dr. G. Hofmann, diesen Beweis auch wirklich antritt. Eine allgemeine Ablehnung der „Authentizität“ in dem hier überhaupt möglichen Sinne von der andern Seite kann keinen Eindruck machen.

Viel schlimmer als Benzler und Hofmann kommt R. Busch weg. Allerdings hat der Herausgeber in seinem eignen, sehr kurzen Urteil nur die englische Ausgabe im Auge, aber er erstreckt es doch auch auf die ihm noch nicht vorliegende deutsche, wenn er Seite 314 schreibt: „Immerhin wird diese, auch wenn sie viele Fehler des Originalmanuskripts“) verbessert haben sollte, an dem Charakter der Publikation nichts ändern können,“ er wendet also die Bezeichnungen, mit denen er die englische Übersetzung charakterisieren zu müssen glaubt, „Klatsch“ und „Pasquill“ im voraus auch auf das deutsche Original an. Es wäre nun von dem unzweifelhaft besten Kenner des Details der Bismarckschen Zeit wohl billig zu erwarten gewesen, daß er diese schwere Anklage wissenschaftlich begründet hätte; statt dessen begnügt er sich damit, „im Interesse der geschichtlichen Wahrheit“ eine Anzahl nicht kritisierender, sondern schlechthin verurteilender Artikel der Hamburger Nachrichten und der Leipziger Neuesten Nachrichten abzudrucken. In der ersten Zeitung werden nur einige das Werk charakterisierende Behauptungen aufgestellt, keineswegs aber Beweise dafür beigebracht. Die Leipziger Neuesten Nachrichten oder vielmehr ihr Korrespondent, wie uns im Interesse der geschichtlichen Wahrheit Seite 320 ver-raten wird, Dr. Paul Viman in Berlin, von dem in den letzten Jahren einige Berichte aus Friedrichsruh durch die Zeitungen gegangen sind, bezichtigen Busch der Entstellung und Fälschung von Äußerungen des Fürsten, einer Menge von sachlichen Irrthümern, der widerrechtlichen Benutzung von Urkunden usw. und rufen auch den Geh. [Obermedizinal-] Rat Professor [Dr.] Schweningner als Zeugen für diese Anklagen auf. Im ganzen will P. Viman „etwa dreihundert Falts“ konstatirt haben, eine mythische Zahl, die von den Zeitungen in dem einer Mythe gegenüber allerdings gebührenden naiven Glauben mit einem gewissen behaglichen Schaudern vor solcher Verworfenheit unbesehen als erwiesene Thatsache weiter verbreitet worden ist. Es wäre ein Leichtes, die von ihm dann wirklich aufgeführten „Irrthümer,“ die gar sehr hinter dieser Zahl zurückbleiben, theils als wenig bedeutende

*) Wir bemerken dabei, daß das „Originalmanuskript“ nicht die englische, sondern die deutsche Fassung ist, von der der englische Text nur eine verkümmerte Übersetzung giebt.

Versehen nachzuweisen, teils ganz in Rauch aufzulösen; um den Leser nicht noch mehr zu langweilen, begnügen wir uns mit einer ganz kleinen Auslese charakteristischer Blüten aus diesem Blumenstrauß. Es wird Busch z. B. ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß er den Fürsten einmal (1863) von einem „Staatsrat“ sprechen lasse, wo es sich nur um ein „Conseil“ (der Minister, englisch council) handelt, wo also vermutlich der Fürst selbst das von ihm sonst mit Vorliebe gebrauchte Wort „Conseil“ einmal ungenau übersetzt hat, was auch aus Pöschinger, Tischgespräche I, 99, hervorgeht; oder daß Busch 1879 den Kaiser Wilhelm an Bismarck einen „Bericht“ über die Zusammenkunft von Alexandrowo erstatten läßt, während doch sonst nach amtlichem Brauche der Minister dem Monarchen berichte, obwohl hier thatsächlich in Form eines Briefes ein Bericht des Kaisers gegeben worden ist! An andern Stellen, wo Herr Liman Busch ob seiner traffen Unwissenheit tabelt, beweist er nur seine eigne mangelhafte Kenntnis, so, wenn er meint, die Vorgeschichte des französischen Krieges 1870 liege schon so offen vor, daß man jede von der gewöhnlichen Erzählung abweichende, daher zunächst überraschende Nachricht als „Verwirrung der Begriffe“ bezeichnen könnte, oder, wenn er bei der Erzählung Buschs, König Ludwig II. von Bayern habe im Februar 1871 die Krone seinem Bruder Otto übertragen wollen, verächtlich ausruft: „Hat es je einen größern Unsinn gegeben?“ O ja, nämlich die Behauptung, daß das Unsinn sei, denn erst jüngst hat Louise von Kobell diese Absicht des Königs aus bester Quelle bestätigt (Deutsche Revue 1899, Januarheft S. 25 f.). Und wenn der Kritiker zuversichtlich sagt: „Die Memoiren [Bismarcks] werden ergeben, was Busch mißverstanden und gelogen hat,“ so kann man darauf nur trocken erwidern: „Die Gedanken und Erinnerungen haben ergeben, wie treu Busch berichtet hat.“ Wie wenig genau Liman es selbst zuweilen mit der Wahrheit nimmt, beweist die gelinde gesagt dreiste Vermutung, Busch habe wohl auch den berufenen Artikel in Schorers Familienblatt (1892) über die undankbare Behandlung Buschs durch Bismarck verfaßt, eine Vermutung, die er selbst dem Fürsten gegenüber ohne den Schatten eines Beweises zu äußern sich herausnahm, und die doch geradezu der Wahrheit ins Gesicht schlägt. Aber genug hiervon. Wir fragen jetzt: Welches Recht hatten diese drei Kritiker, von denen zwei erst in den letzten Jahren gelegentliche Beziehungen zu Bismarck hatten und selbst der einzige, der ihm schon vor der Entlassung nahe stand, Dr. Schwening, während der Zeit seiner großartigsten und fruchtbarsten Thätigkeit noch gar nicht mit ihm in Berührung gekommen und auch später schwerlich in seine politische Arbeit eingeweiht gewesen ist, über die Berichte eines Mannes den Stab zu brechen, der viel länger, viel mehr und viel intimer als sie alle gerade in der arbeitsvollsten und kampfreichsten Zeit mit dem Kanzler nicht nur verkehrt, ihn nicht nur auf Stunden oder Tage „interviewt,“ sondern mit ihm und für ihn aufopfernd gearbeitet hat? Welchen Wert hat ihr „psychologischer“ Gegenbeweis: weil das, was wir vom Fürsten an Urteilen und Berichten, die auch bei Busch vorkommen, gehört haben, nicht ganz mit dessen Angaben stimmt, anders gefärbt oder gewandt ist, so hat Busch gelogen! Als ob sich diese Urteile nicht ganz anders formen mußten mitten im Kampfe als in der rückschauenden Betrachtung! Wenn Herr Liman sagt: „Zu mir hat der Fürst sich so und so geäußert,“ so muß man ihm entgegen: „Zu Busch hat er früher so und so gesagt.“ Und warum in aller Welt sollen wir Liman mehr glauben als Busch? Auf Schweningers Urteil aber wirkt es ein sonderbares Licht, wenn man weiß, daß er überhaupt nur einige wenige male mit Busch in Friedrichsruh zusammen getroffen ist, nämlich im November 1883, im Oktober 1888 und im Mai 1893 (Tagebuchblätter III, 160 ff. 254. 260. 333; den Schlaganfall, den Schwening er benutzte, um den Wert der

Verichte von Busch anzuzweifeln, erlitt dieser beiläufig erst am 20. Mai 1890, III, 300), also nur selten Gelegenheit gehabt hat, seine Erinnerungen an Äußerungen des Fürsten mit den Aufzeichnungen Buschs zu vergleichen. Über den Vorwurf, Busch habe sich unbefugterweise geheime Staatsakten angeeignet, „vulgo gestohlen,“ ist kein Wort zu verlieren; darüber gab es nur einen Richter, und der schläft jetzt unter den Eichen des Sachsenwaldes.

Entsprach es nun wirklich dem innerlich und äußerlich monumentalen Charakter, den das Bismarck-Jahrbuch tragen soll und tragen will, dieses ganze leichtsinnige und gehässige Gerede unbefugter Kritiker vor der Vergänglichkeit schlechten Zeitungspapiers zu retten und als historisches Dokument für die Zukunft aufzubewahren, weil diese Äußerungen angeblich „den durch dieses Pasquill (Buschs) allgemein hervorgerufenen Eindruck wieder spiegeln“? Mindestens hätten es „die geschichtliche Wahrheit“ und der alte juristische Grundsatz *audiatur et altera pars* gefordert, daß auch gegenteilige Äußerungen mitgeteilt worden wären, vor allem die in der Tagespresse vollkommen totgeschwiegene Kritik des literarischen Zentralblatts Nr. 46 vom 19. November 1898 über die englische Ausgabe, die Dugende von Zeitungsartikeln aufwiegt. Jedenfalls haben wir zu erwarten, daß der nächste Jahrgang des Bismarck-Jahrbuchs eine unbefangene kritische Würdigung der nunmehr erschienenen deutschen Ausgabe aus berufener Feder bringt, mindestens die Urteile wiedergibt, die inzwischen anerkannte wissenschaftliche Historiker wie Erich Marks und Georg Kaufmann, nicht Journalisten, darüber gefällt haben. — Den Schluß des vorliegenden Jahrgangs bildet die „Chronik vom 1. Januar bis 31. Dezember 1898“ mit einigen Artikeln der Hamburger Nachrichten und mit Nachträgen zu früheren Bänden.

H. Kohls Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen (Leipzig, Bötschen, 1899) ist schon in der Nummer 14 der Grenzboten kurz charakterisiert worden. Hier sei noch erwähnt, daß eine Nachbildung der letzten von Lenbach in Pastell gemachten Porträtskizze (vom 4. Januar 1895) beigelegt ist, die einen eigentümlich milden, resignierten Ausdruck der belananten Züge zeigt, wie er ihnen in früheren Jahren der Vollkraft nicht eigen war. Ein sehr willkommenes Hilfsmittel zu rascher Orientierung bietet H. Kohl in einer tabellarischen, rein chronologischen Übersicht: Denkwürdige Tage aus dem Leben des Fürsten Bismarck (1815 bis 1898, Leipzig, Pahl, 1898), das zugleich eine Ergänzung seiner großen Bismarckreife ist, da diese mit der Entlassung des Kanzlers abschließen. Auch diesem solid ausgestatteten Büchlein ist das oben erwähnte Lenbachsche Porträt des Fürsten beigegeben. — Endlich hat auch der langjährige Arzt Bismarcks, Ernst Schweningen, einen kleinen Beitrag zu seiner Kenntnis geliefert: Dem Andenken Bismarcks (Leipzig, Hirzel, 1899). Leider befriedigt die kleine Schrift die Erwartungen wenig. Der erste Abschnitt „Wie Bismarcks Erinnerungen und Gebanten entflohen“ gibt nichts Eingehendes und kommt neben den von Busch überlieferten Nachrichten kaum in Betracht (siehe Grenzboten Nr. 14); selbst das Verdienst, das Schweningen an der Entstehung der Memoiren für sich in Anspruch nimmt, hat er wohl überschätzt. Interessanter ist der zweite Abschnitt: „Einiges über Bismarcks Leiden,“ aber ganz neu kann man hier nur die Nachricht nennen, daß der Fürst seit dem Oktober 1897 an dem sehr schmerzhaften Altersbrand im linken Fuße gelitten habe, was man mit vollem Rechte ihm und dem Publikum verheimlichte.

Zum Schluß erwähnen wir noch eine Reihe von Arbeiten zur Beurteilung Bismarcks. Geistreich, wenngleich vom Standpunkte des langjährigen politischen Gegners aus und ohne volles Verständnis für den Mann giebt der vor kurzem

verstorbene Abgeordnete Ludwig Bamberger in seinem Bismarck Posthumus (Berlin, Harmonie, 1899. Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation“) eine eingehende Würdigung der „Gedanken und Erinnerungen,“ die den stark subjektiven Charakter dieser Darstellung besonders betont, und eine ausführliche Besprechung der englischen Ausgabe von Busch, die trotz einer gewissen Antipathie gegen den Verfasser dem Werte des Buches im ganzen gerecht wird und es treffend als „einen weit angelegten Aufbau von Momentphotographien, man könnte sagen, Momentphonographien“ von „rücksichtslosem Naturalismus“ bezeichnet und zugiebt: „Die dem Kanzler nachgesagten Äußerungen tragen durchweg den Stempel der Echtheit. Sie widersprechen auch durchaus nicht solchen, die andern nähern Beobachtern längst nicht neu waren“ (Seite 16 f.). Viel tiefer und gerechter haben drei unserer namhaftesten Historiker Gustav Schmoller, Max Lenz und Erich Marcks in Aufsätzen und Reden, die jetzt zusammengefaßt herausgegeben worden sind (Zu Bismarcks Gedächtnis. Von Gustav Schmoller, Max Lenz, Erich Marcks. Leipzig, Ducker und Humblot, 1899), das Wesen und Wirken Bismarcks zu beurteilen versucht; Marcks, der feinsinnige Biograph Wilhelms I., hat danach im Aprilheft der Deutschen Rundschau auch eine eindringende Darstellung seines Entwicklungsganges nach den Gedanken und Erinnerungen begonnen. In der Grundauffassung, daß Bismarck nicht nur von einer rein preussischen Interessenpolitik ausgegangen sei, sondern auch bis 1866 nur eine solche verfolgt und erst seitdem zum deutschen Staatsmann geworden sei, stimmt Marcks mit Lenz überein. Mir will scheinen, daß diese Auffassung die Wandlung zu spät ansetze, und schließlich: Preußen war vor 1866 das werdende Deutsche Reich, nicht ein Mittelstaat wie andre. Schmollers Verdienst ist, neben einer wundervollen, echt historischen Charakteristik der Persönlichkeit, die meisterhafte Würdigung der Stellung Bismarcks zur Volkswirtschafts- und Sozialpolitik.

So sehen wir die verschiedenartigsten Kräfte, berufne und unberufne, an der Arbeit, die Erkenntnis und Beurteilung der großartigen Erscheinung, die wir Bismarck nennen, zu fördern, aber nur berufnen und freiwaltenden Kräften, die sich bei aller Pietät keiner andern Zensur unterwerfen als der des wissenschaftlichen Urteils, wird ihre Lösung gelingen.



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

13



m Frühjahre 1854 siedelte ich mich in Wien an und wurde, wie das so vielen ergangen ist, sogleich von der Stadt bestrickt. Es war eine echte Frühlingszeit, alles grünte und blühte in strahlendem Sonnenschein, der auch die altergrauen Mauern zu durchleuchten schien. Auf Gassen und Plätzen wogte eine frohbewegte Menge, und die längst in allen Sprachen verherrlichten frischen, „feischen“ Wienerinnen wiefen in den Farben ihrer Sommeranzüge, blau und weiß, auf den besondern

Grund der allgemeinen Heiterkeit hin. Prinzessin Elisabeth von Bayern war soeben erst als Kaiserin eingezogen und hatte durch ihre jugendlich-liebliche Erscheinung sofort alle Herzen gewonnen. Dazu kam, daß sich ihr zu Ehren zahlreiche Kerkerthüren geöffnet hatten, daß man von ihrem Einflusse ersehnte Wandlungen in der innern Politik erhoffte. Daher drängte sich alles, einen Blick von ihr zu erhaschen, und solche Gelegenheiten boten vorzüglich die täglichen Fahrten in den Prater. Daß die Kaiserin inmitten der unaufhörlichen Huldigungen eine gewisse Verlegenheit zeigte, that der Begeisterung keinen Eintrag. War sie doch in ländlicher Zwanglosigkeit aufgewachsen und mußte sich erst an die Pflichten ihrer Stellung gewöhnen, auch an die Lasten, die die Popularität mit sich bringt. Mit der Zeit wollte man freilich in ihrer Art zu danken Gleichgiltigkeit und Kälte erkennen und schloß daraus, daß sie Wien und die Wiener nicht liebe. Nach ihrem schrecklichen Tode las man mehrfach, daß sie sich unter der spanischen Hofetikette bedrückt gefühlt habe. So kann die Sache indessen nicht zusammenhängen; denn es wird nicht viele Höfe geben, an denen ein so schlichter, man könnte sagen bürgerlicher Verkehrston besteht wie am Wiener Hofe. Nach anderer Lesart wäre sie schon durch ihre Vorliebe für den Pferdesport frühzeitig für die Ungarn eingenommen worden, und ungarische Hofdamen hätten es verstanden, ihr Abneigung gegen den deutschen Hofadel einzuflößen, der sich vorgeblich unpassende Urtheile über das Wesen und Benehmen der Kaiserin erlaube. Wie das auch sein möge, eine auffallende Zurückhaltung, ihr Fernbleiben von Gelegenheiten, wo man sie zu sehen hoffte, sind nicht wegzuleugnen, und wie bekannt, hat sie gern andre Aufenthaltsorte bevorzugt, auch wenn sie nicht durch ihre Gesundheitsverhältnisse dazu genötigt war.

Von dem damaligen Wien giebt das heutige nur noch eine schwache Vorstellung. Der Kern der Stadt hatte noch von Türken- und Franzosenkriegen her insofern den Charakter einer Festung bewahrt, als diese „innere Stadt“ von Mauern und Wällen und einer breiten Glacisfläche umgeben war, jenseits deren sich die Vorstädte entwickelt hatten. Die Paläste und vornehmern Wohnhäuser in solchen Vorstädten waren ursprünglich als Landhäuser gedacht gewesen, und da „die Burg“ des Kaisers, die Gebäude der Zentralbehörden usw. sämtlich in der innern Stadt lagen, suchten wohlhabende Privatleute und elegante Geschäfte soweit möglich Platz in der Stadt. Die natürliche Entwicklung der großen Stadt war durch die Straßenzüge, die aus den Fahrwegen zur Umgegend und nach den Kronländern entstanden waren, gegeben. Aber als 1858 die „Stadterweiterung“ verfügt worden war, herrschte die Ansicht vor, daß die Bastionen und das Glacis mit Stadtanlagen bedeckt werden müßten, die den Pariser Boulevards entsprächen. So entstand der Ring; und da die Befestigungen als Eigentum des Militärärars angesehen wurden und der Verlauf von Baupläzen durch den „Stadterweiterungsfonds“ aus dem eine große Zahl öffentlicher Gebäude hergestellt werden sollte, nur zu sehr hohen Preisen vor sich ging, wurde fast gänzlich von der wirklichen Erweiterung der Stadt abgesehen. Der Grundsatz, womöglich jeden neu gewonnenen Raum als Bauplatz auszunutzen, griff auch in den alten Vorstädten um sich, die damals noch reich an großen Parks und Gärten waren, und noch immer scheint es vielen Wienern nicht einzuleuchten, welchen Schaden sie durch Ausrottung des lebendigen Grüns anrichten.

Der schmerzlichste Verlust aber wurde durch Niederreißen der Bastionen verursacht. Sie gewährten einen unersehblichen Schatz als Spazierwege um die ganze innere Stadt, über dem Lärm und Staube der Fahrwege, mit Aussicht auf die Stadt selbst, über das Glacis und die Vorstädte bis zum Kranze der Waldberge.

Wer die Zeit noch erlebt hat, gedenkt mit Behmut der Spaziergänge zu jeder Tagesstunde, zumal des Abends, wenn aus dem eine Bastion krönenden „Paradiesgarten“ und dem Volksgarten Straußische und Lannersche Weisen erklangen. Bis zum Jahre 1848 hatte man auch über das Burghor hinweg seinen Weg fortsetzen können, und der Wiener Wit legte den Wahlpruch am Frieze des Thores: *Justitia rognorum fundamentum* so aus: „Die Gerechtigkeit der Regierung läßt alles drüber und drunter gehn.“ Nur wer alte Städte kennt, die sich in ähnlicher Art ihre Volkswerke erhalten haben, wie Nördlingen und das käseberühmte Chefter, kann den Wert eines solchen Besitztums für eine große Stadt einigermaßen würdigen.

Nicht zufällig gedenke ich dabei der alten Walzerkönige und ihrer Nachfolger. Die Wiener Tanzmusik, Kompositionen und Art des Vortrags sind in dem Walde des alten lustigen Wien so unentbehrliche Züge, wie man in der Brühl aus Wald und Busch und Wasser den trefflichen Schubert zu hören glaubt, der so gern dort in der Hölzdrichsmühle weilte. Es bestanden noch die vielbelobten Vergnügungsorte wie „der Spertl“ u. a., das Carltheater mit seiner unerfchöpflichen Ausgelassenheit; das alte winklige Burgtheater genoß noch die wohlverdiente Verehrung. Es war noch die Zeit der Schreyvogel, Grillparzer, Bauernfeld, Anschütz, Löwe, Nestroy, Scholz — wenn auch der Erste nicht mehr unter den Lebenden war. Nicht mehr wie in den dreißiger Jahren pülgerten Norddeutsche, Willibald Alexis, Holtei, Glasbrenner usw. nach der Stadt, die kein höheres und zugleich kein allgemeineres Interesse zu kennen schien als das Theater, und sie entwarfen nicht mehr so begeisterte Schilderungen von den wahrhaft vollstümlichen Bühnen höhern und niedern Ranges. Aber das Theater war doch noch das Lieblingskind der Wiener, ein neues Stück in einem der beiden genannten Schauspielhäuser konnte zur wichtigsten Staatsangelegenheit werden, obschon die ältere Generation gern wiederholte, zur Zeit Raimunds und der Theresie Krones sei es in Wien doch anders gewesen.

Den Neuling berührte vieles fremdartig, schon im Dialekt. Wie schwer es vielen Norddeutschen geworden ist, sich an die Wiener Art zu gewöhnen, wurde mir auch wieder deutlich in Gustav Freytags Erinnerungen, der z. B. in dem „Charakterkomiker“ Nestroy nichts andres gesehen hat als einen Possenreißer, obgleich dieser in Wahrheit ein starker Satiriker, sehr witzig und dabei ein gründlicher Kenner des Wienerturns war. Seine Stücke wurden überall in Deutschland aufgeführt, die Rollen aber, die er für sich selbst geschrieben hatte, meistens von jungen Humoristen gegeben, denen noch die Eigenschaften eines Liebhabers zuzutrauen waren, wozu sich bei der grotesken Erscheinung des schon alternden Nestroy höchstens die Einheimischen herbeilassen mochten. Einen gewissen Eindruck auf Freytag machte ich einmal durch Mitteilung von einigen Zügen aus Nestroys köstlicher Parodie auf die Judith Hebbels mit den (wie der Wiener so gut sagt) geschwollenen Phrasen des falschen Holofernes: „Ich möchte mit mir selbst raufen, um zu sehen, wer stärker ist, ich oder ich!“ u. dgl. m. Zu bedauern war stets die Lust Nestroys an derben Zweideutigkeiten, für die sein Publikum allerdings mehr Verständnis mitbrachte als für seine ledigen Witze über Philosophie, ästhetische Bildung und ähnliches mehr. Sein treuer Genosse war der unwiderstehlich wirkende Komiker Wenzel Scholz, und es läßt sich denken, welches Ergötzen es den Wienern von 1848 bereitet hat, diese beiden Lieblinge als Nationalgardisten auf Wache ziehen zu sehen. Eine merkwürdige Gestalt war übrigens Nestroy überhaupt im Leben, schüchtern und ungeschickt, während er auf den Brettern vor keiner Kühnheit, keiner Keckheit zurückschrak.

An der Spitze des Burgtheaters stand seit 1850 Heinrich Laube, und dort

war er nach der jungdeutschen Sturmperiode und einem Absteher in den Parlamentarismus auf seinen rechten Platz gekommen. Zwar fehlte es ihm nie an Gegnern, vor allem wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für alles Französische. Ältere Schauspieler hatten bald erkannt, daß sich „der Litterat“ von ihnen nicht nach Wunsch imponieren ließ, hingegen für die von ihm „entdeckten“ jungen Talente väterlich sorgte, so lange er noch an sie glauben konnte. Einheimische Dramatiker (die Dichter der innern Stadt, wie der farlastische Daniel Spizer sie nannte) sahen eine Pflichtverletzung des Direktors darin, wenn er einem von ihren poetischen Kindern die Hofbühne nicht öffnete. Unnötige Schrofheiten machten in weiteren Kreisen böses Blut, wie die berühmt gewordne Lebenswürdigkeit gegen eine sich bei ihm meldende Schauspielerin: „Liebhaberinnen möchten Sie spielen? Mit dem Gesicht? Sie sehen ja aus wie ich!“ Doch mußten Billigdenkende ihm manches zu gute halten, weil es ihm immer um seine Sache zu thun war. Er ging in seinem Beruf völlig auf, gönnte sich kaum eine andre Erholung als die Jagd, deren Anhänger er auf einem Gute des Fürsten Pückler-Muskau geworden war, wo er eine Strafe für jungdeutsche Sünden abbüßen durfte. (Der Schauspieler Davison warf ihm deswegen einmal, charakteristisch für diesen echten Komödianten, vor, er habe ja schon „gefressen“.) Auch verkannte Laube nicht die litterarischen Verpflichtungen der vornehmsten deutschen Bühne und pfl egte sie wohl manchmal gegen seine persönliche Neigung. Er war von beneidenswerter Arbeitskraft und sein Hans zu jener Zeit das angenehmste Wiens. An dem großen Kaffeetische präsi dierte täglich von fünf bis sieben Uhr (Theaterstunde) Frau Zduna, geb. Buddeus, verwitwete Hänel, die es vortrefflich verstand, das Gespräch anzuregen und in Gang zu erhalten, so bunt auch oft die Gesellschaft war; denn kein Fremder von Bedeutung versäumte so leicht in dem Hause an „Stoß im Himmel“ vorzusprechen. Die meisten rauchten wie der Hausherr schwere Cigarren, auch manche Damen, wie die Dichterin Vetti Paoli (Blud); Cigaretten waren noch nicht gebräuchlich. Ich habe da zahlreiche ausgezeichnete Personen kennen gelernt, wie die Fürsten Pückler und Fritz Schwarzenberg, vor allen natürlich Künstler.

In meiner Erinnerung steht besonders lebhaft ein Abend. Neben mir saß Richard Wagner, als ein hochgewachsener, weißbärtiger Herr eintrat, von Laubes freudig begrüßt: der „Verstorbene.“ Die beiden großen Berühmtheiten hatten die allgemeine Vorstellung nicht beachtet, aber von der Hausfrau auf sein Gegenüber aufmerksam gemacht, sprach dann Pückler im verbindlichsten Tone seine Freude aus, „den Schöpfer einer neuen Musik“ kennen zu lernen. „Ich bin nicht der Schöpfer einer neuen Musik.“ war die grobe Antwort. Noch zweimal setzte der greise Aristokrat an, um seine Höflichkeit in eine dem andern genehmere Form zu bringen, wurde jedoch jedesmal in der nämlichen Weise abgefertigt. Nach einer kleinen Verlegenheitspause fragte mich Wagner leise nach dem Namen des Fremden. Nun bedauerte er sichtlich seine Ungezogenheit, fand aber keine Gelegenheit zum Einlenken, und beide Herren werden einander schwerlich noch einmal begegnet sein.

Von Laube verdient noch Erwähnung, daß er, soviel bekannt, sich niemals um Orden und ähnliche Ehren bemüht hat. Darin unterschied er sich von seinem spätern Nachfolger Dingelstedt. Dieser war und blieb, wie schon erwähnt worden ist, ein seltsames Gemisch von Plebejer und Höf ling. In seinen Liedern eines kosmopolitischen Nachwächters hatte er alles, was dem damaligen Liberalismus lächerlich oder verächtlich war, mit scharfen Stachelreimen bedacht, wandte sich jedoch als württembergischer Hofrat und Hofpoet sofort gegen seine bisherigen Gesinnungsge nossen, sodaß die Geschwindigkeit in der Vertauschung des Wächtertittels mit

der Hoflibree ein beliebtes Thema wurde. Damals ließ Herzog den Briefwechsel zweier Deutschen in Paris drucken, worin er selbst gelobt hatte, ein guter Bürger zu werden, Dingelstedt dagegen es zum Geheimen Hofrat bringen wollte. Dieser ließ sich alle solche Erinnerungen nicht anfechten. Er wurde Intendant in Stuttgart, München, Weimar, hielt aber, wie sein unlängst veröffentlichter Briefwechsel mit Friedrich Halm (Münd.-Vellinghausen) beweist, von Anfang an mit jähester Ausdauer den Plan fest, in gleicher Stellung nach Wien zu kommen, der Geburtsstadt seiner Frau, der Sängerin Jenny Luxer, also zunächst Laube zu verdrängen. Die Feindschaft beider muß sehr alt gewesen sein, und Laube erkannte sehr gut den Konkurrenten in den nie ruhenden Preßanfeindungen; aber wie Dingelstedt bei dem Dichter und vornehmen Manne, Halm, gegen ihn schürte, davon hatte er schwerlich eine Ahnung. Doch überall spielte gelegentlich dem so geichmeidigen Manne die böse alte Nachtwächterzunge einen Streich. In München sah er einmal, aus dem Hoftheater kommend, daß Kutcher bis knapp an die Vortreppe fuhren, herrschte sie mit seiner Trompetenstimme an und setzte dann zu seinem Begleiter, ebenfalls mit lauter Stimme, hinzu: „Wenn so ein Straßbayer überfahren wird, sind natürlich wir wieder Schuld!“ Den Namen hatten bekanntlich die bayrischen Soldaten erhalten, die in heftige Quartiere gelegt worden waren, um die sich gegen Hassenpflug wehrende Bevölkerung mürbe zu machen, aber in dem Munde eines bayrischen Hofbeamten war der Ausdruck gewiß noch nie vernommen worden! In Wien büßte er seine Stellung als Operndirektor ein wegen schöner Waise über hochadliche Dilettantinnen. Eine lustige Scene zwischen Dingelstedt und Liszt berichtet Wilhelm Chezy in seinen Memoiren.

Im Sommer findet die Flucht ins Freie noch allgemeiner statt als in andern Großstädten, und sie beginnt noch zeitiger. Wer es irgend möglich machen kann, versorgt sich, falls er kein eignes Landhaus besitzt, noch während des Winters mit einer Wohnung außerhalb der Stadt, um wenigstens Morgen und Abende „am Land“ zuzubringen.

Und das ist nicht, wie oft geglaubt wird, Modesache, Sport. Wien hat, ungeachtet der nahen Waldgebirge, Steppenklime, große Hitze bei harten Winden, deren Zufuhr das Donaubett, das Marchfeld, die ungarische Ebene besorgen, und deshalb bestehen die Ärzte, vornehmlich für Kinder, auf langer Erfrischung in gesünderer Luft, und jedermann bringt willig die Opfer an Geld und Bequemlichkeit. Vor vierzig Jahren waren die Verkehrsmittel noch gering an Zahl, und die Stellwagen entsprachen sehr wenig den berühmten Wiener „Wägen.“ Man ging noch mehr und konnte das thun, weil unmittelbar außerhalb der Linienwälle die freie Natur erreicht werden konnte, die jetzt durch das fortwährende Vordringen der Steinwüste ins offene Land immer weiter hinaus gedrängt wird. An Feiertagen pflegten auf allen den schönen Waldwiesen Ausflügler zu lagern, die unter Anführung einer Ziehharmonika — anstatt der wenigstens eine Art von musikalischem Können fordernden „Klampfen,“ Gitarre — gegen Abend in die Stadt zurückzuzugerten. Hentzutage benutz man auch für die mäßigsten Entfernungen Schienenwege, um bald und bei frischen Kräften ins Wirtshaus zu kommen. Fußwanderungen sind nur noch für Gebirge in Ansehen, insbesondere für Höhen und Schroffen, von denen man stillgerecht abstürzen kann.

Zu wirklichen Reisen entschließen sich viele Wiener schwer, weil sie ihre gewohnte Kost entbehren und wohl gar fremde Sprachen gebrauchen müßten. Man kann die beweglichsten Klagen darüber vernehmen, daß „draußen“ nirgends das richtige Stück saftigen Rindfleisch, nirgends ein guter Kaffee zu bekommen sei, und

in beiden Punkten ist der Wiener allerdings verwöhnt. Andererseits fällt es dem Fremden nicht leicht, das Wiener Küchenlatein zu verstehen.

Wie so viele fremde Familiennamen an die Vielsprachigkeit Osterreichs, an die einstigen Verbindungen mit Vorderösterreich, Lothringen, die Niederlande oder an die Eigenschaft Wiens als Residenz des deutschen Kaisers mahnen, so erinnert die Wiener Speisekarte oft an Italien und an Ungarn. Die meisten von da her entlehnten Ausdrücke sind mehr oder weniger („mehrweniger“ sagt der Wiener) verstümmelt; z. B. Karfiol statt cavolo fiore, Blumenkohl, Fjolen statt fagiuolo, Bohnen, Risibisi statt risotti di piselli, Reisbrot mit grünen Erbsen, Stoffat statt stufato, gedämpftes Fleisch, Gollasch statt gulyasch, ungarisches Pfefferfleisch, Kukuruz, ungarischer Mais usw. Von Getränken hatten die bairischen und die bittren, alkoholreichen böhmischen (Pilsener) Biere noch nicht die Oberhand über die einheimischen Biere gewonnen, das kometenmäßige Kneipen kam erst mit den studentischen Verbindungen auf; in verschiedenen Wirtshäusern wurden nur inländische Weine ausgeschenkt, die sich zum Wässern eignen („ein Seidel geprißt“), in den äußern Vorstädten („Gründen“) und Dörfern herrschte noch der Heurige, und der rechte Bauer (Weinbauer) von den Abhängen des Kahlengebirgs konnte sehr beleidigt sein, wenn man sein Gewächs ohne Wasser zu sauer fand. Branntweinschenken aber fand man nur in der Nähe der Linien, vornehmlich in der Nachbarschaft von Fabriken, deren Zahl damals noch gering war. Mit ihrer Vermehrung scheint auch der von galizischen Grundbesitzern gebrannte und von polnischen Juden vertriebene Schnaps ein Bedürfnis geworden zu sein, dem jetzt zahllose Kneipen zu genügen bemüht sind. Da der Branntweinschänker keine Sätze aufstellen darf, löst er gern eine Lizenz für den Kaffeeschank, damit sein Publikum in Ruhe und Bequemlichkeit dem Alkohol frönen könne. Kein Wunder, daß man das Hervortreten weniger angenehmer Eigenschaften in der sonst so gemüthlich-verträglichem Arbeiterbevölkerung Wiens wahrnehmen will, die den stärksten Zufluß aus slawischen Provinzen erhält.

14

Die periodische Litteratur Wiens, die im Jahre 1848 weit über hundert Nummern zählte, war nach der Einnahme der Stadt durch Windischgrätz und dem strengen Regimente des Kommandanten, Generals Welden, wieder sehr zusammengeschrunft. Vor der Revolution durften einzelne Tages- oder Wochenblätter politische Nachrichten mitteilen, die vorher in der amtlichen Wiener Zeitung oder im Osterreichischen Beobachter enthalten gewesen waren; im übrigen bezog man politische Nahrung aus der geduldeten Augsburger Allgemeinen und aus eingeschmuggelten Zeitschriften, namentlich den Grenzboten. Natürlich brach nach der Öffnung der Schlesien und Böhren eine wahre Überflutung herein. Nicht nur Publizisten, die sich nach Deutschland oder Frankreich geflüchtet hatten, kehrten in die Heimat zurück; da jedermann nun schreiben und drucken lassen durfte, was er wollte, glaubte so ziemlich jedermann sich berufen, ja verpflichtet, an der politischen Erziehung der Nation mitzuarbeiten, der sich selbst durch verbotne Lektüre und namentlich durch Blütenlesen aus der französischen Revolutionslitteratur gebildet hatte. Viele hatten ja, wenn nichts Besseres, doch den Revolutionsjargon erlernt und brachten ihn nun an, wie z. B. in Berlin ein Professor Venary eine Verammlung bestimmte, feierlich anzuerkennen, daß das Gefindel, von dem am 18. September bei Frankfurt die Reichstagsmitglieder Auerswald und Lichnowsky barbarisch hingeschlachtet worden waren, sich „um das Vaterland wohlverdient gemacht“ hätten. Solche Schändlich-

keiten, bei denen Kennommiſterei eine große Rolle ſpielte, verdienen in der Geſchichte des tollen Jahres eben der Motive halber nicht übergangen zu werden, die in Wahrheit den Weinamen toll rechtfertigen.

In Wien war man 1848 vor allem beſiſſen, durch packende Titel der neuen Waſſenliteratur Aufſehen zu erregen. So findet ſich in der Sammlung, die der Polizeipräsident, General Kempen, für ſeine Amtsbibliothek anlegen ließ, eine „Barciladenzeitung“ und „Barciladenpäße“; „Wiſt hi! Warum? Volksfragen“; „Wiener Flegel“ (neue Folge des freien Bürgerworts!); „Dampfpfeife“; „Gerad auß“! „Habt acht! Gerad auß!“ „Halt! Wer da?“ „Die rote Mütze“; „Der Dohnejoſe“; „Der Proletarier“; „Der Rotmantel“ (ſo nannte man die gefährdeten Sereschaner der Zellacichſchen Armee); „Schwefeläther“; „Gegengift“; „Höllenstein“; „Satan“; „Der reiſende Teufel“; „Bopſ und Schwert“; „Charivari“; „Käſenmuſik“; „Er mengt ſich in alles“; „Die Geißel“; „Die Fuchtel“; „Der politiſche Eſel“; „Der politiſche Kellner in dem neuen Waſthauſe zum freien Mann“; ein als „Kaiser Joſeph“ gegründetes Blatt verwandelte ſich bald in den „Marrenturm“ und endlich in den „Poſichnell“ uſw.! Natürlich gab es allerlei Demotraten, Freiſinnige, Radikale, Freiheitskämpfer, Fahnen, Farben, Patrioten, Parlamentarier, Studenten, Ehrreicher, Deutsche, Slawen, Ungarn, Nationalgardisten, Iſraeliten uſw. Von vielen Blättern ſagt ſchon der Titel genug, aber gerade die verrufenſten begnügten ſich mit harmloſern Aufſchriften wie „Die Konſtitution“, „Der Freimütige“ uſw. Ubrigens bezeugt die „Deutſchſchrift über die Wiener Oktoberrevolution“ von Dunder, daß die ſogenannten Schwarzgelben, d. h. die Konſervativen, Gutgeſinnten, Slawenfreunde, Ultramontanen in ihrem Auftreten um kein Haar beſſer und verſtändiger geweſen ſein als die Revolutionsfreunde; und da der Verfaſſer ſelbſt ſich immer als Schwarzgelber ſtrenger Obſervanz giebt, kann man ihm in dem Punkte gewiß Glauben ſchenken. Komisch nimmt es ſich aus, daß es auch die klaſſiſchen Vertreter des geſinnungsloſen vormärzlichen Philiftertums angemessen gefunden hatten, politiſche Farben aufzuſtecken, Saphir ſeinen „Humoriſt“ in „Politischer Horizont“ umtanzt und der gute Bäuerle, der nur in der Atmosphäre des Theaters und vor allem des Theaterklaſſiſches wirklich lebte, ſich als „Öſterreichiſcher Kurier“ vorſtellte. Derartige Verkleidungen fielen raſch ab, als im November auf die Ubelgeſinnten Jagd gemacht wurde, und mancher halbvergeſſene ehrbare Titel rettete einem gefährdeten Blatt, vielleicht auch beſſen Redakteur das Leben. Viele Journaliſten hatten beizzeiten das Weite geſucht, mancher Geſuchte wurde wohl nicht gefunden, weil er ſein Blatt mit einem Kneipnamen oder ſonſt einem Pſeudonym gezeichnet hatte. Stand doch auf dem „Wiener Krakehler“ als Herausgeber — Pius IX.! Dem ſchwerſten Schickſal, wie Robert Blum, verfielen nur die beiden Redakteure des „Radikalen“, der Muſikgelehrte Alfred Veſcher und Hermann Zellinek. Daß es ungeachtet aller Vorſicht nicht immer leicht war, aus der Preſſenarchie auf geſchlichen Boden einzulenken, bewies ſogar die amtliche Wiener Zeitung, die zu Weldenſ Zeit einen offenbar aus dem Sommer übrig gebliebenen Aufſatz gegen den Adel als Stand brachte, wofür der Redakteur durch ſeine prompte Entſcheidung zu büßen hatte. Die beiden Redakteure des Studenten-Kuriers retteten ſich nach England, wo ſie zuerſt publiziſtiſch thätig waren, Buchheim ſpäter als Lehrer des Deutſchen, während D. Falke (eigentlich Peter) bald nach Amerika auswanderte, ſich an induſtriellen Unternehmungen beteiligte, in den ſechziger Jahren nach Wien zurückkehrte und eine Zeit lang Abgeordneter war. Leopold Häfner, der Herausgeber der „Konſtitution“ hatte im Sommer den unglücklichen Einfall, die Republik proklamieren zu wollen, lebte dann lange Jahre im Auslande als angeſehener Bericht-

erfatter und unverföhnlicher Feind Napoleons III. Schriftsteller mit bekanntem Namen wie Kuranda, Frankl, Bodenstedt, Jof. Rank u. a. dankten ihrer gemäßigten Haltung die Möglichkeit, den Belagerungszustand ungefährdet zu überstehen. Ein Bruder Heinrich Heines, ehemaliger Offizier, wurde als Auditeur beim Standgericht beschäftigt, kam dadurch in die Lage, in seinem „Fremdenblatt,“ das ursprünglich nur die Fremdenlisten enthielt, die damals am meisten interessierenden Neuigkeiten, die staatsrechtlichen Urteile, am frühesten zu veröffentlichen, machte das Blatt hierdurch und durch sein originelles Deutsch zu einer Berühmtheit und brachte es zum Parou; das Blatt erscheint noch jetzt als vielgelesenes Regierungsorgan. Die merkwürdigsten Wandlungen aber machte Ernst von Schwarzer durch, der im März 1848 den überlangeseheneu österreichischen Beobachter aus den Händen des offiziellen Publizisten Pilath übernahm und in eine liberale österreichische Zeitung verwandelte, im Sommer Arbeitsminister neben Wessenberg und Bach wurde, im November als Redakteur des „Demokraten“ eine kurze Stockhausstraße überstand, dann das unpolitische Tagesblatt „Der Wanderer“ übernahm und zu einer angesehenen Zeitung machte, 1856 ein eignes Blatt „Die Donau“ gründete und nach einigen Jahren starb. Solcher vielgestaltigen politischen Thätigkeit war eine nicht minder wechselvolle Laufbahn des hochbegabten, unternehmungslustigen Mannes vorangegangen. Was wäre er nicht gewesen? In den vierziger Jahren machte die „Überlandpost,“ die, die Umschiffung Afrikas vermeidend, die schnellste Verbindung zwischen England und Ostindien über Süddeutschland, Tirol, Triest herstellen sollte, viel von sich reden. Unternehmend waren der Engländer Waghorn und der österreichische Lloyd, Begleiter Waghorns auf den anstrengenden Probe-reisen war Schwarzer, damals Redakteur des Triester Lloyd. Er war Militär, in verschiedenen Ländern Erzieher, Landwirtschafts- und Fabrikdirektor, richtete in Paris die Weißbrotbäckerei aus Banater Mehl nach Wiener Art ein, war in London bei einer Brauerei beteiligt, ließ als Minister den Bau der Semmeringbahn beginnen und verfaßte mehrere volkswirtschaftliche Werke. Nur zum Erzählen von seinen Reisen und Unternehmungen war der übrigens vortreffliche Gesellschafter meines Erinnerens nie zu bewegen, die ihm doch so viel Stoff geliefert hätten.

Nach den Revolutionenjahreu entstand eine neue Schule der Journalistik, die sich vorwiegend mit literarischen und allgemein ästhetischen Fragen beschäftigte, aber in anderm Geiste als die Saphir und Bäuerle, die daher die jungen Leute als unberufene Spielverderber betrachteten. Saphir vermaß sich, die jungen Konkurrenten durch seine Späße zum Schweigen zu bringen, beschwor aber durch die Dreifigkeit, mit der er den ihm in jeder Beziehung überlegenen Schriftsteller Rudolf Valbel abthun wollte, einen Sturm herauf, der ihn für immer unschädlich machen sollte. Man muß sich erinnern, wie die gebildeten Leute einander die unglaubliche Neuigkeit mitteilten, daß jemand gewagt habe, den allmächtigen Humoristen seines Flitterpuges zu entkleiden. Zum Teil wurden auf beiden Seiten nicht immer kriegsgerechte Waffen benutzt, und Saphir stellte vorsichtig nach einiger Zeit das Feuer ein und trat flagbar auf, als seine eignen Beleidigungen der Gegner schon durch Verjährung geschützt waren. Diese Prozeßverhandlung stellte den alten Mann in wahrhaft jammervoller Gestalt dar. Er benahm sich als der von bösen Nuben verfolgte würdige Greis, der eine so glänzende literarische Laufbahn hinter sich habe, suchte zu rühren, und das Gericht konnte auch nicht umhin, seine Gegner zu mäßigen Strafen zu verurteilen. Es faßte aber den Urteilspruch so ab, daß er eigentlich den Kläger in seiner Nichtsnutzigkeit charakterisierte.

Für die Zeitungsunternehmung gab es damals stellenweis sehr günstige Tage.

Der orientalische Krieg interessierte allgemein, und der Crédit mobilier rief Nachahmungen in Menge hervor, die einen jeden reich zu machen versiechen. Es kam der Gebrauch der sogenannten Beteiligungen auf, d. h. die finanziellen Gesellschaften machten für ihre Gründungen Stimmung, indem sie den Zeitungen Aktien zu mäßigem Kurse zur Verfügung stellten, die bald an der Börse großen Gewinn abwarfen. Davon hatten wohl in der Regel die Zeitungsnigger, wie man nach Otel Tom's Hütte die Mitarbeiter scherzhaft nannte, nur selten Profit, und so entschlossen sich die jungen Leute, die Fürsorge für ihr Alter selbst in die Hand zu nehmen. Den ähnerlichen Anlaß bot eine sogenannte Akademie, eine Mittagsvorstellung in einem Theater. Derartige Akademien waren eine Domäne Sophires, der mindestens einmal im Jahre namhafte Künstler nötigte, in einem Theater eine recht bunte Vorstellung zu geben, an deren Schluß er eine aus Wortwinken zusammengeleitete Vorlesung ablas. Der „wohlthätige Zweck“ war natürlich seine eigne Kasse. Nun nahm im Winter 1858/59 ein unheilbar kranker und gänzlich mittelloser Schriftsteller die Vermittlung der journalistischen Kollegenschaft für ein entsprechendes Unternehmen in Anspruch, die Größen der Theater- und Musikwelt zeigten sich von immer bereitwillig, und es gelang dem diesmal wirklich guten Zwecke eine glänzende und sehr einträgliche Akademie zu stande zu bringen. In der freudigen Stimmung nach einem schönen Erfolge veranlaßte ich die Mitglieder des Komitees, die Gründung eines Unterstützungsvereins für Journalisten und Schriftsteller zu versuchen. Der Gedanke fand Anklang, und so entstand in dem schicksalsschweren Frühling und Sommer des Jahres 1859 der längst eine wirkliche Macht bildende Verein „Konkordia,“ der durch diesen Namen an eine frühere Schriftstellergesellschaft anknüpfte. Ganz unbedenklich erschien auf mancher Seite eine Verbindung von Schriftstellern allerdings nicht. Die Behörde forderte den Ersatz des vom Sturmjahre her anrühigen Schriftführers durch den bürokratischen Sekretär, strich das beantragte Ehrengericht gänzlich. Und als gar Franz Schufella an die Spitze gestellt wurde, eine Hauptgröße des Reichstags, mochte manchen eine Gänsehaut überlaufen. Nicht umsonst hatte Michael Etienne (gestorben als Herausgeber der „Neuen Freien Presse“) gesagt: Der Name Schufella ist eine Fahne. Indessen muß wahrheitsgemäß zugestanden werden, daß man uns fast ohne Ausnahme mit Wohlwollen begegnete. Ich erinnere mich u. a. folgender Episode. Mehreren wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten waren auf dem Stadterweiterungsgebiete Bauplätze frei zugestanden worden, und ich hatte gleich in der ersten Generalversammlung die Kühnheit, Schritte in der gleichen Richtung für unsern jungen Verein zu beantragen. Ich hatte damit einen sogenannten Heiterkeitserfolg; fast keiner glaubte an das Gelingen des Plans, aber einen Versuch schien er immerhin wert zu sein, und man beschloß lachend die Annahme des Antrags. Der Vorstand that seine Schuldigkeit, und eines Morgens bat mich Schufella, ihn mit einem fertigen Gesuche abzuholen, da der Staatsminister Schmerling uns empfangen wollte. Ich hatte kaum Zeit, die Eingabe zu schreiben, Schufella unterschrieb sie ungelesen und hielt, des Wortes immer mächtig, eine halbe Stunde später eine angemessene Ansprache an den Minister, der uns seines guten Willens versicherte, sich jedoch lächelnd nach unserm Baukapital erkundigte. Ohne Zögern antwortete Schufella, deswegen würden wir uns wieder an Seine Excellenz als Oberkurator der Sparkasse wenden. Noch bereitwilliger war der damalige Handelsminister und Präsident des Stadterweiterungsfonds Graf Widenburg, der, lebensknürrig wie immer, uns aufforderte, auf dem Plane die Gegend zu bezeichnen, die uns am meisten zuzagen würde. Aber Schmerling hatte nach seiner Art die ganze An-

Gelegenheit vergessen, und sie ruhte jahrelang, bis die Regierung Anlaß hatte, sich der Presse gefällig zu zeigen. Ueberhaupt kommt das Verdienst, diese Sache durchgeführt und den Verein zu ungeahnter Blüte gebracht zu haben, einer spätern geschäftskundigen Verwaltung zu.

Schuselka war eine sehr gewinnende Persönlichkeit, aber nicht energisch und als Politiker mehr vom Herzen als vom Verstande geleitet. In Deutschland hatte er sich durch zahlreiche Schriften großdeutscher Richtung so bekannt gemacht, daß er nebst dem nachherigen Minister Bach, Schwarzer, Palacky und Kuranda in den Fünzigerauschuß gewählt wurde; bekanntlich zogen die Deutschösterreicher es vor, in das Parlament ihrer Heimat einzutreten, während der böhmische Historiograph durch seine Ablehnung das Zeichen zu der deutschfeindlichen Haltung seiner Landsleute gab. Den Tscheden war Schuselka wegen seines Namens und seiner Herkunft aus Budweis besonders verhaßt, und sie hatten 1848 ein Spottlied auf ihn verfaßt: Schuselka nam pische (Sch. hat uns geschrieben). Als Mitglied einer Reichsratsabordnung nach Prag reisend, wurde er auf der Bahn erkannt und mit dem Anfauge jenes Lieds begrüßt; als die Sänger den weitem Text nicht zusammenbrachten, bot er selbst ihnen höflich das fliegende Blatt an. Im Alter bekehrte er sich zum föderalistischen Prinzip und trat in die katholische Kirche ein, nachdem er in den fünfziger Jahren Deutschkatholik und später Protestant geworden war. Wie der Mann, der für einen Weiberfeind gegolten hatte, im Sturmjahre zum Ehemann geworden war, darüber lief eine etwas romantische Erzählung um. Als der glänzende Redner mit den schönen, klaren Augen fast täglich auf der Tribüne des Reichstags erschien, erhielt er begeisterte Briefe einer mit ihrem Namen in der Verborgenheit bleibenden Dame. Er bat dringend um persönliche Bekanntschaft und wurde endlich angewiesen, nach dem Theaterstufte vor dem Carltheater einen Wagen zu besteigen. Beim Suchen nach der angegebenen Ziellnummer wurde er von einem den Mantel vor das Gesicht haltenden Herrn zurechtgewiesen und in den Wagen gehoben mit den lauten Worten: „Unte Unterhaltung, Herr Doktor Schuselka und Frau W.“ Die Dame stieß einen Schrei aus, sie hatte die Stimme des Direktors Carl erkannt, zu dessen Hofstaat die beliebte Soubrette gehörte. Sie hatte nämlich die ganze Korrespondenz sorgfältig gesammelt, aber entweder nicht sorgfältig aufbewahrt oder vielleicht auch vor Kolleginnen mit dem berühmten Manne geprahlt: der Theaterpacha war genau unterrichtet, duldete keine Meuterei, und Schuselka fühlte sich verpflichtet, die Dame zum Altar zu führen.

Von den ausgezeichneten Schriftstellern, denen die Wiener Presse der fünfziger Jahre ihren Ruf verdankte, werden wohl nur noch der geistvolle Ludwig Speidel und der Musikhistoriker Eduard Hanslik thätig sein, beide frisch trotz ihres aufreibenden Berufs. Der Litterarhistoriker Emil Kuh, Freund und Biograph Hebbels, der nur zu vielseitige Theodor Mannheimer, der sich die Todeskrankheit auf dem Montblanc holte, der gelehrte Hermann Hildebrandt, der 1865 lebensmüde in die Donau ging, der früher erwähnte Kritiker Rudolf Waldeck, Ferdinand Kürnberger, ebenso eigenfönnig wie scharfsönnig, die Politiker Bernhard Friedmann, Eduard Warrens, Michael Etienne und so viele andre sind auf dem Schlachtfelde geblieben, daß auch ein mörderisches genannt zu werden verdient. Von noch einigen möchte ich in andrer Verbindung reden. Für jetzt sei Weidlebiger von der ungarischen Grenze gedacht. Vor der Revolution bestanden auf beiden Seiten der Leitha die besten Verhältnisse. Wiener Poeten schwärmten für alles Magyarische, die Pusta, die Frauen, den Wein, die armen Bursche, d. i. Räuber usw., ungarische, besonders siebenbürgische Protestanten bejucheten gern deutsche Universtitäten, und

nachher fand Ludwig Kossuth utrgends begeistertere Verehrer als in Deutschland. Ungarische Flüchtlinge standen so hoch in der Achtung aller Liberalen, wie früher die edeln Polen, und beide dankten auf dieselbe Art. Es muß ausgesprochen werden, daß sich verschiedene deutsche Zeitungen durch Abdruck von Flüchtlingsberichten ebenso gegen das Deutschtum wie gegen Osterreich veründigt haben. Beweise können folgen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was lehrt Samoa? Die Antwort, die der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, am 14. April auf die Interpellation über die Vorgänge vor und auf Samoa gegeben hat, ist vom Reichstage günstig aufgenommen worden, und wir wüßten auch in der That nicht, was Herr von Bülow nach Lage der Sache mehr hätte sagen können. Er hat jedenfalls sehr wohl daran gethan, die Wahrung des Rechtsstandpunkts als das im Augenblick der deutschen Politik gebue Ziel hinzustellen, mag dieser Rechtsstandpunkt auch auf einem so wenig dauerhaften Grunde beruhen, wie die Samoaaale ist. Er durfte es dabei auch mit Recht als einen Erfolg der deutschen Politik verzeichnen, daß zuerst die Regierung der Vereinigten Staaten, neuerdings aber auch die großbritannische Regierung auf diesen Rechtsboden, d. h. zum Prinzip der notwendigen Einstimmigkeit, zurückgekehrt sind, nachdem sie ihn schon teilweise verlassen hatten, und er mußte dementsprechend die bisher von den Beamten der Vertragsmächte in Samoa selbst getroffenen Maßnahmen und begangnen Fehler als verhältnismäßig unbedeutend und eigentlich außerhalb des Rahmens seiner Erklärung liegend behandeln.

Über die Gefühle und Stimmungen des deutschen Volkes oder über die Auffassung der verbündeten Regierungen und des Kaisers von dem ganzen Handel und seiner wahrscheinlichen Vorgeschichte zu sprechen, war Herrn von Bülows Sache in diesem Falle sicher nicht, und ebenso wenig hatte er sich darüber zu äußern, was das Deutsche Reich in Zukunft thun könne und thun werde, um alle in der Samoa-affaire etwa noch denkbaren Beleidigungen und Rechtsbrüche zu verhindern oder zu rächen. Wenn er die Hoffnung aussprach, daß es der Spezialkommission gelingen werde, „zu einer gerechten, billigen und für alle Teile annehmbaren Regelung der Verhältnisse zu gelangen,“ so hat er damit wohl niemand über den Wert dieser Hoffnung täuschen wollen, aber auch niemand das Recht gegeben, daran zu zweifeln, daß es ihm und seinen Auftraggebern voller Ernst sei mit der Zusage, „nur solchen Beschlüssen ihre Zustimmung zu geben, durch die die klaren deutschen Rechte und die gewichtigen deutschen Interessen auf Samoa nicht beeinträchtigt werden.“

Auch das empfindlichste Nationalgefühl in Deutschland kann füglich die Sätze, mit denen der Staatssekretär seine Antwort schloß, unterschreiben: „Gewiß, meine Herren, auch wir Deutschen glauben, daß wegen einer Inselgruppe in der fernnen Südsee, die von 30 000 Wilden bewohnt wird, unter denen kaum 500 Europäer leben, mit einem Gesamtandel von kaum drei Millionen Mark, zwischen drei großen und gesitteten und christlichen Völkern den Krieg zu entfesseln im höchsten Grade ruchlos sein würde. Ich bin auch davon durchdrungen — und rate, dies auf keiner

Seite zu vergessen —, daß es in der auswärtigen Politik vor allen Dingen darauf ankommt, sich nicht das richtige Augenmaß beeinträchtigen zu lassen und jede Frage nach ihrer realen Bedeutung einzuschätzen. Dabei dürfen wir aber doch zweierlei nicht vergessen: einmal, daß wir die Pflicht haben, Handel und Wandel, Eigentum und Erwerb unsrer Landsleute auf Samoa zu schützen, dann aber, daß wir auf Samoa vertragsmäßige Rechte besitzen, deren Aufrechterhaltung das deutsche Volk als eine nationale Ehrensache empfindet. Wir verlangen auf Samoa nicht mehr, als uns dort vertragsmäßig zusteht. Diese unsre vertragsmäßigen Rechte aber dürfen und werden wir nicht verkürzen lassen.“

Niemand hat von Herrn von Bülow am 15. April im Ernst eine offene und erschöpfende Aussprache über die Bedeutung, die er der Samoafrage beilegt, und die Lehren, die er für die deutsche Politik daraus zieht, erwarten können. Es wäre aber deshalb auch ganz verkehrt, seine Antwort in diesem Sinne deuten zu wollen. Uns hat er überhaupt nichts Neues gesagt, wir haben nur unser Vertrauen zum Kaiser und zu den verbündeten Regierungen durch ihn bestätigt gefunden, daß die Politik des Deutschen Reichs auf dem Boden der Gerechtigkeit und Treue auch gegen das Ausland fest entschlossen ist, die nationale Ehre und die nationalen Interessen zu schützen und im fortgesetzten Kampf gegen die ruchlosen Störer des Weltfriedens auch den Kampf für Deutschlands größere Zukunft kräftig fortzusetzen. Es wäre sehr erfreulich, könnte man durch das Verhalten des Reichstags in der Hoffnung bestärkt werden, daß auch das deutsche Volk endlich der Weltpolitik des Kaisers das Maß von Verständnis und Unterstützung entgegen brächte, das zu einem dauernden Erfolge unerlässlich ist. Leider kann im Ernst davon nicht die Rede sein, im Gegenteil: so laut und handgreiflich uns Samoa zur Besinnung ruft, wir scheinen auf dem besten Wege zu sein, durch Rechthaberei und Zank gegen die Regierung und gegen einander die bitteren Lehren, die wir erhalten haben, in den Wind zu schlagen.

Es gehört doch in der That ein kaum glaublicher Grad von Trivoltät dazu, wenn ein Teil der agrarisch-reaktionären und der antisemitischen Presse die traurigen Vorgänge vor und auf Samoa mit ersichtlichem Behagen dazu benutzt, die Politik des Kaisers und seiner obersten Beamten mit den gehässigsten, persönlich zugespitzten Vorwürfen zu überschütten, ja sich unter dem üblichen Mißbrauch des Namens Bismarck dazu versteigt, der kaiserlichen Politik, dem „neuen“ Kurs die „Schmach“ von Samoa und die Unfähigkeit des Deutschen Reichs, sich ihrer zu erwehren, schuld zu geben. Mit Recht hat der Deutsche Flottenverein schon in einem besondern Flugblatt versucht, diese Herren auf den Mund zu schlagen mit der sehr verständigen Frage: „Was will man denn von einer Flotte verlangen, von der die Regierung erst vor Jahresfrist erklärte, daß sie für die ihr zufallende Aufgabe völlig unzureichend sei?“ Wir sind nun einmal vor gewaltige neue Aufgaben gestellt, die der „neue“ Kurs lösen muß, ohne daß ihm das Hüftzeug dazu vom „alten“ hinterlassen worden wäre. Und nicht mit weniger Recht wird diesen „Unverhältnissen“ von anderer Seite vorgehalten, wie Bismarck selbst in der Karolinenfrage den Spaniern mit ihrer „lumpigen Kriegsmacht“ gegenüber klein beigegeben und noch dazu dem Papst die Ehre des Schiedsrichteramts zugewiesen habe, obgleich er doch von vornherein wußte, daß damit die Inseln verloren waren. Wir würden diese sinnlosen Preßereien gar nicht einer Erwähnung für wert halten, wenn es sich dabei nur um die Preßhelden selbst handelte. Aber diese wissen sehr wohl, daß sie — auch abgesehen von den aus eingebildeten materiellen Interessen manchen erwünschten Versuchen, uns handelspolitisch vollends zu isolieren — für

ihre Unverschämtheiten unter den gebildeten Deutschen von heute nur zu viele offene und versteckte Liebhaber finden. Es hat sich allmählich unter uns ein „Zingotum“ entwickelt, das sich mit dem Mißbrauch der Phrase „Macht geht vor Recht“ brüstet und den deutschen Patriotismus monopolisieren möchte, obwohl sich sein Nationalgefühl in brutaler Nichtachtung fremden Rechts erschöpft und von deutscher Art keine Ader und keine Ahnung hat. Gott sei Dank, daß der Kaiser und seine Räte dem Ideal dieser deutschen Patrioten nicht entsprechen. Wohin die Zingopolitik zeitweise selbst sehr verständig und billig denkende Nationen bringen kann, wenn man ihr nicht rechtzeitig den gehörigen Dämpfer aufsetzt, das zeigt die traurige Rolle der Vereinigten Staaten vor Samoa deutlich genug. Wir werden auch diese Lehre ernstlich zu beherzigen haben.

Aber nicht kleiner ist die Narrheit, nicht weniger verächtlich das Gebaren derer, die die Vorgänge vor Samoa so vom deutschen Volke hingekommen wissen wollen, als ob dabei von einer Beleidigung des berechtigten Nationalgefühls oder gar von einer Gefährdung unsrer nationalen Zukunft gar nicht zu reden sei, als ob wir Deutschen überhaupt nicht ins Gesicht geschlagen worden wären, oder wenn schon, daß wir das als ganz in der Ordnung zu betrachten hätten. Es giebt leider auch solche Käuze im Deutschen Reiche, sogar im deutschen Reichstage, und es scheint fast so, als ob man sich auf gewisser Seite im Auslande schon Mühe gäbe, ihre Zahl und ihre Bedeutung größer darzustellen, als sie ist. Auch die gerechteste Empörung über die Hysterien der deutschen Zingos darf uns nicht abhalten, diesen in Wahrheit vaterlandslosen Gesellen, zu welcher Parteilahne sie auch geschworen haben mögen, überall mit rückichtsloser Schärfe entgegen zu treten. Ein Narr oder ein Schurke, wer des Kaisers nationales Ehrgefühl herabsetzt, ein Narr oder ein Schurke aber auch, wer kein nationales Ehrgefühl hat und sich dieses Mangels gar noch rühmt. Es darf im Deutschen Reiche und erst recht im Auslande auch nicht der geringste Zweifel darüber bestehen bleiben, daß jeder Deutsche, vom Kaiserhauje bis ins kleinste Bauernhaus, der Ehre im Leibe und seinen Verstand beisammen hat, die ganze Niederträchtigkeit und Unerträglichkeit des vor Samoa gegen Deutschland angezettelten Ränkespiels versteht oder verstehen lernt, daß dem deutschen Volke vor Samoa ein Licht aufgeleuchtet ist, das selbst das blödeste Auge den Feind unsrer Zukunft deutlich erkennen läßt.

Dazu beizutragen halten wir für die Pflicht der ganzen anständigen Presse Deutschlands, die ihr bisher nicht hinreichend entsprochen hat. Mag die gerechte Reaktion gegen die Ausschreitungen der der Fronde dienenden Gezblätter noch so viel Veranlassung zur Zurückhaltung und zum Abwiegeln gegeben haben, wir dürfen uns dadurch nicht in den entgegengesetzten Fehler hinein drängen lassen. Durchaus vereinbar mit dem Standpunkt, den der Staatssekretär von Bülow in seiner Antwort vertreten hat, ist eine offene Aussprache über Samoa in der Presse. Das deutsche Volk muß und will die Wahrheit wissen. Wenn die anständige Presse sie ihm vorenthält, giebt sie der Hysterie von rechts und links das Feld frei. Gerade unsre Beziehungen zu den an der Samoafrage beteiligten Staaten sind ohne das Mitwissen und die Mitarbeit des Volkes nicht in erspriechliche Bahnen zu lenken, gerade hier muß das Volk selbst Freund und Feind zu unterscheiden wissen.

Nichts wäre verkehrter, als wenn wir Deutschen als den eigentlichen Schuldigen vor Samoa, als den Feind unsrer nationalen Zukunft die Vereinigten Staaten betrachteten wollten. Man müßte jedes historischen Sinnes und jeder politischen Einsicht bar sein, wenn man die von langer Hand vorbereitete, fürsorglich beauftragte englische Arbeit nicht erkennen wollte. Die Geschichte wird, wenn sie zu un-

parteiischer Erforschung der Gegenwart gelangt. Klar genug zeigen, daß die Engländer uns vor Samoa kaum schwerer gekränkt haben als ihre Blutbrüder in der neuen Welt. Wie kaum jemals einen europäischen Staat hat die britische Politik die Amerikaner ans Narrenseil zu locken gewußt, um sie in Fändel aller Art hinein zu verfrachten und sich von ihnen die Kasanien aus dem Feuer holen zu lassen. Es ist immer das alte Spiel, das John Bull mit neuen Freunden treibt, aber das Volk der Vereinigten Staaten müßte denn doch seiner ganzen Natur untreu geworden sein, wenn wir nicht glauben sollten, daß sich der alte Fallsteller diesmal arg verrechnet haben wird. Das Volk der Vereinigten Staaten wird, sobald es zur Besinnung kommt, das verräterische Spiel, das der britische Imperialismus mit ihm treibt, nie verzeihen, und die Herren Chamberlain und Genossen werden sich in ihm den schlimmsten Feind selbst groß gezogen haben.

Der englische Imperialismus betreibt in Wahrheit und praktisch ganz ausschließlich englische Politik, nicht eine Politik der angelsächsischen Rasse. Er will die Kolonien fester mit dem Mutterlande verbinden und neue Gebiete — womöglich die ganze noch übrige Welt — mit Beschlag belegen und absperrern, um der englischen Industrie und dem englischen Kapital für unabsehbare Zeit lohnende Märkte und Ausbeutungsbezirke gegenüber dem Wettbewerb aller andern Nationen zu sichern. Rhodes, den man als den bedeutendsten praktischen Vertreter des englischen Imperialismus betrachten darf, hat vor Jahren den exklusiv englischen Charakter der imperialistischen Bewegung noch offen anerkannt. Es handelt sich nach ihm einzig und allein um den Markt und den Unterhalt für das Mutterland: die „kleine Insel, die einer Werkstatt gleicht.“ Was können damit die wirtschaftlichen Interessen der Nordamerikaner gemein haben? Soweit sie Rohstoffe und Nahrungsmittel exportieren, ist ihnen die politische Besitznahme neuer Kornkammern und dergleichen durch England nachteilig, und soweit sie zum Export von Fabrikaten übergehen, ist der Konflikt mit den Zielen des englischen Imperialismus erst recht und unmittelbar gegeben. Es erscheint uns unglaublich, daß jemand den Amerikanern einreden könnte, England sei nicht ihr gefährlichster Rivale auf dem neubetretenen, dunkeln Pfad der Kolonial- und Weltpolitik, oder gar, Deutschland sei ihnen gefährlicher dabei. Und doch erleben wir es, daß die Vereinigten Staaten ihre Welt- und Kolonialpolitik am englischen Gängelbände eröffnen, und daß Amerikaner sich zu Rechtsbruch und Vergewaltigung Deutschlands gegenüber mißbrauchen lassen. Ist es vielleicht das Anhänglichkeitsgefühl der Enkel der Gelben von 1776 an das Mutterland, das die so ahnenstolzen Natives zur Verbrüderung mit dem englischen Imperialismus treibt? Sehnen sich die Eptogonen zurück nach den Fesseln, die Washington und seine Leute gesprengt haben? Oder sind es etwa Sympathien und Hoffnungen der Irländer in Amerika, für Großbritannien, was die Politik der Vereinigten Staaten nach der Chamberlain'schen Pfeife tanzen macht? Oder giebt sich gar der mächtige Bruchteil deutschen Bluts drüben dazu her, die „angelsächsische“ Blutbrüderschaft gegen Deutschland zu fordern? Nichts von alledem ist möglich, ist der Fall. Politisch wie wirtschaftlich ist diese ganze Verbrüderung eine Farce. In schlauer Ausnutzung der Schwächen und Unklarheiten der imperialistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten hat man englischerseits angefangen, von der großen Mission der angelsächsischen Rasse zu prebigen und zu singen, hat man englischerseits dem amerikanischen Volke eine politisch-ideale Gemeinamkeit der weltpolitischen, zivilisatorischen, religiösen Aufgaben aufzudrängen gesucht, hat man englischerseits vor allem unablässig und jahrelang in der „gelben Presse,“ und wie man sonst nur konnte, gegen Deutschland und die Deutschen ge-

heßt, gelogen, verleumdet, mit geradezu bewundernswürdiger Dreistigkeit und Konsequenz. Leider auch mit erstaunlichem Erfolg. Das alles ist in Deutschland bekannt genug, und auch die Grenzboten haben Schritt für Schritt seit Jahr und Tag die raffinierten Manöver verfolgt, durch die England das Volk der Vereinigten Staaten bis zu den Brutalitäten eines Chambers und Kauß genasführt hat.

Und nicht weniger bekannt ist in Deutschland und nicht weniger offen ist seit Jahrzehnten in den Grenzboten dargelegt worden die Feindseligkeit der englischen Politik gegen das Deutsche Reich und das deutsche Volk. Wir wollen nur an die Äußerungen der für die Politik beweiskräftigen englischen Presse in den letzten Jahren hinweisen, wie sie in den Grenzboten vom 2. Dezember 1897 in ganz gewiß nicht gehässiger Weise zusammengestellt worden sind, ganz besonders aber an jenen Artikel der Saturday Review, eines doch sehr ernst zu nehmenden Blatts, vom 11. September 1897, worin offen ausgesprochen war: Wenn Deutschland morgen von der Erde verschwände, würde es übermorgen keinen Engländer geben, der nicht dadurch reicher geworden wäre. Germaniam esse delendam, das ist das Ceterum censso, das dieses angesehenere Blatt seinen Politikern einschärft. Nirgend, kaum in Deutschland selbst, wird es so verstanden wie in England, daß und warum die Politik des deutschen Reiches mehr als die eines andern Kulturstaats nach Erweiterung unser auswärtigen Erwerbsquellen — sowohl der Märkte für den Warenexport wie des Anteils deutschen Kapitals an der Güterproduktion und dem Güterumsatz im Ausland — streben muß, strebt und streben wird. Keine Konkurrenz haßt der englische Imperialismus im Augenblick so, wie den deutschen Handel und Gewerbsleiß, und so unvermeidlich in einer spätern Zukunft auch der große Kampf gegen Rußland und auch Frankreich für England sein mag, vorläufig und unmittelbar gilt ihm der Ruß und der Franzose als gut Freund im Vergleich mit dem Deutschen. Man wolle sich doch nicht länger über diese Gesinnung der „maßgebenden“ Kreise in England täuschen. Gerade „oben“ ist dort der Deutschenhaß Mode und unermüdtlich bei der Arbeit überall, bis ins Deutsche Reich hinein. Das macht ihn — in Verbindung mit dem Krämerneid — so überaus populär, noch populärer fast, als es die Kravatten-, Hut- und Westenmode ist, die man dort pflegt.

Und dieser Deutschenhaß der obern und der maßgebenden Kreise in England hat vor und auf Samoa endlich Blüten gezeitigt, die alles, was die englische Politik seit langer Zeit einer zivilisierten Nation und einem sogenannten „befreundeten“ Großstaat angethan hat, in den Schatten stellen. Man wolle doch nicht die Erfahrungen Frankreichs mit Faschoda oder gar den „ganzen deutschen und französischen Kolonialerwerb in Afrika und Asien“ — wie dies Schmöller thut — mit der brutalen Vergewaltigung unsers guten Rechts auf dieselbe Stufe stellen, die die englische Politik in der Samoafrage gewagt hat. Die auf englischen Einfluß zurückzuführende, mit allem gesunden Menschenverstande in Widerspruch stehende Ungültigkeitserklärung der Wahl Mataafas und die Einsetzung Tanus, der Bruch des einstimmigen Abkommens über die provisorische Regierung durch die englisch-amerikanische Mehrheit und dann vor allem das Bombardement Apias über die deutsche Flagge hinweg, und die ganze ruchlose, gewaltthätige Störung des von den offiziellen Vertretern Deutschlands verlangten und wiederhergestellten Friedens und Rechtszustands, das sind doch Vorgänge, die im Verlehr gebildeter Großstaaten in unserm Zeitalter kaum ihresgleichen finden, es sei denn, sie bedeuteten offenen Krieg. Es fehlt jetzt nur noch, daß England weitere Schiffe — vielleicht amerikanische —

nach Samoa schickte und Infanterie aus Australien holte. Und das alles nicht um wichtiger in Samoa selbst liegender materieller Interessen willen, sondern allein zu dem Zweck, Deutschland zu provozieren und mit den Vereinigten Staaten unförmlich zu verfeinden. Fürwahr ein erbauliches Vorspiel der Komödie, zu der man sich ansetzt, die Friedenskonferenz im Haag herabzuwürdigen.

Es ist das eine Politik des Größenwahns, die dem Greater Britain des Herrn Chamberlain eine schlechte Prognose stellt. Wir Deutschen wären arge Thoren, wollten wir ihr gegenüber Ruhe und Vorbedacht verlieren. Wir werden uns gegen weitere Ausbrüche vorläufig zu schützen wissen und abzuwarten haben, ob nicht auch in England die gesunde Vernunft und das natürliche Billigkeitsgefühl zur Herrschaft gelangt. An Anzeichen fehlt es ja nicht, und das Volk von England ist nicht identisch mit den „maßgebenden“ und „hohen“ Kreisen, die heute seine Politik machen. Vielleicht wird man sich im Volk von England wieder einmal des stolzen Ausspruchs eines seiner großen Denker erinnern, David Humes, der vor anderthalb Jahrhunderten den damaligen Politikern zurief: I shall therefore venture to acknowledge, that not only as a man, but as a British subject, I pray for the flourishing commerce of Germany, Spain, Italy and even France itself. Bis dahin hat uns die Fackel von Samoa das Ceterum censeo der deutschen Politik und der Politik aller Völker, die an ihre Zukunft glauben, vorgeschrieben: Für den Weltfrieden überall, und deshalb überall gegen England! β

Auf die Auslassungen des Leipziger Tageblatts vom 18. April d. J. Nr. 194 begnügen wir uns folgendes zu erwidern.

1. Die gütige Belehrung wegen des Zitats aus Schillers Fiesko III, 4 war ganz überflüssig; nicht aus „Leichfertigkeit“ haben wir es in dieser Form gebracht, sondern absichtlich, weil es die populäre ist (s. Büchmann, Geflügelte Worte, 18. Auflage, S. 154).

2. Der Ausdruck „kleinliche und ängstliche Verwahrung“ bezieht sich natürlich nicht auf den verewigten Reichskanzler, dem diese Eigenschaften noch niemand nachgesagt hat, sondern auf die unter seinen Anhängern, die jetzt auch bei jeder Erzählung aus seinem Leben, sei sie von Gittermann oder von Dalton oder von sonst jemand, mit Verichtigungen unbedeutender Kleinigkeiten kommen und dadurch die Glaubwürdigkeit respektabler Berichterstatter herabsetzen, ohne allemal auch nur selbst Recht zu haben.

3. „Undank“ haben wir dem Hause Bismarck gar nicht vorgeworfen, sondern wir haben nur auf die unleugbare Thatfache angepielt, daß der Fürst, wie immer große Männer, die Menschen als Werkzeuge benutzte und wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, oft einmal fallen ließ oder beiseite schob. Daß das „Undank“ sei, sagt das Leipziger Tageblatt, nicht wir; wir halten ein solches Verfahren unter Umständen für eine Notwendigkeit, die freilich der Betroffene bitter empfinden kann. „Das Wohlwollen gegen andre wird sich meist bei solchen Männern in engen Grenzen bewegen,“ sagt Gustav Schmoller mit Bezug auf Bismarck. „Wer derartiges einem leitenden Staatsmann vorwirft, kennt die Welt nicht“ (Zu Bismarcks Gedächtnis 13).

4. Ebenso wenig haben wir die Anklage der „Feigheit“ und „Unwahrschaffigkeit“ gegen den Fürsten erhoben; die hat erst das Leipziger Tageblatt hineininterpretiert. Wir haben nur gesagt: Die Wahrscheinlichkeit, daß er sich zuweilen an die Instruktion für den einen oder den andern Artikel der Hamburger Nachrichten nicht mehr erinnert hat, oder daß er es hinterdrein nicht gern gesehen hat, wenn

man bei veränderter Sachlage solche Artikel auf ihn zurückführte, ist größer, als die, daß Dr. Hofmann nachlässig bei der Sammlung zu Werke gegangen sei. Widerlegt werden können seine Behauptungen daher nur durch Einzelbeweise, und diese fehlen bis jetzt. Bis sie erbracht sind, wird man, immerhin mit Vorzicht, annehmen können, daß die Artikel der Hamburger Nachrichten in dem Sinne „authentisch“ sind, wie die von Forst Kohl im Bismarck-Jahrbuche mitgeteilten 156. Wir würden für das Verfahren des Reichskanzlers, an dem für unbefangene Beurteiler gar nichts auszufehen ist, Busch zitieren, wenn wir nicht befürchten müßten, daß dies als eine in „höchst ungeschickter Weise eingestreute Necklame“ für die Tagebuchblätter von W. Busch verdächtig würde.

5. Wir haben Busch auf ein paar Zeilen lediglich als Gewährsmann für ein Urteil Buchers zitiert, „Necklame“ aber für sein Werk ebenso wenig machen wollen, wie für das Bismarck-Jahrbuch, das wir gerade so zitierten. Im übrigen bedürfen die „Tagebuchblätter“ keiner solchen „ungeschickten“ Necklame. Für die Anerkennung ihres Wertes sorgt vor allem die wissenschaftliche Fachpresse, unbeirrt durch alles unwissende und parteiische Zeitungsgerede.

6. Nicht die Grenzboten allein sind für Dr. Hofmann — sehr uneigennützig — eingetreten, sondern auch die „Leipziger Zeitung“ in Nr. 86 vom 15. April d. J., und zwar mit ganz denselben Argumenten wie die Grenzboten. Wenn hier der Ton etwas schärfer wurde, so erklärt sich das allerdings aus dem Widerwillen „ehrlischer Leute“ gegen das Kleinliche und wider alle abweichenden Meinungen blindgehässige Preßgetreibe, das im Dienste des großen Staatsmanns zu arbeiten behauptet und dabei sein Andenken nur schädigen kann. Auch uns liegt jedes persönliche Interesse bei unserm Urteil fern, auch wir wollen nur der geschichtlichen Wahrheit dienen.

Die Redaktion



Litteratur

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. Im Auftrage des ostpreussischen Provinziallandtags bearbeitet von Adolf Boetticher. Königsberg, V. Teichert, 1891 bis 1898.

Weltab von der ersten Stätte seines Wirkens wurde der Verfasser dieses Werkes abgeführt, als er den Auftrag erhielt, die Denkmäler der Provinz Ostpreußen aufzunehmen und zu beschreiben. Der jetzige Konservator der ostpreussischen Altertümer hatte als Architekt an der Ausdeckung Olympias teilgenommen, und die Früchte seines griechischen Aufenthalts waren die bekannten Werke über Olympia und die Akropolis, die von dem sichern Blicke des geschulten Technikers ebenso Zeugnis ablegten, wie von einer nicht gewöhnlichen Belesenheit in der antiken Litteratur. In dem Buch: „Auf griechischen Landstraßen“ lernte man dazu ein Talent anmutiger Schilderung und Erzählung kennen. Auf Streifzügen von Olympia aus war Boetticher in das Innere des Landes gedrungen, forschend und messend, die geschichtlichen Überlieferungen mit den spärlichen Überresten der Gegenwart vergleichend, den Sinn ebenso auf Sitte und Denkart der hentigen Bewohner gerichtet, als auf die Vergangenheit des in vielfachen Katastrophen umgewandelten Bodens.

Als er im Lavitthaßgebirge die mit wilden Rosen und Waldreben übersponnenen Reste der Klosterkirche von Iffowa aufsuchte, eines gotischen Baues der fränkischen Mitterschaft mitten im Peloponnes, mag er wohl nicht gehnt haben, daß er ein Jahrzehnt später den Bauwerken desselben Stils nachgehen werde, den dasselbe Nittertum in demselben Jahrhundert an die Küste des baltischen Meeres verpflanzt hatte. Derselbe Wander- und Forschertrieb, mit dem er damals auf wenig betretenen Pfaden die Gebirge Akladiens durchzogen hatte, führte ihn jetzt durch die Flachlandschaften des Samlandes und Litauens, hier nachzuspüren, was in der ultima Thulo der Boden an Denkmälern alter Kunst aufbewahrt. Man kann sagen, es war dies eine entsagungsvolle Aufgabe. Nicht darum, weil es ein so ganz anderer Schauplatz war, aber für die Entfaltung schriftstellerischen Talents blieb wenig Raum, wo es sich um die lückenlose Inventarisierung des vorhandenen Bestands handelte. Es war im Grunde eine statistische Aufgabe. Daß auch diese nicht ohne Takt und feine Empfindung, nicht ohne vielfältige Belesenheit ausgeführt werden konnte, versteht sich von selbst. Und die Freude, zu wandern, Verborgenes aufzudecken, wenig Bekanntem nachzuspüren, hat den geübten Forscher auch bei seiner neuen Aufgabe begleitet. Bei dem Mangel an genügenden Vorarbeiten mußte er selbst Ort um Ort durchziehen, mit dem photographischen Apparat und dem Meßstab in der Hand. Es war im Jahre 1887, daß er diese Wanderungen begann, deren Früchte im Laufe des letzten Jahrzehnts in einzelnen Heften zu Tage getreten sind. Jetzt ist das reich illustrierte Werk mit acht Heften, davon eins ganz der Stadt Königsberg, ihrer Geschichte und ihren Denkmälern gewidmet ist, vollständig abgeschlossen und reiht sich würdig den ähnlichen Werken an, in denen die Kunstdenkmäler der preussischen Provinzen aufgenommen sind. Auch die äußere Einrichtung ist dieselbe: innerhalb der einzelnen Kreise sind die Ortsgaften in alphabetischer Folge aufgeführt und überall das Bemerkenswerte, was im weitesten Sinne zur Kunstthätigkeit gehört, verzeichnet und beschrieben, von der prähistorischen Zeit an bis ins achtzehnte Jahrhundert, Gräberfunde, Ringwälle, Burgen und Schlösser, Kirchen und deren Geräte. Entsagungsvoll war die Aufgabe auch insofern, als die Kunst in unsrer östlichsten Provinz weder eine originelle, noch eine besonders reiche Entwicklung gehabt hat. In die Geschichte tritt dieses Grenzland erst mit dem Auftreten des Deutschordens ein, der Schritt für Schritt erobernd vordrang, und dessen erste Kunstthätigkeit der Ausbau von Wallburgen nach byzantinischem Vorbild war. An diese Burgen schloß sich dann die Gründung von ummauerten Städten an, für deren kirchliche Bauten der Orden den fertigen gotischen Stil mitbrachte. Der romanische Stil fehlt deshalb gänzlich; der gotische erscheint mit denselben Formen und Gliederungen, die der Backsteinbau in der norddeutschen Ebene überhaupt zeigt. Eigentümlich ist nur das Sternengewölbe, dessen Erfindung wenigstens Steinbrecht, der verdienstvolle Wiederhersteller der Marienburg, auf die Ordenskunst zurückzuführen geneigt ist. Das Schlußheft enthält, die Resultate zusammenfassend, eine Übersicht über die Kunst- und Kulturentwicklung Ostpreußens. Von den ersten Heften ist schon eine durch Nachträge bereicherte zweite Auflage in Vorbereitung.

£.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Rassen und Kriege



Die neuesten kriegswissenschaftlichen Arbeiten lassen von Jahr zu Jahr deutlicher erkennen, daß sie nicht nur dem rein sachmännischen und technischen, sondern auch dem Studium der Völkerpsychologie eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Das entspricht auch ganz den veränderten Bedingungen, unter denen die stehenden Volkshere herangebildet werden. Der spanisch-amerikanische Krieg hat die Überlegenheit der amerikanischen Waffen zur See und zu Lande dargethan. Die Rückwirkung des kurzen, blutigen Ringens auf die den Gang der Ereignisse mit Spannung beobachtenden europäischen Nationen konnte nicht ausbleiben. Spanien hatte ein stehendes, diszipliniertes Heer, dem die Vereinigten Staaten nur Milizen und Freiwillige entgegenstellen konnten; beide Völker schienen kriegerisch und selbstbewußt genug, einen erbitterten Kampf wahrscheinlich zu machen. Man erwartete, daß die Spanier dem Yankeeübermut zu Anfang manche heilsame Lektion erteilen würden; auf die Dauer müsse natürlich der Dollar den Ausschlag geben.

Aber es kam anders. Als Mac Kinley, unter dem Zwang einer eigentümlichen Form von Tyrannei, die in Republiken ihr Wesen treibt, höchst ungerne das bekannte Ultimatum nach Madrid telegraphierte,*) das mit stolzem Schweigen beantwortet wurde, brach ohne eigentliche Kriegserklärung der merkwürdigste Rassenkampf aus, der seltsamste und zugleich lehrreichste, den das Jahrhundert gesehen hat. Der Anfang war entschieden das drolligste Schauspiel, das man sich denken konnte. Zwei bis an die Zähne ungerüstete Gegner suchten einander an Planlosigkeit und Schwerfälligkeit zu überbieten. Das zog

*) Es wird dagegen von einigen glaubwürdigen, dem Präsidenten nahestehenden Personen behauptet, seine Abneigung gegen den Krieg sei „rein äußerlich“ gewesen.

ihnen den verdienten Spott des waffengeübten Europas zu. Sogar in New-York fangen damals feuchtfrohliche Deutschamerikaner das auf die Situation passende: „Du, Hannemann, geh du voran.“ Aber die Entscheidung trat schnell ein, sobald die Gegner wirklich an einander gerieten. Wie ein zu Asche verholtes Knochengeriße brach die Widerstandskraft der Spanier zusammen und verpulverte sich wie Staub unter dem Fuß des amerikanischen Kolosses, der nur zweimal niederzutreten brauchte, einmal im Osten, einmal im Westen, um der ganzen spanischen Kolonialohnmacht den Garaus zu machen.

Mit der Oberflächlichkeit, die immerfort nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet, verkündete nun eine Anzahl derer, die nie alle werden, daß mit diesem Siege der Amerikaner dem „System des alten Europas“ das Todesurteil gesprochen sei. „Stehende Heere sind nicht nur ein kostspieliger Apparat, sondern ganz überflüssig, das haben die Amerikaner glänzend bewiesen“ und andre Schlagworte mehr schwirrten durch die Köpfe der Überflugen, hüben wie drüben. Von einem Teil der Tagespresse zu parteipolitischen Zwecken weiblich ausgeschrotet, gewann dieser Trugschluß zeitweilig einen fast epidemischen Charakter. Die meisten amerikanischen Zeitungen, die mit ihren systematischen Heß- und Sensationsartikeln den Krieg seit Jahren vorbereitet hatten, frohlockten natürlich. Aber selbst in Deutschland ließen die Abrüstungsgedanken, die so merkwürdig folgerichtig im geeigneten Augenblick wieder ans Tageslicht gezogen wurden, den Gemütern unter dem ersten Eindruck der Ereignisse keine Ruhe.

Den Amerikanern mag der Nichtbeteiligte ihre kleine Freude ruhig gönnen, denn dort verliert die zu lärmender Prahlucht immer hinneigende Masse schon über geringere Dinge das besonnene Urteil. Überdies repräsentiert die sogenannte „gelbe Presse“ nur einen Teil des amerikanischen Volkes und nicht eben den besten. Die wirkliche Intelligenz und Bildung in den Vereinigten Staaten befaßt sich nur zum geringsten Teil mit dem politischen Parteitreiben, wo die rohen Instinkte der Majoritäten kein höheres geistiges Leben aufkommen lassen. Während und nach dem Kriege hatte ich mehrfach mit Amerikanern zu verkehren Gelegenheit, die ihren gesunden Menschenverstand nicht verloren hatten und die billige Weisheit der Zeitungsschreiber vornehm belächelten.

Um so überraschender und bedauerlicher muß es aber auf jeden Deutschen wirken, der die amerikanischen Verhältnisse einigermaßen aus eigener Anschauung kennt, daß sogar ein praktischer Kolonialpolitiker, wie Karl Peters, durch den leichten Sieg der Yankees so sehr geblendet werden konnte, daß er alles Ernstes unter die Miliztheoretiker ging. Die Magdeburgische Zeitung brachte aus seiner Feder mehrere Artikel, aus denen ich nur folgende Stelle zitiere: „Was haben Spanien sein stehendes Heer und seine alte Tradition genügt? Der letzte Krieg wird das Wertschätzungsurteil über Miliz und stehende Heere wesentlich

abändern. Die alten spanischen Veteranen(!*) haben doch eine recht klägliche Rolle gegenüber den amerikanischen Milizen gespielt. Heutzutage, wo der Krieg mehr und mehr zu einer Entscheidung zwischen Schnellfeuergeschützen geworden ist, spielt die Marschdisziplin nicht mehr die Rolle, wie im siebenjährigen, in den napoleonischen und im Kriege von 1870. Feuerdisziplin und Treffsicherheit sind die Kraftmittel, die letzten Endes entscheiden. Damit verlieren die regulären Truppen zum guten Teil ihr Übergewicht über voluntöers und Milizen, vorausgesetzt, daß sie ebenso gut geführt werden und aus mutigen Völkern hervorgegangen sind."

Das ließt sich alles recht schön und gut. Nur hat Peters dabei vergessen, daß es zunächst auf den Feind ankommt, den man vor sich hat; daß stehende Heere nicht allein wegen der Marschdisziplin ausgebildet werden, sondern um ein ganzes Volk im Gebrauch der Waffen zu seiner Notwehr einzuüben; und drittens, daß Feuerdisziplin und Treffsicherheit auch in frühern Kriegen, vor allem in den friederizianischen, schon sehr nützlich und oft sogar ausschlaggebend gewesen sind. (Mollwitz, um gleich das erste Beispiel herauszugreifen, hat die Feuerdisziplin der „wandelnden Maschinen“ in ein recht überraschendes Licht gerückt, überraschend sogar für Friedrich, als er vernahm, daß die preußische Infanterie im letzten Augenblick noch den Andrang der weit überlegenen österreichischen Reiterei zum Stehen gebracht und dann alles vor sich hergetrieben hatte!) Und wenn die zähe Widerstandskraft und Mannszucht der Hannoveraner und anglo-schottischen Fußtruppen bei Waterloo auch die Schlacht nicht gewinnen konnten, so haben sie doch die Massenangriffe Napoleons so lange ausgehalten, bis die Preußen kamen.

Der Hauptirrtum in der Beurteilung des spanisch-amerikanischen Krieges scheint mir darin zu liegen, daß man von vornherein die Spanier zu hoch, die Amerikaner zu niedrig eingeschätzt hatte, dann aber umgekehrt verfuhr, als der Kampf vorüber war. Man hatte die Rassenunterschiede zu wenig berücksichtigt.

Sehen wir uns einmal die amerikanischen Truppen etwas näher an. Körperlich bestehen sie zunächst aus den ausgefuchtesten Leuten, die man sich nur wünschen kann. Das kommt daher, weil in den Rekrutendepots der Union eine sehr strenge Auswahl aus den massenhaften Anmeldungen zum Dienst in der Flotte und Armee getroffen werden kann. Rohmaterial ist immer vorhanden. Physisch abgehärtete und verwegne Gefellen finden sich jederzeit genug in dem bunten Völkergemisch der Union, die gegen hohen Sold einige Jahre ihre wertlose Haut zu Markte tragen wollen. In Amerika ist das Soldatpielen eine einfache Geschäftssache, wie jede andre. Doch werden bei

*) Es scheint in Europa den wenigsten bekannt gewesen zu sein, daß weitaus die Mehrzahl der „alten spanischen Veteranen“ auf Kubas junge Burschen zwischen 14 und 22 Jahren waren.

der Untersuchung in gewöhnlichen Zeiten von zehn Bewerbern meistens sieben oder acht zurückgewiesen. Mit ihren einundsiebzig Millionen Einwohnern darf sich die Union das erlauben! Bei den eingestellten Rekruten ist dann wohl auch die Durchschnittsintelligenz verhältnismäßig hoch, vielleicht höher als anderswo bei Soldtruppen. Wir Deutschen verbinden mit dem Wort „Söldner“ meistens einen etwas geringschätzigen Begriff, weil wir ein Volksheer haben, dem alle Stände angehören. Wir sind daher leicht geneigt, den Wert von Soldtruppen im Kriegsfall gering anzuschlagen, vielleicht zu gering, wenn wir bedenken, daß die alten hessischen und braunschweigischen Soldaten mit ihrer zähen Tapferkeit den Engländern so manche Schlacht schlagen halfen und wegen ihrer Disziplin „hoch im Preise standen“! So ist jetzt auch die militärische Verwendbarkeit der amerikanischen Milizen unterschätzt worden, weil man vergaß, daß sie zumeist reguläre stehende Regimenter sind, die durch die ununterbrochenen Ausrottungskämpfe gegen die Indianer an Strapazen gewöhnt werden und besonders für die Verhältnisse auf Kuba ganz geeignet erscheinen müssen. Unter diese Regulären verteilt waren die Freiwilligen, ein bunt zusammengewürfeltes Korps, allerlei dunkle Ehrenmänner, Jäger, Abenteurer, Mörder (in einem mir bekannt gewordenen Falle wurde ein Verbrecher zufällig vor der Front von seinem Offizier, der aus demselben Orte kam, erkannt!), aber neben diesen auch bessere Elemente, darunter Sportsmen und Mitglieder der verwöhnten Plutokratie von Newyork, in der Mehrzahl junge Männer, die durch training des Körpers und Unternehmungslust kein schlechtes Material liefern. Diese volunteers haben denn auch ihre Feuerprobe recht gut bestanden. Das ist natürlich wohl wieder ein schlagender Beweis für die Entbehrlichkeit der stehenden Heere? Keineswegs ist er das, sondern nur für die durchschnittliche Brauchbarkeit und Zähigkeit der Amerikaner. Ein freiwilliges Aufgebot in England und Deutschland*) würde ganz ähnliche gute Rasseigenschaften zu Tage fördern, nur mit dem „kleinen“ Unterschiede, daß wir uns nicht in Europa so gemächlich Zeit lassen könnten, um mobil zu werden, und einem ganz andern Feinde schnell gegenüberzutreten müßten.

Man darf doch nicht vergessen, daß der stolze Todesmut der spanischen Soldaten kein hinreichendes Gegengewicht zu bieten vermag gegen ihre mangelnde Intelligenz. Schwerfälligkeit und das Fehlen jeglicher Initiative hat die spanische Armee von jeher ausgezeichnet, die nur zu sterben, aber selten zu siegen verstand. Das hat auch Wellington zu seinem Leidwesen mehr als einmal erfahren. Die spanischen Alliierten waren, vom General bis zum Gemeinen, mutig, aber — faul. Ebenso zeigten sie sich gegen die Amerikaner auf Kuba. Kleine Abteilungen wurden fast aufgerieben, das Ganze blieb unthätig. Wäre es sonst möglich gewesen, eine gut besetzte Stellung, wie die von Santiago, ohne

*) Beweis: die Befreiungskriege von 1813—15.

hinreichende Artillerie zu nehmen? Aber weder Santiago noch Manila sind ernsthaft und militärisch verteidigt worden. Staunend hat General Shafter beim Einrücken in die Stadt erkannt, welche gewaltigen Stellungen ihm ohne Schwertschlag ausgeliefert wurden, nachdem der tapfere Vинаres verwundet worden war. Wie mir ein Augenzeuge erzählte, „erschraf der General förmlich über die innern Linien, deren Sturm ihm leicht noch fünftausend Mann hätte kosten können.“ Der deutsche Konsul in Manila wird auch nicht so Unrecht gehabt haben, wenn er, als preußischer Offizier, nicht mit den übrigen fremden Konsulu übereinstimmte, „daß die weitere Verteidigung der Stadtbefestigungen gänzlich aussichtslos“ sei. Am nächsten Morgen nahmen zwei kalifornische Regimenter in einem Anlauf die Stadt und besetzten sie, ohne auf ernstes Widerstand zu stoßen. Solche Einzelheiten und kleinen Züge, die entweder gar nicht an die Öffentlichkeit kommen oder doch nicht genügend beachtet werden, lassen oft tiefer blicken, als die trodne Chronik der Ereignisse im Zeitungstelegrammstil.

Daß der Wert der amerikanischen Truppen nicht auf „unerreichbarer“ Höhe steht, geht doch wohl zur Genüge aus den jüngsten Kämpfen auf den Philippinen hervor, wo sich 25000 (schreibe fünfundzwanzigtausend) Mann bestbewaffneter Helden nur mit knapper Not gegen halbwilde Tagalen behaupten können, die nach amerikanischer Schätzung ihnen an Zahl ungefähr ebenbürtig in den Gefechten gewesen sind. Die Philippinos machen den Yankees mehr Mühe als die Spanier! Einfach deshalb, weil sie sich ordentlich zur Wehr setzen — was die Spanier eben nicht thaten — und in ihrer kindlichen Unschuld für die Segnungen der amerikanischen „Freiheit,“ die ihnen mit Pulver und Brand zum Bewußtsein gebracht werden soll, unempänglich sind.

Wenn aber die Siege über die spanischen „stehenden Heere“ so bedeutende militärische Leistungen der Amerikaner waren, weshalb machen sie dann nicht mit den Philippinern, gegen die sie über die doppelte Anzahl Truppen verfügen, kurzen Prozeß?

Angefihts der unüberlegten Schlußfolgerungen, die in den Köpfen ihren Unfug getrieben haben, ist es wohl gestattet, einmal die Frage aufzuwerfen, was denn aus den fidelen Belagerern von Santiago geworden wäre, wenn die Befestigungen, anstatt von den Spaniern, von einigen pommerischen Grenadieren und holsteinischen Kanonieren verteidigt worden wären? Als Kommandanten setzen wir einmal Gneisenau und Kettelbeck, oder auch Preußner und Jungmann (Ederuförde, 5. April 1849), und statt des „wochenlang zum Entsatz herbeieilenden“ General Pando einen umsichtigen, thatkräftigen Offizier, der seine Pflicht und Schuldigkeit thäte. Wie wäre dann das Schlachtenbild geworden? Die durch drei vorhergegangne Schlachttage sehr erschöpften Belagerungstruppen würden unter einem Kreuzfeuer total aufgerieben worden sein. Daß die Vereinigten Staaten dann natürlich hunderttausend, und wenn diese auch zu Grunde gegangen wären, schließlich zehnmal hunderttausend Menschen nach Kuba ge-

schickt haben könnten, kann an der Thatsache nichts ändern, daß die winzige vor Santiago kämpfende amerikanische Armee ihre überraschenden Erfolge weniger ihrer Tollkühnheit und ihren militärischen Leistungen, als der unerhörten Indolenz ihres Gegners zu verdanken hatte. Die Spanier haben es im ganzen Kriege nie über eine passive Defensiv gebracht. Diese Indolenz, diese fast unglaubliche Unthätigkeit ist in erster Linie ein Erkennungszeichen im Niedergang begriffener Rassen, dann aber auch ein besondres Merkmal der Spanier seit Generationen gewesen. Denselben Mangel an Unternehmungsgeist bewiesen sie in der Kaperei zur See. Kein einziges amerikanisches Handelsschiff haben sie überhaupt nur wegzunehmen versucht. Die Yankees holten alle Tage gekaperte Schiffe nach Key-West herein, was Uncle Sams Mannschaften offenbar viel Vergnügen und Prisenfelder verschaffte.

Der eigentliche Kampf zwischen den feindlichen Flotten liefert noch interessantere Belege für die Rassenverschiedenheit; von der technischen Seite hat man das Fazit rasch gezogen — ebenso wie im japanisch-chinesischen Seekriege —, während das Spiel der geistigen Kräfte dort wie hier nicht immer hinreichend berücksichtigt wurde. Bei Cavite hat altes Holz bewiesen, was man ohnehin schon vorher wußte, daß es gegen neue Panzerplatten und Granaten verloren ist. Anders bei Santiago.

Durch eine kühne Fahrt über den Atlantic lenkt Cervera, Spaniens tapferster Admiral, für kurze Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme auf sich. Wider Erwarten glückt es ihm, unbemerkt von den auf ihn lauern den beiden amerikanischen Geschwadern Sampsons und Schleys, die kubanische Küste zu erreichen. Auf die Fügigkeit der Yankees wirft das ein so zweifelhaftes Licht, daß die Nachricht von Cerveras Einfahrt in den Hafen von Santiago in Spanien schon wie eine Siegesbotschaft aufgenommen wurde, während doch nur Kohlenmangel die bedenkliche Ursache davon war. Von Madrid schickt man einen telegraphischen Glückwunsch an den Admiral und — jetzt kommt das „spanische“ an der Sache — überläßt ihn seinem Schicksal. Anstatt sofort ein zweites Geschwader nach Westindien zu senden, um die ungleichen Streitkräfte wenigstens einigermaßen auszugleichen (durch getrennte Aufgaben, d. h. durch Ablenkung eines Teils der amerikanischen Hauptmacht von Cerveras Schiffen), läßt man es so langsam wie irgend möglich nach den dreimal so weit entfernten Philippinen abgehn. Aber es gelangt nicht an sein Ziel. Im Suezkanal bleibt es stecken, muß eine Million Durchfahrtszoll zahlen und kehrt dann wieder um. Admiral Cervera, ohne Hoffnung auf Hilfe, wird unterdessen von den allmählich zusammengezognen feindlichen Schiffen blockiert, sozusagen „auf Flaschen gezogen,“ woraus ihm kein Vorwurf gemacht werden kann, da es gar nicht in seiner Macht lag, das zu hindern. Zudem konnte, wie die Dinge einmal lagen, eine Ablenkung der Amerikaner von der Hauptstadt Havana den Spaniern nur willkommen sein, da dadurch für sie einst-

weilen eine strategisch günstigere Lage geschaffen wurde. Soweit also blieb Cervera immer noch der Held des Tages, der mit seinen wenigen Streitkräften die ganze feindliche Flotte beschäftigte. Die Situation hatte den Kriegsschauplatz wesentlich verschoben, zu Ungunsten seiner Gegner.

Jetzt aber beginnt auch bei Cervera das Unkluge. Auf wiederholtes Bitten und Drängen macht er bei hellem Tage den wahnsinnigen Ausfall, der in der Seekriegsgeschichte ohne Parallele ist. Es ist wirklich nicht zwecklos, sich die Lage Cerveras zu vergegenwärtigen und dann einmal zu fragen: Was würde ein persönlich ebenso mutiger englischer, deutscher oder amerikanischer Admiral an seiner Stelle gethan haben? Zwei Möglichkeiten standen ihm offen, um wenigstens mit Ruhm unterzugehen: entweder mit kaltblütiger Entschlossenheit das Eindringen der Flotte Sampsons in die enge Hafeneinfahrt abzuwarten, oder nachts den Durchbruch auf die See zu versuchen, möglichst mit Überraschung des Feindes, kurz vor Tagesanbruch.

Vorher aber konnte er seine eignen Torpedoboote Nacht für Nacht als Scheinangreifer, günstige Gelegenheiten ausnutzend vielleicht auch als wirkliche Angreifer verwenden, um den Feind durch unaufhörliche Anspannung der Nerven zu ermüden, was ihm bei einem häufigen Wechsel der Boote nur einen kleinen Teil seiner Leute verbraucht hätte, während er die ganze feindliche Flotte durch geschickte Manipulationen in Atem halten konnte. Gleichzeitig wäre es dadurch eher denkbar gewesen, den Augenblick seines Ausfalls mit den Schlachtschiffen nach Möglichkeit zu verschleiern.

Was thut Cervera? In heller Vormittagsstunde*) dampft er mit seinen Panzerschiffen neuester und stärkster Konstruktion wie zur Parade aus der Bucht heraus und läßt alle seine schönen Schiffe „vorschriftsmäßig“ wie schwimmende Scheiben zusammenschießen. Die schnellen Torpedoboote schickt er nicht einmal als Scharfschützen voraus, sondern läßt sie ganz zuletzt achterher laufen. Nicht einen einzigen der moralischen Vorteile, die sein Entschluß ihm trotz allem noch in die Hand gab, hat Cervera auszunutzen verstanden. Er verzichtete auf den Angriff! Statt mit aller Kraft gegen den Feind zu rennen, wandte er den Kurs seitwärts an der Küste entlang, gegen die er selbstverständlich von den aufdampfenden amerikanischen Schlachtschiffen von Minute zu Minute mehr gedrängt wurde. Was Cervera that, war schnurstracks gegen jede seemannische Einsicht. Sein eignes Flaggschiff, der Cristobal Colon (1891 vom Stapel gelaufen), hatte bedeutend stärkere Maschinen als die amerikanischen Schlachtschiffe. Ein einziger gut angebrachter Hammerschlag, und die augenblickliche Verwirrung wäre ihm oder einem seiner Kapitäne sehr zu statten gekommen, um durchzubrechen und mit Hilfe der schnellern Maschinen die See zu gewinnen. Selbst wenn die Geistesgegenwart und geschickte Seetaktik der Amerikaner sein

*) Auf der amerikanischen Flotte wurde gerade der sonntägliche Gottesdienst abgehalten.

Entkommen trotzdem noch vereitelt hätte, viel schlechter hätte es ihm nicht gehn können als bei der kläglichen Hejzagd an der Küste entlang, wo ein Panzer nach dem andern ruhmlos zu Grunde ging und auf den Strand geseht wurde, während die Schiffbrüchigen von den lubanischen Räuberbanden oben-drein noch mit Flintenschüssen empfangen wurden, bis Kapitän Evans Amerikaner landen ließ, um diese befreiten Freiheitshelden zu vertreiben.

Der zweite, für Cervera viel günstigere Fall wäre gewesen, wenn er den Feind in der Bai von Santiago erwartet hätte. Die Einfahrt ist so schmal, daß sie die gleichzeitige Durchfahrt mehrerer Schiffe nicht zuläßt. Außerdem lagen noch Reste des Merrimac da, den Leutnant Hobson versenkt hatte, ein Manöver, das so viel bewundert wurde, aber selbst wenn es geglückt wäre, doch von zweifelhaftem Wert für die Amerikaner gewesen wäre, da es ihnen ebenso die Einfahrt, wie den Spaniern die Ausfahrt versperren mußte. Über den Geniestreich läßt sich zum mindesten diskutieren. Undiskutierbar aber bleibt die Art, wie der „Held des Merrimac“ (wie schnell doch in Ländern, wo man lange keinen Krieg gehabt hat, Helden gemacht werden!) von den verrückten Amerikanerinnen öffentlich abgeküßt worden ist. Da die dortigen Blätter selbst kein Hehl aus der Abgeschmacktheit machen, muß man sie glauben. — Die Einfahrt Sampsons wäre nicht ohne beträchtliche Opfer für die Amerikaner möglich gewesen, denn erstens hätten die Spanier mit derselben Todesverachtung gekämpft, wie bei Cavite, diesmal aber in ebenbürtigen Schiffen, zweitens konnten die trotz der wochenlangen Beschießungen immer noch nicht zum Schweigen gebrachten Hafensbatterien (Fort Morro und Socopa) aus nächster Nähe die wirksamste Unterstützung geben. Die Zielsicherheit der Amerikaner hätte bei einem so verwegenen Nahkampf, der das Zielen überflüssig macht, nicht ein solches Übergewicht gehabt wie auf offener See, wo sie beliebig Distanz nehmen konnten und ein Schiff Cerveras nach dem andern in Brand schossen, während „alle amerikanischen Schiffe zusammen einen einzigen Toten“ hatten.

Was Cervera that, war also auch keineswegs ein Heldenstück — persönlichen Mut hat man ihm ja ohnedies zugetraut —, sondern gerade herausgesagt: spanische Kopfslosigkeit allererstester Art. Es ist geradezu lächerlich, wenn man liest, wie die sensationsbedürftigen Yankee den gefangnen Admiral mit ostentativer Gastfreundschaft öffentlich gefeiert haben. Sie wußten wohl, warum; ihr leichter Sieg bedurfte eines künstlichen Reflektors, um größer zu erscheinen. Dazu war ihnen der gefangne Seeheld eben recht. Das ist auch ein Stückchen „Kriegspsychologie.“

Was würde ein deutscher, englischer oder amerikanischer Admiral zu erwarten haben, wenn er wie Cervera gehandelt hätte? Unfehlbar das Kriegsgericht. Eine derartige Möglichkeit bei einem Kommandanten unsrer Marine oder einem Angelfschiffen überhaupt nur voranzusetzen, erscheint schon aus rassen-

psychologischen Gründen unzulässig. Dieser Ausdruck mag vielleicht befremden in seiner Anwendung auf den einzelnen Fall, aber einen zutreffendern wüßte ich wirklich nicht zu finden. Jeder tüchtige Seeoffizier muß auch zugleich ein geborner Seemann sein, und gerade darin sind von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart die romanischen Rassen niemals den germanischen ebenbürtig gewesen. Man setze einmal an Cerveras Stelle einen Nelson, van Tromp, Ruyter, Prinz Adalbert, Werner, Knorr und frage sich, ob alle diese Männer nicht ganz selbstverständlich in einem noch so verzweifelten Kampfe gegen einen zehnfach überlegnen Feind den Preis ihres eignen Untergangs nach der Anzahl der feindlichen Schiffe bemessen haben würden, die sie durch Gewalt, Kühnheit oder List „mit in die Hölle hineinreißen“ könnten? Ganz gewiß.

Auch hier ist also, abgesehen von rein technischer und numerischer Ungleichheit, die Verschiedenheit der Rasse sehr wesentlich für eine richtige Beurteilung. Auf amerikanischer Seite, wenn auch nicht „Heldenmut“ (obwohl dieser gegebenen Falls nicht fehlen würde), jedenfalls Geistesgegenwart, Treffsicherheit und seemannische Gewandtheit; auf der andern nur ein toller Entschluß, dem im entscheidenden Augenblick alles, absolut alles fehlte, was seine Durchführung hätte erklären und militärisch rechtfertigen können.

Angeichts dieser Thatfachen scheint es durchaus begreiflich, wenn der deutsche Admiral Plüddemann es offen aussprach, daß Spanien durch seine Kriegsführung unsre anfänglichen Sympathien, die natürlich dem schwächeren Volke galten, verscherzt habe. In Bezug auf Langsamkeit und Planlosigkeit, überhaupt Unfähigkeit der Oberleitung, wetteiferte die Union mit Spanien, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß im gegebenen Augenblick jedesmal die Initiative und praktische Auffassungsgabe der Yankee's die Fehler ihrer Oberleitung wieder ausgleichen konnte.

Ich möchte die Überlegenheit der Amerikaner auf die Eigenschaft zurückführen, die ihnen von manchen oberflächlich Urteilenden oder Nichteingeweihten meistens abgesprochen wird, nämlich auf ihre Disziplin, auf eine gewisse innere Disziplin der anglosächsischen Rasse im allgemeinen. Sie ist nicht immer ausgebildet, oft nur latent, aber im Ernstfall hat sie ihre Belastungsprobe zu allen Zeiten gut bestanden.

Um nicht für anmaßend gehalten zu werden, muß ich hier betonen, daß mit dem Wort „oberflächlich Urteilenden“ keineswegs angedeutet werden soll, daß ich meine Meinung an sich im geringsten höher einschätze, als die irgend eines andern. Nur soviel darf ich in eigener Sache erwähnen, daß ein zwölfjähriger Aufenthalt in England und den Vereinigten Staaten mir hinreichende Gelegenheit und Muße gab, die nationalen Eigentümlichkeiten der beiden stammverwandten und doch wieder so verschiednen Völker gründlich kennen zu lernen. Reisen und Besuche sind gewiß immer lehrreich, weil frische und wechselnde Eindrücke die Beobachtung schärfen und manche Vorurteile beseitigen können;

in die Volksseele und ihre treibenden Kräfte dringt aber meistens nur der ein, der neben und in ihr lebt, wirkt und mit ihren geistigen Triebfedern zu rechnen hat. In diesem Sinne, nur in diesem, mögen meine Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse vielleicht etwas wert sein.

Alle auf den nordgermanischen Mutterstamm zurückführbaren Völker sind, geht man den Dingen auf den Grund, durch ihre Disziplin das geworden, was sie heute sind: stark und frei. Das ist das Geheimnis ihrer Überlegenheit in Krieg und Frieden, im Geschäftsleben, im Staat und in der sozialen Reform. Denn niemand möge sich der argen Täuschung hingeben, als sei Disziplin ein Merkmal slavischer Gesinnung. Ganz das Gegenteil. Nur starke Rassen haben Disziplin, je kräftiger ein Volk, um so mehr Mannszucht entwickelt es im Angesicht großer Aufgaben oder in Zeiten der Not und Abwehr. Man kann hier geradezu von einer Disziplin der Herrentrassen sprechen. „Mit solchen Truppen nehme ich die Welt,“ rief, bezeichnend genug, ein Franzose, der den Sturm auf die Düppler Schanzen sah. Zum Glück hat Preußen keine solche Eroberungsgelüste, trotz seines stark entwickelten Kraftbewußtseins. Seine Herrscher und Staatsmänner wissen, daß für Kontinentalstaaten Konzentration in vernünftigen Grenzen mehr Kraft und Gesundheit verbürgt, als Expansion.

Durch seine günstige Lage, mit der höchstens die Lage Japans verglichen werden kann, mußte das angelsächsische Inselvolk die Vorherrschaft zur See gewinnen. Abstammend von der Bevölkerung unsrer Nord- und Ostseeküsten, nach der Schlacht bei Hastings 1066 durch normannische Mischung verstärkt, war es von Anbeginn für die See nicht für das Genießen der See wie in mehr südlichen Ländern, sondern für den Kampf mit dem Meere geboren und erzogen. Das nordische Meer züchtet wortfarge, verschlossene, aber zugleich freie und entschlossene Männer, stille Menschen, die aber einen weiten Horizont lieben, die weitsichtig sind. Es ist darum rassenpsychologisch sehr bedeutsam, daß in England die Überreste der skandinavischen Bevölkerung den Nordosten besetzten (Dorsetshire, Lancaster, wo bis zum heutigen Tage sogar noch „musikalische Engländer“ nichts seltnes sind), die Friesen aber die südlichen Küstenstriche nebst Isle of Wight nahmen, nachdem — auch das ist interessant — die germanischen Stämme den bedrängten Kelten geholfen hatten, die „rauen“ Wälder wieder in die schottischen Berge zu vertreiben. Die schweigsamen Friesen zog es unwiderstehlich hinunter an die mehr flachen Küsten mit weit vorliegendem Strand, wo sie der ewigen Brandung heimatlichen Sang hören und den Blick am weiten Horizont schweifen lassen durften.

Nicht die Übermacht an Zahl allein hat, wie vielfach angenommen wird, den Engländern ihre Vorherrschaft über die Franzosen und Spanier zur See gegeben. Sie sind die Abkömmlinge der Sachsen, die schon den Römern ein Schrecken waren, weil sie „bei jedem Winde segeln konnten,“ die Nachkommen der Wifinger oder doch durch keltische Blutmischung kaum geschwächten Nor-

mannen, deren alte Seefönige mit ihren Drachenschiffen bis nach Sizilien kamen. Hatten sie Beute gemacht, so gings wieder zu Schiff gen Norden. Denn die Sonne des Südens wärmt, aber macht träge und erschläft die Sehnen. Hatten die Nordmänner geruht und gezecht und geliebt, so zog es die Stärksten und Tapfersten wieder zur heimatlichen Salzflut und zu rauhern Lüften; nur ein Teil blieb zurück, „die sübliche Klasse zu verbessern.“ Die andern bestiegen die Drachenschiffe; ihr Lebenselement war die Anspannung der überschüssigen Kräfte; sie liebten die nordische See wie einen Gegner, mit dem man ringt, um zu erproben, wie stark man ist.

(Schluß folgt)



Der Bernstein als Stoff für das Kunstgewerbe

Von E. von Czihat



reußens Kleinod, wie ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts den Bernstein nannte, „das samländische Gold,“ wie ihn der Heimatstolz der heutigen Provinzbewohner gern bezeichnet, hat eine sehr ansehnliche, bis in graue Vorzeiten hinaufreichende Geschichte. Von den sagenhaften Handelsfahrten der Phönizier nach der Bernsteinküste bleibt bei näherer Untersuchung allerdings wenig übrig; aber wir haben über ihn weit ältere, ungeschriebne Nachrichten, die sich auf das Studium der vorgeschichtlichen Funde stützen. Diese bezeichnen eine lange Handelsstraße, die von Südschweden und der jütischen Halbinsel durch das Rhein- und Rhonethal bis zu den gallischen und italischen Seeplätzen am Ligurischen und Adriatischen Meer und von da bis zu den griechischen Küstenstädten des Peloponnes reicht. Eine besondere Wertschätzung erfuhr das edle Harz in dem östlich von dem Apennin gelegnen Teile Oberitaliens bis zur Mündung des Po in das Adriatische Meer, nicht bloß bei den in den Pfahldörfern hausenden Urbewohnern dieses Landstrichs, sondern auch noch bei dessen spätern gallischen Eroberern bis in die geschichtlich verhältnismäßig hellen Zeiten des vierten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung. Es ist merkwürdig, daß der Mythos des Altertums, der mit der Entstehung des Bernsteins in Verbindung gebracht ist, die Phaethonsage in die Gegend des Po, des Eridanus der Alten, gelegt ist. Bei Phaethons Sturz in den Eridanus wurden seine Schwestern, die Heliaden, in ebensoviele an den Ufern dieses Flusses stehende Schwarzpappeln, ihre Thränen in das kostbare Elektron, den Bernstein, verwandelt.

Von den Küsten des Adriatischen Meeres ist der Bernstein, der auch schon dem homerischen Zeitalter bekannt war, auf dem Seewege zu den Griechen gekommen, wie die zahlreichen Funde in den mykenischen Königsgräbern bezeugen. Die klassische Zeit der griechischen Kunst verwandte den Bernstein nicht, weder zum Schmuck des Leibes noch der Geräte. Auch in Italien findet er sich in der ältern Zeit nicht in den westlich vom Apennin gelegnen mittlern und südlichen Landschaften. In Rom erschien der Bernstein erst gegen das Ende der Republik; in der Kaiserzeit kam er dann sehr in die Mode. Außer Schmuckstücken und Bierstöcken für Möbel und Geräte waren bei den römischen Frauen insbesondere Kugeln aus Bernstein zum Kühlen der Hände beliebt. Zu Neros Zeiten gelangten die Römer zum erstenmale auf der Suche nach dem kostbaren Stoffe in die Gegenden, die noch heute den meisten Bernstein liefern, an die preußische Ostseeküste. Die erste zuverlässige Kunde von dem östlichen Bernsteinlande hat uns Plinius überliefert. Um das Jahr 55 nach Christo fand ein römischer Ritter, der im Auftrage des Julianus, des Vorstehers der von Nero veranstalteten Gladiatorenspiele, reiste, von Carnuntum in Pannonien (dem heutigen Haimburg an der Donau) den Weg zu den Gestaden des baltischen Meeres und brachte das begehrte Mineral in einer so großen Menge nach Rom, wie sie bis dahin dort noch nicht gesehen worden war. Bei den erwähnten Zirkusspielen konnten die Rehe, die ausgespannt waren, um die wilden Tiere von den Zuschauerplätzen abzuhalten, mit Bernsteinschnüren zusammengeknüpft werden; sogar die Waffen und die Totenbahre für die gefallnen Gladiatoren wurden damit geschmückt, und die ganze Ausstattung des einen Spieltages bestand aus Bernstein. Dieser Bericht giebt eine gute Vorstellung von der verschwenderischen Verwendung des Bernsteins in der ersten Kaiserzeit.

Der wenig später lebende Tacitus hat uns den Namen des Volkes überliefert, das damals die preußischen Küsten bewohnte; er nennt sie die Ästier, eine Bezeichnung, die noch im neunten Jahrhundert bei den die Ostsee befahrenden Nationen für die Bewohner derselben Gegend allgemein üblich war. Dieser Schriftsteller erzählt auch, daß das Volk selbst den Bernstein nicht brauchte und seinen Wert nicht kannte; staunend empfangen diese Barbaren den dafür gezahlten Preis. Es muß demnach bis dahin ein Bernsteinhandel aus Ostpreußen nicht bestanden haben. Dies änderte sich schon in den folgenden Jahrhunderten; die ungemein zahlreichen Funde von römischen Kaiser Münzen, von Schmuckstücken, insbesondere von Fibeln römischer Herkunft in Preußen bezeugen einen lebhaften Handelsverkehr, der auch während der Völkerwanderungszeit andauerte und durch die spätern Schriftsteller bestätigt wird. Noch im sechsten Jahrhundert n. Chr. brachte eine Gesandtschaft der Ästier dem großen Ostgotenkönig Theoderich ein wertvolles Bernsteingeschenk von den Gestaden der Ostsee nach Ravenna. Die Römer verarbeiteten den

Bernstein zu den mannigfachsten Gegenständen, wie Plinius berichtet, zu Trinkgefäßen, zu Verzierungen des Hausgeräts, zu bildnerischen Darstellungen. Der unter Hadrian lebende Pausanias aus Kleinasien erzählt von einem Wibe des Augustus aus Bernstein, das im Zeustempel zu Olympia aufbewahrt wurde. Außerdem glaubte man damals (wie auch noch in späterer Zeit) an die Wirkung des Bernsteins als Heilmittel und schätzte ihn wegen dieser Eigenschaft hoch. Aus allen Nachrichten geht hervor, daß man mit dem Material wohl umzugehen und es wirksam zu verwenden wußte; auch die Kunst, den Bernstein zu färben, war den Römern nicht unbekannt.

Dagegen spielt der Bernstein im baltisch-orientalischen Handel des Mittelalters sowie in der sogenannten Wikingerzeit — etwa bis zum Jahre 1000 n. Chr. — nur eine sehr untergeordnete, kaum nennenswerte Rolle. Die arabischen Schriftsteller der Zeit erwähnen ihn entweder gar nicht oder nur beiläufig; die Hauptrolle bei dem Handelsverkehr mit dem Orient spielte nicht der Bernstein, wie man lange geglaubt hat, sondern Pelzwerk und Sklaven. In den vorgeschichtlichen Funden aus der Wikingerzeit (neuntes und zehntes Jahrhundert v. Chr.) ist der Bernstein nicht vertreten. Der Bericht des angelsächsischen Seefahrers Wulfstan aus dem neunten Jahrhundert, der eine Beschreibung des Preußenlandes enthält, berichtet nichts vom Bernstein. Dieser muß demnach bei den Skandinaviern und den handeltreibenden und seefahrenden Nordländern des Mittelalters nicht sehr geschätzt worden sein.

Auch in seiner Heimat scheint er — vielleicht die älteste Kulturperiode der Steinwerkzeuge ausgenommen — nicht in besonderm Ansehen gestanden zu haben. Gegenstände aus Bernstein sind dort in den vorgeschichtlichen Funden fast seltner, als im Binnenlande und außerhalb Deutschlands. In größerer Anzahl sind sie nur bei den Bernsteinbaggerungen im Kurischen Haff in der Nähe von Schwarzort zum Vorschein gekommen; sie bestehen hauptsächlich in wenig bearbeiteten Perlen, Scheiben, Ringen und Hängestücken verschiedener Form, sowie in sehr roh gebildeten menschlichen Figuren oder Idoles; alle diese Funde gehören der Steinzeit an. Bis zur Besitzergreifung des Samlands durch die Ritter des Deutschen Ordens in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erfahren wir aus einheimischen Quellen nichts über die Gewinnung, den Handel und die Verarbeitung des Bernsteins. Das Regalrecht auf den gefundenen Bernstein nahm der Deutsche Orden — wohl nach dem Beispiel der Herzöge von Pomerellen, wo ebenfalls das Regal und Monopol bestand — bald nach seiner Festsetzung im Lande für sich in Anspruch, *) das Monopolrecht bildete sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts

*) Eine gute Übersicht über die frühern Verhältnisse gewährt W. Tesdorpf, Gewinnung, Verarbeitung und Handel des Bernsteins in Preußen. Staatswissenschaftliche Studien, Bd. 1, Heft 6. Jena, 1887.

aus und erscheint in der „Willfür der drei Städte Königsberg“ von 1394, in der jedem verboten wird, unbearbeiteten Bernstein auch nur zu besitzen, als vollständig feststehend. Genannt wird der Bernstein zum erstenmale in einer Taufsurkunde des Bischofs Heinrich von Samland mit dem Deutschen Orden von 1264; es ist dort davon die Rede, daß in Witlandesort — der südwestlichen Spitze des Samlandes — gewisse Steine gefunden würden, die „Burnestejn“ genannt werden,*) und von denen zwei Drittel dem Orden, ein Drittel dem Bischof zufallen sollen.

Von dieser Zeit an beginnt die fünf und ein halbes Jahrhundert (bis 1811) dauernde Periode, in der der Staat das Regal selbst verwertet, die Gewinnung des Bernsteins durch die Strandbewohner vornehmen und durch seine Beamten überwachen läßt. Die Bernsteingewinnung hat ebensowenig in besondrer Weise das Glück und die Wohlfahrt Ostpreußens gefördert, wie z. B. der Besitz der peruanischen Goldgruben für Spanien segensbringend gewesen ist. Sie hat nicht die Landeskultur auf eine höhere Stufe gebracht, ja der Landesregierung nicht einmal immer hohe Erträge geliefert. Die zum Sammeln und Abliefern des Bernsteins verpflichteten Strandbewohner blieben arme, unwissende Fischer; das Land hatte keinen Nutzen von dem Regal. Trotz der harten Strafen, die auf den Bernsteindiebstahl gesetzt waren, trotz der verschärften Strandordnungen und der Überwachung durch die Strandwächter waren Unterschlagungen an der Tagesordnung. Der Fluch des Regals äußerte sich darin, daß es entsittlichend auf die Bevölkerung wirkte, insbesondere als dieser unter dem Großen Kurfürsten der sogenannte Strandeid auferlegt wurde. In diesem mußte jeder Erwachsene schwören, nicht nur selbst keinen Bernstein zu entwenden, sondern auch jeden Fall von Unterschlagung, auch wenn dieser seine Angehörigen betraf, anzuzeigen.

Im sechzehnten Jahrhundert, unter der Regierung des Herzogs Albrecht, erfolgte die Verwertung des Bernsteins durch eine Handelsgesellschaft von Danziger Kaufleuten, an deren Spitze Paul Zaski oder Zeske, ein Vorfahre der heute noch blühenden Familie Köhn von Zaski stand. Diese Handelsgesellschaft übernahm von dem Herzoge von Preußen den Bernstein (mit Ausnahme einiger seltner, der Herrschaft vorbehaltenen Sorten) zu einem bestimmten Einheitspreise. Beinahe ein Jahrhundert lang hatte die Familie Zaski den Bernsteinhandel vollständig in ihren Händen und verstand es, sich durch große Rührigkeit und Betriebsamkeit, durch Reisen nach den Hafensplätzen des südlichen Europas, selbst nach Konstantinopel, im fernen Orient lohnende Absatzquellen zu eröffnen. Die damaligen Verhältnisse haben mit denen der letzten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts eine gewisse Ähnlichkeit; es fand eine Art von thatächlichem Monopol statt, wenn es erlaubt ist, dieses Wort in diesem

*) Wölky und Mendthal, Urkundenbuch des Bistums Samland. 1891. S. 51.

Sinne zu gebrauchen. Auch die Streitigkeiten mit den Abnehmern, damals den Paternostermachern, und mit dem Danziger Bernsteindrehergewerk haben damals ihre Vorläufer gehabt. Das Danziger Gewerk klagt — dieselben Beschwerden sind bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu verfolgen —, daß ihm der Stein verteuert und nicht in genügender Menge geliefert würde, während der Lieferant geltend macht, daß sich die Gewerksmitglieder auf unrechtmäßigen Nebenwegen Stein verschafften, nicht fleißig und tüchtig seien und lieber mit billig eingekauftem Rohstein handelten, als sich bemühten, gute Arbeit in hinreichender Menge zu liefern. Man sieht, es sind dieselben Klagen, die auch in unsrer Zeit vorgebracht wurden. — Erst dem Großen Kurfürsten gelang es 1647, gegen Zahlung einer Entschädigungssumme den Vertrag mit den Jastis zu lösen. Die Verwertung des gewonnenen Bernsteins erfolgte nunmehr in der Weise, daß die größern und bessern Sorten, das Sortiment, in öffentlichen Auktionen versteigert, die geringern Sorten an die Bernsteinreicherzünfte in Königsberg, Danzig und Stolp zu festgesetzten, ziemlich niedrigen Preisen abgegeben wurden. Königsberg und Stolp wurden hierbei etwas vor dem zu Polen gehörenden Danzig bevorzugt. Die Bernsteinreicherzünfte betrachteten mit der Zeit die billige Überlassung des Bernsteins als einen Teil ihrer Privilegien, ohne daß sie jedoch durch diese Vergünstigungen in ihrem Wohlstand oder in ihren Leistungen besonders vorwärts kamen.

Unter solchen Verhältnissen gingen die Einnahmen des Staates aus dem Bernsteinregal immer mehr zurück; der unter dem Marktpreis an die Zunftmitglieder gelieferte Bernstein wurde von diesen vielfach mit hohem Gewinn weiter verkauft. Diesem Unwesen dachte man am besten dadurch zu steuern, daß der Staat die bisher von ihm selbst betriebne Gewinnung aufgab und an geeignete Unternehmer verpachtete. Diese neue Periode der Verpachtung des Bernsteinrechts begann im Jahre 1811; zuerst wurde die Ausbeutung des Regals an einzelne Generalpächter, hinter denen meist Gesellschaften standen, abgegeben. Da jedoch auch bei diesem Betriebe die Unterschlagungen und Diebstähle des Bernsteins mit ihren entfittlichenden Wirkungen auf die Strandbewohner nicht aufhörten, so entschloß sich die Regierung 1837, das Regal an die selbst zu verpachten. Der Gedanke der Überlassung des Regals an die Strandbewohner war schon am Anfange unsers Jahrhunderts von dem Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, von Auerwald, ausgesprochen und empfohlen worden; er fand in den dreißiger Jahren einen eifrigen Fürsprecher in dem mit den Bernsteinverhältnissen vertrauten Königsberger Regierungsrat Hagen.

Die von der Regierung beabsichtigten Wirkungen der neuen Vergebungsart blieben nicht aus; die Verhältnisse in den Stranddörfern wurden besser, und deren Wohlstand hob sich. Nicht in demselben Maße günstig war das Ergebnis für die Regierung. Die viel schwerfälligere, umständlichere und kost-

spieligere Weise des Verkehrs mit einer größern Zahl von Pächtern oder Pachtgenossenschaften an Stelle eines Unternehmers war wenig vorteilhaft für die Staatskasse, der Ertrag des Regals an und für sich gering. Die Pachtsumme belief sich in dieser Zeit auf wenig über 10000 Thaler. Dazu kam, daß die Unerfahrenheit der Fischer von städtischen Geldgebern vielfach ausgebeutet wurde, und daß in den offenen Gräbereien in den Uferbergen eine Art Raubbau getrieben wurde, der die Ufer gefährdete und den Zusammenfluß von Landstreichern und Gefindel am Strande begünstigte. Die Erfahrungen, die mit der Verpachtung des Regals an die Strandbewohner gemacht wurden, waren demnach in vieler Hinsicht nicht zufriedenstellend; wenn auch zunächst noch an ihr festgehalten wurde, so sah die Regierung sich doch veranlaßt, zunächst die Gewinnung des Bernsteins durch Graben in den Uferbergen bei künftigen Verpachtungen auszuschließen und diesen nur das Besen, Schöpfen und Stechen zu überlassen.

Es traf sich gut, daß gerade um die damalige Zeit Unternehmer in die Höhe kamen, die planmäßig vorgingen und die bisher vom Zufall abhängige, lässig betriebene Bernsteingewinnung in andre Bahnen lenkten. Schon anfangs der sechziger Jahre hatte die Firma Stantien und Beder, aufmerksam gemacht durch Bernsteinjunde im Kurischen Haff, in der Nähe von Memel — wo man beim Baggern auf das auslaufende Ende der die Bernsteinablagerung enthaltenden, sogenannten blauen Erdschicht gestoßen war — durch Übernahme der Baggerarbeiten, bei gleichzeitiger Zahlung eines bedeutenden Tageszages, günstige Erfolge in der Gewinnung von Bernstein erzielt.

Als 1867 die Ausbeutung des Bernsteins durch Tagegräberei von der Verpachtung an die Strandbewohner ausgeschlossen wurde, erwarben Stantien und Beder, nachdem zunächst noch einige Jahre lang das Recht des Grabens besonders an die Grundbesitzer der Strandorte vergeben worden war, 1870 vom Staate die Bernsteinnutzung durch Graben an einem Orte der samländischen Nordküste, in Warnicken und zugleich an der noch bernsteinreichern Westküste, in Palmnicken, das sich seither zum Hauptsitz des Unternehmens der Firma ausgebildet hat. Dieselbe Gegend war schon 1780 von dem damaligen Chef des preussischen Berg- und Hüttenwesens, dem verdienstvollen und weitblickenden Minister von Heinich, ins Auge gefaßt worden, um dort einen Versuch zur Gewinnung des Bernsteins auf bergmännische Art, durch Graben unter Tage, zu machen.*) Dieser 1782 unternommene Versuch — für den nur 500 Thaler ausgegeben werden sollten — scheint nicht mit dem nötigen Nachdruck verfolgt worden zu sein, oder der unmittelbare Erfolg war nicht befriedigend. Jedenfalls wurde diese Gewinnungsart damals aufgegeben, und es verlautete

*) J. S. Bod, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte Preussens. Dessau, 1788. II, S. 637 ff.

neunzig Jahre lang nichts mehr von einem Bergbau auf Bernstein. Dieser geriet so sehr in Vergessenheit, daß er bei der Neuordnung der Berggesetzgebung in Preußen gar nicht berücksichtigt wurde. Hätte man mit der Gewinnung des Bernsteins durch Bergbau damals Erfolg erzielt, so würden vermutlich ganz andre Rechtsverhältnisse bezüglich dieses Stoffes Platz gegriffen und die später zu erörternden Widersprüche zwischen der Ausübung des Regals und dem Eigentumsrecht der Besitzer der bernsteinführenden Gründe vermieden, vielleicht auch eine Aufhebung des Regalrechts erreicht worden sein.

Auf die bergmännische Gewinnung des Bernsteins kamen Stantien und Beder dadurch, daß sich der Betrieb der offenen Gräbereien mit der Zeit als zu kostspielig und zu gefährvoll erwiesen hatte. Schon früher hatte die Regierung ihre Aufmerksamkeit dieser Gewinnungsart wieder zugewandt, auch 1873 selbst den Versuch der Anlage eines Bernsteinbergwerks bei Nortyden am Nordstrande gemacht. Dieses Unternehmen schlug jedoch fehl. Dagegen gelang es der Firma Stantien und Beder im Jahre 1875, den Bergbaubetrieb zur Bernsteinergewinnung mit Erfolg durchzuführen, nachdem geologische Untersuchungen über die Lagerungsverhältnisse des Minerals Aufschluß gebracht hatten. Die Firma hatte zu diesem Zwecke das Gut Palmniden erworben; der Maßstab, worin ein solches Unternehmen angefaßt werden mußte, brachte es mit sich, daß die Ausbeute, die auf oder unter den dem Fiskus oder Privatbesitzern gehörigen Strandländereien zu gewinnen war, in Anbetracht des aufzuwendenden Anlagekapitals nicht mehr genügen konnte. Für die Ausnutzung des Regals mußte die Firma an den Staat eine hohe, jährliche, nach dem Morgen unterirdischer Grubenfläche bemessene Abgabe, die sich auf 40000 bis 50000, zuletzt sogar auf 52500 Mark belief, zahlen.

Gegenüber dem Bergbau sind die andern Gewinnungsarten des Bernsteins, das Lesen, Schöpfen, Stechen, Baggern und die Gewinnung durch Taucherarbeit in den letzten Jahrzehnten in den Hintergrund getreten. Die beiden zuletzt genannten Arten der Gewinnung, die früher auch von Stantien und Beder betrieben wurden, sind jetzt gänzlich aufgegeben. Während die Strandnutzung durch Lesen, Schöpfen, Stechen in den letzten Jahren etwa 7000 bis 8000 Mark einbrachte, ergab die Einnahme des Staats durch den Tiefbau gegen 700000 Mark. Die von der Firma Stantien und Beder für den Bergbaubetrieb in Palmniden gezahlte jährliche Pachtsumme betrug zuletzt 677600 Mark. Die Gesamtausbeute betrug im Durchschnitt der fünf Jahre von 1892 bis 1896 jährlich 497810 Kilogramm, die durchschnittliche Jahreseinnahme des Fiskus aus dem Bernstein in den letzten zehn Jahren 679700 Mark.

Aus diesen Zahlen springt die Bedeutung des Bergbaus für die Bernsteinergewinnung in die Augen. Die Ausbeute, die früher im ganzen etwa 5000 bis 7500 Kilogramm betrug, hat sich jetzt mehr als verdreißigfach; die

Einnahme aus dem Regal, früher unbedeutend, ist jetzt für den Staat beträchtlich geworden. Zugleich haben es die Unternehmer verstanden, einer Wertverminderung der häufiger gewordenen Ware durch eine bessere Zurichtung und Sortierung, sowie dadurch zu begegnen, daß sie dieser Ware immer neue Absatzquellen in andern Erdteilen erschlossen.

Eine zweite Gefahr der Wertverminderung erwuchs der Bernsteinware durch das 1879 in Oesterreich erfundene *Ambroid* oder den Preßbernstein. Durch ein besondres Verfahren gelang es, bei starkem Druck und gleichzeitiger Erhitzung kleinere Bernsteinstücke zu großen Platten so zusammenzuschweißen, daß sie sich von dem Naturbernstein kaum unterscheiden lassen. Durch dieses Fabrikat wird insbesondere der Preis der wertvollern größern Bernsteinstücke bedroht, um so mehr, als sich der Preßbernstein wegen seiner Gleichmäßigkeit vorteilhafter verarbeiten läßt als der vielfach ungleichmäßige Naturbernstein. Der Anreiz, die kleinern Bernsteintorten mit großem Gewinn an die *Ambroid*-fabrikanten zu verkaufen, hat, wie bekannt, zu einem Streit zwischen den Interessen der Bernsteingewinnungsunternehmer — die den Preis des Materials zu halten suchten — und ihren Abnehmern geführt, die aus dem Verkauf der kleinern, zur Verarbeitung abgegebenen Stücke an die *Ambroid*-fabrikanten großen Vorteil zogen. Der Gegensatz der Interessen kam in dem bekannten, von beiden Seiten mit Hartnäckigkeit im Jahre 1896 geführten Rechtshandel zum Ausbruch, durch dessen Verlauf die öffentliche Meinung seinerzeit sehr erregt wurde. Jetzt, nachdem eine Beruhigung der Gemüter eingetreten und das Persönliche aus diesem Rechtsstreit ausgeschieden ist, ist es möglich, auf Grund der seitdem zu Tage getretenen Belege und Verhandlungen die ihm zu Grunde liegenden Thatsachen zu erkennen und zu würdigen.

Unter dem Eindruck dieses Prozesses und der sich daran anschließenden öffentlichen Erörterungen hat der Inhaber der Firma Stantien und Becker seinen Vertrag mit dem Staate gekündigt. Obgleich die Regierung im Besitze des Regals ist, so hätte sie doch nicht die Lähmung der ganzen preussischen Bernsteinindustrie verhindern können, während die Firma mit ihrem auf 3000000 Mark geschätzten Lager noch auf geraume Zeit den Markt beherrschen und die Preise für den Bernstein zu beliebiger Höhe hinaufschrauben konnte. So entschloß sich die Regierung zu dem Ankauf des Geschäfts und Lagers der Firma Stantien und Becker nebst deren gesamtem Grundbesitz in Königsberg und im Samlande für den Preis von neun und dreiviertel Millionen Mark. Eine hierauf bezügliche Vorlage ist dem preussischen Landtage vor kurzem zugegangen und von ihm angenommen worden.

Damit ist der Staat wieder zu der Gewinnungsart des Bernsteins, die vor 1811 üblich war, d. h. zum Eigenbetrieb zurückgekehrt, nur mit dem Unterschied, daß die Verhältnisse viel schwieriger geworden sind als früher. Während vor 1811 ein Ertrag von 30 bis 36000 Mark in Frage kam, der ohne Auf-

wand von Kapitalien — lediglich bei Bezahlung der Aufsichtsbeamten — dem Staate zufiel, handelt es sich jetzt um den dreifachfachen Betrag. Der Staat ist sehr wohl in der Lage, ein Bergbauunternehmen von diesem Umfange mit Erfolg zu führen, mit Hilfe seiner vorzüglich geschulten und tüchtigen Beamten. Besitzt er doch viel umfangreichere derartige Unternehmungen in seinen Kohlengruben und den Kalisalzwerken, die sehr gut gedeihen! Die Gewinnung des Bernsteins kann also durch den Staat in demselben Umfange weiter betrieben werden, wie durch die früheren Privatunternehmer — vorausgesetzt, daß es gelingt, die sehr große Ausbeute an Bernstein dauernd zu ebenso guten Preisen wie früher abzugeben. Hierin liegt die Schwierigkeit des Unternehmens. Viele bezweifeln, daß der staatliche Betrieb die Züchtigkeit und Anpassungsfähigkeit hat, um einen so der Mode unterworfenen Luxusartikel, wie den Bernstein, ebenso günstig zu verwerten, wie dies ein tüchtiger Kaufmann kann. Diese Frage kann erst die Zukunft lösen; schließlich hat es ja der Staat in der Hand, einem etwaigen starken Sinken der Bernsteinpreise durch Einschränkung der Produktion zu begegnen. Es ist überhaupt fraglich, ob sich die Bernsteinergewinnung immer auf derselben Höhe erhalten kann, wie in den letzten Jahrzehnten. Die Menge des Bernsteins ist zweifellos begrenzt, und man wird um so schneller mit ihr zu Ende kommen, je lebhafter man den Bergbau darauf betreibt. Sachverständige glauben, daß der Stein noch etwa 48 Jahre vorhalten wird. Palminiden selbst ist schon erschöpft; der Abbau geht nordwärts längs der samländischen Westküste weiter.

Es ist nicht mit Unrecht behauptet worden, daß sich die Handelswege des Bernsteins in ein gewisses Dunkel hüllen. In frühern Jahrhunderten fanden sich die Orientalen selbst, insbesondere Armenier und Juden in Königsberg ein, um den kostbaren Stein zu erhandeln; im siebzehnten Jahrhundert waren es, nach Chappuzeaus*) Zeugnis, insbesondere die Holländer, die einen lohnenden Handel mit Bernstein nach Indien unterhielten. Im achtzehnten Jahrhundert ließen englische Kaufleute vielen Bernstein in Königsberg einkaufen und schickten ihn nach Alexandria und Smyrna, von wo er weiter vertrieben wurde. Jedenfalls ist der Bernsteinhandel zu allen Zeiten ein zwar gewinnbringendes, jedoch wechselvolles und unsicheres Geschäft gewesen. Aber nehmen wir an, daß es der Regierung gelingt, sich mit Hilfe der von Becker geschaffnen Handelseinrichtungen und gewisser fester Abnehmer vor Verlusten zu schützen, daß sie ferner imstande ist, einen durch die zu große Ausbeute an Bernstein bei geringerem Absatz eintretenden Preissturz durch Einschränkung des Bergbaus zu verhindern, so droht dem Bernstein noch die große Gefahr der Wertverminderung durch die Preßbernsteinfabrikation. Die Regierung wird

*) Chappuzeau, L'Allemagne protestante. Genf, 1671.

sich mit dieser ebenso abzufinden haben, wie Stantien und Weder; sie hat ebenso wenig andre Mittel zu deren Bekämpfung wie diese. Die Regierungsvertreter haben auch schon offen erklärt, daß die Stellung der Regierung zur Nachahmungsfabrikation und ihre Geschäftsgrundsätze im wesentlichen keine andern sein könnten, als die der frühern Besitzer der Werke.

Ob der Kampf gegen den Preßbernstein mit Erfolg geführt werden kann, scheint mir zweifelhaft, insbesondere wenn das Fabrikat alle Eigenschaften des natürlichen Bernsteins, dessen Farbe, Zeichnung, Spröbigkeit, dauernd aufweist, ohne die Fehler des Natursteins zu haben, die hauptsächlich in unregelmäßiger Form, ungleichmäßigem Gefüge, innern Hohlräumen usw. bestehen. In diesem Falle würde es sich bei dem Ambroid keineswegs um eine Nachahmung, sondern um ein Veredlungsverfahren, um eine Art von Raffinerie handeln, die einen bessern und für die Verarbeitung brauchbarern Stoff liefert. Etwa zu vergleichen wäre die Britettsfabrikation, die aus dem früher wertlosen Steinkohlen- und Braunkohlengrus und Staub wertvolles Material schafft. Ein Widerspruch gegen diese Fabrikation hat sich nicht erhoben, weil eine Wertverminderung der nach einem einheitlichen Preise und dem Gewicht gehandelten Stückkohlen durch sie nicht eingetreten ist. Beim Bernstein dagegen ist ein Preisrückgang durch das gepreßte Fabrikat unvermeidlich, da die großen Stücke der Seltenheit ihres natürlichen Vorkommens halber bisher einen hohen Überpreis erzielt haben, der in schnellerm Verhältnis wächst als ihre Größe. Dieser Überpreis wäre einem Verfahren gegenüber, das Stücke von fast beliebiger Größe und denselben Eigenschaften hervorbringt, nicht mehr zu halten, ebenso wenig, wie der Überpreis für große Diamanten bestehen bleiben könnte, wenn es heute gelänge, kleine Steine zu großen, für den Schliß ebenso wie die Natursteine geeigneten Stücken zu vereinigen.

Ob das Ambroid die edeln Eigenschaften des Naturbernsteins in demselben Maße hat oder durch Vervollkommnung des Fabrikationsverfahrens mit diesen Eigenschaften ausgerüstet werden kann, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Einzelne Stimmen behaupten, daß es sich auf die Dauer nicht hält und unter der Einwirkung der Sonne weiß wird. Damit wäre allerdings seine Minderwertigkeit gegen den Naturbernstein erwiesen. Im übrigen hat der Preßbernstein höchst schätzbare Eigenschaften; er läßt sich nicht nur in allen Färbungen und Spielarten des Naturbernsteins herstellen, sondern auch in allen möglichen andern Farbenstellungen. Meiner Ansicht nach gehört die Zukunft der gangbaren Bernsteinhandelsware dem Preßbernstein; insbesondere was die Rauchrequisiten und die Perlenfabrikation für den Bedarf fremder Völker anbelangt. Da diese Gegenstände der Abnutzung und einem raschen Verbrauch ausgesetzt sind, so liegt kein Grund vor, den Ersatz des Naturbernsteins durch das Ambroid zu bekämpfen. Allerdings müßte der Staat die Ambroidfabrikation in der Hand behalten und durch eine den Eigenschaften

und den Erzeugungskosten des Ambroids entsprechende Preisfestsetzung den Unterschied zwischen Natur- und Preßbernstein kennzeichnen.

Wie aber kann den großen Stücken Bernstein bei dieser Sachlage der bisher für sie gezahlte Überpreis erhalten werden, wenn die früher dafür maßgebende Seltenheit wegfällt? Nur durch eine entsprechende Veredlung mittels kunstgewerblicher Verarbeitung, bei der eben die Eigenschaften vorzugsweise berücksichtigt werden, die den Naturstein vor dem Preßbernstein auszeichnen, vor allem die Dauerhaftigkeit der äußern Erscheinung, die allerdings auch bei dem Naturbernstein dadurch beschränkt ist, daß sich seine Oberflächen im Laufe der Zeit mit einer dunklern Oxydationsschicht überziehen.

(Schluß folgt)



Wie Bayern ein moderner Staat wurde

Eine Säkularerinnerung

(Schluß)



ie Lage, die Max Joseph bei seiner Thronbesteigung vorfand, war über die Maßen schwierig: leere Kassen, Verkommenheit in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, und auf den Gemütern ein dumpfer Druck, der selbst das Hoffen lähmte. Wenn nicht alles verloren gehn sollte, so bedurfte es jetzt der kräftigsten und weisesten Reformen, das begriff der Kurfürst mit seinem redlichen Wohlwollen so gut wie Montgelas mit seinem Scharfsinn. Es galt, an uralte Formen die Axt zu legen, die Kluft, die einzelne Stände getrennt hatte, mußte wenigstens einigermassen überbrückt werden, indem man Rechte und Pflichten billiger verteilte; der Verwirrung, in der die Massen lebten, konnte nur eine gediegne Schule abhelfen. Kurzum, es blieb kein andrer Weg, als eine völlig neue liberale Gesetzgebung.

Für den Kurfürsten war der Entschluß nicht leicht, und man muß in der That den Heroismus bewundern, womit er die Traditionen seiner Person den Bedürfnissen seiner Zeit zum Opfer brachte. Denn er selbst war ja herangewachsen unter der Blüte des französischen Despotismus, er hatte sich fürchten müssen vor der „Freiheit,“ als sie ihre fliegenden Fahnen auf die Schanzen von Straßburg pflanzte, aber dennoch war er stark genug, jetzt dieser Freiheit das Bürgerrecht in seinem Lande zu geben.

Es ist ein merkwürdiger Ton, der in den Altenstücken dieser Zeit herrscht,

beinahe schwungvoll in der Bezeichnung der Ziele und immer mutig in der Bezeichnung der Mittel; der Drang der Zeit schien alles Überflüssige selbst aus der Sprache abgestreift zu haben. Man nannte die Dinge ungefähr mit ihren Namen, man fürchtete sich nicht mehr, wie es sonst dem Skurialstil eigen ist, vor den Schlagworten des Tages. So schreibt Max Joseph in einem Dekret vom 11. Februar 1800, das an den Ausschuß der Landstände gerichtet war, die folgenden Worte: „Zur Zeit, wo den Staaten große und gefährliche Erschütterungen drohen, müssen Staatsgebrechen schnell und mit Entschlossenheit geheilt werden. . . .“ „Neuerungen Einhalt zu thun, welche aus reinen, allgemein als gültig anerkannten Grundsätzen fließen, welche das unaufhaltsame Fortschreiten des menschlichen Verstands und das Bedürfnis der Zeit jeder achtbaren Regierung abnötigt, liegt einmal in unsern Kräften so wenig, als es in unsern Kräften liegt, einen Strom aufzuhalten.“ „Wer eine Regierung hindert, schreiende Ungerechtigkeiten abzustellen, wer Mißbräuche beibehalten oder vermehren will, der ist ein wahrhaft revolutionärer Mensch.“

Damit war die Losung gefallen; Tausende von bedrückten Gemütern und von gefesselten Händen gewannen damit die Freiheit wieder.

Unbeirrt durch den Widerspruch der „gefreiten Stände“ zog Montgelas auch sie zur Beteiligung an den öffentlichen Lasten heran; rücksichtslos gegen alle Beamten, war er es doch am meisten gegen die, deren Mißwirtschaft ein dringendes Ende erheischte. In der Armee wurde die allgemeine Dienstpflicht eingeführt, und somit blieb nur noch ein Gebiet zu reformieren übrig: die Kirche. Hier mußte freilich der Bruch mit dem alten System am tiefsten werden; hier warf Montgelas das ganze Gewicht seines Namens, seines Geistes, seiner Macht in die Wage, um den Alp hinwegzudrängen, den die Kirche auf Bayern gelegt hatte. Man begann damit, daß man den Protestanten die Niederlassung in Bayern gestattete; aber welcher Kampf war nötig, bis sich der Münchner Stadtmagistrat dazu entschloß, einem Kezer das Bürgerrecht zu geben! Der Kurfürst selbst legte seine persönliche Vermittlung ein. Das war im Jahre 1801.

Um aber auch den Unfug abzuschneiden, der sich an manche religiöse Übung knüpfte, wurde eine Reihe von „frommen Gebräuchen“ verboten, wie das Geißeln der Bänder bei Prozessionen, die „Bußsäcke“, deren sich viele Mitgehende bedienten, „das Werfen von Oblaten, Feuer und Wasser“ unter die Menge und die Herumführung eines Christusbildes „auf hölzernem Esel.“ Ebenso wurden die Wallfahrten und Bittgänge eingeschränkt — und über allem stand nun noch die Aufhebung der Klöster, die am 25. Januar 1802 mit folgenden Worten verfügt wurde: „Eines der mächtigsten Hindernisse (der Kultur) zeigt sich in der dermaligen Verfassung der Klöster und besonders der Bettelmönche, die, weil sie selbst fühlen, daß der Geist der Zeit eine Veränderung in der öffentlichen Stimmung gegen sie hervorgebracht hat, mit

doppelten Kräften für ihre Erhaltung dadurch arbeiten, daß sie bei dem Volke durch Fortpflanzung des Aberglaubens und der schädlichsten Irrtümer richtigeren Begriffen den Eingang zu erschweren, jede zu seiner moralischen Bildung führende Anstalt verdächtig zu machen suchen und einen beständigen bösen Willen dagegen unterhalten. Ihre fortbauende Existenz ist daher nicht nur zwecklos, sondern positiv schädlich und dabei durch ihren privilegierten Bettel dem Landmann äußerst lästig."

Um die Massen zu beruhigen, die von dem knirschenden Klerus fanatisiert wurden, sah sich die Regierung zu einem Erlaß genötigt, worin sie die Berechtigung ihres Handelns darlegte. „Was haben alle Stände gewonnen, welche der Alleinherrschaft ihrer Kirche, der Einheit ihrer Religion alles aufopfert? Man vergleiche ihren Wohlstand mit jenem solcher Staaten, welche ohne Rücksicht auf Religion fremder Industrie und Kultur offen stehn, und wo man diese durch Aufnahme solcher nützlichen Fremden heimisch zu machen weiß? . . . Haben nicht alle christlichen Religionen eine gemeinschaftliche Moral und einen gemeinschaftlichen Lehrer?"

Die Gleichstellung der Konfessionen, die damit im Prinzip entschieden war, veranlaßte natürlich noch weitere Maßregeln von kaum geringerer Tragweite. Am 18. Mai 1803 wurden gemischte Ehen für erlaubt erklärt, schon vorher war das Zensurkollegium beseitigt worden, „weil es den liberalen Gang der Wissenschaften aufzuhalten schien," und an seine Stelle trat eine Kommission mit der Weisung zu einem freisinnigen und „bescheidenen" Bericht. Endlich fand man es am besten, jede Zensur von Büchern aufzugeben.

Besonders kräftig aber traten die Prinzipien des neuen Regimes im Unterrichtswesen hervor. „Die Schule — heißt es in einer Entschließung vom 26. November 1804 — ist nicht als eine kirchliche, sondern als eine wichtige Polizeianstalt zu betrachten." Und schärfer als jemals ein bayrischer Fürst gesprochen hat, fährt dann die Entschließung fort, daß nur der Religionsunterricht konfessionell zu trennen sei, in allen übrigen Dingen handle es sich lediglich um weltliche Interessen, die die Kirche nicht das mindeste angehn; denn „die Sicherheit einer Religion kann nicht gefährdet werden, wo von keiner Religion die Frage ist." „Abgesehen von Kirchensystem und Glaubenslehre ist der übrige Lehrstoff weder katholisch noch protestantisch, und es muß jedem Parteiloson gleichgiltig sein, durch welche Konfessionsverwandten die Sprachen, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik usw. gelehrt werden, wenn nur der Lehrer geschickt und ein Mann von sittlichem Charakter ist." Aus diesem Grunde wird denn auch behauptet, daß die Regierung die Schulen nie und nimmer als „religiöse Institute" betrachten könne, denn ihre Aufgabe sei es, „jeder Tendenz entgegen zu arbeiten, durch welche der Bürger vom Staate getrennt wird." So sprach man im Jahre 1804, so freisinnig war damals das bayrische Schulwesen geordnet, und doch war der oberste Chef

der Schule selbst ein Prälat, der Regensburger Domherr Freiherr von Fraunberg, der spätere Erzbischof von Bamberg.

Schon 1802 wurde daher die Leitung des gesamten deutschen und lateinischen Schulwesens dem Klerus genommen und einer landesherrlichen Behörde, der Generalschuldirektion, übergeben, der sodann die Distrikts- und Lokalschulkommissionen untergeordnet wurden. Die Volksschulen wurden auf Schulgeld und Beiträge der Schulgemeinde gegründet, aus abgebrochenen Filial- und Feldkirchen ließ die Regierung Schulhäuser bauen; der Schulbesuch wurde obligatorisch. Vor allem aber sollte die Stellung der Schullehrer gehoben werden, „denn dieser Stand gehört zu den wichtigsten und achtungswürdigsten, wie zu den mühe- und verdienstvollsten mit seinen vielen und schweren Pflichten.“ Die Naturgeschichte wurde Lehrgegenstand. An den geistlichen Stand, der in den Schulkommissionen seine Stellung beibehalten hatte, wurden ernste Mahnworte gerichtet: „Sind etwa die Landschulen bereits ehrwürdige Bildungswerkstätten der blühenden Menschheit? Wie manche erzieht leider methodisch zur Dummheit und Immoralität! Auf! Der Träge und Thor nur säumt, es ist Verrat an der guten Sache, wenn Ihr Euch tüchtiger Mitwirkung in Schulen weigert; rodet alle Vorurteile und Gebrechen aus, laßt die Jugend nicht eine ihr unverständliche Zeile lesen oder lernen!“ Die Klosters-, Lateinschulen und Seminare wurden geschlossen, die Zahl der Gymnasien gemindert, die Lyceen bis auf die zu München und Amberg aufgehoben. Die Landesuniversität wurde von Ingolstadt nach Landshut verlegt und tüchtige Lehrkräfte dafür gewonnen, unter andern die Theologen Mühl, Winter, Sailer und später Andrés, der Philosoph Socher, von dem Kant sagte: „Von allen meinen Schülern hat mich keiner so gut verstanden, als ein armer Pfarrer bei München.“ Dieser war es, der unter der vorigen Regierung Kants Schriften in Getreidesäcken nach seinem Pfarrhof hatte einschmuggeln müssen.

Während sah der Bischof von Eichstätt zu, wie man der Kirche abermals ein Bollwerk schleifte; er sprach zwar die Erwartung aus, daß „die Professoren sich niemals unterfangen würden, in einem fremden Ort ohne seine Einwilligung Grade zu erteilen“; er befahl zwar, „jedes Attentat gegen die bischöfliche Gerechtame zur unverzüglichen Berichterstattung zu bringen,“ aber die Professoren sandten sein Schreiben in der schärfsten Form zurück.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, all die einzelnen Hoheitsrechte aufzuzählen, die die Regierung reklamierte, oder die geistvolle Motivierung zu wiederholen, womit sie ihr Recht vertrat — genug, daß der Landesherr seine Souveränität von jeder Unterordnung unter die geistliche Gewalt befreit erklärte. „Wir werden niemals dulden — heißt es in einem Erlasse vom 7. Mai 1804 —, daß die Geistlichkeit und irgend eine Kirche einen Staat im Staate bilde, daß dieselbe in ihren weltlichen Handlungen und mit ihren Befugnissen den Gesezen und den gesetzmäßigen Oberen sich entziehe.“ Das

war freilich eine andre Sprache, als sie die bayrischen Fürsten der letzten Jahrhunderte geführt hatten; wie eine Gotteslästerung klang sie in den Ohren der Kurie, die ja nur gewöhnt war, sich selbst zu vergöttern und vergöttert zu werden. Mit vergewisserten Worten erhob sie Beschwerde, daß man „die schönste Provinz des heiligen Stuhles“ (!) auf solche Weise regiere; aber Blut und Eisen herrschte schon damals auf Erden — es hatte niemand Zeit, sich für den Vatikan zu opfern.

Vornehmlich durch die Berufung fremder Gelehrten hoffte Montgelas sich eine kräftige Stütze seiner auf Hebung der Volksbildung gerichteten Bestrebungen zu verschaffen. Zwei Namen sind es, die hier zuvörderst in Betracht kommen, Männer, die ihrer Wissenschaft neue Bahnen öffneten: Savigny und Feuerbach. Savigny interessierte uns hier weniger, da seine Wirksamkeit nur von kurzer Dauer war, um so mehr aber der heißblütige, geistreiche Feuerbach, der zwar auch nur eine kurze Zeit in Landshut lehrte, nachher aber als Geheimer Rat im Justizministerium der Reformator des bayrischen Kriminaljustizwesens wurde. Aus seinen Briefen an seinen Vater und an Jacobi gewinnen wir ein getreues Bild des Universitätslebens in damaliger Zeit. Feuerbach war bei aller Klugheit eine leidenschaftliche, leicht erregbare Natur, Pessimist, wenn ihm etwas Unangenehmes zustieß, Optimist, wenn er wieder zufriedengestellt war. Trotzdem trägt sein Zeugnis den Stempel der Wahrheit, wenn man diese Schwäche des sonst so bedeutenden Mannes in Abrechnung bringt. Lebhaft sind seine Klagen über den akademischen Studienplan, der noch von Ingolstadt mit herübergeschleppt worden war. Dieser Plan mache die Universität zu einem Hör- und Schreibinstitut, wo einer für Bezahlung Worte sage, die von andern mit den Ohren aufgefangen, mit der Feder aufs Papier gebracht und dann schwarz auf weiß in das Bult zur Ruhe getragen werden. „Denn wo nur leeres Bielerlei und Allerlei die alles belebende Seele ist, wo der Züngling jeden Tag fast vom grauen Morgen bis zum dämmernden Abend auf den Bänken des Hörsaals sitzen muß, um eine fast ungeheure Menge gesetzlich vorgeschriebener, teilweise unnötiger Vorlesungen durchhören zu können, da kann doch wohl von Denken und Begreifen, von Studieren und wissenschaftlichem Interesse nicht die Rede sein. Ich sah, wie der zwecklose Finger- und Ohrenfleiß den Geist der Zünglinge tötete und das Chaos eines verworrenen Bielerlei, oberflächliche Seichtigkeit und mit dieser den Dünkel der Vielwisserei hervorbrachte.“ Goldne Worte, die noch heute zur Weherzigung empfohlen werden können.

Laut sprach sich Feuerbach über diese Mißstände in einem an den Minister von Zentner gerichteten Memorandum aus. Die Regierung verhielt sich ablehnend. Gönner, der heftigste Gegner der berufenen Lehrer, ein Mann von viel Talent, aber ohne Charakter, knüpfte seine Verfolgungen an die Freimütigkeit Feuerbachs an. Seine offen ausgesprochenen und die lautere Wahrheit

wiedergebenden Worte gaben dem im Dunkel schleichenden gefährlichen Kollegen den Vorwand, seinen Wert als Lehrer vor seinen Schülern herabzusetzen und das Vertrauen, das ihm die studierende Jugend entgegenbrachte, zu untergraben. Als vollends Feuerbach von der Regierung mit dem Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs beauftragt wurde, brach der Grimm gegen ihn in loderbenden Flammen aus. Niemand eignete sich besser zu der schwierigen Aufgabe als Feuerbach. In einer ausführlichen Denkschrift verbreitete er sich über die Mängel der alten Gesetzgebung. Wir entnehmen ihr nachstehende lehrreiche Notizen.

Schon im Jahre 1616 erschien eine besondre Malefizordnung für die Herzogtümer Ober- und Niederbayern, wodurch zwar Karls V. peinliche Gerichtsordnung nicht aufgehoben, aber in wesentlichen Punkten erweitert und verbessert werden sollte. Ihr Hauptzweck war die Organisierung des Inquisitionsprozesses; auch weht in ihr ein freundlicher Geist der Humanität. Sie verbot die Strafe des Ertränkens und milderte den Tod jedes zum Feuertod Verurteilten durch das vorhergehende Erdröffeln. Der Gotteslästerung droht sie nur Geldbuße oder Beschimpfung, in Wiederholungsfällen die Kirchenbuße; den Dieb, der nur fünf Gulden gestohlen hatte, spricht sie ausdrücklich von der Strafe frei. Dieser Strastodex mußte im Jahre 1751 dem von Kreitmayer entworfenen Codex juris Bavarici criminalis weichen. Die Strafbestimmungen dieses Kodex sind fast durchweg in Dracos Geist gedacht. Das Lebendigverbrennen ist wieder eingeführt, der Verbrecher wird zuweilen gerädert und ohne Gnadenstoß lebendig auf das Rad gelegt, die Todesstrafe wird geschärft durch Zangenreißen, durch Ausschneiden der Zunge und dadurch, daß dem Verurteilten aus dem lebendigen Leibe Riemen geschnitten werden. Wer zwanzig Gulden stiehlt, hat den Strang verwirkt. Kommt eine lebige Weibsperson heimlich nieder, und wird das Kind tot gefunden, so soll sie mit der Entschuldigung, als sei das Kind tot abgegangen, nicht angehört und wie eine erwiesene Kindsmörderin mit dem Schwerte hingerichtet werden. Auf die Blutschande in gerader Linie folgt die Feuerstrafe, auf Bigamie Schwert, auf den Abfall vom katholischen Glauben Schwert und Güterkonfiskation, auf Gotteslästerung Feuer oder Schwert, alle ausländischen Bettler und andre herumschweifende Personen, wenn sie zum erstenmal betreten werden und nichts verübt haben, werden über die Grenze geschafft, nachdem ihnen vorher der Buchstabe B zum Andenken aufgebrannt worden ist, wenn sie sich aber wieder betreten lassen, ist Schwert oder Strang ihr Los. Der Richter hat alle Mittel, um in dem Angeklagten den Schuldigen zu finden, aber der Angeklagte fast nicht ein einziges, um seine Unschuld zu erweisen. Ein entfernter Verdacht begründet Spezialinquisition, auf nahe Anzeige wird der Leugnende der Tortur unterworfen. Dem Angeklagten war niemals eine Verteidigung erlaubt, alle Vernünngen waren unstatthaft. Grausame Gesetze sind, indem sie die Gemüter

gegen die Furcht vor der Strafe abstupfen, viel mehr eine Ursache von Verbrechen, als ein Mittel dagegen. Ein Gesetz aber muß seine unbedachtsame Strenge in immer wachsender Progression zum Extrem aller möglichen Grausamkeiten hinaufsteigern, damit der vorige Stachel, gegen den sich immer die Gemüther abstupfen, eine neue schneidendere Spitze bekomme. Jener Kodex verminderte nicht die Verbrechen, diese vermehrten sich vielmehr, sowie sich die Galgen und Räder an den Straßen vermehrten.

Der Kodex drohte dem Duell nur dann die Todesstrafe, wenn eine Entleibung geschehen ist. Eine Verordnung von 1773 droht jedem Duellant, dem Urheber wie dem Teilnehmer das Schwert an, und eine Verordnung von 1779 setzt hinzu: die Todesstrafe soll ohne alle Weitläufigkeit nach bloß summarischem Prozeß erkannt und, wenn im Duell eine Tötung erfolgt ist, der Entleibte vornehmen Stands auf dem Schindanger verscharrt, ein andrer an dem Galgen aufgehängt werden. Im Jahre 1781 erschien eine Verordnung, wonach im gelindesten Fall der Räuber einfach gerädert wird; wenn er den VERAUBTEN gebunden oder geschlagen hat, wird er lebendig, ohne vorhergehendes Erdrosseln gerädert. Wenn der VERAUBTE an den Mißhandlungen gestorben ist, wird der Räuber lebendig gerädert, empfängt den Gnadenstoß erst nach zwei oder drei Stunden, alsdann wird sein Körper gevierteilt und stückweise auf öffentlichen Straßen aufgehängt. Noch schienen die Qualen des Verbrechers die gewünschte Höhe nicht erreicht zu haben — in einer Verordnung aus derselben Zeit läßt sich der Gesetzgeber herab, den Scharfrichter zu instruieren, wie viele Minuten er bei Exekution der Strafe des Rades zwischen jedem Stoße pausieren soll. Welch niedrigen Begriff mußten die regierenden Herren von dem Ehrgefühl der Bevölkerung haben, wenn sie einem Injurianten vornehmen Standes, der einen andern desselben Standes durch Thätlichkeiten beleidigt hat, die Zumutung machen, nicht nur knieend Abbitte zu thun, sondern auch dem Beleidigten zu erklären, daß er eben so viel Schläge, als er ihm gegeben, wieder zu empfangen gewärtig sei, oder ihm sonst danken wolle, wenn er ihm diese Schläge in Güte nachlassen würde. Die Besitzer des Scharfrichters waren schon 1772 als kostspielige und überflüssige Einrichtung beseitigt worden. Kein Zuchthaus war mehr geräumig genug, die Delinquenten aufzunehmen, ein Grund mehr, „diese so schädliche und dem Publika höchst beschwerlich fallende terrae pondera (!)“ auf kurzem Wege beiseite zu schaffen. Noch im Jahre 1805 wurden in einer einzigen Stadt fünf bis sieben Personen innerhalb vierzehn Tagen gefoltert.

Dieser Zustand war es, der die Regierung bestimmte, Feuerbach mit der Abfassung eines neuen Strafgesetzbuchs zu betrauen. Wie er diese schwierige Aufgabe löste — galt es doch, für die vielen zu einem neuen bayerischen Staate bunt zusammengewürfelten Territorien und ihre einander oft schnurstracks entgegenstehenden Strafgesetze eine höhere, das Getrennte möglichst ver-

mittelnde Einheit zu finden —, darüber ist nur eine Stimme der Anerkennung. Das beste Zeugnis aber ist, daß das neue Strafgesetzbuch unmittelbar nach seinem Erscheinen in Oldenburg eingeführt wurde. Eine öffentliche Beschimpfung, die bei Gelegenheit einer Promotion Feuerbach durch einen Schüler Gönners auf dessen Anstiftung widerfuhr, bestimmte den Schwerekränkten, seine akademische Stellung zu verlassen; bald darauf erfolgte seine Berufung als geheimer Referendar ins Justizministerium nach München. Aber auch dort sollte er nicht die ersehnte Ruhe finden.

Durch vielfache Berufungen fremder, namentlich sächsischer Gelehrten hatte sich in der Hauptstadt ein Kreis ausgezeichneter Männer gebildet, die von Montgelaß außersehen waren, das arg verkommene höhere und niedere Schulwesen umzugestalten. Es sei uns erlaubt, hierbei etwas länger zu verweilen, teils weil es sich nirgends deutlicher zeigt, wie sehr Bayern in der kurfürstlichen Zeit außer aller Verbindung mit dem übrigen Deutschland getreten war, teils weil durch die Darlegung der damaligen Zustände ein Licht auf die auch in unsern Tagen wieder hervortretende Verkehrungssucht alles dessen, was nicht spezifisch bayrisch ist, fällt. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß diese Verfolgungen, die aus einem Gemisch der niedrigsten Leidenschaften hervorgingen, damals wie heute nicht vom Publikum — dies wird übereinstimmend als gutmütig geschildert —, sondern von einer Koterie von Geistlichen und Gelehrten ausgingen, die sich durch die Fremden in ihrer bisherigen Alleinherrschaft bedroht sahen.

Unter den Männern, die hier in Rede kommen, sind in erster Reihe drei zu nennen, deren Namen auf immer mit der Geschichte des bayrischen Schulwesens verknüpft bleiben werden: Thiersch, Jacobi und Jacobs. Thiersch kam im März 1809 von Göttingen, wo er glänzende Lehrtalente entwickelt hatte, an das Gymnasium in München, wo er sogleich mit der Kraft auftrat, durch die er der eigentliche Begründer der philologischen Studien in Bayern geworden ist. Früher schon waren Jacobi und Jacobs, der erste als Präsident der Akademie, der andre als Professor der klassischen Pitteratur an das Lyceum nach München berufen worden. Schon die Eröffnungsrede Jacobs „über Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften,“ worin einige Äußerungen über den Geist des Mittelalters Anstoß erregt hatten, rief eine Gegenschrift des Professors Rothhammer in Landsbüt hervor. Sodann schürte die Verleihung des neu-gestifteten Zivilverdienstordens an mehrere ausländische Gelehrte — während einige einheimische, die auf diese Auszeichnung gerechnet hatten, übergangen wurden — den Brand der Erbitterung. An der Spitze der Getränkten stand der Oberbibliothekar Freißer von Aretin, der sich bei der Aufhebung der Klöster und bei der Ausräumung ihrer Bibliotheken einen Namen gemacht hatte. Dieser entpuppte sich allmählich als das Haupt der gegen die Fremden gerichteten Partei; der Unmut und die Eifersucht über scheinbare Zurücksetzung

veranlaßte sie, ihre eignen Verdienste zu überschätzen, den fremden Wert herabzusetzen. Das Land war an eine Vermischung mit Fremden noch nicht gewöhnt, ebenso wenig waren Bayern in nennenswerter Zahl ins Ausland gekommen. Sie waren daher geneigt, die Übersiedlung fremder Gelehrten als eine Nötigung, sich aus ihrem Geburtslande entfernen zu müssen, zu betrachten und sie insgesamt als Hungerleider und Schwindler hinzustellen.

Ein Punkt darf jedoch nicht aus den Augen gelassen werden. Obwohl nämlich der Gegensatz zwischen Nord und Süd in einer Weise betont wurde, wie bei keinem andern Volke, so war doch noch ein schärferer und trennenderer vorhanden, der die im Reine überall vorhandenen Gegensätze zwischen den einzelnen Stämmen in Deutschland zu einer Höhe getrieben hat, die jeden Vaterlandsfreund aufs tiefste schmerzen muß, und die erst dann beseitigt werden kann, wenn Sitte und Bildung alle Schichten, auch die niedersten, ergreifen und die allgemeine Menschenliebe unter ihnen verbreiten wird: ich meine den Zwiespalt des Glaubens. Den Bayern des vorigen Jahrhunderts, vielfach auch noch den heutigen, erschienen norddeutsch und protestantisch als sich deckende Begriffe; der Schwabe war ihnen, weil er protestantisch war, ebenso gut ein Norddeutscher wie der Sachse und der Preuße. Die Federn schienen in Gift getaucht zu sein, um dem Volke Haß und Verachtung einzuzulößen. Die Schilderungen des norddeutsch-protestantischen Charakters in den damaligen öffentlichen Blättern erinnern ungesähr an die Art, wie man ein wildes Menagerietier dem Publikum nach seinen Eigentümlichkeiten zu beschreiben versucht.

So lese ich im Morgenboten, Jahrgang 1809, Seite 277: „Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist Kraft, der des norddeutschen Schwäche. Daher bei jenen: Ausschweifungen im Genuß der Liebe und andern sinnlichen Vergnügungen, kriegerischer Geist, Herzengüte, Offenheit. Bei diesen: . . . Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkelsucht. Schon im Wuchs und in der Sprache hat die Natur diese Charakterverschiedenheit klar ausgedrückt.“ Und weiter: „Komischer ist in der Welt nichts anzusehen, als ein verliebter oder deutsch tanzender Lutheraner. Diese auf dem ganzen Gesicht ausgedrückte unglückliche Ahnung des Widerspruchs mit sich selbst, dieser in tausend listigen Bewegungen sich äußernde Streit zwischen der größten Sinnlichkeit und listigsten Heuchelei, zwischen angeborener Steifheit und ausbrechenvollem Mutwillen, zwischen pedantischem Stolz und dem Gefühl der eignen Erbärmlichkeit . . . neu, ein solcher Anblick ist der größte Triumph für einen guten Katholiken.“ Solche und ähnliche Ausführungen füllten damals die Spalten der gelesenen Blätter.

Nach Ostern 1809, fast zugleich mit dem Eindringen der österreichischen Heere in Bayern, erschien zu München eine anonyme Schrift unter dem Titel: „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich.“ Als Verfasser bekannte sich später Arétin. Er reiste mit den

noch nassen Blättern zur französischen Armee und teilte sie hier aus, später ließ er sie, mit zahlreichen noch giftigern Anklagen vermehrt, von neuem abdrucken und ins Französische übersetzen. Die Art und Weise, wie hier denunziert wird, macht dem Verfasser keine Ehre. In einem Augenblicke, wo Oesterreichs Heere auf der Walfstatt standen, um im blutigen Kampfe für Deutschlands Ehre einzutreten, und Preußen unter den größten Opfern zur künftigen Wiedererhebung mit eiserner Strenge an sich arbeitete, verdächtigte der Münchner Gelehrte dem gallischen Imperator die edelsten Regungen. Von den deutschen Gelehrten, die damals in der Erziehung ihres Volkes ihre schönste Aufgabe sahen, heißt es: „Von den borussierenden und anglomanen Gelehrten in Deutschland wäre noch vieles zu sagen! Aber ich halte es für überflüssig. Napoleon kennt ihre geheimen Machinationen, und wenn es Zeit ist, wird er die Missethäter zur Rechenenschaft ziehen.“ Und weiter: „Die protestantischen Geistlichen verabscheuen den großen Napoleon wie ehemals den Papst. Aber nicht bloß die Geistlichkeit, nein, die ganze lutherische Sekte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anseindet. Sie hat einen großen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht als die Juden. Dieser Bund, welcher größtenteils aus norddeutschen Gelehrten besteht, glaubte wirklich auf dem Punkte zu sein, den von dem Geist der Zeit längst schon überbotnen Protestantismus unter allerlei Formen allenthalben eingeführt zu sehen.“ Natürlich bleiben wir mit der alten Leier einer protestantisch-deutsch-englischen Verschwörung nicht verschont: „Außerdem sind die Protestanten aufs engste mit den Engländern verbunden, und das Interesse dieser Nation muß auch das ihrige sein. Es ist nicht ihre Schuld, daß wir in Deutschland nicht schon Dragonaden erlebt haben wie in Irland. Da sie aber dort die Körper der Katholiken nicht bezwingen können, so suchen sie die Geister in Fesseln zu schlagen durch Schulordnungen und litterarischen Despotismus. Wenn man den ausgelassensten Tadel und die greulichsten Verwünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons hören will, so gehe man in eine echt lutherische Koterie. Dort wird man eine geheime Allianz verbreitet sehen zwischen dem Papst und den Söhnen Luthers, die ein würdiges Gegenstück zu dem ehemaligen Bündnis des Papstes mit den Türken bildet. Und wenn einst dem französischen Kaiser ein Unglück begegnen sollte, so würden wir das seltsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen mit einander tanzen zu sehen, wie die Studenten und Pfaffen in Salamanca.“

Doch genug davon! Die Leser werden aus dem Wenigen die freche Bosheit erkennen, mit der man damals gegen die angesehensten Männer vorzugehen wagte. Es ist klar, daß es Aretin nur um die Verdächtigung der Münchner Gelehrten, die allerdings aus ihrer deutschen Gesinnung und ihrem Haß gegen Napoleon kein Hehl machten, zu thun war. Die französische Regierung verschloß diesen böswilligen Einflüsterungen nicht das Ohr. Der greise, hoch-

verehrte Jacobi war es, der ihr unbequem war. „Sie haben einen gefährlichen Mann in Ihrer Nähe — sagte einmal Davoust zu Max Joseph —, den Präsidenten Jacobi.“ „Ich habe ihn immer als einen braven und rechtschaffenen Mann gekannt,“ war die treffende Antwort des edeln Fürsten. Der französische Gesandte, der Jacobi persönlich wohl wollte, sagte einmal zu ihm: „Beobachten Sie die größte Vorsicht! Ich könnte sonst, wie sehr ich Ihr Freund bin, eines Tags genötigt werden, Sie zu deportieren.“ Und was that die bayrische Regierung, die diese Männer ins Land gerufen hatte und zu ihrem Schutze verpflichtet war? Sie schwieg und ließ die Verleumder unbehelligt, vielleicht, weil es gefährlich war, Franzosenfeinde in Schutz zu nehmen, vielleicht auch, weil sie mit den patriotischen Gesinnungen nicht im Einklang war. Zwar bemühten sich Montgelas und Schenk, als Jacobi als Oberbibliothekar nach Gotha zurückgerufen wurde, diesen ausgezeichneten Mann für München zu erhalten, das aber, was jeder an seiner Ehre gekränkte Mann verlangen kann, Zurechtweisung der Beleidiger, verweigerte die Regierung. So ging Jacobi ab. Zuerst wurde aber noch ein Dubsenstück an ihm ausgeübt. Die Akademie hatte ihn nämlich beauftragt, eine Revision des von dem Bibliothekar Hardt hergestellten, äußerst mangelhaften Katalogs der griechischen Handschriften der königlichen Bibliothek vorzunehmen. Zu diesem Behufe arbeitete Jacobi in einem Separatzimmer der Bibliothek und machte, indem er die Handschriften mit dem gedruckten Kataloge verglich, die nötigen verbessernden Bemerkungen an den Rand seines Exemplars. Eines Tags fand er zwei Bände nicht mehr an seinem Platze. Alle Nachfragen führten zu keinem Resultat; es war klar, die Bände waren ihm gestohlen worden, um seine Arbeit zu vernichten. Jacobi machte bei Aretin, und da sich dieser ablehnend verhielt, bei dem Präsidium der Akademie, dem damals die wissenschaftlichen Staatsammlungen unterstellt waren, Anzeige. Aretin hatte die Frechheit, Jacobi der Lüge zu bezichtigen und das Ansinnen zu stellen, Jacobi sollte entweder den Thäter bei Namen nennen oder eine Ehrenerklärung des Bibliothekpersonals zu Protokoll geben. Auf Jacobis Weigerung stellte Aretin Klage beim Stadtgericht, wurde aber abgewiesen.

Nicht so leichtes Spiel hatten die Gegner mit dem jungen, furchtlosen und energischen Thiersch. Er überdauerte alle Stürme der Verfolgung und Verleumdung und behauptete schließlich das Feld. Als er sein Gymnasiallehramt antrat, fand er die Klasse schlecht vorbereitet. Er wählte daher einige der strebsamsten Schüler aus und erteilte ihnen unentgeltlichen Privatunterricht; die Eltern, die darin ein Übermaß von Anstrengung sahen, wandten sich mit einer Beschwerde an den Chef des Studientwesens. Dieser beschied Thiersch zu sich und verwies ihm seinen Eifer. „Diesen Verweis nehme ich nicht an, Excellenz,“ entgegnete der Beklagte. „Wie so?“ „Weil ich keinen Verweis verdient habe.“ „Man erkennt Ihre gute Meinung nicht, aber wenn Sie

einen Verweis von Ihren Vorgesetzten anzunehmen sich weigern, so wird man einen andern Weg einschlagen müssen.“ „Diese Mühe, sagte Thiersch, kann ich Ew. Excellenz ersparen, ich lege hiermit mein Berufs- und Anstellungsbekret zu Ihren Füßen.“ „Nun nun, so weit wirds ja um dieser Sache willen nicht kommen. Wir sprechen uns weiter.“ Auf solche Weise bereitete sich Thiersch den Boden seiner Wirksamkeit. Im Jahre 1811 begründete er das philologische Seminar. Aus diesem, später mit der nach München verlegten Universität verbundenen Institute ging im Laufe von beinahe fünfzig Jahren eine Anzahl ausgezeichnete Lehrer hervor, u. a. Kopp, Doederlein, von Zan, M. J. Müller, Halm. So war gewiß der Ehrentitel *praeceptor Bavariae* wohlverdient, der ihm bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum zu teil wurde. Die Einheimischen waren aufs heftigste gegen ihn erbittert. Als er am Palmsonntage 1810 in dem protestantischen Betsaal predigen wollte, wurde ihm durch ein kleines Mädchen ein Billet in die Sakristei gebracht, lautend: „Wenn Sie, Herr Magister, sich unterstehn, das Wörtchen »und« mehr als zwanzig mal in Ihrem heutigen Vortrag auszusprechen, so rechnen Sie auf eine ausgezeichnete Beschimpfung vom Morgenblätler Vitalis.“ Als Thiersch die Kanzel betrat, sah er gegenüber im Mittelgang einige seiner Gegner stehn, unter ihnen Aretin, die darauf warteten, daß er die Fassung verlieren würde. Doch ließ er sich nicht irre machen und predigte über die Unerforschbarkeit Christi gegenüber seinen Feinden, und die angekündigte Beschimpfung unterblieb.

Seit der Niederlage der österreichischen Waffen verschlimmerte sich die Lage der deutschgesinnten Patrioten in München immer mehr. Während des Winters 1809 bis 1810 waren der Hof, die höchsten Behörden und fast alles Militär abwesend. Aretin und seine Genossen hatten ihre Sache zu der des Volkes und des Vaterlandes gegen Fremde gemacht, die den Einheimischen das Brot wegnähmen, für die großen Summen nichts thaten, die Bayern verachteten, vor allem aber die Religion aus den Schulen verdrängten und das Luthertum einführten. Das alles wurde fast täglich durch Pasquille und Kreuzpredigten selbst in Wirtshäusern gehörig eingepreßt. Selbst Geistliche in der Kirche bei der Kinderlehre erlaubten sich in dieser Beziehung Herzensergießungen, die das laute Murren des versammelten Volks erregten. „Man fähle, schreibt Thiersch an Lampe, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt sei, uns durch das Volk in die Luft zu sprengen.“ Der Gärungsprozeß wuchs mit jedem Tage, denn der Vernünftigen waren auch in den höhern Ständen nur wenige, und in der bedenklichsten Zeit wurde Niethammer (aus Gotha, damals Generalsekretär der Akademie) von guter Hand geraten, auf seiner Hut zu sein, weil er sonst leicht vom erbitterten Volk könne gesteinigt und zerrissen werden. Durch die Rückkehr des Hofes änderte sich die Lage der Fremden wieder zum Bessern. „Unsre Feinde — schreibt Thiersch am 1. Mai 1810 —, die schon so weit gewesen waren, nach Landshut zu schreiben, man möge dort nur den

Aufstand beginnen und die Fremden fortschaffen, hier sei alles bereit, sind jetzt in die klägliche Notwendigkeit versetzt, ihre blinde Wut bloß in Pasquillen auszuschütten.“ Auch Feuerbach hatte in seinem neuen Wirkungskreise Anfeindungen der widerlichsten Art zu erdulden, er erwies sich aber schlauer als seine Gegner. An demselben Sonntag, an dem Thiersch das einfältige Billet zugestellt wurde, kamen auch zu ihm Individuen in allerlei närrischen Verummungen: Hundescherer, Lorgnettenfabrikanten, Mädchen mit Schachteln voll von Pasquillen und solche, die angeblich gestohlene Ringe bei ihm suchten. Zuletzt erschienen noch die Totengräber, um ihn in den Sarg zu legen. Feuerbach war sofort zum Polizeidirektor geeilt, die seltsamen Gäste wurden eingestekt. Das Gerücht von alledem war bis zum Könige gedrungen. Der edle Monarch glaubte dem Angegriffnen eine Erklärung schuldig zu sein. „Ich weiß es, Sie sind durch die Vübereien den Winter hindurch angegriffen und wollen von mir fort; als Freund muß ich Ihnen raten, zu bleiben, und als König es befehlen, denn es wird weder Ihnen Ehre bringen, wenn Sie den Schein geben, sich von Buben verdrängen zu lassen, die Sie und Ihren Geist fürchten und deshalb über Ihren Abzug frohlocken würden, als König aber will ich nicht zugeben, daß man sage, ich habe Sie nicht in meiner Nähe zu halten gewußt und sei durch elende Intriguen genötigt worden, einen meiner treuesten und würdigsten Diener zu entfernen. Die Buben sollen nicht glauben, daß sie mich zwingen können, so thun, was ich nicht will.“ Mit diesen Worten entließ ihn Max Joseph aufs freundlichste, und indem er ihm 2000 Gulden ausshändigen ließ, erlaubte er ihm, sich durch eine längere Reise neu zu stärken.

Troßdem wurden die Gegner nicht eingeschüchtert. Noch war das letzte Mittel, zu dem man in Bayern von jeher ohne viel Umstände gegriffen hatte, nicht versucht. Es ließ nicht lange auf sich warten. Am 28. Februar 1811 ging Thiersch gegen neun Uhr abends vom Präsidenten Jacobi nach Hause. Als er in die kleine und einsame Gasse zwischen der Akademie und dem Studiengebäude, in dem jetzt das Gymnasium der Benediktiner liegt, kam, ging vor ihm einer seiner Kollegen, Professor Urban, mit einem Knaben, den er bei sich hatte, ebenfalls nach der gemeinamen Hausthüre. Er war schon in das Haus getreten und im Begriff, sie hinter sich wieder zu verschließen. Thiersch trat unmittelbar hinter ihm auf die Schwelle. In dem Augenblick, wo er die Klinke drückte, fühlte er im Nacken eine heftige Erschütterung, wie vom Schlage eines Hammers, die ihn in das Haus hineinwarf. Er sah noch den Kerl in einen dunkeln Mantel entspringen und griff jetzt nach dem Nacken, wo er nun einen Dolch stecken fühlte. Um sich nicht zu verbluten, ließ er den Dolch in der Wunde und ging auf seine Stube. Die Wunde erwies sich als nicht lebensgefährlich, das Messer war durch den Hut und zwischen den Ohren in den Kopf gedrungen, ohne aber den Knochen zu durchstechen, war daran herabgefahren und im Fleisch des Nackens sitzen geblieben. Der Vorfall

erregte das größte Aufsehen. Thiersch schrieb an den König, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Attentat nicht aus persönlichem Haß gegen ihn gewagt worden sei, sondern daß es offenbar mit den früheren Anschlägen gegen ihn und seine Freunde zusammenhänge, und daß man ihn habe morden wollen, um die andern zu erschrecken und zu verschrecken. Feuerbach schrieb damals an seinen Vater: „Der Mörder kann fast mit den Händen gebedeutet werden.“ Von der des Meuchelmordes allgemein bezichtigten Partei erschien eine Schrift: „Altenmäßige Aufschlüsse über den im Jahre 1811 auf den Professor Thiersch in München versuchten meuchelmörderischen Anfall.“ Die darin niedergelegte Ansicht, daß ein Verrückter, der anderthalb Jahre später im Irrenhause starb, die That aus Eifersucht gethan habe, ist jedenfalls unrichtig, da Thiersch in keinerlei Beziehung zum weiblichen Geschlechte stand. Erschreckt wurden die Fremden allerdings, aber nicht verschreckt. Feuerbach ging seit dem Vorfall abends nicht mehr auf die Straße, bei Tage mied er entferntere Gegenden. Führte ihn sein Beruf weiter hinaus, so hatte er immer einen Bedienten, zwei gut geladene Terzerole und einen tüchtigen Degen in seinem Rocke. Nachts wurden alle Zugänge zu seiner Schlafstube wohl verriegelt, auf dem Nachttische lagen zwei Pistolen.

So kam das Jahr 1813 heran. Bayern hatte das Jahr vorher zu der großen Armee nach Rußland 30000 Mann gestellt, von denen nur wenige zurückkehrten. Die ersten unentschiednen Kämpfe wurden im Norden unsers Vaterlandes gefochten — Bayern verhielt sich ruhig. Ihm galt die ganze, ewig ruhmwürdige Erhebung des preußischen Volkes als ein tollkühnes Unternehmen, von dem sich jeder Vernünftige fernhalten müsse. Von deutschem nationalem Gefühl war so viel wie nichts in den altbayrischen Landen zu spüren, die gegenüber den neuen fremdartigen Erwerbungen damals schon, wie noch später, den Ton angaben. Woher auch? Für den Bayern gab es nur ein Bayern, außerdem vielleicht noch das stamhverwandte Osterreich und das geistesverbündete Rom. In den letzten Jahren war noch das französische Kaiserreich dazu getreten, das Bayern auf Gesamtkosten Deutschlands und seiner Einheitsbestrebungen groß gemacht hatte. Das Reinigungsfeuer der schweren Noth, die über Preußen hereingebrochen war, verschonte das neue Königreich. Wie viel besser würde es gewesen sein, wenn Bayern an sich selbst das Schicksal Preußens erlebt hätte! So blieben ihm die Wonnen der Siegesfreude, die der am reichsten empfindet, der am tiefsten gelitten hat, fremd. Die teuersten Güter des Lebens mußte Preußen mit seinem Herzblute wieder erkämpfen, aber es lernte dafür auch in der bösen Zeit den Blick nach innen richten und die argen Gebrechen erkennen, und in der großen Erhebung des Volkes vom Jahre 1813 zeigte es, daß die Einkehr eine Umkehr geworden war.

In Bayern dagegen war es weder Sympathie noch Antipathie, was den endlichen Anschluß an die verbündeten Mächte veranlaßte. Wird Preußen,

wird Frankreich die Oberhand behalten? — kalkulirte man den ganzen Sommer hindurch, und erst als keine Gefahr der Täuschung mehr vorhanden war, erfolgte, acht Tage vor der Völkerschlacht, der Abschluß des Rieder Vertrags. Bei den nun folgenden Ereignissen, der großen Schlacht, dem Rheinübergang, der Einnahme von Paris, verhielt sich die bayrische Regierung kalt, der weit-aus größte Teil des Volkes ruhig. Wer wußte auch, was nicht alles die fatale Deutschetit mit sich führen würde! Das Reden und Schreiben gegen Napoleon blieb unter sagt, die Zensur wachte streng. „Der König, schrieb ein Zensor auf eine Ode, will, daß man handle, nicht daß man schreibe.“ Die Schlacht bei Leipzig wurde fast gar nicht gefeiert; nur in der Hofkapelle und für das Militär wurde ein Tebeum gesungen. In einem „Data zur Geschichte des Jahres 1813 als Prognostikon für die Zukunft“ überschriebnen Entwurf heißt es: „Die Völkerschlacht bei Leipzig wurde geschlagen. In einem feierlichen Tebeum werden wir doch wohl Gott für den herrlichen Sieg danken, womit er die Waffen der Völker gesegnet hat: sangen wir doch feierliche Lob- gefänge, als Moskau eingenommen war! Aber nein! was wir für die fremde Sache thaten, für die unsre Kinder starben, dessen war die gerechte Sache des Menschengeschlechts nicht wert.“

Die Nationalbewaffnung, sowie die der Freiwilligen wurde unter der Hand so gut als möglich zurückgehalten; die Polizeibeamten beipötkelten die Leute, die sich meldeten. Beunruhigende, zweideutige Nachrichten wurden verbreitet, überall herrschte eine dumpfe, ängstliche Stille. Man wagte nicht zu reden, viel weniger zu schreiben. Eine ärmliche, von Aretin verfaßte Volks- schrift: „Was wollen wir?“ sah mehr aus wie eine Verteidigungsschrift der Regierung gegen den möglichen Vorwurf eines verbrecherischen Abfalls; um das Bayerntum dreht sich alles, der deutschen Ehre geschieht keine Erwähnung; Bayern ist die Welt. Der Hauptrechtfertigungsgrund ist: Wir Bayern gingen mit dir, Napoleon, gegen unsre deutschen Nachbarn auf den Raub, und du hast, wie der Löwe mit den schwächern Thieren, viel zu ungleich den Raub geteilt, wir haben nicht genug bekommen. Feuerbach bezeugte in diesen Tagen seinen Gemeingeist durch mehrere populäre Schriften, die trotz der Wachsamkeit der Zensoren eine rasche Verbreitung fanden. Der Kronprinz nebst Brede und Rechberg, unter den leitenden Persönlichkeiten die einzigen Deutschgesinnten, sprachen ihm lebhaft ihren Dank aus, während Montgelas ihn in einem Ministerialreskript beschuldigt, in der Person des feindlichen Souveräns die Majestät beleidigt zu haben, und ihm das fernere Schreiben nur unter der Zensur des auswärtigen Departements erlaubte.





Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Joseph Joesten in Köln

(Fortsetzung)



Der Malkäferbund blieb mittlerweile ein lustiger, von echt rheinischem Humor durchwurzelter Kreis. Zeitgenossen berichten, daß Kinkel manchmal sogar über die Stränge schlug. In Mondorf an der Sieg besaß die Familie Alexander Kaufmanns ein Gut, das von den „Malkäfern“ zur Sommerszeit oft heimgesucht wurde. Bei einem solchen Ausflug nahm Kinkel ein altes Nachtwächterhorn mit, und als die Gesellschaft gegen Mitternacht in Bonn anlangte, ließ er aus dem Horne die Töne des Nachtwächters erschallen, sodaß die schon in den Betten liegenden Bewohner ängstlich an die Fenster eilten, um zu sehen, wo es brenne. Kinkel aber verbarg das Horn sorgsam unter seinem Rock, sodaß niemand in dem unter ernstlichen Gesprächen dahinschreitenden Universitätslehrer den mutwilligen Hornisten vermutete.

Zu derselben Zeit gingen in Bonn die wunderlichsten Gerüchte über Kinkels Verhältnis zu Johanna. Das Presbyterium zu Köln sandte den Pastor Engels nach Bonn, um Kinkel wegen der Reinheit der Lehre, der Amtstreue und seines sittlichen Wandels zu einer Erklärung zu veranlassen. Das Presbyterium nahm Anstoß unter anderm daran, daß Kinkel mit Frau Mathieu im „Hirzelumpchen,“ einem Kaffeehotel Bonns, gemeinsam Kaffee getrunken habe; auch könne es die Heirat mit einer Katholikin, die von ihrem Mann geschieden sei, bei einem Geistlichen nicht billigen. Kinkel hat dem Herrn Pastor in jener Vermahnung gründlich gebietet und den Diener am Worte des Herrn auf die Augsburger Konfession und den Heidelberger Katechismus verwiesen, die diesen Fall ausdrücklich vorgesehen haben. Im übrigen bestritt er der Aufsichtsbehörde mit klaren und deutlichen Worten das Recht, sich um sein Verhältnis zu Johanna zu kümmern, „selbst wenn es sich so verhielte, wie man vermute.“ Sechs Tage darauf wurde Kinkel als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln abgesetzt.

Am 29. Juni 1841 sollte das erste Stiftungsfest des Bundes gefeiert werden. Seit ihn infolge seiner amtlichen Disziplinierung selbst seine Freunde flohen und seine Gegner mit bitterm Hasse verfolgten, waren auch zwei Mitglieder dem Bunde untreu geworden, Leo Hassle, dem Kinkel das herrliche Lied: „Der Welt Trost“ nachsang, und Alexander Kaufmann, dem ein seiner vorzüglichsten Gedichte: „Einem Verlorenen“ gilt. Statt der Ausgeschiednen traten zwei neue Mitglieder ein, Karl Fresenius und Jakob Burckhardt. Außerdem war

Willibald Beyschlag schon vorher eingetreten. Geboren am 5. September 1823 in Frankfurt a. M., studierte er in Bonn 1840 bis 1842 und 1843 bis 1844 Theologie und ist zur Zeit Professor der Theologie an der Universität Halle. Außer einer großen Zahl hervorragender theologischer Schriften veröffentlichte er „Gedofred“ 1888 und „Blütenstrauch vom Lebenswege“ 1893. Er ist auch der Verfasser des interessanten Werkes: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre. 2. Auflage, Halle, 1896, das indes viel einseitiges Material für die Beurteilung Kinkels und seiner Zeit bietet. Zwischen diesen beiden, dem sechsundzwanzigjährigen Privatdozenten und dem achtzehnjährigen Studenten entstand bald nach ihrer Bekanntschaft eine innige Freundschaft. Beyschlag sagt selbst, daß im Sonnenschein eines solchen Freundschaftsverkehrs sein jugendlicher Geist die schönsten Blüten getrieben habe, deren er zur Zeit fähig war (S. 117 a. a. D.). Das Ehepaar Kinkel wußte nach Beyschlag das Leben poetisch zu verschönen und mit einem Schimmer des edelsten geistigen Genusses zu verklären. Die schönsten Feierstunden seines Lebens (S. 121) sind im Frühjahr 1842 die Buchtfahrten auf dem Rheine, wo bei Maiwein und Gesang so manche poetische Stunde mit vollen Zügen genossen wurde. Vergleiche auch das Gedicht: „Es glänzet zwischen dunkeln Bäumen“ (S. 122). Beyschlags bester Freund war um diese Zeit Karl Fresenius, der gleichfalls dem Maitäferbunde beigetreten war.

Leider ist die innige Freundschaft zwischen Beyschlag und Kinkel im Laufe der Zeit vielfach getrübt worden. Wenn sich Beyschlag hierüber gelegentlich äußert, so muß man hierin seine Offenheit rückhaltlos anerkennen. Die Weltanschauung der beiden Freunde war zu sehr von einander verschieden, als daß auf die Dauer eine Harmonie der Geister hätte bestehn können. So schätzenswert daher die gelegentlichen Mitteilungen über Kinkel und den Maitäferbund sind, so berührt es geradezu peinlich und erscheint es zum mindesten unverständlich, wenn Beyschlag, eine überwiegend kritische Natur, (S. 355) folgendes schreibt: „So sollte ich zur Steuer der historischen Wahrheit und zur Aufklärung der Rheinprovinz (sic!) über einen nach großen Hoffnungen verloren gegangnen Sohn einen Aufsatz über Kinkels Entwicklungsgang schreiben. Das Thema war zeitgemäß, da Kinkels Irrgang und Schicksal weite Kreise bewegte und seine Person durch einen unreifen und radikalen Biographen Namens Strodtmann soeben in ein ganz falsches Verherrlichungslicht gerückt worden war. Und es konnte mich, der ich dem kinkelschen Ehepaare so nahe gestanden, allerdings reizen, das psychologische Problem einer Individualität zu lösen, deren Innerstes nach meinem Verständnis weder wissenschaftlicher Trieb noch poetische Begabung, sondern praktische Energie war, und die insofgedessen nach dem Verlorenegehen der demütigen christlichen Lebensziele auf den Weg der politischen Großmannsjucht hatte geraten müssen. Andererseits widerstrebt es mir, eine solche psychologische Analyse an dem noch Lebenden, dem ich so nahe gestanden, öffentlich vorzunehmen; erst als mein Bruder meine Bedenken bekämpfte und mich wie zu einer Pflichterfüllung antrieb, gab ich mich an die Arbeit und schrieb zu zwei Dritteln hin; aber ich war nicht böse, als hernach die Übernahme neuer Berufsaufgaben die Vollenbung und Veröffentlichung hinführte.“

Wir sind dem Herrn Professor auch nicht böse und freuen uns mit ihm, daß er diese Arbeit nur zu zwei Dritteln vollendet hat. Zu einer objektiven litterarischen und künstlerischen Würdigung des Dichters scheint er nach dem

Vorhergesagten am allerwenigsten berufen zu sein; freuen wir uns, daß er als Diener am Worte Gottes die „demütigen christlichen Lebensziele“ nicht verloren hat und auf seinen falschen Weg geraten ist. Wenn er Strodtmann einen „unreifen“ Biographen nennt, so mag man darin dem Herrn Professor nicht Unrecht geben, da Strodtmann bei der Niederschrift der Biographie erst einundzwanzig Jahre alt war. Aber hat denn der Herr Professor nicht die Biographie des hoffentlich vor seinen Augen „reifen“ Biographen Otto Henne am Rhyn zu Zürich gelesen? (Vergleiche auch Schorn, Lebenserinnerungen II, Seite 52 und 53.) Die Rheinprovinz brauchte im übrigen zur „Steuer der historischen Wahrheit“ und zu ihrer eignen Aufklärung auf Herrn Beytschlag nicht zu warten. Sie hat sich selbst aufgeklärt. Doch genug hiervon! Immerhin können wir es dem Urteile der Nachwelt getroßt überlassen, über die „poetische Begabung“ Kinkels weiter zu entscheiden. Jedenfalls wird der „Blütenstrauß vom Lebenswege“ längst verweilt sein, wenn „Otto der Schütz“ in unvergänglicher neuer Kraft die Herzen der Deutschen weiter erobern wird. Daran wird auch der Umstand nichts ändern, daß noch der Meinung des Herrn Professors dem Dichter „die demütigen christlichen Lebensziele verloren gegangen sind.“ Wir verweisen auch auf einen hoffentlich „reifen“ Biographen, den Litterarhistoriker Hermann Kurz, Band IV, Seite 213. Im übrigen werden wir am Schlusse unsrer Abhandlung auf ein wesentlich richtigeres Urteil über Kinkel zurückkommen, das ein berufener Kenner und Kritiker, Wolfgang Müller von Königswinter, über seinen Freund gefällt hat.

Von Interesse für die Beurteilung Kinkels und seiner damaligen theologischen Freunde sind auch einige uns vorliegende Briefe aus der Jugendzeit. In einem Briefe an einen Studienfreund, einen Pastor in Elberfeld, dessen Namen wir mit Rücksicht auf seine Familie hier nicht nennen möchten, sagt Kinkel (10. April 1842): „In der Litteratur ist Schweigen die Parole. Die Lyrik ist seit den sechs politischen Dichtern kaput. Kein Schade. Das Drama wird nun an die Reihe kommen und lebhafter alle Stände, Loge wie Galerie, fassen, als es die aristokratische Romantik thun konnte.“ Und in dem Briefe vom 7. August 1841: „Sie mögen mich behandeln, wie sie wollen, ein ehrlicher Zunge hoffe ich zu bleiben heut und immerdar, und denen treu, die nicht zuerst von mir abfallen.“ Am 18. März 1842: „Im Namen des Gottes, der über dir und mir und über allen Gestaltungen der Menschheit ist. . . Heute empfangen wir seit einem vollen Jahre den ersten persönlichen Beweis, daß die protestantische Kirche ihren Prinzipien nicht völlig untreu geworden ist; denn ich ahne eine Versöhnung mit einer Gemeinschaft, die mich so lange ausgestoßen hatte. In Demut habe ich des Ruhs gewartet, nun ist er da; wohl fühle ich gerade jetzt meine Unwürdigkeit, doch ich denke an den Gral und an Immermanns großes Wort:

Des Menschen That, die einzig lennliche
Ist: fühlen sich im Stande der Erwählten!“

In dem Briefe vom 25. Mai 1843 aus Schloß Poppelsdorf (Himmelfahrt 1843) zeigt er seinem Freunde seine am 22. Mai mit Frau Johanna Model geschlossene Ehe an: „Wir wünschen sehr, daß du bei einem Besuche in Bonn dich von unserm Glücke persönlich überzeugst — einem Glücke, wie mein Leben bis jetzt kein ähnliches erfahren hat. Möge dir Kraft und tapziger Mannesmut bleiben, auch wenn dumpfe Atmosphäre der Geistlosigkeit und kaufmännischen Weltfinns dich umgiebt.“

Es ist dies derselbe Pastor und christliche Amtsbruder, der (nach dem Biographen Kinkels, Henne am Rhyn S. 56) Kinkel im Kerker zu Kaslatt zu befehlen suchte, von ihm sogar Trennung seiner Ehe verlangte und nach dem Fehlschlagen seiner Veruche den General von der Gröben gegen den Gekerkten bearbeitete. Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Sind das die „demütigen christlichen Lebensziele,“ von denen Beyschlag spricht? Diesem unbegreiflichen Verhalten seiner frühern Amtsbrüder stellen wir das uns vorliegende Schreiben des königlichen Konsistoriums zu Koblenz vom 3. August 1846 an die Pfarrer der Synode gegenüber, das folgendermaßen lautet: „Ew. Hochwürden veranlassen wir, den Pfarrern Ihrer Synode bekannt zu machen, daß wir dem Kandidaten des Predigtamts, Dr. Gottfried Kinkel in Bonn, nachdem derselbe zum Professor extraordinarius in der philosophischen Fakultät zu Bonn ernannt worden ist, die erbetene Entlassung aus dem Kandidatenstande unter Anerkennung seiner frühern wissenschaftlichen und praktischen erfreulichen Leistungen auf dem theologischen Gebiete gewährt haben.“

kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Malkäferbund und seinen Mitgliedern zurück. Und da ist vor allen Karl Fresenius, der nachmalige Chemiker und Naturforscher, zu nennen. Karl Fresenius wurde am 26. Dezember 1818 zu Frankfurt a. M. geboren. Er studierte in Bonn von 1841 ab Chemie und Naturwissenschaften und wurde 1845 ordentlicher Professor der Chemie, Physik und Technologie am landwirtschaftlichen Institut zu Wiesbaden; als Schriftsteller ist er lediglich in seinem Berufe aufgetreten. Sein Name ist über die Grenzen unsers Vaterlandes weit hinaus bekannt geworden. Ferner trat dem Bunde bei Jakob Burckhardt, geb. 25. Mai 1818 zu Basel, der 1841 in Bonn Theologie und Geschichte studierte und bekanntlich Professor der Kultur- und Kunstgeschichte zu Basel wurde.

Seit 1893 hatte Burckhardt seine Vorlesungen an der Basler Hochschule eingestellt; die fünf Jahre, die ihm noch vergönnt waren — er starb im Jahre 1897 —, hat er dazu benutzt, auch über den Tod hinaus der großen Gemeinde nahe und gegenwärtig zu bleiben, die in ihm seit Jahrzehnten einen ihrer vornehmsten Lehrer sah. Aus der Fülle der Anschauung und Erinnerung hat er in seinem letzten Werke: Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien (Das Altarbild. Das Porträt in der Malerei. Die Sammler) IV (Basel, 1898) mit reicher und sicherer Hand Schätze an Schätze hergegeben. Er war von je ein Meister des Stils, aber das Alter hat ihm noch eine ganz besondere Schönheit des Ausdrucks verliehen, sodaß das ganze Buch als ein verkürzter Hymnus auf die Kunst erscheint, die es feiert. In der Zeit des Malkäferbundes schrieb er seinen Aufsatz: „Die vorgotischen Kirchen am Niederrhein,“ der den feinsüßigen und geistvollen Kunstcritiker schon in seiner Jugend verrät. Zu dem Jahrgang 1841 des „Malkäfer“ hatte er sechzehn Nummern Lyrik beigezeichnet; später blieb er korrespondierendes Mitglied. Als solches lieferte er dem Malkäfer das Liebespiel: Die Leufelsmauer und die Fortsetzung eines Romans vom Kandidaten Schnipfelius.

Bei Gelegenheit des ersten Stiftungsfestes des Malkäferbundes wurde zunächst der gefeierte Dichter des Rheinliedes Nikolaus Weder zum Ehrenmitglied ernannt. Als Ehrengäste waren Herr und Frau von Vinzer¹⁾ aus

¹⁾ Vinzer ist der Dichter des Burckhardtliedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ und des Liedes: „Stoht an, Jena soll leben.“

Köln und auch Arnold Schlönbach eingetroffen. Die männlichen Mitglieder versammelten sich um zehn Uhr in Kinkels Wohnung und zogen darauf vom Poppelsdorfer Schloß in die mit Blumen und Guirlanden bekränzte Wohnung der Königin Johanna in der Josephstraße. Dort waren die Damen Fräulein Auguste Heinrich,¹⁾ Malu Thormann,²⁾ Mathilde Heuberger,³⁾ Anna Goldfuß⁴⁾ und Linda Bernd⁵⁾ schon als Gäste versammelt. Hier eröffnete Kinkel das Fest mit einer geistvollen Rede über die Tendenz, die Geschichte und den gegenwärtigen Bestand des Vereins und die Leistungen seiner Mitglieder. Dann erfolgte die Verlosung der Reihenfolge, in der die Preisaufgaben über Otto den Schützen — das diesmalige Thema — zur Vorlesung kommen sollten. Man sang das von Alexander Kaufmann gebichtete und von Johanna in Musik gesetzte Maikäfer-Nationallied:

Maikäfer flieg!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Maikäfer flieg!
Goldkäfer sprach: So sei doch klug!
Bist ja noch lang nicht schmuck genug,
Maikäfer flieg!

Wie sollt ich denn noch schmuder sein?
Maikäfer flieg!
Ei wie man nur so fragen kann!
Schaff dir erst goldne Flügel an,
Maikäfer flieg!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Hirchkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmuder sein?
So schaff dir erst ein Prachtgeweiß,
Als ob dein Vater König sei.

Maikäferlein wollt freien gehn,
Witkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmuder sein?
Paß auf und höre meinen Sprach:
Schaff erst dir guten Wohlgeruch.

Maikäferlein flog weit und breit,
Wo kauft man goldne Flügel an,
Und Hirschgeweiß und Düste sein?

Maikäferlein flog lang umher
Und ward ein alt Maikäferlein
Und blieb doch, wie Maikäfer sein.

Maikäfer ward betrübet sehr
Und sprach: Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt und kriege kein!

Und was man lernt aus der Geschichte?

Maikäfer flieg!
Wer alt ist, kriegt kein Weiblein mehr,
Dum hör, bedenk dich nicht zu sehr,
Maikäfer flieg!

Am Nachmittage las Johanna das von ihr verfaßte Liederspiel „Otto der Schütz“ in einem Aufzuge vor. Dann las Kinkel sein unsterbliches Epos „Otto der Schütz“ vor, das ihn als einen der ersten und besten Epiker

¹⁾ Lebte längere Zeit als Lehrerin in London, wohnt zur Zeit in Bonn.

²⁾ Ist schon im zwanzigsten Lebensjahre zu Bonn gestorben.

³⁾ Sie war die Tochter des Landrats Heuberger zu St. Goar, der mit Freiligrath und Weibel befreundet war.

⁴⁾ Tochter des bekannten Zoologen Professor Goldfuß, Schülerin von Johanna Kinkel; die Eltern wohnten mit Kinkels im Poppelsdorfer Schloß. Anna heiratete später Herrn de Weerth zu Elberfeld, wo sie noch als Witwe lebt.

⁵⁾ Lebt noch in Bonn. Sie schreibt an den Verfasser 4. November 1898: Es war uns Gästen immer ein beklemmendes Gefühl, über den Wert der Arbeiten ein Urteil abzugeben, wo bedeutende Männer wie Simrod, Kinkel und aufstrebende Talente dazu beitrugen. Ich selbst hatte öfters die Aufgabe, zu irgend einer Dichtung eine Aquarellwignette zu liefern; auch Frau Johanna lieferte drastische und oft urkomische Bildchen zu heitern Erzählungen.

der deutschen Litteratur bekannt gemacht hat. Nach der Mitteilung der Zeitgenossen (vgl. Strodtmann, S. 258) fühlten die stumm an den Lippen des Vorlesers hängenden Zuhörer, „daß seit dem Mittelalter die deutsche Litteratur nicht eine erzählende Dichtung besäße, die sich an Lieblichkeit und Frische mit diesem Epos messen dürfte, das Kinkel im Rausch seiner neuen Liebe in kurzer Zeit vollendet hatte. Die reinste und bezauberndste Sinnlichkeit der Natur, an der es unsrer Poesie so sehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verse hervor, und die Verherrlichung einer edeln Minne verbreitete ihren rosigen Schein über die lauschenden Jünglinge und Jungfrauen.“ Dann folgte ein Romanzenfranz von Schönbach und ein humoristischer Cyclus von zwölf Orgelkiedern: „Das Schützenlied. In zwölf Volkstönen, gar lustig zu lesen und zu hören.“ Nicht enden wollender Beifallsturm brach gegen Ende der Vorlesung aus, und bescheiden beugte der Dichter sein Knie vor der Königin, die ihm den Lorbeerfranz um die Stirn legte. Die Eindrücke des vergangenen Tages gipfelten bei dem Dichter in dem Gedanken an seine und des Malkäferbundes Königin. Die Malkäferzeitung brachte im Herbst desselben Jahres die Beschreibung einer Reise nach Nürnberg, die Kinkel mit seinem Freunde Fresenius gemeinsam unternommen hatte. Im Verkehr mit den Mitgliedern des Bundes fand Kinkel reichen Ersatz und Trost für das Unrecht, das ihm die Welt wegen seines Verhältnisses zu Johanna zusägte. In seinem Kreise verkehrte auch der geistreiche Dichter des *Scipio Cicala*, Universitätskurator Joseph von Rehsfus (geb. 1779 zu Tübingen, gest. 1843 zu Bonn). Als neue Mitglieder traten im Jahre 1842 hinzu Hermann Behn-Eschenburg,¹⁾ Wilhelm Seibt,²⁾ Albrecht Schöler³⁾ und A. Wolters,⁴⁾ von denen nur Schöler ein dichterisches Talent hatte.

Ein weiteres poetisches Fest feierte darauf der Bund durch die Aufführung der Goethischen *Iphigenie*, mit deren Vorbereitung die Genossen lange Zeit beschäftigt waren. Ein ausermählter Kreis von Professoren und Bonner Familien mit ihren Damen füllten das eine Zimmer der Directrix in der Wohnung zu Poppelsdorf, das andre mit seiner Flügelthür war die griechisch-einsache Bühne. Johanna spielte die *Iphigenie*, Andreas Simons den König, Schöler den *Arkas*, Kinkel den *Drestes* und Beyschlag den *Pyllades*. Beyschlag sagt von dieser Aufführung (S. 129): „Als wir nun so im griechisch-äthytischen Kostüm, Kinkel und ich im Chiton und farbigen Überwurf, mit silbernen Stirnbändern in den gleichgeschneideten dunkeln Locken, im Glanz der Lichter standen, ward uns die Dichtung zur Wahrheit, und wir machten unsre Sache so gut, als man von uns erwarten konnte. Die Darstellung entetete reichen Beifall und mußte an einem folgenden Tage noch einmal wiederholt werden; daran schloß sich ein übermütig frühlicher Abend.“

Um die Fastnachtszeit wurde darauf im Poppelsdorfer Schlosse der Goethische Bürgergeneral aufgeführt und der Aufführung ein aus der spanischen Tagesgeschichte geschöpftes Fastnachtsspiel hinzugefügt. Hierbei machte namentlich die junge bildschöne Tochter eines Bonner Professors, Anna, als

¹⁾ Nachmals Professor in Zürich.

²⁾ Lebte als emeritierter Lehrer zu Frankfurt a. M.

³⁾ Schöler, geb. 11. Februar 1819 zu Winningen an der Mosel, studierte von 1841 bis 1844 zu Bonn Theologie, wurde später Pfarrer zu Andernach, wo er am 5. Januar 1863 farb. Er ist der Verfasser der „Geschichte des Hunsrüder Chronisten“ (1860 bis 1863). Er schrieb 1846 für den Malkäfer: „Das Mosel-Märchen“, das nicht ohne Geist und Geschmack ist.

⁴⁾ Albert Wolters, nachmaliger Pfarrer zu Bonn, später Professor zu Halle.

junge Bäuerin im roten Nieder, weißen Häubchen und kurzen Kleide und wiederum als spanische Majestät im Purpurmantel, eine Krone auf dem aufgeschloßen reichen goldblonden Haar, dem jungen Willibald Beyßschlag das Herz schwer (S. 189). Vgl. auch Seite 198 ff., wo Anna die Kränze und Guirlanden aus dem Walde bei der „Rosenburg“ für das Stiftungsfest 1844 geholt und damit die Festräume geschmückt hatte. Um zehn Uhr morgens begann die Vorlesung. Fünf Arbeiten waren da. Zuerst las Beyßschlag sein „Frühroschen,“ dann Wolters, dann Adermann. (Vgl. Beyßschlag, Blütenstrauß.) Der erste ein Märchen „Holloh und Hallih,“ der andre „Die letzten Romantiker und die letzten Abergläubichen.“ Kinkel las nachmittags nach dem Festessen „Im Heideweg“ zu Endenich seinen „Grobschmied von Antwerpen,“ dann Johanna noch einen kleinen Schwank. Bei der Preisverteilung erhielt Kinkel den ersten, Beyßschlag den zweiten, Wolters den dritten Preis. Hinterher wurde verraten, daß auch Wolters eine Stimme für den ersten Preis gehabt habe, und zwar die von Karl Simrod, der zum erstenmale in diesem Kreise erschienen war. Auch Beyßschlag erhielt eine Stimme von der Angebeteten seines Herzens, der schönen Anna, der er als Nachbar bei Tische einen Kranz mit weißen Rosen aufsetzte; sie sah bezaubernd aus, wie die Königin des Festes, aber unbewußt (S. 201). Den Namen der schönen Anna verschweigt des Sängers und jetzigen Professors Höflichkeit wohlweislich. Was ist aus Anna geworden? Vielleicht verrät es uns ihr damaliger Jugendfreund, wenn er seine „hintangehaltne bis zu zwei Dritteln vollendete Arbeit über Kinkel“ der Öffentlichkeit übergibt.

Vom Jahre 1843 bis 1845 wohnte das Kinkelsche Ehepaar im Schlosse Clemensruhe zu Poppelsdorf. Über die Feier des Stiftungsfestes spricht sich Johanna in ihren Erinnerungen folgendermaßen aus: „Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unsrer Ehejahre wohnten, wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer reich mit Blumen geschmückt, deren eins die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund hob sich reizvoll gegen die dunkelgrünen Laubgewinde ab, die in Form eines gotischen Bogens die Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinneübten Häupter mit Kränzen von Epheu und Rosen geschmückt, und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heitern Bundes, die hier zum erstenmal zum Vortrag kommen sollten. Dies Fest war von einem wahrhaft griechischen Hauche verklärt. . . . Hier saß Karl Simrod, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluten deutscher Vergangenheit förderte. Vor seinem ersten Auge, vor den schweigmamen Lippen zitterte jeder junge Dichter. Und spät abends, wenn der Wettstreit beendet war, wie verwandelten sich die strengen Züge unter dem Kranz dunkelroter Rosen, wenn der Becher kreiste und die Scherze sprühten! So muß Anakreon um sich geschaut haben, alles zur wonnigsten Heiterkeit mit sich fortreibend. Hier entzückte uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisierens, das an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeiltern Liedern etwas nachgab.“

Johanna lieferte im Jahre 1843 für den Malkäfer das Stück: Der letzte Salzbock, politisches Drama in fünf Aufzügen, eine Satire, deren Held als Missionar in China wirkt; Kinkel schrieb für das Blatt „Friedrich Notbart in Suza,“ oder „Bassallentreue,“ ein schon im Juli 1841 geschriebenes Lieber- und

Lustspiel in drei Aufzügen. Jakob Burckhardt sagt darüber in seinem Briefe an Kinkel vom 3. März 1843: „Der letzte Salzbock hat mächtig gewirkt, und ich will Hans heißen, wenn so etwas anonym auf dem Bonner Theater vorgebracht nicht besser amüsierte, als alle französischen Konversationsstücke.“ Und in dem Briefe vom 15. März 1843: „Ihr »Friedrich in Suzu« müßte sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen. Es geht die Sage, Sie hätten ihn binnen vierundzwanzig Stunden geschrieben, was ich nicht fasse.“

Auch das Jahr 1844 wurde für den Weiskäferbund fruchtbringend. Dem engeren Anschluß an den Bonner poetischen Kreis und dem Verkehr mit den rheinischen Dichtern verdanken wir die schönsten Dichtungen der rheinischen Poeten. Schon früher gehörte dem Kreise an der talentvolle Laurentius Versch (geb. 16. Juni 1811 zu Aachen; er studierte in Bonn 1829 Philologie und von 1836 ab Jurisprudenz und starb dort den 12. Mai 1849). Er ist der Begründer des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, der Verfasser der Dichtungen: Religiöse Gedichte (1832 bis 1834) und Der gute Gerhard von Köln (1845). Jetzt wurde auch Ferdinand Freiligrath, der im Sommer 1844 auf seiner Reise nach Belgien einige Zeit in Bonn verweilte, ein Freund des Bundes. In der „Krone“ zu Ahmannshausen, wo jetzt sein Denkmal den Rhein und seine Berge begrüßt, hatte Freiligrath gerade sein „Glaubensbekenntnis“ vollendet und wollte von seinen Freunden — vielleicht für immer — Abschied nehmen. In Bonn legte er die kühnen Gedichte, die von glühender Sehnsucht nach Freiheit und Völkerglück durchweht waren, dem Kreise der Freunde vor, von denen die meisten von einem gewissen frommen Schauer ergriffen wurden. Nur Kinkel verstand den Seelenschwung des kühnen Freiheitskämpfers und zog, als er an den Ufern des Rheins entlang mit ihm wandelte, den Freund fest und glühend an sein Herz.

Die Erfolge, die Kinkel mit der Zeit durch seine akademische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte errungen hatte, brachten auch manchen frühern Freund dem Kreise des Weiskäferbundes wieder näher. Der „verlorne“ Rosenläser Alexander Kaufmann trat wieder in den Bund als treues Mitglied ein. Außerdem erwarb der Verein neue Mitglieder in Franz Beyschlag, geb. am 6. August 1826 zu Frankfurt a. M. Er studierte in Bonn Theologie, wurde evangelischer Prediger in Neuwied am Rhein, wo er am 3. Januar 1856 starb. Er ist der Verfasser von „Heideröschen,“ Nachgelassenen Gedichten, herausgegeben von seinem Bruder 1862.

Dann in W. Ernst Ackermann, geb. am 14. Oktober 1821 zu Königsberg. Er studierte 1843 in Bonn Theologie, Philosophie und Geschichte. Er verweilte hierauf als Erzähler in einer russischen Familie in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, und hier erlag er am 14. Juni 1846 dem Nervenfieber. Johanna sagt von ihm: „Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut W. Ernst Ackermann mit seinem lavasprühenden Geist durch unsre Reichen. Zu schrankenlos, um ein Gebild reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindlich, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten (1847), stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahre noch in wildester Jugendentzündung geschwärmelt, ein unberührter Pofal, seinen Wangen geweiht.“ Nach seinem Tode erschien: Aus dem poetischen Nachlasse, 1848.

Auch Wilhelm Juntmann trat dem Bunde bei. Er ist geboren am 2. Juli 1811 zu Münster; er studierte 1834 in Bonn Philologie. Später besuchte

er von 1845 bis 1847 wieder die Universität Bonn, um dort das Doktor-examen abzulegen. Im Jahre 1855 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte an die Universität Breslau berufen, wo er am 3. November 1886 starb. Seine Schriften auf litterarischem Gebiete sind: Elegische Gedichte, 1836. Gedichte, 1844.

Gleichzeitig mit Alexander Kaufmann trat nunmehr Karl Simrock, der sich nach der Sitte der Bonner Professoren anfangs etwas vornehm zurückgehalten hatte, als Mitglied dem Bunde bei.

Karl Joseph Simrock, geboren am 18. August 1802 zu Bonn (dort gestorben am 18. Juli 1876), bezog 1818 die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studieren. A. W. Schlegels Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur entzückten in dem Geiste des talentvollen Jünglings die Vorliebe für die Litteratur. Seit 1822 in Berlin fand seine Neigung zur altdeutschen Sprache und Litteratur durch Lachmanns Vorlesungen neue Nahrung. Im Jahre 1823 Auskultator und 1826 Referendar beim Kammergericht in Berlin, wurde er 1830 wegen seines Gedichts „Die drei Farben,“ worin er die französische Julirevolution mit Begeisterung begrüßt hatte, aus dem Staatsdienste entlassen.*) Auf seinem Weingute Menzenberg bei Bonn widmete er sich darauf ausschließlich dem Studium der altdeutschen Sprache und Litteratur und veröffentlichte im Laufe der folgenden Jahre eine Reihe der wertvollsten Arbeiten, teils Übersetzungen, teils freie Bearbeitungen altdeutscher Denkmäler. Seine großen Verdienste um die deutsche Litteratur (Nibelungenlied, Amelungenlied) konnten denn auch auf die Länge der Zeit nicht unbeachtet bleiben, und so erfolgte 1850 seine Berufung als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an die Universität Bonn, an der er bis an seinen Tod erfolgreich wirkte. Bei Gelegenheit der Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmal in Königswinter am 29. Juni 1896 wurde von dem Bonner Universitätsprofessor und Geheimen Justizrat Dr. Hermann Hüffer und von dem Verfasser die Ehrung dieses um die deutsche Litteratur so hoch verdienten Mannes durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt Bonn angeregt, das in der allernächsten Zeit durch den Denkmalausschuß in Bonn verwirklicht werden wird.

Von den auswärtigen Freunden wohnten dem Markiserbunde auch Magerath, Wolfgang Müller und der spätere Mitbegründer der deutschen Schillerstiftung, der geistreiche Schriftsteller Ludwig Braunsfels bei (gest. als spanischer Konsul am 26. September 1885 zu Frankfurt a. M.). Eine dichterisch fein beanlagte Persönlichkeit war Magerath. Er wurde als der Sohn eines Notars 1815 in Linnich bei Jülich geboren, studierte in Bonn die Rechte und ging darauf nach Köln zum dortigen Landgericht über. Im Mai 1840 wurde er Assessor, 1841 Hilfsarbeiter im Justizministerium, und wurde darauf im Kultusministerium beschäftigt; dann trat er in den Verwaltungsdienst über und wurde am 1. Oktober 1847 Justiziarus bei der Regierung zu Aachen. Im Jahre 1856 wurde er Staatsmitglied der Köln-Mindener Eisenbahndirektion zu Köln, wo er in den Kreis seiner Freunde und Gesinnungsgenossen zurückkehrte. Ein schweres

*) In diesem Gedichte hieß es:

In drei Tagen ging ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit,
Weht am ersten noch die weiße Fahne,
Weht sie der zweite rot mit Blut.

Augenleiden, das ihn fast ganz der Sehkraft beraubte, nötigte ihn, im Jahre 1866 sein Amt aufzugeben. Am 21. März 1876 starb er zu Köln.

Seine Gedichte geben Zeugnis von der großen Begabung für das Lyrische sowohl als für die kleinen epischen Formen, die Ballade, die Romanze und ganz besonders für die Idylle. Noch entschiedner tritt sein Talent in den Dichtungen hervor, in denen er sich selbständiger bewegt, und die nicht weniger durch die poetische Durchdringung des Stoffes, als ihre reiche Sprache bemerkenswert sind.

Im Verein mit Simrock und Freiligrath gab er das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie“ in zwei Jahrgängen (Köln, 1840 bis 1841) heraus. Außerdem Gedichte 1838 und Nachgelassene Gedichte 1877. In dem Jahrbuch finden wir u. a. die schönsten Gedichte von Wolfgang Müller von Königswinter, der sich hier noch E. W. Müller nennt (Wilhelm von Holland, Nächtlüche Erscheinung zu Speyer, Deutschlands Wächter u. a.), Gedichte von Karl Immermann, Karl Simrock, Gustav Pfarrerius, Ferdinand Freiligrath, Nikolaus Delius, Adolf von Marées, Levin Schücking, Nikolaus Becker, Wilhelm Smets, Gottfried Kinkel und Wilhelm Junkmann, J. M. Gutterus und Louise von Bornstedt. Magerath singt in seinem Liede: Rheinlandschaft:

Die Siebenberge leuchten
Glüh auf im Abendschein,
Goldgrüne Wellen rollen
Der königliche Rhein.
Gefallen Burg und Zelle,
Der Bürger trägt die Wehr,
Wir brauchen keine Ritter
Und keine Mönche mehr!

Außerdem finden wir zum erstenmal hier Karl Simrocks: „Warnung vor dem Rhein.“

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Telephonstatistik. Die neue Fernsprechnormenordnung berührt die Interessen weiter Kreise im Reichspostgebiet (d. h. Deutschland ohne Bayern und Württemberg). Es bestehen hier zur Zeit (1899) rund 740 — ja vielleicht schon 1000 — Stadtfernsprecheinrichtungen, und die Zahl der Teilnehmer an diesen betrug schon 1897: 123091, die der Sprechstellen 149064. Gegenwärtig ist die Zahl der Sprechstellen schon auf 172000 angewachsen. Eine bedeutende Zunahme der Fernsprechteilnehmer aber ist auch in Zukunft noch zu erwarten, wenn man bedenkt, daß in Schweden schon auf 100 Einwohner, in Deutschland dagegen erst auf etwa 340 Einwohner je ein Telephon kommt. In Stockholm ist heute sogar schon jeder vierzehnte Mensch Inhaber eines Fernsprechers, in Berlin und Hamburg ungefähr erst jeder fünfundvierzigste. Und doch sind die deutschen Fernsprecheinrichtungen

denen der meisten andern Länder weit voraus, und die Ausdehnung des Telephons auch auf das flache Land hat, dank dem lebhaften Interesse des gegenwärtigen Generalpostmeisters für die Landwirtschaft, in planmäßiger Weise begonnen, sodaß schon 9000 ländliche Sprechstellen bestehen, wie er im deutschen Landwirtschaftskrat mitgeteilt hat.

Bei dem großen Interesse für diesen wichtigen und neuesten Zweig des Verkehrswezens, der in Deutschland im Jahre 1881 seinen Anfang nahm, ist es nun eigentlich unbegreiflich und erstaunlich, daß es noch immer keine Telephonstatistik giebt, die, zumal jetzt, bei der Prüfung der neuen Tarifvorlage, für jeden Volksvertreter, für die Wissenschaft und für die Presse geradezu unerlässlich ist, da man nur an genauen statistischen Unterlagen die in Frage kommenden Interessen und die voraussichtlichen Wirkungen und Verschiebungen, die jede Reform zeitigt, einigermaßen übersehen kann. Man wende hier nicht ein: aber die „Statistik der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung für das Kalenderjahr 1897“ (Berlin 1898, 121 Folienseiten) enthält doch auch eine Telephonstatistik! Nein, das, was man dort so nennen könnte, sind doch nur einige ganz kurze und dürftige allgemeine Notizen, wie man sie sonst nur in einem Kalender oder Almanach mitzuteilen pflegt. Die deutsche Poststatistik im engeren Sinne — beiläufig, eine formell ausgezeichnete und sehr ausführliche Statistik, die zu den besten dieser Art gehört — füllt 41 Folienseiten des Heftes mit allgemeinem und 40 weitere Folienseiten mit speziellen Daten aus, die auch den Verkehr in den einzelnen Oberpostdirektionsbezirken und den von 543 Orten mit Postämtern erster Klasse angeben, während Seite 92 bis 121 einen Anhang ausmachen, der nicht immer zur eigentlichen Statistik gehört und häufig über postgeschichtliche Themata handelt.

Sehr stiefmütterlich behandelt ist denn aber schon die Statistik des Telegraphenwesens in demselben Hefte, Seite 42 bis 49, also auf sieben Seiten (gegenüber 40 Seiten für die Poststatistik), wozu dann aber noch die Angaben auf Seite 58 und 59 über die einzelnen Bezirke und die kurzen Notizen über die Zahl der Telegramme in den erwähnten einzelnen Orten kommen. Das ist alles. Die ganze „Telephonstatistik“ der Reichspost- und Telegraphenverwaltung aber besteht in den wenigen Notizen auf Seite 48, die nur drei Viertel der Seite in Anspruch nehmen, und in den Mitteilungen auf Seite 59 über die Leitungen, die Gesamtzahl der Teilnehmer und über den Verkehr in den 41 Oberpostdirektionsbezirken, denen sich dann noch die eine halbe Seite einnehmenden Notizen über das gesamte Fernsprechwesen Deutschlands auf Seite 64 ergänzend anschließen. Also 81 Seiten Poststatistik, 9 Seiten Telegraphenstatistik und von diesen nur 2½ Seiten Telephonstatistik!

Dieser von Stephans Verwaltungszeit überkommene Zustand weist wirklich einen empfindlichen Mangel auf, da das Fernsprechwesen doch von Tag zu Tage an Bedeutung und Ausdehnung zunimmt und die Möglichkeit eines genauen Überblicks über seine Entwicklung im allgemeinen und in den einzelnen Orten im Besondern ein hervorragendes öffentliches Interesse bietet, das durch die neuen Tarifabstufungen je nach der Zahl der Teilnehmer an einem Orte und nach dem örtlichen Durchschnitt der jährlich stattfindenden Gespräche noch bedeutend erhöht wird und weit über die bloß platonisch wissenschaftlichen Zwecke hinausgeht. Jede Stadt wird demnächst also auch ein praktisches Interesse an der Telephonstatistik haben; und daß Deutschlands ausgebreitetes Fernsprechnetz, das einzige staatliche Netz von dieser Größe, auch die Wissenschaft im In- und Auslande interessiert, wollen wir nur nebenbei bemerken. Die jetzigen statistischen Notizen über den Fernsprecher geben

nur summarisch die Gesamtzahl der Orte mit Fernsprecheinrichtungen, die der Verbindungsanlagen, der Teilnehmer, Sprechstellen, Apparate, Batterieelemente, der ausgeführten „Verbindungen“*) und die Länge der Linien und Leitungen an, im Reichspostgebiet, im ganzen Reich und in den 41 Bezirken; das ist alles. Diese paar Zahlen kann man jedenfalls nicht als ordentliche Statistik bezeichnen, wie viele andre Länder sie haben, z. B. Schweden und die Schweiz.

In Schweden erscheint — von der Poststatistik getrennt — alljährlich eine ausführliche amtliche Statistik der Telegraphenverwaltung, der auch das Reichstelephonwesen untersteht; dieses wird darin sehr ausführlich behandelt. Wir wollen das nach dem statistischen Jahresbericht für 1896 (Telegraf-Styrrelsens underdåniga berättelse för år 1896, Stockholm 1897), der ein Foliosteif von 56 doppelpaltigen Seiten ausmacht, ein wenig näher beleuchten. Etwa siebenzehn dieser Foliosteifen (ungefähr 34 Spalten) handeln allein über das staatliche Telephonwesen, wobei aber auch ergänzende Notizen über die noch bestehenden Privattelephone im Lande und viele ausführliche Erläuterungen und Beschreibungen zum Zahlenmaterial überhaupt mitgeliefert werden. Man erfährt aus dieser Statistik die Länge der einzelnen Hauptlinien, die Durchschnittslänge jeder Teilnehmerleitung ($1\frac{1}{2}$ km), die historische Entwicklung des Netzes (nach Leitungen, Stationen, Apparaten usw.) seit seiner Entstehung, die Namen sämtlicher Zentralstationen mit der Zahl ihrer Anschlüsse, die Verbreitung der Duplextelephonie (drei Gespräche gleichzeitig auf zwei Doppelleitungen) im Lande, die Zahl der Zentralstationen und der kleineren Wechselstationen, die Verbreitung des Fernsprechers nach Flächeninhalt und Einwohnerzahl in den einzelnen Provinzen und auf dem Lande, die Zahl der Telephonapparate in den Vermittlungsanstalten, in den öffentlichen Sprechstellen und in allen Orten des Landes bei den Abonnementen, sowie die Zahl der Gespräche, sowohl im ganzen, wie in den einzelnen Städten und im Durchschnitt, zum Teil sogar mit Zahlen darüber für das ganze letzte Jahrzehnt; ferner spezifizierte genaue Angaben über die verschiedenen Einnahmen (Abonnementgebühren und Gebühren für bezahlte Einzel- und Ferngespräche getrennt) und Ausgaben — wie sie in der deutschen Telephonstatistik völlig fehlen —, über die durchschnittliche jährliche Gebühreneinnahme auf jeden Fernsprecher (1896: bloß 59 Kronen!), über die Betriebskosten und den Überschuß, über die Gesprächsgebühren, die Anlagelosten (von 1881 an, für jedes Jahr), die Gratisgespräche und die bezahlten Gespräche usw.

Das ist doch eine ordentliche Statistik, nach der man das Telephonwesen des Landes beurteilen und einigermaßen übersehen kann, während in Deutschland bei der Reichspostverwaltung alles in Dunkel gehüllt ist und sich auf die paar summarischen und dürftigen Notizen in der amtlichen Poststatistik oder auf einige außerordentliche Mitteilungen beschränkt, wie z. B. in der Begründung der Fernsprechvorlage, im Extraordinarium des Postetats (Denkschrift über die Einführung des Doppelleitungsbetriebes) u. dgl. Auch die schwedische Poststatistik enthält ja noch mancherlei Lücken und ist noch nicht ganz befriedigend.

Dafür entfällt die amtliche Schweizer Telegraphen- und Telephonstatistik, aus der übrigens alljährlich auch ein längerer Auszug im Journal télégraphique (dem Organ des internationalen Telegraphenvereins zu Bern) veröffentlicht wird, wiederum

*) Diese „Verbindungen“ scheinen aber nicht gleichbedeutend zu sein mit der Zahl der geführten Gespräche, da die Daten über die Gesprächszahl im Journal télégraphique, wo alljährlich eine tabellarische vergleichende Telephonstatistik aller Länder mitgeteilt wird, wesentlich davon abweichen.

viele der Daten, die man dort vermißt: z. B. genaue Angaben über den lokalen, interurbanen und internationalen Telephonverkehr, nach den einzelnen Entfernungszone, sowohl bei den Abonnenten wie bei den öffentlichen Sprechstellen u. dgl. Auch die Schweizer Statistik — bei der spanischen ist es übrigens ebenso — giebt die Teilnehmerzahl und den Verkehr in den einzelnen Städten an, sowie die Einnahmen und Ausgaben des Telephonwesens. Es dürfte von Interesse sein, zu erfahren, daß die Stadt Zürich (150 000 Einwohner) im Jahre 1896 schon 4308 Sprechstellen zählte (auf 35 Einwohner je eine), Genf (81 000 Einwohner) 3325 oder auf je 24 Einwohner schon eine, und daß im ganzen Lande auf 120 Köpfe im Durchschnitt schon ein Fernsprecher kam. Zürich hatte also damals schon mehr Sprechstellen, als das 398 000 Einwohner zählende, fast dreimal so große Breslau mit seinen 3675 Sprechstellen im Jahre 1897. Jedenfalls muß man sowohl im öffentlichen Interesse wie in dem der Wissenschaft wünschen, daß auch für das deutsche Reichspostgebiet bald eine einigermaßen genügende Statistik geschaffen wird, die hinter denen anderer Länder nicht so auffallend zurückbleibt. Es wäre schon ein Gewinn, wenn wenigstens bei den angeführten 543 Städten, deren spezielle Poststatistik in dem genannten Foliobuch alljährlich genau mitgeteilt wird, auch die Zahl der Telephonabonnenten und Sprechstellen, sowie die der öffentlichen Sprechlabnen und der lokalen und auswärtigen Gespräche angegeben würde, wömmöglich aber auch Beamtenzahl, Gebühreneinnahmen, Ausgaben usw.

Sehr empfehlenswert wäre ferner die Nachahmung einer Gepflogenheit der Stockholmer Privattelephongesellschaft. Diese giebt nämlich in ihrem Teilnehmerverzeichnis alljährlich auch statistische Mitteilungen über die Zahl ihrer Abonnenten in Stockholm und außerhalb (70 km im Umkreis) Stockholms und fügt auch die Zahlen für jedes Jahr seit ihrer Entstehung (1883) immer hinzu. So hatte sie im März 1898 im ganzen 18887 Abonnenten (darunter 4789 „Stern“-Abonnenten, wie sie ähnlich ja auch in den Vororten Berlins und anderer großer Städte bestehen, nämlich die, die 200 Mark jährlich zur gleichzeitigen Benutzung der Verbindungsanlagen zahlen und gratis angerufen werden können, auch vom Hauptort aus), von diesen aber über 3000 außerhalb der schwedischen Hauptstadt. Mit den Abonnenten der schwedischen Reichstelegraphenverwaltung (etwa 6000) zählt Stockholm schon mehr als 20 000 Teilnehmer. Man möchte also wünschen, daß auch die deutsche Reichstelephonverwaltung in ihren Teilnehmerverzeichnissen immer die Zahl der Teilnehmer (auch die der 200-Mark-Abonnenten) mitteilt, damit man sie nicht mit ungeheuerem Zeitverlust jedesmal erst zu zählen braucht. Eine ordentliche Fernsprechstatistik wäre um so wichtiger, als jetzt gerade eine Tarifreform vorgenommen wird, deren Wirkungen auf Verkehr, Anschlüsse, Einnahmen und Ausgaben das allergrößte öffentliche und wissenschaftliche Interesse haben werden, und deshalb ist eine genaue statistische Aufnahme des gegenwärtigen Zustandes und des Zustandes, wie er sich nach der Gebührenänderung gestalten wird, von höchster Bedeutung. Ubrigens hätten wir gar nicht erst auf die Statistiken Schwedens und der Schweiz hinzuweisen brauchen. Auch in Deutschland giebt es eine Telephonverwaltung, die alljährlich eine ganz brauchbare und hübsche Fernsprechstatistik herausgiebt: das ist die württembergische. In dem „Verwaltungsbericht der königlich württembergischen Verkehrsanstalten“ findet man Angaben über die Zahl der Telephonanschlüsse und den Orts- und Fernverkehr für jeden einzelnen Ort und jede Stadt im Lande. Da die Reichspostverwaltung die Öffentlichkeit in keiner Weise zu scheuen hat, so kann sie wohl etwas ähnliches geben.

Wünschenswert wäre nur, daß sie ebenso, wie die deutsche Eisenbahnstatistik,

auch im Buchhandel zu haben wäre und nicht so geheim bliebe, wie die jetzige, nur Bibliotheken und Behörden zugehende Poststatistik. Da in der Begründung der neuen Telephonvorlage wohl gesagt ist, wie viele Orte, nicht aber, wie viele Fernsprechteilnehmer den verschiedenen Tarifkategorien der neuen Gebührenordnung unterliegen werden, so wird zweifellos in der vorbereitenden Reichstagskommission und im Plenum zunächst nach einer genauen, auch darüber orientierenden Telephonstatistik gefragt werden müssen. Somit wäre aber auch ein praktischer Anlaß gegeben, den hier gemachten Anregungen näher zu treten. Wir hoffen, daß dann auch die neue deutsche Telephonstatistik (die Bayern und Württemberg mit umfassen sollte) ebenso zu den besten Erzeugnissen dieser Art gehören wird, wie die deutsche Poststatistik.

Die Vertrauensärzte der Berufsgenossenschaften. Wenn von einem großen Teil der deutschen Ärzte seit Jahr und Tag für die freie Ärztemahl in der Krankenversicherung gekämpft und das Prinzip der Kassenärzte verurteilt wird, an die sich die Mitglieder der Krankenkassen ausschließlich zu wenden haben, so spielen hier vorzugsweise ärztliche Interessen mit. Den jüngern Ärzten, denen nicht das Glück zu teil geworden ist, durch Fürsprache eine Stelle als Krankenkassenarzt zu erhalten, ist damit die Praxis in einem ansehnlichen Teil der Bevölkerung entzogen, und sie sind übler dran, als ihre Kollegen aus den sechziger und siebziger Jahren, die vor dem Inkrafttreten der Arbeiterversicherungs-gesetze wenigstens die Möglichkeit hatten, sich in der Armenpraxis ihre Sporen zu verdienen. Freilich wird auch mit Rücksicht auf die Patienten die freie Ärztemahl befürwortet. Jeder wendet sich gern an den Arzt, zu dem er Vertrauen hat, und der vielbeschäftigte Kassenarzt, dem die Arbeit über den Kopf wächst, hat auch wohl nicht immer Lust und Zeit, sich so eingehend mit dem einzelnen Krankheitsfall abzugeben, als es von den Kranken gewünscht wird. Aber daß im allgemeinen die Kassenärzte die Interessen der Patienten in demselben Maße wahrzunehmen bemüht sind, wie die der Krankenkassen, wird nicht bestritten werden können. Es ist eine Tatsache, daß die Krankenkassen in den Bewilligungen an die Versicherten freigiebiger zu sein pflegen, als die soviel leistungsfähigern Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten, und die Verwaltung der meisten Kassen ruht ja auch zu zwei Dritteln in den Händen der Arbeiter. Diese sind also für den Arzt auch zugleich die Auftraggeber. Für den Arzt fällt der Konflikt fort, daß die Interessen seiner Auftraggeber denen seiner Patienten zuwiderlaufen, und für die Arbeiter ist es daneben etwas sehr wesentliches, daß sie sich bei der Krankenversicherung den ihnen zuzugenden Arzt als Kassenarzt selbst auswählen können.

Dieses Recht haben sie nicht bei der Unfallversicherung, und die Folgen liegen nur zu klar zu Tage. Wie die Meinung über den Nutzen der sozialpolitischen Gesetzgebung überhaupt noch sehr geteilt ist, so natürlich auch unter den Ärzten. Die Umgebung, in der man aufgewachsen ist, die Gesellschaftskreise, in die man durch seinen Beruf eingeführt wird, der Umgang, den man gepflegt hat, üben ihre große Wirkung auf die Anschauungsweise, wie jedes einzelnen Menschen, so auch des Arztes. Wer sich durch eigne Kraft aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet hat, wird nur zu sehr geneigt sein, die schlechtere Lage anderer auf eigenes Verschulden zurückzuführen, und wer selten einen Einblick in die Hütten der Armut zu thun Gelegenheit hat, wird die Klagen in ihnen öfter, als angebracht ist, für übertrieben halten. Und wenn er dazu in einer kleinen Stadt wohnt, immer nur mit demselben Menschen zusammenkommt und beständig dieselben Ansichten

vertreten hört, wird er mit der Zeit nur noch einseitiger werden. Gerade in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, wo viele kleine Handwerksmeister mühselig um ihre Existenz zu kämpfen haben, ist vielfach noch die Meinung vertreten, daß die Arbeiterversicherung zu weit geht, daß die Arbeiter durch die Regierung verhässelt werden, und diese Meinung wird gerade von den kleinen Fabrikanten beständig in Fluß gehalten. Was Wunder, daß der Arzt sie zu der seinigen macht. Der Fabrikant ist von seiner Umgebung vielleicht der einzige, der über industrielle Verhältnisse unterrichtet ist, er versteht sie klar und faßlich darzulegen, er muß Recht haben. So ist es erklärlich, wenn man in der Provinz auch von Unbeteiligten öfters darauf aufmerksam gemacht wird, daß dieser und jener Arzt, dieser und jener Kreisphysikus bei der Beurteilung von Unfallschäden sehr streng vorgeht und ihren Folgen selten die Bedeutung beilegt, die ihnen in Beziehung auf die Arbeitsbehinderung auf die Ansagen der Betroffenen hin beizulegen wäre. In der Provinz kommt es für die Abmessung der Entschädigungen für Unfallverletzte sehr darauf an, welche Stellung der Arzt zur Arbeiterversicherung einnimmt, ob er den Ansprüchen der Arbeiter mehr oder weniger wohlwollend gegenübersteht.

Schlimmer noch ist es in den größern Städten bestellt. Hier machen sich die Berufsgenossenschaften den Umstand zu nutze, daß sie die Auswahl unter den Ärzten haben. Die Berufsgenossenschaften, die Vereinigungen der Arbeitgeber, müssen die Renten, die sie an die verunglückten Arbeiter bewilligen, ganz aus der eignen Tasche bezahlen, und da ist es ein natürliches Bestreben, sie so niedrig wie möglich anzusetzen. Das Entscheidende aber für die Höhe der Rente ist das Gutachten des Arztes; folglich wendet man sich an den Arzt, der die Folgen des Unfalls nach der Schablone zu bemessen und über Nebenumstände, die erschwerend in Betracht kommen könnten, leichter hinwegzugehen geneigt ist. Diese natürliche Auswahl unter den Ärzten, ein Spezialfall für die praktische Anwendung der Darwinschen Theorie, kann sich vollziehen, ohne daß Worte gebraucht werden, ohne daß der offenkundige Cynismus in der Sache für den, der nicht tiefer in sie eingedrungen ist, bemerkbar wird. Indes wird diese Arztwahl für die Beteiligten zuletzt etwas so selbstverständliches, daß sie schlechlich nicht mehr an den Cynismus denken und offen aussprechen, was sie um ihrer selbst willen für sich behalten sollten. Wir machen mit dem und dem Arzt keine Geschäfte, heißt es, und man schickt einen Verunglückten sechs oder sieben Meilen über Land zum amtlichen Arzt des Nachbarbezirks, während der eigne Kreisphysikus am Orte wohnt oder mit der Bahn in fünf oder zehn Minuten zu erreichen ist. In großen Polikliniken in Berlin finden die Untersuchungen und Beobachtungen von Arbeitern zu ganz mäßigen Sätzen statt. Aber was nützt es, wenn die Herren Professoren für Nervenheilkunde immer auf Seiten der Arbeiter stehn? Da schicken wir diese mit unsern Vertrauensärzten lieber zu Spezialisten im Tiergartenviertel, bei denen die Einzeluntersuchung sechzig bis achtzig Mark kostet. Wenigstens haben wir hier Aussicht, zu unserm Recht zu kommen. Und wenn der Vorsteher eines großen Krankenhauses in der Provinzialhauptstadt einen Curerulanten, der lange Zeit in der Privatklinik behandelt wurde und aus ihr mit einer mäßigen Rente entlassen werden konnte, nun mit einemal für ernstlich krank hält und dazu bemerkt, er, wie andre Patienten seiner Art gehörten in die Nervenheilanstalt und nicht in das medito-mechanische Institut, so werden wir dem betreffenden Krankenhause natürlich unsre Verletzten auch nicht mehr zuschicken.

Ärzten, die mit Vorliebe von den Berufsgenossenschaften in Anspruch genommen und zu Vertrauensärzten gewählt werden, soll im allgemeinen kein Vor-

wurde daraus gemacht werden, wenn sie ihre Gutachten eher zu Gunsten als zu Ungunsten ihrer Auftraggeber abfassen. Wie schon erwähnt, man kann über ein und dieselbe Sache zweierlei Meinung haben, und eine aufrichtige Meinung, wenn sie auch vielleicht die falsche ist, kann man niemand zum Vorwurf machen. Die betreffenden Ärzte possen eben zumeist ihrer ganzen Natur, ihrer ganzen Denkweise nach zu Vertrauensärzten der Berufsgenossenschaften, und deshalb ist nach Ablauf einer Versuchszeit auch auf sie die Wahl gefallen. Freilich ist mit dieser freien Wählbarkeit im Einzelfalle auch eine gewisse Beeinflussung verbunden. Du lieber Gott, alle Stände sind heute überfüllt, auch der ärztliche. Die Kunst geht nach Brot. Da hat ein junger Arzt durch Vermittlung vornehmer Gönner probeweise einige Fälle zur Untersuchung erhalten, und er weiß, daß von dem Ausfall ihrer Begutachtung seine Anstellung als Vertrauensarzt abhängig ist. Wird er da nicht bemüht sein, für sein Eudurteil einen strengen Maßstab anzulegen, strenger, als er vielleicht seinem eignen Empfinden unter Berücksichtigung dieses oder jenes Nebenumstands entsprochen hätte. „Streng, aber gerecht,“ wie die Herren Vorstandsmitglieder der Berufsgenossenschaften verlangen, in deutlicherer Sprache „streng, aber gerade noch nicht ungerecht.“ Seit der Bewilligung der Rente sind nunmehr einige Monate verflossen, der Genossenschaftsvorstand hat eine Nachuntersuchung in kurzen Fristen angeordnet, um möglichst schnell von der hohen Entschädigung herunterzukommen. Der junge Arzt erhält den Fall einmal, ein zweites, ein drittes, ein viertes mal immer wieder von neuem vorgelegt. Zwei- oder dreimal bleibt er den Zustand als unverändert an. Schließlich will er seinen Auftraggeber nicht vor den Kopf stoßen, und eine ganz kleine Zunahme in der Beweglichkeit der verletzten Finger ist bei der letzten Untersuchung ja allerdings festzustellen gewesen, wenn auch ihr Einfluß auf die Erwerbsfähigkeit kaum nennenswert war. Der Arzt erklärt sich, wenn auch zögernd, mit einer Herabsetzung der Rente um 5 oder 7½ Prozent einverstanden. Wenn er die Herabsetzung nicht gutgeheißen hätte, wahrscheinlich hätte es ein Kollege gethan, der immer etwas schärfer vorzugehen pflegt, und damit wäre dem Arbeiter noch weniger gedient gewesen.

„Und führe uns nicht in Versuchung,“ beten wir im Vater Unser, und was wir von Gott erbitten, das sollen wir auch im Verkehr mit unsern Mitmenschen beherzigen. Wir sollen mit unserm Wissen niemand Gelegenheit geben, Unrecht zu thun. Vor allem sollen unsre bürgerlichen Verhältnisse, soweit der Staat in Betracht kommt, nach Möglichkeit derart geregelt werden, daß niemand aus pekuniären Rücksichten in Versuchung gerät, gegen seine bessere Überzeugung zu handeln und auch nur um einen Schritt breit von dem geraden Wege abzuweichen. Für die Berufsgenossenschaftsärzte liegt die Versuchung, um ihrer Existenz willen ihr eignes Ich preiszugeben, nur zu nahe. Wenn man als junger Anfänger ohne Praxis dasteht, wenn man gern heiraten möchte und sonst keine Aussichten für die Zukunft vor sich sieht, ist die Verlockung, als amtlicher Arzt ein kleines, aber festes Einkommen zu erringen, sehr groß. Auch 1000 oder 1200 Mark helfen über die ersten Verlegenheiten hinweg, und was die Hauptsache ist, man kommt in die Praxis hinein, man kann zeigen, was man gelernt hat und was man leistet.

Die Regelung der Unfallversicherung ist überhaupt verfehlt. Es geht nicht an, daß wer die Lasten zu tragen hat, auch die Lasten bewilligt. Von einer wirklichen Unparteilichkeit wird bei der erstmaligen Festsetzung der Renten nicht immer die Rede sein. Aber sehen wir nun schon vom ganzen Aufbau der Versicherung ab, der ja doch in Zahlen vielleicht noch nicht abgeändert werden wird, und überlassen wir es den Verletzten, gegen die Entscheidungen der ersten

Instanz, durch die sie sich benachteiligt fühlen, den Klageweg zu beschreiten. Wenigstens können wir dafür sorgen, daß die ärztlichen Gutachten, die den Genossenschaftsvorständen bei der Rentensfestsetzung als Unterlage dienen, so unparteiisch wie möglich ausfallen. Das wird nur erreicht werden, wenn die Ärzte vollständig unabhängig von den Berufsgenossenschaften gemacht werden.

Unabhängig von den Berufsgenossenschaften werden die Ärzte aber nur sein, wenn entweder die Versicherten die freie Arztwahl haben, oder wenn die Unfallärzte den Charakter staatlicher Beamten haben, wie die Kreisphysici. Freie Arztwahl ist für die Unfallversicherung nicht angängig. Denn die Heilung der Unfallschäden, die richtige Beurteilung der Erwerbsfähigkeit eines Menschen erfordern sehr viel Übung, einen reichen Schatz von Erfahrungen. Wie ungeeignet Ärzte, die sonst in ihrer Praxis mit Unfallschäden wenig oder gar nichts zu thun haben, namentlich zur richtigen Gradabschätzung bei Arbeitsbehinderung sind, haben ihre auf diesem Gebiet erfahrenen Kollegen oft genug zu beobachten Gelegenheit, und einem Arbeiter, der zur bessern Begründung seiner Ansprüche ein Attest von einem solchen Arzt einreicht, ist oft wenig damit gedient. Nein, die medizinische Seite der sozialpolitischen Gesetzgebung mit der Unfallheilkunde und der Begutachtung der Unfallfolgen ist eine Wissenschaft für sich, die neben einem Studium der Spezialmethoden dieses Zweiges der Medizin auch eine beständige Verfolgung der Gesetzgebung und Rechtsprechung erfordert, und sie ist heute bei der immer weitern Ausdehnung der Arbeiterversicherung von solcher Wichtigkeit für Staat und Gesellschaft, daß man sie mit Recht seit einigen Jahren als Unterrichtszweig in den medizinischen Lehrplan auf den Universitäten aufgenommen hat. Es ist nur erforderlich, daß man auf die Vorlesungen über die sozialpolitische Medizin das nötige Gewicht legt, daß man von den Ärzten, die sich ihr widmen wollen, Spezialkenntnisse verlangt, wie solche in derselben Weise von den Kreisphysicis auf dem Gebiet der gerichtlichen Medizin und der Sanitätspolizei verlangt werden.

Es muß auch für die Unfallärzte die Ablegung eines Examens vorgeschrieben werden, und dieses Examen muß ihnen dann die Berechtigung geben, für bestimmt abgegrenzte Bezirke vom Staate angestellt zu werden. Erst wenn die Unfallärzte von ihren Auftraggebern, den Berufsgenossenschaften unabhängig, wenn diese gehalten sind, sich bezüglich der Untersuchungen und Begutachtungen einzig und allein an die angestellten Ärzte für Unfallversicherung zu wenden, wird man bei den Ärzten völlige Unparteilichkeit voraussetzen können. Es läßt sich annehmen, daß sich nur Jünger Askulaps der Unfallheilkunde zuwenden werden, die sich ihrer Natur nach zu ihr berufen fühlen, und daß sie die hohe Bedeutung der Arbeiterversicherung für den Staat sowohl wie für das arbeitende Volk richtig würdigen lernen, dafür könnte eben auch in den Universitätsvorlesungen Sorge getragen werden. Freilich wird die Zahl der Unfallärzte für jeden einzelnen Bezirk eine ebenso begrenzte sein müssen, wie bei den übrigen amtlichen Ärzten. Denn wäre sie unbegrenzt, so hätten nun zwar die betreffenden Ärzte alle die nötigen Vorkenntnisse, die Berufsgenossenschaften aber hätten dann wieder die Wahl unter ihnen, und das würde bald zu denselben Mißständen führen, wie wir sie heute haben.

Eine besondere Art der Unfallärzte sind die Befiziger von mediko-mechanischen Instituten, in denen durch planmäßige körperliche Übungen die von Unfällen zurückgebliebenen Bewegungsstörungen in den verletzten Gliedmaßen zu heilen gesucht werden. Die Kuren in diesen Instituten sind bei allem Nutzen, den man ihnen nicht absprechen kann, Gewaltkuren, bei denen den Verunglückten an langwierigen, anstrengenden und schmerzhaften Übungen das Äußerste zugemutet wird. Daß

gerade des Guten in der Art zu viel geschieht, daß ein Leiden verschlimmert, anstatt gehoben wird, kommt zum Glück selten vor, obwohl vereinzelt beklagenswerte Fälle dieser Art schon dagewesen sind. Indes ist es mit diesen Kuren, wie mit allen Gewaltkuren. Im Augenblick, so lange die methodischen Übungen fortgesetzt werden, ist der Erfolg da. Aber wird ein Patient aus der Anstalt entlassen, kehrt er wieder zu seinem Beruf zurück, oder ist er wegen seiner Ueberehn gar zu völliger Arbeitslosigkeit und Unthätigkeit verurteilt, so gehn die erzielten Erfolge vielfach schnell wieder verloren, genau so wie nach einer zu Anfang erfolgreich gewesenem forcierten Kaltwasserkur. Wenige Wochen und Monate, und die Beweglichkeit in dem verletzten Arm ist wieder verschwunden, und zu irgend welchen anstrengendern Arbeiten, wie sie in der Anstalt zuletzt schon möglich waren, ist er nicht zu gebrauchen.

Das Böse ist das, daß das Gutachten, von dem nach beendeter Kur die spätere Rente abhängig gemacht wird, in der Regel unmittelbar nach der Entlassung ausgestellt wird, und daß der Anstaltsarzt, der mit der Einrichtung eine Menge Ausgaben gehabt hat, noch in weit höherm Maße von den Berufsgenossenschaften abhängig ist, als der Arzt mit Privatpraxis. Die Folgen sind zahlreiche Beschwerden und in den höhern Instanzen Renten erhöhungen. Dem letzten Uebelstande suchen die Besizer der Institute zu ihrer Deckung dadurch vorzubeugen, daß sie die Schlussuntersuchung mit dem Vertrauensarzt der Berufsgenossenschaft gemeinsam vornehmen. Ob diese Maßregel allein genügend ist, die Zahl der später nötig werdenden Rentenerhöhungen zu vermindern, muß die Erfahrung lehren. Eine Statistik darüber dürfte nicht ohne Interesse sein. Jedenfalls tritt auch hier der Vorzug angestellter Ärzte zu Tage. Nach dem Kurgebrauch in einem mediko-mechanischen Institut müßten die Untersuchungen und Begutachtungen durch diese staatlich bestellten Unfallärzte vorgenommen und dann nach mehreren Monaten zur endgültigen Rentenfestsetzung noch einmal wiederholt werden, während die erste Untersuchung nur als Unterlage für eine vorläufige Entschädigung zu dienen hätte.

Ernst Kirckberg

Zur Sprache unsrer neuern Gesetze. Eine Hochflut von Gesetzen bringt uns das kommende Jahrhundert, und je näher wir ihm kommen, desto stärker wird der Wellenschlag. Unsrer Volksvertreter sind die ersten, die die Flut auszuhalten haben. Sie freuen sich der glatten Arbeit der Ministerien und nehmen nach einer mehr oder minder eingehenden Kommissionsberatung die Vorlagen in ganzen an. Dabei sprechen sie den Geheimen Räten ihren Dank aus, bedauern die Richter, die das alles zu bewältigen haben, und gedenken hin und wieder einmal auch des armen Publikums.

Das that ein rheinischer Abgeordneter, als er in der Sitzung vom 16. Februar bei der Beratung der ersten preussischen Ausführungsgesetze rühmend hervorhob, daß die Sprache volkstümlicher geworden sei. Was sind wir Rheinländer im Laufe der Zeit bescheiden geworden! Wir sind die letzten, die das Verschwinden der napoleonischen Gesetzbücher bedauern, aber das muß man ihnen lassen, Altenluft weht nicht dario. Sehen wir uns nun die volkstümliche Sprache einmal an. Da heißt es im Artikel 40 des Gesetzes über die freiwillige Gerichtsbarkeit: Werden bei der Beurkundung eines Rechtsgeschäfts von dem Richter oder dem Notar Wahrnehmungen gemacht, die geeignet sind, Zweifel darüber zu begründen, ob ein Theiliger die zu dem Rechtsgeschäft erforderliche Geschäftsfähigkeit oder Einsicht besitzt, so soll dies in dem Protokolle festgestellt werden. — Wir mußten den Artikel

zweimal lesen, um ganz sicher zu sein, daß der Herr Geheimrat nichts andres sagen wollte, als was andre Sterbliche so ausdrücken: Hat ein Richter oder Notar bei Beurkundung eines Rechtsgeschäfts begründete Zweifel an der Geschäftsfähigkeit oder Einsicht eines Beteiligten, so ist das im Protokoll festzustellen. — Denn etwas andres hineinlegen und das Gesetz sagen lassen, der Richter brauche noch keine Zweifel zu haben, es genüge, wenn er Wahrnehmungen mache, die bei andern Zweifel zu erregen geeignet seien, hieße doch den Richter zu einem gerade zu weltfremden Manne machen, wie es der Gesetzgeber mit seiner Sprache hier ist.

Worte auf Worte werden gehäuft, die Paragraphen werden zu kleinen Abhandlungen, und der arme Leser fragt, wenn er sich durch ein solches Paragraphenungetüm durchgearbeitet hat: Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß sich manche unserer neuen Gesetze um ein Viertel verkürzen ließen, wenn man sie auf überflüssige Worte mit scharfem Stifte durchmusterte. Wir fühlen uns verpflichtet, diese Behauptung an einem Beispiel darzutun. Die folgenden beiden Artikel lassen sich auf mehr als die Hälfte zusammenschreiben. 97. Für die Zeit, während welcher ein Notar beurlaubt oder durch Krankheit oder sonst verhindert ist, seine Geschäfte wahrzunehmen, kann er die sein Amt betreffenden Akten (Urschriften, Register usw.) einem andern Notar im Bezirke desselben oder eines benachbarten Amtsgerichts in Verwahrung geben. Hierdon hat er dem Amtsgerichte seines Amtssitzes Mitteilung zu machen. Er kann diesem Amtsgerichte auch die Verwahrung überlassen. 98. Hat ein Notar für die Zeit, während welcher er beurlaubt oder verhindert ist, seine Geschäfte wahrzunehmen, die Verwahrung seiner Akten in der im Artikel 97 bezeichneten Art nicht veranlaßt, so hat, falls ein Antrag auf Erteilung einer Ausfertigung aus den Akten des Notars oder auf Erteilung einer Abschrift oder auf Gewährung der Einsicht gestellt wird, das Amtsgericht, in dessen Bezirke der Notar seinen Amtssitz hat, die Dienstaften in Verwahrung zu nehmen, bis der Notar die Geschäfte wieder übernimmt.

Wenn der Leser wieder zu Atem gekommen ist, wird er finden, daß der folgende Artikel alles wesentliche enthält: 97. Ein Notar kann während eines Urlaubs, einer Krankheit oder sonstigen Verhinderung seine Akten einem andern Notar seines oder eines benachbarten Amtsgerichts in Verwahrung geben und hat davon dem Amtsgerichte seines Amtssitzes Mitteilung zu machen, auch kann er diesem die Verwahrung überlassen. Das Amtsgericht des Amtssitzes hat in diesen Fällen, wenn nötig, die Akten selbst in Verwahrung zu nehmen.

Kann man sich wirklich bei solcher Breitspurigkeit der Ausdrucksweise über die atemraubenden Satzbildungen mancher Reichsgerichtsurteile wundern, wie sie hin und wieder unsre Tagespresse bringt? Der Richter hat das Gesetz anzuwenden, die Sprache des Gesetzes wird seine eigne Sprache, und es liegt in der Natur der Sache, daß er ihre Fehler noch übertreibt.

Mit dieser Breitspurigkeit, deren tiefter Grund das Bestreben ist, nur ja alles auf das genaueste auszudrücken, hängt ein anderer Fehler auf das engste zusammen, die Sucht, alles regeln zu wollen. Auch das hat seine Grenzen, und zwar an der Selbstverständlichkeit dessen, was man regeln will. Da überträgt der Artikel 23 gewisse Berrichtungen des Gerichts dem Notar, und der Artikel 24 bestimmt, daß, wenn der Notar so an Stelle des Gerichts zuständig ist, er auch an die Stelle des Gerichtsschreibers tritt und an die Stelle der Gerichtsschreiberei die Geschäftsräume des Notars treten.

Man muß so etwas lesen, um es zu glauben. Es ließe sich eine Menge solcher Beispiele anführen. Nur noch eins möge Platz finden: 49. Soll ein Pro-

total auszugweise ausgefertigt werden, so sind in die Ausfertigung außer solchen Teilen des Protokolls und der Anlagen, welche die Beobachtung der Formlichkeiten nachweisen, diejenigen Teile aufzunehmen, welche den Gegenstand betreffen, auf den sich der Auszug beziehen soll. — Hätte der Herr Geheimrat wenigstens gesagt, die Ausfertigung müsse außer dem betreffenden Teil die Formlichkeiten enthalten. Aber nein! und man kann ihm nur die Bescheidenheit in der Begründung dieser Bestimmung zu gute halten, wo er sagt, daß sie einer nähern Begründung nicht bedürfen werde.

Als wir das lasen, kam uns die Bemerkung eines Anwalts ins Gedächtnis, der in seinem langen Vortrage von dem Vorsitzenden mit den Worten unterbrochen wurde: „Aber, Herr Anwalt, lassen Sie dem Gericht doch auch etwas zu denken übrig.“ Er erwiderte darauf: „Ich bin andrer Ansicht, Herr Vorsitzender, man muß dem Gericht möglichst wenig zu denken übrig lassen.“

Aber die Sache hat neben ihrer herzlich dummen auch ihre sehr ernste Seite. Wo soll das hinaus? Will man alles regeln, dann nimmt man dem Richter das beste, was er hat, die Fähigkeit, neues Recht zu finden. Man macht ihn ängstlich; er wird beim Fehlen von gesetzlichen Bestimmungen nicht mehr neues Recht schaffen, sondern sich auf das Fehlen berufen. Er steht dann nicht mehr — man wird verstehen, wie das gemeint ist — über dem Gesetz, er ist sein Sklave. Und davor möge Gott den deutschen Richterstand bewahren!

Allerlei Gedichtes. Unlängst schrieb mir jemand: „Was soll uns eigentlich neue Lyrik noch sagen? jedenfalls ein ganzer Band ist mir zuviel.“ Ja, mir auch, aber den Dichtern nicht, wie es scheint, und so kommen sie immer wieder auf neue und bringen auch neues, wie sie meinen. Ich greife einen sehr kostbar ausgestatteten Band heraus, mit einem klingenden Titel, es muß etwas schon anerkanntes sein. Gewiß, der Name ist mir bekannt, einer der Glücklichen, die es nicht „nötig“ haben. Ich blättere an und lese hinein — ganz nett manches, darüber ließe sich ein freundliches Wort sagen. Leider aber ist dem Bande ein Auszug beigegeben aus Besprechungen früherer Dichtungen dieser Verfasserin, denn eine solche ist es; darin wird ihr bezeugt, daß in ihr der Genius der Zeit „voll und ganz“ Gestalt angenommen habe, daß sie ein großes und reiches Talent, ja heute wohl das bedeutendste und eine der interessantesten Erscheinungen im deutschen Dichterwalde sei, und noch sehr, sehr vieles andre. Beschämt ob meines guten Willens lege ich den eleganten Band auf die Seite. Da könnte ich doch nicht mitkommen, denn so hoch kann ich nicht singen. Diese Unsterbliche braucht meinen bescheidenen Griffel nicht mehr. Also weiter! Gedichte von Anna Ritter (Leipzig, Liebeskind), ein zartes Bündchen, viel anspruchloser, einladender, indessen es bleibt immer ein „ganzer“ Band, würde mein Korrespondent sagen. Es sind alles kurze Gedichte, nur angeschlagne Töne, wie es in der Gefühlslyrik sein soll, sehr viel Wehmut, zerbrochenes Lebensglück in den verschiedensten Formen, trauernde, grabwärts gehende Selbstbetrachtung. Offenbar ist das kein erdichtetes Leid, sondern es ist viel Erlebnis darin, und man wird sich gern dadurch bewegen lassen. Aber auch eine andre, schelmische, epigrammatische Weise steht der Verfasserin entschieden gut: „Gestränkte Unschuld,“ „Größenwahn.“ Auch das Ernste gelingt ihr gut als bloßer Naturklang ohne Seelenquälerei z. B. in einem einfachen Zwölffzeiler mit dem Schluß: Ich steh in meinem Garten, als sollt ich wen erwarten, und geh doch niemand an. Dann aber geht wieder die Phrase mit ihr durch: „An Ada Regri,“ wo jede einzelne Zeile eine Hyperbel enthält und mindestens einen Anschlag zu viel hat. —

„Daphnis, eine Dichtung, von Hermann Stegemann“ (Frauenfeld, Huber) ist zart und fein, sehr geschmackvoll, aber nach meiner bescheiden Ansicht weniger Poesie als Formdichtung, mit Benutzung antiker Muster, also „Renaissance“, wie wir ja diese Gattung wohl mit demselben Rechte, wie die Engländer im Zeitalter Elisabeths, werden nennen können. — Emanuel Jaeslin, ebenfalls ein Basler, ist ein Dichter, der über eine große Kraft der Sprache verfügt und vielerlei Empfindungen ausdrücken kann Seine neueste Sammlung: „Heiliges“ (Basel, Schwabe) enthält viele einzelne Gedichte. Alle gehen von einem Naturbilde aus, das gewöhnlich auch etwas mehr durchgeführt wird, und daraus geht dann die Seelenstimmung hervor. Der Grundzug ist ernst und hoch, nicht gerade traurig, die Form in Reimen und freien Metren sehr vollendet, und die Wirkung des Ausdrucks nicht gewöhnlich. Aber auf gerastertem, blankem Rosapapier würde ich meine Gedichte lieber nicht zum zweitenmale drucken lassen. — In Schwaben macht ein Naturdichter von sich reden, so nennt man ja vielleicht nicht ganz passend die lokalen Talente, die zu entdecken und zu fördern von Zeit zu Zeit unsern Kulturmenschen Bedürfnis ist. Christian Wagner zu Warmbronn hat schon eine ganze Anzahl Bände mit Gedichten veröffentlicht: „Sonntagsgänge“, drei Teile; „Weihgeschenke“ (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer); „Neue Dichtungen“ (ebenda, Streder und Moser). Er ist ein wirklicher Bauer geblieben, der trotz aller Dichtung gräbt, säet und schneidet, und das ist jedenfalls ein Glück für ihn. Seine Poesien machen ihm und seinen Gönnern Freude, sie enthalten auch mehr als z. B. die der Johanna Ambrosius und einiger anderer norddeutscher Autodidakten, und es ist vor allem erstaunlich, was alles ein Mann ohne einen regelmäßigen Bildungsgang und ohne seinen Beruf zu vernachlässigen noch nachträglich aus sich selber gelernt hat. Man sollte indessen drüben im Schwabenland auch maßhalten im Fördern und Bewundern. Sonst möchte dem Gefeierten vielleicht doch auf seine alten Tage, er zählt 64 Jahre, noch etwas schwindlig werden. Das ist der Eindruck, mit dem ich ein Buch in die Hand nahm, das den Titel hat: „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn, eine ästhetisch-kritische und sozial-ethische Studie von Richard Beltrich“ (Stuttgart, Streder und Moser). Davor steht in Lichtdruck nach einem Ölbilde der Dichter selbst in langem Haar und Sammetpfeife und sieht freilich nicht mehr wie ein Bauer aus. In dem Buche aber wird auf beinahe 500 Seiten nicht nur von den Dichtungen des Abgebildeten, sondern noch viel mehr von seiner Weltanschauung, von Seelenwanderung, Tiereschuß, Vivisektion und noch vielem andern gehandelt, und zwar immer in der Form der feierlichen wissenschaftlichen Abhandlung. *Varia sunt hominum studia.* — „Von Alltag und Sonne“ hat Casar Flaishen eine Sammlung von „Gedichten in Prosa“ betitelt (Berlin, Fontane und Komp.). Einiges davon stand schon im Pan, manches ist gesucht und gespreizt, aber manches auch sehr schön, echt und edel in der Form, seelenvoll und reich gestimmt. Der Verfasser beherrscht das Instrument der Sprache, er hat ein nicht gewöhnliches Formtalent. Zu einer größeren Leistung scheint er es nicht zu bringen, er scheint seinen Platz unter den Fragmentisten behalten zu wollen. — Freunden der chinesischen Litteratur sei ein fein ausgestatteter Band mit „Blüten chinesischer Dichtung“ in guten Übersetzungen von A. Forke (Magdeburg, Faber) empfohlen. Das Buch enthält eine mit Sachkenntnis geschriebene Einleitung und ist zur Einführung in die Gattung sehr geeignet.

U. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Reformfähigkeit der Türkei



ie Zukunft der Türkei hat in neuester Zeit wieder einmal viel Köpfe und Federn in lebhafter Bewegung gesetzt. Zu den hervorragendsten und sachkundigsten Kritikern gehören zwei Männer, die — beide auf eine vierzigjährige Erfahrung fußend, Männer von Urteil, Welt- und Menschenkenntnis — doch zu völlig entgegengesetzten Resultaten kommen. Der eine ist der Herzog von Argyll, ein Staatsmann, der sich auch auf wissenschaftlichem Gebiete, in Theologie, Soziologie und Naturwissenschaft einen geachteten Namen errungen hat. Der Herzog hat sein Urteil in einer politischen Schrift niedergelegt, die den Titel führt: „Unsre Verantwortlichkeit für die Türkei, Thatfachen und Erinnerungen von vierzig Jahren“ (London, 1896). Der Herzog bekennt darin sein aufrichtiges Bedauern, die Meinung geteilt zu haben, daß eine Regeneration der Türkei und ein zivilisiertes Dasein der christlichen Unterthanen des Sultans möglich sei, und sucht nunmehr zu beweisen: erstens, daß es ein Fehler der englischen Politik gewesen sei, für den Fortbestand des osmanischen Reichs einzutreten; zweitens, daß man besser die russische Eroberungspolitik hätte gewähren lassen sollen, und drittens, daß der Glaube an die Reformfähigkeit der Türkei und die Zivilisationsfähigkeit der Türken ein verhängnisvoller Irrtum sei.

Diesen Ausführungen des Herzogs von Argyll ist der bekannte Reisende Vambéry in drei Aufsätzen der Kosmopolis vom März, April und Mai 1897 entgegengetreten, in denen er den Beweis zu liefern sucht und auch bringt, daß die Zivilisation des türkischen Volks in den letzten vierzig Jahren ganz erstaunliche Fortschritte gemacht habe. Vambéry hat völlig Recht, wenn er auf Grund seiner Erfahrungen feststellt: erstens, daß das türkische Element des osmanischen Reichs der Aneignung der abendländischen Kultur keinesfalls abgeneigt ist; zweitens, daß neben der Neigung auch Fähigkeit dazu vorhanden

ist, da ein Vergleich der heutigen Türkei mit der vor vierzig Jahren jeden Beobachter von den bisher eingeführten Neuerungen und Verbesserungen überzeugen müsse; drittens, daß das bisher auf dem Gebiete des gesellschaftlichen und politischen Lebens Erreichte einerseits die vorherrschende Ansicht von der Unbeweglichkeit und Reformfeindlichkeit des Islams widerlegt, andererseits aber die nicht minder irrtümliche Meinung von der Kulturunfähigkeit des türkischen Volkselements ad absurdum führt. Wir müssen ihm zugeben, daß sich der Islam, trotz der innigen Religiosität seiner Anhänger, weniger spröde und widerhaarig gezeigt hat als die Lehre Christi. Dasselbe kann auch mit Bezug auf die ethischen Eigenheiten des Türkentums gesagt werden.

So weit stimmen wir Bamberg zu; auch wir haben neuerdings nachgewiesen, daß weder der Islam noch der wenn auch zu Trägheit und Indolenz neigende Charakter der Türken mit der Zivilisation unvereinbar sind. Trotzdem können wir den Optimismus des wohlmeinenden Verfassers über die Fähigkeit der Türkei, sich aus eigener Kraft zu reformieren, nicht teilen und müssen in diesem Punkte dem staatskundigen Herzog zustimmen. Dieser sieht die Dinge vom Standpunkte der Regierenden, er kennt die Eigentümlichkeit der türkischen Regierung genau, ihre Triebfedern und die Schwierigkeit, besser gesagt Unmöglichkeit, auf sie im Sinne des gemeinen Nutzens oder der *salus publica* einzuwirken. Bamberg ist kein Politiker, er sieht die Verhältnisse wesentlich vom Standpunkt der Regierten, und nachdem er am Ende aller seiner optimistischen Vorschläge denn doch notgedrungen das Zugeständnis gemacht hat, daß alle politischen Fragen im letzten Grunde Nachfragen sind, verläßt sich der weitere Schluß im Sande.

Soll es Politik sein, wenn Bamberg versichert: eine Heilung der heutigen Übelstände wäre natürlich nur dann möglich, wenn in der Zentralverwaltung, d. h. an der Pforte selbst, Europäer zusammen mit tüchtigen und befähigten türkischen Beamten Anstellung fänden, und wenn im Räte des Sultans die Höflinge durch ernste und patriotisch gesinnte Würdenträger ersetzt würden. Er meint, daß in diesem Falle Europa auch die finanziellen Mittel mit ruhigem Gewissen gewähren könnte. Man kann sich des Wäckelns über solche Ansichten kaum enthalten; man vergegenwärtige sich nur die Schwierigkeiten, die ein solcher Ersatz der Höflinge durch „ernste und patriotisch gesinnte Würdenträger“ an manchem konstitutionellen abendländischen Hofe haben würde. Vielleicht kennt Bamberg einen Hof ohne Höflinge und mit Männern, die in uneigennütziger Weise um die öffentliche Wohlfahrt besorgt sind. Nur in den günstigsten Verhältnissen werden die Hof- und Staatsverhältnisse durchgängig so viel Licht und Kritik vertragen, wie in dem Deutschland Wilhelms I., und doch ist eine der ernstesten und immer wiederkehrenden Klagen Bismarcks die über die höfischen Einflüsse.

Dagegen ist es ganz richtig, wenn Bamberg sagt, der eigentliche Türke

ist gutmütig, friedliebend, gehorsam und voller Ehrfurcht für den Fürsten. Was der Padiſchah will, das ist Gottes Wille. Die Bürokratie und die Kamariſſa des Palaſtes ſind das Hindernis. Die gebildeten Klaffen der Türken hegen den Wunſch nach Freiheit und nach einem modernen Regierungssystem, die oberſte Behörde iſt zu reformieren; nicht der Palaſt, ſondern eine mit Europäern beſetzte Pforte muß regieren. Zwischen dem edeln, begabten aber unglücklichen Volke und dem Sultan, d. h. dem Regierungssystem iſt ſcharf zu unterſcheiden. Ja freilich, aber wir glauben, daß ſich Bamberg ebenſo gern auf ein Pulverfaß mit brennender Lunte ſetzen, wie daß der Sultan ſolchen Reformen jemals ſeine Zuſtimmung geben wird.

Es iſt leicht gefragt, der Abſolutismus oder vielmehr Deſpotismus muß gebrochen werden, aber wer ſoll ihn denn brechen? Dazu gehört doch eine überlegene Kraft. Dem Machtſpruch des vereinten Europas muß ſich der Sultan wohl fügen, aber Europa iſt in dieſem Punkte nicht einig, denn Rußland will die Reformen eben nicht — wie Bamberg ſelber ausführt. Rußland will die Artichoſke erſt gründlich haut gutt gewinnen laſſen und dann allein verſpeifen; es iſt an den türkiſchen Mißständen geradezu intereſſiert. Im Yildiz-Kioſk hört man natürlich gern auf den dunkeln Begleiter „zur Linken,“ man huldigt der Auffaſſung: der Liberalismus hat in Europa Anarchie und Revolution erzeugt, der Abſolutismus hat Rußland dagegen ſtark, groß und gefürchtet gemacht, wir wollen uns an Rußland und nicht am übrigen Europa ein Beiſpiel nehmen. Das unbeſchränkte Papſtkönigtum müſſen auch wir gerade wegen der Fülle ſeiner Allmacht, deren Erhaltung längſt zum Selbſtzweck geworden iſt, als das Grundübel der Türken und das Haupthindernis aller Reformen bezeichnen. Man darf nicht hoffen, daß die Roſtimen aus eigener Kraft dieſe Macht einſchränken, wie ſie früher von Ulemaſ und Janitſcharen thatſächlich eingeſchränkt worden iſt — die ultima ratio des Orientalismus; le despotisme modéré par l'assassinat iſt nicht mehr gebräuchlich und würde auch keine weſentliche Beſſerung herbeiführen.

Denken wir an die fürchtbaren Kämpfe zurück, die die Einſchränkung des Abſolutismus im Abendlande verurſacht hat. In England und in Frankreich koſteten ſie einem Könige das Leben und in einer zweiten Revolution der Dynaſtie die Krone. In Preußen iſt es allein der in ſeiner Größe unerreichte Friedrich der Große, der ſich aus freier Initiative der Machtſprüche in Rechtsſachen begeben hat. Im Jahre 1752 ſchreibt der König, er wolle, daß alles den Rechten und Landesgeſetzen gemäß traktiert werde, da er ſich ſelbſt ſolchen in ſeinen eignen Sachen unterwerfe; 1765 iſt die Meinung des Königs, daß ein Monarch, der über freie Männer herrſche und ſie den Geſetzen gemäß regiere, nie das Richteramt üben dürfe, weil ſelbſt die gerechtereſten Entſcheidungen der Herrſcher ungeſetzlich ſeien und der Staatsverfaſſung widerſprechen. Und auch im Einzelfalle trägt der König dem Grundſatze Rechnung, denn er

läßt sich die Antwort des Ministers Münchhausen: „sein Kopf, aber nicht sein Gewissen stehe dem Könige jederzeit zu Befehl“ ruhig gefallen. Im Jahre 1772 verfügt der König: „Wir geben keine Entscheidungen, so die Kraft einer richterlichen Tendenz haben.“ Stölzel*) bemerkt mit Recht hierzu: „Es war ein gewaltiger Akt, diese Selbstentäußerung eines der bedeutungsvollsten Hoheitsrechte der Krone; nur wer sich völlig in die Zeiten Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen zu versetzen imstande ist, vermag das Opfer zu würdigen, das der König im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und Weisheit seiner Gerichte den Anschauungen der vorgeschrittensten Geister der Zeit brachte.“

Die Stein-Hardenbergischen Reformen in Preußen und die Gewährung der Verfassung 1848 kann man nicht freiwillige nennen; auch sie waren durch die äußere und innere Not erzwungen worden. Über Österreich beschränken wir uns aus bundesfreundlicher Rücksicht auf die Bemerkung, daß gegenwärtig der Pibiz-Kiosk zum osmanischen Reiche eine ähnliche Stellung einnimmt wie die Hofburg zum Deutschen Reiche von Ferdinand II. bis zu Karl VI. Die Einführung der süddeutschen Verfassungen nach dem Wiener Kongreß beruhte zu sehr auf besondern, aus der eigentümlichen Lage dieser Regierungen sich ergebenden Verhältnissen, als daß sie hier wesentlich ins Gewicht fallen könnten. Wir folgern aus den Lehren der Geschichte, daß auch das Sultanat niemals freiwillig seine Macht einschränken wird, und zu einer gewalttamen Einschränkung durch das eigne Volk halten wir dieses für nicht stark genug und das Papstkönigtum für zu mächtig. Es kommt dazu, daß von den zwei Millionen Türken, die auf der Balkanhalbinsel etwa vor zwanzig Jahren wohnten, mehr als die Hälfte nach dem letzten russischen Kriege nach Kleinasien ausgewandert ist.

So bleibt also nur das Geständnis übrig, daß sich bei den entgegengesetzten Interessen und Ansprüchen der verschiedenen Völker der Balkanhalbinsel, der Griechen, Bulgaren, Serben, Montenegriner, Türken, Armenier und Juden kein bestimmter, mit Bewußtsein anzustrebender Zukunftsplan aufstellen läßt, wie das Herr von Bülow ja auch kürzlich im Reichstag in einer der ihm eignen hübschen Umschreibungen zugestanden hat. Dem drohenden Ausbruch des Kampfes aller gegen alle ist das türkische Regiment mit allen seinen Fehlern immer noch vorzuziehen, zumal wenn man berücksichtigt, wie leicht ein solcher Kampf auch die angrenzenden Großmächte in seine Wogen hineinziehen kann. Da wo die Verhältnisse das Maß des Erträglichen übersteigen, wird in möglichst eng gehaltenen Grenzen eine Korrektur vorgenommen, die im ganzen immer Ähnlichkeit mit den sich stetig erneuernden Indianer-„verträgen“ der Vereinigten Staaten haben wird.

Innerhalb räumlich beschränkter Gebiete und bei allmächtigen Übergängen

*) Fünfzehn Vorträge aus der brandenburgisch-preussischen Rechts- und Staatsgeschichte.

stoßen die Interessen der Großmächte nicht so schroff aufeinander, daß sie auf die Gefahr eines Krieges jedes Abkommen von der Hand weisen müßten. Es ist das der Zustand, den die Diplomatie anerkannt, und dem sie als Grundsatz die Formel der „Verständigung von Fall zu Fall“ gegeben hat. Deutschlands Stellung im Rücken der beiden meistbetheiligten Kaiserreiche erlaubt ihm, in Ruhe deren Entschliehungen abzuwarten, und bürgt dabei dafür, daß bei diesen Entschliehungen seine Interessen nicht verletzt werden. Am erwünschtesten würde zweifellos für Deutschland eine wirkliche Reform des osmanischen Staates sein; in dieser Frage laufen seine Interessen mit denen der türkischen Reformfreunde parallel.

Zwei Punkte sind es, bei denen unsrer Ansicht nach jede ernste Reform des osmanischen Staatswesens einzusetzen hat, und die glücklicherweise unter den thatsächlichen Verhältnissen auch erreichbar sind. Der eine Punkt ist die schon wiederholt angeregte Ausdehnung der Wehrpflicht auch auf die nicht muhamedanischen Unterthanen der Pforte, gegen die sich die Regierung bisher hartnäckig gestäubt hat, der andre ist die Abänderung der Thronfolgeordnung, da sich die Form des Seniorats als den Interessen des Staats und Volks verderblich erwiesen hat. Bei der Erbfolge in Linie vom Vater auf den Sohn ist das Interesse des Herrschers und damit der Dynastie weit enger mit dem des Volks und Staats verknüpft. Es ist ja verständlich, daß in einem zumal auf Eroberung ausgehenden kriegerischen Staatswesen das Staatsinteresse immer einen gereiften Mann an der Spitze verlangt, aber die Gründe für diese Einrichtung bestehn nicht mehr. Der allmächtige Sultan kann sich ganz wohl auch die Macht beilegen, die übliche Thronfolge zu ändern und seinen Nachfolger selbst zu bestimmen. Bei dem Vorhandensein eines geeigneten Sohnes würde natürlich die Bestimmung auf diesen fallen und sich damit ein geregelter Erbrecht ausbilden, wie das in den abendländischen Staaten der Fall gewesen ist. Wir erinnern besonders an die ältern deutschen Zustände vor Heinrich IV. und an die auf solchen Verhältnissen beruhende Exposition des Macbeth.

Auch die ältere türkische Verfassung ist in diesem Punkte den gleichzeitigen abendländischen ganz ähnlich, das Seniorat ist erst eine spätere Einrichtung. Der Mangel eines festen Thronfolgegesetzes hatte seiner Zeit der Macht des Abassidenhauses den schwersten Abbruch gethan. Die Türkenultane nahmen daher darauf Bedacht, diesem Übel vorzubeugen. Es wurde die Norm aufgestellt, daß nur der Mann zur Nachfolge im Sultanat befähigt sei, den der herrschende Sultan für den würdigsten hält und darum zum Nachfolger und Erben ernannt; zugleich lag dem herrschenden Sultan aber auch die Pflicht ob, Sorge zu tragen, daß es nie an einem von ihm ernannten Sheriff oder Stellvertreter fehle, damit nicht durch unerwartete Todesfälle oder dergleichen eine Verwirrung und Unsicherheit im Staate entstehen könne. In Rußland, das so

viele orientalische Züge in seinem Staatswesen aufweist, hat Peter der Große eine ähnliche Anordnung getroffen, und noch die Abänderung der Thronfolgeordnung durch Alexander I. zeigt die Spuren dieses Brauchs.

Wir würden diese Reform für sehr wichtig halten, und wir halten sie für möglich, weil sie dem Sultan nicht eine Einschränkung seiner Machtvollkommenheit von Haus aus zumutet, sondern vielmehr diese noch steigert und zwar im richtig verstandnen Staatsinteresse. Die Eifersucht auf den Thronfolger und die Furcht vor ihm würden dadurch wesentlich gemäßigt werden; eine vernünftige Erziehung und Bildung der Prinzen auch über die Jahre der Mannbarkeit hinaus würde dadurch erst ihr Ziel und ihren Halt finden. Damit wäre immerhin viel gewonnen; bekanntlich bleiben die besten Entwürfe und Verordnungen nur „schätzbares Material,“ bis sich der rechte Mann zu ihrer Durchführung findet.

Der konservative und dilatorische Charakter, den die russische Orientpolitik infolge der drängenden ostasiatischen Fragen zur Zeit trägt, sowie die Freundschaft und die wohlwollende Unterstützung Deutschlands gewähren der Türkei das, was sie zu ihren Reformen am meisten bedarf: Zeit. Aber die herrschenden und maßgebenden Kreise müssen die gewährte Zeit benutzen und nicht verlieren. An ihnen ist es, zu wollen und zu handeln, sonst bricht über die Regierung und das Volk das selbstverschuldete Schicksal unabwendbar herein. Ihr Geschick ist nicht zu trennen, und bei weiterm halsstarrigen Widerstreben spricht Europa denn doch endlich das *ceterum censeo*.

Was der englische Herzog von der bisherigen türkischen Regierung sagt, ist nur zu wahr: die größte aller revolutionären Gefahren ist die Schleichtheit und Verderbtheit der Regierung, alle ihre Versprechungen sind Wind, Vorstellungen, die ihr gemacht werden, völlig unnütz; ohne wirksamen Zwang wird niemals an eine ernste Reform gedacht werden. Die Türkei ist thatsächlich kein selbständiger unabhängiger Staat in dem Sinne, wie es die europäischen Staaten sind, sie ist durch Staatsverträge in Bezug auf ihre innere Politik gebunden und der Kontrolle unterworfen. Seit 1856 ist das russische Protektorat durch ein europäisches ersetzt, die Uneinigkeit der Protektoren allein sichert diesem „Reich des Übels auf Erden“ sein Dasein. Die Mächte, die für die Erhaltung der türkischen Herrschaft eingetreten sind und noch eintreten, sind aber auch verantwortlich, daß diese Herrschaft für die unterworfenen Bevölkerungen erträglich ist. Den massenhaften Niedermegelungen der Christen und den dabei verübten Abscheulichkeiten, wie sie die letzten Jahre wieder in Kleinasien gesehen haben, muß unter allen Umständen ein Ende gemacht werden. Es ist klar, daß nur die ehrliche Erfüllung der vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen, mit andern Worten die Aneignung zivilisatorischer Grundsätze, die auf allgemeine Wohlfahrt, Erziehung und Entwicklung hinzielen, die türkische Regierung aus der drückenden Lage, der Aufsicht des Auslandes zu

unterliegen, befreien könnten. Dazu ist aber bei der Lage der Dinge nur wenig Aussicht.

„Papierner Reformen, so schließt der erfahrene Staatsmann, sind nichts als große Enttäuschungen; es handelt sich in erster Linie um die Anstellung von einigen unter europäischer Mitwirkung gewählten Ehrenmännern als Gouverneure der Provinzen. Nur dann erst kann Sicherheit für Leben, Eigentum und Glauben in einem der schönsten Landstriche der Welt erwartet werden, der durch unsre Mithilfe mehr als ein halbes Jahrhundert lang unter der Herrschaft eines als lasterhaft, verderbt und grausam bekannten barbarischen Despotismus gelitten hat.“

Hoffen wir, daß die deutsche Freundschaft nach einem weitem Menschenalter nicht auf Grund gleicher Erfahrungen ein ähnliches Geständnis abzugeben hat!



Rassen und Kriege

(Schluß)



Das einzige Volk, das den Engländern zur See zeitweise überlegen war, sind die Niederländer gewesen, also die eignen stammverwandten Friesen. Mit einem Wesen an der Mastspitze, womit er die See von Engländern rein segeln wollte, segelte van Tromp die Themse bis nach London hinauf. Im Rijksmuseum in Amsterdam fand ich noch alte, in den Seegefechten erbeutete englische Standarten, gewiß seltne Trophäen, auf die Wijnheer stolz ist, weil er weiß, daß ein eroberter Union Jack anderswo kaum zu finden sein dürfte. Auf dem Gebiet der technischen Erfindungen für die Marine sind die Franzosen den Engländern mehrfach voraus gewesen. Dennoch haben sie die meisten größern Seegefechte verloren. An Bahl waren sie, im Verein mit den Spaniern, bei Trafalgar im Vorteil (41 Schiffe gegen 31).

Zahlen allein machen den Gesichtswert einer Flotte nicht aus; daß es viele gute französische und schlechte englische Matrosen giebt, will auch nichts heißen; wo der Durchschnitt am tüchtigsten ist, das muß zuletzt entscheiden. Und den hat von jeher und auch heute noch ganz zweifellos die anglo-germanische Rasse. Nicht durch mutiges Fechten und kühne Todesverachtung allein lassen sich Seeschlachten schon gewinnen, sondern durch eine mit diesen Eigenschaften verbundene kaltblütige Besonnenheit und Geschicklichkeit. Ein britischer See-

offizier, der in Kiel bei der Einweihung des Nordostseekanals mit mir über die relative Stärke der Flotten sprach, äußerte sich sehr auerkennend über unsere Marine, namentlich über das „lebende Material.“ „Wir legen darauf stets den Hauptwert, daß die Deutschen sind gute sailors, meinte er. Ist denke, Ihre Marine heute ist besser als die französische.“ „Aber nicht halb so groß.“ wandte ich ein. Oh that does'nt matter, antwortete er ruhig. Im Laufe des Gesprächs berührte er die Rassenfrage wiederholt und vertraute mir ganz freimütig an, daß in englischen Marinekreisen ein deutsches Panzerschiff höher eingeschätzt wird, als irgend ein andres. In England giebt es ein Sprichwort, das namentlich von Pferdezüchtern oft gebraucht wird, nämlich: Blood tells. Das wenden die Engländer auch auf Menschen an, und mit Recht. Blood tells, sagte lächelnd der Offizier, als er einige ausländische Matrosen vorübergehn sah, gegen die unsre Blaujaden, und ich darf hinzusetzen, auch die englischen, recht vorteilhaft abtastchen.

Persönliche Erlebnisse haben nur einen relativen Wert und können nicht ohne weiteres verallgemeinert werden. Dennoch sei mir hier erlaubt zu sagen, daß mir tüchtige englische und amerikanische Seeleute (desgleichen die Skandinavier, die sehr gesucht sind) daselbe Vertrauen eingefloßt haben wie meine Landsleute. Mit den berühmtesten englischen Kohlendampfern habe ich zweimal intimere Bekanntschaft gemacht. Die sind allerdings nicht besser als ihr Ruf. Aber in Seegefahr habe ich auch gutes angelsächsisches Blut kennen und schätzen lernen und kann bestätigen, daß „Blut sich bewährt.“

Nach dem ersten Zusammenstoß zwischen den Spaniern und Amerikanern bei Manila veröffentlichte ich einen kurzen Aufsatz: „Was lehrt die Seeschlacht bei Cavite?“^{*)}, worin die Frage der „schlechtdisziplinierten amerikanischen Mannschaften“ berührt wird. Es sei erlaubt, hier ein paar Sätze daraus einzuschalten, weil deren Richtigkeit durch die Thatfachen bestätigt wurde.

„Man unterschätzt in Europa den Gefechtswert des Rohmaterials, aus dem die Besatzung der amerikanischen Marine zusammengesetzt ist. Im Ernstfall wird es sich besser bewähren, als man bei uns vielfach anzunehmen geneigt ist. Wer Gelegenheit gehabt hat, in den Vereinigten Staaten oder in England auf Schiffen und Kriegswerften Beobachtungen zu sammeln, der gewinnt eine wesentlich andre Auffassung. Diese rohren Elemente werden gut zusammen arbeiten und sich schlagen, sobald ihre ganze Aufmerksamkeit und Energie durch die zwingende Gewalt der Umstände auf einen Punkt konzentriert wird. Diese Beobachtung hat man wiederholt gemacht. Diese Leute sechten aus angeborener Kauflust und wissen, daß ihnen in der Schlacht eine Widerseßlichkeit teuer zu stehn käme, daß ihnen also nichts andres übrig bleibt, als die Kanonen fleißig zu bedienen und sich tüchtig zu rühren. Rechnet man dazu den wirklich hervorragenden angeborenen Korpsgeist, der allemal durch-

*) „Allgemeine Zeitung,“ Chemnitz.

bricht, wenn amerikanische oder englische Matrosen eine anstrengende oder gefahrvolle Arbeit zu verrichten haben, dann das fanatische Nationalgefühl, das jeder Schuppiger oder Cowboy mit der Geburt schon auf die Welt bringt, so ist damit ein wichtiges Bindemittel rassenpsychologischer Natur gegeben, das im Kriege seine erhöhte Bedeutung gewinnt.“

Solche Beobachtungen wurden für mich maßgebend für die Einschätzung des Gefechtswerts der amerikanischen Marine. Nicht, daß unsre einen Vergleich zu scheuen brauchte. Ebenso tüchtig an physischem Material, ist sie der englischen und amerikanischen noch überlegen an geistigen und moralischen Kräften. Im Kriegsfall kann und wird sie es heute schon mit einer feindlichen Übermacht aufnehmen. Wie manche unsrer Offiziere und stämmigen Blaujacken warten mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, ihre zurückgehaltene, im eisernen Pflichtgefühl gestählte Überkraft einmal ordentlich auszulassen. Jedesmal, wenn ich die Kieler Förbrde vor mir liegen sehe, überkommt mich der Gedanke: wie viel konzentrierte Spannkraft ist hier aufgespeichert in diesem kleinen Hafen!

Das Wesen der Disziplin liegt der deutschen und angelsächsischen Rasse im Blut. Der deutsche Soldat von besserer Intelligenz ist stramm von Natur. Nicht auf slavischer Furcht und gedankenlos-mechanischer Unterwürfigkeit ist das Verhältnis zwischen unsern Offizieren und Mannschaften aufgebaut, sondern auf strenger Pflichterfüllung und Gerechtigkeit. Bei aller „Strammheit“ ist das Band der Treue und Aufopferungsfähigkeit gegenseitig geknüpft. In Schlachtennot und Gefahr tritt der Soldat für seinen Offizier und der Offizier für seine Leute ein. Darum gehorcht der Soldat gern und vertraut sich seinem Führer an. Das ist die echte Mannszucht, die von innen heraus wächst, und die instinktiv die strenge Einordnung in die Vorschriften und Rangstufen unsrer Heeresmaschine als das Symbol der Zusammengehörigkeit empfindet, als den formalen Ausdruck für den lebendigen Willen des Ganzen. Wäre das nicht, so könnte keine menschliche Gewalt eine wahre Mannszucht, die im Augenblick der Entscheidung stichhalten soll, in ein freies und selbständiges Volk hineinbleuen. Sie muß in der Stammesart wurzeln, im Pflichtbewußtsein und im Korpsgeist. Dann wird sie zu einer seelischen Macht im Kriege, die bei guter Führung eine Übermacht an Roß und Reiter, Kanonen und Pulver aufwiegt. Die echte Disziplin soll das Hohe im Soldatenberuf unterdrücken und an Stelle des Raufbolds den Helden im Krieger entwickeln. Manuszucht hat den Zweck, wie ihr Name anzeigt: Männer zu züchten. Es giebt in der deutschen Sprache wenig Wörter, die das Wesen einer seelischen Kraft klarer und kürzer bezeichnen, als dieses.

Folgende Stelle aus einem Werke John Ruskins drückt das Wesen der Disziplin in klaren Worten aus: „Der Offizier, der die engsten Beziehungen zu seinen Leuten hat, ihre Interessen und ihr Leben am höchsten einschätzt, wird durch ihre Hingebung an seine Person und durch das Vertrauen auf

seinen Charakter ihre Leistungsfähigkeit auf eine durch keine andern Mittel erreichbare Höhe bringen. Ein Angriff mag manchmal gelingen, wiewohl die Leute ihren Vorgesetzten nicht lieben. Eine Schlacht wird selten gewonnen, wenn die Soldaten ihren General nicht lieben.“

Ein Blick auf die Geschichte genügt, zu erkennen, daß mit Minderheiten fast ebenso viel Siege erfochten wurden, wie mit Mehrheiten. Die Namen: Marathon, Salamis; Kōsbach (22000 : 43000); Leuthen (34000 : 90000); Hemmingstedt und Ederförde; in neuester Zeit Mars-la-Tour und Belfort sind eine Kette von lehrreichen Beispielen, die aus jedem Jahrhundert vervollständigt werden können. Für die Theoretiker der Zahlen und der mechanischen Weltanschauung wäre es manchmal von Nutzen, wenn sie durch die Außenseite der Dinge ins Innere blicken könnten. Dazu reicht das kleine Einmaleins doch nicht aus. Im Psychologischen kann unter Umständen: ein mal eins = drei sein.

Wenn ich behaupte, daß der Begriff der Disziplin im weitern Sinne auch in den Engländern und Amerikanern vorhanden sei, so wird jeder Zweifler verlangen können, daß ich ihm Beweise gebe. Hier also ein Beispiel. Ein mir befreundeter deutscher Offizier, mit dem ich vor dem Kriege in den Vereinigten Staaten zusammen gereist war, schrieb mir von Tampa aus einen längern Brief voll interessanter Bemerkungen über die unglaublichen Zustände in der Armee von Uncle Sam. Da sie in der Hauptsache das ohnehin schon oft Erörterte bestätigen, so möge hier nur die Stelle seiner Mitteilungen wiedergegeben werden, die auf die Truppen selbst einige Schlaglichter wirft.

„In recht bedauernswertem Zustande, so schreibt mein Gewährsmann, hatten die Leute das Lager von Tampa bezogen, um nach Kuba eingeschifft zu werden. Nichts klappte in Hinsicht auf Transport, Proviant, Ausrüstung, Organisation. Die Eisenbahnen benutzten die Verlegenheit der Regierung, um schwindelhafte Geschäfte zu machen. Der Kriegsjekretär Alger, ein echter Yankeepolitiker, soll später in den Anklagezustand versetzt worden sein. Die Truppen aber machten trotz der ausgestandnen Mühsale einen leidlich guten Eindruck; physisch sogar hervorragend, auch die volunteers. Sie hatten guten Humor und frische, intelligente Gesichter. Ab und zu eine Galgenphysiognomie dazwischen, hager und gebräunt. Murren und Unbotmäßigkeit bemerkte ich nicht. Die Leute halfen sich selber, so gut es ging, mit einigen Flächen zur »Erleichterung« gegen die Hitze. Es war ein außergewöhnlich heißer, schwüler Nachmittag. Als die Zelte aufgesteckt waren, warf sich jeder hin, wo er stand, in oft recht »malerischen Stellungen« von Armen und Beinen, wie Sie das ja auch an den Yankees kennen. Ich benutzte die Gelegenheit zu ein paar Momentaufnahmen, die Ihnen Spaß machen werden, wegen der »ungewöhnlichen Gruppierungen.« Drei Stunden wurde geruht. Da kam plötzlich der Befehl zum Aufbruch. Sie hätten sich gewundert, wie smart das ging! Im Nu war Leben in die bunt durcheinander gewürfelten Gruppen gefahren. Die Kerls

arbeiteten einander in die Hände wie beim baso-ball-Spiel. Etwas viel Geschrei machten sie dabei, aber es war »Zug« darin. Fünf Minuten später waren alle Zelte zusammen gepackt. Ich mußte unwillkürlich an die »affenartige Geschwindigkeit der Preußen« denken. Es waren übrigens auch eine Menge Leute, die deutsche Namen hatten, darunter, Nachkommen von Deutsch-amerikanern. Ich sagte mir: mit einem Exerziermeister wie Steuben und Generalen wie Kalb und Washington ließe sich aus diesem Material etwas Brauchbares schaffen.“

Da der Brief eine scharfe und praktische Beobachtungsgabe mit Unparteilichkeit verbindet und nicht vom amerikanischen Standpunkt urteilt, so verdient er gewiß die Beachtung des deutschen Lesers. Wer übrigens in England gelebt und in großen Städten jahrelang den geschäftlichen und sozialen Verkehr mitgemacht hat, der wird mir bestätigen können, daß die Regelung des Straßenverkehrs in der City, die Pünktlichkeit der Eisenbahnen, die absolute Autorität der Schulleute — auf das Fingerzeichen eines policeman stehn, ohne Lärm, die dichtgebrängten Wagenzüge selbst an den belebtesten Straßenecken, fünf, sechs Reihen tief, wie angewurzelt —, die Abwicklung der Geschäfte mit viel Geld und wenig Worten, die Ruhe und Gleichmäßigkeit im Gang der alltäglichen business-Routine, die Zuverlässigkeit des Engländers bei Verabredungen und Versprechungen, daß alle diese und noch viele andre kleine Züge die Anlagen des Angelsachsen zu gemeinsamer disziplinierter Arbeit ins deutlichste Licht rücken. Es berührt mich darum auch mehr komisch als unangenehm, wenn der Durchschnittsengländer oder Amerikaner die straffe Disziplin unsrer Heeresorganisation für etwas Unnötiges, Aufgezwungenes hält. Er übersieht die andersartigen Existenzbedingungen unsers Staates und erkennt zugleich einen Hauptzug in der Rassenverwandtschaft!

Der Erzählung eines englischen Kriegskorrespondenten auf Kuba, der Augenzeuge der drei Schlachttage vor der Einnahme von Santiago war, ist folgende Schilderung entnommen. „Die Yankees waren mit ihren Krach-Zorgensengewehren den kleinkalibrigen Infanteriegewehren der Spanier gegenüber im Nachteil, like the Germans against the Chassepots in 1870, heißt es in dem Bericht. Der immense Vorteil des rauchlosen Pulvers zeigte sich namentlich bei dem blutigen Angriff auf El Caney, wo ganze Reihen der stürmenden rough riders und des Newyorker 101. Regiments durch das spanische Schnellfeuer niedergestreckt wurden. Einige Augenblicke schien die Wirkung geradezu verheerend; aber Oberst Roosevelt und die rough riders drangen vor mit einem cheer. Die Spanier wurden aus einer Schanze in die andre zurückgeworfen, teilweise noch im letzten Anlauf mit dem Bajonett, also nicht in vorzüglicher Flucht; wirkliche Feigheit ist bei den Spaniern in keinem einzigen Falle nachgewiesen.“

Die Bemerkung des Engländers über die „Chassepots in 1870“ ist be-

zeichnend für seine Auffassungsweise. Als die böhmischen Schlachten geschlagen waren, redete man sich in Österreich auf die preußischen Zündnadelgewehre heraus und versuchte die Niederlage von Königgrätz mit dieser Überlegenheit der preußischen Waffen zu bemänteln, obwohl von preußischer Seite vier Armeekorps gegen sieben von acht Uhr morgens bis gegen ein Uhr mittags eine Angriffsschlacht führen mußten gegen eine Stellung, die von ganz ausgezeichnet, dazu an Zahl weit überlegener Artillerie unterstützt wurde. Warum hat denn vier Jahre später die überlegene französische Infanteriewaffe nicht gleiches mit gleichem vergolten und Rache für Sadowa genommen? Kurz vor Ausbruch des Krieges dachte man in Preußen an eine Verbesserung der Waffe. Da kam die französische Kriegserklärung dazwischen, und nun blieb es beim alten Gewehr. Warum? Unre Soldaten kannten ihre Waffe und hatten sich an ihren Gebrauch gewöhnt. Der Feind hatte weittragende Geschosse, gegen die unre Infanterie erst auf etwa dreihundert Meter wirken konnte. Grund genug für uns, das eigne Pulver nicht nutzlos zu verknallen, sondern möglichst rasch an den Feind zu kommen. Wer kann sagen, wie weit unre Erfolge im letzten Grunde auf diese moralische Seite der altpreußischen Tradition des Drauflosgehens zurückzuführen sind? Oder siegte 1870 wirklich nur die bessere Marschdisziplin, wie Dr. Peters anzunehmen scheint in seinem Brief an die Magdeburgische Zeitung? Wer die Spicherer Höhen gesehen hat, wird wissen, daß sie etwas zu uneben und steil sind, als daß sie eine schnurgerade Marschlinie zulassen könnten. Die Pommern sind jedenfalls nicht da hinauf marschiert, sondern gelaufen und geklettert, so gut sie konnten. Und das rücksichtslose Vordringen und Sichopfern der preußischen Garden gegen die unabsehbaren Linien der Chassepots bei St. Privat la Montagne hatte die weite, offene Strecke des von Heldenblut getränkten Feldes vorgearbeitet, damit das tapfere 12. Armeekorps die Entscheidung gegen Abend herbeiführen konnte. Diese Dinge haben mit Parademarsch und Kasernendisziplin unmittelbar gar nichts zu thun. Mittelbar stehn sie freilich unter einander vielfach im Zusammenhang.

Die moralische, also seelische Wirkung eines heroischen Angriffs gegen bessere, weittragendere Waffen hat schon oft das Vertrauen des Verteidigers in seine bessern Waffen erschüttert und eine Panik verursacht. Ein mit eiserner Entschlossenheit unter Benutzung aller Vorichtsmaßregeln, sowie Terrain- und Deckungsvorteile ausgeführter Angriff wird wohl unter allen Umständen seine Geltung behalten, wie sehr auch die moderne Waffentechnik die Kampfmittel verbessern mag. Daß in künftigen Kriegen die entscheidenden Schlachten niemals ganz aus der Entfernung geschlagen werden können, sozusagen „ohne daß man den Feind sieht,“ scheint doch — ähnlich wie das ewige Prophezeien hinsichtlich der Wertlosigkeit der Reiterei — auch eine von den grauen Theorien, die die Praxis gründlich korrigieren wird. Noch so vollkommene Zerstörungswerkzeuge

Die in Petersburg
 im Jahre 1870
 unterzeichneten sind
 in der

werden und können niemals die Grundkräfte der menschlichen Seele aus der Welt schaffen. Auch aus Magazingewehren und Schnellfeuergeschützen trifft gottlob nicht jede Kugel!

In dem Volksstamme der Anglo- und Nordgermanen, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet und erhalten hat, scheint eine Kraft zu leben, die mit dem Ausdruck „Reservefonds“ vielleicht am zutreffendsten bezeichnet werden kann. Er hat einen gewissen Überschuß an Widerstandskraft und Ausdauer, der, durch Umstände gereizt und aufgestachelt, aus seiner Ruhe hervorbricht, sobald eine schwere Prüfung kommt. Das Wesen der Disziplin und Zucht, im letzten Grunde ein bewußtes oder instinktives Zusammenwirken vieler Einzelkräfte im Dienste eines gemeinsamen Ziels materieller und ideeller Art, das entwickelt dieser Volksstamm von selbst immer in Zeiten der Abwehr, Not und Gefahr. Bei plötzlichen Katastrophen — zum Beispiel Schiffsuntergang, Zusammenstößen und den damit verbundenen Rettungsarbeiten — oder in der Schlacht zur See und zu Lande bricht dieser Rassenzug mit elementarer Kraft hervor.

Die Gegner der Rassentheorie pflegen meistens den Einwand zu erheben, daß es ja doch „keine ganz reinen Rassen“ mehr gäbe. Sehr richtig. Darauf kommt es auch gar nicht an, denn Rassenblendungen gaben oft die tüchtigsten Menschen, die stärksten, begabtesten und schönsten an Geist und Körper. Wenn wir von Rassen sprechen, so kann nur darunter verstanden werden, daß durch das starke Vorherrschende einer Rasse der Typus und der Prozentsatz ihres Blutes auch vorherrschen muß. Örtliche und klimatische Verhältnisse tragen außerdem noch dazu bei, fremde Elemente umzubilden und anzupassen, sie dem heimatischen Boden einzupflanzen und wurzelecht zu machen. Solchen Einwänden gegenüber hält also die Rassentheorie vollkommen Stand.

Wer übrigens zufällig Gelegenheit gehabt hat, die Listen der in den Kämpfen auf Kuba gefallenen Amerikaner in den dortigen Zeitungen zu lesen, der wird kaum überrascht gewesen sein, in den Namensaufzählungen über ein Drittel zu finden, das auf deutschen Ursprung zurückzuführen war. Viele hatten sogar ihr ehrliches deutsches „mann“ mit zwei n behalten. Ob das uns freut oder nicht, mag dahingestellt sein; es war von jeher deutsche Eigentümlichkeit, für andre Leute die Schlachten schlagen zu helfen, ohne viel danach zu fragen, warum. Deutsche sind durch zwei Jahrhunderte lang „kosmopolitische Soldaten“ gewesen. Man mag auch heute bedauern, daß infolge des europäischen Platzmangels die deutsche Auswanderung dem Vaterlande manche rüstige Volkskraft entzieht. Man mag den Durchschnittsdeutschen tadeln, wenn er so wenig Nationalstolz hat, daß er immer in eine fremde Haut hineinzuschlüpfen bereit ist — ein Charakterfehler, der übrigens durch unsre großen politischen Volkserzieher schon merklich gebessert worden ist, auch im Auslande wirklich angenommen hat. In den Vereinigten Staaten liegt die Sache aber doch anders;

das deutsche Element ist dort schon eine Macht, eine stark zunehmende politische und soziale Macht geworden, eine Macht, die zum Heil des Adoptivvaterlands und jedenfalls nicht zum Nachteil des Mutterlands in die Bagchale fallen dürfte. Die damned Dutchmen sind keineswegs mehr verachtet, höchstens noch hier und da gehäßt aus denselben Gründen, wie sie von den untern Klassen in England aus Konkurrenzneid angegriffen werden: das aber ist die Brotfrage, nicht Rassenfeindschaft. Rassenfeindschaft der tiefsten, unverföhnlichsten Art kommt bei unserm Bundesgenossen im Südosten, in der Armee des Kaisers Franz Joseph, weit stärker in Betracht als bei den Angelsachsen. Es hieße Vogel Strauß spielen, wollten wir Deutschen uns länger verhehlen, daß der Zersezungsprozeß der habsburgischen Kronländer schon tief in die Armee eingedrungen ist. Das ist ein kleines Wort, aber dem Dreiwund bedeutet es als rassenpsychologisches Symptom mehr als ein Armeekorps. Daß der einheitliche Gefechtswert des österreichischen Heeres — von jeher nicht seine stärkste Seite — durch dieses aufs tiefste hinabsinkt, bedarf keiner nähern Erörterung vor deutschen Lesern.

Wichtiger noch für die Weltlage ist der russisch-englische Gegensatz in Asien, der uns nicht gleichgiltig sein kann. Bei uns scheint man vielfach geneigt, die Russen schon als die Erben Großbritanniens in Indien zu betrachten. Wie weit der Wunsch hier der Vater des Gedankens ist, lasse ich dahingestellt. Zunächst ist wichtig, daß die Russen die Angreifer, die Engländer die Verteidiger sein werden. Die moralische Spannkraft wird also bei den Engländern weit höher sein müssen als bei den Russen. Gerade in der Verteidigung kommt aber dem Briten die Hartnäckigkeit und zähe Entschlossenheit seiner Rasse sehr zu statten. Zur See sind die Briten, zu Lande die Russen weit überlegen. Gelingt es Rußland die indischen Stämme zur Mitwirkung zu veranlassen, so hat es viel, aber noch nicht alles gewonnen. Die völlige Vernichtung der englischen Landmacht ist die unerläßliche Bedingung des Besitzes von Indien. Nun darf man aber nicht vergessen, daß Indien schwer zugänglich ist, und daß die Briten, selbst nach einer Niederlage, nicht verloren sind. In dieser Rasse steckt noch ein Kern von Lebenskraft, der auf das höchste angespannt oft das scheinbar Unmögliche möglich gemacht hat. Die Engländer und in noch stärkerem Maße die schottischen Hochländer kämpfen unter mutiger Führung — und die wird nicht fehlen — mit bulldoggenhafter Zähigkeit, die irischen Truppen mehr mit der lähnen, leidenschaftlichen Hingebung, die den Franzosen eigen ist.

Über den englischen Infanteriesoldaten hat ein höherer Offizier eine Charakteristik geschrieben, aus der folgende Sätze hervorgehoben zu werden verdienen: „Der britische Infanterist hält, trotz seiner häufigen Ausschweifungen im Trinken, Strapazen mit großer Widerstandskraft aus, sobald er wirklich diszipliniert ist; dazu hat er aber drei Jahre Dienstübung nötig. Man hat behauptet, daß seine Zähigkeit in der Schlacht nur aus seinem phlegmatischen

Temperament entspränge, ohne moralische Impulse. Das ist eine durchaus irrthümliche Auffassung. Die Heere Bonapartes fochten auf glänzenden Schlachtfeldern, wo jeder Helm einen Strahl des Ruhmes auffangen konnte. Der britische Soldat kämpfte in strenger Unterordnung und im kühlen Schatten des adlichen Kommandos (under the cold shade of aristocracy). Keine Auszeichnung belohnte seine Standhaftigkeit, keine Depeschen verkündeten seinen Namen den Landsleuten daheim; sein Tod blieb unbemerkt.“

Ganz buchstäblich braucht man das nicht zu nehmen; auch kommt dabei in Betracht, daß der, der das schreibt, ein Engländer ist. (Colonel Napier, History of the Peninsula War.) Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß diese Darstellung Wahres enthält und gewisse Eigenschaften betont, die die stammverwandten angelsächsischen und deutschen Soldaten kennzeichnen.

Für das englische Nationalgefühl ist es auch sehr bezeichnend und auffällig, daß in Nelsons Flaggenignal bei Trafalgar das Wort duty (Pflicht) hervorgehoben wurde. Nach glaubwürdiger Überlieferung soll dieses Signal auf der Flotte keine stürmische Begeisterung hervorgerufen haben, sondern Bewunderung! Die Matrosen hätten sich verblüfft angesehen und gefragt: Do our duty? Of course, we shall do our duty.

In neuerer Zeit haben englische Truppen nur gegen halb wilde Vorden gekämpft. Über die militärischen Eigenschaften der Führer läßt sich aus den billigen afrikanischen Vorbeern nichts schließen, ebenso wenig wie aus den amerikanischen Erfolgen bei Santiago und Manila. Vom militärischen Standpunkt aus halten sie keiner eingehenden Prüfung stand.

Wichtiger erscheinen die wiederholten Niederlagen der Engländer gegen die Buren, die nicht nur auf die Führer, sondern auch auf die Truppen ein recht zweifelhaftes Licht werfen. Bei Majuba-Hill — und zu mehreren malen auch anderswo — haben die wackeren Bauern der südafrikanischen Republik gute britische Regimenter (auch Hochländer) von der Rückseite zu sehn Gelegenheit gehabt. Eine Erklärung für diese etwas beschämende Thatsache wird man wohl darin suchen müssen, daß die hartnäckige holländische Bauernrasse mit großer Zähigkeit für ihre Freiheit in den Kampf zog, während die englischen Soldaten (bei den häßlichen Überfallen eines kleinen tapfern Volk durch eine Weltmacht) ohne Begeisterung fochten. Außerdem sollen die Buren gut zielen ehe sie schießen, wodurch der moralische Mut der Truppen im Ertragen von Verlusten auf eine viel härtere Probe gestellt wurde, als gegen die Neger und Derwische.

Anders liegt die Sache den Russen gegenüber. Die Größe der Aufgabe und die Wichtigkeit des Objekts wird die Aufopferungsfähigkeit der Engländer erhöhen. Jeder Engländer weiß, was da auf dem Spiel steht, denn er ist geborner Politiker. Der ganze Staat empfindet bis in jeden Einzelnen hinein einheitlich. Nicht so in Rußland. Dem Muschit ist es ganz gleichgiltig, gegen wen er zu kämpfen hat, denn er weiß überhaupt nicht, was ein Engländer ist.

Die große Masse bleibt vollständig stumpf. Die geknebelten Kleinarussen, Finnländer oder Kaukasier haben zudem für großrussische Wächterweiterung begreiflicherweise gar keine überflüssige Sympathie.

Bei dem russischen Heere kommen psychologisch noch folgende Umstände in Betracht: Ihre fähigsten und gebildetsten Offiziere sind Abkömmlinge von Deutschen. Diese sind die Elite des Offizierkorps. Sie bekleideten aber selten die höchsten, meistens die zweiten Rangchargen. In angeborenem Rassenhaß steht ihnen eine Anzahl der höchstkommandierenden russischen Befehlshaber zur Seite, besser gesagt „gegenüber.“ Was dieser Deutschenhaß den Russen vor Plewna und am Schipapaf gelostet hat, ist wohl kaum nach zehntausenden zu berechnen! Wenn man aber bedenkt, wie lange die schlecht organisierten Türken (denn damals hatte von der Gotz noch nicht sein großes Reorganisationswerk begonnen) gegen die russische Übermacht standhielten, welche unglaublichen Zustände in der Armee des Zaren herrschten, so kann man einige Bedenken über den mutmaßlichen Wert der russischen Heere gegen europäische Truppen nicht ganz unterdrücken. Auf jeden Fall werden die Russen keinen uneinigen Feind vor sich haben, wie in der Türkei.

Der Zusammenstoß zwischen England und Rußland hat Ähnlichkeit mit einem Faustkampf zwischen einem ungeschlachten Riesen und einem gewandten Faustkämpfer von Profession. Schnelligkeit und Freiheit der Muskelbewegungen geben dem Boxer den Vorteil über rohe Kraft. Denn der englische „Walfish“ erfreut sich der größten Bewegungsfreiheit in seinem Element, während der russische „Elefant“ als Staatskörper betrachtet an einer Hypertrophie des Gehirns leidet, verbunden mit einer dauernden Atrophie seines Magens (Hungerstot, schlechte Finanzen, Armut des Mittelstandes). Ein politisch freies und reifes Volk hat immer einen Vorsprung vor einem unmündigen, ohne Zusammenhang, ohne Ausgleich der wirtschaftlichen Kräfte, ohne gemeinsame Interessen zwischen Regierung und Regierten. Auf „gesunden Stoffwechsel“ kommt es bei staatlichen Organismen ebenso sehr an, wie bei Einzelwesen. In Rußland ist der Blutumlauf langsam und stockend, im britischen Weltreich schnell und gesund.

Darf ich aus der Kenntnis des englischen Nationalcharakters meine persönliche Ansicht äußern, so ist es diese: Wenn es Großbritannien nicht noch im letzten Augenblick gelingt, durch Drohungen und Kraftdemonstrationen zur See die Russen von einem Angriff abzuschrecken,* so wird an dem Tage, wo die Kriegserklärung zwischen Slawen und Angelsachsen erfolgt ist, ein elektrischer Schlag durch das britische Weltreich gehn, der seinen innern Zusammenhang

*) Die vor kurzem so energisch betriebenen englischen Flottenrüstungen bei Gelegenheit des „Fischodarummels“ sind auf die Initiative eines ehemaligen deutschen Kaufmanns zurückzuführen; denn der jetzige Chef der Admiralität, Mr. Goschen, ist der frühere Chef der deutschen Firma Frühling und Wölschen in London gewesen! So giebt Deutschland seine Kräfte nach „Osten und nach Westen“ ab.

zeigen wird, wie das plötzliche Leuchten eines elektrischen Leitungssystems von unzähligen Glühkörpern. Solange es möglich ist, werden die Engländer, als die heati possidentes, den Kampf hinauschieben. In dem Augenblick aber, wo er unvermeidlich wird, werden sie ihn mit einer wilden Energie aufnehmen und ihren letzten Mann und ihren letzten Penny an ihn wenden. Bei den kolossalen Reichtümern, den gesunden Finanzen und der zähen Volkskraft der Rasse ist der ungünstige Ausgang des Kampfes keineswegs eine ausgemachte Sache. Rußland müßte sehr gesunde innere Zustände haben, wenn es einen solchen Gegner überwinden sollte. Die neuesten Aufdeckungen russischer Finanzen (i. Grenzboten Nr. 2) lassen diese in einem recht traurigen Lichte erscheinen. Daß Frankreich sofort dem russischen Bruder Milliarden anbietet, wenn dieser dem verhassten Albion zu Leibe geht, ist selbstverständlich; um Krieg anzufangen ist immer Geld vorhanden. Um ihn auszuhalten, ist England weit überlegen. In dem Kampfe zwischen Slaven und Angelsachsen wird die Welt erfahren — und eine gewisse Klasse deutscher Bierbankpolitiker wird staunen —, wie groß die innere Macht Großbritanniens und wie groß die innere Ohnmacht Rußlands ist, das bei allem äußeren Glanz ein kranker Roloß bleibt. Für die politische Reife eines Deutschen giebt es keinen bessern Maßstab als den, auf wessen Seite er in diesem großen Rassenkampfe steht, in dem, wie überall, die geistigen und moralischen Kräfte den Ausschlag geben müssen.

Im modernen Kriege mit seiner furchtbaren Zerstörungstechnik werden höhere moralische Anforderungen an den Soldaten gestellt, als je zuvor. Der Wert des kalten Mutes im Gegensatz zum tierischen ist größer geworden. Der kühle Mut der Besonnenheit ist bei allen Kulturvölkern vertreten, am häufigsten aber — das ist Erfahrungsthatsache — bei den Nationen germanischer Abstammung mit regem Seeverkehr und Welthandel.

Wer längere Zeit im Auslande gelebt hat, lernt Rassenqualitäten erkennen und unterscheiden; er gewinnt die erforderliche Distanz zur Abschätzung der relativen Stärkegrade. Dem Deutschen in der Heimat wird die Erkenntnis, wie groß das Kraftzentrum des Reiches ist, kaum so klar zum Bewußtsein kommen, als dem im Auslande „zuschauenden,“ der Vergleiche anstellen kann mit den auswärtigen Zuständen. Unser Heer gewährleistet nur deshalb den Frieden, weil es die Fähigkeit hat, ihn zu erzwingen. Wohin wir unser Augenmerk zu richten haben, das wird angesichts der jüngsten überseeischen Verwicklungen wohl selbst dem Kurzsichtigsten klar geworden sein: auf den Ausbau unsrer Mächtigkeiten, aber im Verhältnis zu einer Vereinigung der anglo-amerikanischen Seemacht doch lächerlich kleinen Flotte. Auf politische Rücksicht der Angelsachsen als Stammverwandte können wir uns — so bebauerlich diese Thatsache sein mag — nicht verlassen. Aber eine schlagfertige Seemacht zu haben, die dazu hinreicht, daß es sich die verantwortlichen Persönlichkeiten in Washington und London zweimal überlegen, ehe sie uns angreifen, darauf darf und muß

das deutsche Volk Anspruch machen. Dem chauvinistischen Preßlärm von hüten und dräben brauchen wir im übrigen keine höhere Bedeutung beizumessen, als ihm zukommt.

Noch eine Frage erscheint wichtig: unser Verhältnis zu den Streitkräften Rußlands.

In Deutschland herrscht in ziemlich weitverbreiteten Kreisen eine Furcht vor der numerischen Übermacht Rußlands. Erst jüngst äußerte sich diese Stimmung in einem Aufsatz eines langjährigen Mitarbeiters der Grenzboten in der Wiener Zeit („Militarismus und Landwirtschaft in Preußen,“ von Carl Sentsch). Es wurde darin ernstlich der Gedanke erwogen, um vor Rußland Ruhe zu haben, müsse Deutschland bei Gelegenheit die russische Heermacht angreifen und zertrümmern. In Preußen sei man allerdings von der Notwendigkeit eines solchen Schrittes keineswegs durchdrungen. Ich möchte hinzufügen, nicht nur in Preußen! Die Notwendigkeit würde doch nur vorliegen, wenn wir einem Angriff Rußlands, zu dem gar kein zwingender politischer Grund jetzt oder künftig vorliegt, vorbeugen müßten. Einen gefährlichen Gegner soll man nie unterschätzen. Aber für die freie Entfaltung eines großen Kulturstaates ist es ebenso notwendig, daß ihm das feste Vertrauen in seine eigne Stärke erhalten bleibt. Wenn unsre eigne Wehrkraft zu Lande nicht vermindert und zur See stetig vermehrt wird, so ist es keine Überhebung, wenn wir annehmen, daß wir jeden Angriff zurückzuweisen die Mittel haben. Selbst im äußersten Falle eines Krieges nach zwei Fronten, der möglich aber nicht sehr wahrscheinlich ist, sollte man auch im Deutschen Reiche die Überzeugung haben — die der gewinnt, der ausländische Verhältnisse mit unsrer Organisation, unserm Vorsprung in der Kultur und unsrer Arbeitskraft vergleicht —, daß sich die ganze einheitliche Stärke der Volkskraft bewähren wird, wie sie es noch immer gethan hat, wenn sie auf eine harte Probe gestellt worden ist.

Die Eigenschaft, auf die im Grunde unsre militärischen Erfolge zurückzuführen sind, ist, wenn wir sie beim rechten Namen nennen, nüchterne Zuverlässigkeit und Treue gewesen. Nüchternheit mit Freiheitsinn verbunden giebt eine Rasseeigenschaft, die in allen Kulturaufgaben die Führerschaft, im Kriege den Sieg verbürgen kann. Auf diese „nüchterne Tüchtigkeit,“ hinter der so viel warme Hingebung verborgen liegt, weil sie seelischen Ursprungs ist, die den Menschen zugleich „kühl und kühn“ macht, auf die dürfen wir uns auch in kommenden schweren Zeiten verlassen.

Wien

Wilhelm Schölermann





Der Römerstaat

1. Religion

(Fortsetzung)



Die erste der beiden Haupteigenheiten der römischen Religion, ihr Rationalismus, ermöglichte oder begünstigte wenigstens die zweite, daß sie ganz politisch war. Indem die Religion weiter nichts war als die Auffassung des Natur- und Menschenlebens von seiner göttlichen Seite her, die Betrachtung der Veränderungen und Wirkungen abgesehen von ihrem menschlichen Träger und Vermittler, mußte diese Religion das gesamte Leben ohne Rest umfassen und durchbringen; sie war keine Sonntagsreligion, keine Angelegenheit müßiger Beschauung in Ruhestunden oder an Ruhetagen. Und das Leben des Römers war durchaus politisch. Nur darf man bei dem Worte politisch nicht an unsere heutige Politik denken. Wie die heutige Religion nur für die Theologen Lebensinhalt, für die übrigen Menschen eine Feiertagsangelegenheit und für die, die keine Kirche mehr besuchen, gar nicht mehr oder nur als Gegenstand unfruchtbarer Spekulationen und noch unfruchtbarern Zanles vorhanden ist, so ist heute auch die Politik eine Angelegenheit für die Männer vom Fach, für die übrigen nur als Zeitvertreib beim Zeitungslesen und auf der Bierbank vorhanden und sonst nur, soweit ein Standesinteresse in Frage kommt, durch dessen Vertretung man sich gewöhnlich mit dem Gesamtinteresse in Widerspruch setzt, sodaß diese Art von Politik vielmehr Antipolitik heißen müßte. Die antike Polis, und das gilt ganz besonders von der römischen, war die Gesamtheit der Hausväter eines kleinen umgrenzten Bezirks, eine große Familie, wie sie denn auch aus der erweiterten Familie, der gens herausgewachsen war, indem sich die ursprüngliche gens in mehrere gentes verzweigte. Jedes Haus war ein Heiligtum, das Vesta, die Göttin der Herdflamme, behütete, mit all den übrigen Göttern, die man anrief, deren tägliche und immerwährende Hilfe man zu jeder Verrichtung brauchte, die alle bösen Dämonen von der Schwelle abwehrten; hier malten der Hausvater als Priester und die Mutter als Priesterin. Wie das Haus durch seine Gründung, so wurde der Stadtbezirk ein heiliger, geweihter

Ort, ein templum,*) durch die Furche, die man bei der Gründung mit dem Pfluge zog; durch diese Umgrenzung waren die Götter, die man anrief, an den Ort gebannt. In Rom zunächst Jupiter, Quirinus und Mars, die Götter der drei verbündeten Gemeinden, denen ihre Stätten auf dem Kapitol, auf dem Quirinal und in der dazwischenliegenden Ebene angewiesen wurden, während „der Gottheit des römischen Herdes, der Vesta, wie billig unmittelbar neben oder vielmehr in dem Hause des Königs am Palatin die Stätte bereitet ward, an die die Vorratskammer (penates) sich anschloß. Sechs keusche Jungfrauen unterhielten, gleichsam als die Haustöchter des römischen Volkes, das heilsame Feuer des gemeinen Herdes“ (Mommsen). In einer solchen Gemeinde konnte von einer scharfen Scheidung zwischen privaten und Gemeindeangelegenheiten keine Rede sein. Die Bürger hatten ihre gemeinsame Viehweide, und seine Ackerhufe besaß ein jeder durch Gemeindebeschluß. Keiner konnte ein Weib nehmen als nach den von den Vätern bestimmten Satzungen, keiner in und außer dem Hause anders leben als nach der gemeinsamen Sitte, keines Leben, Familie und Habe war vor feindlichen Überfällen sicher, wenn ihn nicht die ganze Gemeinde schützte, und jeder wirkte mit, wo es galt, die alten Einrichtungen aufrecht zu erhalten, oder wo der Wandel der Zeiten neue Einrichtungen und Befehle forderte. Und indem nun eben nichts von dem allen ohne die Götter geschehen konnte, waren diese politische Götter. Daher mußte der Gottesdienst eine politische, d. h. eine Gemeindeangelegenheit sein. Der König, der Hausvater der Gemeinde, war auch ihr oberster Priester, und als die Königswürde abgeschafft wurde, mußte man einen besonderen Opfertönig einsetzen. Die zahlreichen, in verschiedene Kollegien und Bruderschaften geordneten Priester, die der Dienst so vieler Götter forderte, waren Staatsbeamte, neben denen jedoch das private Priestertum der Hausväter und gewisse Geschlechterkulte wie die der Fabier, der Kornelier, der Julier fortbauerten. Die Priester wurden gleich den übrigen Beamten gewählt, und ihre Verrichtungen und die der übrigen Religionsdiener standen in engster Wechselwirkung mit den Funktionen der Staatsbeamten und Volksversammlungen, indem einerseits keine politische Handlung ohne religiöse Handlungen vorgenommen werden konnte, andererseits die Religionsdiener in politische Handlungen fördernd oder hindernd eingreifen und außerdem Opfer, Umzüge, Feste, Spiele zur Sühne oder auf besondere göttliche Anordnung vorschreiben konnten.

Das gilt besonders von den Augurn und Haruspices. Die Augurn, die den Willen der Gottheit aus Himmelszeichen, besonders aus dem Vogelfluge,

*) Templum hieß zunächst der Bezirk, den der Augur oder Staatsbeamte von seinem Standpunkte (tabernaculum) aus mit dem lituus, einem Krummstabe, am Himmel und auf der Erde abgegrenzt hatte; nur was sich innerhalb dieses Bezirks ereignete, wurde als Augurium anerkannt. Selbstverständlich wurde am allerwenigsten das wichtigste aller Unternehmungen, eine Stadtgründung, ohne Augurium vorgenommen.

zu erkennen verstanden, wurden nicht gewählt, sondern ihr aus vier oder fünf unabsehbaren Mitgliedern bestehendes Kollegium ergänzte sich durch Kooptation. Ihr Einspruch unterbrach jede Staatshandlung; von ihrer Erlaubnis hing es ab, ob eine Volksversammlung stattfinden könne; sie konnten sogar den Konsul nötigen, sein Amt niederzulegen. „Zwar wurden einzelne Auspizien noch immer von den Staatsbeamten ohne Beziehung eines Augurs angestellt und beurteilt, z. B. bei Ernennung eines Diktators oder im Felde; zwar war auch bei den vom Augur vorgenommenen Auspizien der Staatsbeamte der Befehlende, der Augur der Vollstreckende; aber wenn die Magistrate einmal einen Augur beigezogen hatten, dann mußten sie auch seiner Kunziation oder Obnuziation gehorchen. Es fand also zwischen den Magistraten und den Augurn eine wechselseitige Abhängigkeit statt“ (Döllinger). Die Haruspices, die nicht aus den römischen Männern gewählt sondern immer wieder von neuem aus Etrurien bezogen wurden, wo ihre Kunst einheimisch war, hatten zunächst die Opferschau vorzunehmen, d. h. nach Beschauung der Eingeweide zu erklären, ob die Götter dem Unternehmen günstig seien. Indes machte man dieses nicht etwa vom Ausfall der Schau abhängig; was man beschloffen hatte, das führte man auch aus; entweder wurde mehreren Göttern geopfert, und waren die einen abgeneigt, so erwiefen sich die andern dafür wohlwollend, oder man „litierte,“ d. h. opferte zur Erlangung günstiger Vorzeichen so lange, bis sich der Gott erweichen ließ und das Gewünschte spendete. Die Haruspicien hatte also nur den Zweck, den Feldherrn wie die Soldaten — die Unternehmungen der Römer waren ja zumeist kriegerischer Art — des Beistands der Götter zu versichern und ihnen dadurch Zuversicht einzuflößen.*) Bequemer war die Deutung des Götterwillens aus dem Fressen der heiligen Hühner, wozu der Feldherr weder der Augurn noch der Haruspices bedurfte. Diesen lag es außerdem noch ob, die Prodigien zu deuten, die eine ungeheuer wichtige Rolle spielten. Man kann im Livius nicht fünfzig Seiten lesen, ohne auf einen Bericht über solche zu stoßen. Zunächst gehören die Sonnen- und Mondfinsternisse und die Sternschnuppen dazu; dann aber auch die Mißgeburten von Menschen und Tieren, endlich alle die Wunder, die der Aberglaube bei allen Völkern zu erleben pflegt: es regnet Steine, die Götterbilder weinen oder schweigen, in den Bächen fließt Blut, Mäuse fressen irgend ein Heiligtum an oder auf, Dämonen reden oder steigen aufs Dach, Hennen verwandeln sich in Hähne. Manches davon kommt ja nicht bloß in der Einbildung von Abergläubischen, sondern wirklich vor, aber es wird eben abergläubisch gedeutet; so wurde, wenn der Blitz in ein öffentliches Gebäude oder gar in

*) Das Volk benahm sich zuweilen den Göttern gegenüber so, wie heute noch der gemeine Mann in Italien, der seine Heiligen prügelt; nützte in schlimmen Zeiten alles Beten und Opfern nichts, so ward man zornig, warf die Tempel mit Steinen, riß die Altäre ein und warf die Hausgötter zum Hauße hinaus.

einen Tempel schlug, das immer als ein ganz besonders furchtbares Götterzeichen aufgefaßt. Im 13. Kapitel des 43. Buches rechtfertigt es Livius, daß er diese Sachen so gewissenhaft verzeichnet hat. Ich weiß recht wohl, schreibt er, „daß der heutige Leichtsinn [so darf man hier negligensia wohl übersetzen] an Götterzeichen nicht mehr glaubt, und daß man daher amtlich keine mehr verkündigt noch aufzeichnet. Mir aber ist beim Berichten alter Dinge auch die Seele altertümlich geworden, und religiöse Scheu hält mich ab, Dinge, die von den klügsten Männern für bedeutungsvoll gehalten worden sind, der Aufnahme in meine Annalen unwürdig zu erachten.“ Der Unglaube herrschte zu des Livius Zeit nur bei den Gebildeten, der Pöbel ist niemals abergläubischer und leichtgläubiger gewesen als in der Kaiserzeit. Und auch die Gebildeten waren ihrer Sache keineswegs gewiß; Vorkommnisse wie die zahlreichen ungünstigen Vorbedeutungen vor Cäsars Ermordung befestigten in manchem Zweifelnden den alten Götterglauben wieder. Die Versuchung, den Götterdienst im schlechten Sinne politisch zu machen, d. h. sich die Auspizien, Eingeweidezeichen und Wunderzeichen zu verschaffen, die man für den Staatszweck oder wohl auch für einen Parteizweck gerade brauchte, lag so nahe, daß die Römer Engel gewesen sein müßten, wenn sie ihr nicht unterlegen wären. Man darf aber dabei, wenigstens in der ältern Zeit, nicht sofort an bewußten Betrug denken. In naiven Zeiten halten sich kräftige Naturen aufrichtig bei jedem wichtigen Entschlusse für Werkzeuge der Gottheit und glauben daher auch die Zeichen in ihrem Sinne deuten oder für Herbeischaffung günstiger Zeichen sorgen zu dürfen. So haben die mittelalterlichen Kloster- und Bistumsgründer bei der Platzwahl gewöhnlich das richtige getroffen und eine wirkliche Kulturthat vollbracht, wenn sie sich durch allerlei von Gott erbetene Zeichen bestimmen ließen, die nichts waren als die zur eignen Beruhigung und zur Förderung des Werkes beim Volke erwünschte Bestätigung dessen, was sie verständig überlegung oder ein genialer Instinkt hatte wählen lassen. Von frecher Verhöhnung des Heiligen war man weit entfernt. Über den Frevel des Claudius Pulcher, der die heiligen Hühner mit dem bekannten Aussprüche hatte ins Meer werfen lassen, mag man aufrichtig erschrocken gewesen sein, und die furchtbare Niederlage, die er bei Drepanum erlitt, wird als gerechte Strafe gegolten haben. Livius berichtet über die Wunderzeichen, die der Wahl des Flaminius zum Consul im Jahre 218 v. Chr. vorhergingen, über die Opfer, Reinigungen und Weihegeschenke, mit denen man den augenscheinlichen Zorn der Götter zu besänftigen suchte, und bemerkt dann, wo er zur Schlacht am Trasimenischen See kommt, der Consul sei ungestümen Gemütes gewesen, ohne Ehrfurcht vor der Majestät der Gesetze und der Väter, und habe nicht einmal die Götter gefürchtet; man habe daher schon voraussehen können, daß er in wilder Übersürzung handeln werde. Wenn wir der neuern Darstellung glauben dürfen, wonach dies patrizische Verleumdung des volksfreundlichen

Mannes sei, der mit genialer Kühnheit das einzige gethan habe, was in jenem Augenblicke die Sache Roms möglicherweise noch retten konnte, so haben wir hier den ersten geschichtlich beglaubigten Fall, wo der redende Säugling, der Dohle auf dem Dache, der schwarze Vogel auf dem Riffen der Juno, der Steinregen und der Wolf, der der Schildwache das Schwert aus der Scheide zieht, im Interesse einer Partei besorgt worden sind; Polybius hat der „patrizischen Verleumdung“ ebenfalls geglaubt und nennt den Flaminius einen Mann, der zwar in demagogischen Künsten geübt, seiner Feldherrnaufgabe aber nicht gewachsen und durch übermäßiges Selbstvertrauen irre geleitet gewesen sei.

Die Religion des latinischen Stammes hat sich nun nicht unabhängig von äußern Einflüssen entwickelt. Aus Etrurien hat sie die Technik des Götterdienstes, von den Griechen, zunächst natürlich von den italischen, die Mythologie, von beiden die Götterbilder bezogen. Wenn Döllinger die vom Himmel gefallenen Steine und ähnliche Heiligtümer der Zeit des bildlosen Kultus Fetische nennt, so scheint er mir den Römern mit dieser Bezeichnung unrecht zu thun. Von Fetischen kann man doch wohl nur reden, wo reine Zauberei vorliegt, d. h. wo die den Symbolen zugeschriebenen Kräfte und Wirkungen keine Beziehung auf eine von sittlichen Ideen erfüllte Religion haben; eine solche ist aber die Religion der Römer von Anfang an gewesen. Als dann später auch die griechische Philosophie bekannt wurde, und die Römer selbst zu philosophiren anfangen, brachte man die Götterlehre auch mit den Naturwissenschaften, soweit von solchen bei den Alten geredet werden kann, in Verbindung; Kosmogonien wurden erdacht, von denen bei den urwüchsigem Römern so wenig die Rede gewesen war wie von Theogonien, während die griechische Mythologie von Anfang an einen spekulativen Zug verraten hatte. Deshalb teilt Ciceros Zeitgenosse Varro, der gelehrteste aller Römer, der 700 Bände geschrieben hat, die Theologie in drei Teile ein, die mythische, die physische und die bürgerliche (*genus civile*); mit der ersten hätten es die Dichter, mit der zweiten die Philosophen, mit der dritten habe es das Volk zu thun; die erste gehöre dem Theater, die zweite dem Weltall, die dritte dem Staate an. Augustinus, durch dessen Polemik in seinem schon angeführten Hauptwerke wir einiges von dem Inhalt der verlorenen einundvierzig Bücher der Antiquitäten Varros erfahren, weiß als gewandter Dialektiker aus Varro selbst ein Vernichtungsurteil über die von diesem so hoch geschätzte bürgerliche Religion zu konstruieren. Er habe anerkannt, daß die Mythen Dichterfabeln seien, und daß darin den Göttern viel unwürdiges angedichtet werde. Indem er so die menschlichen Erdichtungen von dem Göttlichen trenne, müsse er folgerichtig auch die bürgerliche Theologie verdammen, denn es seien dieselben Götter, zu deren Ehre im Theater Spiele aufgeführt, und denen im Tempel Opfer dargebracht würden, und wie die Theater und die Staaten, so seien auch die Götter des Theaters und des Staates menschliche Erfindungen und

Menschenwerk; die Natur aber sei Gottes Werk, daher verdiene auch nur die physische Theologie, d. h. die philosophische Lehre von der Schöpfung der Welt durch Gott, den Namen Theologie. Um so mehr sei es zu bedauern, daß Varro die Philosophie, dieses achtungswerteste Erzeugnis des heidnischen Denkgeistes, in die Gelehrtenstuben und Schulen eingeschlossen wissen wolle, dem Volke dagegen außer den Opfern nur das Theater lasse. Hätte er lieber die lägenhaften und schmutzigen Mythen dem Volke entzogen und sie in geheime Kabinette eingeschlossen! Von wem übrigens würden denn die Theater gebaut als vom Staate? Also seien auch diese schändlichen Anstalten eine Schöpfung des Staates.

Selbstverständlich verweilt Augustin mit besonderm Behagen — oder mit besonders unerschöpflicher Entrüstung — bei den „unzüchtigen“ Kulte. Von einem Manne des vierten Jahrhunderts ist die Fähigkeit historischer Kritik nicht zu erwarten, man darf sich daher nicht darüber verwundern, daß er die alten einheimischen Kulte und die vom Auslande eingeführten nicht auseinandert hält, obwohl es immerhin ein starkes Stückchen genannt werden kann, daß (vom vierten Kapitel des zweiten Buches an) seine Kritik der römischen Religion mit den Obscönitäten des Kultus der Göttermutter beginnt, von dem er doch wußte, daß er nichts weniger als römisch war. Und man darf auch von einem Kirchenvater, der noch dazu durch den Manichäismus hindurchgegangen war, nicht erwarten, daß er zu unterscheiden vermöge zwischen dem wüsten Unrat spät orientalischer Kulte und der Unschuld der arischen Naturreligion, die alle Lust und Leben spendenden Götter, also natürlich auch die der Zeugung verehrte. Daß aber die Auffassung der Zeugung als eines göttlichen und heiligen Vorgangs gerade dazu beitrug, das Familienleben rein zu erhalten, konnte ein Mann, der in diesem Vorgange den Sitz der Sünde sah, trotz seines scharfen Verstandes natürlich nicht begreifen. Daß diese Götter öffentlich verehrt wurden, hat die Keuschheit der Alten nicht im mindesten beeinträchtigt; das Verderben fing an, als sich ihr Kult unter dem Namen von Mysterien in dunkle Winkel verkroch. Das strenge Verbot der Bacchanalien im Jahre 186 v. Chr. und die Hinrichtung vieler angesehenen Männer und Frauen, die überführt worden waren, in dem entdeckten Geheimbunde Verbrechen begangen zu haben, beweist zur Genüge, mit welchem Ernst der Senat selbst noch in dieser Zeit des schon herrschenden Reichthums, Luxus und Übermuths das Verderben abzuwehren bemüht war.*) Angefangen hatte es nach des Livius Darstellung im hannibalischen Kriege. Zum Jahre 213 erzählt er, je länger der Krieg

*) Aus dem berechtigten Mißtrauen gegen die Geheimkulte erklärt sich die Verfolgung der Christen, die ihre unschuldigen Mysterien mit einer vom politischen Standpunkte unklugen Angstlichkeit vor Entweihung zu bewahren trachteten; gerade dadurch, daß die römische Religion Staatsreligion war und alle religiösen Bräuche auf des Staates Anordnung und unter Staatsaufsicht von Staatsbeamten geübt wurden, war dafür gesorgt, daß kein Unfug getrieben werden konnte.

sich hingezogen habe, desto mehr seien mit dem wechselnden Glück auch die Seelen der Menschen verwandelt worden; eine solche Masse neuer Religionsgebräuche (tanta religio) sei eingeschleppt worden, daß man nicht allein andre Götter, sondern auch andre Menschen zu sehen geglaubt habe. Nicht bloß im Geheimen und hinter verschlossenen Thüren habe man die Götter gewechselt, sondern öffentlich, auf dem Forum und auf dem Kapitol habe man Scharen von Frauen gesehen, die nach andern als dem vaterländischen Ritus opferten und beteten. Das durch den Krieg vom Acker vertriebne Landvolk habe die Schar derer vermehrt, die sich von den fremden Opferkünstlern und Propheten einfangen und ausbeuten ließen. Endlich, erzählt Livius, als sich der Unwille aller Guten immer lauter äußerte, erließ der Senat eine Verordnung, wonach ihm alle Bücher, die Weissagungen, Gebete und Ritualvorschriften enthielten, bis zum 1. April ausgeliefert werden sollten, und alles Opfern nach neuem Ritus an öffentlichen und heiligen Orten verboten war.*) Daß den Verlodungen der Wollust kein Volk widersteht, wenn ihm Reichtum und Muße die Mittel dazu gewähren, und daß auch das Christentum nicht davor zu schützen vermögen werde, konnte Augustinus noch nicht wissen, ebenso wenig, daß tausend Jahre nach seinem Tode der wüsthste Aberglaube christliche Länder verheeren werde. Übrigens ist sein Werk *De Civitate Dei* eine Verteidigung gegen heidnische Angriffe. Wie überall und immer bis auf den heutigen Tag, so wurde von den Frommen Italiens jedes Unglück als eine Strafe für die Vernachlässigung des Gottesdienstes angesehen. Petronius läßt im Gastmahl des Trimalchio den einen der Tischgenossen, Ganymed, auf die elende Stadtverwaltung räsonnieren, über die Not der Bürger jammern und dann fortfahren: „Ich glaube, daß das alles von den Göttern kommt. Niemand glaubt ja mehr an eine Vorsehung, niemand beobachtet eine Fastenzeit, niemand fürchtet Jupiter, sondern alle rechnen nur nach, was sie einnehmen und haben. Wenn sonst bei Dürre Mißwachs drohte, dann wallten die Frauen in langen Kleidern barfuß den heiligen Hügel hinauf, mit aufgelöstem Haar und reinem Gemüt, und beteten zu Jupiter um Regen. Und dann goß es auch sofort wie mit Kannen; man wurde naß wie eine begoffene Maus und freute sich.“ Als sich dann das Christentum verbreitete und namentlich in den großen Städten die Tempel verödeten,**) wurde das Christentum, als ein allgemeiner Abfall von den Göttern, als Atheismus, für alle Landplagen verantwortlich gemacht. Steigt der Tiber über seine Ufer, spottet Tertullian, bleibt die Nil-

*) Auch schon beim Jahre 424 hat er angemerkt, daß zugleich mit einer Pest der Leiber die Pest ausländischen Aberglaubens das Volk befallen habe.

**) Wie alle neuen Ideen, so sind auch die christlichen von den Städten, und zwar von den Großstädten aus verbreitet worden, während die Bauern an den alten Göttern festhielten und stellenweise heute noch festhalten. Bekanntlich hat dadurch das Wort *paganus*, Bauer, die Bedeutung Heide bekommen.

überschwemmung aus, ist der Himmel wolkenleer, bebt die Erde, wütet eine Seuche oder eine Hungersnot, sofort schreit der Pöbel: Die Christen vor die Löwen! Diese Vorwürfe wurden zu der Zeit, da das innerlich morsche Reich dem Ansturm der Barbaren zu unterliegen begann, von der immer noch einflußreichen Heidenpartei mit verdoppelter Stärke erhoben, besonders aber nach der Einnahme und Plünderung Roms durch Alarichs Goten im Jahre 410. Die damals gegen die christliche Religion erhobnen Anklagen waren es eben, die Augustinus zur Abfassung des genannten Werkes bewogen. Und dem damaligen Heidentum gegenüber hatte er ja insofern recht, als es nur noch ein wüster, sittenverderbender Aberglaube war. Die alte römische Staatsreligion bestand eben gar nicht mehr, seitdem, wie Juvenal klagt, der syrische Drontes sein Wasser in den Tiber ergossen hatte. Der freilich sehr entschuldbare Irrtum des Augustinus bestand darin, daß er die echt römische Religion von dem Mischmaschaberglauben der spätern Zeit nicht zu unterscheiden vermochte, und daß er den Spieß umkehren, die Leiden der Völker auf den Götzendienst zurückzuführen zu dürfen glaubte, während uns eine anderthalbtausendjährige Erfahrung gelehrt hat, daß das Christentum vor Leiden so wenig wie vor Lastern schützt.

Eine andre Meinung Augustins, die von allen christlichen Theologen geteilt und namentlich von Döllinger nachdrücklich hervorgehoben wird, ist zwar nicht geradezu falsch, aber nur halbe und schief ausgedrückte Wahrheit: die heidnische Religion sei keine Veranstaltung zur Besserung der Sitten. *Deos paganorum nunquam bene vivendi sanxisse doctrinam*, lautet die Überschrift des sechsten Kapitels des zweiten Buches. Und Döllinger schreibt: „Der Begriff der göttlichen Heiligkeit war, wenn wir von den Ahnungen einiger Philosophen absehen, den Alten im Leben und im Verkehr mit den Göttern völlig fremd; sie kannten daher auch nicht die wahre, eben in dieser Heiligkeit gegründete Furcht Gottes, sondern nur ein Zerrbild davon: Angst vor der Macht launenhafter tyrannischer Wesen, deren Gunst durch nichts andres als durch stete Opfer und genaueste Beobachtung von Zeremonien gewonnen und bewahrt werden kann, durch eine zahllose Menge möglicher Versehen und Unterlassungen verschertzt und in Zorn umgewandelt wird“ (a. a. O. S. 618).*) „In den Gebeten trug man nicht etwa seinen Seelenzustand der Gottheit vor; die Gedanken, die innern Willensrichtungen des Menschen gingen die Gottheit nicht näher an, sie kümmerte sich nicht darum; viele meinten auch, die Götter wüßten nichts davon; ja die Vorstellung einer wahrhaft allwissenden Gottheit hatte für viele etwas Furchtbares,**) sie konnten es nicht ertragen, daß sie nicht mehr allein sein sollten mit ihren Gedanken und Wünschen“ (S. 633). „Nicht dachte man daran, ethische Güter von der Gottheit zu erbitten“ (S. 635).

*) Genau daselbe, was die Protestanten den Katholiken vorzuwerfen pflegen.

**) Heute etwa nicht?

Das ist zwar nicht in allen Einzelheiten*) aber doch im ganzen richtig. Dennoch folgt daraus nicht, daß die Religionen der Alten ohne ethischen Inhalt gewesen wären, und außerdem fragt es sich, ob es anders sein konnte, ob es anders sein mußte und sollte, und ob das Christentum eine wesentliche Änderung gegen früher hervorgebracht hat. Beantworten wir die drei Fragen — auf die erste gehn wir noch genauer ein — vorläufig ganz kurz! Der ethische Inhalt ruhte im Volksgemüt, nicht in den Büchern oder Einrichtungen einer Religionsgesellschaft; da aber der Volksgeist ethisch gerichtet war, so war auch die Religion ethisch, indem man die Gottheit keineswegs bloß durch Unterlassung von Opfern und durch rituelle Verfehlungen, sondern auch durch sittliche Tadel zu erzürnen glaubte. Eine allgemeine religiöse Veranstaltung zur Verurteilung eines Sittentodes und zur Besserung der Sitten war bei der Absonderung der Völker des Altertums nicht möglich und wurde erst im römischen Reiche und durch dieses möglich; die christliche Kirche konnte also nicht früher gestiftet werden, als sie thatsächlich gestiftet worden ist, in der „Fülle der Zeiten.“ Es mußte und sollte auch nicht anders sein, und man darf es nicht bedauern, daß es nicht anders gewesen ist, als es sein konnte, denn die Staatseinrichtungen der Alten, zu denen die Religion gehörte, haben den Zweck, den man in solchen Dingen vernünftigerweise setzen kann, vollständig erfüllt. Die christliche Kirche endlich war zwar eine geschichtliche Notwendigkeit, weil für die Gebildeten der Polytheismus als Kult ein für allemal unmöglich geworden war, und weil die Zeit der gesonderten Völkerentwicklung ein für allemal vorüber, eine Kulturwelt hergestellt war, die eine gemeinsame Idealwelt besaß und zur Bewahrung dieser Idealwelt einer Körperschaft bedurfte, die sie durch alle politischen Wandlungen, vorübergehende Zusammenbrüche und Verwüstungen hindurchzuretten vermochte. Zu diesem Zwecke mußte die Religion aus der bisherigen Einheit mit dem Staate gelöst, und mußte ihr die Pflege der Moral übergeben werden, die bis dahin Staatssache gewesen war. Den Ruhm, diese Aufgabe erfüllt zu haben, kann der christlichen Kirche auch niemand streitig machen. Etwas anderes aber ist die Frage, ob die Kirche mit ihrer Thätigkeit die Völker auf eine höhere Stufe der Moralität gehoben hat, als die war, auf der die alten Römer gestanden haben, und ob von all den schönen Sachen, die man über die Erlösung und Heiligung, den Wandel vor Gott u. dergl. liest, im Leben was zu spüren ist. Bei wenigen Einzelnen schon, beim Volke — dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen — im ganzen gar nicht. Weltlicher, selbstsüchtiger, kleinlicher, in eitle nichtige Sorgen verstrickt, in Laster versunkener als wir Heutigen sind die Alten in der Zeit ihrer Kraft und Blüte auch nicht gewesen. Die Saturday Review hat das letzte Weihnachtsfest mit einem Artikel gefeiert, dessen erster Teil das Christentum geradezu als

*) Ist z. B. das: lasciviam a vobis prohibetote des Delphischen Apollo (Livius 23, 11) keine Moralvorschrift?

bankrott erscheinen läßt. Wie in Frankreich in der Dreyfusaffaire, so stehe die christliche Kirche mit entsetzlicher Konsequenz immer auf der Seite des Unrechts. Die römisch-katholischen Völker [von der griechisch-katholischen zu sprechen würde nicht die Mühe lohnen] seien politischer und sittlicher Korruption verfallen, und die protestantischen böten mit ihrer Erwerbssgier, ihrem unerbittlichen Konkurrenzkampf, ihren furchtbaren sozialen Gegensätzen und ihrer cynischen Politik zwar ein andres, aber kein schöneres Bild dar. Dennoch dürfe man, heißt es dann im zweiten Teile, das Christentum nicht für bankrott erklären. In den Besten sei es wirksam, und die Schlechtigkeit und das Elend der übrigen mildere es; eine Feier wie die des Weihnachtsfestes laße ein, über den schmutzigen Strom der geschichtlichen Entwicklung hinweg zur reinen Quelle zurückzukehren. So ist's! Diese Rückkehr immer wieder aufs neue möglich gemacht zu haben, sei allen Menschen aller Zeiten noch heute möglich zu machen, das ist das Verdienst des Christentums, und seitdem es in der Welt ist, giebt es keine andre irdische Institution, die den Zugang zur Quelle für alle, fürs Volk, für die große Masse offen zu halten vermöchte. Für die alten Römer aber ist die Kirche nicht notwendig gewesen; ihr einfaches Staatswesen mit einem kindlichen und zum Teil kindischen Polytheismus, der der damaligen Stufe der Naturerkenntnis entsprach, hat sie nicht allein zur Lösung ihrer großen weltgeschichtlichen Aufgabe befähigt, sondern sie auch jahrhundertlang auf einer Stufe der Moralität erhalten, deren sich kein modernes Volk zu schämen hätte. Sogar Augustinus sieht sich genötigt einzugestehen, daß die Römer der ältern Zeit besser gewesen seien als ihre Götter, daß sie durch ihre Rechtschaffenheit, Mäßigkeit und Sittenreinheit verdient hätten, den wahren Gott zu erkennen, und daß sie dafür Lohn verdient hätten, allerdings nur irdischen, der ihnen in der Welt Herrschaft zu teil geworden sei. Das ewige Leben hätten sie weder gefannt, noch erstrebt, noch verdient. Nun, wenn man eine Umfrage anstellte, um zu ermitteln, wie viel Getaufte heute das ewige Leben erstreben und durch „übernatürliche“ Tugenden verdienen, so würde das Ergebnis nicht sehr glänzend ausfallen.

Ehe wir die Frage beantworten, worin der ethische Gehalt der römischen Religion bestand, wollen wir die Urteile einiger Ältern über ihre Bedeutung zusammenstellen. Polybius untersucht im sechsten Buche, was wohl den Römern im Ringen mit den Karthagern die Überlegenheit verliehen haben möge, und schreibt im 56. Kapitel: „Der Hauptvorzug des römischen Staates aber besteht, wie mir scheint, in ihrer Auffassung des Göttlichen. Gerade das, was anderwärts getadelt zu werden pflegt, die Deisdämonie, hält ihren Staat zusammen. Denn diese ist bei ihnen so stark gemacht und so ins Privat- und Staatsleben verwoben worden, daß ihr Einfluß keiner Steigerung mehr fähig ist. Das hat man, glaub ich, des großen Hausens wegen so eingerichtet. Bestände der Staat aus lauter Weisen, so wäre dergleichen nicht notwendig. Da aber die Menge stets leichtfertig, voll gesetzwidriger Gelüste, voll unver-

nünftiger Leidenschaft und zu Gewaltthaten aufgelegt ist, so bleibt nichts andres übrig, als sie mit der Furcht vor dem Unbekannten und mit schreckhaften Vorstellungen zu bändigen. [Döllinger übersetzt τῆ τοιαύτῃ τραγῳδίᾳ: durch solches schreckenerregendes Gaukelspiel. Für ein Gaukelspiel haben die Alten diese Vorstellungen nicht angesehen, und auch Polybius, obwohl er sie für ein Produkt der Staatskunst hält, hat das wohl nicht gemeint.] Daher scheinen mir die Alten diese Vorstellungen von den Göttern und vom Hades nicht ohne Grund verbreitet zu haben. Vielmehr scheinen mir die Heutigen thöricht zu handeln, wenn sie sie verbannen. Vermögen doch bei den Griechen, um gar nicht von den übrigen Völkern zu reden, sich die Männer, die den Staat verwalten, trotz aller scharfen Kontrolle nicht der Veruntreuung öffentlicher Gelder zu enthalten; in Rom dagegen genügt bei den Staatsbeamten die eidliche Verpflichtung, sodas Veruntreuungen höchst selten vorkommen.“ Machiavelli aber meint im ersten Kapitel des ersten Buchs der Discorsi, Numa (diesem schreibt er natürlich die Einsetzung der Religion zu) habe für die Römer mehr geleistet als Romulus; denn ein religiöses Volk kriegstüchtig zu machen sei nicht schwierig, wohl aber ein kriegerisches religiös zu machen. Durch ihre Gottesfurcht, die jede Leidenschaft überwand, seien die Römer das gesetzlichste aller Völker geworden, indem sie Gott über alles fürchteten und daher ein Eid sie stärker band, als alle Zwangsmaßregeln es vermocht hätten. Cicero endlich zeigt uns in seiner Schrift De Natura Deorum, welche ernstern Besorgnisse die Aufklärung den denkenden Patrioten einflößte. Die atheïstischen, pantheïstischen, theïstischen Ansichten, die er die Teilnehmer an dem Gespräch entwickeln läßt, sind — abgesehen von der dabei hervortretenden unvollkommenen Naturerkennntnis — ganz die unsrer heutigen Philosophen. Bei diesem Zustande war es schwierig, den alten Götterglauben und Götterdienst aufrecht zu erhalten. Wo aber der Glaube schwindet, das sich die Götter unsrer An gelegenheiten annehmen, da, schreibt Cicero in der Einleitung, ist weder Frömmigkeit noch Gottesfurcht möglich. „Wo aber die Frömmigkeit, das Gefühl der Abhängigkeit von den Göttern vernichtet ist, da muß nach meiner Überzeugung auch Treue und Glauben und was sonst die Menschen zu einer Gesellschaft verbindet, vor allem aber die Krone aller Tugenden, die Gerechtigkeit, verschwinden. Und ist das alles dahin, so hat der Mensch keinen Halt mehr im Leben, und alle Ordnung löst sich auf.“ Man sieht: die Römer haben ihrer Religion ganz dieselbe sittliche und soziale Bedeutung zugeschrieben, die unsre heutigen Staatsmänner der christlichen zuschreiben.

(Schluß folgt)





Jakob Burckhardts letztes Wort über die Renaissance

Von A. P.



On den nachgelassenen drei größern Werken Jakob Burckhardts ist das, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, das wichtigste: es zeigt, wie er bis in sein hohes Alter auf dem Gebiete, das seinem Herzen am nächsten lag, weitergearbeitet hat, und es enthält eine auch für die hochgespannte Erwartung noch überraschende Menge von neuen und schönen Beobachtungen. Was die ältere „Geschichte der Renaissance in Italien“ in Lehrbuchform und knappgefaßten Paragraphen für die Architektur und die dekorative Skulptur gab, das geben diese „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien“ für die Malerei in drei fließend geschriebnen Abhandlungen, eine Behandlung nach Gegenständen und Gattungen: Das Altarbild, Das Porträt in der Malerei, Die Sammler. Die jedesmal vom Ausgang der gotischen Malerei bis auf den Gipfel der Hochrenaissance durchgeführte Betrachtung bringt uns die Gegenstände sehr nahe, wir nehmen das Fortschreiten der Kunst schon auf ganz kurze Strecken wahr, und völlig zu Ende geführt würde uns diese Methode einen Synchronismus der italienischen Malerschulen nach Jahrzehnten geben können. Das Buch war bei Burckhardts Tode völlig druckfertig, es ist vom September 1893 bis Dezember 1895 niedergeschrieben und nun von Hans Trog (bei Lendorff in Basel) herausgegeben worden.

Zunächst einiges über die Art der Arbeit. In den fünfzig Jahren seit dem Erscheinen des Cicerone hat sich viel geändert in der Kunstwissenschaft, auch der Begriff der Autopsie hat nicht mehr seine alte Stelle. Es wird jetzt manchen geben, der an Originalen viel mehr gesehen hat als Burckhardt in seinem Leben. Dafür schafft aber die Photographie Abbilder, die für das Studium des Details ebenso gut, oft sogar besser sind, und die außerdem das Vergleichen der Kunstwerke bis zu einem Grade ermöglichen, an den früher niemand gedacht hätte. Dankbar gegen die neue Erfindung hat Burckhardt sie für die geänderte Methode vollständig ausgenutzt. Einzig ist sodann seine Vertrautheit mit den geschriebnen Quellen, da es doch hie und da „gut ist, von den Schicksalen der Kunstwerke, auch von den bloß vermutlichen zu reden.“ Das Gelehrteste hierin ist wohl in dem Abschnitt über das Porträt die Be-

sprechung aller jetzt untergegangnen Fresken nach Schriftquellen zum Zwecke von Bildnißbestimmungen. Wer aber kann so anziehend die Sammlungen der Mediceer in Florenz nur nach Inventaren oder den Hausbesitz der Venezianer aus Büchern (Marcantonio Michiel, Sanfovino, Ridolfi) schildern! Und aus dem einen Vasari, der jetzt viel zu wenig gelesen werde, hat er selbst in der That noch sehr viel neues herausgelesen! Anstatt der Beispiele, die der Leser sich selbst suchen mag, gebe ich nur eine allgemeine, echt Burckhardtsche Bemerkung über Vasari. Während in Frankreich und Deutschland und sogar in Holland so vieles Alte zu Grunde ging, weil es vor dem spätern Kunstgeschmack keine Gnade fand, blieb in Italien manches Herrliche seit dem dreizehnten Jahrhundert „über die Zeiten des Manierismus und des Barocco hinaus gewiß nur deshalb erhalten, weil durch einen enormen Glücksfall, der auch hätte ausbleiben können, durch das Dasein und die weite Verbreitung des Vasari jenen Werken wenigstens diejenige Beachtung gesichert war, welche das ganz leichtfertige und hochmütige Wegschaffen und Zerstören hinderte.“ Wenn ferner seit den ersten Tagen des Cicerone die Kunsthistoriker unter den Anregungen der Gegenwart und im Verkehr mit gebildeten Künstlern mehr auf das eigentlich Malerische in den alten Bildern und auf die technischen Absichten der alten Darsteller achtgeben lernten, so sieht man jetzt aus diesem Buche, daß schon alle diese Probleme recht eigentlich in Burckhardts Gedanken gewohnt haben: die Tiefenwirkung, die Raumdarstellung durch Hintergrund, durch ausgeführte Architektur, die später auf wesentliche Formen beschränkt abnimmt, durch Ausblick auf Garten und Landschaft, endlich durch freie Luft mit Wolkenshimmel.

An Sinnesänderungen in der Auffassung ganzer Erscheinungen ist mir aufgefallen, daß die Vorliebe des Verfassers des Cicerone für Fra Bartolommeo als den Hauptmaler des Gnadenbildes noch zugenommen hat, und zugleich mit ihm ist auch Andrea del Sarto gewachsen. Am meisten aber hat Correggio gewonnen, gegen den der junge Burckhardt recht herbe sein konnte. Jetzt heißt es z. B. anlässlich der Frage, weshalb wir keine Bildnisse von ihm haben, sogar übertrieben, daß „schon alle seine Altarbilder ein höchstes Vermögen der individuellen Darstellung beweisen.“ Das „Attribuieren“ einzelner Bilder pflegte Burckhardt prinzipiell zu verspotten; für sein praktisches Verhalten wird folgende kleine Liste von Interesse sein. Die Verkündigung der Uffizien lehnt er für Lionardo ab, die Auferstehung Christi in Berlin dagegen giebt er zu, ebenso die dem Pier di Cosimo und Pinturicchio neuerdings zugesprochenen Teile der Sixtinischen Fresken in Rom, ferner das Berliner Männerporträt (Giorgione), die Dorothea in Berlin, die Fornarina der Tribuna, den Violinspieler (alle Sebastiano del Piombo), sodann das grüne Damenbildnis des Stäbelschen Instituts (Dosso Dossi) und den Goldschmied des Palazzo Pitti (Franciabigio), endlich bleiben ganz unangeordneten Correggios Magdalena in

Dresden und sogar die Berliner Statue des dort dem Michelangelo zugeschriebenen Johannes des Täufers. In Bezug auf diese hat übrigens Wölfflin in seinem eben erschienenen Buche: Die klassische Kunst Seite 49 den Gegenbeweis für mich überzeugend vervollständigt.

Das einheitliche Altarbild (quadro) hat sich entwickelt aus der mehrtafligen, manchmal zweigeschossigen „Ancona“ mit ihren feststehenden Flügeln (das „Triptychon“ hat bewegliche); an den Ursprung erinnert noch oft der halbbrunde obere Abschluß oder auch das Überbleibsel einer besonders gemalten „Lunette.“ Für das Altarblatt schiedte sich, abgesehen von besonders Anlässen, besser als eine bewegte Erzählung mit vielen Figuren, ein größerer, ruhiger Gegenstand, und hier bot sich den beneidenswerten alten Meistern „das große, ausdauernde Thema der Madonna mit Heiligen“ dar. Diese großer Abwechslung fähige „heilige Konversation“ ist das hauptsächlich Gnadenbild der Altäre geworden. An die Stelle der Madonna der Mitte kann auch eine heilige Familie treten oder eine Szene des Marienlebens (die „Sippe“ Christi kommt nur im Norden vor), und das Ganze wird auch wohl als Krönung Mariä oder als Himmelfahrt Mariä mit den Aposteln darunter gegeben, während das Sterbebett der Maria wieder mehr dem Norden angehört. Das Altarblatt hat für die Kunst manchen Vorzug vor dem Fresko gehabt: es verlangt Hintergrundausbildung und einheitliches, oft sehr bestimmendes Licht, außerdem Sorgfalt der Ausführung, weil es aus der Nähe und als einzelner Gegenstand muß gesehen werden können. Vielleicht hätten sich auch ohne den Altar Anlässe ergeben zur Bewertung von Luft, Wolken und Landschaft. „Es wird jedoch jedem neuen künstlerischen Vermögen sehr gut bekommen, wenn es seine Anfänge, seine Jugend im Heiligtum zubringen darf.“ Auch das Personal des Altarbildes fährt bei der strengen Auswahl gegenüber dem Fresko gut, es erhält seine Durchbildung und künstlerische Ausgestaltung, vor allem stellen das Bambino und die Engel, die größeren bekleideten und die öfters nackten Putten, Aufgaben einer ganz neuen Schönheit. Die Stifter werden oft sehr ausgeführt, wie auf den Bildern der Niederländer, und die einzelnen Heiligen bilden sich zu Persönlichkeiten aus, die drei Erzengel und Sankt Georg, der schöne nackte Sebastian und Hieronymus, das Ideal der Greise (in unsrer nordischen Malerei wäre außer an Hieronymus noch an Christoph und Antonius zu erinnern), nur Joseph bleibt absichtlich kümmerlich, durch negative Eigenschaften charakterisiert. Diesen festen Männertypen entsprechen kaum weibliche: Magdalena ist zwar erkennbar, aber sehr variabel. Aber die Madonna selbst mußte doch fast immer aufs neue dabei sein, und es ist nicht zu sagen, wie dadurch in der Darstellung des Weiblichen die italienischen Künstler vor allen andern gefördert worden sind. Neue Züge bringt dann das weltlicher gemeinte Hausandachtsbild in die Aufgabe hinein: der Figuren sind weniger, die Haltung ist intimer, das Bambino, „das ideale Kind des Hauses,“ lebendiger und schöner. Bei Filippo

Lippi und Sandro Botticelli, die in beiden Gattungen gut vertreten sind, ist „das Liebliche und Mütterliche eher vom Hausaltar auf den Kirchenaltar übergegangen als umgekehrt.“

Das erzählende Altarbild wird bei den Mailändern dem Gnadenbilde immer vorgezogen und später in der Barockzeit um des hineinzulegenden Pathos willen allgemein wesentlich begünstigt, es wäre aber auch, meint Burckhardt, überhaupt häufiger gewesen, wenn nicht das für den Kirchenaltar wünschenswerte Hochformat auf himmlische Erscheinungen hingewiesen hätte. Bei den für den Hausbesitz gemalten Bildern finden wir in der That das starke Hochformat nicht, dagegen viele Breitbilder, hier war also die Kunst in ihrer Stoffwahl freier. Das monumentale Fresko, das ja hauptsächlich Erzählung giebt, hat einen viel größern Stoffkreis (wie in der nordischen Kunst die erzählenden Holzschnittfolgen), und davon giebt es dann einiges z. B. aus dem Marienleben den Altären ab „zur Disziplinierung und Gliederung dieses Reichthums.“ Da man leicht geneigt sein wird, das Fresko schon um seines Umfangs willen und weil es uns im Norden fehlt, für die Hauptfache der italienischen Malerei zu halten, so kann es nur nützen, das Tafelbild wieder mehr in den Mittelpunkt der künstlerischen Leistung gerückt zu sehen, und zwar nicht nur in Bezug auf Ausführung, sondern auch in der Erfindung. Was an guten erzählenden Altarbildern auf uns gekommen ist, das zeigt uns thatsächlich den Gegenstand, verglichen mit den Darstellungen in Fresko, nicht bloß besser „diszipliniert,“ sondern oftmals individuell bedeutend, so das Spofalizio, die Verkündigung und die Heimführung, die Anbetung der Hirten und der Könige und die Taufe Christi. Jeder wird sich hervorragender Tafelbilder erinnern, deren Meisterzüge zum Ausdruck gebracht haben, die auf keinem frühern Fresko zu finden waren.

Oder wem fallen nicht von den dann folgenden Momenten der heiligen Geschichte Darstellungen für Altäre ein, wie Sebastianos Auferweckung des Lazarus, Raffaels Grabtragung und Transfiguration, oder die mehrfach ganz bedeutend ausgefallne Kreuzabnahme und Beweinung Christi? Burckhardt giebt eine höchst interessante Übersicht dessen, was auf den Fresken zu finden ist, und wovon doch nur ein Teil auf die Altäre kam. Er fragt nach den Gründen der Auswahl, die manchmal in besondern Motiven einer Richtung liegen, oft aber auch allgemeiner Natur sind. Das Abendmahl z. B. war ganz für die Klosterrefektorien in Anspruch genommen, die Kreuzigung als historisches Geschehen kommt in Italien fast gar nicht vor, nur der Gekreuzigte mit einer kleinen Zahl begleitender Figuren, aus der Passion und den letzten Dingen nur einzelnes, z. B. nicht das Jüngste Gericht bis auf Michelangelo. Über manches dieser Bilder erhalten wir lebhaft begründete Werturteile; die alten Lieblinge Burckhardts sind bei ihm in Gunst geblieben. Hervorzuheben ist noch die hohe Schätzung von Raffaels Spasimo di Sicilia, „vielleicht sogar

vorherrschend von seiner eigenhändigen Ausführung“ — in die sich heute kaum jemand mehr finden wird. Sein Schüler Wölfflin erklärt in dem oben genannten Buche sogar die persönliche Beteiligung Raffaels an der Komposition für ausgeschlossen. Auf die heilige Erzählung als Inhalt des Altarbildes folgt noch die Legende der Heiligen, wobei es entweder mehr auf die Erscheinung der Person des Heiligen abgesehen sein kann oder auf das Geschehnis (Martyrium Sebastians von Pollajuolo, Petrus Martyr von Bellini und Tizian), die Auswahl ist immer durch die Stiftung bedingt und in der Regel noch jetzt erklärbar.

Der Abschnitt über das Porträt beginnt mit einer höchst gelehrten Geschichte der Anfänge bis auf Giotto und das vierzehnte Jahrhundert, wo die ersten Einzelbildnisse auf Tafeln erscheinen. Das isolierte Porträt wird jedoch noch lange zurückgehalten durch die „Assistenzen“ der Cittadini auf den religiösen Fresken, die in mancher kleinern Provinzialstadt schon die ganze bildnisfähige Honoratiorenschaft umfassen konnten. Daneben war dann für ein besondres Porträt nur selten Bedürfnis. An diesen Zuschauern auf den Fresken des fünfzehnten Jahrhunderts lassen sich die Fortschritte im Individualisieren und der Realismus, soweit ihn die Malerei damals überhaupt geben kann, am besten wahrnehmen. In der Verwertung des Details waren die Flandrer um jene Zeit weiter, sie zeigten den Florentinern und Venezianern, daß die kleinen Zufälligkeiten der Auffassung des Ganzen keinen Schaden thäten, und keine der nordischen Gattungen schätzte man auch darum in Italien so wie das Porträt, demnächst dann auch die Landschaft. Die Italiener geben vor allem im Einzelbildnis noch lange häufig die Profilstellung, die Flandrer schon früh das volle Gesicht und namentlich die malerisch wirksame Dreiviertelwendung (italienisch *ausgebrückt un oocchio e mezzo*, auch in *mezzo oocchio* und *un quarto d'occhio*). Es werden nun sämtliche Malereien des fünfzehnten Jahrhunderts von Masaccio an, nach Schulen und einzelnen Meistern geordnet, besprochen und auf ihren Porträtgehalt geprüft, die immer noch nicht häufigen guten Einzelbildnisse werden hervorgehoben, die wichtigsten Maler charakterisiert, manche mit besonderer Wärme: Piero dei Franceschi, Giovanni Bellini und Antonello von Messina. Die Betrachtungsweise mit immer nur andeutenden Sätzen ist höchst geistvoll. Sie ist aber auch ertragreich, was schon an wenigen Proben sichtbar sein wird. Warum kommen uns die Zuschauer auf den historischen Breitbildern der Gentile Bellini und Carpaccio weniger erlesen und geistig vor als auf den florentinischen Fresken? Weil in Venedig die Zugehörigkeit zu einer Bruderschaft ohne jedes weitere persönliche Verdienst genügte, auf ein solches Bild zu kommen, und die individuelle Berühmtheit, nach der in Florenz der höhere Bürger strebte, bei dem Geiste der venezianischen Verfassung nicht einmal geraten gewesen wäre; das Amt gab die Stellung, und die Vornehmheit ließ sich nur durch die Amtstracht ausdrücken, so auf den Dogen- und Prokuratorenbildern. Die für eine Hauskunst günstigen

Bedingungen, ungestörter Friede, Reichthum, Behaglichkeit der innern Einrichtung (Glasfenster sind früh allgemein in Venedig!) konnten auch auf das Familienporträt hinführen; es finden sich auf venezianischen Hausandachtsbildern oft Mann und Frau dargestellt. Sonst aber sind Allianzbildnisse von Ehegatten, wie überhaupt in Italien, äußerst selten, auch Bildnisse von einzelnen Frauen und Mädchen sind nicht häufig, denn die berühmten Halbfigurenbilder weiblicher Schönheiten sind ja keine Familienporträts. Männerbildnisse dagegen kommen schon früh in großer Zahl vor, auch zu zweien angeordnet, und zwar sind die Dargestellten dann seltner Verwandte als nahestehende Freunde. Während nun in Mittelitalien im fünfzehnten Jahrhundert das Einzelbild noch selten, und gewöhnlich weder der Meister noch der Dargestellte sicher ist, wiegen die „assistierenden Cittadini“ der Fresken von Toskana wohl die ganze damalige Porträtleistung des übrigen Italiens auf. Filippo Lippi und Ghirlandajo werden mit jung gebliebener Bewunderung gefeiert. Bei Luca Signorelli, meint Burckhardt, zeige es sich schon in den Fresken der Sixtinischen Kapelle, „wie frei er sich hielt von aller Einführung angesehener Ortspersonen, indem gewiß nur in seine Gruppen aufgenommen ist, wen er wollte, und weil er es wollte, wie schon die Kraft und Schönheit der meisten Köpfe beweist.“ Das wird nun weiter ausgeführt. Bei keinem Quattrocentisten sei das Individuelle so frei von der Absicht auf Kenntlichkeit nach Ort und Person, oft dagegen habe er seine eignen Züge in die Gesichter gelegt. Alles erscheine bei ihm als freie Schöpfung, vorgetragen von einer hohen momentanen Kraft, die gar keiner Erinnerung an bestimmte zeitgenössische Individuen bedürfe. Die Florentiner geben mehr als die übrigen Italiener den Madonnen und Heiligen nicht nur individuelle Züge, sondern die Züge bestimmter Personen, die dann nicht mehr besonders als Stifter aufgeführt zu werden brauchten. Dahin gehören die Bilder des jungen Tobias mit einem oder mehreren begleitenden Engeln, in der Skulptur die Büsten und Reliefs des Knaben Johannes des Täufers. Pietro Perugino hat auf den Fresken der Sixtinischen Kapelle noch Zuschauerguppen, später hat er keinen Sinn mehr für das Bildnißmäßige. Sein Landsmann Pinturicchio aber ist der geborne Schilder der Assistenzen; er wird in allen seinen Cyclen von der Sixtinischen Kapelle bis zu der Libreria in Siena (wo nebenbei Burckhardt für Raffaels Anteil eintritt) mit Ausführlichkeit besprochen.

Am Schluß der Übersicht über die Bildnisse „dieses erstaunlichen fünfzehnten Jahrhunderts“ läßt Burckhardt einen „(unmöglichen) objektiven Europäer“ durch das Abendland wandern, ein Gegenstück zu Macaulays berühmtem Neuseeländer, der demaleinst in ferner Zukunft auf einem letzten Bogen der gebrochenen Londonbrücke inmitten tiefer Einsamkeit die Ruinen der Paulskirche zeichnen wird. Dieser unmögliche Wanderer würde schon aus der enormen Masse „der gemalten Bildnisse aller Stufen und Gattungen geschlossen haben, daß süßlich von den Alpen eine besonders geartete Menschheit lebe, und diese

würde ihm auch außerhalb der Kunst sehr eigen und anders entwickelt als draußen vorgekommen sein. Außerdem würde er an Prachtgräbern und öffentlichen Denkmälern, selbst neben dem Vorzüglichsten, was im Norden und Westen von Europa geboten wurde, eine große Übermacht der Bildnisse inne geworden sein, und mit Staunen hätte ihn auch das tragbare Monument, die Schaumünze, erfüllen müssen. Aber vielleicht auch vor den wunderbarsten Bildnistafeln hätte ihm eine Ahnung gesagt, daß einstweilen nur das Leben gesteigert, die Auffassung noch wenig erhöht, die Wahrheit eine ungeschmeichelte war; wer ihrer nicht begehrte, konnte ungemalt bleiben; weibliche Porträte waren einstweilen selten, und die Schönheit war in ihnen wohl vorhanden, aber noch nicht völlig geltend gemacht.“ Diese neue und für unsre ganze moderne Auffassung definitive Gestaltung des Bildnisses erfolgt seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Italien. Sie ist ein Zweig des sogenannten klassischen Stils und geht durch dieselben Meister vor sich, die zugleich Historienmaler sind. „Das Porträt nahm teil an allen Mitteln, Wirkungsweisen und Erfahrungen, die die große Malerei der Fresken, der Gnadenbilder, der historischen und mythologischen Erzählung jetzt mit sich führte, und für Lichtwirkung und schöne perspektivische Wendung waren schon einfache Madonnen eine wichtige Lehre. Befäßen wir aus den großen ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts selbst nur noch die Porträte, so wäre schon aus diesen auch auf eine starke allgemeine Veränderung in der damaligen Kunst zu schließen. Es ist dieselbe Mächtigkeit der Erscheinung durch Vereinfachung und Konzentration, dabei aber waltet auch derselbe geheimnisvolle Sonnenschein, der als höhere Gabe jenen kurzen Dezennien geschenkt gewesen ist.“ In der nun folgenden Besprechung der Bildnisse hat Burckhardt zum erstenmal an dieser einen Gattung den Stil der Hochrenaissance nach seinen einzelnen Eigenschaften gekennzeichnet. Wie zunächst an einigen nicht reinen Bildniswerken gezeigt wird, beruht das „neue Individualisieren“ im Vergleich zu dem Mannigfaltigen der Frührenaissance auf einer Auswahl und einer Erhöhung. So bei Lionardos Aposteln und an den Figuren an der Decke der Sixtina von Michelangelo, der sich grundsätzlich sträubte, das Lebendige zu porträtieren, wenn es nicht schön wäre. Sodann wird auf Raffaels Disputa hingewiesen, wo das Erhöhte-Individuelle zum Wort kommt in der äußerlichen und innerlichen Bewegung einer planvoll gruppierten Menschenmenge, während die porträtmäßigen Assistenten der Frührenaissance zufällig angeordnet und ohne Teilnahme sind. Gegen Ghirlandajos Fresken aus dem Leben Marias und Johannes des Täufers in S. Maria Novella wird Andrea del Sartos Marienleben in der Vorhalle der Annunziata gehalten, um die neue Stellung des Individuellen klar zu machen. Endlich wird an frühern Bildern Tizians (Fresken in Padua, Mariä Tempelgang in der Akademie) gezeigt, wie auch diesem „das Gesez der allgemeinen Belebung und Beteiligung solcher Anwesenden ausgegangen“ sei, „bis endlich mehr und mehr das Komponieren nach Licht und Farben all seinen

besten Idealismus und Realismus, alles Ruhende und dramatisch Bewegte unter seine mächtige Obhut nimmt.“ Nach diesen Vorbereitungen geht es an die Betrachtung der eigentlichen Porträts jenes „klassischen“ Stils. Interessant ist schon die geographische Verteilung: Rom und Florenz bringen wenig, aber ausgezeichnetes hervor, Neapel scheint ganz ausgefallen zu sein, von Siena ist wenigstens heute kaum noch etwas nachweisbar, Genua lebte durchaus von fremden Kräften, Mailand und Verona bieten mancherlei, alles aber steht zurück hinter der Stadt Venedig und der ganzen Terra ferma von Triaul bis Bergamo, und wenn man bedenkt, daß dieses Gebiet „unter der Herrschaft des heiligen Markus vielleicht seine besten, wenigstens seine ruhigsten Zeiten erlebt hat, da die Familien auch in Gestalt der bildlichen Erinnerung ihr Wohlergehen aussprechen konnten, so schimmert uns ein Zustand entgegen beinahe wie der von Holland im siebzehnten Jahrhundert, da die Porträtmaler kaum zu zählen sind und ihre Werke als ein selbstverständliches Phänomen wirken.“

Unter den Ausdrucksmitteln des neuen Porträtstils steht obenan ein etwas größerer Maßstab, wenigstens die annähernde Lebensgröße, so daß noch etwas mehr als die Hüfte gegeben wird, zum mindesten meistens die Hände, bald auch Kniestück und ganze Figur. Ferner wird das reine Profil aufgegeben, und das Gesicht wirkt durch seine Formen größer als früher. Zu der bloßen Ähnlichkeit des Dargestellten kommt aber noch etwas lebendigeres, die Stunde der Darstellung, das Sprechende des Moments, die freiere Haltung im Sitzen oder Stehen, eine Wendung, eine Richtung, eine für den Dargestellten bezeichnende Bewegung, ein bestimmtes Handeln, ein charakteristisch eingreifendes Attribut, was alles dem modellmäßigen Bildnismaler des fünfzehnten Jahrhunderts noch ganz fern lag. Auch die Umgebung des Dargestellten wird durch den neuen Stil verändert, eine zu sehr ausgeführte Landschaft oder Architektur würde das Bildnis beeinträchtigen, hier entspricht die Vereinfachung der Formen und sogar der häufig ganz neutrale Hintergrund dem Gefühl der Hochrenaissance. Endlich das Weirerk soll nicht täuschend und mikroskopisch, sondern zur Wirkung im ganzen gegeben werden: ein Pelztragen Sebastianos del Piombo hat nicht die Illusion der spätern Niederländer. Zu dem neuen Bildnis haben, wenn wir Lionardo und Raffael vorweg nehmen, die Venezianer das meiste beigetragen, Sebastiano, Lorenzo Lotto und ihr größter, Tizian. Venedig und das Porträt gehören seit der Zeit zusammen. Tizian wird ausführlich gewürdigt, das über ihn Gesagte gehört zu dem Allerschönsten in dem ganzen Buche. Seine Weltstellung beruhe lange nicht bloß auf seinem malerischen Können, sondern auf der Auffassung seiner Leute, dem „Mysterium der guten Stunde.“ Das in der neuern Kunstsprache mißbrauchte Wort „vornehm“ müsse bei ihm noch einmal seinen ganz unentbehrlichen Dienst thun. Ein ganz neuer Typus des Distinguierten, ganz verschieden von dem spätern Vornehmen des Wandysd und der Maler Ludwigs XIV., werde durch ihn den Bildnissen gegeben. Die Leute werden wirksam dargestellt, aber nicht

in Szene gesetzt, denn der Italiener will nicht durch Wichtigkeit lächerlich erscheinen. Das bloße Sein des bevorzugten Menschen, ungesucht und unaufdringlich, genügt. Die Kunst weiß jezt, was für jede Person das Vorteilhafteste ist, und spricht es in jedesmal neu erscheinenden Wendungen von Kopf, Hals und Schultern und in dem Gegeneinander der Hände aus. Die Dargestellten aber kommen der Kunst entgegen; man steht und sitzt anders als früher; Beispiel: die nicht einmal von Raffael selbst gemalte Johanna von Aragonien. Man wird nun bei der Charakterisierung fast jedes neuen Porträts auch durch eine neue Wendung Jakob Burckhardts überrascht werden: Herzog Francesco Maria von Urbino, ein Mann von kurzer Progeburt, das sollte man inne werden; Admiral Doria von Sebastiano del Piombo, mit den Zügen eines Unbedenklichen. Gegenüber der vornehmen Zurückhaltung des städtischen Venezianers wird das unvenezianische Sichgehenlassen der Provinzialhonoratioren hervorgehoben auf den wenn auch noch so herrlich gemalten Bildnissen von Cariani, Moretto und Moroni, der „den einzigen und höchst lächerlichen Wichtigthuer der ganzen italienischen Porträtkunst hat verewigen dürfen oder müssen (National Gallery); in der Provinz war dieses Bild noch innerhalb des Respektes möglich, während es in Venedig den vollsten Hohn würde erregt haben, trotz erstaunlicher Behandlung.“ Mit einem andern Beispiel feinen Spotts wollen wir von diesem Kapitel Abschied nehmen. Angesichts des Doppelbildes mit den ausdrucksvollen, vortrefflich kontrastierenden und sympathischen Köpfen Ravageros und Beazzanos von Raffael möge man sich die verschiedenen Gründe der Unmöglichkeit eines solchen Gemäldes im heutigen hochgebildeten Europa deutlich machen, und man wird in vergnügliche Stimmung kommen.

Der letzte Abschnitt: Die Sammler, ist schon allein durch seine Anordnung höchst originell. Er umfaßt solche Kunstwerke, die nicht für Kirchen und öffentliche Profanräume bestimmt waren, sondern für die Privatammlungen, deren Besitzer als Gönner der werdenden Kunst einen sich allmählich, wie später in der holländischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts, ausbildenden Privatgeschmack geltend machten. Es kamen dafür nicht nur Gemälde in Betracht, sondern Sachen der verschiedensten Art: gewirkte Teppiche, die nach Gegenstand und Stil mit den Bildern konkurrierten, Skulpturen, darunter Kleinbronzen und Plaketten, Medaillen, endlich ältere Kunstwerke und Erzeugnisse des Kunsthandwerks, die ebenfalls zur Bildung des neuen Geschmacks mit beitrugen, insofern z. B. die Antike im weitesten Umfange, nicht aber das Mittelalter dabei Berücksichtigung fand. Allein schon die gegossenen (nicht geprägten) und von den Künstlern nachgefolgten Medaillen (Vittore Pisano usw.) auf Ereignisse und Personen sind in Italien ein für den Kunstgeschmack wichtiges Gebiet. Außer den fürstlichen Persönlichkeiten wurden Privatleute, Humanisten, Kondottieren dargestellt, die Bildnismedaille vertritt die Stelle des in Italien damals noch

nicht üblichen Kupferstichporträts. Wer entschied über die Bildnisfähigkeit und die dazu erforderliche Berühmtheit der Einzelnen, wer traf die Auswahl, die Künstler oder die Besteller, und fand dabei eine der modernen Subskription vergleichbare, vorherige Probe auf das Urteil des Publikums statt?

Wir beschränken uns auf eine kurze Übersicht über die Malereien. Zuerst findet sich hier wieder das Hausandachtsbild ein im weitesten Umfange seines Begriffs. Es fordert seine Ausführung, erstrebt intime und neue Eindrücke und teilt von seinem Gehalt der Kirchenmalerei mit. In Venedig wirkt das Hausbild der Verflachung entgegen. Anlässe der Sitte und besond're Liebhaberei begünstigen bestimmte Gegenstände: die Verlobung der Katharina als Hochzeitgabe, die Anbetung der Könige vielfach in Toskana. Hier wählt man auch für hochideale Gegenstände die Rundform (Tondo), die in Venedig ganz fehlt. Die venezianischen Hausbilder haben Breitformat: Madonna, Pietà, Christus von Engeln und Heiligen gestützt, vielfach in Halbfigur. Eine besond're Verwendung finden dann die Breitbilder auf Truhen in Florenz und Venedig. Am ausführlichsten sind wir über die Anfänge des Sammelns bei den Medici unterrichtet. Hier zeigt sich der neue Privatgeschmack am deutlichsten schöpferisch beteiligt in den mythologischen Skulpturen und Gemälden (der Pollajuoli, Luca Signorelli, Sandro Botticelli). In Florenz hört das Sammeln mit den Wechselfällen des mediceischen Hauses am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts so gut wie ganz auf. Florenz wird durch das reichere Venedig abgelöst, hier behauptet sich der Sammeleifer ungestört, und das ist für den Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts wichtig, denn Venedig „nahm nicht nur den Florentinern in Italien überhaupt die Führung ab, sondern es wurde mit seinen neuen Auffassungsweisen auch für das übrige Italien maßgebend.“ In Mailand hatten die Sforza viel zusammengebracht, das ging am Ende des Jahrhunderts mit dem Sturze des Hauses in Trümmer. Unter den kleinern Höfen gewannen durch Kunstpflege und Sammlung zum Teil mit Benutzung einheimischer Richtungen für den neuen Geschmack am meisten Bedeutung Ferrara, Urbino und Mantua. Am längsten machten als Gönner ihren Einfluß die Gonzagen in Mantua geltend, Isabella und ihr Sohn Federico, durch sie wurden dann auch zuletzt die Habsburger mit der Kunst Correggios und Tizians vertraut gemacht und für Tizian auch als Besteller gewonnen.

Der wichtigste Vorgang ist nun der, daß durch den Privatgeschmack der vornehmen Gönner die Malerei ganz auf das weltliche Gebiet hinübergeleitet wird. Zwar die Richtung auf das eigentliche in den Niederlanden längst blühende Genre wurde in Italien durch eine starke pathetische Doktrin zurückgehalten, so großes Gefallen auch einzelne Sammler an derartigen nordischen Bildern längst gefunden hatten. Ein Gegenstand des täglichen Lebens, mochte er noch so täuschend gemalt und darum bewundernswert sein, galt als cosa

bassa. Das Weltliche mußte also irgend eine Art allegorischer Erhöhung erfahren, und das Mythologische, dem wir schon in Florenz begegnet sind, und worin sich dann Mantegna, Lorenzo Costa und Perugino auf Geheiß Isabella's von Mantua versucht hatten, wurde nun doch durch Correggio und Tizian noch zu etwas ganz anderm. Und zwar ist in der mythologischen Kabinettmalerei Tizian nicht nur „ein mächtiger Meister von sich aus, sondern ganz offenbar thatsächlich der Intestaterbe des so früh gestorbenen Correggio geworden.“ Er hatte das jetzt in England befindliche Bacchanal seines Lehrers Giovanni Bellini nach dessen Tode vollendet. Mit diesem Bilde „nimmt die Malerei der Frührenaissance ihren feierlichen Abschied, um dem völlig malerischen Stil der Hochblüte das Szepter zu überreichen, und im Camerino des Alfonso von Este, dürfen wir sagen, ist diese Funktion vor sich gegangen.“ Es folgt hierauf bei Burckhardt eine Schilderung der drei für Alfons gemalten Bacchanale (Bachus und Ariadne in London; Bacchantenfest und Venusfest in Madrid), „Prinzipienerklärungen einer anders gewordenen venezianischen Kunst“ mit stark bewegter Komposition, einer Fülle von Figuren und einem ganz neuen Verhältnis zu Luft und Landschaft, sowie der völligen Sicherheit in der Verteilung des Lichtes. Die spätern Mythologien Tizians sind ganz anders, sie haben weniger Figuren in größerem Maßstabe und mit reicher entwickelten Formen, sie machen nicht mehr „jenen Eindruck einer wie heimlich bereit gehaltenen und nun plötzlich prachtvoll hervorbrausenden Jugendwelt,“ aber in der Landschaft und ihrer Mitwirkung bei der Erzählung hat Tizian inzwischen seine Höhe erreicht, wie auch mit dem nun verbrannten Petrus Martyr von 1530. „In diesem Jahre sahen sich die beiden Mächtigen, nämlich Correggio und Tizian, in Parma, und wie immer sie sich in Worten oder im stillen mögen überhaupt ausgetauscht haben, wir dürfen glauben, daß auch die Landschaft dabei mitredete. Correggio besaß neben allem, was sonst in der Landschaft herrlich ist, das von irdischem oder himmlischem Licht durchströmte geschlossene Walddunkel, wie es seit seiner Ruhe auf der Flucht (Uffizien) in der Zingarella (Neapel) und der Madonna della Scodella (Parma) der Menschen Augen und innern Sinn entzückt haben muß, und bald hernach entstand ja die Landschaft der Leda, in einem Zusammenklang mit der dargestellten mythischen Szene, wie ihn die Kunst wohl nie wieder erreicht hat. Aber 1534 starb dieser Mitherrscher, und Tizian stand nun in der mythologischen Malerei als sein Haupterbe da. Es entsteht die spät-tizianische Landschaft mit schön bewegtem Terrain, mit einer saftigen Welt von Bäumen und Wiesen und köstlichem Gewässer, mit einer meist nur mäßigen, aber durch wandelndes Licht wonnevollen Ferne, mit herrlichen Lüften, Wolken und zitterndem Sonnenlicht, und jetzt erst werden Vegetation und Karnation, Purpur und zartes Linnen, daneben auch wohl Skulpturen in Marmor zu den erstaunlichsten Akkorden gestimmt.“ Schilderungen von dieser Länge der Ausführung finden sich bei dem alten Burckhardt nicht mehr viel.

Neben den großen Mythologien giebt es noch Breitbilder mit Kniefiguren, ganz nach Art der Hausandachtsbilder konzentriert und für kleine Räume bestimmt, und neben aller Mythologie und Nacktheit behauptet sich auch eine starke Anzahl von Gegenständen des christlichen Bilderkreises in der Privatbestellung, „manches davon ist noch mit Willen für die Andacht geschaffen, und namentlich für reiche und kunstsinige Geistliche waren diese Thematika die schicklichsten.“ Unter den vielen für den Privatbesitz gemalten ruhmvollen religiösen Bildern der venezianischen Schule nennt Burckhardt Tizians Grabtragung (Louvre), die „allein unter allen Darstellungen dieses Moments mit Raffael in Wettkampf treten kann und die spezifische Kraft venezianischen Wollens und Könnens zu höchster Äußerung gesammelt zeigt.“ Ganz unbewacht sprechen sich einmal der nach dem Profanen verlangende Zeitgeschmack und ein vom Gegenstande unabhängiger Schönheitsfuss in einem Anliegen Federigos von Mantua an Sebastiano del Piombo schon 1524, er will nichts heiliges, sondern qualche pitture vaghe e belle da vedere, als ob die religiösen Hausbilder diese Eigenschaften nicht hätten auch haben können. Venedig aber hatte schon seit Giorgione sein ganz eigentümliches, verschwiegenes, von der naturalistischen Deutlichkeit der Holländer weit entferntes Genrebild, dergleichen seltsamerweise „während der goldenen Kunstzeit im ganzen übrigen Italien, auch in dem geselligen Florenz, niemand gemalt oder bestellt hat.“ Und nun bekommt es als ein noch berühmteres spezifisches Erzeugnis die weibliche Schönheit in halber Figur und nicht als Porträt einer Bestimmten gedacht (Tizian, Palma und ihre Nachfolger). Fast jedes bedeutende Bild wird hier aus den Umständen seiner Zeit erläutert und auf seinen von aller Zeit unabhängigen Wert befragt. Man könnte denken, bei Burckhardts Vorliebe für die Venezianer sei ihm dieser ganze Abschnitt unvermerkt als ein Stück venezianischer Kunstgeschichte geraten. In Wirklichkeit aber liegt die Sache vielmehr so, daß sich beinahe alles neue in der Malerei etwa seit 1520 auf venezianischem Boden vollzieht, und bald die Venezianer mit ihrem Gemalten das ganze übrige Italien derart in den Schatten stellen, daß man sich anstrengen muß, um es nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Wie muß eins der späteren Wunderwerke von Tizians eigener Hand durch die Natürlichkeit seiner Erscheinung schon zu seiner Zeit abgestochen haben von allem, „was in Rom, Florenz und Mantua der bereits herrschende Manierismus an steinerner Üppigkeit hervorbrachte!“ Und es berührt uns wie ein schlechter Scherz, wenn wir den Michelangelo 1546 auf dem Rückwege von einem Besuch in Tizians Atelier im Vatikan seinem Schüler Vasari vorlagen hören, wie schade es sei, daß ein so hochbegabter Mensch in Venedig nicht besser habe zeichnen lernen können.

Man sieht, diese Beiträge zur Kunstgeschichte in Italien, aus denen ich gern noch manches mitgeteilt hätte, z. B. die „Invasion“ der Flandrer in Italien, oder was den italienischen Sammlern an Dürer gefallen mußte, sind

ein sehr originelles Buch, recht eigentlich im Geiste der frühern „Kultur der Renaissance“ und wie diese ungemein gehaltvoll. Es ist kein Buch zum Lesen, sondern zum wiederholten Durcharbeiten; um es ganz zu würdigen, sollte man es in Bezug auf den einzelnen Inhalt mit Burdhardts ältern Büchern vergleichen, dann ist der Gewinn doppelt groß. Die Sprache des Buchs ist in ihrer Art meisterhaft. Wer da von lebendiger, anschaulicher Schilderung oder von erschöpfender Charakterisierung sprechen wollte, hätte selbst ganz den Ton verfehlt. Erschöpfend charakterisiert Burdhardt überhaupt nie, auch im Cicerone nicht, er hat immer, schon durch die äußerlich einkleidenden Redewendungen, die er liebt, etwas vom Stil des Fragmentisten. Das anschauliche Schildern aber, das im Cicerone noch vorkommt, hat hier durchaus dem Betrachten Platz gemacht; der Stil ist sententiös und dabei von großer Knappheit. Es ist die Sprache eines mit der Sache ungewöhnlich Vertrauten, und es sind Worte, gewissermaßen vor dem Gegenstande selbst gesprochen. Wer den Ausdruck verstehen und ihn treffend, oft ganz überraschend treffend finden will, muß den Gegenstand kennen.

Ich hätte darum noch einen Wunsch. Das Buch ist gut ausgestattet, aber dafür, daß es ein so hervorragendes Buch ist, doch sehr einfach, und es ist ohne alle Abbildungen. Es sollte also, wenn diese Auflage hoffentlich schnell verkauft sein wird, eine neue auf etwas besserem Papier gemacht werden und mit sehr vielen guten Autotypien in kleinem Maßstabe, wie sie das mehrfach erwähnte Werk von Wölfflin enthält. Dann würden Burdhardts „Beiträge zur Kunstgeschichte in Italien“ ein Buch für noch viel mehr Leser werden und ein Schatz für immer sein.



Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur

Eine Studie

(Fortsetzung)

3



ie jungdeutsche Litteratur- und die radikale Lyrikergruppe der vierziger Jahre waren nicht nur ihren Zielen, sondern auch den Personen nach viel schärfer getrennt, als die freie und die ultramontane Romantik; immerhin nahmen Gutzkow und Wienberg, seit dem Auftreten Herweghs und Dingelstedts, die Miene an, sich niemals gegen die künstlerische Form als solche aufgelehnt und die Mißprodukte der dreißiger Jahre immer nur als Übergänge betrachtet zu haben. Die Lobredner der politischen Lyrik aber betonten gewaltig, daß der geistige

Gehalt des Liberalismus, der Hegelschen Philosophie und der neuern Litteratur in den Klängen der politischen Lyrik mit enthalten seien; Arnold Ruges „Deutsche Jahrbücher“ wies die Anschulldigung, daß der Geist dieser jüngsten Dichtung nur verneinend sei, mit dem Trumpf zurück: „Man gebe sich nur einmal die Mühe verschrieene Negation näher anzusehen, und man wird finden, daß sie durch und durch selbst Position ist. Für diejenigen freilich, die das Vernünftige, den Gedanken, weil er nicht stillsteht und sich bewegt, für nicht positiv erklären und deren kraftloses Epheugemüt einer alten Mauerruine, eines Faktums bedarf, um sich an ihn zu halten, für die ist aller Fortschritt Negation. In Wahrheit aber ist der Gedanke in seiner Entwicklung das allein Ewige und Positive, während die Faktizität, die Außerlichkeit des Geschehens eben das Negative, Verschwindende und der Kritik anheimfallende ist.“ Robert Prutz, selbst einer der Hauptvertreter der politischen Lyrik, erwies mit unermüdblicher Betriebsamkeit, daß alle Herrlichkeiten des profaischen Jahrzehnts der aus der Philosophie gebornen freien Gedanken und der ersten politischen Regungen geläutert und verklärt in der Oppositionspoesie wiederkehrten. Rudolf Gottschall, der sich ihr in früher Jugend anschloß, rühmte ihr noch Jahrzehnte später nach, daß die politische Lyrik die „Erbshaft Börnés“ angetreten habe. „Weder Heines zerrissene Form, noch das ahnungsvolle Irrlichtelieren unbestimmter Phantasien konnte ihr genehm sein; sie brauchte Energie des Ausdrucks, Ganzheit und Geschlossenheit der Kunstform, Pathos und ernstesten würdigen Mannesschritt, statt aller phantastischen und frivolen Seitenpas. Die politische Lyrik parodierte die Romantik nicht mehr; sie betrachtete jede Donquixoterie als geistig überwunden und wandte sich in unmittelbarem Anlaufe gegen den Staat und die Gesellschaft, insoweit beide nicht mehr den idealen Ansprüchen genügten. So schloß sie sich an den junghegelschen Radikalismus an. — Die politische Lyrik trat mit Begeisterung für das öffentliche Leben auf, das sie durch die Macht des Gedankens in Fluß bringen wollte,“ worauf sich bekanntlich die antilyrischen und antikünstlerischen jungdeutschen Halbbelletristen auch berufen hatten.

Und zum drittenmale wird der Nachweis der Übereinstimmung oder vielmehr der Nachweis geführt, daß die symbolistische Poesie in natürlicher Steigerung aus der naturalistischen erwachsen sei. Wenn hierbei die kritischen Vertreter der „modernsten Moderne“ immer wieder auf Ibsen pochen, so wissen sie wohl, was sie thun, denn in der That fließt in dessen Dramen die Energie einer ganz konkreten Schilderung zumest widerwärtiger und krankhafter Individuen mit einer hineingeheimnisten symbolischen Bedeutung und mystischen Allgemeingiltigkeit ihrer Antriebe und Irrtümer zusammen. Aber natürlich genügt dieser Symbolismus den Äußersten nicht. Und ganz unumwunden meint denn auch ein poetisch kritischer Hauptvertreter des Symbolismus, daß er die vorausgegangnen Phasen der Entwicklung alle in sich schließe. Denn „in dem gemeinsamen Ansturm der Individualisten und der Sozialisten drückt

sich für den Kulturästhetiker gar nichts weiter als die Thatsache aus, daß dem modernen Menschen das Dogma der Nächstenliebe schon genug in Fleisch und Blut, ins sinnliche Gemüt, ins Unwillkürliche übergegangen ist, um es nun entbehren zu können und im Kampf für neue Seelengüter immer entgegenlicher zu machen. — Die Menschheit wird sich vom Kampf um ethische Normen, von Zwangseinrichtungen und Schutzvorschriften für das Zueinanderwirken der Gesellschaft und des Einzelnen, überhaupt je länger je mehr befreien, je ästhetischer sie nämlich wird.“ Herr Richard Dehmel stellt uns dieses Idealziel, dem die symbolische Dichtung die Menschheit entgegenführen soll, und die Behauptung, daß der „autonome Egoismus um der Selbstergründung willen, lediglich ein Mittel zur Erfeigung abnormer Bewußtseinsstufen darstellt, also die Gesellschaft fördert“ nicht etwa im blutigen Hohn, sondern im vollen Ernst vor Augen, denn „die Gattungstribe treiben sich gegenseitig zur Entfaltung und schützen einander vor Überwucherung.“ Die symbolische Dichtung schließt, scheint es, alle Naturkraft und Weltfülle in sich, wie der — autonome Egoismus die — Nächstenliebe.

Gemeinsames Kennzeichen aller Revolutionen, besonders der litterarischen, ist endlich die leidenschaftliche Feindseligkeit gegen eine hervorragende Gestalt aus dem Kreise der Gegner, die sich in politischen wie litterarischen Revolutionen in dem Maße steigert und erhitzt, wie sich die feindselig Schmähenden bewußt werden, daß sie mit ihrer Leidenschaft allein stehen und die Welt gute Gründe hat, die Lästerung vom Urteil zu unterscheiden. Ganz so sinnlos gellend, wie die Pariser Jakobiner „Tod Pitt und Koburg!“ schriegen, während sie kaum wußten, wer die Leute waren, sind natürlich die Losungen litterarischer Parteien nicht. Aber interessant und charakteristisch bleibt es, wie auf dem Höhepunkte der romantischen Bewegung nach und nach Goethe (den die Gebrüder Schlegel ursprünglich noch als den einzigen wahrhaften Dichter der Gegenwart gepriesen hatten) an die Stelle Schillers trat, das heißt immer mehr zum Zielpunkt des Mißwillens und Mißurteils der Romantiker wurde. Immerhin trugen die erbitterten Romantiker, bis auf wenige Ausnahmen, in sich eine gewisse Scheu, ihre Veringschätzung und ihren leidenschaftlichen Ingrimms öffentlich zu bekennen und tauschten sie zumeist in Briefen aus, die zum Teil erst lange nach ihrem Tode gedruckt worden sind.

Was sie in diesem Punkt etwa verabsäumt hatten, holten zwei Jahrzehnte später die Jungdeutschen nach, vor allen Wolfgang Menzel, der trotz seiner spätern Feindseligkeit gegen Gutzkow und dessen Genossen die hölzerne Brücke von der Romantik zum jungen Deutschland schlug und den stillen und lauten Haß gegen Goethe der neuen Generation von 1830 getreulich überlieferte. Doch wurde schon um die Mitte der dreißiger Jahre von den Jungdeutschen eine Frontveränderung beliebt, und die „Theaterbildung“ Goethes, von der Theodor Mundt gesprochen hatte, verwandelte sich wieder in die tiefe und freie Weltbildung. Der von den Jungdeutschen ohne Wandel und allseitig

befehdete Dichter und Schriftsteller blieb Ludwig Tieck. Nicht die wirklichen Mängel seines improvisatorischen Talents und die Neigung des Dichters zum geistreich Formlosen und Fragmentarischen, in denen er ganz entschieden Berührungspunkte mit Jungdeutschland hatte, sondern die Vorzüge des Dichters und sein unverwundliches Grundgefühl für das Ganze des Lebens und das Elementare in der Poesie, die Größe seiner Litteraturauffassung und Litteraturkenntnis machten den Begründer der modernen Novelle zum Gegenstande der gehässigsten, unablässigsten Angriffe.

Für die Modernen muß Paul Heyse die Rolle übernehmen, die die spätere, die intime Romantik Goethe und das junge Deutschland Tieck zuteilten. „Männer wie Paul Heyse, läßt sich Wilhelm Weigand vernehmen, sind bei aller Begabung fast nie das Glück einer Litteratur, ja eher ein Unglück zu nennen, insofern sie als Pfleger eines gealterten engen Geschmacks die Bildung neuer Formen mit neuem Gehalt verhindern. Sie sind geborne Epigonen: die Schönheit der übernommenen Form wird zur charakterlosen Glätte, die Pflege des Idealen zur Feigheit vor den schrecklichen Seiten und Problemen des Lebens, die bewußte Künstlererschaft zu feichem Epikuräertum, und ehe man sichs versteht, ist auch die Manier da.“ Nun sind wir sicher der Meinung, daß Paul Heyse weder ein Goethe noch ein Tieck ist, aber es stimmt zum Nachdenken, daß nahezu mit denselben Worten Goethe von den Heißspornen der Romantik und Tieck von denen des jungen Deutschlands charakterisiert und „vernichtet“ worden ist.

Die Vergleichen der drei litterarischen Revolutionen und der in ihnen wiederkehrenden Erscheinungen könnte noch ein gutes Stück weiter verfolgt werden. Nicht uninteressant würde es sein, mit dem jedesmal erklingenden leidenschaftlichen Schrei nach Natur die ebenso jedesmal aufstauende Vorherrschaft der gequältesten Reflexion und die Lobpreisung abstruser litterarischer Gelehrsamkeit im einzelnen zu vergleichen. Doch für unsern Hauptzweck haben wir schon zu viel der Einzelheiten erörtert, und es gilt die entsprechenden Folgerungen aus ihnen zu ziehen.

Sucht man den Kern der zahllosen theoretischen Schriften, die in allen drei Revolutionen verfaßt worden sind und jedesmal einen Teil des Publikums mit fortgerissen, überzeugt oder doch in seinen Überzeugungen beirrt und unsicher gemacht haben, so ist es überflüssig, auf die Grundverschiedenheit der Anschauungen der Romantiker, der Jungdeutschen und der Modernen hinzuweisen. Jedermann kennt sie, und eine beständig wachsende Litteratur sorgt, wenigstens für die Romantik und das junge Deutschland, daß auch die verborgensten Einzelheiten und die unwesentlichsten persönlichen Schwankungen des litterarischen Glaubensbekenntnisses bei den Vertretern jeder Schule erörtert werden. Von viel größerer Wichtigkeit ist eine allgemeine Erscheinung, die sich bis auf diese Stunde in der ästhetisch-kritischen Agitation wiederholt, und die darin besteht, daß durch eine entscheidende Weglassung aus richtigen, an

sich unbestreitbaren Vorderfäßen falsche Schlüsse gezogen und als Wahrheiten verbreitet werden. Es ist ja gewiß, daß im guten oder schlimmen Sinne jede Generation wirklich schöpferischer Talente der Natur und dem Leben neue Gestalten, Stimmungen und Schilderungen abgewinnt, es ist natürlich und wenigstens begreiflich, daß in revolutionären Perioden gerade dieser Neugewinn überschätzt und einseitig bevorzugt wird, es ist ferner unleugbar, daß auch längst bekannte Erscheinungen der Welt und der Menschheit durch die Gesamtanschauung einer neuen Schule wie einzelner großer Dichter in eine neue Beleuchtung gerückt werden können.

Weil dies so ist und immer so sein wird, unterliegt die revolutionäre Parteikritik nur allzu oft, und vorzugsweise in den litterarischen Revolutionen, die wir hier im Auge haben, der Versuchung, die Hauptsache zu vergessen und zu verschweigen, daß nämlich auch die größte Summe dessen, was neue Dichter und Künstler neu zum Bilde der Welt hinzubringen, was sie in neuer Auffassung, größerer Schärfe der Wirklichkeit, mit tieferm Eindringen als seither schauen und darstellen, doch nur ein Teil, meist ein verschwindender Teil der gesamten Natur und des gesamten Lebens ist. Das Kunstgigerl aller Zeiten, der dilettantische Tropf, der die jedesmalige Mode für die normale Tracht hält und gerade Empfänglichkeit und Urteil genug hat, das äußerlich Neue vom Überlieferten unterscheiden zu können, bildet sich immer aufs neue ein, daß Shakespeare und Goethe Welt und Leben falsch gesehen und unzulänglich wiedergegeben hätten. Dieser Gesell sah in den Tagen Tiecks und Hardenbergs nur in deren Gebilden Natur und Seele, schwor in den Tagen der Jungdeutschen nur auf Heines Gefühl und Wig, auf Börnes politischen Zorn und Freisinn und schwört heute wieder, je nachdem, auf die erschütternde Wirklichkeitschilderung von Hauptmanns „Webern“ und „Fuhrmann Henschel“ oder auf die symbolische Tiefe der „Verjunktne Glocke“ und des „Mitmenschen“ von Richard Dehmel. Und alle dreimal stellte und stellt er sich an, als ob das gesamte Leben in den kleinen neugewonnenen Teilen aufgehangen sei, als ob der heute zum erstenmal erblickte oder dem Felsen entschlagne Quell den Strom und das Weltmeer aufgetrunken habe.

Schlimmer als dieser Kunstfreund wirkt in allen litterarischen und künstlerischen Revolutionen der Ästhetiker und Kritiker, der den Glauben verbreiten hilft, daß gerade die neueste Entwicklung alle vorangegangnen überflüssig mache, weil sie die vorangegangnen einschließe. Dem schaffenden Dichter und Künstler, der einen neuen Brunnen des Lebens erschlossen, neue Erscheinungen des Daseins erfaßt hat, ist es leicht zu verzeihen, wenn er sich über das Verhältnis seines Neuen zum Ganzen der Welt täuscht, auch wird der Schaffende, sofern er der echte ist, in allen Perioden der Kunst, nach rasch verfliegender revolutionärer Glut, den zerissenen Zusammenhang mit der Natur und dem Leben, die vor ihm waren und nach ihm sein werden, um so rascher wieder gewinnen, je tiefer, natürlicher und wertvoller das Besondere ist, das er zuerst geschaut

und gestaltet hat. Der Kritiker hingegen, der ganz wohl weiß, daß die Geschichte der Dichtung eine Kette von Entwicklungen ist, in der die Glieder so wenig wie irgend welche Zeiten der Geschichte, nicht bloß um der folgenden Glieder, sondern um ihrer selbst willen da sind, der aber die Miene annimmt, als ob das letzte im Augenblick angefügte Glied der Kette ein Zauberring sei, der alle Entwicklungen mit umspannt, hilft jedesmal nur die Verwirrung des Augenblicks vermehren.

Dieser Zug, die sophistische Täuschung, die irgend einen Teil für das Ganze ausgiebt, ist den kritischen Vorkämpfern revolutionärer literarischer Bewegungen besonders eigentümlich. Wir haben schon daran erinnert, daß Friedrich Schlegel die romantische Dichtart „allein“ für „unendlich“ erklärte. Und energisch sagte er mit bestimmter Beziehung auf die Romantik: „In allem, was der Künstler macht, kann nichts Unnatürliches sein, denn wenn er als Mensch auch auf den allertollsten Gedanken verfällt, so ist er doch schon gerade darum natürlich. Was auch der Künstler thut, es ist wohlgethan.“ Der „wahre Dichter“ allein, der ihm mit dem „echten Romantiker“ identisch ist, „führt das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus und durch diese hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung. Dadurch greift seine Darstellung in die Zukunft ein und stellt uns die Geheimnisse des innern Menschen vor Augen.“ Gegen die Anschulbigung, der Klarheit zu ermangeln, schleuderte Görres den Satz: „Nicht helle Klarheit soll von dem Kunstgebilde strahlen, nicht durchsichtig soll sich sein Innerstes dem Blick erschließen: eine liebliche Dämmerung, ein gefälliger Schein soll um seine Oberfläche spielen und uns in seine unergründliche Tiefe laden. Das Tiefverborgne, das Unausprechliche ist der wesentliche Reiz der Kunst, sie bedarf der Wahrheit nicht, denn Psyches Lampe macht den Amor stiehn, das Licht thut dem Gemüte nicht not.“ Und die naheliegende Anschulbigung, daß die romantische Poesie vielfach ins spielerisch Nüchtern, Kleinliche hinüberschwante, suchte August Wilhelm Schlegel bei Gelegenheit seiner Anzeige von Tiecks Volksmärchen mit dem Satze zu entkräften: „Die Unschuld einer Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröbern Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken frönt, kann leicht als Unbedeutendheit mißverstanden werden.“ Überall liegt diesen kritischen Ausprüchen die Forderung oder vielmehr die Zumutung zu Grunde, das neue Einzelne für das große Ganze der Poesie, die jüngste Erscheinung für die Totalität der Welt zu halten.

Noch fanatischer und anspruchsvoller zeigen sich die kritischen Vorkämpfer des jungen Deutschlands. Über die Unzulänglichkeit des Mischstils von Poesie und Publizistik half nur die freche Zuversicht hinweg, daß in ihm weder Vergangenheit noch Gegenwart, sondern lauter Zukunft enthalten sei. „Alle Schriften, die unter der Atmosphäre dieser Zeit geboren werden, seien aus wie Reisebücher, Wanderbücher, Bewegungsbücher,“ ruft Theodor Mundt. „Die neueste Ästhetik wird sich daran gewöhnen müssen, diesen Terminus

ordentlich in Form Rechtsens in ihre Theorien und Systeme aufzunehmen. Die Zeit befindet sich auf Reisen, sie hat große Wanderungen vor und holt aus, als wollte sie noch unermeßliche Berge überschreiten, ehe sie wieder Hütten bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thales. Noch gar nicht absehen lassen sich die Schritte ihrer befriedigungslosen Bewegung, wohin sie dieselben endlich tragen wird, und wir alle setzen unser Leben ein, an ihre Bewegung, die von Zukunft trunken scheint. Und daher das Unvollendete dieser Bewegungsbücher, weil sie noch bloß von Zukunft trunken sind und keiner Gegenwart voll.“ Obgleich Guzkow wußte, daß die Tendenz in ihrer Allgemeinheit der Wahrheit des Individuums wie der Schönheit der Form ermangelte, orakelte er dennoch: „Wüßten wir nicht, daß das neunzehnte Jahrhundert um so viel poetischer ist, als das achtzehnte prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie in so kurzer Zeit sich alle Gesichtspunkte der Litteratur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, sie zu ignorieren im geringsten Falle, jetzt dagegen wird es für die Weihe des Genius gehalten, die Freundschaft der Zeit zu besitzen, ihr junger Vertrauter, ihr Herold und Apostel sein. — Die Litteratur ist die Zuflucht geworden für die Hoffnungen und Interessen, die eigentlich der Staat zu befriedigen hat. In Zeiten der Tyrannei sucht man in der Poesie die Garantie seiner natürlichen Freiheit. Die Strahlungen der Überzeugung und des freien Gedankens finden dann in der Litteratur ein Medium, das ihr Licht in das milde Farbenpiel einer gebrochenen Reflexion leitet, welches eher Duldung findet. — Die Tendenz ist kein Spiel, sie muß siegen oder besiegt werden, weil sie auf Interessen beruht.“

In einer Besprechung von Laubes „Reisenovellen“ heißt es: „Der volle Augenblick schließt alles Wertvolle der Vergangenheit mit ein. In dem freudigen Lebensgenuß, dem politischen Hochgefühl des freien Menschen liegt alles — Laubes goldner Sonnenschimmer des Tags birgt Höltyischen Mondschein mit obligater Wehmut, Goethischen Morgenglanz und Liebesfeligkeit in sich.“ Diese überschwängliche Kritik könnte man allenfalls für eine bloße Trompetenfahne halten, aber es ist offenbar bitter ernst gemeint, wenn Guzkow erklärt: „So ist mit einem Worte die neuere Poesie trotz ihrer Anknüpfungen an frühere Zustände immer in unmittelbarer Nähe des Moments; sie bekämpft denselben, sie unterwühlt oder sie verachtet ihn, indem sie ihn ignoriert. Es liegt in all den beliebigen Richtungen, welche neuere Dichter genommen haben, doch immer wieder eine Straße, wo sie auf die Gegenwart zurückerkommen. — Zu allen Zeiten hat es für eine Gattung der Poesie mehr Günst der Umstände gegeben, als für die andre. Im Roman hauptsächlich sprechen sich alle Anforderungen aus, welche die Menschen heut an die Poesie machen. Wie in alten Zeiten das Drama alle Gattungen der Poesie in sich vereinigte, so soll jetzt der Roman vom Wesen aller derselben einen Anklang geben, sodaß die

Poesie des Reimes jetzt weit weniger gepflegt und beliebt ist, als die in profaischer Form auftretende, wo das schöne Aneinanderspiel von Kunst und Leben anschaulicher wiedergegeben werden kann.“ Also immer wieder die Vorstellung, daß das Neue auch das Ganze, der Augenblick mit seinen zufälligen Interessen das Leben und die Welt sei.

Dem entsprechend zeigt sich auch die vorkämpfende Kritik der „Moderne“ von der erhitzten Stimmung erfüllt, die „dem kommenden Nervenmenschen, der nur mit den Nerven erlebt, mit den Sinnen, mit dem Gehirn, der nichts empfindet, der weder leidenschaftlichen Elan noch Pathos kennt“ (S. Vahr), alle Vorzüge und Eigenschaften der Vergangenheit und natürlich viel neue dazu zuweist. Die ingrimmigste Fehde der einzelnen Gruppen und Klünnen innerhalb der revolutionären Partei hebt deren gemeinsamen Anspruch nicht auf, daß die Besonderheit jeder einzelnen Gruppe oder Klique alles einschließe, was überhaupt poetisch darstellbar und noch darstellungswert sei. Die Zurechtweisung der Theoretiker der jüngsten litterarischen Revolution kommt jener der Vertreter der romantischen und jungdeutschen Revolution völlig gleich, ja übertrifft sie noch in dem Maße, als sich das naturwissenschaftliche Selbstbewußtsein des gegenwärtigen Geschlechts über das historisch-ästhetische vergangener Tage erhebt. „Im Angesicht von Gelesen — heißt es in W. Bülsches „Naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Ästhetik“ — können wir die Frage aufwerfen: Wie wird der Held meiner Dichtung unter diesen und jenen Umständen handeln? Wir fragen zuerst: Wie wird er denken? Hier habe ich die äußere Ursache, was findet sie in ihm vor? Was liegt als Erbe in seinem Geistesapparat, was hat die Bildung und Übung des Lebens darin angebahnt, welche fertigen Gedankenlinien wird jene äußere Thatsache erregen, wie werden diese sich hemmen oder befördern, welche wird siegen und den Willen schaffen, der die Handlung macht? — Eine derartige Dichtung wäre in der That eine Art von Mathematik, und indem sie es wäre, hätte sie ein Recht, ihr Phantasiewerk mit dem stolzen Namen eines psychologischen Experiments zu bezeichnen. — — Wenn die Litteraturgeschichte der einst mit dem Werkzeuge einer geläuterten darwinistischen Methode die Wurzeln dessen aufdecken wird, was wir jetzt Realismus in der Poesie nennen, so wird der Haß der gereizten Parteien sich versöhnen müssen in der Erkenntnis ihres gemeinsamen Ursprungs. — — Indem wir scheinbar neue Wege wandeln werden, werden wir unbewußt doch nur das bessere Teil unsrer großen litterarischen Vergangenheit aufbauen.“ Die Überlegenheit der Moderne gegenüber aller Vergangenheit bleibt dem Ästhetiker (der nebenbei gesagt das Geistvollste und Sachlichste zu Tage fördert, was bisher zu Gunsten der jüngsten Revolution geltend gemacht worden ist) gleichwohl unzweifelhaft: „denn hohe Ideen aus der Sonne zu lesen, ist unverhältnismäßig viel leichter als aus einem Sandkorn.“

Edgar Steiger, der Verfasser der vielgenannten sozialdemokratischen „Zwischauer Dramaturgie,“ spricht wiederum zwar der ersten augenblicklich waltenden Generation der Moderne die Müdigkeit der Kinder einer „dem Untergange geweihten Kulturwelt“ zu und läßt diesen Kindern entweder nur die wechlagenden Delirien des Todeskampfes oder die Fähigkeit, „dem sterbenden Verbrecher Kapitalismus“ einen immer schärfern Spiegel seiner Sünden vorzuhalten. Dafür aber soll der Dichter der Zukunft — der morgen oder übermorgen erscheinen kann, wäre nur erst der große Krach da — ein Starker, ein fröhlicher Überwinder, ein „Thatmensch des neuen Jahrhunderts“ sein, der von seinem Vorgänger die neuen Augen und die feinen Nerven und den nach innen gewandten Blick geerbt, aus der Tiefe der gärenden Volkskraft aber die Lebensfreude und die Hoffnung und den Mut und die Kraft und die Selbstherrlichkeit geschöpft hat,“ der mit Leichtigkeit hinausgelangt „aus der drückenden Enge und der verdorbenen Stidluft, in der die Stimmungsmenschen langsam verglühen, auf das stürmende Meer des großen Lebens, wo der freie Wille mit den Naturmächten kämpft, wo in der Ferne wie das helle Licht eines Leuchtturms das neue moralische Ideal der Zukunftsmenschheit winkt.“ Darauf, daß wir schwer begreifen, warum und wiesern gerade in dem grauen Einerlei des großen allgemeinen Zuchthauses, das uns die soziale Revolution verheißt, die Lebensfreude gedeihen und der freie Wille, den Philosophie und Naturwissenschaften um die Wette eingescharrt haben, leuchtend auferstehen soll, darauf kommt es hier gar nicht an, sondern auf die überraschende Tatsache, daß alle beiseite gestoßen und mit Achselzuden begrüßten, wohl gar als „akademisch“ verfeimten Eigenschaften der großen, die Welt als ein Ganzes fühlenden und fassenden Dichtung nun mit einemmale wieder in Sicht sind. Was wir in der Dichtung der Gegenwart schmerzlich vermiffen, was aber angeblich überwunden, entbehrlich und unbrauchbar war, soll „künftig“ alles wieder aufleben. Nichts wird der poetischen Zukunft fehlen, was die Vergangenheit groß gemacht hat, und alles wird ihr dazu geschenkt sein, was der Augenblick erringt.

Es ist immer dieselbe Taktik revolutionärer Parteien, die in diesem Doppelspiel zu Tage tritt. Im Anfang die wildeste Verneinung, die alles, was besteht, mit Mephistopheles darauf ansieht, daß es wert sei, zu Grunde zu gehen, die leidenschaftlichste Lästerung der gewordenen Größen, die schrankenlose, ja oft sinnlose Anpreisung des Neuen. Sodann aber, wenn sich ergibt, daß die beharrenden Mächte des Lebens wie der Kunst unüberwindlich sind, der Versuch, dem engsten Parteiprogramm, dem eignen ästhetischen Modedogma die Weltweite, die Tiefe, Fülle und allgemeine Bedeutung eines Evangeliums zuzusprechen. Wüßte man nicht, wie abhängig die Mehrzahl der Menschen von einem immer und immer wieder behaupteten Satz ist, wie kurzichtig der Blick der Meisten ausschließlich am Nächsten haftet, wie unmöglich es viele dünkt, sich vorzustellen, wie die heute gepriesenen Erscheinungen etwa in einem Vierteljahrhundert aussehen werden, so würde es erstaunlich und unbegreiflich sein,

daß jener Versuch immer wieder Gläubige findet. „Die Macht des geistreich aufregenden Wortes, den Zauber der Formel und der Pointe,“ die H. Haym in seinem vorzüglichen Buch „Die romantische Schule“ den Künsten der romantischen Parteitaktik und Parteitästhetik besonders zuspricht, wirken in allen revolutionären Perioden aufs neue. Gewisse Leute wissen auch aus dem Nachweis der immer gleichmäßigen Wiederholung überreizter Ansprüche und leidenschaftlich-einseitiger Anschauungen nur herauszulesen, daß es ein Gesetz sei, was in dieser Wiederholung zu Tage trete. Bis zu der alles entscheidenden Frage, ob dieses „Gesetz“ ohne weiteres zu denen gerechnet werden müsse, denen sich Empfindung und Urteil unterzuordnen haben, versteigen sie sich nicht. Wir aber leben des Glaubens, daß diese Frage vor allem gestellt und klar beantwortet werden müsse.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sozialreform im Staatsdienst. Im Reichsanzeiger ist kürzlich an die Adresse der Reichs- und preußischen Staatsbeamten eine Warnung veröffentlicht worden vor der Teilnahme an Vereinen, die, wie es wörtlich heißt, „beabsichtigen, durch den massenhaften Zusammenschluß von Vereinsmitgliedern einen Druck behufs Durchsetzung ihrer Forderungen auf die obersten Reichs- und Staatsbehörden zu üben und die Erreichung ihrer Forderungen nicht von der Fürsorge des Reichs und des Staats erwarten, sondern dieselben zu etrogen unternehmen, deren offizielle Organe sich einer unzulässigen und ungehörigen Sprache bedienen, die Unzufriedenheit schüren, das Vertrauen zu den Vorgesetzten untergraben und sogar durch eine fortgesetzte Herabsetzung der Achtung vor Lehrern die Disziplin gefährden.“ Die kaiserlichen und königlichen Beamten müßten ihren „alten Ruhm der Treue, der unentwegten Pflichterfüllung und der Disziplin“ sorgfältig wahren und sich hüten, durch unzulässige Agitationen auch nur den Schein zu erwecken, als wenn sie, selbst unbewußt, auf Wege gerieten, die durch die unausbleiblichen Folgen dem Staate und ihnen selbst nur zum schwersten Schaden gereichen würden. „Niemals mehr als in der gegenwärtigen Zeit — so schließt die Warnung —, wo die Umsturzpartei an den Grundfesten unsers Vaterlands zu rütteln sucht, ist dies eine der obersten Pflichten aller öffentlichen Beamten. Sie müssen es als eine Ehrenpflicht erkennen, in dieser Richtung der königstreuen Bevölkerung ein Vorbild zu geben.“

Wenn schon die mißbräuchliche Anwendung des Koalitionsrechts bei den Arbeitern zu ersten Gefahren führt, so ist sie im Beamtentum völlig unverträglich mit der Disziplin, ja mit einem gedeihlichen Funktionieren des Staatswesens überhaupt. Die leitenden Stellen im Reich und im Staat haben allen Grund, darüber keinerlei Zweifel unter den Beamten aufkommen zu lassen. Die Beamten als Staatsdiener müssen sich nun einmal in der Ausübung der Rechte, die den Staatsbürgern zustehn, gewisse Schranken auferlegen, und dazu gehört das Koalitionsrecht.

Daß diese Beschränkung, ja man kann wohl sagen: dieser Verzicht auf den

Gebrauch des Koalitionsrechts gerade der heutigen Beamtenschaft sehr schwer fällt, ist erklärlich. In einer Zeit der sozialen Reformen, wie es die Gegenwart ist, würde es ebenso unbillig wie kurzfristig sein, das zu verkennen. Denn die Tendenz dieser Reformen geht hauptsächlich dahin, die sogenannten Abhängigen, die Arbeiter, in ihrem sozialen Wohl und Wehe weniger abhängig zu machen von den Selbständigen, den Arbeitgebern — den Schwächeren von Rechts wegen oder durch die Macht der Organisation Schutz und Sicherheit zu gewähren gegen Unverstand, Gleichgültigkeit oder bösen Willen der Stärkern. Man ist dabei vielfach in arge Einseitigkeiten und Übertreibungen geraten, vor allem hat man dem Gesetz und der Gewalt viel zu ausschließlich eine Bedeutung zuerkannt und die freie Pflichterfüllung, die im sittlichen Bewußtsein begründet ist, und ohne die es auch hier nicht geht, ganz in den Hintergrund geschoben. Man lacht heute den aus, der von der Notwendigkeit patriarchalischer Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnisse spricht, der den Arbeitern zumutet, von der Unternehmerschaft die Erfüllung sozialer Forderungen zu erwarten, und der den Arbeitgebern die moralische Pflicht dazu auferlegt. Es wäre eine große Thorheit, zu glauben, daß das Beamtentum von dieser Strömung unberührt geblieben wäre. Es ist von ihr erfaßt worden, und es wird von ihr, bewußt oder unbewußt, zu immer verhängnisvolleren Konsequenzen, immer gefährlicheren Klippen entgegen getrieben.

Nun sieht der Staat ein, daß in seinem Dienst ein patriarchalisches Abhängigkeitsverhältnis ganz unentbehrlich ist, daß er das Vertrauen seiner Abhängigen nicht verlieren darf, ohne bankrott zu werden. Wenn das Vertrauen schwindet, muß er es wieder zu gewinnen suchen. Das ist die dringende und schwere Aufgabe, vor der er jetzt steht.

Denn das sollte doch niemand mehr bestreiten oder sich gar selbst verhehlen wollen, daß dieses Vertrauen tatsächlich an allen Ecken und Enden fehlt. An Versuchen, durch Vereine, durch die Fach- und sonstige Presse, durch Petitionen, Agitation, durch Anregung und Unterweisung redogewandter, oppositionsklüftiger Volksvertreter — das alles ist hier zusammen in Betracht zu ziehen — materielle und andre Forderungen durchzusetzen gegen den Staat, statt die Fürsorge dafür einfach vom Staat zu erwarten, an solchen Versuchen hat es denn doch in den letzten zehn Jahren eigentlich keine große Beamtenklasse ganz fehlen lassen, mit Ausnahme etwa der Juristen in der Verwaltung und bei den Gerichten. Das höhere Lehrfach — die Hochschulen einbegriffen — und die höhern Techniker sind jedenfalls nicht ganz hafenrein geblieben. Freilich sind es hauptsächlich immer die Subaltern- und Unterbeamten und dergleichen in ihren verschiedenen Abstufungen, bei denen das Schwinden des Vertrauens zu der keiner Erinnerung und keines Drucks bedürftenden, wohlwollenden Initiative des Staats deutlich und bedenklich immer mehr zu Tage tritt. Wem die Verwarnung im Reichsanzeiger gilt, darum handelt es sich hier nicht. Das richtet sich schließlich ganz nach dem Ton, der im einzelnen Falle die Musik gemacht hat oder machen wird. Da sind sehr vielerlei Nuancen möglich, und das Urteil über ihre Bedeutung wird wohl vielfach recht weit auseinandergehen. Die Beamten sollen Vertrauen haben zum Staat, von ihm die Erfüllung berechtigter Forderungen erwarten. Aber der Reichstag und das Abgeordnetenhaus gehören auch zum Staat und bemühen sich auch um das Vertrauen der Staatsdiener. Die parlamentarischen Fraktionen haben in den letzten Jahren wiederholt und gesöffentlich die Regierung im Wohlwollen für die Staatsdiener zu übertrumpfen gesucht, sie haben im unverblümten Vuhlen um die Gunst der bei den Wahlen besonders ins Gewicht fallenden Beamtenklassen große Fortschritte gemacht. Das reizt natürlich an, in Vereinen und sonst zu „schreien“ und

zu fordern statt abzuwarten. Man hält es für ein gutes Recht nicht nur der Staatsbürger, sondern auch des Staatsdieners, Parteien und Parteiführer im Reichstag und im Landtag zu Anwälten von Forderungen zu machen, von deren Berechtigung man überzeugt ist, obgleich sie viel zu weit gehen, und deren Erfüllung die Regierung aus guten Gründen ablehnt, und man bringt Beschwerden vor das Forum der Volksvertretung, für die man bei der Regierung kein Gehör gefunden hat. Wir haben es ja erlebt, daß Staatsdiener sozialdemokratische Abgeordnete zu Vertretern ihrer Klagen gegen die Regierung gemacht haben. Das sind überaus ernste Symptome vom Verfall des Vertrauens zum Staat, das vom Staatsdiener verlangt werden muß, und auch vom Verfall der Beamtentreue, ohne die der Staat zu Grunde gehn muß.

Wie ist da zu helfen? Vor allen Dingen wird man gut thun, sich nicht zu sehr in Abstraktionen und Theorien zu bewegen, wenn man das herausfinden will. Worum handelt es sich, konkret und praktisch ausgedrückt? Die breite Masse der niedern, schwächeren Staatsdiener erwartet nicht mehr von der kleinen, obern, leitenden Minderheit die Erfüllung ihrer sozialen Wünsche und Beschwerden. Die Staatsmaschine zerfällt, wenn das Vertrauen der untern zu den höhern Beamten nicht wieder hergestellt wird, wenn das notwendige patriarchalische Verhältnis im Staatsdienst zwischen oben und unten dauernd vernichtet bleibt. Beamte stehen Beamten gegenüber. Der Pflicht der Beamten, dem Staat die Fürsorge für ihr Wohl vertrauensvoll zu überlassen, entspricht die Pflicht von Beamten zu dieser Fürsorge. Man wird die Masse der niedern Beamten niemals zur Pflichterfüllung zurückführen, wenn nicht die Pflichterfüllung der obern außer Zweifel gestellt ist. Man mag sich einbilden, im wirtschaftlichen Leben noch eine Weile mit Gesetzesparagrafen und Kampforganisationen ohne die Wiederherstellung der moralischen Pflichterfüllung auskommen zu können, im Staatsdienst ist diese Einseitigkeit von vornherein unmöglich. Die Koalition ist ausgeschlossen, Arbeiterchutzgesetze giebt es hier nicht. Alle die Rechte und Pflichten der Beamten festlegenden Gesetzesparagrafen können nur Außerlichkeiten, so wichtig diese auch sind, betreffen, den Kern der Sache, um die es sich hier handelt, werden sie niemals berühren. Personen sollen zu Personen Vertrauen haben. Gesetzesparagrafen können das Wohlwollen nicht ersetzen und böswillige Schikanen nicht verhüten. Hier steht nun einmal notwendigerweise die herrschende Klasse der gehorchenden gegenüber, und wenn die herrschende Klasse nicht zur rechten sozialen Gesinnung und Pflichttreue erzogen wird, ist alles verloren. Das ist die Sozialreform im Beamtentum, die nicht mehr von der Hand gewiesen werden kann.

Und diese rechte soziale Gesinnung und Pflichttreue ist der herrschenden Klasse in der That vollkommen verloren gegangen; so sehr, daß unter zehnen, die das lesen, noch nicht einer wissen wird, was darunter zu verstehen ist. Die völlig zur Masse gewordene Klasse der höhern Beamten — leider die Juristen voran, aber die „akademischen“ Techniker kaum weniger — beurteilt das Verhältnis zu den niedern Klassen schroff und ausschließlich vom manchesterlichen Standpunkt der Arbeitgeber. Selbst Leuchten unter den Sozialreformern hielten, auch schon zu der Zeit der Aktivität der Herren von Verlepsi und von Kottenburg, als Beamte diesen Standpunkt für den einzig richtigen, den allein mit dem „Dienst“ und der Staatsraison verträglichen. Und der strebsame Nachwuchs — schon auf den Universitäten nur zu häufig zum Kastenhochmut und zur Kastenblindheit erzogen — sieht in den untern Klassen erst recht nur Arbeitsmaschinen, die bis zum äußersten rücksichtslos auszubenten als Beweis höchster Tüchtigkeit zu betrachten sei und am sichersten zu einer guten Karriere verhilfe. Dar sich arbeiten zu lassen, für sich auszunutzen, für sich persönlich

alles mit Beschlag zu belegen, was der Unterstellte leistet, ganz gleich ob als Voté, Schreiber, Rechner oder in wissenschaftlicher Arbeit, das ist die Kunst, in der man Meister zu werden sucht. Die Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Man hat eine Klassen- und Kastenvirtschaft groß gezogen, gegen die die Klassengegenläge im wirtschaftlichen Leben gar nichts bedeuten und die Militärverhältnisse als die schönste Interessensharmonie erscheinen.

Wir haben in den Grenzboten vor etwa einem Jahre den Verfall der sozialen Gesinnung und Pflichterfüllung der höhern Beamten gegenüber den untern etwas eingehender, wenn auch bei weitem nicht erschöpfend behandelt. Wir können hier nur auf die Tatsache dieses Verfalls mit allem Nachdruck nochmals hinweisen. Die große Schwierigkeit der Hilfe wird dadurch am deutlichsten gekennzeichnet; denn gerade die sollten helfen, bei denen es am besten fehlt. Da kann die Hilfe freilich leicht zum Schaden ausfallen.

Wir haben damals auch, als in überaus taktloser Weise leider gerade in der konservativen und sogenannten staatsverhaltenden Presse das Gerede ging, auf persönliche Anregung des Kaisers hin bereiteten die obersten Reichs- und Staatsbehörden eine in die Augen fallende Haupt- und Staatsaktion gegen die sozialdemokratischen Einflüsse und Gesinnungen unter den Beamten vor, in den Grenzboten dringend vor allen sensationellen Maßnahmen gewarnt. Unsere damaligen Besorgnisse haben sich erfreulicherweise als unbegründet erwiesen. Die jetzt veröffentlichte allgemeine Verwarnung ist auf keinen Fall mit jenem Gerede in Verbindung zu bringen. Eine schädliche Wirkung ist nicht von ihr zu erwarten. Aber sie wird überhaupt keine Wirkung haben. Sie ist so ersichtlich ein Schlag ins Wasser, der höchstens für den Augenblick oberflächliche Wellen erzeugt, daß man fast zu der Befürchtung veranlaßt werden könnte, es sei damit opus operatum, und an leitender Stelle werde das Wesen und die Bedeutung des Verfalls der Beamtentreue einfach vollständig verkannt. Vor dem Verhallen oder vor den Vergehungen, vor denen die Beamten hier öffentlich und allgemein gewarnt werden, sind sie doch längst hinreichend gewarnt. Es giebt keinen Geheimrat und keinen Kanzleibliener im Reichs- und im preussischen Staatsdienst, der nicht wüßte, wie man oben die Mitgliedschaft solcher Vereine beurteilt. Darüber unterhält man sich doch in jedem Schreiber- und Votenzimmer. Neu und auffallend erscheint uns allerdings diese öffentliche Form des Verkehrs der Staatsleitung mit ihren Beamten. Aber sie ist sicher kein Fortschritt. Mit seinen Beamten verkehrt der Staat, zumal wenn er an die Beamtenehre und das Beamtenvertrauen appelliert, viel besser direkt als durch die Presse, wie das hier geschehen ist. Die ganze Sache ist eine durchaus interne Frage des Staatsdienstes; sie ist nicht zu ihrem Vorteil jetzt durch die Staatsleitung selbst in dieser Weise zu einer öffentlichen gemacht worden.

Da man nun einmal diese öffentliche Form gewählt hat, hätte man es wenigstens nicht unterlassen sollen, auch öffentlich auszusprechen, daß der Staat, der das Vertrauen seiner Beamten beansprucht, auch ebenso nachdrücklich fordert, daß seine Beamten ihm dieses Vertrauen verdienen. Man hätte in der Masse der Beamten keinen Zweifel darüber bestehen lassen dürfen, daß der Staat fest entschlossen sei, den Unterstand, die Gleichgiltigkeit und den bösen Willen der herrschenden Minorität zu brechen, wodurch das Mißtrauen hauptsächlich erzeugt worden ist. Aber daran hat man gar nicht gedacht, wirklich gar nicht! Das ist, was vorläufig die Sozialreform im Beamtentum so schwierig macht.

Sollen wir sie etwa vom Verein für Sozialpolitik erwarten? Soll er seine „Erhebungen“ auf dieses Gebiet ausdehnen? Das wäre sicher sehr vom Übel. Wir können auch hier wieder nur auf den Kaiser unsere Hoffnung setzen, auf den Ver-

treter der Staatsgewalt, der über den Kasten und Klassen der Beamten ebenso hoch steht wie über den Parteien. Man verlangt blindes Vertrauen zur herrschenden Klasse als Ausfluß der Treue zum Kaiser und König. Das deutsche Beamtentum ist tren monarchisch gesinnt „bis in die Knochen,“ auch wo es kein Wohlwollen, kein soziales Verständnis, keine Nächstenliebe erwartet von der obern Minderheit, selbst wo einmal — gestehen wir uns das offen ein — der Zweifel an dem Wohlwollen der Vorgesetzten einzelne Unzufriedne verleitet, sozialdemokratischen Phrasen Gehör zu schenken, ja im Unmut sogar ihrer Beamtenpflicht uneingedenk sozialdemokratische Wahlzettel in die Urne zu werfen.

Und der Kaiser muß die Sozialreform im Beamtentum in die Hand nehmen. Er muß es thun, ehe es zu spät ist, er muß es thun trotz des Widerstands, der ihm von seinen Beamten selbst entgegengesetzt werden wird. Und daß er es wolleu wird, wer könnte daran zweifeln? Wo immer er Einbild gewonnen hat in die sozialen Schäden unsrer Zeit, da hat er den Willen, dem Schwächeren zu seinem Recht zu verhelfen, mit einer Deutlichkeit bekundet, die den Stärkeren erschreckte. Wenn er nur endlich Einbild nehmen könnte in die Verhältnisse seiner Beamten. Je höher er steht, um so schwerer ist es. Aber die Geschichte der brandenburgisch-preussischen Hohenzollernfürsten giebt, Gott sei Dank, Beispiele genug, daß des Monarchen fester, guter Wille auch dieser schweren Aufgaben gewachsen sein kann.

Voltaire, eine Biographie von Dr. Kaethe Schirmacher (Leipzig, Reissland). Die Verfasserin hat an diesem 550 Seiten starken und mit vielen interessanten Abbildungen nach französischen Kupferstichen versehenen Buche über zwei Jahre auf der Nationalbibliothek in Paris gearbeitet. Sie hatte sich vorgenommen, Voltaire nicht mit der Lupe in der Hand zu studieren, sondern ihn in großen Zügen perspektivisch, zusammenfassend, verkürzend darzustellen oder, wie sie an einer andern Stelle ihrer Vorrede sagt, psychologisch einheitlich, geschichtlich und sitten-geschichtlich aufzufassen. Die Mängel ihrer Arbeit möge man damit entschuldigen, daß sie weder Philosoph, noch Historiker, noch Jurist, weder Naturwissenschaftler, noch Nationalökonom, sondern einfach Romanist und Litterarhistoriker sei; um Voltaire überallhin zu folgen, müsse man universales Wissen, um ihn auf allen Gebieten zu beurteilen, universales Genie haben. So ungemessene Forderungen wird wohl niemand stellen. Sollten aber die litterarischen französischen Freunde, denen sie für die ihrer Arbeit bewiesene Teilnahme dankt, soviel Deutsch verstehen, daß sie ihr Buch lesen können, so würden sie darin ohne Frage zunächst eins vermissen, was sich jedermann mit Voltaire unzertrennlich verbunden denkt, nämlich Geist. Auch das Sentiment, das die Franzosen seit La Bruyère an den Büchern der Frauen schätzen, werden sie hier vergebens suchen. Oder suchen sie es nur in den Büchern ihrer eignen Frauen? Dann wird es gut sein, zu bemerken, daß sich doch auch deutsche Leser, die in dieser Hinsicht viel weniger Ansprüche machen, unter einer muntern, lebendigen, ja künstlerischen Darstellung, wie sie die Vorrede verspricht, etwas andres vorgestellt haben werden, als diese unbeholfene, ganz farblose, im Lehrton der Gouvernante vorgetragene Kompilation, die ihnen in dem Buche Fräulein Dr. Kaethe Schirmachers geboten wird. Es ist schon unkünstlerisch und geschmacklos, halbe Seiten mit unübersetzten französischen Zitaten zu füllen. Die Entschuldigung, daß Voltaire „oft unübersetzbar“ sei, ist kümmerlich; wer Voltaire nicht übersetzen kann, soll nicht über ihn schreiben wollen. Diese zweisprachige, gestreifte, durchwachzene (panachée) Diktion ist heute nicht einmal mehr in gelehrten Büchern gestattet, in einem populären aber vollends muß alles derartige verschwunden

und verarbeitet sein; nur kurze Pointen dürfen im Kleide ihrer Sprache bleiben. Über der Beschäftigung mit dem unübersehbaren Französisch ist aber der Verfasserin, wie es scheint, auch das Gefühl für den feinen und einfachen Gebrauch ihrer Muttersprache abhanden gekommen. Sonst könnte sie nicht Sätze schreiben wie Seite 134: „Voltaire war bei seiner Rückkehr nach Paris 1716 außer mit Suzanne de Livri (dies war nämlich seine Geliebte) auch wieder sehr eifrig mit seinem Odyssus beschäftigt. Daneben beschäftigte er sich, wahrscheinlich unpekuniär unabhängig zu werden, mit Finanzspekulationen.“ Oder Seite 182: „Er war kein großer Fechter vor dem Herrn. Als sein Entschluß, Rohan zu fordern, gefaßt war, suchte er daher die Gesellschaft von Bravi und Desperados auf und trug seine eleganten Spitzenmanschetten in zweideutige Winkelschenkeln, wo die edle Fechtkunst von eingeweihten Jüngern gelübt wurde.“ Doch genug. Daß aus dieser Biographie Voltaires mancher manches lernen kann, soll nicht bestritten werden. Es brauchte aber jemand nicht den dritten Teil der in dem Quellenverzeichnis aufgeführten Bücher gelesen zu haben, dafür aber seinen Voltaire selbst recht gut (streichlich nicht eher seit zwei Jahren) zu kennen, und er würde imstande sein, ein Buch zu schreiben, das Voltaires würdiger wäre. Für die Verfasserin, die sich auf dem Titel als *aggrégée de l'université** bezeichnet, mag es sich dabei um eine Art Kraftprobe gehandelt haben. Jedenfalls war es keine glückliche.

u. p.

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Richelieu. Der 1822 verstorbene Herzog ist unter den vornehmen französischen Staatsmännern dieses Jahrhunderts die sympathischste Erscheinung. Als Emigrant hatte er in Rußland gelebt und war zehn Jahre lang Generalgouverneur von Odesa gewesen, bei seiner Rückkehr nach Frankreich 1814 brachte er seinem Vaterlande das wertvolle Geschenk der Freundschaft Alexanders I. mit, und so konnte er auf diese Weise bald als auswärtiger Minister die Interessen Frankreichs den Alliierten gegenüber und später auf dem Kongress zu Aachen mit großem Erfolg vertreten.

Die Berichte an den König Ludwig XVIII. über die Verhandlungen zu Aachen, die ja auch für uns Interesse haben, sind in Folge äußerer Umstände erst jetzt veröffentlicht worden in einem der sauber gearbeiteten kleinen Bücher, an denen die französische Memoirenliteratur so reich ist: Raoul de Cisternes, *Le duc de Richelieu*, Paris, Calmann Lévy. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry im Februar 1820 wurde Richelieu noch einmal an die Spitze des Ministeriums berufen, um als gemäßigt liberaler und Mann des königlichen Vertrauens zwischen den Demokraten und den Reaktionsären, die des Königs Bruder, Graf Artois, führte, zu vermitteln. Von diesem aufgegeben und belämpt, nahm er schon nach dreizehn Monaten seine Entlassung; er starb schon im folgenden Jahre, noch nicht 56 Jahre alt, mit den Gefühlen des Bekränkten und im Bewußtsein unbelohnter Verdienste. Seine Denkschrift: *Ma retraite du pouvoir*, Décembre 1821, mit reichlichen historischen Anmerkungen, macht den zweiten Teil des geschmackvoll geschriebenen Buches aus.

* Auf deutsch etwa „Oberlehrerin“, aber französisch klingt natürlich feiner. Glauben denn die kleinen Mädchen wirklich damit der tauben Männerwelt zu imponieren, daß sie sich eine Stufe amtlich bescheinigen lassen, die für jeden deutschen Jüngling nur der Anfang zu allem weitern ist? „Weniger als Doktor der Philosophie kann man doch nicht sein,“ sagte einmal der Generalinspizient Büchel in seiner bekannten unartigen Deutlichkeit zu jemand, der sich ihm so vorstellte.



Die Ausichten des Rhein-Elbekanal



Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Gesetzentwurf für den Bau eines Schifffahrtskanals vom Rhein bis zur Elbe haben nach fünftägigen Debatten zur Überweisung der Vorlage an eine besondere Kommission von achtundzwanzig Mitgliedern geführt. Entsprechend der Mehrheit der Redner, die bei der ersten Lesung zum Worte gekommen waren, und der hinter ihnen stehenden Mehrheit der Abgeordneten soll auch der größte Teil der Kommissionsmitglieder aus Gegnern der Vorlage bestehen, und es fehlt deshalb nicht an Stimmen, die der Regierung eine sichere Niederlage voraussagen. Hoffentlich täuschen sich diese Propheten. Wenn sie Recht behielten, so wäre das gerade nach den Ergebnissen der fünftägigen Verhandlungen vom 13. bis 18. April ein trauriges Armutzeugniß für die politische Reife der preußischen Volksvertreter.

In den Motiven zu der Vorlage war ausdrücklich erklärt: „Die Staatsregierung bringt in dem vorstehenden Gesetzentwurf den Bau eines Kanals vom Rhein bis zur Elbe in der Überzeugung in Vorschlag, daß dieser Kanal im Interesse des Verkehrs und der heimischen Gütererzeugung notwendig ist, und daß das allgemeine Wohl erheblichen Schaden leiden würde, wenn dessen Erbauung nicht ohne allen Verzug in Angriff genommen wird.“ Das ist nach Form und Inhalt ein ungewöhnlich scharfes Eintreten für die Sache, und die inhaltsreichen Reden der vier dabei interessierten Minister — der öffentlichen Arbeiten, des Handels, der Landwirtschaft und der Finanzen — haben die Einmütigkeit der Überzeugung und den festen Willen der Staatsregierung, das große seit anderthalb Jahrhunderten geplante und seit fast fünfzig Jahren auf der Tagesordnung stehende Werk endlich durchzuführen, ganz außer Zweifel gestellt. Wir glauben auch nicht, daß die viel besprochne Bemerkung des

Ministers von Miquel über seine Auffassung der nach einer etwaigen Ablehnung zu erwartenden Sachlage in einem andern Sinne zu deuten ist. Ob diese Bemerkung nötig und klug war, mag unerörtert bleiben, auf keinen Fall giebt sie begründete Veranlassung, an dem Ernst seines Eintretens für den Mittelkanal zu zweifeln oder gar der Vorlage ungünstige Hintergedanken bei ihm zu vermuten. In dieser Frage von der Regierung bei der ersten Lesung eine Drohung mit der Auflösung des Abgeordnetenhauses als Beweis des ernststen Willens zu verlangen, wäre natürlich heller Unsinn gewesen. Die Verhandlungen gaben ein klassisches Beispiel grundsätzlicher, völlig unlogischer Opposition, aber man darf doch wohl immer noch soviel gesunden Menschenverstand bei den preussischen Parlamentariern voraussetzen, daß durch die Kommissionsberatungen und die endliche Beschlußfassung im Plenum die in der ersten Lesung dem Landtag in Aussicht gestellte Blamage glücklich abgewandt werden wird.

Mit Recht hat Herr von Miquel darauf hingewiesen, daß im Jahre 1886 der Bau des Kanals von Dortmund nach Emden unter der ausdrücklichen, vom Landtage selbst gestellten Bedingung gesetzlich sanktioniert worden ist, daß dieser Kanal nicht für sich als ein abgeschlossenes Ganze, sondern nur als ein Teil des jetzt vorgeschlagenen Mittellandkanals betrachtet werden solle. Das Gesetz vom 9. Juli 1886 (Gesetzsammlung S. 207) ermächtigt die Regierung in § 1, Absatz 1 wörtlich: „zur Ausführung eines Schifffahrtskanals, welcher bestimmt ist, den Rhein mit der Ems und in einer den Interessen der mittlern und untern Weser und Elbe entsprechenden Weise mit diesen Strömen zu verbinden, und zwar zunächst für den Bau der Kanalstrecke von Dortmund nach der untern Ems, einschließlich der Anlage eines Seitenkanals aus der Ems von Oldersum nach dem Emdner Binnenhafen“ — so und so viel Geld auszugeben. Es sei, sagte Herr von Miquel treffend, heute deshalb die Frage dahin zu stellen: „sind entscheidende Gründe vorhanden, welche den Landtag zwingen, von seiner eignen gesetzlichen Initiative seinerseits zurückzutreten und der Staatsregierung zu sagen: wir legen auf die Ausführung dieses Gesetzes überhaupt kein Gewicht mehr, weil veränderte Verhältnisse zu einer andern Schlußfolgerung zwingen?“

Eine solche Begründung ist in den zahlreichen und langen Reden der Kanalgegner nirgends zu finden, wohl aber ist in den Darlegungen der Regierungsvertreter schlagend nachgewiesen worden, daß die Entwicklung der Verhältnisse jetzt zur Ausführung des Gesetzes von 1886 zwingt.

Die alle Voraussicht übertreffende Zunahme des Güterverkehrs in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren, sowohl auf den Eisenbahnen wie auf den Wasserstraßen, zwingt die Regierung, ernstlich an Maßnahmen zu denken, die auch in einer mehr oder weniger fernen Zukunft die Verkehrswege befähigen, den an sie zu stellenden Forderungen zu entsprechen. Die Leistungsfähigkeit der zur Zeit vorhandenen Eisenbahnen und Kanäle genügt dem heutigen Bedürfnis

schon nicht mehr, und selbst wenn in der Zunahme des Güterverkehrs über kurz oder lang, was wir für sehr wahrscheinlich halten, wieder einmal Perioden langsamern Tempos eintreten sollten, ist die Staatsregierung doch genötigt, mit einer weitern, ganz erheblichen Steigerung der Ansprüche an die Verkehrswege zu rechnen. Es handelt sich dabei für sie nicht nur um die Lage nach zehn oder fünfzehn und selbst zwanzig Jahren, sie hat vielmehr für Menschenalter hinaus Vorfrage zu treffen, wenn sie sich vor dem Vorwurf der Kurzsichtigkeit und Fahrlässigkeit bewahren will. Die sich seit Jahren wiederholenden Angriffe im Landtag gegen die Staatsbahnverwaltung wegen unzureichender Leistungen im Güterverkehr und wegen der damit zusammenhängenden angeblichen zunehmenden Unsicherheit im Personenverkehr haben die Aufmerksamkeit des Publikums oft genug auf diese Frage hingelenkt und den Landtag bekanntlich veranlaßt, zur notwendigen Erhöhung der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen beträchtliche Mittel — mehr als die Regierung verlangte — zur Verfügung zu stellen. Was die Zukunft betrifft, so war die Regierung vor die Frage gestellt, ob sie — immer abgesehen von allen sonstigen für die Vervollkommnung des Kanalnetzes geltend gemachten und beim Erlaß des Gesetzes vom 9. Juli 1886 maßgebenden Gründen — den zu erwartenden sehr viel höhern Ansprüchen durch erweiterte Eisenbahnanlagen allein oder in Verbindung mit einer Vervollkommnung der Wasserstraßen besser, d. h. billiger und sicherer, werde genügen können.

Diese Frage ist es, bei der die Opposition der heutigen Kanalgegner wenigstens mit einem schwachen Schein logischer Begründung ausgestattet ansetzt — freilich aber auch hier wieder schleunigst mit sich selbst in Widerspruch gerät.

Erstens wird nämlich behauptet, die Zeit der Binnenwasserstraßen sei vorüber, mit den Eisenbahnen könnten die Kanäle nicht mehr konkurrieren. Zum Beweis dafür dient allein ein Hinweis auf das Ausland: Amerika, England, Frankreich. Graf Kanitz zitierte den Ausspruch amerikanischer Ingenieure, daß der für verrückt erklärt werden würde, der heute noch in Amerika einen Kanal neben der Eisenbahn bauen wollte. Die ganze Unhaltbarkeit dieses Einwands wurde von den Ministern schlagend nachgewiesen. Amerika ist wegen der bekannten gewaltigen Konkurrenzmanöver der Verkehrsunternehmungen unter einander absolut nicht mit Preußen zu vergleichen, wo der Staat die Eisenbahnen in der Hand hat und die Kanäle baut oder bauen will. In England und Frankreich ist es wohl hauptsächlich die in den technischen Einrichtungen, Ausmessungen usw. begründete Leistungsunfähigkeit der Kanäle, die die Entwicklung des Wassertransports im Vergleich zum Eisenbahnverkehr teilweise verzögert hat, sodaß auch hier jede beweiskräftige Parallele fehlt. Umso schwerer fällt dagegen das klassische Beweismaterial, das uns die Statistik der preussischen Eisenbahnen und Kanäle an die Hand giebt, für die Vorlage ins Gewicht. Es beweist unverkennbar, daß die gewaltige Entwicklung des Eisen-

bahnverkehrs in Preußen nicht nur keine Lähmung des Kanalverkehrs zur Folge gehabt, der Kanalverkehr sich vielmehr in noch stärkerem Maße als der Eisenbahnverkehr gesteigert hat. Minister Bresselt hat das in der Sitzung vom 17. April durch folgende Zahlen veranschaulicht: „Auf den Binnenwasserstraßen hat sich die Zahl der Tonnenkilometer von 1875 bis 1895, also in zwanzig Jahren, entwickelt von 2900 auf 7500 Millionen Tonnenkilometer, hat sich also etwa verdreifacht. Die Zahl der Tonnenkilometer auf den deutschen Eisenbahnen ist von 10000 auf 26500 gestiegen, hat sich also nicht ganz verdreifacht. Wenn Sie aber nun erwägen, daß wir im Jahre 1875 10000 Kilometer Wasserstraßen hatten und im Jahre 1895 ebenso viel, daß wir dagegen im Jahre 1875 26500 Kilometer Eisenbahnen hatten und im Jahre 1895 44000 Kilometer, so ergibt sich, daß die kilometrische Entwicklung auf den Wasserstraßen von 290000 Tonnen in zwanzig Jahren steigt auf 750000 Tonnen, also um 159 Prozent, während der kilometrische Verkehr der Eisenbahnen von 410000 Tonnen im Jahre 1875 steigt auf 590000 Tonnen im Jahre 1895, also um nur 44 Prozent. Sie sehen hieraus, daß in der That die Expansionsfähigkeit des Wasserverkehrs erheblich bedeutender ist als diejenige auf den Eisenbahnen.“

Nicht minder schlagend hat die preußische Verkehrsstatistik auch den Einwand widerlegt, daß die Konkurrenzfähigkeit der Wasserstraßen auf ihrer Abgabefreiheit beruhe. Eine Vergleichung der Verkehrsentwicklung auf dem Rhein und der Elbe, die abgabefrei geblieben sind, mit der auf der regulierten Oder, wo Abgaben erhoben werden, ergibt, daß sich der Verkehr auf der Oder von 1886 bis 1896 verfächsfacht, der auf dem Rhein und der Elbe nur verdoppelt hat. Die riesige Entwicklung der Schienenwege nach und um Berlin hat es nicht zu verhindern vermocht, daß der Wasserverkehr gewaltig gestiegen ist, und heute 80 Prozent der in Berlin verbrauchten Massengüter auf dem Wasserwege eingeführt werden. Der Rhein mit seinen beiden Uferbahnen hat von einer Lähmung des Wassertransports durch die Eisenbahnen nichts erkennen lassen, und wie großen Wert eine klug rechnende, weitschauende Bevölkerung auf den Binnenwasserverkehr legt, hat deutlich das kleine Bremen bewiesen, das sich angesichts des Kanalprojekts sofort bereit erklärt hat, die ganze Weserkanalisierung mit einem Aufwande von allein 43000000 Mark selbst zu übernehmen. Und nun soll Preußen mit seinen gewaltigen Einnahmen aus den Verkehrsanstalten nicht einmal imstande sein, zehn Jahre lang jährlich sieben-zehn Millionen für den Kanalbau aufzuwenden? Wenn diese Kosten neu für Eisenbahnbauten in den Etat eingestellt werden sollten, würde, wie der Abgeordnete Schmieding mit Recht sagte, im Landtage überhaupt keine Debatte stattfinden, kein Hahn darüber krähen. Für den Mittellandkanal aber will man, obgleich er seit 1886 beschlossene Sache ist, keine Mark hergeben, denn, so sagt man: Kanäle könnten neben den Eisenbahnen nicht bestehen!

Zweitens behaupten nun aber ganz dieselben Leute: der Mittellandkanal

wird der Staatseisenbahn eine verhängnisvolle Konkurrenz machen, ihre Überschüsse werden dadurch herabgedrückt werden. Natürlich haben die Minister solchen grundsätzlichen und grundlosen Opponenten gegenüber schließlich nur noch Spott übrig gehabt. Aber leider ist die große Masse des gebildeten Publikums nur zu sehr geneigt, Vernunft und Logik beiseite zu stellen, sobald oppositionelle Schlagworte ausgegeben sind, mögen sie sich auch schroff widersprechen und sich gegenseitig aufheben.

Auch darüber ist seitens der Regierungsvertreter gar kein Zweifel übrig gelassen worden, daß die Hoffnung, durch Vermehrung der Eisenbahnen allein mit geringen Kosten den zu erwartenden Ansprüchen des Verkehrs in Zukunft genügen zu können, falsch ist, daß vielmehr die Anlage neuer Gleise und Bahnhöfe, wenn sie den Transport der Massengüter allein bewältigen sollten und zugleich den andern Ansprüchen halbwegs genügen, den Aufwand von Summen erfordern würden, wogegen die Kosten des Kanalbaus verschwindend sind.

Nach gewissenhafter Prüfung aller Umstände kann die Regierung nicht anders, als die zukünftige Entlastung der Eisenbahnen durch Ausbau der Wasserstraßen vorzubereiten und zu sichern. Thatsächlich stellt sich die bisher erwähnte Polemik gegen die Vorlage nur dar als eine Klopffechtere ohne ernsthafteste sachliche Bedeutung.

* Auch die Behauptung, daß durch den Mittellandkanal die Überschwemmung des Inlandsmarkts mit fremdem Getreide werde gefördert werden, ist von den gut agrarischen Ministern Riquel und Hammerstein mit mathematischer Schärfe widerlegt worden. Mit dem Zirkel in der Hand kann sich jedermann auf der Landkarte davon überzeugen, daß der Kanal in keinem Teile dem Getreideimport neue Vorteile bringt, wohl aber den Transport der landwirtschaftlichen Produkte Osteliens nach dem deutschen Westen wesentlich zu verbilligen verspricht. Die agrarische Opposition im Landtage scheint auch von diesem Vorwand keinen Eindruck mehr zu erwarten, wenn sie auch bei den Bauern immer noch Stimmung damit gegen die Regierung zu machen versuchen und verstehen wird. Aber es wird unentwegt weiter opponiert, auch ohne jeden Vorwand.

Was gerade diese ganze Opposition in Wahrheit wert ist, das hat der Minister der öffentlichen Arbeiten am 18. April in einer weit über den Rahmen der Kanalvorlage bedeutsamen Kritik der Reden des Grafen Kanitz mit voller Klarheit dargelegt. Graf Kanitz hatte seine und seiner Parteigenossen Anschauungen unter dem lebhaften Beifall der Agrarier wie folgt scharf formuliert: „Ich darf meinen Standpunkt zu dieser Vorlage nochmals dahin zusammenfassen, daß ich durchaus keinen Stillstand in der Entwicklung unsers Verkehrswesens wünsche. Aber diese Entwicklung muß eine gleichmäßige sein; sie muß allen Landesteilen gleichmäßig zu gute kommen. Sie muß namentlich mit der Produktion gleichen Schritt halten, mit ihr Hand in Hand gehn; sonst werden die Verkehrs erleichterungen mehr dem Auslande als dem Inlande zu gute kommen. Wir gelangen dann zu keinem wirtschaftlichen Aufschwung, sondern nur zu

Verchiebungen. Die reichen Bezirke werden noch reicher, die armen noch ärmer werden. Die sozialen Mißstände, an denen wir heute schon kranken, werden nur noch weiter verschärft werden." Graf Kanitz ist ein ernster, kluger Politiker, der logisch denkt und die Rede in seltenem Maße in der Gewalt hat. Wenn er, wie hier, in jedem Satz eine Verlehrtheit zu produzieren genötigt war, so ist das der beste Beweis, wie es mit dem, was er vertritt, in Wahrheit aussieht. Der Minister Thielen hat ihm darauf geantwortet: „Meine Herren, der lebhafteste Beifall, welcher dieser Auffassung des Herrn Grafen Kanitz zu teil geworden ist, muß mich zu der Annahme führen, daß auf diesem Standpunkte seine gesamten Parteigenossen — mit einigen Ausnahmen vielleicht — stehen. Wenn dieser Standpunkt aber der maßgebende für unsre Zukunft sein soll, dann ist es überhaupt mit unsrer Verkehrs-entwicklung vorbei; dann können wir weder eine Eisenbahn künftig bauen noch einen Kanal, noch eine Kleinbahn, noch eine Chaussee, denn dieser Maßstab, an jeden Vorschlag zu einer neuen Eisenbahn angelegt, muß zu einer unbedingten Verwerfung führen. Dem ganzen Lande kommt niemals eine Eisenbahn, eine Kleinbahn oder noch viel weniger eine Chaussee zu gute, sondern immer nur ganz bestimmten Landesteilen. . . . Dann wird es allerdings dahin kommen, daß wir allmählich aus der Reihe der entwicklungsfähigen, der leistungsfähigen und wettbewerbsfähigen Länder ausscheiden; dann wird es allerdings dahin kommen, daß Sie nicht mehr — wie es Gott sei Dank bisher immer noch der Fall ist — einen intensiven Betrieb in der Landwirtschaft haben, sondern extensiv wirtschaften und die Schafe über ihre Brachen und Weiden werden gehen lassen oder den größten Teil ihres Aekers anschonen.“

Es ist wirklich eine geradezu abergläubische Furcht vor der weitem Entwicklung der industriellen Gütererzeugung und des Warenaustauschs, was die Agrarier in die Opposition gegen den Mittellandkanal hineintreibt. Sie wissen selbst nicht recht, was sie wollen und fürchten, und da ist doch wohl zu hoffen, daß es der Regierung in den Kommissionsverhandlungen gelingen werde, die ostelbische Gespensterfurcht mit einigem Erfolg zu bekämpfen, wenn sie selbst sich der verhängnisvollen Gespensterfurcht entschlägt, die sie seit Jahren immer wieder zur Kapitulation vor der agrarischen Reaktion getrieben hat.

Zu hohem Grade zu beklagen ist es, daß die Vertreter der schlesischen Montanindustrie und des schlesischen Handels der agrarischen Opposition eine Bundesgenossenschaft leisten, die an Schärfe und Gehässigkeit des Tons die Wortführer des Bundes der Landwirte bei weitem überbietet. Die Breslauer Handelskammer und der Abgeordnete Gothein vor allem haben die schlesischen Sonderinteressen gegen den Mittellandkanal in einer Weise ausgespielt, daß ihnen jedes Recht abgesprochen werden muß, sich über die „Begehrlichkeit“ der ostelbischen Landwirte zu beschweren. Die Antwort, die der Minister Thielen dem Grafen Kanitz hat zu teil werden lassen, gilt Wort für Wort auch für

sie. Der schlesische Liberalismus würde wohl daran thun, sich nach andern Sprechern umzusehen. —

Die Regierung hat bereitwilligt anerkannt, daß die Wasserverbindungen Schlesiens eine Verbesserung brauchen. Sollen sie wirklichen Nutzen schaffen, so müssen sie eben auch zu einer Leistungsfähigkeit gebracht werden, wie man sie verständigerweise für den geplanten Rhein-Elbekanal von vornherein in Aussicht genommen hat. Aber die gegenwärtige Kanalvorlage hat doch nicht den Sinn, daß mit dem Rhein-Elbekanal überhaupt die Verbesserung der preußischen Wasserstraßen abgeschlossen sein soll? Es ist völlig widersinnig, wenn der Abgeordnete Gothein und die Breslauer Handelskammer die Zustimmung zum Bau des Rhein-Elbekanal davon abhängig machen wollen, daß durch das Gesetz, das diesen Bau vorschreibt, zugleich der Ausbau besserer Wasserwege für Schlesien und andre sogenannte „Kompensationen“ garantiert werden. Wohin soll dieser Schacher führen? Sollen die Herren Abgeordneten etwa in Zukunft ihr Votum für irgend eine Vorlage verweigern dürfen, wenn nicht in der Vorlage alle Herzenswünsche ihrer Wähler aufgeführt und mit einem gesetzlichen Versprechen auf Erfüllung abgestempelt werden?

Auch die Herren aus Altona haben Lust, so etwas zu versuchen. Es ist ganz klar, daß bei dieser kläglichen Politik der Volksvertreter Deutschland aus der Reihe der entwicklungsfähigen, leistungs- und konkurrenzfähigen Länder ausscheiden muß, wie der Minister Thielen sagte. Wir schwärmen nicht für den agrarischen Egoismus, aber dieser Krämergeist der Kaufleute und Industriellen ist uns noch viel widerwärtiger, denn er weist darauf hin, daß gerade der Stand, auf dem Deutschlands Zukunft vielleicht für Menschenalter beruht, noch ganz unfähig und unreif ist, eine führende politische Rolle zu spielen.

Man sagt, die die konservativen Parteien beherrschenden Agrarier und die Kanalgegner im Zentrum wollten die Kanalstrecke von Dortmund nach dem Rhein bewilligen, die Verbindung mit der Elbe aber ablehnen. Die Blamage des Landtags wird dadurch erst recht in ein helles Licht gestellt, denn die große Aufgabe, die der Staat zu lösen hat, besteht gerade in dem Bau des seit dem Großen Kurfürsten als nötig erkannten Mittellandkanals, nicht im Bau des Rhein-Dortmundkanals, den Privatleute sofort als einträgliches Geschäft unternehmen würden, wenn der Staat ihn nicht unternimmt.

Wie aber auch dieses Abgeordnetenhaus jetzt beschließen mag, der Mittellandkanal wird gebaut werden, wenn die Regierung überhaupt noch Überzeugungen und Willen hat. Je krasser sich die Unfähigkeit der gegenwärtigen Parteien, zum Wohle des Vaterlands des Königs Politik zu unterstützen, auch in dieser Frage wieder offenbart, um so eher kommt vielleicht die preußische Wählerschaft zu der Erkenntnis, daß es so nicht weiter geht. β





Der Bernstein als Stoff für das Kunstgewerbe

Von E. von Czihak

(Schluß)



Unter den Anklagen, die bei dem Stolper Prozeß gegen den Geheimen Kommerzienrat Becker erhoben worden sind, ist keine weniger gerechtfertigt gewesen, als daß er die einheimische Bernsteinverarbeitung zu Grunde gerichtet und die Bernsteinindustrie ins Ausland getrieben habe. Die leider nicht wegzuleugnende Tatsache, daß eine bedeutende inländische Bernsteinwarenindustrie nicht besteht, ist schon vor Beckers Eintreten in das Bernsteingeschäft vorhanden gewesen und beruht auf ganz andern Ursachen, insbesondere darauf, daß die Dreherzünfte schon seit länger als einem Jahrhundert durch innere Untüchtigkeit zurückgegangen und leistungslös geworden sind, und daß von seiten der Regierung bedauerlicherweise nichts geschehen ist, um ihr Gewerbe zu heben und eine Kunstindustrie ins Leben zu rufen. Denn wenn überhaupt irgendwo, so ist eine solche Kunstindustrie im Ursprungslande des Stoffes am Platze, wo sie nachweislich auch früher geblüht hat. Wenn man den Erzeugnissen des Kunstgewerbes aus Bernstein nachgeht, die sich in unsern Museen erhalten haben, wenn wir in den Berichten und Rechnungen früherer Jahrhunderte lesen, welche große Rolle der Bernstein am Hofe der preußischen Herzöge und der brandenburgischen Kurfürsten bei Prunkgeräten und Geschenken an fürstliche und andre hohe Persönlichkeiten gespielt hat, so erhält man eine andre Meinung von der Verwendbarkeit dieses kostbaren Stoffes im Kunstgewerbe, als wenn man die kläglichen Fabrikate der heutigen Drechsler, die Schmuckfächer und Spiegelrähmchen aus aneinandergereihten naturalistischen Rosenblättern und Blümchen durchmustert, die sinnlosen Nippes, die zur Befestigung von Thermometern dienenden Obelisken, die Uhrgehäuse in Form plumper Kommoden, die Tintenfassler, die in Gestalt von Hauptwachen auf einem mit kleinen Bernsteinfliesen gepflasterten mit Ketten umgebenen Platze stehen, schließlich die brutalen sogenannten Felsen aus Brackstein, mit daran herumkriechenden Eidechsen und Fröschen aus Metallkomposition.

Die Bernsteinverarbeitung ist vollständig zurückgegangen, was die kunstgewerbliche Verwertung des Steins anbelangt. Sie steht in dieser Beziehung noch auf dem Standpunkte der dreißiger und vierziger Jahre unsers Jahr-

hundreds. Die großen Bewegungen des Kunstgewerbes nach der Errichtung des Deutschen Reiches und die der neuesten Zeit haben die Bernsteinbearbeitung gänzlich unberührt gelassen. Die Bernsteinbrechler haben nach wie vor ihre Perlen, Oliven und Zotten, ihre Rosenkränze für den ausländischen Export, ihre kümmerlichen Schmucksachen für die Sommerfaison der Ostseebäder und ihre Rippes auf Damenschreibtische in althergebrachter Weise geliefert, aber keiner unter ihnen hat daran gedacht, etwas dem heutigen Stande des Kunstgewerbes genügendes, unsern Lebensgewohnheiten und der größern Wohlhabenheit entsprechendes zu fertigen und auf den Markt zu bringen, irgend einen Gegenstand, der mit der Kostbarkeit des Materials auch die Schönheit der Form verbindet. Daß in Deutschland nicht viel derartige Ware gelaufen wird, liegt an den häßlichen, ungenügenden Formen, die sie zeigt; an der Leistungslosigkeit unsrer Bernsteinindustrie, die wiederum ihren Grund darin hat, daß sowohl Händler als Dreher ihr einziges Heil in dem ausländischen Export sehen, bei dem sich der Stein am schnellsten unverarbeitet oder nur fabrikmäßig bearbeitet, z. B. in der Gestalt von Perlen, verwerten läßt.

Daß dies nicht in Zukunft so bleiben kann, daß diese rohe Art der Verwertung durch eine ins Leben zu rufende Kunstindustrie, die ihren Absatz im eignen Lande und bei den europäischen Kulturvölkern hat, wenigstens teilweise zu ersetzen sein wird, scheint mir geboten zu sein; geboten vor allem durch die neueste Periode, in die wir durch den Übergang der Bernsteinwerke an den Staat und durch den Preßbernstein eingetreten sind, sowohl um den größern Stücken des natürlichen Steins ihren Überpreis zu erhalten, als auch um ihnen eine ihrem Werte angemessene und ihn erhöhende kunstvolle Verarbeitung zu teil werden zu lassen.

Um zu Vorschlägen zu kommen, wie dies geschehen soll, ist es notwendig, nachzuforschen, in welcher Weise das Kunstgewerbe vergangner Jahrhunderte den Bernstein verwandt hat. Dies wird uns Fingerzeige für die Zukunft geben. Ich habe mich, da sich um diesen Gegenstand noch niemand gekümmert hat, der Mühe unterzogen, sowohl litterarische und archivalische Zeugnisse über die kunstgewerbliche Verwendung des Bernsteins zu sammeln als auch in den Museen, die ich besucht habe, auf die vorhandenen Bernsteinarbeiten zu achten.

Sichere Nachrichten über ein bestehendes Bernsteinverarbeitungsgewerbe im Mittelalter sind uns erst aus dem vierzehnten Jahrhundert und nur aus einigen an der See gelegnen Orten überliefert. Am Anfange des genannten Jahrhunderts gab es in Brügge, dieser im Mittelalter so bedeutenden Handelsstadt Flanderns, ein Gewerk der Paternostermacher, das hauptsächlich Bernstein zu den Perlen der Rosenkränze verarbeitete; bald darauf finden wir, noch im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts, ein Amt der Paternostermacher auf deutschem Boden, in Lübeck.

Obgleich der Deutsche Orden allem Anschein nach das Emporkommen einer einheimischen Bernsteinindustrie in Preußen — um den Anreiz zum Stranddiebstahl und Unterschleif nicht zu vergrößern — offenbar von Anfang an nicht begünstigt und später sogar zu verhindern gesucht hat, so hat er doch die kunstgewerbliche Verwendung des kostbaren Stoffs sicher gefördert. Arbeiten aus Bernstein waren nicht nur für die Hofhaltung des Hochmeisters, sondern auch als Geschenke für angesehene Personen beliebt. So berichtet uns das unter dem Namen Treßlerbuch erhaltene Ausgabenbuch des Ordens aus den Jahren 1399 und 1400 von den kunstvollen Arbeiten eines in Königsberg lebenden Bernsteinschneiders, des Meisters Johann; es ist dies der älteste mit Namen überlieferte Bernsteinarbeiter Preußens. Er arbeitete für den Hochmeister hauptsächlich Tafeln, d. h. geschnittne Bilder verschiedner Form, vielfach in kunstvoller Fassung von Edelmetallen. Wir hören von einem Bernsteinbilde mit fünf Engeln, von einem solchen mit einer Veronika (Ecce homo), teils für den Altar in der Hauskapelle des Hochmeisters, teils zu Anhängern an Paternoster dienend, die ebenfalls aus Bernstein (namentlich weißem) gefertigt und oft mit Silberzieraten versehen wurden. Aber auch weltliche Bildnisse brachte der kunstfertige Meister zustande, z. B. ein Paar runde Tafeln „mit des Herzogen Tracht von Burgundia.“ Die Rechtsnachfolger der Hochmeister des Deutschen Ordens, die Herzöge von Preußen verhielten sich der Verarbeitung gegenüber ebenso wie ihre Vorgänger. Sie ließen zwar die Bildung einer Bernsteindreherzunft in Königsberg nicht zu, hielten sich aber an ihrem Hofe zu eigenem Bedarf in dieser Kunst erfahrene Meister und erlaubten auch, daß sich Bernsteinarbeiter auf den Freiheiten, außerhalb der Stadtmauern, als sogenannte Freimeister festsetzten.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wird als Hofbernstendrehler des Herzogs Albrecht und seines Sohnes Albrecht Friedrich Stenzel Schmid genannt.*) Gleichzeitig mit ihm treten noch mehrere Bernsteindrehernamen auf, Michel Fischer, Kasimir Zweck und insbesondere Hans Klingenberg auf dem Roßgarten, der ein sehr tüchtiger Meister seines Fachs gewesen sein muß und 1593 bis 1625 genannt wird. Zur schnellern Erledigung einer ihm von den preußischen Regimentsräten übertragenen Arbeit giebt Klingenberg 1595 einen Teil davon an einen Elbinger Bernsteindreher, Georg Kopart, ab. Sehr mannigfaltig ist das Verzeichnis der von diesen Meistern gefertigten Arbeiten; am häufigsten werden genannt: Herzen, Paternoster, Leuchter, Peitschen, Pfeifen, Knöpfe, Salzflässer und als besonders, teils für den Sport, teils in medizinischer Rücksicht geschätztes Landesprodukt: in Bernstein gefaßte Elensklauen. Am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mehrte sich die Zahl der Bernsteinarbeiter bedeutend; es sind vor der Errichtung der Dreherzunft in Königsberg (1644) sehr viele nebst ihren gefertigten Arbeiten

*) Das Folgende hauptsächlich nach den Hofrechnungen im Königsberger Staatsarchiv.

bekannt. Neben Hans Klingenberg tritt vor allem Joachim Schönmann als Lieferant des Hofes am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hervor. Aus der Menge der von ihnen gelieferten Gegenstände sind besonders zu nennen: Kompaße, Pulverflaschen, Tintenfassler, Würfel, Jägerhörner, gedrehte und geschnitzte Becher, Uhrgehäuse, Brettspiele, Läden, Kästchen, Schalen, Kannen, Flaschen, Löffel, Kredenzmesser, Ketten, Armbänder, Halsbändchen, Stäbe oder Stöcke, auch figürliche Arbeiten, Porträts. Vielfach kommen Bernsteinmesser und Büchschén vor; öfters wird der Fassung in Gold oder Silber gedacht, insbesondere bei Kannen oder Konfektischalen; bei den Brettspielen wurde entweder Silber oder Ebenholz in Verbindung mit Bernstein verwandt; die Bernsteinfelder waren dabei vielfach von der Unterseite in einer sehr wirkungsvollen Weise mit Ornamenten oder Figuren graviert, häufig auch mit Zinnfolien unterlegt, wie wir dies noch bei verschiedenen erhaltenen Exemplaren, z. B. im Museum zu Gotha sehen.

Ganze kirchliche Ausstattungen wurden in Bernstein gearbeitet, Altäre (Hauptaltären), Kreuzfize, Kelche, Gießbeden, Gießflammen, Patenen, Kirchenleuchter; auch ein Kontor, d. h. wohl ein kleines spind- oder kabinetartiges Möbel wird erwähnt. Neben den Königsberger Bernsteindrehern lieferten auch Danziger, wie z. B. 1618 Peter Hegewald, zum Teil durch Vermittlung der Zäski am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts für den preußischen Hof oder für den Kurfürsten nach Berlin Bernsteinfachen; auch ein Lübecker Meister, Daniel Hindenberg, fertigte 1615 sehr kostbare Arbeiten, zwei Kästchen für 800 Thaler. Im Nachlaß der Königin Elisabeth von Frankreich fand sich 1593 ein Trinkgeschir mit feiner Hülle, ganz aus Bernstein, ein Geschenk der Herzogin von Preußen. Im Jahre 1607 überbandte die Herzogin Maria Leonore von Preußen dem Kaiser schöne Bernsteingeschenke. Im Jahre 1609 werden dem Bischof von Kulm und Großkanzler von Polen, Laurentius Gembicki, durch den zum kurfürstlichen Geheimrat ernannten Andreas Zäschke ein Rosarium (Rosenkranz) und eine Peitsche aus Bernstein präsentiert. Bei solchen Geschenken spielte selbstverständlich die kostbare Fassung in Edelmetall eine große Rolle.

Das Verzeichnis der in den Jahren 1635 und 1636 an den französischen und den englischen Gesandten, Claude de Mesmes und George Douglas — für deren Bemühungen um das Zustandekommen des Friedens nach dem ersten schwebisch-polnischen Kriege — verehrten Bernsteingeschenke füllt fast eine Seite eines Rechnungsbuches; allein die „Bernstein-Handels-Verwandten“ Zäschke (Zäski) in Danzig waren bei der Lieferung mit 7386 Mark beteiligt; dazu kommt noch, was ein Königsberger Meister, Georg Schreiber, an Brettspielen, Lädchen, wolkenfarbigen und klaren Ketten, Armbändern, Rosarien, Decimern, Messern und andern Sachen lieferte. Auch Spiegelrahmen aus Bernstein finde ich hierbei zum erstenmale genannt; Sanduhren werden in jener Zeit öfter erwähnt.

Öfters kommen Armenier nach Königsberg und bringen seidne, golddurchwirkte Teppiche, die ihnen mit Bernstein bezahlt werden; 1545 z. B. werden für vier solche Teppiche im Werte von 4860 Mark neun Tonnen Bernstein gegeben; es muß sich nach diesen Zahlen um Prachtstücke gehandelt haben. Im Jahre 1652 macht der Große Kurfürst Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät einen schönen Bernsteinkasten zum Geschenk, der auf 2925 Mark geschätzt wird; öfters gehen auch solche Geschenke an die russischen Zaren nach Moskau (z. B. 1658, 1675 ein Kronleuchter und zwei Leuchter in Silber gefaßt). Einiges davon hat sich noch in den dortigen Sammlungen, insbesondere dem Waffensmuseum (Orusheinaja Palata) zu Moskau erhalten*) (Saal V, Schrank 14, besonders fünf sehr zierliche Fruchtschalen).

Die Verwendung des Bernsteins wurde am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch viel mannigfaltiger; es werden in den Rechnungen außer den schon mehrfach angeführten Gegenständen Lehnstühle, Schabraden und Pistolenhalter aus Bernstein oder wohl vielmehr damit verziert genannt. Im Jahre 1681 geht ein sehr kostbarer Spiegel im Preise von 8250 Mark als Geschenk des Großen Kurfürsten an den König von Frankreich. Keyßler sah auf seinen Reisen am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Florenz einen großen Kronleuchter aus Bernstein mit vielen Armen, ein Geschenk des Kurfürsten von Brandenburg.**) Ein besonders großes, kunstfarbiges,***) bei Danzig gefundnes Stück wurde von einem Danziger Meister zu einer mythologischen Gruppe, Diana und Aktäon, verarbeitet und nach England verkauft. Es maß 19, 11 und 9 Zoll. Auch in Memel finden wir um diese Zeit (1680) einen kunstverständigen Bernsteinarbeiter, Namens Warlan, der für den Hof eine bernsteinerne mit Gold beschlagne Muschel und eine Schale geliefert hat.

Den höchsten Ruhm in Bernsteinarbeiten genoß um das Ende des siebzehnten und in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts der in Königsberg auf der Lastadie wohnhafte „Inventierer“ (wie sich die geschicktern, selbständig arbeitenden Meister zum Unterschiede von den gewöhnliche Drehware liefernden Bernsteinarbeitern nannten) Christian Porchin. Er brachte zuerst (1691) Brennspiegel und Brillengläser aus Bernstein, später auch Prismen zustande, die in der Sonne in den Regenbogenfarben spielten. Seine Brenngläser verfertigte er bis zu der Größe eines Speziesthalers. Er hatte die von ihm geheim gehaltne Kunst, dem Bernstein Durchsichtigkeit zu verleihen. Der von seinen Zeitgenossen bewunderte Mann lebte noch im Jahre 1732. Auch im Binnenlande wurden zuweilen, wenn auch seltner, kunstvolle Bernsteinarbeiten gefertigt. So arbeitete der Bildhauer und Edelsteinschneider

*) Abgebildet in Opis Moskovskoj orusheinoi palaty. Tafel 163 Leuchter, Tafel 164 Pokal, Dedelkrüge, Pentelkanne, Schale, Dedelschale.

**) Keyßler, Neueste Reisen, Hannover, 1751.

***) Die Sauertraufarbe des Bernsteins wurde vielfach besonders geschätzt.

Johann Bernhard Schwarzburger zu Frankfurt a. M. (geb. 1672, gest. 1741) mit seinen Söhnen eine Reiterstatue des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts II. (1670—1733), die später in das Grüne Gewölbe nach Dresden kam.

Das achtzehnte Jahrhundert zeichnet sich namentlich durch große Brunnstücke an Möbeln aus, die ganz mit Bernstein belegt waren. Dieser Art war der 1728 auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. gelegentlich seines Besuchs in Dresden als Geschenk für August den Starken angefertigte große Schrank, der jetzt im Grünen Gewölbe zu Dresden (Nr. 88) steht, und ein ähnliches Möbel, das Friedrich der Große an den russischen Hof nach Petersburg schickte. Der Dresdner Schrank enthält in achtzehn Kästen eine Anzahl von kleineren Bernsteinarbeiten; er zeigt den kostbaren Stoff in einer massenhaften Verschwendung. Geschmackvoller und zierlicher als dieses große Stück ist das im Grünen Gewölbe stehende Schränkchen aus dem siebzehnten Jahrhundert mit Flügelthüren (Nr. 105), belegt mit verschiedenartigem Bernstein, der zum Teil unterschrittene und mit Folie unterlegte Landschaften und Blumen in sehr sorgfältiger und geschmackvoller Ausführung zeigt. Daß derartige Stücke auch unter reichen Privatleuten Liebhaber fanden, beweist die Beschreibung eines 1743 von dem Danziger Kunstmeister Samuel Thörner auf Bestellung gefertigten Kontors. Die Vorderseite und die Seitenflächen waren mit künstlich gearbeitetem Bernstein in der Dicke eines Thalers belegt. „Born waren die schönsten Stücke von dem hellsten Bernstein, mit allerlei nach der Kunst unten geschliffnen Figuren zu sehen, deren Mannigfaltigkeit auch durch die artige Zusammensetzung und verschiedene Farben prächtig in die Augen fiel. Die schönen roten, blauen und grünen Stücke vermehrten die Bewunderung. Machte man die Spiegelthüren auf, so spielte auf deren Belegung die Natur mit raren Stücken, welche allerlei Landschaften, auch Menschen und Tierköpfe vorstellten. Auch hier spielten die weißlich-gelben und grünlichen Farben artig untereinander. Die Höhe ohne die Füße und den Aufsatz betrug $2\frac{1}{2}$ Elle, die Breite halb so viel, die Dicke unten $\frac{3}{4}$ Elle. Aunderthalb Jahre hatte der Meister daran gearbeitet, und 5000 Floren sollte es zusammen kosten.“*)

Die Freude, die das achtzehnte Jahrhundert an derartigen Sachen hatte, äußert sich noch bei Goethe, der auf seiner italienischen Reise 1787 in Catania eine dem Prinzen Viskaris gehörige Sammlung von Bernsteinarbeiten besichtigte, von der er berichtet: „Der sizilianische (Bernstein) unterscheidet sich von dem nordischen darin, daß er von der durchsichtigen und undurchsichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abstufungen eines gefälligen Gelbes bis zum schönsten Hyazinthrot hinaussteigt. Urnen, Becher und andre Dinge waren daraus geschnitten, wozu man große, bewunderungswürdige Stücke des Materials mitunter voraussetzen mußte.“

*) Danziger Erfahrungen, 1743.

In Königsberg hatte sich das Bernsteindrehergewerbe im achtzehnten Jahrhundert sehr entwickelt, und die Zahl der Meister hatte sich so vermehrt, daß die Zunft im Jahre 1755 mit 68 Meistern geschlossen wurde. Um 1780 zählte man 68 Meister oder Partizipanten und 19 Expektanten, während gleichzeitig in Stolp 54 Partizipanten und 20 Expektanten, in Danzig im ganzen etwa 31 Zunftgenossen vorhanden waren. Königsberg hatte also die andern Ostseestädte bedeutend überflügelt. Es wird jedoch über zu viele Arbeiter geklagt; die Bernsteinanteile fielen für den einzelnen zu gering aus, und infolgedessen wurde nicht viel verdient. Die Sortimentstücke (d. i. die Stücke größter Sorte) wurden damals zu Kreuzigten, Altären, Schränken, Spiegelrahmen, Leuchtern, Messerschalen, Querflöten, Beckern, Schalen, Tabaksdosen usw. verarbeitet. Jedoch wurden große und kostbare Kunststücke selten verlangt; ein Spiegelrahmen oder eine Querflöte blieben den Verfertignern oft zwanzig bis dreißig Jahre stehen. Kleine Kästchen im Preise von drei bis sechs Dukaten, Knöpfe, Dosen und Spielmarken waren die gangbare Ware. Unter diesen Umständen ging die Königsberger Bernsteindreherzunft in den Notjahren am Anfange unsers Jahrhunderts immer mehr zurück und löste sich 1811 ganz auf.

Der Bestand an erhaltenen kunstvollen Arbeiten ist nicht allzu groß; vieles muß im Laufe der Zeiten untergegangen sein. Immerhin ist noch genug davon vorhanden, um die Art der Arbeit, die Fassung und die Verbindung des Materials mit andern Stoffen, mit Elfenbein, Edelmetallen, Halbedelsteinen zu beurteilen. Die kostbarsten Stücke sind im Grünen Gewölbe zu Dresden. Besonders erwähnenswert ist ein großes rundes Becken aus verschiedenfarbigem Bernstein, mit durchsichtigen Platten, die auf der Rückseite eingeschnittne und unterlegte Bildnisse, Allegorien und Wappen zeigen. Ferner ein achteckiges Rosenwasserbecken mit Darstellungen aus der römischen Geschichte; mehrere Krüge, auch eine Gießkanne in Gestalt eines Hornes, alles mit erhalten geschnittenen Figuren mythologischen oder allegorischen Charakters, zum Teil in Fassungen von Gold oder vergoldetem Silber mit Email und Halbedelsteinen. Auch die figürliche Kleinplastik ist vertreten in einer Graziengruppe aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die Verbindung mit Elfenbein lernen wir an zwei Kredenzmesserheften vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kennen.

Das Berliner Kunstgewerbemuseum hat gleichfalls eine nicht unbedeutende Sammlung von meist preußischen Bernsteinarbeiten. Es sind vertreten: Pokale, Pulverhörner, Dedelkrüge, Schraubenslafschen, eine Prachtschale mit Deckel, eine Sanduhr, viereckige Kästchen mit der schon mehrfach beschriebnen durchscheinenden Gravirarbeit, Schüsseln, Dosen, Leuchter, Kabinetts, kleine Rippfächer oder Modelle, ein Hausaltar. Auch die Verbindung mit Elfenbein, ebenso die Edelmetallfassungen sind gut vertreten. Sehr gute Bernsteinarbeiten sind

jerner im herzoglichen Museum zu Gotha. Insbesondere lernen wir die in den Rechnungsbüchern öfters verzeichneten Brettspiele in zwei Exemplaren kennen, bei denen die Gravierung der mit Folie unterlegten Unterseiten der Bernsteinfelder besonders gut wirkt; zu dem einen gehören auch Steine und Schachfiguren aus diesem Stoff. Bemerkenswert ist auch ein angeblich der Frau von Maintenon gehöriges Diadem und ein kleines Kolokopostament für eine Eisenbeinfigur, beides aus Bernstein. Eine silberne Dose ist teils mit Halbedelsteinen, teils mit Relieffrustbildern aus Bernstein besetzt; ein Spiegelrahmen zeigt unterseitig gravierte Stücke im Wechsel mit Eisenbeinmedaillons; an einem Löffel ist die Laffe aus Bernstein, der Stiel aus Silber. Außerdem finden sich noch: ein großer geschnitzter Becher mit Henkel aus Kugelfüßen, ein sehr schöner Hausaltar, Kassetten, Dosen, Gegenstände der Kleinplastik, ein Uhrgehäuse mit der Figur eines Töpfers und andre mehr.

Vergleicht man die umfassende Verwendung, die frühere Jahrhunderte für den Bernstein hatten, mit den wenigen und wertlosen Dingen, die heutzutage aus diesem Stoff gefertigt werden, mit den Ketten schmuckstücken, mit den Badeandenken und den Rippstücken, wozu noch die Rauchrequisiten kommen, so tritt uns der beschämende Rückgang deutlich vor Augen. Es fehlt an der Geschicklichkeit, am Geschmack, an Vorbildern und an dem Willen, etwas Tüchtiges zu leisten. Da die Drechsler durch den Verkauf des Rohbernsteins 70 bis 100 Prozent verdienen, so waren sie in der Lage, die wenigen Waren, die sie selbst verfertigten, billig zu verkaufen. Es mangelte jeder Antrieb, die Verarbeitung des Bernsteins zu verbessern und auf eine höhere Stufe zu heben. Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein reicher Liebhaber vor nicht langer Zeit einen größeren Gegenstand aus Bernstein zu erwerben wünschte, aber nichts Entsprechendes vorfand; der Fabrikant entschuldigte sich damit, daß derartige selten verlangt würde, versprach aber in Kürze eine Wase zu liefern. Die Bestellung wurde ausgeführt, aber wie sah das Erzeugnis aus! Es wurde eine Anzahl klarer und wolkiger Bernsteinstücke abwechselnd zusammengeleimt und in plumper Wafenform abgedreht; das Ganze ähnelte in seiner rohen Form etwa den Gebilden, die eine Kinderhand aus Bausteinblöcken zusammenstellt. Und diesen kindischen Charakter trägt die Mehrzahl der Erzeugnisse dieser Industrie.

Mit solchen Zuständen muß gebrochen werden. Ein so kostbarer edler Stoff, wie dieser, verlangt eine feinen Eigenschaften entsprechende, sorgfältige und kunstgerechte Behandlung. Welcher Art diese sein muß, dafür geben uns die alten Arbeiten einen Fingerzeig. Es wäre an der Zeit, die älteren, in den Museen erhaltenen Arbeiten zu sammeln und als Vorlagenwerk herauszugeben! Gewisse Techniken, die sich für den Bernstein besonders eignen, sind uns abhanden gekommen; diese müßten neu belebt werden. Hierzu rechne ich besonders die Gravierung des durchsichtigen Bernsteins von der Unterseite, ver-

bunden mit einer Unterlegung durch Silber- oder farbige Zinnfolien. Diese Verzierungsart entspricht am meisten der Natur des Materials; die Oberflächen bleiben bei ihr glatt, können poliert werden und erhalten sich bei diesem Verfahren jahrhundertlang unverfehrt. Die Gravierung selbst ist in dem weichen Stoff nicht schwierig; freilich gehören dazu Leute, die zu zeichnen und den Grabstichel oder das Gravierrädchen zu führen verstehn. Die kleinen, oft miniaturartigen Darstellungen von Ornamenten, Blumen, Landschaften und Köpfen verlangen ein gut geschultes Auge und eine sichere Hand. Von dieser sehr alten Technik hat sich noch ein kleines Überbleibsel erhalten in der Fabrikation der sogenannten Manellen. Es sind dies flache, polierte Scheiben, in deren Mitte eine halbe Perle aufgekittet wird, deren Unterseite in der angegebenen Weise verziert ist. Diese Manellen dienen zu Mittelstücken an Arm- und Halsbändern, wie sie für den Orient gefertigt werden. Hieran müßte angeknüpft werden. Für diese Art von Glyptik können Steinschneider oder Steinschleifer, auch Glöschneider oder Graveure ohne Schwierigkeit herangezogen werden.

Für größere, in dieser Art verzierte Stücke dürfte die Luxusmöbelindustrie eine willige Abnehmerin sein, wenn ihr erst das Material in entsprechender Form angeboten wird und sie sich mit seinen Eigenschaften und Vorzügen bekannt gemacht hat. Werden doch schon heute in der feineren Tischlerei Intarsien, graviertes Elfenbein, Bronze und andre Metalleinlagen, kostbare ausländische Hölzer vielfach verwandt; die schöne, verschiedenartige Färbung des Bernsteins dürfte eine nicht unwillkommene Bereicherung dieser Dekorationsmittel abgeben. Bei dem gestiegenen Nationalwohlstande und dem erwachten Kunstbedürfnis werden derartige Erzeugnisse ebenso leicht bei uns Käufer finden, wie z. B. Gläser von Gallé oder Tiffany.

Eine zweite sehr außer Übung gekommene Technik ist die Schnitzerei des Bernsteins, sowohl im Relief als in Freiplastik. Bei dieser Bearbeitungsart kommen ausschließlich bildhauerisch geschulte Kräfte in Betracht, die im Modellieren geübt sind und neben dem Ornament auch die menschliche Figur mit ausreichender Geschicklichkeit beherrschen. Es wird sich hierbei zumeist um kleinere Kunstgegenstände handeln; jedoch würde eine Verwendung tüchtig geschulter, mit den neuern Bestrebungen des Kunstgewerbes vertrauter Kräfte für diesen Zweck sicherlich auch z. B. der Rauchrequisitenindustrie, der Fabrikation von Stöcken und Schirmknöpfen aus Bernstein zu gute kommen. Ebenso könnte auch an eine Verwendung in der Beleuchtungsförperindustrie gedacht werden, für die ja schon Beispiele aus älterer Zeit vorliegen. Namentlich in Verbindung mit der elektrischen Beleuchtung müßten sich prächtige Wirkungen — vielleicht auch durch das verschiedenfarbige Ambroid — erzielen lassen.

Auch die eigentliche Dreharbeit ist noch einer größern Bervollkommnung und Verbesserung, insbesondere im Geschmack und in den Formen, fähig. Dieses ganze Gewerbe ist — nicht bloß insoweit es Bernstein verarbeitet — sehr

im Rückstande gegen die Leistungen früherer Jahrhunderte, in denen es eine Zeit lang einen hohen Rang unter den Liebhaberkünsten behauptete und sogar von Fürsten betrieben wurde. Es fehlt auch hierin an guten Vorbildern und an der nötigen Schulung der Gewerbetreibenden.

Von der größten Wichtigkeit bei allen Bernsteinarbeiten sind die Metallfassungen. Diese sind bei dem natürlichen Vorkommen und den Eigenschaften des Materials unentbehrlich; erst durch die Fassungen oder Montierungen ist es möglich, größere kunstgewerbliche Gegenstände daraus herzustellen. Auch für den Schmuck sind gute Fassungen eine Hauptsache; das Material kann durch sie gehoben und zur Geltung gebracht werden; auch ist die Dauerhaftigkeit der Bernsteinsachen vielfach von der Fassung abhängig. Die Fassung kann bei größern und teuern Gegenständen, wie zu frühern Zeiten, aus Edelmetallen, Gold, vergolbetem Silber oder Weißsilber bestehen. Für die billigeren Sachen, insbesondere Schmuck, würden Metallfassungen, wie sie in der Bijouteriefabrikation üblich sind, genügen. Überhaupt könnte die Arbeitsweise der Halbedelsteine verwendenden Bijouteriefabrikation — die im Rahetal (Oberstein) in hoher Blüte steht und meist als Hausindustrie betrieben wird — für die Bernsteinverarbeitung zu Schmucksachen in vielen Punkten als Vorbild dienen. Auch die Geschicklichkeit, die man in den Glashüttengegenden Nordböhmens in der Fassung von Glasartikeln und von Imitationschmuck hat, könnte vielfach als Muster für die Fabrikate herangezogen werden. Die nicht weit von Reichenberg i. B. liegende Stadt Gablonz lebt fast nur von der Herstellung derartiger Fassungen; die Mehrzahl der Gewerbetreibenden dort besteht aus Gürtlern. Auch ist dort eine Fachschule, die dieses Spezialfach besonders berücksichtigt.

Daß natürlich bei allen diesen Herstellungen ein geläutertes, mit dem Material und dessen Wirkungen vertrauter Geschmack, sowie eine Kenntnis des Marktes und eine Anpassungsfähigkeit an die wechselnde Mode bei den Fabrikanten vorhanden sein muß, ist von selbst klar. Aber diese Eigenschaften würden sich wohl finden, wenn erst die ganze Fabrikation in die richtigen Bahnen gebracht ist. Dazu müßte der Staat helfen, indem er mit dem bisherigen *laissez aller* bricht und nicht mehr in dem allerdings bequemen Export des Rohstoffes allein das Heil sieht. Die Zeiten ändern sich; es ist vielleicht richtig, schon jetzt daran zu denken, daß der Bernstein einmal alle wird, und die Produktion beizeiten eingeschränkt werden muß. Dann ist aber um so mehr Gewicht auf die kunstgewerbliche Verarbeitung zu legen. Auch die Ambroidfabrikation würde durch eine Einschränkung der Ausbeute erschwert und gelähmt, ihr Wettbewerb mit dem Naturbernstein sehr beschränkt werden.

Es wäre zunächst notwendig, um einen Umschwung in der deutschen Bernsteinverarbeitung hervorzubringen, eine mit einer Lehrwerkstätte verbundene Fachschule oder Fachabteilung für solche Arbeit zu schaffen, die in der Pro-

duktionsgegend, am besten in Königsberg ins Leben zu rufen wäre. Der östereichische Staat hat viele derartige Fachschulen für Holzschnitzereien, Eisenarbeiten, Steinarbeiten und andre Zweige an Orten geschaffen, wo nur irgend welche Ansätze und Lebensbedingungen für solche lokale Industrien vorhanden waren. Aus dieser Lehrwerkstätte, an der ein tüchtiger Bildhauer, ein Graveur oder Steinschneider und ein in Montierungen erfahrener Metallarbeiter anzustellen wären, müßten die Muster für die Drechsler und Bernsteinarbeiter an andern Orten hervorgehn. Ferner wären Fachschulen oder Fachkurse für Drechsler an solchen Orten, wo noch ein namhaftes Drechslergewerbe besteht, das sich mit der Bernsteinbearbeitung abgiebt, z. B. in Danzig und in Stolp, zu gründen oder staatlich zu unterstützen.

Drittens müßte durch eine Aufnahme und Veröffentlichung der ältern Arbeiten eine Vorbilderammlung geschaffen werden, aus der das heutige Verarbeitungsgewerbe Anregung und Belehrung schöpfen kann. Wird in dieser Weise planmäßig vorgegangen, so kann es nicht fehlen, daß auf deutschem Boden eine der Bernsteinerzeugung entsprechende Verarbeitung zu bisher außer acht gelassenen kunstgewerblichen Zwecken ins Leben gerufen und hierdurch einer Entwertung der durch das Preßverfahren bedrohten großen Sortimentsstücke vorgebeugt werden wird. Das Kunstgewerbe aber wird einen ihm bisher kaum dargebotnen Stoff von hohem Wert und edeln Eigenschaften willig aufnehmen, um ihm eine entsprechende Veredelung durch die schöne Form zu teil werden zu lassen.



Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Joseph Joesten in Köln

(Schluß)



Im Jahre 1844 wurde das Stiftungsfest des Maikäserbundes wieder festlich begangen. Gottfried Kinkel gewann wieder den Preis mit seiner erzählenden Dichtung: Der Grobschmied von Antwerpen. Johanna trug an diesem Tage ein reizendes Märchen aus ihrer humoristischen und satirischen Feder: „Das vergessene Wort“ zum Entzücken der Zuhörer vor. In diesem Märchen treten die Mitglieder des Bundes unter ihren Spitznamen auf, so Gottfried als Minister Urmaw(au) (Abfärzung statt Urmaikäser), Beschlag als

Balder, Schöler als Schölerissime, Bergknobold, Askani, Köbi (Jakob Burdhardt), Johanna endlich als Nachtigall. Auch in den folgenden Jahren waren die Mitglieder des Bundes nicht weniger fleißig und schöpferisch thätig; die alljährlich ausgeschrieben „Konkurrenz“ brachte manche sinnige und künstlerische Gabe hervor.

Der siebente Jahrgang des „Mailäfers“, auf Rosapapier geschrieben (1846), enthält zunächst ein modernes Märchen aus der Feder Balders (Beyschlag), dann folgen: „Das Geheimnis der Faulheit“ von Kinkel, „Bruchstück eines Noxelliedes“, „Die Weinhändler von Trarbach“ von Johanna (die biedern Trarbacher hatten damals schon die Wein- und Liedermaße erfunden), Musikalische Orthodogie, eine Novelle von Johanna, „Margret“, eine Erzählung von Kinkel, „Überblick über die neuere Malerei in Belgien“, „Engelbert der Heilige“, eine biographische Skizze, „Elisabeth von Schönau“, Mythologische Miscellen, Noxelmärchen (von Albrecht Schöler in Winnigen geschrieben), und eine große Anzahl Lieder und Dichtungen von Gottfried, Johanna, Beyschlag, Simrod („Dronomoffan“) und andern.

Das Rundschreiben an die auswärtigen Mitglieder vom 5. Januar 1847 (Jahrgang 1847, in dem sich der Mailäfer auflöste) verlangte zur „Konkurrenz“ für das nächste Stiftungsfest eine historische Novelle, die anderthalb Stunden zum Vorlesen nicht überschreiten sollte. Alle diese Arbeiten bekundeten, daß die Mitglieder des Mailäferbundes eine fleißige und geistreiche Gesellschaft waren.

Um diese Zeit war auch der „rheinische Poet“ Wolfgang Müller von Königswinter dem Kreise der Bonner Dichter näher getreten. Rudolf Meyers-Krämer (vergl. Deutsche Revue 1899, Heft 1, S. 71) nennt ihn in seinem von ihm veröffentlichten „Briefwechsel Jakob Burdhardts mit Gottfried und Johanna Kinkel“ Ehrenmitglied des Mailäferbundes.

Wolfgang Müller von Königswinter ist geboren zu Königswinter den 5. März 1816, er starb zu Neuenahr am 29. Juni 1873. Das deutsche Volk hat am 29. Juni 1896 diesem echt deutschen Dichter das wohlverdiente Denkmal in Stein und Erz an den Ufern seines von ihm besungnen Rheins in Königswinter gesetzt (vergl. J. Joesten, Mein Herz ist am Rheine. Köln, 1896). Wolfgang Müller, der von 1838 bis 1840 mehrere Semester in Berlin weilte, erwähnt fast in jedem Briefe Frau Mathieuz, der er auch die Einführung bei Bettina in Berlin verdankte. Im September 1839 schreibt er an Alexander Kaufmann: „Der Mathieuz (Johanna) danke für ihren Gruß und erwidere ihn. — Sie ist auch in jeder Beziehung ein geniales Weib; sie versteht einen, und das thun zimperliche Gänse nicht.“ Und in einem andern Briefe: „Du führst mich zurück in die liebe Mufenstadt, worin meine liebsten Erinnerungen haften. Trotzdem daß Angela Oppenhoff meint, ich wäre nicht aufrichtig, wenn ich meinen Aufenthalt in Bonu die schönste Zeit meines Lebens nenne, so ist es doch wahr. Dort ist mir Leben und Poesie aufgegangen.“

Es wird den Leser interessieren, wenn wir die hauptsächlichsten Daten aus Wolfgang Müllers Leben hier wiedergeben. Wolfgang Müller kam 1835 nach Bonn, wo er im Hause Simrocks Kinkel, Wagerath, Freiligrath, Kaufmann und Nikolaus Delius kennen lernte. Dann zog er nach Berlin, wo er am 13. August 1839 sein Doktorexamen machte. Nach der Überjiedlung seiner Eltern nach Düsseldorf, wo der Dichter 1840 als Regimentschirurgus wirkte,

erwies sich für ihn der Umgang mit Malern und Musikern als fruchtbringend. Von jenen schöpfte sein empfänglicher Geist lebendigen Schönheitsfönn in der Naturbetrachtung, von diesen Gefühl für Rhythmus und Wohlklang. Namentlich mit dem früh verstorbenen und zu früh vergessenen Komponisten Norbert Burgmüller verknüpfen ihn enge Freundschaftsbande. Schon seine Jungen Lieder (1841) und die Balladen und Romanzen (1842) erregten großes Aufsehen, ebenso 1846 sein Epos „Rheinfahrt,“ das von innigster Versenkung in die Natur zeugte. Sein im Jahre 1847 geschlossener, äußerst glücklicher Ehebund mit der Kölnerin Emilie Schnitzler zeitigte eine Blüte zarter Poesien, aus deren Zauberbann ihn die Revolution und sein Amt als Deputierter in Frankfurt a. M. nur vorübergehend zu reißen vermochten. Im Jahre 1851 erschien seine „Loreley,“ worin er reiche Gelegenheit fand, seine Virtuosität in der Stoffbehandlung zu entfalten. Die „Maientönigin“ (1852) zeigte ihn als Meister der Idylle, ein buntes Leben und Treiben verstand er im „Rattensänger von St. Goar“ zu schildern, und beides erwuchs wieder auf dem Mutterboden des rheinischen Vaterlands. Im Jahre seiner Übersiedlung nach Köln, 1853, entdeckte er den Erzähler in sich. In seinen „Rheinischen Novellen“ und den „Erzählungen eines rheinischen Chronisten,“ „Zum stillen Bergnügen“ konnte er erst den ganzen Reichtum seiner Geisteskräfte völlig verwerten. Im regen geistigen Austausch mit Männern wie Ferdinand Hiller, von Mevissen, Dagobert Oppenheim, Claeßen gewann er einen mitbestimmenden Einfluß auf das geistige Leben in den zwei Jahrzehnten, die ihm noch in Köln zu leben beschieden waren. Auch das dramatische Gebiet betrat er im Jahre 1863 mit dem Lustspiel: „Sie hat ihr Herz entdeckt,“ das im deutschen Repertoire festen Fuß gefaßt hat. Nachdem der deutsch-französische Krieg seine patriotische Begeisterung so lebhaft entflammt hatte, daß er vorübergehend sogar die längst vernachlässigte ärztliche Kunst im Dienste des Vaterlands ausübte, ergriff ihn ein Leberleiden, das ihn im Jahre 1873 dahinraffte. Nicht die Stürme der Politik, nicht sein medizinischer Beruf haben je seine poetische Ader unterbinden können, aber so ganz frisch und stark strömte sie doch nur, wenn er den Rhein und das Leben am Rhein besingen konnte, und so darf er als Hauptvertreter der rheinischen Sagen und Dichtungen gelten.

Es ist interessant, von Wolfgang Müller zu hören, wie er sich über seine „Poetischen Besuche“ bei der Reise ins Siebengebirge) aussprach, die er von Köln ost mit seiner Familie unternahm. Er sagt hierüber folgendes: „Nach einer freundlichen und behaglichen Rast am mütterlichen Herde begab ich mich zu Fuß auf den Rückweg, um an einige bekannte Thüren zu klopfen. Die rheinische Gastfreundschaft ist zu bekannt, als daß ich ihr ein Lied zu singen brauche. Ich muß es übrigens rühmen, daß ich in diesen Gegenden viele Freunde besitze, denen ich zu jeder Zeit willkommen bin, was ich aber mehr ihren eignen trefflichen Eigenschaften, wie meiner bescheidenen Person zuschreibe. Wollte ich hier von Haus zu Haus wandern, so könnte ich leicht wochenlang unterwegs bleiben. Das war aber diesmal nicht meine Absicht; ich hatte vorzugsweise einige poetische Freunde im Sinne, als ich die Wanderschaft antrat.

„So schritt ich denn die Landstraße unterhalb Remagen hinab, die dicht zwischen die Felsen und den Fluß gezwängt ist, und an welche später noch

) Vgl. Sommertage am Siebengebirge. Arcuynach, 1867. XIV, Seite 152.

die Eisenbahn gefügt wurde. Oben links auf dem Felsen steht ein neues Gebäude im gotischen Stile. Sei mir gegrüßt, freundliche Marienburg mit deinen gastlichen Besitzern! Heute kann ich dich nicht besteigen und mir das muntere Gespräch, die hübschen Geigen- und Piano-sonaten und den duftigen Oberemmel zu Gemüte führen. Gleich unterhalb, wo das Thal sich öffnet, welches den Arsbach aus der waldigen Schlucht des an glänzenden Fernsichten reichen Scheidstopfes bringt, schwenke ich mich links. Dort liegt in frisch angelegtem Garten ein neues blankes Haus. Das ist Herresberg.

„Hier wohnt Gustav Pfarrius, der Poet des »Nahthals«, der »Waldbieder«, eines Bändchens »Gedichte«, der Erzählungen: »Zwischen Soonwald und Westrich« und »Schein und Sein«. Non multa, sed multum. Wer diese Bücher mit Muße durchsnippt, wird ihnen vielfache Genüsse danken und den Dichter herzlich lieben lernen, denn es offenbart sich in ihnen ein feiner Geist, eine reiche Erfahrung, eine liebenswürdige Weltanschauung und ein heittrer Humor, die sich stets reinsten und edelsten Formen bedienen. Wenn der Grundton der lyrischen Dichtungen auch in der Reflexion besteht, so hat Pfarrius doch auch häufig einen charmanten singbaren Lieberzug. Und so verdiente er im allgemeinen bekannter zu sein, als er es in der That ist. Seltsam genug haben die Franzosen seine Novellen mit Vorliebe übersezt, während sie von unsern Landsleuten verhältnismäßig wenig gelesen worden sind. Glücklicherweise deklamiert man in der Schule und singt in heittrer Gesellschaft einzelne seiner Gedichte mit wahren Vergnügen. »Der Trunk aus dem Stiefel« gehört zu meinen Lieblingsballaden. Und ganz allerliebste ist das Lied auf den »Siebenundfünfzigern«, das in den Weinlanden lange Zeit in allen Kehlen war und dem Dichter manche köstliche Flasche von Rhein und Mosel einbrachte, die ihm von den Verehrern seiner Muse anonym, aber mit berühmter klingender Etikette zugesandt wurde. Vielleicht, dachte ich, liegt noch die eine oder andre im Keller zu Herresberg und kehrt ein. Ich traf den gemütvollen liebenswürdigen Freund, der einst seines Zeichens ein Theologe war, dann Erzieher der Jugend zu Köln am dortigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium wurde und erst vor kurzem seine Stelle aufgegeben hat, im Kreise seiner freundlichen Frau und seiner blühenden Kinder. Der erwünschte Trank stand bald auf dem Tische der Terrasse, wo man einen herrlichen Blick auf den Rhein hat, und wir sangen das Lied des Dichters:

Im Jahr achtzehnhundertfünfzig und sieben
Da verbrannten der Rappus und die Rüben,
Da verbrannten die Braten
Der Geldpotentaten,
Doch Eins und das Beste geriet,
Davon soll erzählen dies Lied.

„Und als wir gesungen hatten, da plauderten wir noch lange über dies und das, was in der Zeit und in der Luft lag, denn es plaudert sich eben ganz allerliebste mit dem Dichter, der ein trefflicher, gerader, grundbraver und neidloser und guter Mensch ist.

„Aber ich darf mich nicht zu lange verweilen, denn ich habe noch einen weiten Weg vor mir. Der Freund giebt mir das Geleite bis an die Fähre von Untel. Ich rufe: »Hol über!«, ein Schiffer rubert mich auf die rechte Rheinseite. Im Boot gedente ich eines andern poetischen Genossen, der vor fünfundsanzwanzig Jahren dort in dem gelben Hause am Ufer des Rheins wohnte. Freilich

schaust du nicht mehr aus dem Fenster herab, ich muß dir jetzt einen Gruß über den Ozean zusenden, denn du weißt im Britenlande, mein guter, lieber Ferdinand Freiligrath. Ja, es waren doch schöne sonnige Zeiten, als du dich für eine Weile aus dem Handelsleben zurückgezogen hattest und hier der jungen Freiheit genossenst. Du dachtest damals, ein Dichter könne sich so auf eigne Faust in die freie schöne Gotteswelt setzen, und die gebratenen Tauben kämen ihm in den Mund geflogen. So siedeltest du hier nach dem gelben Hause, das du die Strolchenburg nanntest, weil tagtäglich eine Menge von Strolchen ein- und auszog.

„Ja, es waren schöne sonnige Zeiten, wir wußten noch nichts von der leidigen Politik und von all dem sozialistischen und kommunistischen Kram, der bald nachher die jungen Gemüter berauschte und auch wohl vergiftete. Wir schwärmten nur für Poesie und wollten die ganze Welt in Poesie tauchen. Und welche schönen Lieder hast du hier gesungen! Das Lied von der Geliebten, die du hier fandest, das Lied von der seligen Verschollenheit. Und auch den alten Rolandsbogen, der damals in einer stürmischen Januarnacht zusammenbrach, hast du, ein zweiter Amphion, mit deinem Liede wieder aufgebaut. Ich, der ich am Rhein geblieben bin, werd es dir ewig Dank wissen, alter Romantiker, und ich halte diese That noch lange nicht für deine unbedeutendste Dichtung. Leider dauerte diese Herrlichkeit nur allzu kurze Zeit. Vorbei! Vorbei! Ich ziehe mit einer Thräne im Auge weiter.

„Der Weg führt mich durch Scheuern und Breitbach. Da öffnet sich rechts ein Thal in das Gebirge. An dem Bache hin schlängelt sich ein Pfad, ich schlage ihn ein, um mich nach Menzenberg zu wenden. Ich lasse den Hagerhof, ein im gotischen Stil restauriertes Gebäude mit seinem Park und mit seinen Teichen zur Rechten liegen. Nach einer Weile kloffe ich links an die Thür eines schlichten Sommerhauses. Ich bin wieder an einer Dichterwohnung angelangt, denn hier weilt in schönen Frühlings- und Herbsttagen Karl Simrod. Meine lieben Leser wissen, daß dieser Poet während der offiziellen Semester als Professor in Bonn wohnt und den Studenten Vorlesungen über altdeutsche Dichtungen und Mythologie hält. Bedarf er aber der Erholung, so macht er sich auf die Wanderschaft und besucht sein liebes Menzenberg. Ich bin so glücklich, ihn an Ort und Stelle zu finden. Da er der Besitzer der vortrefflichsten Weinberge des Thales ist, läßt er eine Flasche Edenblut aus dem Keller holen, auf deren Etikette wir folgende Verse lesen:

Held Dietrich schlug Herrn Eden
Zu Tod, den kühnen Mann,
Drum lassen wir uns schmeden
Das Blut, das ihm entrann.

Und trinken wir des Weines,
So giebt das Heldenblut
Dem kühnen Sohn des Rheines
Erst rechten Heldenmut.

Die Erde hats getrunken,
Die Rebe saugt es ein,
Zulezt ins Faß gesunken
Ward es ein kühler Wein.

Wir fürchten keine Gegner
Auf dieser Erde Stern,
Lebt auch kein Überlegner,
Kein Dietrich mehr von Bern.

„Ihr müßt nämlich wissen, daß nach Simrods Interpretation der große Held Dietrich von Bern den Riesen Eck hier im Menzenberger Gebiet, und zwar auf dem Weinberge des Dichters erschlagen hat.

„Aus dem Weine stiegen die Wilder vergangener Zeiten auf. Wir gedachten der Tage, wo wir uns vor einem Bierfelsakular zusammentrafen und in diesen

Gegenden gewissermaßen eine rheinische Dichterschule gründeten. Simrock war damals unser Senior und hatte schon manches tüchtige Werk hinter sich. Seine Überetzung des Nibelungenliedes, der selbst Goethe das günstigste Zeugnis gegeben, lag vor, er hatte den »Walter von der Vogelweide« überetzt, »Wieland der Schmied«, eine eigne Dichtung von festem und starkem Gefüge, war fertig, die von ihm gesammelten Rheinlagen enthielten viele trefflichen Balladen von seiner Hand. Uebrigens aber beschäftigten ihn schon damals alle jene großen Pläne, die er seitdem zur Ausführung gebracht hat, und die teilweise in eignen Dichtungen, wie das »Amelungenlied«, teilweise in Nachdichtungen, wie »die Gudrun, das kleine Heldebuch, Parcival und Titurel, Tristan und Isolde, die Edda, der Heliand, der Beowulf« bestehn. Gottfried Kinkel in Oberkassel, Alexander Kaufmann in Bonn und ich in Königswinter geboren, also gewissermaßen Nachbarländer, sammelten uns schon in grüner Jugend um den Meister, der auch diesen schönen Gegenden entstammt war. Aber wir hatten nicht allein eine gemeinsame Heimat, wir fühlten auch alle denselben Drang, diese Heimat in Lied, Sage und Geschichte poetisch zu verklären. Simrock ging uns mit Rat und That an die Hand. In die zweite Auflage seiner Rheinlagen nahm er ein paar Gedichte auf, die er als Gymnasiast gemacht hatte. Andre Balladen, die während der Studentezeit in Bonn entstanden, folgten in den spätern Editionen.

„Nun trat auch bald Freiligrath in unsern Kreis. Ich hatte ihn in Barmen aufgesucht. Wir beide gingen dann, als wir um Pfingsten auf dem Musikfest in Köln waren, zu Chr. Magerath, der Referendar war. So entstand der Plan zu dem Rheinischen Jahrbuch, dessen Redaktion Simrock, Freiligrath und Magerath als die ältesten des Kreises übernahmen. Das Buch erschien nur in zwei Jahrgängen, es wurde nicht aus Mangel an Erfolg fallen gelassen, sondern weil das Schicksal die Redaktoren aus einander warf. Magerath ging nach Berlin, Freiligrath nach Darmstadt und St. Goar, so fehlte der notwendige Zusammenhang in der Redaktion. Außerdem verfolgten die Herausgeber nach und nach verschiedene Ziele. Nur Simrock blieb seiner Art und Weise treu. Freiligrath wurde in die Bewegungen der folgenden Zeit hineingerissen, Magerath wandte sich der Beamtenkarriere zu. Indes hatte sich doch eine Gruppe von rheinischen Poeten zusammengefunden, deren unser Strom seit den Tagen des Mittelalters keine mehr besessen hatte. Der alte Fischart, Götz, Joh. Georg Jakob, Goethe, Clemens Brentano und Heinrich Heine waren zwar Rheinländer gewesen, aber sie hatten die Heimat nie dichterisch vertreten.

„Wie glücklich waren wir damals, eine neue geistige Genossenschaft zu bilden. Wir hatten ein ähnliches Gefühl in unsern Seelen, wie es der Frühling in der Natur giebt, denn wir traten in den Lenz unsers Wirkens ein. Und in diesem Sinne ließ ich die Mitglieber des jungen Kreises an meinem geistigen Auge vorüberziehen. Von dem heißblütigen, offenen, geraden Freiligrath habe ich schon gesprochen. Er war ein wilder Sohn der Zeit, der sich in alle ihre Wirbel und Strömungen hineingestürzt hatte. Magerath erschien als eine ganz entgegengesetzte Natur. Seine eigne Seelenstimmung und tüchtige klassische Studien hatten ihn zu einem Schüler Goethes und Schillers gemacht. Er besaß eine feine Ironie, die indes niemals verletzte, wie er sich überhaupt als eine durchaus reine und schöne Seele erwies, die sich deshalb von der Poesie abwandte, weil sie zu sehr durch andre Arbeiten in Anspruch genommen wurde.

„Mit Kinkel verlebten wir gleichfalls jene Tage, die er vielleicht selbst zu seinen schönsten und reinsten zählen wird. Der Schwerpunkt seines Talents war rhetorischer Art, er gefiel sich in großen Worten und wohlklingenden Phrasen, wie denn überhaupt bei ihm der Ausdruck den Gedanken überwuchert. Seine einfachsten und schönsten Lieder fallen, wie ich glaube, in diese Zeit. Wir liebten alle den schlichten und klaren Ausdruck für das, was wir sagten, und so war er gewissermaßen gezwungen, in diesem Sinne zu reden. Es ist bekannt, daß er später in Kunst und Leben oft über diese Prinzipien hinaus-schoß. Und so mag er selbst mitunter sehnsuchtsvoll an jene Tage der Unschuld und Kindheit zurückdenken. Sein rastloser Ehrgeiz hat ihn in viele ungeliebte Verhältnisse gebracht. Wir wollen nicht mit ihm rechten. Nach meiner Meinung wäre er glücklicher geworden, wenn er sich nicht in all jene Agitationen geworfen hätte, die ihn so bittere Erfahrungen machen ließen. Zudem glaube ich, daß er sich mehr durch äußere Antriebe wie durch innere Notwendigkeit zwingen ließ. Daß ich ihm seine politischen Tendenzen nicht vormerze, beweisen wohl meine Worte über Freiligrath, den ich gerade deshalb so hoch halte, weil er nie etwas sprach und that, was nicht seiner innersten Überzeugung entsprang.“

„Alexander Kaufmann war der jüngste nennenswerte Poet unsers Kreises. Er erwies sich als eine höchst liebenswürdige, echt deutsche Natur. Mit seinen kleinen Liedern und Balladen trat er stets schein und unentschlossen, fast mädchenhaft hervor. Und doch kann er ganz zufrieden mit diesen anmutigen und reizenden Produkten sein, denn sie sind meist originell in der Erfindung, geistvoll in den Wendungen und dabei nicht selten von einem eigentümlichen Zauber des Ausdrucks. So gleichen sie duftigen Blumen, die verborgen im tiefen Walde blühen. Hoffentlich wird eine spätere und gerechtere Zeit sie besser würdigen, wie sie bis jetzt gewürdigt worden sind.“

„Mit Ausnahme Kinkels, dessen Gedichte eine Zeit lang wegen der eigentümlichen Schicksale ihres Verfassers sich einer größern Aufmerksamkeit des Publikums erfreuten, und mit Ausnahme Freiligraths, der indes nicht zu den Rheinländern gezählt werden kann, haben wir andern lange Jahre nicht besonders wohlgefällig von der Gunst des deutschen Publikums reden können. Die Gründe für diese Erscheinung sind nicht schwer zu finden. Unsrer hauptsächlichsten Thätigkeit begann in den Tagen, wo das junge Deutschland die Arena behauptete. Dann kam die Zeit der politischen Poesie, die mit der Revolution vom Jahre 1848 endete. Darauf folgte die Reaktion der Frömmler und Kopfhänger. Was galt damals das Bestreben, wieder echt nationale Stoffe im schlichten deutschen Sinne zu behandeln? Für die Kritik war der Rhein, dem es trotz seiner Industrie und seinem Handel an einem mächtigen Buchhandel fehlt, eine unbekannte Gegend. Und selbst die gelehrten Litteraturhistoriker, die damals dicke Bände schrieben, übersehen und ignorierten die umfangreiche Thätigkeit eines Simrod, der nicht allein Dichter war, sondern auch zu den berühmtesten Germanisten gehörte. Wir waren nicht modern genug. Als wenn die Poesie, die Bestand haben soll, sich mit den Tendenzen des Tages ausstopfen müßte. Glücklicherweise denkt das deutsche Volk in seiner Größe und Breite anders, als die Prinzipienreiter der jüngern Epoche. Simrods ungewöhnliche und erfolgreiche Bemühungen um die Belebung der alten Dichtung sind in der That nicht verloren gegangen, sie brechen sich im Gegenteil von Tag zu Tag breitere Bahnen, während eine Menge von ephemerem Tendenzschriften, die bei ihrem Erscheinen in alle Himmel gehoben

wurden, sich nur als Eintagsfliegen erwiesen haben. Und auch ich fange an, mit meinen Erfolgen zufrieden zu sein, aber auch ich danke es dem deutschen Volke und nicht den Wortführern in Journalen und Zeitschriften. Wir stehen uns als Schriftsteller am besten, wenn die Kinder unsre Gedichte in der Schule deklamieren, und wenn diese Lieder auf der Straße gesungen werden. Daß manch einem die grauen Haare darüber wachsen, nun, das ist zu allen Zeiten gewesen!

„Meine lieben Leser, ihr werdet mir diese Expektorationen nicht übel nehmen. Da ich euch so vielerlei vom Siebengebirge erzählt habe, mußte ich euch doch auch einige Mitteilungen von den Poeten machen, die in diesen Gegenden das Licht der Welt erblickt und später ihr Wesen hier getrieben haben. Schließlich könnte ich euch noch in die Landhäuser, die auf den Bergen und in dem Thale zerstreut liegen, einführen und in den Besitzern und Besizerinnen allerlei interessante Bekanntschaften machen lassen, denn in Honnef, in Rolandseck, in Mehlem und Godesberg fehlt es nicht an gewichtigen Leuten, die ihre großen Verdienste um die Entwicklung des rheinischen Lebens haben. Ich weiß indes nicht, ob sie mir die Erlaubnis geben, denn sie sind nicht wie die Poeten, *personae publicae*.

„Und so schreite ich denn durch das lachende Thal, setze über den Rhein und trete zu Mehlem in das Haus Drachenstein, wo meine Schwiegermutter mir freundlich die Hand entgegenstreckt, und wo Weib und Kind schon lange mit lachenden Angesichtern auf den schon über die Zeit ausgebliebenen Wanderer gewartet haben.“

Wir können von dem Raifäserbund*) und seinen Freunden nicht scheiden, ohne auch des warmherzigen Freundes dieser Dichterguppe, des Dichters des Nahethals, Pfarrius, zu gedenken. Gustav Pfarrius wurde am 31. Dezember 1800 in Heddesheim bei Kreuznach geboren. Nach beendetem Studium der Theologie und Philologie in Halle und Bonn wurde er 1834 an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium nach Köln berufen, wo er dauernd, auch während seines 1863 eingetretenen Ruhestands bis zu seinem Tode 1884 lebte. Seiner Feder entstammte eine Reihe von Erzählungen, Novellen und ein Roman „Sein und Schein“, die im Boden seiner Heimat an der Nahe wurzelten. Der lange Aufenthalt in Köln begeisterte ihn für die christliche Kunst und ließ ihn das Kölner Dombaulied dichten: „Laßt Gefangesjubil, Freud und Fröhlichkeit mit dem Ruf erschallen: Unser Werk gedeiht,“ das viele Jahre an den Dombaufesten gesungen wurde. Im Wettstreit mit Simrod behandelte er Rhein-sagen, wie die vom Drachensfels, von Sinzig, vom Mäuseturm und Johannisberg, indem er den alten Erzählungen und Dichtungen immer eine neue Seite, zum Teil eine humoristische, abzugewinnen wußte. Von seinem Studierstisch ritt er immer wieder gern in den Wald: „Komm mit, verlaß das Marktgeschrei, verlaß den Qualm, der dir sich ballt ums Herz, und atme wieder frei! Komm mit mir in den freien Wald!“ Und nun schildert er in seinen „Waldbliedern“ nicht nur Frühling und Herbst im Walde, nicht nur den Quell und das Echo, die Sterne und die Spukgeister, sondern er läßt auch in sinniger Weise die Bäume und Vögel unter einander Zwiesprache halten und mischt auch ein reizendes humoristisches Käfer- und Käferinepos ein. Auch in seinen neuen Gedichten fehlt es nicht an Schwänken. Als er einst wieder das ganze Nahethal durchwandert hatte, faßte er die einzelnen Naturanschauerungen und Sagen-

*) Dieser feierte sein letztes Stiftungsfest im Jahre 1847.

gedichte in dem „Nahethal in Liedern“ zusammen, worin er teils tiefernst von dem durch die Felsenkirche gesühnten Brudermord bei Oberstein und von Heinrichs IV. Gefangenhaltung durch seinen throngerigen Sohn erzählt, teils begeistert von Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen auf der Ebernburg sowie von dem „Kreuz“ in der „Nahe“ und dem tapfern Kreuznacher Michel Mori, teils wieder heiter von der Brücke ohne Fluß bei Sobornheim, von der Erbauung des Rheingrafensteins durch den Teufel, der schließlich mit einer Efelherbe gepresst wird, und von dem Trunk aus dem Stiefel auf demselben Schlosse. Fröhlich klingen seine Weinielieder, wie das berühmte auf den 1857er.

Auch seiner Verdienste hat das deutsche Volk dankbar gedacht. Am 13. August 1898 wurde ihm in den Anlagen der Stadt Kreuznach ein würdiges Denkmal in Erz und Stein geweiht.

Nur der Sänger von Otto dem Schützen, Gottfried Kinkel, ist bisher noch nicht durch ein Denkmal verewigt worden, obgleich ihn die Mitwelt als einen Hauptvertreter der rheinischen Liederkunst anzusehen und zu schätzen allen Anlaß hat. Hoffentlich werden diese Studien dazu beitragen, dem deutschen Volke seinen Dichter wieder etwas näher zu bringen, um die alte Ehrenschild des Rheinlands endlich abzutragen. Emil Rittershaus hat noch kurz vor seinem Tode, wie aus dem nachfolgenden Briefe an den Verfasser hervorgeht, keinen innigern Wunsch gehabt, als daß Kinkels Bild in Erz und Stein ersiehn möge.*)

Wenige Tage vor der Enthüllung des Denkmals für Wolfgang Müller schrieb Emil Rittershaus an den Verfasser:

Bad Nauheim, Parkhotel 28. 6. 96.

Verehrter lieber Freund und Kollege!

Ein Sprichwort sagt, keine Hochzeit würde gefeiert, ohne daß sofort eine neue Verlobung zustande käme — und so möchte ich denn sagen, kein Dichterdenkmal wird enthüllt, ohne daß zur Schaffung eines neuen Poetenmonuments Anregung gegeben wird. Seit langer Zeit habe ich mich für eine Wüste für Gottfried Kinkel in Oberfassel am Rhein lebhaft interessiert. Ich bitte Sie, die Einlagen lesen zu wollen und zu versuchen, ob sich nicht sofort ein Ausschuß für Errichtung eines Kinkel-Denkmal bei der Müller-Feier bilden läßt. Sehr gern würde ich demselben beitreten, aber ich bin nicht mehr in der Lage, einige Arbeiten dafür zu übernehmen. Die Herren Kurdirektor Ferdinand Heyl und Karl Stelter in Wiesbaden sind sofort zum Beitritt bereit. Um so mehr glaube ich, daß wir sehr rasch damit zum Ziele kommen, da Karl Schurz in New York mir gewiß seine starke Hand mit seinen Freunden leihen wird — aber wie wäre es, lieber Freund und Kollege, wenn Sie wieder einmal die Führung übernähmen! Das Gedicht, den Aufruf will die „Gartenlaube“ bringen, natürlich aber auch dabei das erste Wort haben, und so bitte ich denn meinen Aufruf diskret behandeln zu wollen. Heil und Segen zur Feier! Herzlichsten Gruß Ihnen, Ihrer verehrten Frau Gemahlin, den Freunden und Festgenossen.
Emil Rittershaus.

*) Vergleiche Feuilleton der Frankfurter Zeitung, Nr. 102, vom 12. April 1897: Erinnerung an Emil Rittershaus. Von Hans von Windeck (Pseudonym des Verfassers).

Das Schreiben kam erst gegen Schluß der Festversammlung bei der Enthüllung des Denkmals in Königswinter in meine Hände, nachdem schon die Ehrung Karl Simrods durch ein Denkmal in Bonn am Rhein angeregt worden war und der Gedanke allseits jubelnde Zustimmung gefunden hatte. Ich schrieb deshalb an Rittershaus, daß ich unter diesen Umständen mir von der Anregung eines Denkmals für Gottfried Kinkel keinen Erfolg versprochen hätte und es einem geeigneteren Zeitpunkte überlassen bleiben müßte, auf die Angelegenheit zurückzukommen. Nachdem nun Rittershaus entschlafen ist, glaube ich nicht allein das Recht, sondern die Pflicht zu haben, von der mir zu Lebzeiten des Dichters auferlegten diskreten Behandlung der Sache ferner abzuweichen und vor der Öffentlichkeit zu bezeugen, daß es der sehnlichste Wunsch des Heimgegangnen gewesen wäre, daß er die Ehrung des Dichters von Otto dem Schützen auch noch erlebt hätte. Nach den Ehrungen von Freiligrath, Nikolaus Becker, Gustav Harrius, Wolfgang Müller von Königswinter, demnächst Karl Simrod in Bonn, Karl Immermann in Düsseldorf und Emil Rittershaus in Varmen bleibt als einzige Restschuld die Ehrung Gottfried Kinkels.

Der Gemeinberat zu Obertassell bei Bonn hat schon am 2. Dezember 1896 beschloffen, das Andenken Kinkels dadurch zu ehren, daß die Straße, in der er dort gewohnt hat, nach seinem Namen benannt wurde. Die rheinische Presse knüpfte schon damals hieran die Mahnung an das deutsche Volk, daß es Zeit sei, auch an Kinkel zu denken. Dieses Denkmal ist Deutschland ihm, dem Dichter, schon lange schuldig geblieben, mag man auch politisch auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkte stehen: Kinkel ist doch der einzige gewesen, der in seinem nationalen Enthusiasmus für seine Überzeugungen mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, während alle übrigen Freiheitskämpfer damals Reißhaus nahmen. Man denke nur an die Flucht Georg Herweghs. Wenn Freiligrath sich, trotz seiner innern Wandlung, auch später nicht mit seinem Vaterlande ausöhnen konnte, so muß es uns doppelt angenehm berühren, daß Kinkel diesen Wunsch in seinem innersten Herzen am Ende seiner Tage sehnlichst gehabt hat. Hierüber liegt das Zeugnis meines heimgegangnen Freundes Heyl vor, mit dem ich hier den Leser bekannt machen möchte.

Ferdinand Heyl (Wiesbaden) erzählt uns in seiner Erinnerung an Gottfried Kinkel (vgl. Gartenlaube 1892, Nr. 13, S. 216), daß dieser ihm in einer gemüthlichen Stunde im „Adler“ zu Wiesbaden im März des Jahres 1882 anvertraut habe, wie er über seine politische Vergangenheit selbst dachte: „Ich bin am Rhein — o, wenn man wüßte, wie ich an seinen grünen Fluten hänge, wenn man wüßte, was man dem »Alten« für eine Freude hätte bereiten können, wenn man ihn heiberufen, ihn wieder zum Deutschen hätte werden lassen mit Deutschen! Wohl danke ich der Schweiz, daß sie mir wie vordem England ein Heim, eine Ruhestätte geboten hat, aber, Freund, ich leide, und zwar an zwei Übeln, am Heimweh und am Fluche der politischen Berühmtheit!“

Man wird diesen Ausdruck in seiner für Kinkel bitteren Wahrheit verstehen, wenn man sich das Schicksal vergegenwärtigt, das so tragisch zwischen ihm und seinem heißgeliebten Volke stand.

So ist denn der Dichter heimgegangen fern von seinem Vaterlande und seiner Heimat am Rhein, seine irdischen Überreste sind in dem Boden der freien Schweiz gebettet, sein Name lebt aber am Rhein und im deutschen Vaterlande unvergänglich fort.

Bei der Beerdigung Kinkels (am 16. November 1882) zu Zürich entwarf Johannes Scherr ein ergreifendes Bild von dem Lebensgange des Dichters. Die Zeit der Jugend und der ersten Mannesjahre zog an den Hörern vorbei, fast wie ein Iddyl von den rebenumkränzten Ufern des Rheins. „Da lam das Jahr 1848, sagte Scherr; nur wer jene Zeit erlebt hat, kann es begreifen, wie jedes patriotisch fühlende Herz, jedes offene Gemüt, jeder frei denkende Sinn in die Wogen hineingerissen und von denselben davon getragen wurde. Wie im Studenten Kinkel der Poet, wie im angehenden Manne der freisinnige Gelehrte, so regte sich in dem mehr Vereisten der Politiker, der mit fast elementarer Redegewalt in den Streit der Parteien eingriff. Ein vielbewegtes und prüfungsvolles Dasein war ihm beschieden. Und eine Fülle von guten Göttergaben war ihm in die Seele gelegt. Er besaß in vorzüglichem Maße die Fähigkeit, das Große und Schöne zu sehen, zu verstehen und zu deuten. Eine elementare Macht der Verebfamkeit wohnte ihm inne: er fand für jedes Gefühl, für jeden Gedanken den entsprechenden Ton in seiner Brust, und darum hat er so gewinnend, so fesselnd, so anregend gewirkt, wo immer er das Wort ergriff.“

Durch sein ungewöhnlich herbes und hartes Schicksal, durch die über ihn verhängte und wirklich vollstreckte Strafe, die noch strenger war als das Gesetz, durch seine heldenmütige Aufopferung für seine Ansichten und für seine Partei lebt Kinkels Name im Munde des deutschen Volks, das mit treuer und inniger Teilnahme auf den Wechsel seiner Schicksale sah. Er hat die Worte, mit denen er sein Epos „Otto der Schütz“ geschlossen hat, an sich selber wahr gemacht:

Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.

Er hat sich selbst sein Schicksal geschaffen, er hat es aber auch selbst getragen als ein echter deutscher Mann! Der nun schlafende Sänger sagt in seinem Liede „Menschlichkeit,“ das ein hohes Lied der Menschheit genannt zu werden verdient, mit der Resignation des Weltweisen von sich:

Nich irrt es nicht! Mit Liebesblide
Schau ich der Zeiten Ringen an:
Es wechseln Völker und Geschide,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenhelt;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.





Deutschland und die Schweiz, Schweizer und Deutsche

Eine Antwort von einem Schweizer



In der Nummer vom 23. Februar der Grenzboten habe ich mit dem großen Interesse, das wir Schweizer allen deutschen Äußerungen über unser Vaterland entgegenbringen, den Artikel über die Empfindlichkeit der Schweizer gegen die ausländische, insbesondere die deutsche Kritik gelesen. Der Verfasser des Artikels spricht mit Achtung von dem berechtigten Selbstbewußtsein der Schweizer, bedauert dann aber, daß es bisweilen in eine durchaus unzulässige Empfindlichkeit ausarte. Der Schweizer nehme allem Ausländischen gegenüber keine wohlwollende Haltung ein. Gastfreundschaft kenne er überhaupt nicht, da schließe sich sogar jeder Kanton gegen den andern ab. Eine völlig unbegründete Animosität beherrsche ferner den Schweizer nicht nur dem Deutschen Reich, sondern auch einzelnen Deutschen gegenüber.

Diese Behauptungen veranlassen mich nun, eine Antwort zu versuchen. Vorwürfe dieser Art, besonders in Bezug auf das Verhältnis zu Deutschland, sind den Schweizern nicht erst jetzt, sondern schon früher vielfach in der deutschen Presse und von deutschen Schriftstellern gemacht worden. Vorgänge der letzten Zeit haben zu einer besonders lebhaften Erörterung der Stellung der Schweizer zum Deutschen Reich und zu den einzelnen Deutschen geführt. Aus der deutschen Presse hörte ich nun wohl alle die schon oft erhobnen Vorwürfe und Klagen, nirgends aber sehe ich einen Versuch, das getadelte Benehmen der Schweizer zu erklären. Einen solchen Versuch wäre man aber doch der Gerechtigkeit schuldig, wenn auch der französische Spruch: Tout comprendre c'est tout pardonner keine volle Geltung beanspruchen darf.

Die Gastlichkeit, diese schönste Eigenschaft aller Kulturvölker also, spricht der Verfasser des genannten Artikels der Schweiz überhaupt ab. Eine harte, schwere Anlage. Man hat schon oft, hinweisend auf die Schweiz als politisches Asyl, als internationales Gasthaus, unser Vaterland das gastlichste der Länder genannt. Nun, beim Hotelier ist Gastlichkeit nie ein Verdienst, hier gilt ja das alte, böse Wort: Point d'argent, point de Suisse. Wenn aber der Verfasser des Artikels auch im schweizerischen Asylrecht kein Verdienst, keine Äußerung der Gastfreundschaft, sondern nur eine Konsequenz unsrer politischen Einrichtungen sehen will, so ist das ungerecht, unbegründlich von einem Deutschen. Waren doch die politischen Flüchtlinge, die die Schweiz schon beherbergt hat, zu mehr als drei Vierteln Deutsche! Wer nennt all die Namen ausgezeichnete Deutsche, die verfolgt, gehebt, in der ungastlichen Republik Zuflucht, Amt und Brot und zum Teil auch eine zweite Heimat fanden, Männer wie Snell, Scherr, Freiligrath, Herwegh, Rüstow, Köchy, Richard Wagner, Heinrich Simon, Semper, Karl Vogt, Rommsee, Kinkel usw. Gewiß verdanken auch

wir, unsre Unübersichtlichkeit vor allem, manchen dieser Männer Großes. Nicht vergessen aber darf man, wie viel Mühe, Sorgen, Verlegenheiten diese Flüchtlinge oft der Schweiz verursachten. Wie viel mal drohte man deswegen, das „Demokratentum“ ausnehmen zu wollen! Wenn nun die Schweiz allen Drohungen und Gefahren zum Trotz immer und immer wieder solche Flüchtlinge aufgenommen hat, war denn das nur berechneter Eigennutz, war denn das nicht auch ein bißchen Gastlichkeit? ¹⁾ Viele dieser Verfolgten sind ja später bei günstigeren Zeiten heimgekehrt und haben ihre Kräfte nur vorübergehend der Schweiz gewidmet. Politisch hat diese durch sie wenig gewonnen, wenn sie sich, was oft geschah, in die schweizerische Politik einmischten. ²⁾ Aufgewachsen in politischen Verhältnissen, die gerade das Gegenteil ihres Ideals waren, ohne Erfahrungen im republikanischen Staatsleben wollten viele dieser deutschen Vorkämpfer und Achtundvierziger nun sofort in der Schweiz republikanischer sein als die Eidgenossenschaft selbst, gar nicht zu reden von jenen bramarbasierenden deutschen Revolutionären wie Helzing, Harro Harring, Rauschenplatt ³⁾, Weikling usw., die die Schweiz nur als Rückflammer, als Herd für die europäische Revolution bezeugen wollten. Deutsche waren es, vor allem Karl Vogt und Rüstow, die im Neuenburger Handel 1856/57 zum Kriege mit Preußen drängten!

Von der Zahl der Fremden, die jeden Sommer die Schweiz bereisen, kann man an sich gewiß nicht auf besondere Gastlichkeit der Schweiz schließen. Gelten die schweizerischen Hotels in der Regel als gut, so doch auch als teuer, zu teuer. Wie aber reimt sich die Behauptung von der Ungastlichkeit der Schweiz mit der außerordentlichen Menge der Fremden, besonders Deutschen, ⁴⁾ die sich hier niedergelassen haben? Eine zweite Stadt wie Zürich, wo die Ausländer ⁵⁾ beinahe ein Viertel der gesamten Bevölkerung ausmachen, dürfte schwer zu finden sein. Nicht nur der Volksschulunterricht selbst, sondern ebenso die Lehrmittel sind auch für Ausländer hier unentgeltlich. Berücksichtigt sie die amtliche Armenpflege, im Prinzip wenigstens, nicht, so besteht zu diesem Zwecke eine eigne Gesellschaft in Zürich, die „freiwillige und Einwohnerarmenpflege,“ die im Jahre 1896 unterstützte: 1962 Schweizer und 497 Ausländer, darunter 366 Deutsche. Dies sind einige Beispiele zur Beleuchtung des schweizerischen „Fremdenhasses“! Doch der Verfasser des Artikels legt beim Urteil über die Gastlichkeit eines Volkes, also auch des schweizerischen, wie dies in Deutschland wohl vielfach üblich ist, das Hauptgewicht auf das vorhandne Maß von Höflichkeit, auf die Formen im gesellschaftlichen Verkehr. Nun, daß da sein Urteil über die Schweizer nicht günstig lautet, ist sehr wohl zu begreifen, zum Teil wenigstens. Zum Teil nur, denn unsre welschen Eidgenossen, die doch mehr als ein Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen, haben im gesellschaftlichen Verkehr alle Vorzüge ihrer italienischen und französischen Stammesgenossen. Uns Deutschschweizer aber trifft der Vorwurf unhöflicher Zugelknöpftheit, widriger Rauheit im Umgang mit Fremden mit Recht. Wir tragen zum

¹⁾ Zahl der politischen Flüchtlinge in der Schweiz 1888: 1539.

²⁾ Wie z. B. die Brüder Wilhelm und Ludwig Enell aus Nassau, die ihres Einflusses wegen eine Zeit lang in der Schweiz das „regierende Haus Nassau“ hießen, dann Karl Vogt, der Stände- und Nationalrat und Mitglied des Genfer Großen Rats wurde usw.

³⁾ Der in einem Dorfe Basellands unter der Linde eine separate, souveräne Republik gründete.

⁴⁾ 1888 kamen in der Schweiz auf 2933334 Einwohner 229650 Ausländer, darunter 112842 Deutsche.

⁵⁾ Unter den 160000 Einwohnern der Stadt Zürich sind mehr als 20000 Reichsdeutsche.

großen Teil noch den Typus eines Bauernvolkes, dem leider „Europens übertünchte Höflichkeit“ oft etwas allzusehr fehlt. Es geht lange, bis ein Fremder heimlich bei uns wird. Sind aber einmal Freundschaftsbände geknüpft, dann halten sie um so länger. Wenn kein Bürgerrecht außer dem amerikanischen von Ausländern so sehr begehrt ist wie das schweizerische, so liegt doch der Grund nicht nur in unsern politischen Institutionen! Der Schweizer mißt die Freundschaft nicht nach Worten und Formen, sondern nach Thaten. Ist dem Fremden einmal die Schweiz zur Heimat geworden, so kann er sie nicht mehr lassen. Wer hat unser Land mit einer solchen Liebe studiert, gekannt und geschildert wie der Märler Johann Gottfried Ebel und der Holste Eduard Osenbrüggen. Den guten Kern hinter der rauhen Schale erkennend sind sie gute, treffliche Eidgenossen geworden.

In einem herrlichen Aufsatz zum siebenzigsten Geburtstag Arnold Böcklins*) hat Herman Grimm sich über die Schweizer also geäußert: „Und doch, so tapfer im Auslande der Schweizer für seinesgleichen eintritt, so scharf scheint im eigenen Lande jeder Einzelne durch ein seltsam rauhes Wesen vom Anderen getrennt zu sein. Lauter für sich denkende Individualitäten, die böse werden, wenn man sie stört. Nicht nur im wirtschaftlichen Leben, auch in der geistigen Produktion tritt ihre Rücksichtslosigkeit hervor. Herbe Einseitigkeit ist ein Genuß und ein Bedürfnis für ihre Politiker, Gelehrten, Dichter und Künstler. Offen wollen sie bethätigen, daß sie das Recht haben, nach Belieben Jedem den Rücken zuzudrehen. Sie gleichen keinem anderen Volke darin. Der herrschsüchtige Egoismus der Engländer ist von anderer Beschaffenheit. Denn die Schweizer sind zugleich freundlich, zutraulich und bescheiden aus innerster Natur. Sie erkennen an, was ihre Mitbürger leisten! Nur wollen sie, was sie thun, ungenötigt thun, und Niemand soll ihnen in den Weg treten.“

Auch Herman Grimm hat erfahren, daß es etwas schwierig ist, mit einem Schweizer bekannt zu werden. Er schreibt in demselben Aufsatz: „Einen Schweizer aufzusuchen, ist keine so einfache Sache. Die wenigen Male, daß Besuche solcher Art seltsamen Verlauf für mich nahmen, sind schweizerische Abenteuer und haben mich vorsichtig gemacht.“ Gewiß, es dauert lange: doch hat einmal der harte Eichenloß Feuer gefangen, dann ist es das lange dauernde, ruhig brennende Feuer eines alten Schweizer Kachelofens, nicht die leicht auflackernde, aber schnellverlöschende Flamme eines französischen Kamins. Gottfried Keller ist vielleicht der Urtypus eines rassenreinen schweizerischen Deutschen. Nun, einmal saß der Herr Staatschreiber im Züricher Kunsthaus zur Meise beim Abendessen. Ein großer kräftiger Mann tritt ein, geht an den Tisch heran und stellt sich dem Staatschreiber vor: „Mein Name ist Böcklin.“ Gottfried Keller, erobert über die unwillkommene Störung seines Mahles, würdigt den Gast zunächst keines Blicks und achtet nicht auf den Namen, trotzdem daß er mehrmals wiederholt wird. Endlich blickt er doch auf, sieht den Fremdling ins Auge und erhebt sich plötzlich: „Ja, sind Sie öppe dä Maler Böckli, dänn nämmed Sie Platz!“ Ein kräftiger Händedruck, und ein Freundschaftsbund fürs Leben war geschlossen.

Es kann keinem Schweizer einfallen, Grobheit als eine treffliche, urdeutsche Eigenschaft hinzustellen. Daß die schweizerische Rauheit im Verkehr aber doch zum Teil ein Ausfluß nationaler Tugenden ist, des Unabhängigkeitsdranges, ohne den wir unsre sechshundertjährige Freiheit niemals erlangt hätten, dafür lassen Sie mich die zitierten Worte Herman Grimms anrufen. Es handelt sich nur um die Schale; wer sich durch sie nicht abbrechen läßt, wird keinen schlechten Kern finden.

*) Deutsche Rundschau 1897/98, Nr. 1.

Gerade im Äußern aber ändert sich ein zähes, konservatives Volk wie das schweizerische nicht im Handumdrehen: wir müssen um Geduld bitten! Bisogna lasciar gli Svizzeri negli loro usi ed abusi, mit diesen Worten hat die römische Kurie es schon vor Jahrhunderten ausgegeben, die trotzige Selbstständigkeit der Eidgenossen in kirchlichen Dingen zu brechen.

Nun zum zweiten Punkte!

Der Verfasser des genannten Artikels wirft den Schweizern ferner vor: eine besondere Empfindlichkeit hauptsächlich gegenüber der deutschen Kritik und ein Mißtrauen, eine bis zur Feindseligkeit, zum Haß sich steigende Abneigung gegen das Deutsche Reich und die Deutschen, kurz, eine Gesinnung, die nach seiner Meinung weit eher gegen Frankreich, das man bei uns selbsterweise liebt, gerechtfertigt wäre.

Da möchte ich zunächst feststellen: die Ansicht, die in der deutschen Presse vielfach auftaucht, die Ansicht, es sei in der Schweiz ein wirklicher Deutschenhaß vorhanden, ist völlig unbegründet!

Eine gewisse Abneigung gegen das Deutsche Reich und zum Teil auch gegen einzelne Deutsche besteht allerdings in der Schweiz in weiten Volkskreisen, das ist unbestreitbar, das ist eine Thatfache, die gebildete Schweizer und Deutsche gleich sehr bedauern, die sich aber doch einigermaßen erklären läßt, wenn ich sie auch natürlich nicht als völlig begründet, gerechtfertigt oder entschuldigt hinstellen möchte. Es ist ebenso schwer, die Gründe von Volksstimmungen aufzuspüren, wie den letzten Ursachen der Ereignisse im Völkerverleben nachzuspüren.

Worte Jakob Burckhardts hält uns der Verfasser des Artikels entgegen: „Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind.“ Nun, diese Worte können einmal nur uns Deutschschweizern gelten, also nur drei Werten unsern Volkes. Aber ganz abgesehen davon: Jakob Burckhardt schrieb dies als junger, für deutsche Kunst, Dichtung und Wissenschaft begeisterter Mann in Berlin. Für ihn war Deutschland nur die Heimat Dürers, Goethes, Schillers, ihm schlug das Herz so freudig, als er deutsche Gauen durchwanderte, wie dem grünen Heinrich, als er über den Bodensee dem Lande seiner Sehnsucht entgegenfuhr. Uns schweizerischen Deutschen sind Weimar und Marbach so liebe Orte, wie nur ein Plätzlein unsrer Heimat. Ein Band Goethe lag aufgeschlagen vor unserm Conrad Ferdinand Meyer, als man ihn einschlofen, hinübergeschlummert in seinem Zimmer fand.

Ich erinnere mich, wie ich auf dem Gymnasium einst in einem Aufsatz schrieb, ich kenne kein größeres Glück, als einmal Haus und Heim zu haben im Schwabenlande, im Lande Ahlands, Hauffs, Kerners, des deutschen Volksliedes! Gleiche Sprache, gleiches Fühlen in Dichtung und Kunst sind ein herrliches, ein starkes Band. Glücklich sind wir, zwei deutsche Dichter wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer unser nennen zu dürfen, bei diesem geistigen Austausch auch unser Scherlein steuern zu können!

Stärker aber noch ist das Band der Geschichte, die in der Schweiz Bruchstücke von drei oder sogar vier Nationen zu einem Volke geeint hat. In der harten politischen Arbeit des Tages können und wollen wir Schweizer nichts sein als Eidgenossen, weder Deutsche noch Romanen. Sinkt die Dämmerung herab, dann mag der Deutsche unter uns zu seinem Goethe greifen, der Franzose Racine oder Voltaire lesen und der Italiener sich an dem unsterblichen Pathos Dantes erlaben. Mögen wir Deutschschweizer aber unsre deutsche Sprache, die deutsche Dichtung noch so sehr lieben, wir sind es uns immer bewußt: politisch trennt uns ein Abgrund von Deutschland, da ist keine Gemeinschaft zwischen hüben und drüben! Gewaltsam haben wir uns einst vom Deutschen Reiche losgerissen, kein Band verbindet uns

mit dem neuen Reiche. In eine uns ganz fremde Welt blicken wir, wenn wir Heinrich von Treitschkes glutvolle, herrliche deutsche Geschichte, wenn wir seine leidenschaftliche Publizistik lesen. Dort die starke monarchische Gewalt, gebunden nur durch freie Selbstbeschränkung, hier die Souveränität des Volkes als „alleinigen Landesfürsten“ wie die alten Landbücher der Urkantone sagen.*) Deutsche und Schweizer sind zur gegenseitigen politischen Kritik wenig befähigt, ihre Anschauungen stehen sich zu fremd gegenüber. Von ihnen beeinflusst, sind unsere Worte immer cum ira et studio gesprochen. So klingt jede Kritik gereizt, wird zur Invektive, und ihr entspricht eine besondere Empfindlichkeit auf der andern Seite, die noch mehr hinter den Worten des Kritikers sucht. Indessen hätte doch den Angriffen Dr. Liebers und gewisser Zeitungen gegenüber ein gewöhnliches Maß von nationalem Ehrgefühl zur Erregung lebhafter Entrüstung genügt. Über die Bedeutungslosigkeit der Worte Dr. Liebers gab man sich hier meist keinen Zweifeln hin. Das aber empörte uns, daß der Rede nur widerprochen wurde von wenigen Abgeordneten, deren politische Ansichten sich so wie so den unsrigen nähern, daß ferner diese unehörte Beleidigung keine Rüge fand durch den Präsidenten des Reichstags. Die Beschimpfung ist dadurch vom Reichstage gebilligt, sanktioniert worden. Was konnte es da Lieber wundern, wenn gewisse Schweizer Blätter wie die „Basler Nachrichten“ ihm, wie er meinte, „mit einer hanebüchernen Grobheit“ antworteten. Andere unsrer großen Zeitungen hielten sich dafür ja übrigens wie die preussisch-loyale „Neue Züricher Zeitung“ mäusehinstill, ja ein ultramontanes Blatt, das „Vaterland,“ wagte es sogar, Dr. Lieber in Schutz zu nehmen.

Mögen sich Deutsche, die sich aus diesem Anlaß über schweizerische Empfindlichkeit beklagen, daran erinnern, daß wenige Wochen früher die Herausforderung des amerikanischen Senators Berry in der deutschen Presse noch ganz anders Antworten gefunden hat. Liebers Beschimpfung stand nicht allein. Sie brachte nur eben gerade das Wasser zum Überlaufen. Bayrische Zentrumsblätter hatten uns bei der Ermordung der Kaiserin Elisabeth noch ganz andere Gemeinheiten ins Gesicht geschleudert, u. a. z. B. die ganze Schweiz eine Mörderhöhle genannt; ein katholischer Gesellenverein in Berlin hatte in einem groben Schreiben unsern Bundesrat zur Hinrichtung Lucchenis „aufgefordert.“ Ebenso sollte es doch auch in Deutschland bekannt sein, daß deutsche Börsenblätter kurz vor Dr. Liebers Rede wegen der jüngsten Entscheidungen unsern Bundesgerichts in Eisenbahnangelegenheiten die Schweiz schlankweg einen Raubstaat und Bundesrat und Bundesgericht eine Bande von Strolchen und Schufsten nannten. Ja, wie sollte da nicht eine gewisse Gereiztheit auf der angegriffenen Seite überhand nehmen, wie sollte da die Sympathie mit Deutschland und den Deutschen zunehmen! Zur Abneigung gegen den deutschen Staat muß sich da die gegen das deutsche Volk stellen. Dem Verfasser des Artikels ist ja auch die erste unbegreiflich. Eine mißtrauische, feindselige Stimmung, meint er, wäre nur gegen Frankreich erklärlich, die Schweiz habe Deutschland viel zu danken. Wir hätten dem deutschen Staate politisch etwas zu danken? Nein. Einmal wüßte ich schlechterdings keine politische Idee, die uns aus Deutschland gekommen wäre. Die Schweiz hatte ihre Einigung zum Bundesstaat vollzogen, lange bevor das Deutsche Reich gegründet wurde. Sodann konnte sich die Schweiz einer Unterstützung oder nur eines besondern Wohlwollens seitens Deutschlands in der auswärtigen Politik auch niemals rühmen.

*) Wie recht hatte Heinrich von Treitschke, wenn er schrieb: „Der schweizerische Patriotismus ist vornehmlich Stolz auf die republikanische Freiheit.“

Von den Tagen an, wo sich die Schweiz in harten Kämpfen ihre Unabhängigkeit von dem Hause Habsburg eroberte, von der Zeit an, wo sie sich im Schwabenkrieg ganz vom Reiche losriß, hat man jenseits des Rheins immer mit scheelem Auge auf das „Demokratennest“, das „Brutenest der Revolution“ gesehen, wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu sagen pflegte.

Wie schon damals deutsche Fürsten und Herren im Hochmut gegen die rebellischen „Bauern“ und „Rüher“ sich nicht genug thun konnten, so behandelten auch in unserm Jahrhundert die tonangebenden Kreise in Deutschland die Schweiz, wo sie konnten, mit gehässiger, ostentativer Geringschätzung.^{*)} Durch Fürst Bismarck ist statt „Demokratennest“ die schmeichelhafte Bezeichnung „wildes Land“ geläufiger geworden. Glücklicherweise legte Bismarck, wie neulich bekannt wurde, keinen Wert auf eine Annexion der Schweiz. Der Reichstag würde ja nur um eine Anzahl Kohlköpfe reicher werden, meinte er freundlich. Die Basler Nachrichten haben schon Recht: die Rede Liebers ist nur ein Glied in der großen Kette deutscher Liebenswürdigkeiten. Man erinnert sich hier noch sehr gut des Tones, den die Reichsregierung im Wohlgemuthandel anzuschlagen liebte, auch die Sprache Preußens und seiner Presse im Neuenburgerhandel ist dem Gedächtnisse noch nicht entschwunden. Worte, wie sie damals (1856) Heinrich Leo gegen die Schweiz gebrauchte, sind noch selten einem Volke ins Antlitz geschleudert worden. Thatsächliche Schädigungen durch einen fremden Staat vergißt ein Volk viel eher als eine hochmüthige, beleidigende Behandlung. Wie der Deutsche, so hat auch der Schweizer und zwar im besondern Maße etwas vom Alta Troll. Er ist unversehrt für Höflichkeiten sehr empfänglich und dankbar, leider oft auch, wenn sie nicht ehrlich gemeint sind. Dieser Eigenschaft entspringt zum Theil die alte schweizerische Hinnneigung zu Frankreich. Dazu kommen aber auch wichtige historische und politische Gründe, die die Art des politischen Verhältnisses zu Frankreich bestimmten.

Wir haben Frankreich manches Unglück zu verdanken: das Blut der Schweizer Söldner im Dienste Frankreichs ist vielfach mit Unbath gelohnt worden, Frankreich hat auch oft eine betrügerische Politik gegen die Eidgenossen nicht gescheut, die französischen Bajonette, die die unmögliche helvetische Einheitsrepublik stützen sollten, haben viel Unheil in unsre Thäler getragen. Niemals aber hat uns Frankreich mit dem Hochmut behandelt wie deutsche Regierungen. Unvergessen sind endlich die großen Dienste, die Frankreich, die Bonaparte der Schweiz bei ihrer Wiebergeburt leistete. Bonaparte führte durch seine Vermittlung die Eidgenossenschaft aus dem Kampf zwischen dem Ancien régime der Bundesanarchie der „Orte, Zugewandten und Unterthanenländer“ und dem aufstrotzenden Einheitsstaate hinüber zur modernern Form des Bundesstaats. An die Mediationsverfassung konnte sich die neue Bundesverfassung von 1848 anschließen.

Man weiß, wie sehr sich Bonaparte für die Schweiz, besonders für die Alpendemokratie interessierte. Wenn irgend eine That im Leben Bonapartes uneigennützig, von reiner Sympathie eingegeben war, so war es diese.

Für die sympathische politische Stimmung für Frankreich wirkten auch mit die Erinnerungen an die zahlreichen Bündnisse, die immer und immer wieder die Eidgenossenschaft mit Frankreich verbanden, von der ersten Allianz mit Ludwig XI. bis herab zum Schutzbündnis mit der Regierung des ersten Konsuls; Verbindungen, die allerdings oft einer societas loonina gleichen. Ein natürliches Band war ferner die

^{*)} Die schweizerische Republik ist von ihnen, von Metternich und Bismarck vor allen, je und je gehaßt worden als unbequeme Anomalie im monarchischen Europa.

gleiche Stellung beider zum Reich. Ebenso kommen, um die tiefwurzelnde Vorliebe großer schweizerischer Kreise für Frankreich historisch zu verstehen, die zahlreichen persönlichen Bande in Betracht, die durch die französischen Kriegsdienste zwischen Schweizern und Franzosen geknüpft wurden. Angehörige der ältesten, einflußreichsten schweizerischen Herrengeschlechter standen als Offiziere bei den zwölf französischen Schweizerregimentern.^{*)} Diese Leute aber, die Affry, Maillebois, Pfiffer, Salis, Erlach, Wattenwyl, Sonnenberg, Courten, Diesbach usw. traten zurückgetehrt meist in die wichtigsten Ämter der Heimat ein. Ein weiteres Bindemittel war der wechselseitige geistige Einfluß vor und während der Revolution. Die Ideen, die von Paris aus gingen, stürzten auch in der Schweiz endgiltig die alte Ordnung der Dinge. Viele der demokratischen Ideen selbst aber verdankt Frankreich schweizerischen Vorbildern: den Landsgemeindedemokratien der Alpen und einem großen Schweizer Republikaner: Jean Jacques Rousseau.

Seit 1870 nun besteht statt der bloßen Interessengemeinschaft ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen beiden Staaten: Frankreich ist die einzige Schwesterrepublik der Schweiz in Europa, abgesehen von den Likiputstaaten San Marino und Andorra. Besitzen nun auch gegenwärtig die Republikaner Frankreichs keine sehr große Mehrheit, so besteht jenes Verhältnis doch fort, solange ein Präsident im Elysee haust. All dies greift nun aber auch ins gewöhnliche Leben hinüber: die französische Sprache ist einem großen Teile der Deutschschweizer die liebste nächst dem geliebten Schweizerdeutsch. Man trifft mehr Bauern, die ordentlich französisch, als solche, die geläufig hochdeutsch sprechen.

So ist denn dieser unselige Einfluß der politischen Sympathie und der politischen Abneigung auf das persönliche tägliche Leben zum Teil wohl auch schuld an dem wenig guten Verhältnis, das vielfach zwischen den eingewanderten Deutschen und gewissen schweizerischen Volksschichten besteht. Der Schweizer ist mehr noch als Angehörige anderer Völker ein *ζῶον πολιτικόν* in Folge seiner großen politischen Rechte. Er überträgt die Abneigung gegen die deutschen Monarchie auf die Deutschen selbst und verstärkt dadurch die ablehnende mißtrauische Zurückhaltung, die er allem Fremden zuerst bezeigt.

Daneben bestehen aber noch andre, weniger politische Ursachen, die ein freundliches Einvernehmen zwischen Deutschen in der Schweiz und Einheimischen zum Teil nicht aufkommen lassen: die Zahl der Deutschen in der Schweiz steht in gar keinem Verhältnis zu der Zahl der andern Ausländer, ferner zu der Zahl der Schweizer in Deutschland. Auf einen Schweizer in Deutschland kommen ungefähr zwölf Deutsche in der Schweiz.

Kaum ein Dorf, in dem nicht eine Anzahl Deutsche wohnen. Neben Gelehrten, Schriftstellern, Musikern, Schauspielern, Kaufleuten, Rentiers besteht nun der größte Teil dieser Deutschen aus Arbeitern, und daneben leider auch aus fahrendem Volk und arbeitscheuem Gesindel, das unsern Gerichten viel zu schaffen macht. Daß diese Gauller, Wubenbesitzer, die unsre Kirchweihen und Jahrmärkte überschwemmen, daß die deutschen Wankelsänger und Ebansonnetten, die in der Schweiz Tingtangeln begründen und betreiben, endlich die vielen Hochstapler, die über den Rhein kommen, die Schweiz heimsuchen und nicht wenig dazu beitragen, daß ein sehr ungünstiger, falscher Eindruck vom deutschen Volk bei uns entsteht, ist begreiflich. Man macht sich wohl in Deutschland schwer einen Begriff, wie ungeheuer groß die Zahl

^{*)} 1787 Etat: in fremden Diensten im ganzen dreißig Schweizerregimenter; in französischen zwölf.

der Deutschen in der Schweiz ist: man glaubt in Zürich, zumal im Sommer, in einer deutschen Stadt zu sein, wo sich neben dem Hochdeutschen auch der lokale Dialekt etwas erhalten hat. Eine solche ganz außerordentliche Überflutung durch Fremde hätte etwas schmeichelhaftes, wenn die Eingewanderten fast ausschließlich aus bessern Elementen bestünden, und wenn ferner die Zahl der deutschen Arbeiter nicht gar so groß wäre. Diese nun, ohne viel Geld ins Land zu bringen, treten in den empfindlichsten Wettbewerb mit dem einheimischen Arbeiter, und größere Geschicklichkeit, aber oft auch bloß größere Zungenfertigkeit sichern ihnen in manchen Gewerben den Sieg, zumal da auch die Zahl der deutschen Unternehmer immer mehr zunimmt. Die Hauptanziehungskraft der Schweiz sind für die deutschen Arbeiter meist die Löhne, die höher sind als in der Heimat, dazu kommen aber vielfach auch besondere Gründe der Einwanderung: politische Vergehen, Fahnenflucht usw. Diese drückende Konkurrenz genügt wohl an sich schon, eine gewisse Erbitterte, sogar feindselige Stimmung in den untern Volksschichten zu erzeugen. Die Kreise der Gebildeten werden allerdings von diesen Fragen direkt nicht berührt, das ausgenommen, daß sie ihnen volkswirtschaftliche, soziale Bedenken und Sorgen erregen. Auch von politischen Anschauungen lassen sich diese Kreise im persönlichen, privaten Leben meist nicht beeinflussen. Wir treffen in diesen Klassen im Gegenteil oft auch politische Sympathien für Deutschland, vertreten durch große Blätter wie z. B. die „Neue Züricher Zeitung.“ In Kunst und Wissenschaft herrscht daher gegenüber Fremden, d. h. in der deutschen Schweiz gegenüber Deutschen eine Liberalität, wie man sie wohl nicht in jedem Lande findet. Beim Theater, bei der Musik hat das allerdings auch seine guten natürlichen Gründe: für beide stehn einheimische Kräfte nur ganz selten zur Verfügung.*) So sind denn die Mitglieder des Züricher Stadttheaters z. B. sämtlich, die des hiesigen Orchesters mit einer einzigen Ausnahme Deutsche. Aber auch unsere Universitäten und das eidgenössische Polytechnikum nehmen auf Nationalität gar keine Rücksicht. Dem Polytechnikum hat man im Gegenteil schon oft vorgeworfen, es bevorzuge für seine Professuren deutsche Dozenten. Beinahe ein Viertel der Dozenten an der Universität Zürich (117) sind Deutsche. Die akademische Jugend bringt ihnen natürlich dieselbe Achtung und Sympathie entgegen wie den schweizerischen Dozenten. Beim sogenannten Tonhallekravall unseligen Angeedenkens konstituierten sich die Studenten als Leibwache der vom Pöbel beschimpften deutschen Professoren.

Deutsche Dozenten wie Semper, Gottfried Kinkel, Johannes Scherr, Friedrich Theodor Vischer erreichten durch ihre geistvollen, begeisternden Vorträge eine Hörerzahl, wie sie ein schweizerisches Auditorium noch selten gesehen hat. Ein unerbittliches Andenken wird ihnen in der Schweiz bewahrt.

Wenn es nun aber auch manchem Angehörigen der obern Klassen der hiesigen Deutschen nicht gelangt, sich mit Schweizern zu befreunden, so liegt der Grund ja gewiß einmal in der gerügten schweizerischen Zugetrübtheit, dann aber auch in dem hochgepannten persönlichen und nationalen Selbstbewußtsein, das manche dieser Herren zur Schau tragen. Sie passen sich den hiesigen Sitten, Anschauungen, Lebensgewohnheiten nicht an, sehen im Gegenteil mit einer verletzenden Geringschätzung darauf hinunter, treten auf, wie es in einem Klassenstaat, wo sich die „Gesellschaft“ so scharf von der Plebs trennt, angehn mag, nicht aber in einer Demokratie. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß viele dieser Herren einen Ver-

*) Obgleich wir einzelne bedeutende Künstler haben, wie z. B. Emilie Herzog in Berlin, neuerdings die junge Künstlerin Elsa Kügger, Komponisten wie Nageli, Kuenzler usw.

kehr mit Schweizern gar nicht wünschen. Ein peinlicher Auswuchs dieses großen nationalen Selbstbewußtseins ist das Pochen auf die Macht des Deutschen Reichs. Bei jeder vermeintlichen Kränkung erfolgt sofort eine Drohung mit dieser Macht, oft in einer so groben, taktlosen Weise, wie man es von gebildeten Leuten nimmer erwarten würde. So beim sogenannten Italienerkravall in Zürich 1896, wo die Drohungen, für den Fall, daß Deutsche angegriffen würden, ganz unnötig waren. Deutsche wurden keine verletzt, wohl aber bestanden die gegen die Italiener manifestierenden Tumultuanten, die verhaftet wurden, zur Hälfte aus Deutschen. Eine weitere Ursache der Verstimmung ist das Treiben deutscher Sozialdemokraten in der Schweiz. Viele mischen sich mit einer unerträglichen Miene geistiger Überlegenheit in unsere Verhältnisse und in unsere Politik ein, ohne sich Mühe zu geben, sie wirklich kennen zu lernen. Die schweizerische Redefreiheit benutzen sie in einer Weise, die sprichwörtlich ist, unser Land scheint ihnen, wie Herrn Liebknecht, gerade gut genug als Versuchsfeld für ihre sozialen Theorien. Aus einer Monarchie kommend, wollen sie unser Volk belehren, wie sehr es ihm noch an Freiheit, an der wahren Republik fehle. Eine solche Kritik geschieht dann oft mit groben Beschimpfungen leitender Staatsmänner.

Im übrigen muß man unterscheiden zwischen Nord- und Süddeutschen. Die Süddeutschen, uns schon in Sprache, Lebensart, Anschauungen viel näher stehend, leben sich in der Regel ziemlich rasch ein und sind persönlich meist sehr beliebt. Unter den Norddeutschen aber wiegt das spottfüchtige, sich unfehlbar däumende Berlinertum vor, das allmählich nicht nur in Preußen, sondern im ganzen Deutschland tonangebend*) geworden ist. Unter der Feindschaft, die es sich überall, auch in Süddeutschland und bei uns erwirbt, haben auch die andern Deutschen oft zu leiden. Nicht der deutsche Gast allgemein ist wenig beliebt in unsern Hotels, sondern der Berliner, der typische Kanglei-, Steuer- und Rechnungsrat, der immer schimpft und immer knauserig ist. Im Neuenburgerhandel nahm ein Teil der süddeutschen Presse fast heftiger gegen Preußen Partei als die der Schweiz. Und umgekehrt war die Schweiz vor 1866 meist großdeutsch gesinnt. Gerade Jakob Burckhardt war Großdeutscher in dem fast komischen Grade, daß er, in Florenz mit dem damaligen preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zusammentreffend, ganz verwundert war, daß ein preußischer Prinz so freundlich sei und sich so sehr für Kunst interessiere. So erzählt Wilhelm Vode in einem der letzten Hefte des „Pan.“

Es mangelt leider hüben und drüben nicht nur an gegenseitigem Verständnis, sondern auch an gutem Willen, sich dies zu erwerben. Trennte man doch die Politik ganz vom persönlichen Leben und Verkehr, so manches könnte besser werden! Die politische Stellung der Schweiz zu Deutschland ist gegeben, politische Sympathien kann man wechselseitig nicht erwarten. Warum sollen aber die persönlichen Beziehungen der Deutschen und Schweizer darunter leiden? Ist denn da das Band gleicher Sprache und Litteratur nicht stark genug, daß wir uns trotz der Klüft, die uns politisch trennt, als Eines Stammes Söhne fühlen? So lange selbst das Urteil großer Männer, wie z. B. Ferdinand Gregorovius, so voreingenommen ist, ist hierfür allerdings wenig Hoffnung vorhanden. Der Unmut, daß sich die Schweiz vom Deutschen Reiche trotzig losgerissen hat, läßt bei

*) Diese Behauptung wird fortwährend ausgesprochen; sie beruht aber auf einer völligen Unkenntnis der norddeutschen Volksstämme. Die Bewohner der Waterkant z. B. sehen diesem Berlinertum völlig fern. Die Berliner sind übrigens in den letzten Jahren auf ihren Reisen viel anspruchsloser und umgänglicher geworden, was doch auch einmal gesagt werden muß.

Gregorovius nicht einmal die Freude an der herrlichen Natur des Landes aufkommen. In seinen römischen Tagebüchern schreibt er einmal, die Bildung in der Schweiz sei importiert, nachdem sich das Volk von der deutschen Kultur losgerissen hatte, habe es nichts eignes mehr. Die Alpenwelt ist ihm nur „ein kaltes, stummes Wunder,“ und er begreift nun, „warum die Schweizer so profanische Menschen sind.“ die Berge am Vierwaldstättersee findet er „wüst und formlos,“ Basel „eine graue, monotone Stadt,“ die außer „dem tristen Gegenstand“ des Holbeinschen Totentanzes nichts Sehenswerthes hat. Er sieht Schulkinder auf der Reise: „Sie singen nicht, sie johlen oder brüllen, sie schmanzen nicht, sie verschlingen.“ Auf der Gottshardpost prügeln sich ein Passagier und der Postillon und schimpfen „mit furchtbarem Barbarengeschrei in der schönen Landessprache.“ Und Gregorovius sieht darin „eine Probe von der Erziehung des Schweizervolkes.“ Dieses Urtheil, das der große Geschichtschreiber der Stadt Rom sicher nicht als Mensch, sondern als Preuße gefällt hat, schmerzt mehr aus solchem Munde, als tausend Pamphlete im Stile Arthur Fränkels!*)

Nun zum Schluß! Wenn meine Zeilen vielfach unwillkürlich zu einer oratio pro domo geworden sind, so bitte ich, mir das als Schweizer zu gute zu halten. Auch so hat es vielleicht für Deutsche einiges Interesse, einen Schweizer, der übrigens selbst durch enge Verwandtschaftsbande mit Deutschland verknüpft ist, offen und ehrlich seine Meinung sagen zu hören. Ich weiß wohl: *Iliacos intra muros peccatur et extra!*

Zürich

H. W.



Hein Wied

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

1



Der Verfasser war eine Doppelpersönlichkeit, von der die eine hochdeutsch sprach und Schule hielt, die andre einen gemüthlichen Land- und Wirth darstellte und sich plattdeutsch unterhielt.

Zu der Schulstube sprach Verfasser meistens hochdeutsch, wenn auch plattdeutsche Zwischenreden mit unterliefen. Wenn wir zum Beispiel den Todschlag des Moses an dem Aegyptier behandelten, dann brummte er wohl vor sich hin: *Wot dach 'n fünschen Kerl sin hem, de ol god Moses — wenn ein Junge gähnte, ohne die Hand vorzuhalten, verwies er in seiner launigen Art: *Klas, mol't Mul tau, dat treckt, un ol Lüd könnut dat ni verdrägen. — Ab und zu ließ er auch wohl den lieben Gott plattdeutsch sprechen; in allgemeinen aber hielt er die zum Unterricht gehörigen Reden in hochdeutscher Sprache.**

Die Thürschwelle vor der Wohnung des Verfassers und vor der allgemeinen Eingangstür nach der Schulstube hatten zwar ein gewöhnliches Aussehen, waren

*) Arthur Fränkel, Kulturbilder aus der „freien“ Schweiz, 1897.

aber insofern merkwürdige Schwellen, als sie die hochdeutsche Seele des Perfetterers niemals hinüberließen. Denn draußen war er im Plattdeutschen vollständig hartnäckig und konsequent. Selbst seinen Schülern gegenüber vermied Perfetter es, den Lehrer hervorzulehren und zu schulmeistern; war es aber durchaus nötig, so geschah es in plattdeutscher Sprache. Auf den besagten Schwellen wird wohl eine geheime Zauberformel gewesen sein, die die hochdeutsche Seele des Perfetterers verhinderte, sie zu überschreiten.

Unsre Schule — sie lag, weil wir sie mit einer Nachbargemeinde gemeinsam hatten, unparteiisch zwischen beiden Dörfern auf einer Anhöhe — hatte viele Fenster, vor dem Garten einen Sodbrunnen und einen Torfstall hart an der Landstraße. Diese Landstraße war breit und sandig; all die Rinderfüße, die Tag für Tag hinüber- und herübertrippelten, ließen keinen Grassalm aufkommen, um so weniger, als es nicht einmal mit dem Trippeln gethan war. Denn sobald Perfetter uns mit der plattdeutschen Ermahnung, sittsam nach Hause zu gehn, entlassen hatte und als vollkommenen Plattdeutscher über die verwünschte Schwelle entkommen war, wurde zwischen den Knaben der beiden Dörfer die Tagesschlacht geliefert. Der Alte kümmerte sich nicht darum, nur wenn der Lärm gar zu schlimm wurde, erschien er an der Ecke des Torfstalls, ließ die blanken Knöpfe seiner gestrichten Weste rechts und links den Berg hinunter blinken und rief sein lautes *Hoi! hoi!* ins Kampfgewühl hinein. Was dann im Wegsande lag, schützelte den Staub aus den Jaden und trollte den Berg hinab — beide Teile mit der Überzeugung in der Hochbrust, „eigentlich“ Sieger geblieben zu sein.

Die Mädchen waren inzwischen weiter gegangen, um uns in Namlosbel zu erwarten. Hein Wied und meine Wenigkeit spyteten uns, denn wir hatten ein Seelenverhältnis zu dem Zwillingsspaar Antje und Miele Kuhl, Töchtern des Hofbauern Harm Kuhl; es machte uns viel Freude, sie zu treffen, aber noch mehr, ihnen durch das Tragen der Bibeln und Gesangbücher Ritterdienste zu leisten.

2

Namlosbel heißt „Wach ohne Namen.“ Ein Gewässer so zu nennen war zwar eine Wunderlichkeit, aber eine, die durch Herkommen geheiligt war. Da konnte es denn auch nichts ausmachen, daß der namenlose Name zugleich auf ein Wegplättchen übertragen wurde, das an den Ufern in einer Waldecke, unmittelbar an dem großen fiskalischen Walde, lag.

Mit einem gewissen sanften Lärm kam der Bach aus dem Gehege, umgabelte das Dreieck und stäubte den Reiz der Quelle und Waldestühle aus seinen Wellen.

Der Platz war mit großen Steinfindlingen belegt. Einige hatten glatte Flächen, prachtvoll darauf zu sitzen. Eine große Eiche, deren Eichelstucht sich in den Fugen des Steinhauens verlor, schattete über dem stillen Fleck; Salbei und Löwenzahn, Eschgarbe und Kälbertroß trieben ringsum ihr Wesen.

Hier war auch die Eingangspforte zum Gehege. Stand ihre grüne Farbe auch mit der sprossenden Waldnatur in Einklang, so stach doch das vornehme Weiß der Spitzen und Köpfe an Latten und Pfählen angenehm davon ab. Ein großes Schloß und ein großer königlicher Adler im goldenen Schnittpunkt des kunstvollen Sprossenwerks wehrten als Symbole einer vor dem Allerheiligsten wachenden Autorität dem Wagenverkehr, aber ein Steinsteig lud gütig neben der Pforte die Fußgänger zum Eintritt ein.

Was aber die Stelle besonders berühmt machte, das war die Eiche, überall als „krumme Eiche“ bekannt. Denn eben diese krumme, gebogne Form machte ihre

Schönheit und ihr Geheimnis aus. Kein Mensch wußte — zumal da die Krumme erklecklich alt sein mußte —, was ihr in der Jugend zugestoßen war, damals, als sie, sicherlich in Gesellschaft stehend, noch ein junges, unerfahrenes Ding, ein kleiner Eichelschößling gewesen sein mochte, der sein biegsames Stämmchen getrockt aufrecht trug. Hatte der Sturm einen Riesennachbar gefällt, deckte der ihre schlanke Gerte mit seiner Schwere? Jedenfalls wollen wir den Unfall preisen, der ihr eine Gestalt gegeben hat, die sie zu etwas besonderm macht. Ihr mächtiger Stamm, der sich mit imposanter Gewalt aus dem Knorren der Wurzeln löst, rankt einem schwerfälligen Schlinggewächs gleich, das nicht auf eignen Füßen stehen kann, über dem Boden daher. Dann aber gewinnt er in einem wundervollen Bogen den Ausblick und strebt nunmehr gerade auf, dem Gebiet mannesmütiger Eichenkraft, den freien Lüften zu, wo sein Wesen sich ungehemmt entfaltet. Schlagshatten hüpfen von den siegreichen Wipfeln, blühende Sonnenlichter tropfen aus dem Raschellaub der Krone.

Wir waren wohl andächtig, wenn wir in dem Frieden der Krummen weilten, aber doch nicht in dem Maße, wie ihre Erhabenheit erwarten durfte. Ohne von besonders feierlichen Gefühlen befeelt zu sein, benutzten wir ihre Mißgestalt, um auf dem Stamm zu hocken. Noch lieber ritten wir Buben darauf, und Gorg Bünz, der Sohn des Zimmermanns, wollte der Krummen gar an den Kragen. Er klopfte und hämmerte daran herum, ob auch der Wurm drin sei, ob sie auch hohl sei und faul. Er maß ihren Umfang und ihre Länge, besonders interessierte ihn die Größe und Kühnheit des Bogens, und schließlich enthüllte er seine schwarzen Pläne. Er wollte, sobald er nur das Geschäft seines Alten übernommen habe, sie abhauen, zerlegen, sie zu Brettern und den stolzen Bogen zu Felgen für Wasser- turbinen verarbeiten. Aber so von aller Pietät verlassen waren wir, war namentlich Hein Wied doch nicht. Wir andern begnügten uns mit einem mündlichen Protest. Hein Wied aber schlug dem Gorg die Jacke voll und blieb Sieger.

Die krumme Eiche hatte auch den Reiz des Unheimlichen, sie war ein Spölkbaum.

Vor vielen Jahren hatte am Walde, dort wo jetzt Eggert Ruge wohnt, ein alter Mann gelebt, der nach dem Tode seiner Frau in große Not gekommen war. Er war alt und schwach geworden und bettete sein Essen im Dorf zusammen. Man sah ihn immer mit einem Henkeltopf und hatte ihn deshalb den Weinamen Detlev mit dem Topf gegeben. Eines Tags ergriff ihn die Verzweiflung, er wollte seinem Leben ein Ende machen, und hier an der krummen Eiche, die ihre Zweige so gar bequem ausstreckt, sollte es geschehn, sobald die Dunkelheit eingetreten sein werde. Der letzte Fütterstrich seiner vor einiger Zeit eingegangnen Biege schien ihm zur Himmelsleiter geeignet zu sein. Detlev mit dem Topf hat aber sein Vorhaben nicht ausgeführt. Denn auf einmal ist es licht um ihn geworden, ein heftiges Wehen hat die krumme Eiche bewegt, es ist dem armen Detlev ganz wunderbar geworden, er hat geglaubt, die Stimme seiner Frau zu hören, und Entsetzen über das, was er zu thun im Begriff gewesen ist, hat ihn übermannt.

Thatsache ist es jedenfalls, daß der alte Mann nachts bei Hein Wieds Großeltern hinter den Fenstern vom Ellernbusch erschienen ist, daß er dort Unterkunft gefunden hat, morgens aber tot auf seinem Lager vorgefunden worden ist.

Ein Zeichen hat sich auch noch bei der Beerdigung ereignet. Wie der arme Detlev als Leiche am Ramlössel vorbeigefahren worden ist, hat die krumme Eiche den Toten gegrüßt, ihre Krone hat sich in feierlichem Rauschen gebogen. Und es war doch so stille Lust — hat Heins Großmutter, von der diese Geschichte stammt, gesagt.

Es war im Herbst, als diese Geschichte erzählt wurde. Abendnebel begannen die Gründe und Wiesen zu füllen, das Grauen ging in unserm Kinderkreise um; die Dicken schauerten zusammen, Viele kühl fing an zu weinen.

Und du, mein trefflicher, trummer Freund? Ist es nur ein frommer Glaube der Dörfler, oder führt in der That eine Brücke von deinem blinden Willen zu der freien Empfindungswärme unsrer Seele? Und wenn auch. Was kümmern dich die Kindergeschichten über deinem Wurzelwerk, die Kindermund für Kinderohren erzählt? Die Lüfte nehmen sie hinweg, und morgen scheint wieder die Sonne. Gedenkst du noch der Drohungen des kleinen Burschen mit der kurzen Zade, des lieblosen Gorg Bünz? Gedenkst du des Tags, wo auch an deinen Stamm die blanke Art gelegt werden wird? Ist sie schon geschmiedet, diese Art? Und spendest du auch dem, dessen Hand sie führen wird, den Schatten deiner Krone?

Ein Windstoß rüttelte den Baum, am Himmel waren Wolken heraufgekommen, schwarze Windschläuche mit zerzausten Rändern. Ein Klagen, Stöhnen und Weinen ging durch die Äste des Riesen. Und . . . tapp . . . tapp . . . gefrorenen Thränen gleich tropfte harte Eichelfrucht auf die weichmütigen Dorfkinde und die harten Steine.

Wir war, als habe jemand gesagt: sie weint. Wenigstens kam es mir über die Lippen: jawohl, die Eiche weint, und Viele kühl weint auch. Kommt, laßt uns gehn!

3

Im Dorfe lühten sich rasch unsre Scharen: zunächst verschwanden die Pahl, die Ermanns, die Bollstedts und dann die andern. Pseifend — das ist die Art eines echten Dorfkinds — schlarrten sie in ihren Pantinen von der Poststelle her, unter der Dachtraufe entlang bis zur Küchenthür, die sie schleunigst aufnahm. Sie waren an der richtigen Stelle, denn hier schmorte es lustig in den Pfannen.

Hein und meine Wenigkeit, Antje und Kiele blieben zusammen; wir hatten den längsten Schulweg. Die beiden Mädchen waren von einer auf dem Lande ungewöhnlichen Gewandtheit und Geschmeidigkeit: Antje gefest, schlant, blond — ihr trug Hein die Bibel mit großer Inbrunst nach —, Kiele lustig und dunkel. Und wenn ich an die letzten Tage denke, die ich in meinem Dorfe zubachte (ich kam nachher zu einem Onkel unsers Kirchdorfs), so denke ich auch an Kiele kühl, wie sie vor uns herflog und sich nach Blumen bog.

Ihr Vater, Harm kühl, war der größte Bauer des Dorfs und mit Glücksgütern gesegnet. Seine Besitzung führte den Namen „der Holm,“ und wenn man sich näherte, so rüttelte eine Art Eichenallee die Erwartung auf, daß das, was kommen werde, etwas besonderes sei. Das Rascheln vom Zitterlaub der Pappeln und Eichen, das uns auf der Dorfstraße immer im Ohre gelegen hatte, wurde zu einem vollen Rauschen, Hofsunde schlugen an, es ging an großen in Kreuzform aufgeführten Baulichkeiten, deren Wohnräume gegen die Regel der Straße zugelehrt waren, vorüber, darauf an Nebengebäuden und dann an Gärten.

Es folgten freie Weiden, und bei einer Wendung des Wegnickß standen wir vor der Heimstätte unsers Hein — dem „Ellernbusch.“ Das Gehege rollt hier seine Massen bis an den Weg, der feuchte Waldgrund treibt gemeines Erlengebüsch mit graugrünen Blättern. Wo der Erlenswald aufhört und die Pflaumenbäume des Ellernbusches anfangen, mag mau aus der Farbenschattierung der Blätter erraten. Die kleine, weißgelackte Räucherlate (zwei Dachbederstütze sind in halber Höhe sichtbar) duckt sich mit bemoostem Strohdach und niedrigem First hinter den

Wald. Sie hat sich schon längst daren gefunden, daß sich der Hebebaum des Sodbrunnens einbilden darf, nicht niedriger zu sein als sie. Dieser sieht um so hochmütiger aus, zumal dann, wenn er ganz hochgerect und die Stange am Geländer eingeklinkt ist.

* * *

Die durch das Dorf führende Landstraße läuft an dem Saum des großen Waldes daher, aber so eigensinnig unabhängig von dem Gehege und so wunderbar gewunden, daß die Bäume bald nah bald fern sind, und der Blick des Wandrers nur an wenigen Stellen in die grüne Einsamkeit hinabtaucht. Nach unserm Kirchdorf zweigt ein Seitenweg ab, der in großen Umwegen um den Wald herumführt; Fußgänger aber gehn von Ramlosbøl aus mitten durch das Gehege, das mit seinem leuschen Schweigen eine Viertelmile einsamen Glücks bedeckt.

Die meisten Bauernhäuser lehren die große Dielethür der Landstraße, die Stubenfenster den Gärten und Wiskhöfen zu, was ihnen vom Wege her ein seltsam verschmilt zugetröpftes Aussehen giebt.

Ich ahne, was dieses lustige Heimlichthun bedeutet, und wir alle werden es erfahren, sobald die magische Dämmerung der Dachböden, ihr stilles Summen und Weben uns zum erstenmal umspinnen hat. Es ist gar kein Zweifel: all die schallhaften Giebelgesichter sind der Dachbodenwunder froh, die sie bergen.

Wie würde wohl Böcklin die Stille eines Heubodens malen?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nicht einmal, wie ich sie selbst darstellen würde, wenn ich Künstler wäre. Aber einige Linien arbeiten sich doch aus dem Wust meiner Vorstellungen heraus:

Ein Weib (das versteht sich von selbst), ein großes, schönes (ebenso selbstverständlich) ist Mittelpunkt der Erscheinung.

Große, schwarze, strahlende Augen muß sie haben und das blauschwarze, glänzende Haar, aus dem die Funken knistern, wenn man die widerspenstigen Locken aus der Stirn streicht.

Und das Gewand?

Es muß aus halbwellen Blumen: Kuckblumen und Distellöpfen, sowie aus Wollgräsern und Heu gewebt sein; ich meine das weiche, gelbe Heu, das auf hohen Sandadern inmitten morastiger Wiesen geerntet wird.

Im Hahnengerüst muß sie sitzen. Sie ist ja ein Gespenst, und Gespenster verstehen sich auch im Hahnholz einzurichten.

Und dann . . . sum . . . sum! Sie spinnt auf einem schemenhaften Gespensterpinnrad allerlei Wunderliches: Silberheu und Goldstroh.

Und zwei Käsen müssen dabei sein . . . eine niedliche weiße, schmeichelnd in dem Gewand ihrer Herrin vergraben, sodas man nur das kluge Köpfschen sieht . . . ein großes schwarzes Ungetüm mit runden Blutaugen. Das hockt neben ihr zur Linken, frei auf dem Balken, und leckt sich die Lippen mit roter, blutdürstiger Zunge.

So ungefähr.

Aber das ist ja alles Unsinn. Mein Freund Hein, der hat Erfahrung in der Stallpoesie.

Der soll uns sagen, wie sie aussieht, die weltabgeschledne, summende und webende Dachbodenstille.

* * *

Aus der Wärme, die der Verfasser seinen Worten überall da zu verleihen bemüht ist, wo er von Ställen und Scheunen spricht, darf man folgern, daß er sie als eine Art Heiligtum und Tempel bewertet.

So ist es in der That.

Es wäre aber unrecht an dem Leser, an dem Helden Hein Wied und an den Hausgöttern dieser Räume, wollten wir sofort das große Scheunenthor zurückzuschlagen und zusammen in die leuchtige Stille eindringen. Denn noch fehlt uns die Stimmung, noch werden wir eine Weile im Vorhofe zubringen. Aber selbst Hein Wied ist noch nicht für die Ställe reif, auch sind in seiner Seele noch einige Eigenschaften nachzuweisen, die ihn zum Verständnis dieser Benaten besonders befähigen. Müssen wir auch auf verschollene Erinnerungen zurückgreifen — man lasse uns dabei einen Augenblick verweilen.

4

Was willst du werden?

Das ist die übliche anspruchsvolle Frage der Großen an die Kleinen. Was willst du werden, Heini? das war die Frage aller Besucher gewesen, nachdem Heini zugestehen konnte, daß er Heini Wied heiße und vier Jahre alt sei.

Die Frage setzte ihn in Verlegenheit. Er nahm wahr, daß alle Leute etwas waren, und sah ein, daß auch er etwas werden müsse. Garm kühl vom Holm war Hofbesitzer. Das wäre er am liebsten geworden, aber daran hinderte ihn, wie die Mutter sagte, ein kleiner Umstand — das liebe Geld oder vielmehr der Mangel des lieben Geldes. Nun beschloß er ganz seinen Neigungen zu folgen (Hofbesitzer zu werden, war mehr ein Ziel seines Ehrgeizes gewesen), er wollte Bettler werden. Da kam ein alter Mann nach dem Ellernbusch, der Stühm hieß, und noch eluer, der Stopp genannt wurde. Beide bettelten, Stühm mit Gesang, Stopp ohne Musik, Stühm hatte früher — so berichtete die Fabel — einen großen Bauernhof gehabt, Stopp sollte studiert und dann das Uhrmachergeschäft erlernt haben. Nun trieben sich beide an warmen Sommertagen auf den Dörfern umher, verschwandem im Winter und erschienen wieder mit dem Schwirren der ersten Lerche. Hein legte sich die Frage vor, ob er erst studieren, dann das Uhrmachen lernen und darauf betteln wollte. Am liebsten wollte er mit Gesang betteln. Das Herumtreiben hätte ihm schon gefallen, aber die zerlumpte Bettlerkleidung machte ihm Kummer, die mochte er gar nicht leiden. Die Mutter aber sagte: psui, betteln — betteln ist gar nicht nett. Die Mutter hatte immer Recht: den Plan, Stopp oder Stühm zu werden, mußte er aufgeben.

Nun wollte er Buttermann werden. Butterleute oder eigentlich „Butterkerle“ nannte man die Handelsleute, die bei den Bauern die Butter aufkauften, in Hamburg absetzten und dafür Kolonialwaren wieder „herunterbrachten.“ Im Ellernbusch sprach Walster vor, ein mittelgroßer Mann mit gelbem Leberanzug, etwas fett und fettig, wie es das Geschäft mit sich brachte. Er fuhr auf einem blauen Wagen und hatte ein großes, schwarzes Pferd mit bläuerndem Schwanz. Auf dem Wagen war über Reifenrippen ein angeblich weißes Laken gespannt, in Walsters gelber Leberhose spiegelte sich, namentlich in der Gegend sprossender Formenfülle, die freundliche Morgenjonne. Ja, Butterkerl wollte Heini werden.

Walster kam alle drei Wochen vorgefahren. Er trompetete dem gut eingefahrenen Schwarzen sein Vrrr! zu, warf die Zügel nachlässig über die Wagenleiste, sprang flink mit Bütte und Besen vom Wagen und trat mit der stehenden Frage ein: Na, god baddert? Wieb, woveel heft? — Die Ware schwante im Preise;

zunächst war also zur beiderseitigen Freude zu handeln, zu bieten, zu fordern, zu dingen und zu feilschen. Waren sie halbwegs einig, dann ging die Mutter in den Keller und holte die kleinen Butterfiguren des Elternbusches.

Einen hervorragend günstigen Eindruck machte Balfier nicht. Aber Butterkerl wollte Heini doch werden. Andre Muster kannte er noch nicht, auch hatte er es Balfier versprochen. Und das Beste schien es immerhin. Er bekam dann ein schwarzes Pferd, er fuhr nach Hamburg und hatte eine schöne gelbe Jacke und eine blante Hose.

Aber noch einmal mußte er seinen Entschluß ändern. Es that ihm vor sich selbst weh, aber er mußte wortbrüchig werden, nachdem er einen Blick in die Tonnen unter dem Laten gethan hatte und zugleich Zeuge gewesen war, wie Balfier die saubere gelbe Butterfigur mit schmutziger Hand gewogen, mit derselben Hand in die schmierige Tonne geworfen und dann die fetttiefenden Hände erst in dem pomadifizierten Schwanz des offenbar hiervon nicht überraschten Schwarzen und darauf an seinen blanken Unausprechlichen ebendort abgewischt hatte, wo sich die Morgensonne spiegelte.

Jung! — sagte Heinis Alter —, Butterkerl willst du werden? Werde doch Dachdecker, was dein Vater ist, oder Zimmermann, oder beides. Das ist was. Hinauf in die frische Luft. Wenn du etwas größer geworden bist, darfst du mal mit auf's Dach.

Heini wunderte sich, daß er darauf nicht selbst gekommen war. Er lief hinaus und sah zum First des Elternhauses hinauf. Das kam ihm sehr hoch vor, eine Dachsteige wippte, tänzelte darauf herum, der blaue Himmel lachte darüber. Nun war die Frage entschieden: er wollte Dachdecker werden, wie sein Vater.

Und kurze Zeit darauf (Jasper belegte den Dachfirst vom Holm mit neuen Grassoden) sah Heini schon auf dem Dach. Der Vater hatte ihn hinaufgetragen und hielt ihn.

Der Kleine sah sein Dorf aus der Vogelpersicht mit grenzenloser Bewunderung. Zunächst das Storchnest auf dem gegenüberliegenden Scheunenfirst, die Köpfe der jungen Brut, er zählte (er konnte schon etwas zählen): es waren fünf. Der Wald war näher als sonst, die Ebene der Baumspitzen schillerte in allen Schattierungen.

Heini sah in den kleinen Wischhof, der seinem Vater gehörte, und bemerkte zu seinem Entzücken, daß sein hübsches, schwarzbuntes Kälbchen am Knick neben Heinrich Pahl's Koppel weidete. Er sah auch in Heinrich Pahl's Koppel hinein: der Roggen bleichte schon, und an den Grabenkanten blühten blaue Kornblumen.

Er hätte gern aller Welt gezelt und zugerufen, was er für ein Allerweltskerl sei, und daß er oben auf dem Dache sitze. Im Geflügelhof krähte, gaderte und tadelte ein lustiges Volk, im Garten spielten Antje und Rielchen mit dem Kindermäddchen im Sande: niemand nahm von dem kühnen Dachdecker Notiz. Nur das kleine, schwarzbunte Kälbchen am Knick hob für einen Augenblick das Köpfchen und rief Wäh!

Alles das drängte sich zusammen, das Bild erfreute den Heini einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick. Und dann war es mit der Freude aus. Den Knaben überkam trotz der kräftigen Vaterarme, die ihm Halt gewährten, das Gefühl der Schutzlosigkeit. Bisher hatte er sich immer unter der Obhut der Dächer und Giebel, der Heden und Bäume gewußt; nun aber, da er sie unter sich, jedenfalls nicht mehr über sich sah, da über ihm nur noch die Schwalbe in der freien blauen Luft segelte, ersahte ihn das Gefühl der Leere und der Verlassenheit, des

Aufüchgestelltseins, das Gefühl einer Verantwortlichkeit, die er nicht zu tragen vermochte. Er fing erbärmlich an zu schreien, schrie immer fort und mußte von dem Alten hinuntergetragen werden.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß Jasper — so hieß der Vater — vor Heini seiner Würde gänzlich vergaß, daß er ihn ersuchte, der Mutter von der Dachreise nichts mitzuteilen. Und auch das dürfen wir hiernach verraten: in Ellernbusch führte die Frau Wied das Regiment, zwar ein sanftes, aber sie führte doch die Herrschaft. Im Ellernbusch war die Verteilung der Gewalten so geordnet, wie es sich eben für einen ordentlichen Hausstand schickt. Und Heini hatte Mitleid mit seinem Alten gehabt. Er sagte nichts, wollte jedenfalls nichts sagen. Aber als er davon erzählte, daß der Storch von Eichholm fünf Junge habe, kam es herank. Nach einem kurzen Verhör wußte Frau Wied alles. Sie war sich sofort darüber klar, daß Jasper eine Predigt verdient habe. Er wurde ernst empfangen, und bei dem Abendessen giug es schweigjam her. Wied konnte warten. Als aber der Kleine zu Bett gebracht worden war, da bekam Jasper, was ihm diente. Die- weil Heini von seinem schwarzbunten Kälbchen träumte (er pflückte viele blaue Kornblumen in der Roggenkoppel, machte davon einen Kranz und legte ihn dem kleinen schwarzbunten um die Stirn), mußte Jasper vernehmen, daß seine Frau ihn, wenn er solche Streiche mache, für ein großes Kalb taxiere. Und fürwahr, es war kein Kranz frommer Kornblumen, was Frau Wied ihm um seine ehrliche Schläfe wand.

Die Frage: was werden? war mit der Dachreise doch noch nicht endgiltig gelöst. Als und zu entstandenen Zweifel, womit Heini nicht recht fertig werden konnte. Zwar fing er, als er größer geworden war, an, sich in dem Handwerk seines Vaters nützlich zu machen, er zog, wenn sein Vater die Firsten mit neuen Soden belegte, den beschwerten Schlitten die Leiter hinauf, begann auch nach der Konfirmation selbständig mit dem Dachstuhl auf der Dachschrägung umherzutrottern, die Störche zu besuchen und die Löcher der Nachbarn Späßen zu stopfen, ja er machte waghalsige Exkursionen an den steilen Giebelseiten der Häuser — aber abgemacht war noch nichts. Auch sein Vater meinte jetzt, mit der Deckerei allein sei es nicht ratsam. Die Dachdeckerei nähere nicht mehr ihren Mann, war Jasper doch selbst nebenher noch Ortsnachtwächter. Er hätte seinen Sohn am liebsten zu einem Vaterbruder, der im Kirchdorf die Zimmerei betrieb, in die Lehre gegeben. Zur Zeit war aber kein Platz frei. Heini war auch nicht dafür.

Um diese Zeit war es, als sich unter der krummen Eiche folgende Abschieds- sene ereignete.

Hein: Minsch, du wult Schriewer warn?

Ich (lachend): Schriewer entli ni, aber doch meist so wat.

Hein (weich): Du hast god lachen, du geist un lets mi trüg.

Ich: Löw man, dat burt ni lang, dann koms du na.

Hein: Wo meenst du dat?

Ich: Als Temmermann.

Hein: Römmerz!

Ich: Ja Hein, wat wult denn entli warn?

Hein: Di wäl' fagn, aber ni weller fagn.

Ich: Da wäl' of ni.

Hein (entschieden): Knech wäl' waru bi Harm Kuhl.

Ich: hm, hm (singend):

Min Antje is en Kos so rot,
 Min Antje is min Blom,
 Min Antje is en Swölt lo hot,
 Min Antje is es Nest un Blot
 As Appel oppen Bom.

Hein, der mit allen Zeichen des Schreckens getuschelt hat: Still dach, still, dat
 konn Lüüd höörn!

*
*
*

Wir ahnten beide nicht, wie bald die Wünsche meines Freundes in Erfüllung
 gehn sollten. Hein mußte sie aber mit dem Leben seiner Mutter bezahlen. Frau
 Wieb wurde bald nach meinem Weggang krank, es war ein schleichendes, hoffnungs-
 loses Leiden, endlich erlöste sie der Friedensengel.

Die Sterbenacht seiner Mutter wurde zum festen Markstein in dem Gedächtnis
 unjers Hein.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Preußenhaß. Es wäre vielleicht gut und zu wünschen, daß sich jemand,
 der das Zeug dazu hat, einmal der Aufgabe unterzöge, eine Geschichte des Preußen-
 haßes zu schreiben, seiner Entstehung, seiner Blütezeit und seines beginnenden Verfalls.
 Auch außerhalb Preußens bricht sich allmählich immer mehr die Einsicht Bahn, daß
 Deutschland seine Rettung vor dem Untergange, seine Wiederherstellung und schließlich
 seine Einheit und Selbständigkeit dem preussischen Staate zu danken hat; daß auch
 von allen deutschen Staaten dieser allein dazu befähigt war, und zwar durch die
 Arbeitjamkeit und Sparjamkeit, die strenge Pflichttreue, die Rechtschaffenheit und
 Wahrheitsliebe, den nüchternen, gesunden Verstand und die hohe, selbstbewußte
 Willenskraft, also durch Eigenschaften, die in diesem Staate aufgezogen worden
 sind. Es ist vornehmlich das Fürstengeschlecht der Hohenzollern, dem diese Eigen-
 schaften innewohnen, und daß sie dem Staate eingepreßt und anezogen hat. Und
 doch ist kein Staat so gehaßt worden wie Preußen, gehaßt und verachtet sogar,
 denn der Haß liebt es, die Miene der Verachtung anzunehmen. Seine bespricht
 einmal die ganz richtige Beobachtung, die er in einem Irrenhause gemacht hat,
 wie nämlich die Irren sich untereinander mißtrauen und hassen, jeder vor dem
 andern warnt, und wie sie nur einig sind in dem Haß gegen einen, und daß dieser
 eine kein anderer ist als der Irrenarzt, der sie heilen und zur Vernunft bringen
 will. Könnte man nicht vom preussischen Staate sagen, daß er die Rolle des
 Irrenarztes gespielt habe in dem großen deutschen Tollhause? Und dieser Haß
 lebte und lebt leider noch jetzt in verschiedenen Formen und Graden in allen west-
 lichen und südlichen Ländern, einschließlich der preussischen Rheinlande, der 1866
 einverleibten Länder, auch in Mecklenburg und in den freien Reichsstädten. Dieser
 Haß hat zum Gegenstande nicht nur den preussischen Staat als solchen und sein

Fürstenhaus, sondern auch dessen Volk, wobei nicht unterschieden wird zwischen Märkern, Pommern, Preußen, Schlesiern, Sachsen, Thüringern; Stämmen, die doch unter sich so grundverschieden sind; man meint, sie seien in der Kultur zurück, Hungerleider, halbe Barbaren, und die von ihnen bewohnten Länder seien Wästen, arm, unfruchtbar, rau, öde und jedes landschaftlichen Reizes bar. Wer noch bis in die Zeit vor 1848 zurückdenken kann, wird sich erinnern, wie am Rhein die Ausbrüche: „Erdöpfelspreuß“, „hungriger Preuß“ gebräuchliche Schimpfwörter waren. Die Mutter Goethes spricht in einem Briefe ihre Befriedigung darüber aus, daß wieder französische Truppen da seien und die preussischen „Holzböck“ fort seien. Ähnliche Beispiele von Äußerungen dieses Hasses werden jedem, außerhalb der alt-preussischen Provinzen wohnenden Deutschen aus seiner Heimat bekannt sein. Gleichsam der Mittelpunkt dieses Hasses war einst Frankfurt a. M., und seine Infamieaktion bekanntlich der verstorbene sächsische und später österreichische Minister Graf Beust.

Woburch und wann ist dieser Haß entstanden? Die Beantwortung der Frage ist nicht leicht, denn sie setzt eine eingehende Kenntnis der deutschen Geschichte voraus. Vieft man Schriften aus Luthers Zeit, z. B. von Ulrich von Hutten und andern, so findet man von einer Abneigung oder Mißachtung gegen den Nordosten Deutschlands keine Spur. Überall ist Deutschland. Auch zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs war es noch so; auch wohl noch zur Zeit des Großen Kurfürsten. Zur Zeit Friedrichs des Großen dagegen finden wir den Preußenhaß schon vollständig ausgebildet. Seine Entstehung wird wohl in der Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms I. zu suchen sein. Die rauhen, ja rohen und harten Seiten des Charakters dieses in so vieler Beziehung verkannten Fürsten und sein Werbestyem sind es wohl hauptsächlich gewesen, was zuerst die Abneigung erzeugt hat, die dann allmählich auf das ganze preussische Staatswesen übertragen worden ist, sich gesteigert hat durch die wachsende Macht des preussischen Staats und zuletzt zum Haß geworden ist durch die politischen Verhältnisse, wobei sie auch durch den katholischen Klerus geschürt wurde. Später gesellte sich dazu noch etwas andres, nämlich die Vorstellung und der Glaube, daß von Frankreich her die Morgenröte der Freiheit erstrahle und von Paris das Heil der Welt komme, eine Vorstellung, die auch heute noch keineswegs ganz überwunden ist. Als Kulminationspunkt kann man wohl das Jahr 1866 ansehen. Seitdem ist eine allmähliche Abnahme zu beobachten. Man hat angefangen, einzusehen, daß dort im Nordosten doch sozusagen auch Menschen sind und nicht bloß Wenden und Kaschuben. Es wird gesagt: „Bildung ist Anerkennung.“ Das kann auch von der politischen Bildung gesagt werden, und man darf hoffen, daß mit dem Fortschreiten dieser das preussische Staatswesen mit der Zeit auch allgemein die ihm gebührende Anerkennung finden und damit der unsinnige Haß verschwinden wird.

Guter Rat für Deutsche in der Levante. Der deutsche Exporthandel, insofern er sein Augenmerk auf das nähere Ausland richtet, wird gut daran thun, nach regern Geschäftsverbindungen mit der Levante zu streben; dasselbe gilt von allen denen, die ihr Fachwissen gern in der Fremde verwerten, sich dabei aber räumlich nicht allzuehr von der Heimat entfernen möchten. Unsere Ware und die verschiedengestaltige Arbeitsfreudigkeit unternehmungslustiger Landbesitzer hatten ungefähr seit den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts ein sehr dankbares Gebiet in einzelnen Provinzen Rußlands, in den Donaufürstentümern usw., doch haben sich dort die Verhältnisse von Tag zu Tag verschlechtert. Die Schutzollbefestigungen, mit denen die Industrien dieser Länder umgeben worden sind, erschweren den aus-

ländischen Waren immer mehr den Zutritt; langsam, aber stetig steigt dort das Bildungsniveau, und die Berufe, in denen früher Deutsche in sehr großer Zahl thätig waren, ergänzen jetzt ihren Nachwuchs aus den Landeskindern; dazu kommt, daß sich auch dort das nationale Selbst- und Machtbewußtsein zusehends kräftigt — und je intensiver dieses wird, desto stärker wird auch der Fremdenhaß. Diese widrigen Zustände können sich allenfalls eine Zeit lang mildern, allein menschlicher Vortausicht nach werden sie sich für die Deutschen, die es nicht immer verstehen, die Sympathien dieser östlichen Völker zu gewinnen, nur noch verschlimmern.

In der Levante dagegen hat man leichteres Spiel. Das große, häufig übergroße Nationalgefühl, dessen Ausprägungen in Rußland und in den der Levante vorgelagerten Balkanländern mitunter so störend und lähmend wirken, fällt hier fast ganz weg. Das Selbstgefühl der Mohammedaner liegt hauptsächlich in ihrem Glauben; und verlegt man sie nicht nach dieser Richtung, so hat man auch keinerlei Unannehmlichkeiten, Reibungen oder Gehässigkeiten zu befürchten. Die christlichen Bewohner der Levante haben sich in der wohligen Atmosphäre konfessioneller Duldsamkeit, wie sie dort in größeren Städten und meist auch auf dem Lande zu Tage tritt, längst akklimatisiert; es giebt also keinen systematischen, wohlbedachten, ich möchte sagen boshaften Fremdenhaß, der sich jetzt selbst in dem kleinen Bulgarien zeigt, das doch von dem Auslande oder den Ausländern noch sehr viel zu lernen hätte. Jeder Fremde, der sich nicht um innere Politik kümmert, der sich in religiösen und nationalen Angelegenheiten neutral verhält, kann ungestört und friedlich seiner Arbeit nachgehen. An Gelegenheiten, thätig und tüchtig zu sein, mangelt es da nicht; es wäre leichter, anzugeben, welche Thätigkeit dort nicht oder nicht mehr rentabel ist, als umgekehrt. Die öffentlichen Zustände und die Erwerbsverhältnisse liegen dort ähnlich wie vor dreißig und vierzig Jahren in Rußland und Rumänien, wo viele Deutsche es bei quantitativ geringer Arbeit zu Wohlstand und Reichtum brachten. Kluge Arbeit trägt in der Levante auch jetzt noch reichlichen Lohn; natürlich nicht überall, und wer direkt auf Konstantinopel oder Smyrna loszieht, um sich dort als Kaufmann oder Lehrer oder Arzt niederzulassen, stößt schon auf harte Konkurrenz. Da heißt es jucken. Es finden sich noch immer zahlreiche Orte, in denen man unter sehr günstigen Hoffnungen beginnen kann.

Die Deutschen haben im allgemeinen vermöge ihrer Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, ihrer geringeren Ansprüche auf Gewinn und endlich ihres Fleißes im Wettkampfe mit den Angehörigen anderer Völker einen Vorsprung, dagegen bleiben sie in einer Zahl von anscheinend bedeutungslosen Eigenschaften zurück, worüber einige Bemerkungen am Platze sind.

Der Deutsche macht selten „eine schöne Figur.“ Wer den Balkan und die Levante bereist hat, wird z. B. bemerkt haben, daß die Deutschen auch in der Fremde nach gethauer Arbeit den Becher öfter leeren, als lust zur Stillung des Durstes nötig ist. Die besten Konsumenten in den Bierhallen und Weinstuben sind die Deutschen, besonders die Geschäftsreisenden, die auch zahlreich in den *cafés chantants* anzutreffen sind; auch die dauernd ansässigen Deutschen trinken gern immer noch eins. Dagegen sind die Engländer, Italiener, Franzosen und Griechen — von den Türken gar nicht zu sprechen — in dieser Beziehung sehr mäßig. In der deutschen Heimat mag man das übergroße Bier- und Weintrinken durch die klimatischen Verhältnisse erklären und entschuldigen. Im heißen Süden kann man sich auf solche Gründe nicht berufen, da ist Mäßigkeit im Genuß von starken Getränken aus Gesundheitsrücksichten unbedingt geboten. Dennoch fehlt es häufig an Selbstbeherrschung: man trinkt und trinkt und betrinkt sich schließlich. Für den Orient müßte

aber das bekannte Wort: Wer niemals einen Rausch gehabt, Der ist kein braver Mann, dahin verändert werden: Betrunknen oder trunken sein, gilt als Schande. Der Ruf, auch nur an Sonntagen im Trinken nicht Maß zu halten, hat manchem deutschen Kaufmann und Beamten Schaden gebracht. Ich kenne ein großes Land im südöstlichen Europa, wo die Freude des Deutschen am Zechen beinahe sprichwörtlich ist, und wo man die Wörter „Deutscher“ und „Säufer“ häufig in einem Atemzuge ausspricht.

Die Deutschen schaden sich ferner oft durch ihr Auftreten. Die einen glauben, sie können gar nicht höflich genug sein, und übertreiben ihre Ergebenheit in Bewegung und Wort; das berührt die demokratisch veranlagten Orientalen und Halb-orientalen höchst unangenehm, sie haben für solch bedientenhaftes Gebaren ein halb mitleidiges, halb verächtliches Lächeln. Im Verkehr mit Staatsbeamten zumal erzielt das ewige Dienern häufig einen ganz unerwarteten Erfolg, nämlich das Gegenteil von dem Erhofften und Gewünschten. Andre wieder benehmen sich nach englischem Muster wie gußeiserne Marionetten, sind kurz angebunden, ihr Gesichtsausdruck ist eingefroren, jede Bewegung und jedes Wort deutet gleichsam an „Geld ist Zeit — wollen wir ein Geschäft abschließen, dann reich!“ So etwas läßt sich nun der gemächliche und im Verkehr wahrhaft liebenswürdige Oriente nicht bieten, er verträgt die Schneidigkeit nicht und läßt ruhigen Gemüths den Wort- und Zeitfargen oft abziehen, auch wenn dessen Vorschläge sehr annehmbar waren. Wer in Haltung und Gesten selbstbewußte Ruhe und Würde zeigt, dabei im Gespräch höflich, liebenswürdig und gemächlich ist, wird leichter seine Absichten erreichen, als wer den Untertänigen spielt oder schneidig auftritt. Zu bemerken wäre noch, daß die Deutschen oft durch allzugroße Sparjamkeit, sowie durch geschmacklose oder vernachlässigte Kleidung auffallen.

Diese Warnungen und Ratschläge mögen manchem banal erscheinen. Banal? — vielleicht! Aber praktisch — sicherlich! Diese Impponderabiliten dürfen nicht unterschätzt werden. Wer im Verkehr mit den Orientalen Gemessenheit und Freundlichkeit anwendet, arbeitet zehn andern Deutschen vor, wer nach der einen oder der andern Seite übertreibt, schadet zwanzig Deutschen, die in der Folge vor sprechen. Diese im übrigen anspruchlosen Betrachtungen sind recht zeitgemäß. Die Palästinafahrt des deutschen Kaisers hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in hohem Maße wieder auf die Levante gelenkt.

Abgesehen von den etwa schon zwischen der Türkei und Deutschland getroffenen Abmachungen, die verschiedenartige Vergünstigungen für die Angehörigen des Deutschen Reichs gewährleisten sollen, liegt der große praktische Wert für uns sozusagen in dem theoretischen Erfolge der Kaisersfahrt, in dem Prestige, das einerseits das glanzvolle Auftreten Wilhelms II. und andererseits der demonstrativ freundschaftliche Empfang durch den Sultan über alles, was deutsch ist, ausgebreitet haben.

Die guten Folgen werden sich freilich erst nach und nach bemerkbar machen. Im Oriente schleicht jede Nachricht nur langsam ihren Weg. Vor allem sind ja die Verkehrsverhältnisse — orientalisches. Dann ist Lesen und Schreiben thatsächlich noch eine Kunst, die verhältnismäßig nur wenige beherrschen. Demgemäß steckt auch das Zeitungswesen noch in den Windeln. Aber dafür giebt es Ersatz: die Rolle der Zeitungen übernimmt die Jama. Sie pilgert gemächlich von Ort zu Ort und erzählt nun wahrscheinlich allerhand Schönes von dem blonden Sultan von Deutschland, dem guten und treuen Freund des mohammedanischen Sultans. Und wenn die orientalische Frau Jama im Schneidentempo reist, so dürfen wir nicht ungeduldig werden; zum Ersatz dafür arbeitet ihre Phantasie lebhafter als ander-

wärts; und schildert sie dann die Geschehnisse in überschwänglicher Vergrößerung, in lebhafter Übertreibung, so soll uns das nicht kränken; im Gegenteil, es kann uns nur daß erfreuen, denn das erleichtert bloß dem Deutschen die Arbeit. Mit den günstigen Vorbedingungen, unter denen der Deutsche in diesen Gegenden sein Glück wird versuchen können, erwächst ihm aber auch die Pflicht, das gesteigerte Ansehen im eignen und im Interesse aller zu wahren. Und dies geschieht nicht bloß durch Tüchtigkeit und Ehrlichkeit, auch die erwähnten Imponderabilien im Verkehr müssen beachtet werden.

Giebt es in der philologisch-historischen Forschung eine Methode des Zirkelschlusses? Einer der schlimmsten Schädlinge im Weinberge der menschlichen Denkfähigkeit — auch der wissenschaftlichen — ist die sogenannte *petitio principii*, wörtlich übersetzt: das Zurückgreifen, die Bezugnahme auf den Ausgangspunkt der Erörterung, *τὸ ἐν ἀρχῇ λαμβάνειν*, wie die ursprüngliche Bezeichnung bei Aristoteles lautet. Dadurch, daß eben der Begriff oder Satz, der erklärt oder bewiesen werden soll, zur Erklärung oder zum Beweise herangezogen wird, entsteht in jedem Falle eine Tautologie (*idom per idom*). Die mir bekannten Lehrbücher der Logik verstehen jedoch unter der „Tautologie“ bloß die unmittelbare, ohne Umweg erfolgende Wiederholung des Themas, während die mittelbare, mehr oder weniger versteckte Rückkehr zum Ausgangspunkte als Zirkel (*circulus sive orbis*) bezeichnet wird. Es giebt also Zirkeldefinitionen und Zirkelschlüsse (Zirkelbeweise). Eine unverblümete Tautologie enthält z. B. die Definition: „Das Gedächtnis ist das Vermögen, des früher bewußt gewordenen wieder zu gedenken,“ oder der Satz: „Die Sprache ist ein beliebter Gebrauch eines Volkes im Reden und Schreiben,“ eine naive Begriffsklärung der ältesten deutschen Grammatik, die Andree in der Einleitung zu seinem Buche: „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen“ anführt. Eine nicht ganz so grobe Tautologie, also ein „Zirkel,“ steckt dagegen in der Definition: „Größe ist das der Vermehrung und der Verminderung Fähige“; denn Vermehrung ist, wenn man näher zusieht, nichts andres als Zunahme der — Größe, Verminderung Abnahme der — Größe.

Zirkelschlüsse entstehen, wenn der Gedanke des Schlußsazes mehr oder weniger verschämt in eine der beiden Prämissen aufgenommen wird. Dies wird in zusammengesetzten Schlüssen, den sogenannten Schlußketten, natürlich leichter übersehen als im einfachen Syllogismus. Täuscht sich der Schließende selbst (der Wunsch ist hier der Vater — der Prämisse), so gehört der Zirkelschluß zu der Kategorie der Fehlschlüsse (Paralogismen), will er andre täuschen, zu den Trugschlüssen (Sophismen). In diesem Falle gleicht der Schließende dem Alchimisten, der das Gold, das sich aus dem Verfahren ergeben soll, vorher in den Schmelztiegel hineinpraktiziert. Je kühner sich das Denken in die Region des Metaphysischen, des Überfinnlichen erhebt, desto näher ist die Gefahr der Zirkelschlüsse. In den grundlegenden Sägen selbst der gefeiertsten philosophischen Systeme sind sie von der Kritik nachgewiesen worden. Beispiele liefert unter anderm Überweg, System der Logik. Bonn, 1857. Seite 407.

Kein Wunder, daß der Zirkelschluß in Anbetracht der verderblichen Wirkungen, die von ihm ausgehen, bei dem Logiker etwa das Ansehen genießt, dessen sich die Phylloxera vastatrix bei dem Winger erfreut. Gleichwohl ist ihm neuerdings in Paul Cauer ein warmer Verteidiger erstanden. Dieser in weitem Kreise bekannte Philologe hat im Aprilheft der „Preussischen Jahrbücher“ von 1898, Seite 43 bis 52, einen Vortrag über „Die Methode des Zirkelschlusses“ veröffentlicht, der

uns den Zirkel von einer ganz neuen Seite zeigt. Cauer schreibt: „Dieser Rundgang vom Ganzen zum Einzelnen und von den Einzelheiten zum Ganzen ist nun überall die Form, in der sich der Fortschritt der Erkenntnis vollzieht, wenn es gilt, ein Werk oder irgend eine Äußerung des menschlichen Geistes zu verstehen. Nach den Regeln der Logik giebt es keinen schlimmern Fehler als die *petitio principii*; im philologischen und historischen Denken ist sie unentbehrlich. Den Inhalt eines jeden Satzes gewinnen wir durch Zusammenfassung der einzelnen Worte; was aber dieses oder jenes Wort an der vorliegenden Stelle bedeute, läßt sich oft nur aus dem Zusammenhang beurteilen. Also müssen wir zuvor den Sinn des Ganzen erfaßt haben, nicht vollständig und scharf, sondern in flüchtigem Überblick vorausgreifend, ahnend. Von hier aus gesehen, wird ein schwieriges Wort, eine verwinkelte Konstruktion erst verständlich; und wenn wir nun aus neue zusammenfassen, so gelingt es wieder, unsre Auffassung des ganzen Gedankens zu berechtigen. In diesem Kreislauf geht es hin und her, so schnell und so oft, daß wir uns der einzelnen Schritte und Wendungen gar nicht bewußt werden, und daß es uns ganz unmöglich wäre zu sagen, auf der einen Seite lägen die Prämissen, auf der andern die Folgerung.“

Was zunächst die letzte Bemerkung angeht, so ist es ja klar, daß wir uns bei dem Geschäft der philologischen Erkenntnis, das hier an und für sich ganz richtig beschrieben wird, wie bei der Praxis des Denkens überhaupt, der logischen Regeln, nach denen wir verfahren, gar nicht oder nur halb bewußt sind; das beweist aber keineswegs, daß wir gegen diese Regeln verstoßen und so ohne weiteres Grund und Folge vertauseln müßten. Die Regeln der Logik sind auch die Regeln des philologischen und des historischen Denkens, sollte man meinen. Die *petitio principii* kann also unmöglich zu den schlimmsten Fehlern der Logik gehören und zugleich „im philologischen und historischen Denken unentbehrlich sein.“ Doch wie, wenn Cauer zwei Arten des Zirkels unterscheiden wollte, den übelberuhen logischen Zirkel und einen andern, wohlberechtigten Zirkel, der nur dem Namen nach mit jenem verwandt wäre? Man ist versucht, dieser Annahme zu trauen, wenn man liest, daß „das Ganze nicht vollständig und scharf, sondern in flüchtigem Überblick vorausgreifend, ahnend“ gefaßt wird. Noch deutlicher heißt es im Anschlusse an eine Bemerkung von Franz Bücheler, der auch von einem berechtigten Zirkel, doch schwerlich in dem Sinne Cauers, gesprochen hat: „also ist es kein genauer Kreis — denn der würde uns nicht vom Fleck bringen —, sondern eine Spirale, wie in den feinen Windungen einer Mikrometer-Schraube. Wir kommen immer wieder auf dieselbe Stelle; aber jedesmal finden wir uns eine kleine Stufe höher.“

Besser und anschaulicher läßt sich der Prozeß der philologischen und der historischen Erkenntnis gar nicht darstellen. Ist also die obige Annahme richtig, wie es bis jetzt den Anschein hat, so könnte man höchstens einwenden: Warum nennt Cauer einen Zirkel, was doch nach seinem Verständnis vielmehr eine Spirale oder ein Schraubengang ist und mit der Tautologie, die das vornehmste Merkmal des logischen Zirkels ist, nichts zu thun hat? Warum hat er seinem Aufsatze nicht lieber die Überschrift gegeben: „Die Methode der Mikrometer-Schraube“? Einfach deshalb nicht, weil sein Zirkel in der That den tautologischen Charakter des sonst so genannten logischen Zirkels an sich trägt. Cauers Beispiele lassen darüber keinen Zweifel. So lesen wir: Ob ein Gedicht, ein Kapitel, ein ganzes Buch wirklich von dem verfaßt sei, unter dessen Namen es geht, diese Frage lasse sich unter Umständen nur auf Grund der Gesamtansicht entscheiden, die wir von der Persönlichkeit und den Werken des betreffenden Autors haben. „Zu dem Material, aus

dem sich unjre Gesamtvorstellung bildet, gehört aber das angezweifelte Stück selber; es soll also Ausgangspunkt und Ziel der Schlußfolgerung sein, unser Urteil darüber zugleich Resultat und Prämisse.“ In demselben Sinne heißt es später: Die Streitfrage, welche Beweggründe Friedrich den Großen zur Eröffnung des Siebenjährigen Krieges veranlaßt hätten, sei nur mit Hilfe der Gesamtaufsicht zu entscheiden, die man von dem Charakter und der Politik des Königs habe. „Und wer wird eine solche Ansicht sich bilden wollen oder können, ohne die Vorgänge und Entschlüsse, die den dritten Schlesiſchen Krieg herbeigeführt haben, mit in Rechnung zu ziehen?“

Wir sehen, Cauer denkt gar nicht daran, der logischen Unzulänglichkeit seiner Zirkelmethode ein Mäntelchen umzuhängen. Die Sache liegt demnach so: Wenn ich in einem schwer verständlichen, vielleicht sogar durch die handschriftliche Überlieferung entstellten oder verkümmelten Satze — mutatis mutandis paßt das Beispiel auch auf historische Untersuchungen, Rekonstruktionen von Kunstobjekten, kurz auf die Lösung von Rätseln jeder Art —, die an sich klaren und deutlichen Bestandteile mit a , die schwer verständlichen oder unverständlichen mit x bezeichne, so wäre x aus dem Ganzen, d. h. also, nach Cauer's Meinung, aus $a+x$ zu erschließen. Wahrlich, ein *circulus vitiosissimus*! Mag sein, daß er sich häufig genug in die Kombinationen des Forschers einschleicht — aber daß er „unentbehrlich“ sein sollte im philologischen und im historischen Denken, daß die Methode dieses Denkens auf ihm beruhen sollte, wer in aller Welt möchte das glauben? Wir denken besser von der Logik, auch der natürlichen, ungehulpen Logik. x muß allerdings aus dem Ganzen erkannt werden, dieses Ganze ist aber beileibe nicht $a+x$, sondern $a+$ einer zunächst problematischen Ergänzung, die ich auf Grund der logisch-ästhetischen Beschaffenheit des gegebenen a und mit Rücksicht auf den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, sowie auf die (auch ohne den zweifelhaftesten Satz erkennbare) Eigentümlichkeit der Schrift und des Schriftstellers vornehme. Sodann stelle ich fest, ob x in dieses versuchsweise angenommene Ganze hineinpaßt oder nicht. Ist das nicht gleich in dem gewünschten Grade der Fall, so juche ich mir aus den gegebenen Elementen auf eine andre Art „einen Vers zu machen,“ d. h. sie zu einer geschlossenen Einheit zu ergänzen usw. Dieser „Rundlauf,“ wenn man will: „Zirkel,“ unterscheidet sich also von dem logischen Zirkel ganz und gar durch das Fehlen der Tautologie, ist also richtiger Spirale, Wellenlinie zu nennen. Nebenbei bemerkt, ist es genau diese Spirale, die sich auch in der wissenschaftlichen Diction Schillers nachweisen läßt. *)

Der aufmerksame Leser wird längst erraten haben, daß das oben geschilderte Verfahren, das Einzelne aus einem zunächst problematischen Ganzen zu erklären, eine Methode, die, wenn sie völlig gelingt, eben jenem Ganzen apodiktische Gewißheit verleiht, auf den Gebrauch der Hypothese hinausläuft. Die Hypothese ist bekanntlich die vorläufige Annahme der Wahrheit eines Satzes (des Ganzen, von dem wir oben gesprochen haben) behufs ihrer Prüfung an den daraus abgeleiteten Folgen (dem Einzelnen). Die enge Verknüpfung von Induktion und Deduktion, die sich in der Hypothese vollzieht, liefert das unentbehrliche Werkzeug nicht bloß für die philologisch-historische Forschung, sondern für die Erkenntnis überhaupt, gleichviel, welchen Gegenständen sie zugewandt ist.

So gewiß aber, wie Cauer's Versuch, den Geisteswissenschaften in der Zirkelmethode ein gerade für sie charakteristisches Mittel der Erkenntnis zuzueignen, als

*) Vergl. meinen Kommentar zu den philosophischen Schriften Schillers, Teil I, S. 10 bis 13.

müßlungen zu betrachten ist, so gewiß hat er darin Recht, daß er Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft in den Zielen durchaus verschieden sein läßt. Er zitiert eine Rektoratsrede Windelbands vom Jahre 1894, in der Naturwissenschaft und Geschichte hinsichtlich ihrer Aufgaben mit einander verglichen werden. Das Ergebnis lautet: Die eine Wissenschaft „sucht Gejeze, die andre Gestalten.“ Mit dem zweiten Teile des Satzes hat Windelband ohne Zweifel dem Gedanken, daß die Tätigkeit der Geisteswissenschaften auf ihrer höchsten Stufe einen ausgeprägt ästhetischen Charakter zeigt, einen möglichst scharfen Ausdruck geben wollen. „Gestalten suchen“ heißt nämlich nichts andres als: Personen oder Sachen ästhetisch betrachten. Der Begriff der Gestalt oder Form ist aus Schillers philosophischen Schriften zur Genüge bekannt. Die ästhetische Betrachtung ist überall da notwendig, wo wir es nicht mit der Sinnlichkeit, der Natur zu thun haben — deren „Gejeze“ zu erkennen, ist hauptsächlich Sache des Verstandes —, sondern mit der freien Tätigkeit des menschlichen Geistes. Der Mensch äußert sich im Grunde überall und jederzeit als seelisches Individuum, aus der Totalität seiner sinnlich-vernünftigen Natur heraus, und wir werden ihn deshalb auch nur dann vollkommen verstehen, wenn wir ihn auch unretiret mit ganzer Seele erfassen und so in dem Konglomerat seiner einzelnen Lebensäußerungen das Gepräge der seelischen Einheit aufdecken, wenn wir ihm und seinen Werken Gestalt, d. h. autonome Existenz im Reiche des Ästhetischen verleihen.

Dortmund

Paul Geyer

Zur Sprachreinigung. Es ist schon einige Monate her, als man in den Zeitungen von einer neuen Errungenschaft der Sprachreinigung las, die betreffen schien, bahnbrechend zu wirken für so manche noch der Lösung harrende Aufgabe auf diesem Gebiete. Da hatte man sich so lange gequält, einen deutschen Ausdruck für die unentbehrliche Sauce zu finden, hatte sich herumgequält mit der Brühe, mit der Funke, mit der Salze und mit dem Saft, und die Sache war doch so einfach! Das moderne Ohr ist ja nicht so empfindlich wie das Auge. Das Ohr wird schon die barbarische Sauce auch ferner noch zu ertragen vermögen. Drum kann man sich ja einstweilen damit begnügen, daß man dem Auge zu Hilfe kommt! Der neue Vorschlag ging nämlich dahin, die Sauce wenigstens vom Papiere zu verbannen und künftig als „Soße“ der lebenden Menschheit aufzutischen.

Es scheint, daß dieser Vorschlag Schule macht; denn kaum hat man davon gelesen, daß der englische allgemeine Checkverkehr mit Hilfe der Postanstalten auch im Deutschen Reiche eingeführt werden soll, so wird auch schon ein Versuch an den Reichstag vorbereitet, dessen Zweck ist, zu verhüten, daß in dem zu erlassenden Gejeze das Fremdwort Check das deutsche Auge beleidige. Die Sache selbst heißt man willkommen, den Check will man haben trotz seiner englischen Herkunft, nur ansehen soll man es ihm nicht, daß er ein Fremdling ist. Man bemüht sich aber gar nicht weiter, ein deutsches Wort dafür zu finden. „Tschek“ soll man schreiben, das genügt. Das klingt allerdings gerade so wie Check, und das Ohr empfindet nach wie vor, daß es ein Fremdwort ist, aber es sieht doch wenigstens etwas deutscher aus als der englische Check! Nach den Erfahrungen, die wir mit dieser Art von Sprachreinigung bisher schon gemacht haben, läßt sich wohl annehmen, daß man in Berlin nicht abgeneigt sein werde, auf diesen Vorschlag einzugehen. Daß man dem noch weiter gehenden Antrage entsprechen sollte, den Check gar in einen „Scheck“ zu verwandeln, ist dagegen wohl kaum zu erwarten. In unsrer Handelswelt, für die ja dieses Zahlungsmittel vorwiegend Bedeutung hat, ist die Kenntnis der eng-

lischen Sprache doch so eingebürgert, daß man sicher die Aussprache „Tsched“ festhalten und den harten, geschmacklosen Schek abweisen wird. Warum soll man auch einem neuen Verkehrsmittel von internationaler Bedeutung nicht den Namen in der Ursprungsform belassen, den das Ursprungsland ihm gegeben, unter dem es die internationale Bedeutung gewonnen hat?

Ich meine, mit einer Sprachreinigung für das Auge ist gar nichts gewonnen. Nicht damit veründigt man sich an unsrer Muttersprache, daß man ein Fremdwort, für das sie einen gleichwertigen Ausdruck nicht hat, als Fremdwort beibehält, wohl aber damit, daß man der Sprache neue künstliche Lehnwörter aufzwingt. Unsere Sprache hat allerdings eine große Menge von Lehnwörtern, deren fremden Ursprung wir gar nicht mehr fühlen. Aber diese Lehnwörter haben sich im Laufe der Jahrhunderte nach und nach durch den Gebrauch von selbst gebildet, haben zumeist eine vom Ursprungsworte abweichende Form angenommen, die sie auch hörbar von diesem unterscheidet, und sie sind weder durch behördliche Anordnung noch durch Vereinsbeschlüsse eingeführt worden. Damit, daß wir die Fremdwörter auf deutsche Weise schreiben, reinigen wir unsere Sprache nicht. Im Gegenteil, wir verderben sie, indem wir das Sprachgewissen einschläfern, das Gefühl für die Reinheit der Sprache abtumpfen. Mag auch in unsrer Zeit noch so viel geschrieben, gedruckt und gelesen werden, das Ohr ist doch an der Reinhaltung der Sprache noch mehr beteiligt als das Auge. Der ärgste Feind der echten Sprachreinigung, für die auch ich eifrig kämpfe, ist meiner Meinung nach der unglückselige Feldzug gewesen, den man bei der Einführung der neumodischen Rechtschreibung gegen die bisherige Schreibweise der in die deutsche Sprache eingeschmuggelten Fremdwörter unternahm. Was ist z. B. damit gewonnen worden, daß man seitdem vorchriftsmäßig in allen der lateinischen oder französischen Sprache angehörigen, uns noch unentbehrlichen Fremdwörtern an Stelle des C ein K oder Z zu setzen hat? Gewiß hat man die Sprache dadurch nicht gereinigt, daß man den Conducteur in einen Kondukteur, den Commandeur in einen Kommandeur, den Coupon in einen Koupon oder Kupon, das Centrum in ein Zentrum, das Concert in ein Konzert, das Accept in ein Akzept verwandelte! Für jeden Gebildeten bleiben diese Wörter auch in der ihnen aufgezwungenen neuen Schriftform Fremdwörter. Nur geschadet hat man damit; denn gar mancher findet gedankenlos in dieser neuen Schreibweise die Aufgabe der Sprachreinigung schon erfüllt und glaubt dieser Bewegung einen wichtigen Dienst zu leisten, wenn er auf dem angebauten Wege weiterjchreitet. So ist die Scharade entstanden, die Schokolade, der Likör und manche andre Geschmacklosigkeit. Wer weiß, ob wir nicht auch noch einmal von Schangdarmerie lesen werden, und ob nicht die Charge in eine Scharfsche umgewandelt worden wäre, wenn nicht neuerdings ein hocherfreulicher kaiserlicher Armeebefehl eine wirkliche Verdeutschung dieses Worts vorgeschrieben hätte. Nein! Solange man deutsche Ausdrücke für die Fremdlinge noch nicht gefunden hat, belasse man ihnen auch das fremdländische Gewand, das sie auch in der Schrift sofort als Ausländer kennzeichnet. Das bleibt dann eine fortwährende Anregung, nach wirklich deutschen Ausdrücken für diese Fremdwörter zu suchen.

Also fort mit der Asterisprachreinigung, die nur für das Auge, nicht auch für das Ohr wahrnehmbar ist, fort mit der „Soße“ und dem „Tsched“ oder „Schek“! Lassen wir es bei der Sauce und beim Ched bewenden, bei der ersten wenigstens so lange, als wir nicht eine wirkliche und geschmackvolle Verdeutschung dafür gefunden haben! Alle Fremdwörter zu beseitigen, dahin werden wir wohl überhaupt nie gelangen. Es ist dies auch gar nicht wünschenswert. Das Streben insbesondere,

für alle auch der Wissenschaft und Kunst angehörigen, aus dem Lateinischen oder Griechischen stammenden, in alle Kultursprachen übergegangenen, der gebildeten Welt allgemein verständlichen Ausdrücke deutsche Wörter einzuführen, halte ich für verfehlt. Die Wissenschaft kennt keine Landes- und keine Sprachgrenzen, sie ist international, und es ist ein großer, unschätzbarer Vorteil für den geistigen Verkehr der Völker unter einander, daß wir in den beiden toten Sprachen, dem Lateinischen und dem Altgriechischen, ein den Gelehrten aller Kulturvölker gemeinsames Hilfsmittel haben. Die lateinische und die griechische Sprache sind das Gemeingut aller gebildeten Völker. Welche heillose Verwirrung würde entstehen, wenn jede Landessprache neue, ihr eigentümliche Ausdrücke für die allgemein verständlichen, aus dem Lateinischen und Griechischen stammenden wissenschaftlichen und Kunstausdrücke einführen wollte! Man würde sich dann wohl genötigt sehen, zum bessern Verständnis jedem solchen Worte in Klammern eine Rückübersetzung in die Sprache der Gelehrten beizufügen — ein Verfahren, das jetzt schon manche Tagesblätter dann z. B. zu beobachten pflegen, wenn sie von einer militärischen Morgenmusik berichten. Da liest man gewöhnlich: „Um fünf Uhr morgens fand das Beden statt (die sogenannte Reveille).“

Drum „Maßhalten!“ möchte man auch den jetzigen Sprachreinigungsbestrebungen zurufen. Echt soll sie sein und gesund, die Säuberung der deutschen Sprache, nicht von des Gedankens Blässe angekränelt!

Stilisierte Konfusion. Der belgische Dichter Maurice Maeterlinck wird unjern Lesern dem Namen nach wohl bekannt sein. Er hat seit 1889 lyrische Gedichte, ferner eine Art traumhaft gehaltener Dramen oder Puppenspiele, endlich Prosabetrachtungen in einem eigentümlich dunkeln, verworrenen und langgezogenen Stil veröffentlicht, die sämtlich auch in das Deutsche übersetzt worden sind. In seinem neuesten Werke: „Weisheit und Schicksal,“ das wir nur aus Anzeigen kennen, soll er das Reich der Träume verlassen und sich der Welt der Wirklichkeit zugewandt haben. Das letzte Buch seiner frühern Richtung heißt: „Der Schatz der Armen.“ Es ist sehr gut übersetzt und in einer altertümlichen Ausstattung mit Initialen und Hieroglyphen bei Eugen Diederichs in Florenz und Leipzig erschienen. Herausgeber, Drucker und Verleger verdienen sicherlich alles Lob. Unser Empfehlung bedürfen sie nicht mehr, denn diese kostspielig herzustellenden deutschen Ausgaben würden nicht möglich sein, wenn sie nicht ihres Leserkreises sicher wären. Wir wollen uns darum nur mit dieser Tatsache selbst und mit der Frage beschäftigen, was den deutschen Lesern Maeterlinck sein kann. Der „Schatz der Armen“ besteht aus einer Reihe einzelner Betrachtungen, die angelehnt sind an Gedanken des Neuplatonikers Plotin, Marc Aurel und des belgischen Mystikers Ruysbroeck, sowie an Fragmente aus Novalis, Carlyle und Emerson. Die Form dieser Betrachtung ließe wohl am ehesten als eine äußerste Übertreibung gewisser breitauseinandergezogener Reflexionen Carlyles bezeichnen, nur daß diese schließlich zu einem festen Punkte zurückkehren, während Maeterlinck uns nach ziellosem Hin- und Herführen in der Irre stehn läßt. Viel schwerer ist zu sagen, von was gehandelt wird. Der Hauptgedanke des Buches scheint sein zu sollen, daß Schweigen besser ist als Reden, was ja unter Umständen richtig sein kann. Man würde sich aber gewaltig täuschen, wenn man den Gedanken nach Art eines Themas ausgeführt zu finden erwartete. Es ist, als ob jemand, der der Worte nicht mächtig ist, und der seine Gedanken nicht mehr zusammenfindet, etwa ein vom Schläge getroffen, um die Dinge herum redet. Handelte es sich um einfache und greifbare

Gegenstände, so würden wir ihn vielleicht dennoch verstehen. Da er aber mit Absicht Mystik treibt und ungewöhnliches sagen will, so ist jede Hoffnung auf Verständniß ausgeschlossen. Ist man mit dem Buche zu Ende, so hat man den Eindruck, als hätte eine Wortmühle, wenn es dergleichen giebt, geraffelt. Greifen wir außß Geratewohl einen Satz heraus, er steht Seite 56. „Es ist vielleicht nicht möglich, von diesen Dingen klar zu sprechen. Wer aber tief genug sich zu befragen und zu leben weiß, und wäre es nur für die Zeitdauer eines Blickes, empfindet nach seinem unendlichen Wesen, daß dem so ist. Möglich, daß man eines Tags noch die Gründe entdeckt, kraft deren, wenn Platon, Swedenborg oder Plotin nicht gelebt hätten, die Seele des Bauern, der sie nicht gelesen hat, noch je von ihnen sprechen hörte, nicht das wäre, was sie heute untrüglich ist. Aber wie es darum auch bestellt sei, kein Gedanke verliert sich je für irgend eine Seele; und wer wollte uns die Teile von uns nennen, die nur kraft der Gedanken leben, die nie gedacht worden sind?“ Wenn dies Sinn hat, so hat das meiste von dem, womit wir uns bisher abgegeben haben, keinen Sinn. Wenn wir aber unsre Gedanken aus reinem Übermut mit diesem stillstierten Unsinn beschäftigen, so müssen wir unsers Verstandes schon sehr sicher sein.

u. p.

Briefe von Justinus Kerner und Arndt. Zwei gleich wertvolle Bücher, die in das deutsche Haus gehören. „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, herausgegeben von seinem Sohne Theobald Kerner, erläutert von Dr. Ernst Müller“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) enthält in zwei Bänden 852 Briefe, eine Auswahl aus mehr als 4000, die sich im Nachlaß des Dichters voranden; eine Veröffentlichung sollte nicht vor Ablauf von dreißig Jahren nach seinem Tode geschehn. Diese Briefe reichen von Kerners Studentenzeit (1805) bis in das Jahr vor seinem Tode (1861), die meisten sind nicht von ihm, sondern an ihn geschrieben, darunter solche von Königen und Königinen. Keine Biographie könnte uns besser die Erinnerung an Kerner und seinen Kreis erhalten als diese Reihe ganz intimer Briefe, die mit ihren Anmerkungen zusammen eine Art Litteraturgeschichte der schwäbischen „Provinz“ darstellen. — „Ernst Moriz Arndt, ein Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Heinrich Weisner und Robert Geerds“ (Berlin, Georg Reimer) besteht aus 343 von 1787 bis 1860 geschriebenen Briefen Arndts. Die Empfänger sind Familienglieder, Freunde und Gönner, darunter berühmte Namen. Die Bearbeitung ist musterhaft; jedem Briefe ist eine kurze Erklärung vorangeschickt. Viele dieser Briefe sind hier zum erstenmal gedruckt, und da sich die Auswahl über die ganze Lebenszeit Arndts erstreckt, so darf sie als ein wichtiges zeitgeschichtliches Urkundenwerk bezeichnet werden, dem es an dankbaren Benutzern nicht fehlen wird.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Neumann in Leipzig



Der Ausgleich und die Bündnisfähigkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie



ährend im Deutschen Reiche zuerst die öffentliche Meinung, nachgerade aber wohl auch die Regierung zu der Erkenntnis gelangt ist, daß mit dem Steigen des tschechischen Einflusses in der österreichisch-ungarischen Monarchie die Aussicht auf einen ge-
dehlichen Fortbestand des Bündnisses notwendig sinken müsse, was die Offiziösen des Kabinetts Thun vergeblich zu bestreiten suchen, scheint man nicht genügend darüber im klaren zu sein, daß die Schwierigkeiten, die sich der Erhaltung der handelspolitischen Einheit zwischen den beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie entgegenstellen, ihre Bündnisfähigkeit wohl noch mehr in Frage stellen, als die slawisch-föderalistische Strömung, die in Oesterreich immer mehr Oberwasser gewinnt.

Die parlamentarische Obstruktion, die auf beiden Seiten der Leitha abwechselnd den Abschluß des sogenannten wirtschaftlichen Ausgleichs zwischen Cis und Trans erfolgreich hintertrieben hat, ist zwar sowohl haben wie drüber kein politischer Selbstzweck gewesen, sondern hat in Ungarn, wenigstens seit dem diesjährigen Zusammenwirken sämtlicher oppositionellen Fraktionen, den Zweck gehabt, das unfähige, gewalthätige und moralpolitisch verderbte Ministerium Bánffy zu stürzen, in Oesterreich die Badenischen und Gautschischen Sprachenverordnungen zu beseitigen und den nationalen Besitzstand des Deutschtums zu sichern. Allein auch die Ersetzung Bánffys durch Széll und die anscheinende Aenderung der dem Grafen Thun offenbar von höchster Stelle erteilten Direktiven, um den tschechisch-deutschen Gegensatz auszugleichen, bieten keine Gewähr, daß der Abschluß des einen Komplex von neunzehn Gesetzentwürfen bildenden Ausgleichs in unanfechtbarer Weise, d. h. in konsti-

tutionellem Wege, oder auch nur im Wege des Notparagrafen 14 der österreichischen Verfassung zu Stande kommen wird.

Doch selbst angenommen, daß die Meinungsverschiedenheit der beiden Kabinette über die an die Stelle der Ischler Augustabmachung getretenen Szellischen Formel in irgendwelcher Weise beigelegt wird, daß das Zoll- und Handelsbündnis als eine selbständige, lediglich auf die Zusicherung der Reziprozität gegründete Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen mit fünfjähriger Dauer bis zum Jahre 1903, daß ferner das Abkommen mit der Österreichisch-Ungarischen Bank bis 1908 tatsächlich ins Leben tritt, so ist damit die Gefahr einer wirtschaftlichen Trennung der beiden Staaten der Monarchie wohl aufgeschoben, aber nicht aufgehoben; und damit bleibt auch die drohende Gefährdung der politischen Einheitlichkeit, der europäischen Machtstellung und damit der Bündnisfähigkeit der heute noch in der Vorstellung der Völker lebenden habsburgischen Großmacht zum offensibaren Nachteil auch ihrer Bundesgenossen fortbestehn.

Diese Sachlage muß man sich ohne Selbsttäuschung klar machen. Nun ist man nicht bloß im Deutschen Reiche über die Gestaltung des Verhältnisses der beiden „Reichshälften“ Österreich-Ungarns zu einander, über die tiefer liegenden Gründe der beiderseitigen Entfremdung und über die sich hieraus ergebenden, nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch politischen Wahrscheinlichkeiten ungenügend unterrichtet. Merkwürdigerweise wundern sich auch in Österreich große Blätter und Politiker, die sonst das Gras wachsen hören, aber die jenseits der Leitha täglich entschiedener empfundene oder wenigstens an den Tag gelegte Neigung, das von Deák geknüpft dualistische Band zwischen den beiden Staaten der Monarchie je eher je lieber zu zerschneiden. Und doch ist diese Tendenz sehr alt, so alt wie der Ausgleich von 1867, der ja auch diese Bezeichnung nur in einem ganz andern als dem landläufigen Sinne verdient. Denn es hat damals wohl ein Ausgleich zwischen dem achtzehn Jahre vorher aus allen seinen Selbständigkeitshömmeln gestürzten Magparentume und dem faktischen Inhaber, jedoch beileibe nicht als rechtmäßigen König anerkannten Träger der St. Stephanskronen stattgefunden. Aber die in Budapest und dann in Wien beschlossenen, *sit venia verbo*, Ausgleichsgesetze waren in Wahrheit ein den Vertretern der österreichischen Völker auferlegtes laubdinisches Joch und wurden geraume Zeit lang auch als solches empfunden.

Die Herstellungen des Dualismus ist damals von österreichischer Seite als unabwendbares zweifelhaftes Experiment von vorausichtlich nicht allzulanger Dauer nur aus dem Grunde mit Ergebung hingenommen worden, weil man einestheils auf günstige Rückwirkungen der berühmten ungarischen Freiheit und Verfassungsmäßigkeit hoffte und andernteils wenigstens den wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen den beiden „Reichshälften“ gewahrt glaubte. Und besonders die Deutschösterreicher fühlten sich durch die vom verhängnisvollen

„Reichskanzler“ Grafen Beust eröffnete Aussicht getrübt, daß nun die Slawen an die Wand gedrückt werden würden. Die Mehrheit der Bewohner Ungarns konnte die formelle Anerkennung der magyarischen Hegemonie nur mit größter Sorge erfüllen. Die herrschende Klasse betrachtete aber die durch das Ausgleichswerk Deáks geschaffnen Zustände — soweit sie sie nicht in kossuthischem Geiste als verdammenswerte „Aufgebung der vollständigen Selbständigkeit“ perhorreszierte — lediglich als Etappe zum „weitem Ausbau der ungarischen Staatlichkeit.“ Daß die logischen Konsequenzen dieser Anschauungsweise nicht alsbald in erfolgreicher Weise zu Tage traten, hatte seinen Grund lediglich in der gegen das Ende des ersten Jahrzehnts dualistischer Staatskunst nichts weniger als glänzenden Gestaltung der wirtschaftlichen und namentlich staatsfinanziellen Verhältnisse des wenigstens für sein inneres Leben wieder selbständig gewordenen marianischen Königreichs. Immerhin haben die Bankfrage, die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses und die Abänderung der Verzehrungssteuergesetze, wie sich ältere Parlamentarier ja genau erinnern müssen, schon in der Mitte der siebziger Jahre zu den erregtesten Verhandlungen, zu Parlaments- und Kabinettskrisen diesseits und jenseits der Leitha geführt und schon die Honigmonde des Ministeriums Tisza schwer getrübt, das sich auf den Schwüngen der durch Verleugnung der staatsrechtlichen Prinzipien des linken Zentrums geschaffnen liberalen Partei erhob.

Als zehn Jahre später die Mehrheit des Parlaments unter der unerfüllbar scheinenden parlamentarischen Diktatur Koloman Tiszas nicht nur im dualistischen Sinne zuverlässig und gewissermaßen hoffähig geworden war, sondern auch von den sehr liberal verteilten Vorteilen der Macht vollauf gesättigt war, da fühlte sich diese Mehrheit viel zu wohl, als daß sie der Erneuerung eines unter wenig veränderten Verhältnissen im großen und ganzen identischen Ausgleichs ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen geneigt gewesen wäre. Wenn auch noch nicht die finanzielle, so zeigte doch die wirtschaftliche Entwicklung Ungarns eine sichtlich aufsteigende Linie, und so hielt die öffentliche Meinung, trotz der Anstrengungen der beiden oppositionellen Parteien, die Ausgleichsbedingungen als nicht günstig genug darzustellen, es doch für opportun, sich mit der Fortdauer der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit und mit der alten Quote zu den „pragmatischen“ gemeinsamen Angelegenheiten ziemlich glatt abzufinden. Zumal da auch der von allen Parteien sehnsüchtig herbeigewünschten größeren Selbständigkeit von Oesterreich einige Konzessionen, so insbesondere die Auflösung des Lloydvertrages gemacht worden waren.

Das jetzt verfloßene Jahrzehnt hat aber mit einer wesentlichen Verschiebung der wirtschaftlichen Machtverhältnisse zwischen den beiden Staaten der Monarchie auch eine gründliche Veränderung in den Stimmungen sowohl der politischen Kreise wie der Bevölkerung Ungarns überhaupt herbeigeführt. Der gewaltthätig chauvinistische und separatistische Zug, den der zu rascher

Popularität emporgestiegne Handelsminister Gabriel Baroß in der Verkehrs-entwicklung und in der Industrieförderung zu unumschränkter Geltung brachte, steigerte auch in der lammfrommen liberalen Partei das Bewußtsein der selbständigen wirtschaftlichen Individualität. Die geniale Finanzpolitik Dr. Bekercles hatte ein zwanzigjähriges chronisches Defizit im Staatshaushalte beseitigt und mit Hilfe der durch die europäische finanzielle Konjunktur begünstigten Anlehnskonversionen und mit großangelegten Steuerreformen noch kurz vorher für undenkbar gehaltne große Gebarungüberschüsse gewonnen und dadurch den europäischen Kredit Ungarns zu ungeahnter Höhe gehoben, sodaß sich dieser Kredit dem vom konsolidierten österreichischen Staatswesen genossenen gleichwertig an die Seite stellte. Dadurch wurde bald das ohnehin sehr kräftig entwickelte magyarische Selbstbewußtsein auch in finanzieller Beziehung maßlos gesteigert. Der politische Regulator in den Beziehungen Ungarns zu Österreich, den das Land in der Klugheit und Akkommodationsfähigkeit Koloman Tiszas gehabt hatte, ging bald nach dem dritten Ausgleich verloren, als der intensive Haß, der sich während seiner fünfzehnjährigen Herrschaft gegen sein vererbliches Regierungssystem angesammelt hatte, in der Wehrgefeßdebatte mit elementarer Gewalt hervorbrach und ihn zum Verzicht auf seine beispiellose Machtstellung zwang. Da während des Regimes von Szapáry-Bekercles der ruhelose Feuergeist Baroß durch einen plötzlichen Tod von der politischen Bühne abgerufen worden war, so traten eine Zeit lang die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse vor den großen Fragen der Verstaatlichung der veralteten Komitatsverwaltung und der kirchenpolitischen Reform zurück.

Dem anfangs von der gesamten öffentlichen Meinung mit Mißachtung und Zweifeln aufgenommenen Kabinett Bánffy war es vorbehalten, durch den siegreichen Abschluß der kirchenpolitischen Kämpfe und durch den glänzenden Verlauf der Millenniumsfeierlichkeiten in seinen magyarischen Landsleuten das Bewußtsein ihrer staatlichen Individualität noch zu steigern und in ihnen ein beinahe verletzendes wirtschaftliches und finanzielles Kraftgefühl zu entwickeln. Unter solchen Umständen trat die ungarische Regierung in die Verhandlungen über die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses und des Privilegiums der Österreichisch-Ungarischen Bank und über die neue Regelung der nach gleichen Grundsätzen zu behandelnden indirekten Steuern ein, während in Österreich das Koalitionsministerium Windischgrätz vom Interimskabinett Kielmannsegg abgelöst und im denkwürdigen Badenischen „Regiment mit der starken Hand“ den Völkern eine Pandorabüchse innern Zwistes beschert wurde.

Es war vorauszu sehen, daß die von keiner Spur von Objektivität angekränkelte magyarische Begehrlichkeit neue Vorteile aus einer Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs herauszuschlagen bemüht sein werde. Die Stimmung, die selbst bei den Anhängern des Deák'schen Dualismus eine schärfere Betonung der staatlichen Selbständigkeit fordert, ist erst kürzlich, fast wider

Erwarten, auf militärischem Gebiete von der Krone unterstützt worden. Da erschien allerdings die Vermutung berechtigt, daß das Zoll- und Handelsbündnis und das Privilegium der Österreichisch-Ungarischen Bank noch zum letztenmale erneuert werden würde; denn die Annahme war gerechtfertigt, daß sich Ungarn ohne eine etwaige tiefere Erschütterung der gesamten europäischen Verhältnisse nach zehn Jahren stark genug fühlen dürfte, sein Geld- und Kreditwesen selbständig zu ordnen und auf getrenntem Zollgebiet eigne Handelspolitik zu treiben.

Die kurzsichtige Politik des Staatsmanns aus Busk, die die „Staatsnotwendigkeit“ des Ausgleichs durch Erlangung der jungtschechischen Stimmen mit den Sprachenverordnungen sichern wollte, hat nun den separatistischen Bestrebungen des Magyarentums geradezu unermesslichen Vorschub geleistet. Gewiß ist auch heute noch die Zahl der Leute sehr groß, die vor dem Sprung ins Dunkle zurückschrecken, den die von Baron Vánffy ins Auge gefaßte „selbständige Regelung“ der Beziehungen des magyarischen und österreichischen Wirtschaftslebens zu einander nun einmal bedeutet. Aber man hat aus taktischen Gründen, um die Österreicher recht windelweich zu machen und ihre Ansprüche bei der Erhöhung der ungarischen Quote herabzustimmen, zu lange mit dem Feuer der gesetzmäßig allerdings zulässigen Trennung des Zollgebiets gespielt, als daß die öffentliche Meinung eine Änderung der vom Frühlingskabinet Gautsch sine beneficio inventarii übernommenen Ausgleichsvorlage hinzunehmen bereit wäre.

Baron Vánffy wußte ganz gut, daß der vom Grafen Thun geäußerte Wunsch nach einem neuen einjährigen Provisorium nach der im Dezember 1897 von der äußersten Linken inszenierten Obstruktion im ungarischen Abgeordnetenhaus, selbst wenn die Majorität ernstlich wollte, nicht mehr erfüllt werden könne. Aber als er mit Hilfe des Grafen Albert Apponyi durch die im ersten Gesetzartikel vom Jahre 1898 festgenagelte Verpflichtung einer selbständigen Regelung der handelspolitischen Beziehungen zu Österreich, falls dort nicht die verfassungsmäßige Erlebigen der Ausgleichsvorlagen gesichert sein würde, die Obstruktion in Ungarn entwaffnete, glaubte er nicht, daß der entschlossene Widerstand der Deutschen die rechtzeitige Beratung und Annahme der vom Kabinet Thun unverändert übernommenen Abmachungen mit Baden und Bilinski zu verhindern imstande sein würde. Oder meinte er mit seiner erprobten gewissenlosen Schlaueit der Opposition in irgend welcher Weise eine Nase drehen zu können? Die Erkenntnis, daß er sich nach beiden Richtungen getäuscht habe, brachte ihn zu dem Entschlusse, der vom Grafen Thun als letztes Mittel angestrebten Ultroyierung des Ausgleichs in Österreich mittels des § 14 zuzustimmen und im Interesse einer Fixierung des freien Verkehrs zwischen Österreich und Ungarn auf die bisherige zehnjährige Dauer des Zoll- und Handelsbündnisses die sogenannte Fischer Klausel zu vereinbaren, die dann

der stärkste Nagel zu seinem staatsmännischen Sarge werden sollte. Der im Sinne des Ausgleichgesetzes von 1867 durchaus korrekte dualistische Formalismus Koloman Szélls hat diesen Termin auf die Zeit bis zum Ablaufe der internationalen Handelsverträge, bis zum Ende des Jahres 1903, verfrüht und ist hierfür, wie sich auch die Österreicher dagegen wehren mögen, der Zustimmung seines Parlaments sicher.

Aus Rücksicht auf die Krone, die eine Unterbrechung der handelspolitischen Einheit der Monarchie um jeden Preis vermeiden sehr möchte und darum auch in die Ersetzung der Ischler Klausel durch die Széllsche Formel eingewilligt hatte, bequemt sich der neue ungarische Ministerpräsident auch zur Duldung der vom Grafen Thun in Aussicht genommenen gesetzwidrigen Oktroyierung der Bánffy-Badenischen Ausgleichvereinbarungen mittels des Notparagrapheu 14. Wenn aber irgend möglich, möchte er doch der konstitutionellen Botierung durch den Reichstag entschieden den Vorzug geben und seinerseits gewiß gern alles dazu beitragen, selbst wenn zur Erzielung dieses Resultats Graf Thun ebenfalls den Weg Baden's und Bánffy's gehn müßte. Vielleicht fährt der unerjättliche nationale Fanatismus und Größenwahn der Tschechen zu dieser für die Großmachtsstellung und für den innern Frieden der Monarchie vorteilhaftesten Lösung.

Aber selbst in diesem Falle, der, auch ganz abgesehen von der verzweifeltsten politischen Lage in Österreich, schon wegen des ungünstigen Inhalts des Ausgleichs nahezu ausgeschlossen erscheint, sind die separatistischen Gelüste des Magyarentums nur für wenige Jahre zurückgedrängt. Sobald im Jahre 1901 die Vorbereitungen auf die Erneuerung der internationalen Handelsverträge beginnen, wird man von ungarischer Seite nicht bloß die eignen Interessen gegenüber den vielfach abweichenden der andern Reichshälfte rücksichtslos vertreten, sondern auch in der äußern Form der Verträge die selbständige Staatlichkeit Ungarns so entschieden wie möglich aussprechen. Man hat sich in die fixe Idee von der unerträglichen wirtschaftlichen Abhängigkeit von Österreich so fest verrannt, daß zwischen den politischen Parteien Ansichtsverschiedenheiten nur über den Zeitpunkt bestehen, wo Ungarn wirtschaftlich stark genug sein wird, das Joch der handelspolitischen Gemeinsamkeit mit Österreich abzuschütteln.

Wenn nicht noch in diesem Jahre das Zoll- und Handelsbündnis in der seit 1867 unter immer wachsenden Schwierigkeiten schließlich erzwungenen Form zu stande kommt, so ist im Jahre 1903 oder 1904 die handelspolitische Trennung der beiden Staaten der Monarchie ohne eine etwaige vorher sich vollziehende gründliche Änderung der Weltlage kaum abwendbar. Den übrigen europäischen Staaten mag die dann augenfällig, weil auch wirtschaftlich zu Tage tretende Verwandlung der Großmacht Österreich-Ungarn in einen lockern Bund zweier Mittelstaaten gleichgiltig, manchen sogar nicht unwillkommen sein. Aber

schon jetzt wird man im Deutschen Reiche wohl daran thun, den Dreibund und Zweibund angeichts der drohenden Entwicklung mit andern Augen als bisher anzusehen.

Ein alter Parlamentarier



Aus den schwarzen Bergen

1



George Henry Lewes erzählt in seinem Leben Goethes am Anfang des Kapitels über Wilhelm Meister eine kleine Geschichte, die sein Übersetzer, Frese, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, unterdrückt hat: Ein Franzose, ein Engländer und ein Deutscher erhielten den Auftrag, der Welt die Beschreibung des interessanten Tieres, das man Kamel nennt, zu liefern. Der Franzose eilte schnell nach seinem Jardin des plantes, verbrachte dort eine Stunde in oberflächlicher Betrachtung, ging nach Hause und schrieb ein wohlstilisiertes Feuilleton. Es enthielt keine einzige Phrase, gegen die die Akademie hätte etwas einwenden können, aber auch nichts, das die allgemeine Kenntnis des Gegenstandes erweiterte. Der Franzose war jedoch äußerst zufrieden und verkündete der Welt laut: *Le voilà, le chameau!* Der Engländer packte seinen Theekessel und seinen ganzen Koffer voll andre ihm notwendigen Reiseeffekten, schlug dann sein Zelt in der Wüste auf, verbrachte dort zwei Jahre mit der Beobachtung des Kamels, worauf er heimkehrte, beschwert mit einem dicken Bande Notizen, die, obwohl ohne jede Übersicht angeordnet, dennoch jedem Nachfolger gutes Material über das Kamel darboten. Der Deutsche aber, der die Frivolität des Franzosen wie die unphilosophische Behandlungsart des Engländers verachtete, zog sich in sein Studierzimmer zurück, um dort die Idee des Kamels aus der Tiefe seines moralischen Bewußtseins herauszuentwickeln.

Es scheint, die Zeiten haben sich seit dem Erscheinen des berühmten Buches geändert. Nicht mehr so ganz sind Wolkenkuckucksheime, Sentimentalität und philosophische Goethesforschung — und gegen die philosophische Kritik, die aus Faust und Wilhelm Meister alles mögliche herauslesen wollen, richtete sich der Vorwurf des Engländers — in Abdeutschland in Ehren, Mondscheinacht und Nachtigallengezirren nehmen nicht mehr Herz und Ohr des gefühlvollen Michel gefangen, seitdem er seinen Blick auf die ganze Welt gerichtet hält, und es ist nicht mehr ganz so leicht wie ehemals, ihm, während er dem Wellengeflüster und dem Rauschen hoher Eichbäume lauschte, die Taschen zu leeren; und was die Studierstube im Gegensatz zum Kofferpacken und Reisen

anbetrifft, so wies die Kajüte des „Graf Wurmbrandt“ vom Triester Lloyd, der vier reichsdeutsche Reisende ihrem Reiseziel Montenegro entgegenführte, schlagend nach, daß man sich jetzt auch bei uns das Kamel aus der Nähe zu beschaffen pflegt. Wenn dennoch der hier folgenden Schilderung unsrer Tour, obgleich sie keineswegs aus der Tiefe des moralischen Bewußtseins entwickelt ist, ein wenig von der flüchtigen Skizzenhaftigkeit des Franzosen anhaften sollte, so ... doch ... le voilà, le chameau!

Die Küste Dalmatiens wird von einer Anzahl Inseln begleitet, deren den Gebirgszügen des Festlandes paralleler Lauf, deren langgestreckte Form, deren vegetationsloser Anblick deutlich beweist, daß sie nur die höchsten Kluppen unterseeischer Gebirge sind, die einst mit dem Hauptlande zusammenhingen, bevor das gefräßige Meer sie trennte. Im Gegensatz zur westlichen Meeresküste, die durch Anschwemmungen stärker und stärker versandete, ist ein guter Teil Dalmatiens im Laufe der Jahrtausende versunken; zu Zeiten der Ebbe sieht man noch heute die untergegangnen Vinetas, gepflasterte Straßen, Mauern, Gebäude von den Ufern aus. Der Reisende ist dem langdauernden Zerfallswerke der See herzlich dankbar, denn wie auf einem Flusse gleitet der Dampfer in den engen, tiefen, inselumschlossenen Kanälen dahin. Der *dux inquieti turbidus Hadriae*, der nach Horaz den gerechten Mann so wenig in seinem Sinne erschüttert, wie das drohende Antlitz des Tyrannen, hatte uns alle in einem weniger edeln Teile während der Passage des Quarnero, des berühmten Golfs von Fiume, affiziert, und die Ruhe nach überstandner Erschütterung wurde ebenso wie die frisch angesteckten Cigarren mit Vergnügen von uns eingefogen.

Spalato ist wohl mit Recht das Mekka jedes dalmatinischen Küstenreisenden. Die Stadt, wie ihr Name, birgt einen Palast (Salonae palatium), wie ihn in dieser Ausdehnung nur Roms Riesenkraften schaffen konnten, den des Kaisers Diokletian. Er hat die Gestalt eines Rechtecks, das mit seiner schmalen Seite dem Meere zuliegt, sodaß die Mauern des Fürstentums dem Landenden sofort ins Auge fallen. Häuser modernen Stils sind an diese mächtige Wand angeklebt, wie im feudalen Mittelalter die Wohnungen der Hörigen an die schützenden Burgfelsen der Ritter, denn mehr als die Hälfte der neuen Stadt liegt innerhalb der Umfassungsmauern des alten Baues. Das Peristylum, der offene Platz in der Mitte des Palastes, ist der am besten erhaltne Teil, auf drei Seiten des mit Quadern gepflasterten Raumes stehen auch jetzt zahlreiche, sich inmitten der übrigen Zerstörung wunderbar ausnehmende bogentragende korinthische Säulen, über die sich ein gebällartiges Gesims horizontal hinzieht. Stufen führen rechts vom Peristylum hinweg zum Tempel des Jupiter, dessen Inneres durch Säulenstellungen und Nischen gegliedert ist. Halbkreisförmige und rechtwinklige Nischen bringen energisch in die Wände ein, und zwischen sie treten große korinthische Säulen mit gekröpftem

Gebälk, während vierundzwanzig Säulen, sämtlich mächtige Monolithen aus ägyptischem Granit, den Bau von außen umkleiden. Den Eingang zum Tempel bewacht eine ewige Sphinx — eine von denen, die Ägypten einst über das ganze Römerreich versandte —, wie um uns an den Geburtsort der Architektur zu erinnern.

Der ruhige Gesichtsausdruck der Sphinx imponiert dem Beschauer. Beidenwert ist diese eiserne Gleichgiltigkeit, dieses „was kümmerts mich?“, diese Mischung von Stumpfsinn und Selbstbeherrschung. Was geht es die Sphinx an, wenn die bildenden Künste untergegangen sind, und häßliche Karikatur, jämmerlicher Plunder, lendenlahme Schwindsucht an ihre Stelle getreten sind? In ihrer Heimat, am sonnigen Nil, da begann einst die Architektur, schwer und unbeholfen noch und mehr durch ihre massige Wucht Eindruck schaffend. Jahrhunderte später wurde das Ideal der Schönheit entdeckt und verwirklicht in Athens Parthenon. Die Erinnerung an die Machtfülle Roms, selbst des schon sinkenden Roms, ruft in uns dieser einzige, enorme Kaiserpalast wach, und das, was später kam, zeigen berechtigt diese wie Vogelnester an die Überreste gewaltiger Vorzeit geklebten, modernen Schmarozerhäuser. Die Reste der alten Herrlichkeit sind noch immer besser erhalten, als der jetzt schon baufällige Nachwuchs der spätern Zeit, verächtlich schauen die Kapitäle von ihren Säulen herab auf kurzlebige, berstende Steine; die sind nicht für alle Zeiten gebaut, die stammen nicht von Roma aeterna! Verächtlich scheint auch die Sphinx zu lächeln. Es liegt etwas wie Trauer in ihrem Blick. Vielleicht ist sie doch nicht gefühllos.

Und was kam nach Rom? Wohl kann man sich in Westminster, an den Ufern der Themse, an dem massigen Klotz des englischen Parlaments erfreuen, erstaunt zu Mailands und Straßburgs Domen und zum Wiener Rathhaus emporsehen — aber in nichts verschwindet diese gepreßte, bizarre, groteske Schönheit des gotischen Stils dem, der klassische Ideale im Herzen trägt. Die Einfachheit und Natürlichkeit fehlt der Gotik, diese Grundbedingung aller Schönheit und darum aller Kunst — das Ornament ordnet sich nicht der Idee des Ganzen unter, sondern wird zur Hauptsache —, ein Spiegelbild der Zeit, in der sie entstanden ist, wie auch unsrer Jahrhunderte, die überhaupt keinen Baustil mehr erfunden haben, und die der strengen, sich alles unterordnenden Prinzipien so bitter ermangeln. . . . Es ist zum Lachen, in welcher majestätischem Stumpfsinn das Vieh daliegt! Hör einmal, Sphinx! Schnürt sich dir nicht melancholisch die Tierkehle zusammen, wenn du den Glanz und die Höhe der Vergangenheit mit der finstern Dymmacht der Gegenwart vergleichst? Was sind Louvre und Tuilerien, Eremitage und Escorial gegen den Kaiserpalast am Palatin, Hadrians Villa in Tivoli bei Rom, Domitians am Albanersee und gegen den mächtigen Ausdruck des Willens dieses Soldatenkaisers? Hier stand ein Theater, dort war ein mächtiges Mausoleum, hier

die Kafernen der Garden und ein Fischteich mit klarem Bergwasser und unzähligen sinken Forellen, dort wandelte man im Schatten kühner Säulengänge, hier war das Forum, dort betete man zu Jupiter — nicht auf den Knien, nicht gebeugten Hauptes, nicht als demütiger Sünder, nicht als zerknirschter Erdenwurm, Sphing! — in einem Tempel, geschmückt mit Hunderten von schönen Götterstatuen. Siehst du nicht die Reste der Wasserleitung dort, die Zehntausende von Metern weit die Wässer aus dem Gebirge herführte? Du sahst es ja selbst mit an, du mußt es wissen, daß bei den Alten das Baden eine Kunst war und nicht ein Reinigungsprozeß. Soll ich dir erzählen, wie schlecht die ersten Städte unsrer Welt mit Wasser versorgt sind? Wie schmutzig wir sind? Wie wenig den Segnen der Strahl der lebenspendenden Sonne zum Dasein notwendig ist, und wie sie hohe Himmelskräcker bauen mit jämmerlichen Luft- und Lichtlöchern und noch stolz darauf sind? . . . Ist das Menschengeschlecht nicht auch häßlicher geworden, Sphing? Sieh dir ihre Frauen an, wie sie sich kleiden, aufbauschen, einschmüren, Moden wechseln, sie haben keinen Geschmack mehr, nicht wahr?

Ah, du bist ja stumm! Hast du doch geschwiegen seit der Zeit, wo Diokletianus Cäsar, der dem absterbenden Römerreiche noch einmal Lebenskraft einflößte, hier seinen Kohl baute, alle die langen, bangen Jahrhunderte, in denen eine im Vorurteil befangne Geschichtschreibung seinen guten Namen verbaut und mit Schutt zugebedt hat, wie die Bürger von Salonä seinen Palast zu Spalato? Ohne Verwunderung sahst du jene Bürger vor den Avarn einst hierher flüchten und hinter den festen Mauern des Schlosses Zuflucht suchen und Heimstätte finden. Du sahst, wie Architrave und himmelstrebende Säulen, Porphyrr- und Marmorstatuen eingemauert wurden in die Häuser von Krämer und Bauern. Wortlos starrest du vor dich hin, als der schöne Tempel des Jupiter, vor dem du liegst, in eine christliche Kirche verwandelt wurde, der Tempel, worin der große Haßer der staatsgefährlichen Judensekte einst zu seinem Gotte betete. Nicht eine Tage hast du zur Vertreibung gerührt, als sich der beflügelte Löwe von St. Markus neben dir niederließ und Dalmatiens Fluren ihres Wälderschmucks zur Herstellung seiner hölzernen Mauern beraubte, und als der letzte der stolzen Dogen abdanke und man die Marseillaise um dich pfiß und die Tritolore im Winde flattern ließ, und wie dann Osterreichs Doppeladler hier seine Krallen einschlug — auch da hast du geschwiegen!

Du bist stumm und dumm, Sphing! Oder sehr weise! Deun was geht es dich an?

Und was geht es Sie an? fragte mein Wandergefährte spöttisch. Jedes Jahrhundert hat seine besondern Aufgaben, das unsrige ist dem Gotte Dampf und seiner Gemahlin Elektrizität geweiht.

Dann kamen noch einige Worte, wie Röntgenstrahlen, sibirische Bahn, Naturwissenschaften, und dann der Rat, schnell zum Dampfer zurückzukehren, um nicht den Anschluß zu versäumen.

Am nächsten Morgen ankerten wir in der Bucht von Gravoja, dem Hafen für die einstmal's mächtige Republik Ragusa, das heute ein Städtchen von 5000 Einwohnern ist. Die warme Morgensonne bestrahlt eine italienische Landschaft, die Zone der immergrünen Laubhölzer beginnt hier plötzlich. Die Bora, der gefürchtete Nordwind, kann hier nicht ganz soviel Schaden anrichten wie im obern Dalmatien, unterhalb Spalato springen die Inseln, die höher herauf ihre Schmalseite dem Winde darbieten, Brazza, Lesina, Curzola, Meleba und Lissa bekannten Angebens wie die Finger einer nach Italien ausgestreckten Hand hervor und schützen den Südküsten von Dalmatien vor dem eisigen Kusse der Windsbraut. An den Küsten reden sich die Berge höher und höher, der Dampfer verändert plötzlich seinen Kurs und biegt um ein mit einem Fort geschmücktes Vorgebirge herum, um dann wie auf einem Schweizer Gebirgssee auf ruhigem Wasser in einem bald breiter werdenden, bald sich verengenden Kanale hinzugleiten. Das sind die berühmten Bocche von Cattaro, in die Montenegro's Felsen steil hineinfallen, ein Hafen, der sämtliche Kriegsmarinen der Welt bequem aufnehmen und gegen Sirocco wie Bora schützen könnte. Cypressen- und Pinienhaine umgeben die weißgetünchten Dörferlein, Villen und Campanili, der grüne Gürtel aber verliert sich bald noch oben zu, von wo die kalten Bergriesen der Tschernagora, unter ihnen der heilige Lovtshen, ernst herüberwinken.

Cattaro liegt eingepferrcht zwischen Berg und See, von einem alten venezianischen Gemäuer überragt, am Ende des einen Gipfels der Bocche. Von hier aus windet sich eine schöne Kunststraße in mächtigen Serpentinien den steilen Berg hinan nach Cetinje. Bald ist der Handel um Wagen und Pferd für die achttündige Fahrt abgeschlossen, langsam neben dem geschwägigen Dalmatiner Kutscher einhersehreitend steigen wir den Weg hinan, bis wir nach einer Stunde des Klimmens an die Stelle kommen, wo schräg über die Straße hinweg gepflasterte Steine die Grenze Montenegro's bezeichnen. Zollhaus und Grenzwachter fehlen. Noch sind wir jedoch, wie uns ein Blick seitwärts hinunter in die Tiefe lehrt, nicht von Italiens lieblichen Auen geschieden, dort unter uns, tief im Grunde, liegen die Bocche in ihrer Sanduhrform, wie eine Reliefkarte, wir sehen die enge Mündung in das weite Adriatische Meer, und ebenfalls zu unsern Füßen drei mächtige Kanonen- und grabengeschmückte Forts, die Austrias heißumstrittne Südspitze gegen räuberische Einfälle der Hinterlandbewohner besser als ehedem schützen werden.

Wenn wir gerade unter uns sehen, bemerken wir Cattaro; ein neben uns herüberhängender Felsblock mühte beim Herabfallen die Kirche treffen oder unserm „Graß Wurmbbrandt“ das Verdeck einschlagen — wie ein schmückendes Band schlingt sich das helle Grün der untersten Bergabhänge, mit ihren Pinienhainen, Feigenbäumen, Aloes, dem Lorbeer und dem Granatstrauch, mit dessen Frucht der Südländer noch heute die Vorstellung reichen Segens ver-

knüpft, an das Tiefblau des Meeresarmes. Die Straße steigt immer noch in Windungen aufwärts, dann biegt sie langsamer sich hebend in eine Schlucht zwischen den Bergen Kerstatsch und Lomtſchen hinein, noch ein Blick zurück auf den lachenden Fjord, und ein andrer vorwärts überzeugt uns, daß wir jetzt wirklich in Montenegro sind.

Man stelle sich ein großes Felsenbassin vor, das rings von grauem, fahlem Kalkgestein umgeben ist, den Boden bedeckt mit glatten, mächtigen Felsblöcken, kaum daß irgend eine verkümmerte Eiche oder Buche die Lokalfarbe (die nicht schwarz, sondern grauweißlich ist) unterbricht, ein Steinmeer, das auf eines Höhern Gebot plötzlich ins Feste, Starre, Tote metamorphosiert wurde, zerfägte Berggrate, den Kessel überragend, Schlünde, Abgründe, Dolinen, dazwischen hie und da, wie als ob Mutter Natur sich ihrer Dürre und Nacktheit schäme, Felsen angebauten Landes, ein Maisfeld wie ein Handtuch, ein Kartoffelfeld wie ein Bettlaken groß, von Wasser keine Spur, nicht einmal die ausgetrockneten Rinnen, das ist der erste Eindruck des Hochlands, das ist der wahre, echte Karst, wie wir ihn vierzehn Tage lang nicht aus den Augen verlieren sollten, das ist die Umgebung des ersten montenegrinischen Dorfes, Njegusch, aus dem die jetzige fürstliche Dynastie der Petrowitsch-Njegusch Ursprung und Namen genommen hat!

Der Weg läßt links neben sich ein freundliches Landhaus mit grünen Fensterjalousien liegen, den Sommerlustsitz des Fürsten dieser Gegend, und windet sich dann am Golo Verbo, einer hohen Felsklante, in die Höhe, die bis zu 1200 Metern aufragend das Kesselthal Njegusch von dem Cetinjes trennt. Die Schatten der Nacht hatten sich schon auf Berg und Thal gesenkt, als wir die Paßhöhe erklimmen und Pferde und Kutscher eine kurze Rast gönnten. Der brave Morlakte hatte anscheinend von der Rast einen guten Gebrauch gemacht; denn als er ins Freie kam, erklärte er mit einem Mute, der vorher nicht auffällig war, er fürchte sich vor keinem Montenegriner, wenn er auch noch so weite Hosen hätte, noch so viele Yatagans und Handschaks und silberbeschlagne Revolver im Gürtel trüge. Es schien demnach geraten, sich zu ihm auf den Bock zu setzen, damit das Übermaß seiner Energie ihn nicht etwa in den großartigen Serpentinien, die in das Cetinjer Feld herunterführen, zu unnötigen Bravourstücken verleitete — eine Vorsicht, die nicht unangebracht war. Wilder und steiler führt der geschlängelte Weg hinunter ins Thal, wie die berühmte grusinische Heerstraße im Kaukasus vom Gipfel des Kreuzbergs hinunter nach Transkaukasien, und lächelnd muß ich daran denken, daß ich auch damals auf dem Bocke sitzend den Offizierkutscher, den das genossene gebrannte Wässerchen zum Schlafen einlud, durch lautes Brüllen (in Ermanglung von Russisch) aus Morpheus Armen und mich aus den Wassern der brausenden Aragua zu retten suchte.

Am Boden einer zweiten punschbowlenförmigen Einsenkung liegt Cetinje

Das Thal zeigt ovale Form, ist vielleicht eine halbe Meile lang und eine viertel Meile breit. Die Straße von Njegusch wird zur Hauptstraße Cetinjes, durchschneidet die ganze etwa zweitausend Einwohner zählende Hauptstadt und wird schließlich am Ostende durch ein stattliches graues, zweistöckiges Gebäude wie von einem Querringel abgeschlossen und von der ursprünglichen Richtung abgelenkt. Dies ist der Gasthof der Stadt. Wer ins Innere weiter will, hat hier Gelegenheit, sich noch einmal satt zu essen, oft denkt er dann wohl später in stiller Dankbarkeit zurück an die einzige Dase, in der es Weißbrot und Butter gab, und an das einzige Bett der Tschernagora, das so unbewohnt war wie ihre Karstgipfel. Ehre dem Cetinjer Gasthause und seinem Tschernagor Wein, selbst Reisende, wie der vom Athenäus erwähnte Archistratos, der alle Gegenden der Welt „seines Magens wegen und der Dinge unterhalb desselben“ (*τῆς γαστροῦς ἕνεκα καὶ τῶν ἐπὶ τὴν γαστέρα*) bereiste, würde gegen Küche und Keller hier nichts einzuwenden haben.

Rechts vom Hotel liegt das Posthaus, wo ein pistolenbewaffneter Beamter so viele Briefmarken verkauft, als er hat, und dahinter ein hübsches Häuschen, das ein einfaches Lesezimmer sowie ein kleines Theater enthält. Wenn wir unsre Schritte zurückwenden und wieder die Hauptstraße kreuzen, so kommen wir an einem Brunnen vorbei auf die Rue du Faubourg St. Honoré von Cetinje, an der dem Hause des englischen Gesandten*) gegenüber das Neue Palais des Fürsten steht. Es hat Ähnlichkeit mit dem Landhause eines norddeutschen Gutsbesitzers, hat, wie alle Häuser in Cetinje, zwei Stockwerke und ist wie diese mit Ziegeln gedeckt. Schräg gegenüber steht der alte Palast, im Volksmunde „das Billard“ deswegen genannt, weil ein Vorgänger des jetzigen Fürsten einst das erste Billard hier aufstellte, dessen schwieriger Transport die gefährliche Leiter von Cattaro herauf das allgemeine Interesse der Bevölkerung erregt hatte.

Zwischen dem alten und dem neuen Palast steht eine mächtige, dichtbelaubte Ulme, von einer Bank umgeben, auf der der Fürst sitzend mehrere male in der Woche seinen Unterthanen Recht spricht, da er in Zivil- wie Strafsachen letzte Appellationsinstanz ist. Montenegro ist meines Wissens das einzige Land Europas, das ein väterlicher Despotismus regiert; wohl steht dem Fürsten ein Staatsrat mit einem Präsidenten und mehreren Mitgliedern sowie Minister zur Seite, aber sie haben nur beratende Stimmen und tragen keinerlei Verantwortung. Hier heißt es nicht: „Der König kann nicht Unrecht thun,“ sondern „Was der König thut, ist recht.“ Selbst die „Stimme des Volkes,“ „das Gewissen der Regierung,“ die Presse, ist nur durch ein Blatt, den Glas Tschernagorja (Stimme des Montenegriner) vertreten, dessen Redakteur seinen

*) Dem englischen Diplomaten Mr. Kennedy, der deutsche Unterthanen, deren Vaterland in Cetinje keinen Vertreter hat, mit Rat und That unterstützte, an dieser Stelle meinen Dank!

Gänsefiedl immer in loyale Tinte taucht, und falls er mit Leitartikeln bombardierte, nur auf die böse Pforte mit ihren schießlustigen Grenzsoldaten zielt, oder auf die apostolische Majestät in der Hofburg, die Montenegro nur die schlechtgeschützten Häfen von Dulcigno und Antivari überließ, seinen natürlichen Häfen, die Bocche von Cattaro, aber besetzt hält, da sie keinerlei Neigung verspürt, sich durch ein natürlich befestigtes Sebastopol Handel und Gemütlichkeit in der Adria stören zu lassen, und deren Heerführer einst unter den Klängen des Radetzkymarsches in der Herzegowina einrückten und die serbischen „Brüder“ die gute deutsche Klinge Montecuccolis und Prinz Eugens fühlen ließen.

O. E.



Der Römerstaat

I. Religion

(Schluß)



orin bestand nun der ethische Gehalt der römischen Religion? Darin, daß die Götter für Schützer einer heiligen, ewigen und unveränderlichen Ordnung angesehen wurden, die jede Verletzung dieser Ordnung rächten. Um von etwas ganz Außerlichem zu beginnen, so wurden z. B. Mißgeburten und Zwitter als etwas Abscheuliches, der Naturordnung, d. h. eben der göttlichen Ordnung Widersprechendes getötet und vergraben oder ins Wasser geworfen (Livius 27, 37 und 39, 22). Vor allem aber wurden die Forderungen der Gerechtigkeit auch im Verkehr mit den Auswärtigen auf das ängstlichste erfüllt. Nie hätte man einen Einfall in Feindesland ohne gegründete Ursache und ohne vorhergehende Kriegserklärung gewagt. Diese aber war eine sehr umständliche Sache und konnte nach dem zu beobachtenden religiös geweihten Ritus gar nicht leichtfertig erlassen werden. Hatte man Ursache zur Beschwerde gegen einen Nachbarstaat, so mußte sich nach Livius 1, 32 der pater patratus mit drei andern Fetialen dahin verfügen und bei Überschreitung der Grenze mit verhülltem Haupte beten: „Höre es, Jupiter, höre es, ihr Grenzgötter, höre es auch das Recht! (fas). Ich bin der Staatsbote der römischen Volkes und komme gerechten und frommen Sinnes als Gesandter; möge meinen Worten Glauben geschenkt werden!“ Und zum Jupiter gewandt: „Wenn ich ungerechter und gottloserweise die Auslieferung (der und der Gegenstände oder Personen) fordere, so laß mich niemals mehr des Vaterlands teilhaft werden!“ Daselbe verkündigt er dem ersten Bürger des feindlichen Staates, den er trifft, das:

selbe mit einigen vom Ritus vorgeschriebnen Änderungen am Thor, daselbe auf dem Markte. Wird die Genugthuung verweigert, so bestimmt er den 33. Tag als Endtermin der Rückgabe und spricht: „Höre es, Jupiter, und du, Juno, und Quirinus, und ihr Götter alle, die des Himmels, die der Erde und die der Unterwelt! Ich rufe euch zu Zeugen an, daß dieses Volk (er nennt es mit Namen) ungerecht ist und nicht leistet, was Rechtens ist. Wie wir zu unserm Recht kommen sollen, darüber werden wir die Ältesten unsers Staates befragen.“ Mit gleicher Feierlichkeit wird dann die Sache im Senate verhandelt, und jeder Abstimrende erklärt: „Ich erachte, daß wir uns durch einen reinen und frommen Krieg (puro pioque duello) Recht zu verschaffen haben.“ Nach Ablauf des Termins wurde dann der Fetial an die Grenze geschickt, wo er nach Herfagung der rituellen Kriegserklärung einen blutigen Speer ins feindliche Gebiet schleuderte. Damit war der Krieg eröffnet. Es kam wohl vor, daß gerechter Zorn oder Berechnung des Vorteils zum augenblicklichen Losschlagen drängte, aber, bemerkt Livius einmal zum Jahre 424 gelegentlich eines Zwistes mit Veji: religio obstitit; man beschloß doch, die geheiligten Bräuche des Völkerrechts zu beobachten und Fetialen ad res repetendas zu schicken.

Gewiß haben die Römer mit der Zeit eine große Übung in der Kunst erlangt, Kriegsfälle zu konstruieren und dabei nicht sowohl das Recht als den Schein des Rechts zu wahren. Aber wenn sie in ältern Zeiten die immerwährende Zwangslage entschuldigt, in der sie nur die Wahl hatten, ob sie Amboß oder Hammer sein, unterjocht werden oder selbst unterjochen wollten, so lud sie später das würdelose Verhalten der heruntergekommenen Staaten und Fürsten des Ostens förmlich ein, die in ewiger Fehde miteinander lebend, un-
aufhörlich nach Rom Gesandte schickten, einander verklagten, um Bündnis, um Schutz und Hilfe bettelten. Mit Bewußtsein ungerechte Gewaltthat zu üben, hat ihnen bis zuletzt widerstrebt, und auch den Jesuitismus, wie man das heute nennt, die Beuzung von Zweideutigkeiten bei der Erfüllung von Versprechungen und die Täuschung des Feindes verwarfen sie; sie wollten durchaus, daß der Krieg ein ehrliches, ritterliches Duell sei, worin die größere Kraft und Disziplin, die ohne Tugend nicht denkbar ist, und die gerechte Sache, also das Göttliche siege. Als Hannibal zehn von den bei Cannä gefangnen Römern der Auslösung wegen nach Hause gehen ließ, nachdem sie versprochen hatten, auf jeden Fall zurückzukehren, ließ einer von ihnen unter dem Vorwande, er habe etwas vergessen, noch einmal ins Lager zurück und dann seinen Gefährten wieder nach; und als dann der Senat die Auslieferung verweigerte, ging er, anstatt sich seinen Genossen anzuschließen, in sein Haus, da er ja sein Versprechen erfüllt habe; der Senat aber ließ ihn ergreifen und zu Hannibal zurückführen; einen Mann von ganz unrömischen Geiste nennt ihn Livius (22, 58 und 61). Und als im Jahre 171 die Legaten Marcius und Atilius

über ihre Gesandtschaft berichteten und sich rühmten, sie hätten den König Perseus durch vorgespiegelte Friedenshoffnung von ernstlichen Rüstungen ab- und so lange hingehalten, bis die Römer mit ihren Kriegsvorbereitungen bequem fertig gewesen wären, da spendete ihnen zwar ein großer Teil der Senatoren Beifall, die ältern aber erklärten: sie vermöchten in diesem Verhalten der Legaten die römische Kriegskunst nicht zu erkennen; nicht mit nächtlichen Überfällen, mit Scheinflucht und aus dem Hinterhalt hätten die Vorfahren Krieg geführt, nicht sich der List mehr gerühmt als der Tapferkeit; sie hätten den Krieg vorher erklärt, ehe sie ihn führten und sogar Ort und Zeit der Schlacht angesagt; von solcher Ehrlichkeit befeelt, hätten sie dem Pyrrhus seinen verräterischen Leibarzt ausgeliefert, und den Faliskern den Schurken gebunden zurückgeschickt, der die ihm anvertrauten Kinder ins römische Lager gebracht habe; das heiße nach römischem Gesetz handeln, nicht nach punischer Verschlagenheit und griechischer Schlaueit; für den Augenblick richte man ja mit List manchmal mehr aus als mit Tapferkeit, aber nur der Feind unterwerfe sich dauernd, dem die Überzeugung beigebracht worden sei, daß ihn nicht List und nicht Zufall, sondern überlegne Kraft in einem gerechten und frommen Kriege überwunden haben (Livius 42, 47). Eine solche Gesinnung läßt doch wahrhaftig die Religion nicht als eine mechanische Verrichtung von Ceremonien erscheinen; und wenn die Römer überzeugt waren, daß sie ihre Siege den Göttern, die Gunst der Götter aber ihrer Frömmigkeit zu verdanken hätten, so meinten sie damit keineswegs, wie Döllinger a. a. O. S. 477 glauben machen will, nur die Beobachtung ihrer Ceremonien, obwohl sie freilich auch darin gewissenhaft waren; wie innig aber viele ihrer Ritualvorschriften mit dem ethischen Gehalt ihrer Religion zusammenhingen, haben wir oben beim Ritus der Kriegserklärung gesehen. Da die Geschichte vom Schulmeister von Falerii erwähnt worden ist, so wollen wir doch die Worte hersetzen, mit denen ihn Camillus nach Livius 5, 27 empfangen hat; wars nicht Camillus, der sie gesprochen hat, ein Römer ist's auf jeden Fall gewesen. „Nicht zu einem Volk und Feldherrn, der dir gleiche, bist du, Verruchter, mit deinem verruchten Geschenk gekommen. Mit den Faliskern verbindet uns keins der Bande, die durch menschlichen Vertrag geknüpft werden, aber die von der Natur gestiftete Gemeinschaft besteht zwischen uns und wird immer bestehen; auch der Krieg hat, gleich dem Frieden, seine Rechte, und wir rühmen uns, daß wir unsre Kriege nicht weniger gerecht als tapfer führen. Die Waffen tragen wir nicht gegen das Alter, dem selbst nach Erstürmung einer Stadt noch Schonung zu teil wird, sondern gegen Bewaffnete, hier gegen die Bewaffneten, die, von uns weder geschädigt noch gereizt, das römische Lager vor Veji angegriffen haben. Diese hast du, so viel an dir liegt, mit einem bis jetzt unerhörten Verbrechen besiegt; ich werde sie ebenso wie die Vejenter mit römischen Künften besiegen: mit Tapferkeit, Arbeit und Waffen.“ Daß der Krieg sein Recht habe, daß

der Kriegsführende von diesem Rechte Gebrauch machen dürfe und müsse, von dem Rechte, alles zu thun, was der Kriegszweck erfordert, daß er aber nicht darüber hinausgehen solle, heben Dionys und Livius öfter, dieser z. B. 28, 23 hervor. Demnach wird es für Recht erklärt, in einer erstürmten Stadt alle zu töten, die bewaffneten Widerstand leisten, die übrigen aber, namentlich alle Weiber und Kinder, zu Sklaven zu machen, entweder mit der sonstigen Beute unter die Soldaten zu verteilen, oder *sub hasta* für den Staat zu verkaufen. Und einen andern Weg, den Kriegszweck zu erreichen, gab es unveröhnlichen Feinden gegenüber wirklich nicht: ließ man in ihnen eine wehrfähige Mannschaft heranwachsen, so rebellierten diese nach ein paar Jahren wieder. Wo die Möglichkeit eines festen Bündnisses vorhanden war, wurde der ganzen Bevölkerung nicht allein das Leben, sondern auch die Freiheit gelassen. Nach langjähriger Feindschaft und hartnäckigem Widerstande megelten die durch die Mühen der Belagerung erbitterten Soldaten wohl auch Unbewaffnete nieder, aber der Feldherr that dem, wie in Beji, bald Einhalt. Bei der Erstürmung von Siturgi in Spanien war die Wut so unbezähmbar, daß *usque ad infantium caedem ira crudelis pervenit*; hier hatten aber auch die Weiber und die Knaben mit gleicher Wut auf den Mauern bei der Verteidigung geholfen. Daß Frauen und Mädchen, die für die Sklaverei bestimmt waren, geschändet wurden, scheint vorgekommen zu sein; wenigstens wird sowohl bei den Römern wie bei ihren Gegnern in den Ansprachen der Feldherren unter dem, was die Soldaten zur äußersten Kraftanstrengung treiben müsse, auch die ihren Frauen und Kindern drohende Schmach hervorgehoben*); doch kann damit auch gemeint sein, was diese in der Sklaverei erwartet. Keinesfalls aber sind Grausamkeiten vorgekommen, schändliche Verstümmelungen nach orientalischer Art, wie sie später im christlichen Byzanz und bei den christlichen Romanen und Germanen üblich wurden — das Kinderauffpießen haben ja die Franzosen noch bei der Verwüstung der Pfalz verübt —, greuliche Martern, um das Geständnis zu erzwingen, wo der Bauer sein Geld versteckt habe, wie sie im Dreißigjährigen Kriege an der Tagesordnung waren. Nur zwei barbarische Handlungen nach orientalischer Art berichtet Livius. Im hannibalsischen Kriege, wo die Bürger gar nicht mehr aus den Waffen und aus dem Gemegel herauskamen, daher verwildern mußten, wo fortwährende Niederlagen erbitterten, wo Italien die fürchterliche Gefahr drohte, von schwarzen Scheusalen, von Menschenfressern (Livius 23, 5) unterjocht zu werden, da haben die Römer das einmal einem numidischen Spion (22, 33), das andermal über siebzig Numidiern, die sich unter dem Schein von Überläufern aus dem belagerten Capua als Boten und

*) Die Liebe zu Weib und Kindern setzen die Feldhermannsprachen immer als die kräftigste Triebfeder in Bewegung; Weib und Kinder werden jederzeit als die höchsten und teuersten Güter genannt und — bei den Unterhandlungen mit der auf den hohen Berg ausgewanderten Plebs z. B. — als das feste der Bänder, die an die Heimat fesseln.

Kundschafter im römischen Lager herumtrieben (26, 12), die Hände abgehakt. In derselben Kriegsnot haben die Römer auch noch einmal zu dem unrömischen, ebenfalls orientalischen Sühnmittel des Menschenopfers gegriffen, indem sie einen Griechen und eine Griechin, einen Gallier und eine Gallierin lebendig begruben. Hier waltete nun allerdings ein allgemeiner verderblicher Wahn des Heidentums, dem sie aber wenigstens nicht, gleich den Orientalen, in einem das Gemüt und die Sitten verwildernden Grade nachgegeben haben, ein Wahn übrigens, den gerade die christliche Dogmatik gewissermaßen geheiligt hat, indem sie auf das Erlösungsoffer als seinen Wahrheitsstern hinweist. Eine eblere Form dieses Wahns war es, wenn sich Männer wie die Decius, Vater und Sohn, und Curtius selbst dem Tode weiheten; wer weiß auch noch, ob man hier von Wahn zu sprechen berechtigt ist. Wie sehr die Römer ursprünglich dem Blutvergießen abgeneigt gewesen sind, beweist die Sage — wenn es eine ist — von den Horatiern und Curiatiern. Daß sie, zu unaufhörlichen Kriegen gezwungen, allmählich verrohten, daß sie in einer Zeit, wo sie gar keine Römer mehr waren, sondern nur noch unter dem überwiegenden Einfluß von Barbaren und Halbbarbaren stehende Mischlinge, die Kriege, von denen sie in Italien nichts mehr zu sehen bekamen, durch Gladiatorenkämpfe ersetzten, daran war ihre alte Religion nicht schuld.

Wenn ihnen diese Religion nicht allein Wortbruch, Ungerechtigkeit und Frevel, sondern auch politische oder vielmehr unpolitische Dummheiten verbot, so gehört das zwar nicht mehr zur Moral im engeren Sinne, wohl aber zur göttlichen Weltordnung, die eben eine ethische ist. Als die Römer nach der Zerstörung ihrer Stadt durch die Gallier nach Veji übersiedeln wollten, hielt sie Camillus davon ab, namentlich durch den Hinweis darauf, daß das ein Frevel gegen die Götter sein würde. „Erwäget doch die Unglücks- und Glücksfälle der letzten Jahre, ihr werdet dann finden, daß es uns wohl ergangen ist, so oft wir den Göttern gehorchten, und übel, so oft wir sie mißachteten. Den langwierigen Krieg gegen Veji vermochten wir nicht eher zu beendigen, als bis wir auf göttliches Geheiß das Wasser des Albanersees abgelassen hatten. Und woher kam unsre letzte Niederlage? Nicht daher, daß wir die Stimme vom Himmel unbeachtet ließen, die das Nahen der Gallier verkündete? Nicht daher, daß unsre Gesandten das Völkerrecht verletzt haben? Nicht daher, daß wir es gottloserweise unterließen, diese Verletzung zu strafen? Darum sind wir durch Niederlage und Knechtschaft dermaßen gestraft worden, daß wir vor dem Erdkreise als warnendes Beispiel dastehn. Dieses Unglück hat uns an die Religion gemahnt. Ausß Kapitöl sind wir geflüchtet, zu unsern Göttern, zum Sitze Jupiters, des großen und guten; im Zusammenbruch all unsers Glücks haben wir zuerst an unsre Heiligtümer gedacht, die einen in der Erde, die andern bei den Nachbarn vorm Feinde geborgen. Von Göttern und Menschen verlassen, haben wir den Gottesdienst keinen Tag ausgeübt. So

haben sie uns denn das Vaterland wiedergegeben, und den Sieg, und den verlorenen Kriegsrühm, und haben Schrecken, Flucht und Niederlage dem Feinde zugewandt, der, von Habgucht verblindet, sein Wort und die Vertragstreue brach. Wie könnten wir angesichts dieser Befundungen des göttlichen Waltens einen neuen Frevel begehn? Wir haben eine Stadt, die nach dem geoffenbarten Willen der Gottheit (*auspicato inauguratoque*) gegründet worden ist; es giebt kein Plätzchen in ihr, das nicht der Gottheit und Religion voll wäre; mit der Zahl der Opferplätze wetteifert die der Opfertage. Und alle diese Staats- und Hausgötter wollt ihr verlassen, Quiriten?" Ein von Gott zu Großem ausersehener Ort ist voll des Gottes, und Beji wäre nimmermehr Rom geworden; ein wandendes Volk bei seiner weltgeschichtlichen Aufgabe festhalten, das ist wahrlich keine Sache, die außerhalb des religiösen Gebiets läge. Und sollte Rom werden, was es geworden ist, so mußten sein Geist und seine Traditionen rein erhalten werden. Wir können daher auch dem Verhalten des T. Manlius, wie es Livius 8, 5 darstellt, den religiösen Charakter nicht absprechen. Als der Senat schwankte, ob er nicht dem Verlangen der latinischen Bundesgenossen nach der Hälfte der Senatorensitze und einem der beiden Konsuljesseln nachgeben solle, da erklärte dieser Mann, er werde jeden Latiner niederhauen, den er einen Platz in der Kurie einnehmen sähe, und rief: „Nimm, o Jupiter, diesen Frevel, vernehmt ihn, Zus und Jas! Fremde Konsuln und einen fremden Senat in dem dir geweihten Tempel — kannst du, o Jupiter, das ertragen?“

Vor allem aber beruhte die Heiligkeit der Familie auf der Gottesfurcht. Über diesen Charakterzug des römischen Lebens ausführlich zu sprechen wäre überflüssig, jedermann kennt ihn; nur gegen das noch nicht ganz verschwundene Vorurteil, als ob die unumschränkte väterliche Gewalt eine grausame Barbarei gewesen wäre, müssen einige Worte gesagt werden. In der Urzeit, wo der Staat nichts ist als die Gesamtheit der Hausväter, sind diese die einzigen Träger aller Autorität. Nichts wäre widersinniger, als wenn jedem Hausvater die übrigen Hausväter in sein Haus hineinregieren wollten; es wäre das gerade so, wie wenn uns heute ein beliebiger Nachbar ins Haus käme und in unsern vier Pfählen Polizei und Justiz üben wollte. Gesetzlich unumschränkt mußte die Gewalt des Hausvaters sein, weil eben ein Hausvater beim andern nichts zu sagen hatte, also niemand da war, der eine Schranke hätte ziehen können, kein über den Bürgern stehender Staat, keine Bureaucratie. Gesetze konnte die Versammlung der Hausväter nur geben, d. h. Vereinbarungen konnte sie nur treffen in Beziehung auf Angelegenheiten, die ihnen gemeinsam waren, wie Viehweide, Beamtenwahl, Krieg und Steuern; aber das Haus eines jeden war eben keine allgemeine, sondern eine private, ja die private Angelegenheit, denn Kommunismus herrschte nicht. Daß diese unumschränkte Gewalt nicht in Grausamkeit ausartete, dafür sorgten

natürliche Gutartigkeit und die Furcht vor den Göttern. „In Fällen, wo die Gemeinde nicht eingriff, wie wenn der Mann die Ehefrau, der Vater den verheirateten Sohn verkaufte, wenn der Sohn oder die Schwur der Vater oder Schwiegervater schlug, wenn der Schutzvater seinem Gast oder Klienten das Treuwort brach, mochte, wer das geübt, wohl vor dem bürgerlichen Rechte straffrei ausgehn, aber der göttliche Fluch lastete fortan auf seinem Haupte. Und der fromme Volksglaube, auf dem dieser Bannfluch fußt, wird in älterer Zeit mächtig gewesen sein, selbst über leichtsinnige und böse Naturen“ (Mommsen). Auch die Sklaven waren des Schutzes der Götter keineswegs beraubt. Als im Jahre 489 ein Herr einen seiner Sklaven zum Tode verurteilte und beim Beginn der öffentlichen Spiele durch die Straßen und übers Forum zum Richtplatz peitschen ließ, sagte Jupiter dem Plebejer Ti. Atinius im Traume, der Vortänzer habe ihm schlecht gefallen. Auf diese Mahnung hin ließ der Senat den harten Herrn bestrafen und die Spiele zur Sühne mit Aufwendung größerer Kosten feierlicher gestalten. (Livius 2, 36 ff., Dionys von Halikarnaß 7, 68 ff. Dieser beweist bei der Gelegenheit aus den Religionsgebräuchen, daß die Römer griechischer Abstammung seien, woran wenigstens so viel wahr ist, daß beider von den orientalischen Kulturen verschiedene Gottesverehrung gleich ihren übrigen Sitten, ihrer Leibesgestalt und ihren Charaktereigenschaften auf eine gemeinsame Abstammung hinweist.) Für die Zuchtigkeit des römischen Familienlebens zeugt es unter andern, daß, als (nach Dionys 6, 1) der Senat den in römisch-latinischen Mischehen lebenden Frauen freistellte, ob sie bei ihren Männern bleiben oder ins Vaterhaus zurückkehren wollten, die römischen Frauen in den Städten der latinischen Bundesgenossen fast alle nach Rom zurückkehrten, die latinischen in Rom dagegen alle bei ihren Männern blieben außer zweien. Es zeugt dafür auch, was Livius 7, 4 und 5 erzählt. Der Tribun Pomponius klagte den L. Manlius an und zählte unter andern Vergehungen des Mannes auch auf, daß er seinen wenig begabten, aber sonst wadern Sohn von der Stadt und von allen Bildungsmitteln fern halte und auf dem Acker wie einen Sklaven arbeiten lasse. Als das der Sohn erfuhr, eilte er in die Stadt, überfiel den Tribun in seinem Hause und zwang ihm mit gezücktem Dolche den Schwur ab, das Verfahren gegen seinen Vater einzustellen. Cato der Ältere wird ja wohl allgemein als der Repräsentant der härteren Seite des Römertums angesehen, nun, und der pflegte (nach Plutarch) zu sagen: Weib oder Kind schlagen, das heiße sich an den größten Heiligtümern frevelhaft vergreifen.

Es ist wahr, dem römischen Vater stand es frei, ob er die Vaterpflicht gegen das ihm zu Füßen gelegte Neugeborene übernehmen wollte oder nicht; aber hatte er sie übernommen, was doch das gewöhnliche war, dann erfüllte er sie auch; für den Unterhalt nicht allein, sondern für die sorgfältigste Erziehung war dann gesorgt. Cato übernahm nicht allein den ersten Unterricht

bei seinem Sohne, sondern schrieb auch Lehrbücher für ihn. Und Crassus — nach Plutarch nicht einmal von edeln Beweggründen, sondern nur von berechnender Gewinnsucht getrieben — leitete und überwachte auf das sorgfältigste den Unterricht seiner jungen Sklaven und unterrichtete sie oft persönlich, denn, meinte er, niemand anderm als dem Herrn selbst gezieme die Sorge für die Diener, die ja die lebendigen Werkzeuge der Hauswirtschaft seien; alles übrige werde von ihnen bewirkt, sie selbst aber seien vom Hausherrn zu leiten. Im modernen Europa setzt der ärmere Mann lustig drauf los Kinder in die Welt und überläßt die Sorge für sie — solches „Gottvertrauen“ wird ihm sogar zur Pflicht gemacht — dem, der die jungen Raben ernährt, d. h. in Wirklichkeit Wohlthätern, Vereinen und Gemeinden. So weit er sie selbst erhält, gelten sie ihm als eine Last, und nicht selten mißhandelt er „den Balg.“ Sobald sie ihre Ärmchen rühren können, müssen sie sich ihr Brot verdienen; und spätestens mit vierzehn Jahren werden sie, schlecht oder vielmehr gar nicht ausgerüstet, in die Welt hinaus und in den Kampf ums Dasein hinein gestoßen, sodas es als ein bloßer glücklicher Zufall angesehen werden muß, wenn sie nicht im Zuchthause enden. Für ihre eignen Handlungen sollen diese Unmündigen, in jedem Sinne, äußerlich und innerlich, schon durch ihre Unwissenheit Unfreien die Verantwortung auf sich nehmen, während im alten Rom der wirklich Verantwortliche, der Hausvater, die Verantwortung trug für die Handlungen seiner unmündigen Kinder nicht allein, sondern auch seiner erwachsenen Sklaven. Wo ist da mehr Vernunft und Gerechtigkeit und auch mehr Güte? Wäre es nicht ein unaussprechliches Glück für Hunderttausende von modernen Proletariern gewesen, wenn sie am ersten Tage ihrer Geburt ausgesetzt worden wären? Und wie steht es denn mit den Kindern der besseren Stände? Wieviel Zeit und Mühe widmet denn da der durchschnittliche Vater der Erziehung seiner Kinder? Ich weiß wohl, ihr Schulmeister sein kann er nicht, wie Cato und Cicero und die andern großen Alten es gewesen sind. Denn erstens hat ihm der Staat dieses Amt abgenommen, und er kann auch unmöglich alles wissen, was der Junge in den verschiedenen Prüfungen gefragt werden wird. Dann aber hat er keine Zeit; er muß Kattun für die Chinesen, Mäntel für die Amerikaner, Glasperlen für die Hottentotten oder Alten oder Zeitungsartikel für den heimischen Papierkorb fabrizieren; und hat er des Abends ein Stündchen übrig, so muß er sich erholen. Aber man kann es doch unmöglich als einen Idealzustand preisen, daß niemand mehr das zu leisten vermag, was ihm ohne Zweifel das liebste und nächste wäre, und was doch wohl einigermaßen Pflicht ist, dafür aber genötigt ist, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihm in den meisten Fällen gleichgiltig und in vielen Fällen zuwider sind.

So war denn die römische Familie ein Leib, dessen Glieder durch unerlöschterliche gegenseitige Anhänglichkeit und Treue zusammengehalten wurden,

und dessen Haupte das Recht zu regieren von niemand bestritten wurde. Die Männen der Verstorbenen, die im Hause wohnen blieben, und deren vornehmste als Laren, als Hausgötter, verehrt wurden, ließen die Familie als ein unvergängliches Wesen erscheinen, und die von Polybius (6, 53 und 54) beschriebne Bestattungsfeier, bei der die Ahnenbilder in prunkvollem Zuge aufs Forum getragen und vom Leichenredner außer den Tugenden und Thaten des eben Verstorbenen auch die der hervorragenden Ahnen noch einmal gepriesen wurden, diese Totenfeier ließ jedem Sohne des Verstorbenen das Bild seines eignen zukünftigen Ruhmes erscheinen, flößte ihm die Zuversicht ein, daß sein Geschlecht ewig sein werde wie die ewige Stadt, und erfüllte ihn mit dem Bewußtsein der Verantwortung und der Pflichten, die ihm damit zufielen. Jeder wußte es: das Heiligtum des Hauses sei die Pflanzstätte für den Staat, wie es auch nur unter dem Schutze des Staats bestehen und gedeihn könne. Fürs Vaterland zu arbeiten, zu kämpfen, wenn nötig ruhmvoll zu sterben, dafür erzogen die Eltern ihre Söhne; aber dieses Vaterland war solcher Opfer auch würdig, denn in seinem Schutze stand das Haus sicher, und ihm verdankte das Familienleben seinen großen und schönen Inhalt. So wurzelte der wunderbare gesetzliche Sinn, der alle römischen Bürger erfüllte und sie auch in Zeiten der erbittertsten Parteikämpfe von Ungezelligkeit und Gewaltthat zurückhielt, im Schoß der Familie und in der geheiligten Ordnung des Hauses. Es hat nicht an Gelüsten gefehlt, diese feste Ordnung des Hauses und des Staats zu durchbrechen. Ähnlich wie die Kavaliere der Stuarts in der Zeit, wo die Puritaner in England die bürgerliche Sitte zur Herrschaft bringen wollten, geklagt haben mögen, so klagten nach Livius 2, 3 die jungen Herren, die mit der Familie der vertriebenen Tarquinier befreundet waren: die allgemeine Freiheit habe ihnen nur Knechtschaft gebracht. Der König sei ein Mensch; von dem könne man erlangen, was man wünsche, möge es recht oder unrecht sein; bei ihm finde die Gnade, finde das Wohlwollen eine Stätte, er könne zürnen, aber auch vergeben; er wisse zwischen Freunden und Feinden zu unterscheiden; die Gesetze dagegen seien ein taubes, unerbittliches Wesen und nützten dem Armen mehr als dem Reichen; bei denen gäbe es nicht Gnade noch Verzeihung, wenn einer das Maß überschritten habe; sich als schwacher Mensch bloß auf seine Unschuld verlassen zu sollen, das sei doch gar zu gefährlich. Solche Sehnsucht Einzelner nach der Freiheit des Tyrannen, dem in der italienischen Renaissance verwirklichten Ideal der Niezschianer, blieb ungestillt, bis die ungeheure Ausdehnung des Reichs von selbst den Tyrannenheelen die Tyranni bescherte.

Es ist richtig, daß, wie Döllinger sagt, der Römer den Göttern nicht „seinen Seelenzustand vortrug.“ Als ein kerngesunder Mensch wußte er nicht viel von Seelenzuständen. Auch heutzutage beschäftigen sich die Leute, die ernsthaft arbeiten müssen, nur wenig mit ihren Seelenzuständen; sie überlassen das den Mönchen und Nonnen, den Seelenhypocondern, den lyrischen Dichtern

und den Symbolisten. Es ist auch wahr, daß die Römer nicht um ethische Güter zu beten pflegten. Das würden sie für sehr ungereimt gehalten haben; denn das Rechte thun, ihre Pflicht erfüllen, betrachten sie ja eben als ihre Sache; was sie von den Göttern verlangten, das war der Schutz vor äußerlichen Nöten und Unfällen, die sie an der Pflichterfüllung hindern konnten. Daß sie selbst tugendhaft, treu, gerecht und züchtig sein mußten, wenn ihre Verehrung der Virtus, Fides, Justitia, Pudicitia*) einen Sinn haben sollte, davon sind sie doch sicherlich überzeugt gewesen. Und indem sie fest glaubten, daß alle ihre Erfolge den Göttern zu danken seien, hatten sie eigentlich das Wesentliche vom christlichen Begriff der Gnade. Dessen dogmatische Verfeinerung erschließt zwar dem Forscher die tiefsten Tiefen der Seele, führt aber die Grübler zu Folgerungen, die, von den Massen grob aufgefaßt, leicht gefährlich werden. Es ist vollkommen wahr, daß wir ohne Gott das Gute nicht einmal denken und wollen, geschweige denn thun können. Daraus folgt aber weiter, daß wir — das Gebet als den Ausdruck des ernstlichen Willens aufgefaßt — ohne Gott auch nicht darum beten können. Und da entsteht denn die Frage: Warum spendet Gott dem einen diesen Willen und verweigert ihn dem andern? Damit steht man bei der entseßlichen Frage von der Prädestination. Da ist es denn doch der seelischen Gesundheit des Volkes zuträglich, wenn alle überzeugt sind, daß sie das größte aller göttlichen Geschenke, den Willen zum Guten, schon haben, nicht mehr darum zu bitten, sondern bloß dafür zu danken haben, und nur zu bitten brauchen, daß Gott die äußerlichen Hindernisse hinwegräume. Insofern mutet uns die römische Religion nicht freundlich an, als ihr die Menge ihrer Ritualvorschriften, die Peinlichkeit bei deren Beobachtung und die Angst, die jedes Versehen dabei hervorrief, einen höchst unprotestantischen und unevangelischen Charakter und eine auffällige Ähnlichkeit mit dem jüdischen Pharisäismus verleiht. Aber der katholischen Kirche, die gerade diesen Charakter der strengen Legalität und des Zeremonienwesens von Judäa und Rom geerbt hat, würde es schlecht anstehn, die alten Römer deshalb anzuklagen, und die Protestanten haben nicht allein ihr Puritanertum, das an die Stelle lästiger Vorschriften nicht minder lästige Verbote gesetzt hat, sondern auch ihre weltliche Polizei und ihre militärische Disziplin im tiefsten Frieden. Keines von diesen „Focher“ — als ein solches bezeichnet Döllinger die römische

*) Virginia, die Tochter des Aulus, hatte den Konsul L. Columinius, einen Plebejer, geheiratet. Als sie an dem Opfer im Sacellum teilnehmen wollte, wurde sie von den patrischen Matronen ausgewiesen und von deren Kultusgemeinschaft ausgeschlossen. Sie richtete nun einen Teil ihres Hauses zum Sacellum ein, baute einen Altar, versammelte die plebejischen Matronen im neuen Heiligthum und rebete sie an: „Diesen Altar weihe ich der Pudicitia plebeja; und ich ermahne euch, daß ihr ebenso in der Keuschheit wetteifert wie unsere Männer in der Tapferkeit wetteifern. Sorget also dafür, daß man von diesem Altar sage, er sei womöglich noch heiliger und werde von noch Keuschern bedient als jener andre.“

Religion — wird besonders angenehm empfunden, aber die Weisen aller Zeiten und Völker haben nun einmal gemeint, etwas dergleichen sei notwendig, um die Ordnung aufrecht und den Menschen in den Strängen zu erhalten, mit denen er seinen Pflichtkarren schleppt.

Mit alledem soll weder die römische Religion verhimmelt, noch die christliche herabgesetzt werden. Aber es mußte gesagt werden, weil man die wunderbaren Erfolge der Römer nicht verstehn kann ohne die Kenntnis ihrer tiefen Religiosität, und weil das Wunder unerklärt bleibt, wenn ihre Religion nur ein kindischer Aberglaube war. Aberglaube war sie freilich, indem sie einen falschen Zusammenhang der Erscheinungen annahm und sich von der jenseitigen Grundursache der Erscheinungen willkürliche Vorstellungen bildete. Aber das erste thut jede Religion, bevor die richtige Naturerkenntnis allgemein verbreitet worden ist, sodaß es vor dem neunzehnten Jahrhundert überhaupt keine andern als abergläubische Religionen gegeben hat, und das zweite macht die Philosophie auch dem dogmatischen Kerne des Christentums zum Vorwurf, sodaß dem Freigeist alle Dogmen ohne Ausnahme als Aberglaube erscheinen. Die Römer hatten die Religion, deren sie fähig waren, und deren sie zur Erfüllung ihres weltgeschichtlichen Verufs bedurften. Sie waren erfüllt von heiliger Scheu vor dem die Welt durchbringenden und beherrschenden Geiste und voll Selbstvertrauen in dem Bewußtsein der Einheit ihres Geistes mit dem göttlichen Geiste. Aus dieser Scheu und diesem Geiste heraus gestalteten und handhabten sie ihren „Aberglauben.“ Aus diesem Volksgeiste schöpften ihre Senatoren die Staatsweisheit und alle Männer ohne Ausnahme ihre Pflichttreue und Todesverachtung. So kam es, daß sie gegen freiwillig sich Unterwerfende staatskluge und menschenfreundliche Milde walten ließen, aber niemals nach Niederlagen einen Frieden schlossen, den andre, nicht sie selbst diktiert hätten, und daß sie in keiner noch so großen Not verzagten. Kein Zweifel auch, daß außer dieser unerschütterlichen Selbstgewißheit ihre gewissenhafte Zuverlässigkeit die Hauptursache ihrer Erfolge war; denn in dem ewigen Kleinkriege der kleinen Staaten Mittelitaliens wäre es so wenig wie in Griechenland zu einem Einheitsstaate gekommen, wenn nicht bei der Wahl zwischen zwei Bundesgenossenschaften das Jünglein zuletzt immer zu Gunsten des zuverlässigern Roms ausgefallen wäre; und dieselbe Eigenschaft gab diesem dann später das Übergewicht über die schon bestehenden Großstaaten des Ostens und über die Barbaren im Süden und Norden, „deren Vertragstreue vom Erfolg abhängt“ (Livius 28, 17). Und dieser Geist war es, der Frauen schuf, die solcher Männer würdig waren, und der aus reinen, wohlgeordneten Familien siebzehn Geschlechtsfolgen hindurch wackre Kinder hervorgehn ließ und später dann noch als Nachblüte so manchen großen Mann, der endlich Ordnungen schuf, die den Geist, der sie erzeugt hatte, um Jahrhunderte, ja um Jahrtausende überdauerten.

Bei der heutigen Verschiedenheit der Ansichten über die göttlichen Dinge, die in weit größerem Umfange als in Ciceros Zeit bis zur Leugnung Gottes fortgeschritten ist, kann von Staatsreligion nicht mehr die Rede sein. Der Einzelne bedarf einer solchen auch nicht; sofern er überhaupt religiöse Beweggründe und Stützen für seine Moralität nötig hat, gewährt sie ihm das Christentum, sei es durch feste äußerliche Ordnungen nach katholischer, sei es durch privates Bibellefen nach protestantischer Art. Dem Staate aber verhilft der mit den technischen Mitteln der Neuzeit arbeitende bürokratische und Militärmechanismus zu einer Ordnung, die sogar bedeutend fester und sauberer ausfällt als die altrömische. Trotzdem fühlt er sich nicht ganz wohl dabei; er will, daß dem Volke die Religion erhalten, und soweit sie verloren ist, wiedergegeben werde. Wie immer er damit zu stande kommen mag, daran ist vorläufig nicht zu denken, daß sich irgend eines der modernen Völker im Bewußtsein, von der Gottheit auserwählt zu sein, wie ein Mann der Verfolgung eines großen Ziels widmen werde. Der Versuch einiger Franzosen, mit Hilfe der zur Schutzpatronin ernannten Jungfrau Maria die verlorne Weltstellung wiederzuerobern, mußte an dem durch gallische Spottlust und Impietät verstärkten modernen Unglauben scheitern, und die Engländer sind ihres eignen Gants überdrüssig geworden; sie versuchen es nur noch ausnahmsweise, ihre Geldspeculationen mit einer vorgegebenen christlichen oder Kulturmission zu bemänteln. Am ehesten wäre eine mächtig wirkende politische Religion noch bei den Russen möglich, die eben noch gar keine moderne Nation, in allem andern freilich den alten Römern durchaus unähnlich sind; jedenfalls werden sie ihrem Zar überall hin gläubig und geduldig folgen, mag er ihnen die Kuppflanzung des Kreuzes auf die Hagia Sofia oder die Unterjochung aller Mongolen als die ihnen von Gott gestellte Aufgabe verkündigen.



Zur Charakteristik der italienischen Hochrenaissance



vor langen Jahren sagte einer unser bester älterer Kunsthistoriker, Humohr: „Alle wirklich wertvollen Schulen der alten wie der neuen Welt haben unleugbar ein eigentümlich örtliches Aussehen. Zwiefach ist jede Leistung der Kunst von außen bebingt. Einmal durch die geschichtliche Stellung des Künstlers, danu durch die örtliche Gestaltentwicklung der Natur, die ihn umgibt“ (1827). Um die Kunst der Vergangenheit zu verstehen, muß also das spätere Geschlecht wissen, wie sie

mit ihrem Lande, mit den Geschicken ihres Volkes und den Stimmungen ihrer Zeit zusammenhängt. Nirgends liegen aber diese Zusammenhänge so klar vor Augen wie in der Kunst der italienischen Frührenaissance, und gerade diesem Gebiete ist deshalb in neuerer Zeit durch die geschichtliche Betrachtungsweise die Teilnahme weiter Kreise gewonnen worden. Gegen die Liebhaberei für das Quattrocento ist sogar das Interesse für die Hochrenaissance etwas in den Hintergrund getreten; Raffael und Andrea del Sarto erscheinen uns zwar edler und vornehmer, aber weniger naturwüchsig und eigentümlich, als Sandro Botticelli oder Ghirlandajo. Das Örtliche, das uns, wenn wir es einmal erkannt haben, die Künstler des Quattrocento nahe bringt und vertraut macht, ist in der Hochrenaissance nicht mehr so leicht zu finden, weil es einer höhern und mehr allgemeingiltigen formalen Erscheinung Platz machen muß. Im fünfzehnten Jahrhundert ist vieles noch unvollkommen, aber alles ist individuell. Im sechzehnten wird die große Form gefunden, die das Ziel der Kunst ist, aber die Naivität, die das Suchen und Lernen äußerlich so lebenswürdig machte, ist dahin, und die große Form hat manchmal auch etwas erkältendes. Während uns also diese geschichtliche, stoffliche Betrachtungsweise in Bezug auf das Quattrocento schon den größten Teil des Genußes vermittelt, den dieses Gebiet uns überhaupt gewähren kann, führt sie uns im Cinquecento nur an den Anfang des Verständnisses, denn jetzt erst kommt das Künstlerische an die Reihe, das, worin das sechzehnte Jahrhundert dem fünfzehnten überlegen ist, das für alle Zeiten geltende Normale oder „Klassische,“ wie wir nun auch sagen können.

Hierüber erhalten wir reiche Belehrung durch ein kürzlich erschienenenes Buch von Heinrich Wölfflin, *Die klassische Kunst, eine Einführung in die italienische Renaissance*, mit 110 Abbildungen (München, Bruckmann). Der Bildhauer Adolf Hilzbrand hat in seiner Schrift „*Problem der Form*“ gegen die historische Betrachtungsweise der Kunst eingewandt, durch sie würden die Nebenbeziehungen zur Hauptsache gemacht, und der künstlerische Inhalt, der unbekümmert um allen Zeitenwechsel seinen innern Gesetzen folge, werde ignoriert. Daran anknüpfend sagt Wölfflin, diese Kritik sei einseitig, aber vielleicht nützlich. Die Charakteristik der Künstlerpersönlichkeiten, der individuellen Stile und des Zeitstils müsse immer eine Aufgabe der Kunstgeschichte bleiben, aber in der That habe die historische Wissenschaft das größere Thema der „Kunst“ fast ganz aus der Hand gegeben und der Kunstphilosophie überlassen, der sie doch so oft schon die Existenzberechtigung abgesprochen habe. Das Natürlichste wäre, daß jede kunstgeschichtliche Monographie zugleich ein Stück Ästhetik enthielte. Darum will er in seinem Buche den künstlerischen Inhalt der italienischen Hochrenaissance, des reifen, vollentwickelten, klassischen Cinquecento klarmachen.

Es mag hier kurz an ein andres kritikritisches Problem erinnert werden,

das in neuerer Zeit die Kunstwissenschaft viel beschäftigt hat, die Charakteristik des Barocco. Die Grundlinien dazu hat Jakob Burckhardt gegeben, andre Forscher, unter ihnen auch Wölfflin in einer frühern Schrift, haben das Bild erweitert, und jetzt steht uns der Barockstil mit seinen Merkmalen in der Architektur, Skulptur und Malerei als eine gegen die Renaissance abgegrenzte Erscheinung ziemlich deutlich vor Augen. In Bezug auf die Scheidung von Hoch- und Frührenaissance sind wir noch nicht soweit. Wir haben noch keine Charakteristik der Cinquecentoarchitektur — man denke nur an die Palastrassade —, und die Wandlungen Bramantes, der beiden Jahrhunderten angehört, geben der Kunstforschung noch viel zu raten. Am deutlichsten sind die Unterschiede in der Plastik. Für die Malerei hat Burckhardt an zwei Stellen seiner nachgelassenen Beiträge zur Kunstgeschichte einige Hauptmerkmale gut hervorgehoben.

Aber diesen einzelnen Beobachtungen gegenüber giebt uns jetzt Wölfflin in seinem schönen Buche etwas Ganzes, eine volle, künstlerisch abgerundete Darstellung des Cinquecentostils in der Malerei und Plastik. Meisterhaft und sicher ist der Stoff angeordnet, klar, anschaulich und scharf bezeichnend der Ausdruck, schlicht und natürlich ohne Phrasen und technische oder philosophische Bezeichnungen giebt er uns den unmittelbaren Eindruck der Gegenstände. Das Buch ist geradezu ein Muster dafür, was die Sprache der Kunstbetrachtung leisten kann. Die Beweisführung wird durch gutgewählte und scharfe Abbildungen unterstützt; gleichartige Gegenstände des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts sind einander gegenübergestellt und zeigen oft in ganz überraschender Weise belehrende Gegensätze.

Das Buch besteht aus zwei Teilen, einem historischen, der das Material des klassischen Stils vor uns ausbreitet, die Hauptwerke der bedeutendsten mittelitalienischen Meister — die Venezianer werden, weil sie unter besondern Bedingungen stehn, nur gelegentlich mit berücksichtigt —, und einem systematischen Teile, worin nach den allgemeinen Gründen der neuen Erscheinung gefragt wird.

In der Skulptur hängt hier beinahe alles von Michelangelo ab, der auch in der Malerei Plastiker ist, und dessen Wirken passend in zwei durch das Jahr 1520 geschiedne Abschnitte zerlegt wird. Den „reinen“ Stil stellt die Sigtinische Decke dar und der Moses des Juliusdenkmal, dessen andre Bestandteile, die Rachel und Lea, sowie die Sklaven, sich schon dem Barock nähern. Die Skulpturen der Mediszerkapelle werden als Zeugnisse dieses spätern Stils eingehend analysiert, es wird gezeigt, wie Michelangelo den Versuch vorbereitet, und dieses ganze formale Kapitel scheint mir durch Wölfflin so ziemlich erlebigt zu sein. Sehr hübsch ist auch namentlich bei den Sigtinischen Arbeiten Michelangelos gezeigt, inwiefern sie schon den Charakter der Hochrenaissance haben, und wie allmählich das Cinquecento aus dem Quattrocento

herauswächst. Den David findet er „grundhäßlich.“ An verschiedenen Stellen des Buchs wird auch Andrea Sansovino zweckmäßig mit zu dem Stilbilde der Cinquecentoplastik verwandt: großwirkende Einzelfigur, gemessene Haltung, passende architektonische Umrahmung. Seine „Taufe Christi“ entspricht in der Anordnung der Figuren ganz dem Gemälde Verrocchios; wie entgegengesetzt sie im Stil sind, lehrt ein Blick auf die neben einander gestellten Abbildungen. Andrea Sansovinos Statuen haben bisweilen ganz den freien Fluß seines Freundes Andrea del Sarto. Aber der Bildhauer bleibt doch ein Meister des Übergangs, im Stil unausgeglichen, und weil er noch soviel quattrocentistisches an sich hat, ist er ein geeignetes Paradigma für die Übung im Unterscheiden der Stile. In der Skulptur ist das leichter als in der Malerei, weil wir dort gewohnt sind auf die Formen zu achten, während uns hier das Gegenständliche so hinzunehmen pflegt, daß wir den Inhalt immer gewissermaßen erst außer Kraft setzen müssen, um die Formen für die Stilbetrachtung freizulegen. Darum wird dem Leser in dem, was er über Lionardo, Raffael, Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto erfährt, noch viel mehr als dort bei Michelangelo neu sein, und er wird diesen, wie man insgemein annimmt, bekanntesten Teil der italienischen Kunst fortan mit andern Augen ansehen. Wölfflin hat im Ausdruck viel von der Treffsicherheit Jakob Burckhardts, dazu hat er vielleicht auch manches in der grammatischen Anatomie seines Vaters gelernt, jedenfalls greift er das Formproblem noch eindringlicher an als Burckhardt, und man darf ihm das hohe Lob zusprechen, daß seine stilkritische Methode einen Fortschritt über seinen berühmten Lehrer hinaus darstellt.

Versuchen wir nun die Kennzeichen der klassischen italienischen Malerei so kurz wie möglich zusammenzustellen. Die Szenerie wird vereinfacht, die gedrängte Versammlung durch eine Auswahl der bedeutendern Figuren ersetzt, alles entbehrliche Detail wird weggelassen, das Beiwerk ermäßigt: die Schiffe auf Raffaels Tapete mit dem Fischzuge sind absichtlich verkleinert, damit die Menschen um so mehr hervortreten, und auf Lionardos Abendmahl ist die Tafel so kurz, daß die Apostel sitzend nicht alle daran Platz finden könnten. Die menschlichen Figuren wirken mächtiger in der Fläche als auf den Bildern des Quattrocento, sie sind besser in den Linien komponiert, nicht gepreßt, sondern bequem in den Raum eingeordnet. Der freibleibende Raum wird zu einem selbständigen Darstellungsmittel, und er wirkt nicht nur als Fläche, sondern auch in der Tiefe, wovon im Quattrocento noch wenig zu merken ist. Dazu kommt nun das Ruhige und Gemessene der Figuren, der gedämpfte Affekt, die große Gebärde, worin Fra Bartolommeo der klassische Meister ist, während sein Schüler Andrea del Sarto die weichere, anmutige Schönheit hinzutut. Der neue Formcharakter giebt sich in den einzelnen Stellungen, in der Haltung der Hände, im Anfassen der Gegenstände zu erkennen; alles das

ist ungezwungener, leichter, müheloser. Denn der klassische Stil vereinfacht zwar die individuelle Mannigfaltigkeit des Quattrocento, aber er verflacht darum doch nicht das Naturbild, wie es manchmal für den ersten oberflächlichen Blick den Anschein hat. Man wird im Gegenteil finden, daß die Anatomie der Formen und die Funktion der Gliedmaßen im Cinquecento, z. B. bei dem vermeintlich idealisierenden Raffael naturwahrer und schärfer gegeben sind als bei den frühern. Außerdem aber haben wir bei aller Ruhe doch auch wieder viel mehr Bewegung im engsten Raume, nur geregelte und zweckmäßige Bewegung anstatt des ziellosen Hin- und Herbührens der Motive im Quattrocento, von denen das eine das andre in seiner Wirkung aufhebt. Nehmen wir endlich noch die Vereinfachung der Hintergründe, wobei aber an sich große Erscheinungen in Landschaft und Architektur gewonnen werden und ein besseres Zusammenwirken aller Bildteile als früher erreicht wird: so haben wir etwa das Wesentliche des großen Stils, soweit er auf der Zeichnung beruht, beisammen. Nach der Seite des Malerischen aber, in Luft und Licht und Farbe, sind die Fortschritte gegenüber dem Quattrocento unendlich, auch wenn wir die Venezianer, die eigentlichen Herrscher auf diesem Gebiete, noch gar nicht mit in die Rechnung aufnehmen.

Wieviel von dem neuen Stil auf des einen Lionardos Anteil kommt, sieht man am besten, wenn man neben seine Werke annähernd gleichzeitige und den Gegenständen nach ähnliche anderer stellt, z. B. Bilder von Sandro Botticelli, Lorenzo di Credi oder Ghirlandajo; man meint dann, diese müßten viel älter, und der Zeitabstand von Lionardo müßte größer sein. Selbst Raffael erscheint in seiner Disputa noch gebunden und steif, wenn man sich vorstellt, was wohl aus demselben Gegenstande Lionardo gemacht haben würde, der mit seinem ältern Abendmahle dem Raffael des ersten Stanzensbildes schon viele Schritte voraus war. Die Disputa hat eine, gegen das Quattrocento gehalten, geklärte Anordnung, aber noch nicht viel neue Bewegung, sondern eine Einfachheit, die an Perugino erinnert. In Florenz suchten die Maler auf der Grenze der beiden Jahrhunderte zweierlei: Plastik und Bewegung. Das lernte auch Raffael dort. Nun ist aber beachtenswert, wie Perugino, der jetzt stark unterschätzte, bei Wölfflin wieder zu Ehren kommt. Von ihm konnten die Florentiner nicht nur die Beseelung der Köpfe lernen, wenn sie seine weichen und zarten Gesichter ansahen, sondern auch die schöne Linie, das würdevolle und dabei gefällige Throne der Madonna, endlich die Einpassung weniger Figuren in eine einfache, aber wirksame Architektur oder Landschaft. Unser Eindruck von Perugino wird leicht durch die Nachlässigkeiten seines Alters bestimmt; dem gegenüber war es richtig, hervorzuheben, was Raffael an seinem Lehrer in dessen besten Tagen haben konnte. „Mit seinem Prinzip der Vereinfachung und Geßellichkeit ist Perugino ein wichtiges Element am Vorabend der klassischen Kunst, und man begreift, wie sehr durch ihn der Weg für Raffael ab-

gefördert worden ist.“ Anregend und reich an neuen Einzelbeobachtungen ist die Behandlung Raffaels. Hinsichtlich der Handzeichnungen zu den Stenzen und Teppichen steht Wölfflin auf dem kritischen Standpunkt Dollmayrs. Die Würdigung der Teppichkompositionen gehört zu dem Besten, was über einen Stil gesagt worden ist. Ich will daraus nur ein Beispiel geben. Befanternmaßen ist ja der Ausdruck der Köpfe im Verhältnis zu den Stenzenbildern hier sehr gesteigert, es tritt viel leidenschaftliche Augenblicksbewegung hervor und wenig bleibender, individueller Charakter, und dies giebt dann die Grundlage für die Art, wie die Maler des Barock das Physiognomische zu behandeln pflegen. „Es sind, bemerkt der Verfasser, Typen des großen staunenden Erschreckens, wie sie die Kunst der nächsten Jahrhunderte zu ungezählten malen wiederholt hat. Sie sind akademische Ausdrucksschemata geworden. Man hat unendlich viel Unfug getrieben durch Übertragung dieser italienischen Gebärdensprache auf nordischen Boden. Auch die Italiener aber haben das Gefühl für den natürlichen Ausdruck zeitweise völlig verloren und sind ins Konstruieren verfallen. Wie weit die Bewegungen hier noch natürlich sind, wollen wir als Ausländer nicht beurteilen.“ Gut wird auch an einer besondern Gattung, am Porträt, entwickelt, auf welchen Mitteln der neue Stil beruht, wie Lionardos Mona Lisa noch halb im Quattrocento steht, und wie sich dann in Raffaels und Sebastianos römischen Bildnissen zuerst der freie und große Ausdruck aller Hauptformen und der volle Gegensatz zeigt gegen das befangene und übermäßig ausgeführte Porträt der florentinischen Frührenaissance.

Manchmal überflügelt sich auch die Charakteristik des Verfassers ein wenig in dem Bestreben nach möglichst scharfem Ausdruck. So wenn im Vergleich zu der Ruhe und Größe Lionardos seinen florentinischen Vorgängern alles „Abliche“ abgesprochen wird: „bei keinem Quattrocentisten stellt sich einem das Wort ein.“ Für mich sind die Versammlungen der Cittadini auf den Fresken Filippo Lippis in Prato oder Ghirlandajos in der Sixtina und in der Maria Novella adlich genug. Ebenso wenig möchte ich zugeben, daß auf Lionardos Madonna in der Grotte im Louvre das Fingerzeichen des Engels eine „echt quattrocentistische“ Gebärde wäre, wenn ich auch mit dem Verfasser glaube, daß das Pariser Exemplar des Bildes früher ist als das Londoner. Übrigens ist man nach den vielen zweifelhaften Bereicherungen des Lionardoschen Wertes in jüngster Zeit, wie es scheint, wieder stark kritisch geworden, sodaß Wölfflin ebenso wie Burckhardt die belle Ferronnières des Louvre dem Boltraffio geben möchte, weil sie „nicht in das Werk Lionardos hineinpaßt.“ Doch das nebenbei.

Auf den historischen Teil des Buches folgt nun die systematische Betrachtung, eine Ästhetik des klassischen Stils. Bisher sind wir auf die Unterschiede des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts durch entgegengesetzte Beispiele aufmerksam gemacht worden. Jetzt sollen wir davor behütet werden, daß wir die Gegensätze überspannen, wir sollen erkennen, daß sich die neue

Ausdrucksweise organisch aus der alten entwickelt hat, teils durch eine andre, der neuen Zeit eigne „Gesinnung,“ eine andre Art des Auftretens, des Sichzeigens und Sichgebens und eine andre Auffassung und Schätzung des uns umgebenden äußern Lebens, teils durch die geänderte Art des künstlerischen Sehens. „Mathematisch sauber ist die Abrechnung nicht zu machen.“ Die gehaltvolle, feine Darlegung enthält kein überflüssiges Wort, sie läßt sich darum nicht gut ausziehen. Sie muß als Ganzes wirken. Das Thema ist etwa: das „klassische“ sechzehnte Jahrhundert sei nicht unreal, denn das fünfzehnte sei nicht realistisch und modernisierend, nur reich sinnlich; das sechzehnte wähle nur das Wirkliche aus, aber das „große Sehen“ sei kein äußeres Verschönern des Modells und auch keine Nachahmung der Antike.

Dieses, das Verhältnis des Cinquecento zum klassischen Altertum, ist der einzige Punkt, der sich aus dem Zusammenhange herausnehmen läßt. Die Frage ist von Wichtigkeit. Bisher hat man gemeiniglich angenommen, daß das sechzehnte Jahrhundert mehr antifiziere als das fünfzehnte, und daß es auch antiker habe sein wollen. Wölfflin meint dagegen, die Absichten beider Zeitalter in Bezug auf die Antike seien dieselben gewesen, der Unterschied in der Wirkung beruhe allein auf einem verschiedenen Sehen. Mit den farblosen Statuen z. B. habe man nicht die Antike imitieren wollen, die Renaissance habe vielmehr farbig gesehen, solange sie selbst farbig war, und sie habe darum die antiken Denkmäler auf ihren Bildern polychrom gegeben. Jedoch „von dem Moment an, wo das Farbenbedürfnis aufhört, ist dann auch die Antike weiß gesehen worden, aber man wird nicht sagen dürfen, daß sie den Anstoß gegeben habe.“ Weiterhin heißt es, wenn uns das Cinquecento im Ausdruck antiker vorkomme, so müsse das daran liegen, daß es innerlich der Antike ähnlicher geworden sei. Und einige Seiten später in einer Aufzählung der an die Antike erinnernden Eigenschaften der Ciquencentokunst lesen wir den Satz: „Das moderne Linien- und Massengefühl hat sich dahin entwickelt, daß man sich über die Jahrhunderte hinüber wieder versteht.“ Ebenso drückt sich Justi aus in einem Zusatz der neuen Auflage seines Winkelmann über die Kunst Raffaels und seiner Zeit: „da wo sie auf eigenem Wege zu einer Höhe des Formengefühls gekommen war, die über die Kluft der Zeiten die Alten als Verwandte erkannte“ (3, 222). Ganz zu Ende gedacht, müßte diese Auffassung zu der Folgerung gelangen, daß es auch ohne die Antike ebenso gekommen sein würde, und ähnlich liest man es wenigstens zwischen den Zeilen bei Wölfflin. Die Antike verliert ihre Stelle als Muster oder Beispiel, und das urfächliche Verhältnis wird umgekehrt. „Die Zeit war zu einem statuarischen Empfinden gekommen, und diese Neigung, das plastische Motiv vor allem zu sehen, mußte sie vollends disponieren, sich jetzt mit antiker Kunst vollzusaugen.“ Ich will gern zugeben, daß auch ein Quattrocentist, also Sandro Botticelli mit seinen Mythologien, einen antiken Eindruck haben machen wollen, aber es ging ihm mit der Antike,

wie Quintus Zigein mit den Büchern, deren Inhalt er in seine Kollektaneen eintrug: er kannte sie nicht. Im sechzehnten Jahrhundert aber und in der Stadt Rom kannte man sie, da mußten die vielen Überbleibsel des Altertums anders wirken, als wo man sie nur einzeln als Teile einer Sammlung zu genießen hatte, und da mußte doch auch der Wille, als dessen Wirkung wir das sogenannte Antifizieren ansehen, etwas noch ernsteres und reelleres sein. Ich meine also, daß das römische Cinquecento doch ein noch anderes Verhältnis zu der Antike hatte als das florentinische Quattrocento, und würde mich für die Absichten des Zeitalters mindestens ebenso sehr auf die Litteratur wie auf die Erscheinung der Kunst berufen. u. p.



Die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte in Deutschland



S ist in den Grenzboten wiederholt hervorgehoben worden, daß der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften in einzelnen Bezirken des Deutschen Reichs und namentlich der preussischen Ostprovinzen zu einem wahren Notstande zu werden droht, dem sobald als möglich mit nachhaltigen Mitteln entgegengetreten werden sollte. Leider herrschen über diese Mittel unter den landwirtschaftlichen Unternehmern, und wieder namentlich unter den Rittergutsbesitzern und großbäuerlichen Wirten im preussischen Osten, vielfach irrige Auffassungen, und selbst der preussische Landwirtschaftsminister hat sich noch neuerdings zu Anschauungen in dieser Beziehung bekannt, die Mißgriffe befürchten lassen. Die Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses vom 10. und 11. Februar d. J. haben das gezeigt, worüber in Nr. 9 der Grenzboten vom 2. März das Nötige gesagt ist.

Es soll heute versucht werden, an der Hand der deutschen Berufsstatistik einige Aufschlüsse über die Leutenot zu geben. Freilich ein erschöpfendes Bild davon ist aus der Statistik nicht zu gewinnen, vorläufig auch nicht von ihr zu erwarten. Sie beruht auf den großen Berufszählungen vom 5. Juni 1882 und vom 14. Juni 1895, die zwar in ihrer Anlage, in ihrer Durchführung und in ihren Ergebnissen alles Lob verdienen, aber immer nur Augenblicksbilder gewisser äußerlich in die Augen springender, in Zahlen zu fixierender Züge von Zuständen geographischer Kreise bleiben müssen, mit denen allein, so unentbehrlich sie auch sind, für unsere Aufgabe nicht auszukommen ist. Es ist nötig, auf Grund der Zählungsergebnisse eingehende, auf das Wesen der Sache und die einzelnen Örtlichkeiten näher eingehende Spezialuntersuchungen anzustellen, durch die erst die wirklichen Notstandsgebiete selbst und in ihnen das Maß sowie die Ursache und Wirkung des Notstands erkannt werden können. Mit dem landläufigen „Geschrei“ der Herren Landwirte über die Leutenot ist natürlich nicht viel anzufangen, und leider wird auch das Interdikt der landwirtschaftlichen „Interessenvertretungen“ durch dieses Geschrei der „Interessenten“ zum Teil in der erwünschten Zuverlässigkeit beraubt.

Nach der Berufsstatistik — und es entspricht das auch vollkommen der Natur der Sache — werden unterschieden die Personen, die sich mit ihrem Hauptberuf als in der Landwirtschaft erwerbsthätig angegeben haben, und die Personen, die neben einem in einem andern Berufsbranche ausgeübten Hauptberuf in der Landwirtschaft einen Nebenerwerb finden, oder auch, ohne überhaupt einen Hauptberuf zu haben — wozu unter andern Rentner, Auszügler, aber auch im Haushalt thätige Ehefrauen und andre Angehörige, selbst häusliche Diensthöten gerechnet werden —, nur nebensächlich in der Landwirtschaft erwerbsthätig sind.

Natürlich kommt es hier besonders auf die mit ihrem Hauptberuf (oder alleinigen Beruf) in der Landwirtschaft erwerbsthätigen Personen an. Wieviele sich 1895 und 1882 als solche bezeichnet haben, darüber giebt folgende Übersicht Auskunft.

Es sind mit ihrem Hauptberufe erwerbsthätige Personen gezählt worden:

in der	1895			1882		
	männliche	weibliche	überhaupt	männliche	weibliche	überhaupt
Landwirtschaft im engeren Sinne	5 315 225	2 730 216	8 045 441	5 537 333	2 526 633	8 063 966
Gärtneri	92 916	15 546	108 462	50 201	4 967	55 168
Nichtlandw. Tierzucht	2 064	78	2 142	1 358	26	1 384
Forstwirtschaft	105 797	6 129	111 926	89 208	2 422	91 630
See- und Fischerei	9 442	702	10 144	10 183	487	10 670
Binnenfischerei	14 094	483	14 577	13 304	374	13 678
Zusammen	5 530 538	2 753 154	8 292 692	5 701 587	2 534 909	8 236 496

Die deutsche Berufsstatistik faßt diese sechs Berufsarten in die große Berufsabteilung A zusammen im Unterschiede von der Berufsabteilung der Industrie (B), des Handels und Verkehrs (C), der häuslichen und wechselnden Lohnarbeit (D) und des öffentlichen Dienstes und der sogenannten freien Berufe (E). Als landwirtschaftliche Bevölkerung pflegt sie die Erwerbsthätigen der ganzen Berufsabteilung A zusammen mit den von ihnen gehaltenen häuslichen Diensthöten und ihren im Hause lebenden Angehörigen ohne Hauptberuf zu bezeichnen, und sie weist dafür folgende Zahlen nach. Es sind gezählt worden in der Berufsabteilung A:

	1895			1882		
	männliche	weibliche	überhaupt	männliche	weibliche	überhaupt
Erwerbsthätige	5 539 538	2 753 154	8 292 692	5 701 587	2 534 909	8 236 496
Häusl. Diensthöten	9 756	364 941	374 697	14 861	410 052	424 913
Berufsl. Angehörige	3 317 306	6 516 612	9 833 918	3 524 638	7 039 408	10 564 046
Zusammen	8 866 600	9 634 707	18 501 307	9 241 086	9 984 369	19 225 455

Danach hat die Zahl der Erwerbsthätigen in der ganzen Berufsabteilung A, oder, wie wir hier sagen wollen: in der Landwirtschaft im weitem Sinne,^{*)} von 1882 bis 1895 überhaupt um 56 196 Personen zugenommen, aber diese Zunahme geht hervor aus einer Vermehrung der erwerbsthätigen Frauen um 218 245 und aus einer Abnahme der Männer um 162 049. Bei der Landwirtschaft im engeren Sinne haben die Erwerbsthätigen überhaupt um 18 525 und die erwerbsthätigen Männer um 222 108 abgenommen, die erwerbsthätigen Frauen aber um 203 583 zugenommen.

^{*)} Die Bezeichnung Uerproduktion paßt nicht recht, schon weil der Bergbau nicht einbegriffen ist.

Ohne hier auf eine erschöpfende Würdigung dieser Zahlen eingehn zu können, möchten wir doch vor allzu vorbehaltlosen, weitgehenden Schlüssen aus ihnen auf wirkliche Verschiebungen in der Masse und der Struktur der landwirtschaftlichen Bevölkerung warnen. Den Leistungen unsrer amtlichen Statistik wird damit nicht zu nahe getreten. Sie wird ihr Verdienst und ihren Wert behalten, ja sogar wesentlich erhöhen, wenn sie dem vielfachen Mißbrauch ihrer Zahlen durch recht gewissenhafte Feststellung der Fehlerquellen vorbeugt, denen sie sich nicht entziehen kann. Sie mag bei den Berufszählungen noch so klug fragen, vor dummen Antworten ist sie doch nicht sicher, viel weniger als bei den gewöhnlichen Volks- und sonstigen Zählungen. Und mit diesen Antworten muß sie nun einmal rechnen. Ganz besonders springt das bei dem Fragen nach der Erwerbthätigkeit der Frauen in der Landwirtschaft in die Augen. Unsere Bauernfrauen und erwachsenen Bauerntöchter arbeiten mit verschwindenden Ausnahmen in der Wirtschaft ganz gehörig mit, und doch hat sich nur ein kleiner Teil von ihnen bei den Berufszählungen als erwerbthätig angegeben. Man würde die Zahl der erwerbthätigen Hausfrauen und Hausstöchter wohl mindestens verdreifachen müssen, um die Wirklichkeit zu treffen. Jedenfalls ist auf die in den angegebenen Zahlen zum Vorschein kommende Vermehrung der weiblichen Erwerbthätigen an sich recht wenig zu geben, womit natürlich eine stärkere Heranziehung der weiblichen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft keineswegs bestritten werden soll. Auch die Frage, ob ein Diensthote seinem Hauptberuf nach als landwirtschaftlicher oder hauptsächlich als häuslicher zu betrachten ist, wird vielfach ganz willkürlich beantwortet werden, namentlich wieder bei den weiblichen Personen. Die Abnahme der Zahl der berufslosen Angehörigen wird zum Teil zu erklären sein durch die richtigere Erfassung der Erwerbthätigkeit von Ehefrauen, Töchtern, Müttern, vielleicht auch von Vätern, die im Hause der Kinder leben, und andern männlichen Verwandten. Um so mehr Interesse gewinnt andererseits die Abnahme der männlichen Erwerbthätigen. Aber auch hier ist eine gewisse Vorsicht geboten. Ob sich z. B. ein Müller mit zehn Hektaren Ackerland und Wiese in der Hauptsache als Gewerbetreibender und nur nebenher als Landwirt oder umgekehrt betrachtet, ist seine Sache. Die Statistik muß sich grundsätzlich daran halten, was er in die Zählpapiere einträgt. Besondere nachträgliche Anfragen können immer nur selbne Ausnahmen sein. Verführte man einmal anders, so könnte man ohne Schwierigkeit bei der großen Masse kleiner Ackerwirtschaften, die von gewerblichen Erwerbthätigen nebenbei betrieben werden, Hunderttausende von Landwirten in die Statistik hinein zaubern, die, wenn nur das berücksichtigt wird, was der Gezählte selbst mit Zug und Recht als seinen Hauptberuf angiebt, wieder verschwinden würden. Immerhin wird man, zumal in der Landwirtschaft im engeren Sinne, eine Abnahme der mit ihrem Hauptberuf erwerbthätigen Männer als durch die Berufsstatistik erwiesen anzusehen haben. Der statistische Beweis für die Zunahme der weiblichen Arbeitskräfte erscheint uns aber vorläufig noch sehr problematisch. Wo im einzelnen dagegen eine Abnahme der Weiberarbeit in den Zahlen sichtbar wird, da ist das viel beweiskräftiger.

In den angegebenen Zahlen der Erwerbthätigen im Hauptberuf sind die selbständigen Landwirte mit den landwirtschaftlichen Angestellten (Beamten) und Arbeitern zusammengestellt. Bei der Berufszählung von 1895 sind für die einzelnen sozialen Klassen (Berufsstellungen) folgende Zahlen ermittelt worden, und zwar in der Landwirtschaft im engeren Sinne (d. i. Landwirtschaft ohne die Zucht landwirtschaftlicher Raptiere, Milchwirtschaft, Wollerei, Wein-, Obst-, Gemüse-, Tabak- usw. Bau) die uns hierbei allein interessiert:

1895		Männer	Frauen	Zusammen
a)	Selbständige Landwirte (Eigentümer, Pächter, Direktoren)	2 177 778	344 761	2 522 539
b)	Angestellte	58 921	18 057	76 978
	und zwar: 1. Wirtschaftsbeamte u. dgl.	29 116	17 092	46 208
	2. Aufsichtspersonal	27 434	892	28 326
	3. Rechnungs- und Büropersonal	2 371	73	2 444
c)	Arbeiter	3 078 526	2 367 398	5 445 924
	und zwar: 1. Familienangehörige, die in der Wirtschaft des Haushaltsvorstands thätig sind	881 488	1 017 379	1 898 867
	2. Landwirtschaftl. Knechte und Mägde	1 068 096	650 789	1 718 885
	3. Landwirtschaftliche Tagelöhner und sonstige Arbeiter mit eigenem oder gepachtetem Land, ausschließlich des Deputat- und Halbpachtlands	315 399	67 473	382 872
	4. desgleichen ohne eigenes und gepachtetes Land	813 543	631 757	1 445 300
	a—c zusammen	5 315 225	2 730 216	8 045 441

Bemerkung sei zu diesen Zahlen zunächst, daß die unter c 1 gezählten Personen nicht alle mitthätigen Familienangehörigen, die diese Mitthätigkeit als ihren Hauptberuf angegeben haben, darstellen, sondern nur soweit sie nicht in einer andern Berufsstellung angemeldet waren. So sind namentlich unter den landwirtschaftlichen Knechten und Mägden, auch wohl unter den verschiedenen Klassen der Angestellten sicher viele Söhne und Töchter von Betriebsinhabern zu suchen. Aber auch schon die unter c 1 gezählten Familienangehörigen machen mit den unter a ausgeführten Selbständigen zusammen mehr als die Hälfte aller erwerbsthätigen Personen überhaupt aus. Die Familien der Unternehmer stellen also den größten Teil aller landwirtschaftlichen Arbeitskräfte selbst, ein sehr wichtiger sozialer Umstand, dem wir in der Industrie und im Handel auch nicht annähernd im gleichen Maße begegnen. Es wird sich wohl Gelegenheit finden, auf dieses Kapitel an der Hand der für 1895 zum erstenmal von der Verfassungstatistik darüber aufgestellten besonderen Nachweisungen zurück zu kommen.

Für 1882 ist über die Verteilung der Erwerbsthätigen auf die verschiedenen sozialen Klassen folgendes ermittelt worden. Es wurden gezählt:

1882		Männer	Frauen	Zusammen
a)	Selbständige Landwirte, die nicht nebenher landwirtschaftliche Tagelöhner treiben	1 976 674	275 857	2 252 531
a T)	Selbständige Landwirtschaft und zugleich landwirtschaftliche Tagelöhner treibende Personen	748 240	118 253	866 493
b)	Angestellte (ohne Unterabteilung)	41 590	5 875	47 465
c)	Arbeiter	2 770 829	2 126 648	4 897 477
	und zwar c 1. Familienangehörige, welche in der Landwirtschaft des Familienhauptes thätig sind	1 011 777	922 838	1 934 615
	c 2. Landwirtschaftliche Knechte und Mägde	973 258	615 830	1 589 088
	c 3. Landwirtschaftliche Tagelöhner, die nicht zugleich selbständig Landwirtschaft treiben	785 794	587 980	1 373 774
	a—c zusammen	5 537 333	2 526 633	8 063 966

Wie der aufmerksame Leser sofort bemerken wird, ist die Vergleichbarkeit der Zahlen von 1895 mit denen von 1882 in sehr wesentlichen Punkten ausgeschlossen. Vor allem sind die (unter a T gezählten) „selbständig Landwirtschaft und zugleich landwirtschaftliche Tagelöhner treibenden Personen“ von 1882 nicht dasselbe wie die (unter c 3 gezählten) „landwirtschaftlichen Tagelöhner und sonstigen Arbeiter mit eigenem oder gepachtetem Land, ausschließlich des Deputat- und Halbpachtlands“ von 1895. Wir können hier nicht näher auf diese veränderte Einteilung eingehen. Solche Änderungen sind nötig, wenn sie einen Fortschritt bedeuten, und das kann man in diesem Fall annehmen. Aber als Folge der Veränderung liegt klar auf der Hand, daß weder eine Zunahme der selbständigen Landwirte, noch eine so starke Abnahme der Tagelöhner mit Land, wie sie scheinbar — wenn alle a T-Personen von 1882 als solche betrachtet werden — in den Zahlen zum Ausdruck kommt, durch die Berufsstatistik erwiesen werden kann. Kein Mensch kann sagen, wie sich diese 1882 als a T-Personen gezählten Leute 1895 auf die a-Personen und c 3-Personen, ja auch auf die c 4-Personen (Deputatisten, Heuerleute?) verteilt haben. Also auch hier gilt es, Vorsicht in den Schlußfolgerungen zu üben. Jede Augenblicksaufnahme will vor allem für sich selbst scharf ins Auge gefaßt, geprüft und verstanden werden. Der gewissenhafte Beurteiler wird dann selbst finden, wie weit und was er vergleichen kann,*) und das ist wahrlich nicht wenig.

Will man den Zuwachs durch Zählung ermitteln, den die im Hauptberuf der Landwirtschaft gewidmeten Arbeitskräfte durch die Personen erfahren, die die Landwirtschaft nur als Nebenerwerb betreiben, so ist man natürlich erst recht der Willkür der Gezählten und der Zähler preisgegeben. Die Frage nach dem Nebenerwerb ist trotzdem ganz unerläßlich. Ohne sie würden die Antworten über den Hauptberuf noch weit ungenügender ausfallen, und dann ist es doch wahrlich auch sachlich von sehr großer Bedeutung, daß man weiß, daß z. B. 1895 neben den rund 8 063 000 Arbeitskräften im Hauptberuf noch rund 3 165 000 Personen nach ihrer eignen Angabe wenigstens einen nicht ganz unwesentlichen Teil ihrer Arbeitskraft der Landwirtschaft (im engeren Sinne) zur Verfügung stellten, während von den 8 Millionen Landwirten nur rund 560 000 ihrem Hauptberuf einen Teil ihrer Arbeitskraft durch Nebenerwerb in einem andern Berufe entzogen. Nur darf man niemals außer acht lassen, daß der Vergleich der Nebenerwerbsziffern von 1895 und 1882 durchaus nicht ein genaues Bild der wirklichen Veränderungen giebt und geben kann. Als Nährquelle ist die Landwirtschaft, selbst im engeren Sinne genommen, sofern nach der in der Berufsstatistik verzeichneten Zahl der im Hauptberuf und im Nebenerwerb thätigen Personen gefragt wird, sowohl der Industrie wie auch dem Handel und Verkehr auch heute noch weit überlegen und beiden zusammen genommen etwa gleich. Das ist gar keine wirkliche Streitfrage. Sie wird wohl oft nur noch gestellt, um zu verwirren. Auf die Verwertung der Zahlen in einem extrem agrarischen Sinne, wie sie G. von Maysr in der Allgemeinen Zeitung vom 19. April für zulässig gehalten hat, kann hier nicht näher eingegangen werden, es ist aber doch alles Ernstes dagegen Verwahrung einzulegen.

Von den Personen mit Nebenerwerb in der Landwirtschaft (im engeren Sinne) waren nach der Zählung von 1895:

*) Man hätte unsrer Meinung nach am besten gethan, auf die Etablierung der grundbesitzenden Tagelöhner als besondre Hauptberufstellung ganz zu verzichten. Bei wem die eigne Wirtschaft die Hauptsache war, der konnte im Hauptberuf als Selbständiger und im Nebenerwerb als Tagelöhner gebucht werden und umgekehrt.

	Männer	Frauen	Zusammen
auch mit ihrem Hauptberuf in der Landwirtschaft erwerbsthätig	350 460	55 766	406 226
mit ihrem Hauptberuf in einer andern Berufsart erwerbsthätig	1 726 658	124 003	1 850 661
jogenannte berufslose Selbständige	106 357	59 534	165 891
Dazu kommen noch:			
häusliche Dienstboten und Angehörige ohne Hauptberuf rund	45 800	1 102 200	1 148 000

Läßt man die 406 226 auch mit ihrem Hauptberuf in der Landwirtschaft erwerbsthätigen Personen, wie das hier geschehen muß, außer Rechnung, so ergeben sich also rund 3 160 000 landwirtschaftliche Arbeitskräfte im Nebenerwerb. Von den 1 65 891 jogenannten berufslosen Selbständigen, die nebenher Landwirtschaft treiben, besteht die Mehrzahl aus Rentnern, vielfach frühern Landwirten im Hauptberuf, und von den 1 148 000 häuslichen Dienstboten und Angehörigen ohne Hauptberuf eine wohl noch größere Mehrzahl aus Dienstboten und Angehörigen von Landwirten. Im Vergleich mit 1882 ist eine nennenswerte Zunahme der neben einem andern Hauptberuf die Landwirtschaft als Nebenerwerb betreibenden Personen nicht nachweisbar, auch kaum anzunehmen. Zugenommen hat dagegen beträchtlich die Zahl der weiblichen Dienstboten und Angehörigen, die einen Nebenerwerb in der Landwirtschaft angemeldet haben, aber das braucht wieder mit einer wirklichen Veränderung im Bestande dieser Arbeitskräfte gar nichts zu thun zu haben. Der Nebenerwerb von Landwirten in der Landwirtschaft selbst ist — wenigstens auf dem Papier — stark zurückgegangen, was hier nicht weiter interessiert. Eine bedeutende Zunahme des Nebenerwerbs der Landwirte in andern Berufsarten hat nicht stattgefunden.

Im großen und ganzen lassen die Ergebnisse der Berufsählungen von 1882 und 1895 für das Reich keine beträchtliche Veränderung in der Zahl der für die Landwirtschaft zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte — weder der im Hauptberuf, noch im Nebenerwerb — mit Sicherheit erkennen. Jedenfalls ist die Behauptung, daß sich die Leutenot in diesem Zeitraum zu einem allgemeinen Noftande entwickelt habe, aus der Berufsstatistik nicht zu beweisen, und zwar trotz einer nachgewiesenen Vermehrung der Arbeitskräfte im Handel und Gewerbe um fast drei Millionen. Allerdings ist dabei auch noch zu berücksichtigen, daß die amtliche Statistik bisher nicht nachgewiesen hat, wie viele von den gezählten Arbeitern vorübergehend herangezogene Ausländer sind, und ebenso wenig über die jogenannte Sachsendängerei deutscher Arbeiter Aufschluß giebt. Sie berücksichtigt in ihren Nachweisen, soweit diese für unsre Frage in Betracht kommen, nur die ortsanwesende Bevölkerung. Man kann also z. B. nicht sagen, wie viele von den in der Provinz Sachsen gezählten Arbeitern in der Provinz Posen wohnen, und wie viele von den in Posen gezählten in Russischpolen. Es ist zu bedauern, daß eine genaue Statistik der alljährlich aus den Ostprovinzen nach Westen ziehenden Wanderarbeiter und der als Ersatz dafür von Osten einwandernden Ausländer fehlt. Nach allen darüber bekannt gewordenen Nachrichten ist aber anzunehmen, daß das Wanderarbeiterunwesen — denn so muß es ganz entschieden bezeichnet werden — seit 1882 sehr stark zugenommen hat.

Ohne auf die Frage der Frauenarbeit in der Landwirtschaft hier näher eingehen zu können, bemerken wir nur kurz, daß der Anteil des weiblichen Geschlechts an der Erwerbsthätigkeit, soweit ihn die Statistik erfasst hat, in der Landwirtschaft sehr viel größer ist als in der Industrie und auch etwas größer als im Handel

und Verkehr. Man wird annehmen dürfen, daß es mit der nicht statistisch erfaßten Frauennarbeit erst recht ebenso steht. Natürlich ist das keineswegs ohne weiteres als ein sozialer Mißstand hinzustellen.

Was die Altersverhältnisse der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte anbelangt, so standen in der Landwirtschaft im weitern Sinne — um das hier wenigstens kurz zu erwähnen — von je hundert Erwerbstätigen im Alter von

	1895			1882		
	männliche	weibliche	überhaupt	männliche	weibliche	überhaupt
unter 20 Jahren	18,87	29,15	22,29	18,18	30,09	21,84
20—30 "	18,96	25,81	21,24	20,19	26,88	22,25
30—40 "	18,33	12,07	16,24	18,26	11,49	16,18
40—50 "	16,50	11,59	14,87	17,55	11,72	15,75
50—60 "	14,88	11,81	13,86	14,04	11,02	13,11
60—70 "	9,15	7,10	8,47	9,14	6,89	8,45
70 u. mehr "	9,31	2,47	3,03	2,64	1,91	2,42
	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00

Die Verhältnisse in der Landwirtschaft im engeren Sinne sind davon nicht wesentlich verschieden. Allzu groß sind die Veränderungen von 1882 bis 1895 jedenfalls nicht. Den vergrößerten Anteil der über siebzig Jahre alten Personen sollte man nicht allzu tragisch nehmen. Dabei hat vielleicht die genauere Zählung die Hauptsache gemacht.

Der Mangel einer Statistik der landwirtschaftlichen Wanderarbeiter wird besonders unangenehm fühlbar, wenn man — wie dies in nachstehendem geschieht — die Verteilung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte auf einzelne Staaten und Landes-teile betrachtet, und der Leser wird sich diesen Mangel bei Würdigung der Zahlen immer gegenwärtig halten müssen. Immerhin sind, mögen die Zahlen im allgemeinen auch nur unter gewissen Vorbehalten zu benutzen sein, die Verschiedenheiten der für die einzelnen Gebiete berechneten Zahlen von allergrößtem Interesse. Es ergibt sich daraus am deutlichsten, daß von einem allgemeinen Notstande in Bezug auf die Arbeitskräfte in Deutschland nicht zu reden ist. Fehlt es in einem Gebiet daran, so sind sie in dem andern überflüssig vorhanden; der Leutenot hier entspricht, wie auch Bachhaus jüngst hervorgehoben hat, eine Kraftvergeudung dort. Wir brauchen auf die Dauer weder Chinesen, noch Italiener, noch Slawen massenweise zu importieren, um die Intensität des Landwirtschaftsbetriebs in Preußen und Deutschland auf der Höhe zu erhalten und wohl auch noch zu steigern, nur auf eine bessere Verteilung der vorhandenen Arbeitskräfte muß ernstlich Bedacht genommen werden. Wir brauchen auch durchaus nicht „Repressionen“ der industriellen und städtischen Arbeiter nach den ostelbischen Ritter- und Bauergütern durch polizeiliche Fürsorge oder Exilone zu versuchen, was übrigens auch keinen wünschenswerten Erfolg haben würde. Wir müssen für einzelne Gebietsteile die Schaffung guter, jedenfalls günstigerer Existenzbedingungen für die Landarbeiter schaffen, wenn wir nicht schließlich sowohl die heute im Übermaß zur Industrie abströmende, wie auch die noch immer im Übermaß an der Scholle lebende Landbevölkerung ans Ausland verlieren und dann die verödeten Landbezirke im Osten der Slawifizierung verfallen lassen wollen. Ein gewisser Rückstrom von Arbeitern aus Land kann vielleicht bald einmal wieder bemerkbar werden. Das Übermaß der industriellen Gründungen, das sich jetzt bemerkbar macht, läßt das erwarten. Aber die besten Arbeitskräfte werden die Zurückströmenden dann wohl nicht sein, eher die schlechtesten,

und die Bezirke, die von Leutenot geplagt sind, werden wohl die wenigsten und die allerschlechtesten zurückerhalten, die sie gern wieder los sein werden. Vorläufig bleibt gar nichts übrig, als die Sachengängerei und die Heranziehung ausländischer Arbeiter wie bisher zuzulassen, aber unter keinen Umständen darf man noch weiter Jahr um Jahr vergehen lassen, ohne diesem Unwesen und der Leutenot überhaupt durch große, umfassende, nachhaltige Maßnahmen entgegen zu wirken. Daß man die Sachengängerei in den letzten zwanzig Jahren so hat anwachsen lassen, ist eine unverantwortliche Versündigung der landwirtschaftlichen Verwaltung an der Landbevölkerung der preussischen Ostprovinzen gewesen.

Es würde viel zu viel Zahlenwert geben, wollten wir bei der Betrachtung der in den einzelnen Provinzen usw. gezählten landwirtschaftlichen Arbeitskräfte auch auf die Unterschiede der Berufsstellung eingehn. Aber geradezu falsch wäre es, die Selbständigen, die Unternehmer, die Herren überhaupt wegzulassen. Erstens gehört doch der ostpreussische Rittergutsbesitzer, der seine Pflicht thut, erst recht zu den landwirtschaftlichen Arbeitskräften, und zweitens gehören von allen selbständigen Landwirten in Deutschland noch keine 1½ Prozent zu den Inhabern von Großbetrieben, über 98 Prozent sind Bauern und Zwergerwirte, die mit Hand anlegen. Es gäbe also ein ganz unbrauchbares Bild, wollte man zu den Arbeitskräften nur die Abhängigen (Angestellte und Arbeiter) oder gar nur die Arbeiter im besondern Sinne rechnen. Übrigens berücksichtigen wir im Nachstehenden nur die Landwirtschaft im engeren Sinne und auch nur die mit ihrem Hauptberuf darin Erwerbthätigen. Wir stellen ferner der Kürze wegen dem Königreich Preußen und seinen Provinzen nur Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und die beiden Mecklenburg gegenüber. Die Verschiedenheiten im Bestand an Arbeitskräften im Reich sind dadurch hinreichend charakterisiert.

Die folgende Übersicht ergibt die absoluten Zahlen der Erwerbthätigen für 1882 und 1895, sowohl zusammen wie nach Geschlechtern unterschieden.

Es sind gezählt worden:

in	Erwerbthätige überhaupt		erwerbthätige Männer		erwerbthätige Frauen	
	1882	1895	1882	1895	1882	1895
Ostpreußen	461 693	428 646	354 533	315 492	107 160	113 154
Westpreußen	289 252	288 460	226 435	216 892	62 817	71 568
Brandenburg	399 901	421 645	291 382	279 454	108 519	142 191
Pommern	280 537	292 034	223 798	218 690	56 739	73 344
Polen	391 391	398 375	286 046	271 907	105 345	126 468
Schlesien	764 312	742 766	483 392	428 219	280 920	314 547
Sachsen	358 752	384 521	249 740	243 414	109 012	141 107
Schleswig-Holstein	182 880	188 501	153 078	149 297	29 702	39 204
Hannover	409 201	433 558	314 133	307 848	95 068	124 710
Westfalen	269 973	269 946	208 910	197 202	61 063	72 744
Hessen-Nassau	238 879	244 223	167 629	157 531	71 250	86 692
Rheinland	524 217	520 045	392 901	371 915	131 316	148 130
Hohenzollern	17 531	20 335	12 100	12 636	5 431	7 699
Königreich Preußen	4 588 510	4 633 055	3 364 177	3 170 497	1 224 342	1 462 558

Wie man sieht, hat also auf dem Papier die Zahl der Erwerbthätigen im Königreich Preußen überhaupt etwas zugenommen, und nur in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Schlesien, Westfalen und Rheinland zeigt sich eine Abnahme. Daß die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte in allen Provinzen größer geworden ist, übertrifft uns nicht und trötet uns nicht. Schmerzlich ist jedenfalls die Ab-

nahme der männlichen Arbeitskräfte in allen Provinzen mit Ausnahme des kleinen Hohenzollern.

Es seien damit folgende Zahlen in Vergleich gestellt. Es sind gezählt worden:

	Erwerbsthätige überhaupt		erwerbsthätige Männer		erwerbsthätige Frauen	
	im	1882	1882	1882	1882	1882
Königr. Bayern . .	1491370	1331105	817731	811019	673639	520086
„ Sachsen . .	280302	271977	168999	157638	111303	114339
„ Württemberg . .	387454	429624	273281	275873	114173	153751
Großh. Baden . .	326480	364237	224850	223837	101630	140400
„ M. Scherwin . .	115697	122175	93603	96241	22094	25934
„ M. Strelitz . .	19068	20251	15468	15592	3600	4659
Deutsches Reich . .	5063966	5045441	5537333	5315225	2526633	2730216

Hier weist Bayern eine starke, Sachsen eine schwache Abnahme der Erwerbsthätigen überhaupt auf, während die vier übrigen Staaten eine Zunahme zeigen. Ausgezeichnet ist Bayern, wie man sieht, vor allen andern durch eine sehr beträchtliche Abnahme an weiblichen Arbeitskräften, bei einem nur kleinen Rückgang der männlichen. Bemerkenswert ist endlich die freilich kleine Zunahme der Männer in Württemberg und in den beiden Mecklenburg. Das ganze Reich hat eine Abnahme der Erwerbsthätigen überhaupt um 0,45 Prozent, der Männer um 4,01 Prozent zu verzeichnen, während es für die Frauen eine Zunahme von 8,06 Prozent aufweist.

Diese Zahlen gewinnen natürlich erst ihre rechte Bedeutung, wenn sie mit dem Bedarf an Arbeitskräften ins Verhältnis gesetzt werden, und das ist nur auf Grund der landwirtschaftlich benutzten Fläche möglich. Es ist zu berechnen, wie viele Arbeitskräfte auf das gleiche Maß von Acker- und Gartenland, Wiesen, besteten Weiden, Weinbergen und dergleichen — also ohne Forsten und Holzungen, Haus- und Hofräume, Ob- und Unland, Wege, Gewässer usw. — in den einzelnen Gebieten kommen. Leider sind die bei den Betriebszählungen von 1882 und 1895 ermittelten Flächen wegen der Erhebungsmethode nicht zu brauchen, auch mit einander nicht vergleichbar. Die Ergebnisse der anbaustatistischen Erhebungen von 1883 und 1893 können zwar auch nicht genau mit einander verglichen werden, sie lassen aber doch erkennen, daß die Fläche, auf die es hier ankommt, für beide Jahre so ziemlich als gleich angenommen werden darf. Das Acker- und Gartenland hat im ganzen Reich um etwa 0,2 Prozent zugenommen; das ist verschwindend. Nachstehende Zahlen sind deshalb sowohl für 1882 wie für 1895 auf Grund der Anbaustatistik von 1893 berechnet, und wenn auch natürlich in einzelnen Gebieten stärkere Veränderungen der Anbauflächen vorgekommen sind, als im Durchschnitt des Reichs, so wird daraus in Rücksicht auf den hier vorliegenden Zweck kaum ein ernsthaftes Bedenken gegen unsre Zahlen erhoben werden können. Es sei aber immerhin ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht.

Die 1893 festgestellte landwirtschaftliche Fläche machte aus:

in	Hektare	in	Hektare
Ostpreußen	2702084,0	Schleswig-Holstein	1513573,6
Westpreußen	1747900,9	Nannover	2185007,5
Brandenburg	2358837,3	Westfalen	1225910,3
Pommern	2167650,8	Essen-Rassau	870345,2
Polen	2147570,6	Rheinland	1635983,6
Schlesien	2657066,9	Hohenzollern	71732,9
Sachsen	1822625,8	Königreich Preußen	23107605,4

Sie betrug ferner:

	im	Hektare
Königreich Bayern		4635 314,3
" Sachsen		1033 157,3
" Württemberg		1247 626,7
Großherzogtum Baden		857 560,8
" Mecklenburg-Schwerin		940 439,0
" Mecklenburg-Strelitz		171 156,8
Deutsches Reich		35 164 596,8

Legt man diese Flächenziffern zu Grunde, so ergeben sich für je 100 Hektar der landwirtschaftlichen Fläche:

in	Männer			Frauen			Personen überhaupt		
	1895	1882	Zu- oder Abnahme	1895	1882	Zu- oder Abnahme	1895	1882	Zu- oder Abnahme
Preußen	11,67	13,12	-1,45	4,22	3,97	+0,25	15,89	17,09	-1,20
Westpreußen	12,41	12,96	-0,55	4,09	3,59	+0,50	16,50	16,55	-0,05
Brandenburg	11,79	12,34	-0,55	6,02	4,60	+1,42	17,81	16,94	+0,87
Pommern	10,09	10,32	-0,23	3,32	2,62	+0,70	13,41	12,94	+0,47
Polen	12,66	15,58	-2,92	5,89	2,64	+3,25	18,55	18,22	+0,33
Schlesien	16,49	18,20	-1,71	11,47	10,57	+0,90	27,96	28,77	-0,81
Sachsen	13,35	13,70	-0,35	7,75	5,98	+1,77	21,10	19,68	+1,42
Schleswig-Holstein	9,86	10,12	-0,26	2,60	1,96	+0,64	12,46	12,98	-0,38
Hannover	14,09	14,38	-0,29	5,75	4,35	+1,40	19,84	18,78	+1,11
Westfalen	16,08	17,05	-0,97	5,94	4,97	+0,97	22,02	22,02	+0,00
Hessen-Nassau	18,07	19,26	-1,19	9,99	8,19	+1,80	28,06	27,45	+0,61
Rheinland	22,06	24,01	-1,95	9,74	8,03	+1,71	31,80	32,04	-0,24
Hohenzollern	17,61	16,87	+0,74	10,74	7,57	+3,17	28,35	24,44	+3,91
Königreich Preußen	13,28	14,56	-1,28	6,77	5,30	+1,47	20,05	19,86	+0,19

Ferner in:

Königr. Bayern	17,49	17,54	-0,15	11,22	14,54	-3,32	28,71	32,18	-3,47
" Sachsen	15,16	16,36	-1,20	11,16	10,77	+0,39	26,32	27,13	-0,81
" Württemberg	22,11	21,90	+0,21	12,32	9,15	+3,17	34,43	31,05	+3,38
Großh. Baden	26,10	26,22	-0,12	16,37	11,85	+4,52	42,47	38,07	+4,40
" M. Schwerin	10,27	9,95	+0,32	2,72	2,35	+0,37	12,99	12,30	+0,69
" M. Strelitz	9,05	9,04	+0,01	2,78	2,10	+0,68	11,83	11,14	+0,69
Deutsches Reich	15,11	15,75	-0,64	7,77	7,18	+0,59	22,88	22,93	-0,05

Das Bild, das diese Zahlen bieten, ist in der That, trotz aller Vorbehalte, die wir gewissenhaft hervorgehoben haben, von außerordentlichem Interesse. Allerdings ist es unendlich, auf die Frage, wieviel männliche und weibliche Arbeitskräfte für die gehörig intensive Kultur von hundert Hektaren im Reiche, oder in Preußen, oder in den verschiedenen Provinzen nötig sind, eine Antwort zu geben, aber daß der Mangel an Arbeitskräften, oder auch nur an männlichen, die deutsche Landwirtschaft, oder auch nur die preussische, allgemein vermindere, dem Betriebe die erwünschte Intensität zu erhalten, das ist angesichts dieser Ziffern sicher nicht mehr zu behaupten. Die größte Abnahme an Männern weist 1895 im ganzen Reich die Provinz Posen auf: — 2,92 bei einer Zunahme der Frauen um 3,25. Es wäre eine Spielerei, hier die Bilanz zu ziehen, indem man auf eine Männerkraft so und so viel Weiberkräfte rechnete. Im allgemeinen wird man wohl annehmen können, daß bei der

Besitzverteilung und den sicher nicht zurückgegangnen Betriebsverhältnissen in Posen der Stand von 12,66 Männern neben der zur Verfügung stehenden, mit der Zahl 5,89 auch nicht annähernd erfaßten Anzahl der Frauen ein noch nicht gerade ungünstiger ist. Den niedrigsten Stand an Männern zeigt 1895 Mecklenburg-Strelitz, aber doch keine Abnahme seit 1882. Dabei ist die Frauenzahl hier ganz klein. Die zweitniedrigste Männerzahl — bei minimaler Abnahme — hat Schleswig-Holstein, zugleich die niedrigste Frauenzahl, die überhaupt vorkommt. Weit über dem Durchschnitt Preußens und selbst über dem des Reichs steht dagegen Schlesien sowohl in Bezug auf die Männer, wie namentlich hinsichtlich der Frauen. Hier könnten die Zahlen eher auf einen Überfluß als auf einen Mangel an Arbeitskräften schließen lassen. Erst recht würde das natürlich für Rheinland, Württemberg und Baden zu gelten haben, ja auch für Bayern, das mit mehr Männern und kaum weniger Frauen arbeitet als Schlesien, ferner für Hessen-Nassau und Hohenzollern mit ihren hohen Männerzahlen.

Aber wir müssen die Zahlen schließlich für sich selbst sprechen lassen. Es würde hier viel zu weit führen, näher auf die örtlichen Verhältnisse einzugehen und die Gründe für die Verschiedenheiten weiter zu verfolgen. Wir wollten nur die Thatfachen, soweit sie die amtliche Statistik erkennen läßt, vor Augen führen; die Masse von Fragen und Betrachtungen, zu denen sie anregen, liegt außerhalb unsers Rahmens.

ß



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)

5



achthimmel.

Über dem Waldgehege stand eine düstre, frostige Wetterwand. Herzägte Räder, erst von Goldglanz betupft, dann von wachsender Strahlengloriole umstossen. Und tapfer arbeitete sich der lachende Mond heraus und schwamm in dem inselarmen Luftmeer, strahlend, unternehmend, feist, von Selbstvertrauen gesättigt, er, der unbestrittne Held der Nacht. Weltenferne kleine funkelnde Sterne vergrub er in seinem Glanze und überschüttete das träumende Dorf mit seiner trügerischen Gunst.

Seine gute Lanne war gerechtfertigt. Denn damals stand er noch in Ansehen, Mondscheinstimmung rief noch tiefe, salbe Gefühle hervor, der Glaube an jankste Mondscheingespenster mit weißen Nebellocken weckte noch die anheimelnde wohlthätige Empfindung des Schanders.

Der Wächter und Dachbeder Jasper Wieck war ein Mensch von diesem alten Stil. Er war zwar nicht von Engeln durchs Leben getragen worden, aber im Mondschein vergeistigte sich aller Drang und Druck. Wenn es im Mondschein wie nebelhaftes Gepsenstergesindel um Scheunen und Strohdriemen huschte, so haßte er ihm den schwersten Sorgenfackel auf die schemenhaften Schultern. Dann wandelte ihn das Gefühl an, als ob Erdenlust und Erdenlast im Grunde nicht der Rede wert

feien, die Ahnung von der Unantaßbarkeit seines eigentlichen Wejens gestaltete sich zu einem Gefühl gesteigerter Andacht.

Ein frostiger Herbstwind war über die Welden und über die jungen Gräser der Winterfaat gefegt, hatte sich aber jetzt zur Windstille geglättet. Der Wächter verjah mit Lanze und Horn in langem Klausrock sein Amt, ein wenig schlürfend ging er die Dorfstraße daher.

Wie spreizten sich im Mondlicht die großen Bauernhäuser! Die Wolkennmassen der baumreichen Gärten in glänzenden Nebel getaucht, Katenhäuser an blänkernden Regenkuhlen verdämmernd, die Schleier nächtlicher Träume um Dachfirst und Storchnest.

Er kam zum Hof von Harm Kühl. Da reckten sie sich in die Nachtluft, die knorrigen, für jeden Luftwechsel gefesteten Eichen, die lange Postenreihe der Eichen und Pappeln hinter dem Viehhauß. In diesem weitläufigen Gebäude wanderte ein Lichtchen daher, das an Fenster und Luke ausleuchtete und verschwand. Richtig! es war Wendelinnacht. Da räucherte der treue Henn, Hauptmann des Viehstalls, alljährlich stillschweigend feierlich mit glühendem Kohlenfaß bei verschwiegener Stalllaterne Unholde aus, die die Leibesfrucht seiner breitgestirnten Kinder bedrohen möchten.

Jetzt kam der Ellernbusch in Sicht. Der Wald schloß den kleinen weißgefalkten Bau in seinem Schatten ein, der Hebebaum sah, wie immer, wichtig und erfahren drein, aus den kleinen Bleisfenstern fiel ein Lichtschein auf den Schlehensbusch im Amd.

Jaspers ehrliches Gesicht erschien einen Augenblick an den Scheiben.

Da drinnen lag seine Frau — todkrank. Aber sicherlich war, wie immer, alles in Ordnung. Er gewahrte in der Ecke auf dem Bretstuhl im Niglas das kleine Binsennachtlicht, die Umrisse einer abgekehrten Hand auf der Decke, die Kissen aufgebauht, die ihm das Gesicht der Kranken verborgen.

Es konnte ihr, da sein Sohn im Wandbett schlief, an nichts fehlen. Wie gut es der Burfche — wenn auch noch ein halber Knabe — verstand, auf jeden Laut der Kranken zu hören und jeden nur halbgefühnten Wunsch zu erfüllen.

Hein war in der That im Wandbett und hatte heute sogar gegen seine Gewohnheit lange gewacht. Gedanken, die sonst die Müdigkeit hinweggenommen hatte, waren heraufgestiegen, und zwar wunderliche, unzufriedne Gedanken, Gedanken, die sich anmaßten, die Ellen, womit Geschick und Natur das Glück zumessen, ungleich zu finden und ihre Unparteilichkeit zu bekritlem. Aber sie waren doch fremde Gewächse geblieben, sie hatten in der jungen Seele keinen Boden gefunden und waren von einem Strom anderer Vorstellungen hinweggespült worden.

Die Bilder, die seine Umgebung ausmachten, die Krankenkube mit dem ganzen Inventar von Mixturen und Elend fanden vor dem auf Glück gerichteten Willen seiner Jugend keine Gnade, sie verschwanden vor seinem ablehnenden Wink.

Jetzt war die Mutter freilich krank, recht lange schon, aber sie war gesund gewesen und konnte wieder genesen. Wie oft hatte er die kräftige Hand der im Arbeiten, im Lieben und im Strafen gleich tüchtigen Frau gefühlt. Und wie war ihr die Arbeit von der Hand gegangen, wie war ihre frische Anmut dadurch geweckt worden.

Aber seit Wochen weicht das Fieber nicht mehr. Das Antlitz ist zum Erschrecken bleich, die ehemals weichen und runden Arme sind knochenbürr.

Laß die Hoffnung fahren, Hein! Der Allerlöser macht schon seinen Kratzfuß auf der Thürschwelle.

Der Mond schien jetzt in das Fenster und warf langsam vorrückend die harte Zeichnung des Rahmens auf die gefaltete Wand.

Da richtete sich die Kranke auf und sah starr nach der Stubenthür.

Ja ja, ich komm, bebie es von ihren Lippen.

Hein war aufgesprungen und stand an ihrer Bettstelle.

Es geht zu Ende, mein Sohn, sagte die Kranke. Die selige Mutter stand auf der Thürschwelle und winkte. Sie kam, mich zu holen. Ruf nicht den Vater, um ihn Sorge ich nicht. Aber dich, mein Sohn, mache der Himmel glücklich und vor allen Dingen brav. Ich werde den himmlischen Vater hart darum angehen.

Der Knabe weinte heftig, aber die Mutter stillte seinen Schmerz mit lindern Worten. Ihre Hand ließ er nicht mehr, als er an ihrem Lager saß. Und schließlich löste ein inbrünstiges Gebet ihm die Seele, wenn eine Genesung nicht möglich sei, so möge ein sanfter Tod den Leiden der Mutter bald ein Ziel setzen.

Dann war ihm die Hand der Kranken entglitten, und er war getödtet auf seinem Stuhl in Gedanken an die tote Großmutter eingeschlafen. Ob sie ein weißes Gespensterhemd getragen, ob sie vom Himmel hergestiegen sei? Sei sie geflogen, so müsse sie Flügel haben, große Flügel, lange Flügel, schöne rauschende — Federflügel?

So waren die Gedanken und Vorstellungen beschaffen, die sein Tagesbewußtsein hinwegnahmen. Ein andres Bewußtsein stieg heraus. Die Wände öffneten sich, er sah hinaus auf das träumende Dorf. Am sternenlosen Zenith flammte eine Riesenschrift auf: „Es ist genug“ — und verlöschte schnell.

Wir wollen ein Ende machen mit der Frau Wied — so lautete ein in unendlicher Höhe von dem Herrscher aller Kreatur gefaßter Ratschluß. Siechtum und Krankheit haben sie geschlagen bis zur Grenze dessen, was ein armes Menschengeschöpf erträgt. Ihr Maß ist voll, heben wir sie zu höhern Sphären. Es ist genug!

Er winkte den Friedensengel herbei.

Vollziehe meinen Befehl, erlöse ihr Unsterbliches von der Last des bresthaften Leibes. Ihr Ende sei ein sanftes Dahingehn: dem Friedensengel brauche ich es nicht einzuschärfen.

Die schimmernde Erscheinung des Sendboten hatte sich vor dem ersten Richterantlitz verneigt: Dein Wille geschehe, o Herr!

Und schon flog er den Flug.

Er flog durch den Glanz vollendeter Welten, durch dunkle Wüsteneien des Weltenraums, wo nur die Strahlenglorie der eignen Erscheinung die Flugbahn erhellte, durch das wimmelnde Meer ungeheurer Sonnen und ihrer Begleiter. Endlich tauchte die Erden Sonne als blinkendes Sternchen auf, wuchs zum großen Feuerball; der Schleier ihres Trabantenspiels trat hervor, größere Wandelsterne wurden sichtbar, die kleine Erde stieg heraus — nun deckte sie die ganze Breite des Horizonts.

Der Himmelsbote war am Ziel. Er tauchte in die Baumspitzen des Waldes dem Hofe Holm gegenüber und trug, wie er durch die Hüttenwand zur Kranken ans Lager trat, den Birkenzweig als Friedenbringer in seiner Rechten.

Hein sah alles im Traum. Und im Traum sah er auch, wie sich der Friedensbote über die Kranke beugte und ihr Ewiges hinwegnahm.

Dann fuhr er in jähem Schrecken empor.

Der Mond war untergegangen — es war dunkel. Nur vom Bettstuhl her

ließ ein Witzgen über die Bände, dort leckte und knisterte das Kerzchen nach dem letzten Tropfen Öl.

Mutter, Mutter!

Seine tappende Hand fand Reibholz und Lichtstümpfchen. Er beleuchtete die regungslose Frau, deren Büge sich eben zu dem bekannten gemeißelten Lächeln verzogen hatte.

Sie war tot.

So jung wurde Hein vor den wichtigsten Zeitpunkt des Lebens, den Tod, gestellt. Der große Augenblick hob ihn über die eigne Fassungskraft hinaus. Er faltete die Hände der Verblichenen und schloß ihre Augen.

Dann aber packte ihn die Majestät des Todes — das Grausen. Sachte klinkte er die Thür auf und suchte seinen Vater auf der Straße. Bis zur Morgenfrühe maßen beide den Dorfsweg, wenn die Stunde abzurufen war; inzwischen aber saßen sie, Hand in Hand, vor der toten Frau Wied. Auf ihrem Antlitz lag Himmelsfriede, ihren Mund umschwebte ein leises Lächeln.

Ein Lächeln — worüber? Doch wohl über die kleinen Erdennöthe der Menschen.

6

Die Erinnerung an diese Nacht hat den Charakter des Wunderbaren für unsern jungen Freund sein ganzes Leben lang behalten. Des Wunderbaren, weil er sich niemals darüber klar werden können, was er gesehen und was er geträumt hat. Es war ihm gewesen, als ob er das Dorf, die nächtliche Heerstraße mit eignen Sinnen wahrnehme, ja als habe er sogar den Vater auf seinem Wächtergang begleitet, während er doch in dem Wandbett schlief. Es entbehrte diese Erinnerung aber auch nicht des Köstlichen — wußte er seine geliebte Mutter doch im Reich der Freude und des Glücks.

Der Abglanz dieser innern Freude lag noch auf seinem Gesicht, als die Frau Wied aufgebahrt war, sodaß sich alle Frauen über die thränenlose Gemüthsstimmung Heins, der seiner Mutter doch so werththätig ergeben gewesen sei, verwunderten. So war Hein zum erstenmal ein Unverständner.

Dazu kam eine Wendung, die ihn seinem Ziele näher brachte und ihm ein unsäglich lustiges Leben verhieß. Noch an der Bahre der Frau Wied wurde über Hein von seinem Vater und den Eheleuten Kühl der Beschluß gefaßt, einstweilen solle er als Gehilfe des Ruchnechts Henn nach dem Holm in Dienst.

Harm Kühl und seine Frau Grete hatten eine allezeit offene Hand. Zwischen dem Holm und dem Ellernbusch hatten je und je ungetrübte freundschaftliche Gefühle bestanden; Harm Kühl und Frau richteten auch jetzt der Frau Wied auf ihre Kosten ein „ehrfames und christliches“ Begräbniß her und ließen die Leiche durch eine Hauspredigt in der weißgealkten Stube einsegnen.

Die Zellertrause des Geistlichen nahm während der Feierlichkeit einen großen Theil der Aufmerksamkeit bei Hein in Anspruch. Der Redner pflanzte im pathetischen Ton am Grabe die Weidenschößlinge der Hoffnung auf, er hielt der Frau Wied ihre Tugenden vor und dachte herzlich und warm des mütterlosen Hein. Die Welber sahen im Verlaufe der im sonoren Tonflusse daher rauschenden Rede mehr und mehr ein, wie viel sie an Frau Wied verloren hatten, wie gut sie gewesen war, was der Hein verloren hatte, wie die unerforschlichen Wege des lieben Gottes unter allen Umständen zu loben seien. Je fester diese Überzeugung Wurzel schlug, um so heftiger und erlösender strömten die Thränen, am untröstlichsten vor dem Herde in der Küche. In dem Stübchen stand der etwas lang und mager geratne,

mäßig gerührte Harm vor dem Ofen, und hinter demselben „Beileger“ die still verweinte Frau Grete, den verwaiseten Knaben, den sie in ihre Obhut zu nehmen sich gelobt hatte, an der Hand. Sie sah in ihrem schwarzen „Spenster“ milde, hübsch und nett aus. Der Witwer nahm am Kopfende des Sarges die Tröstungen der Religion ohne sichtbare Bewegung entgegen. Aber auf der Diele vor der geöffneten Stubenthür drängte sich, Kopf an Kopf, die schwarzgekleidete Schar der Nachbarnleute; der Tischler Ehler Horn lehnte trocken und dürr in seiner Arbeitskürze auf und an der Fensterbank, den Hammer in der herabhängenden Rechten, die Sargnägel in der Linken.

Gleich nach der Rede schloß er den Sarg. Mit jedem Hammerschlag (man hat ihn bis Hartwig Thomsen gehört) befestigte sich in dem jungen Hein die bestimmte Zuversicht, daß seine Mutter jetzt ein Geist sei, womit er die Vorstellung weißer, wallender Gewänder und mächtiger Flügel verband. Darüber war er bis zum Zerschellen froh, so viel Mühe er sich auch gab, sein Gesicht der Umgebung anzupassen.

Wie groß erschienen die kleinen Räume, als die Zeit ihren Wertagsjchritt wieder angenommen hatte! Um so lieber gab unser Freund seinen Gedanken Urlaub zum Besuch des Schauplatzes seiner Zukunft. Es war von jeher für ihn ein besonderer Tag gewesen, wenn man ihm den Eintritt in die Ställe und Böden vergönnt hatte. Im Kuhhaus streckten sich zwischen den Futterdielen stöhnend und lauernnd fünfzig behäbige Rinder. Und wenn die Futterstunde gekommen war, so schmauften sie ein so lästlich duftendes Heu, daß jedem Wieberläuer der Mund wässern mußte. Nach diesem Vorgericht rollten die mit Wasser und Rapsbrei gefüllten Räderrippen vorüber, damit den werten Kostgängern der läbliche Trunk nicht fehle. Es folgte die Hauptschüssel: gebräuter Hafer und gedämpfte Kleie, darauf eine frische Lage Heu und der Schluß des ansehnlichen Speisezettels — eine laubre Schütte Roggenstroh.

Wenn Hein das Viehhaus besucht hatte, so hatten ihn meistens die Kühsüßen Töchter begleitet, die Antje, die Niela und ein kleines Nesthäkchen, Tine (diese sehr spielbedürftig, mit einem Gesichtchen, worauf Natur das Geheimnis ihrer weiblichen zukünftigen Erscheinung noch nicht geschrieben hatte).

Sie zeigten ihm alle Herrlichkeiten der weiten Behausung. Vor dem in klirrenden Ketten wohlverwahrten Ester entspann sich in der Regel eine längere Unterhaltung: ob er wohl tausend Pfund ziehen, eine Hauswand einrennen könne, ob der starke Hinrich Brandt ihn wohl im Nasenring zu halten vermöge — Gespräche, die ihr Gegenstand „Peter“ mit finstrem, gerunzelter Stirn anhörte. Die große Menge Kälber war wegen ihrer possierlichen Frechheit und Schüchternheit eine Quelle unersiegbarer Heiterkeit. Sie schleckten Milch von den Daumen und warfen sich, wenn der letzte Tropfen genossen war, mit großen, erschrocknen, fast wimperlosen Augen furchtsam in die „Halsklauen“ zurück — das war zu spaßig.

In dem Haupthause war die große Tenne, und darüber auf dem Boden die Körnerfrucht des Hofes. Der Flügel, der als Kuhhaus diente, war rechtwinklig angebaut, und hieran schloß sich wiederum, parallel mit dem Haupthause, der Feustall. In diesem zumal war bei allen Besuchen ein lustiges Leben gewesen. War der Raum im Herbst zum Pressen voll, so begann der Heurupfer vom Viehhaus aus seine Minierarbeit, schuf erst eine Höhle, dann ein Gewölbe. War er dagegen im Frühling bis auf eine weiche Bodenlage leer, so kletterte die kleine Gesellschaft — Männlein wie Fräulein — zum Fahnengiebel an Sparren und Latten hinauf, betrachtete sich die Welt vom Eulenloch aus einem höhern Gesichtspunkt und sprang hoch von Bau- und Querbalken in großem Bogen ins weiche Heu hinab, daß

Schürzen und Röckchen flogen. Man war schon eher Vogel als Mensch, die Luft kaufte an den Ohrmuscheln vorüber, die Schwerkraft schien überwunden.

Diese Luft war schon unsagbar, aber die schlummernde Poesie des Heubodens wurde doch erst durch den Zauber der Einsamkeit geweckt, wenn Hein sich allein in Stall und Boden hinausstahl. Im Wohnhause flogen durch das Siebelloch zwitschernde Rotkehlchen, eine Fliege zu hochten, zierliche Schwalben, vertrauensfelig ihr Nestchen an den Lattenrand zu kleben. Die dem blöden Begehren entrückte Welt da draußen lehrte dustwerkelt dem erhobnen Beschauer, dem sein trüber Erdendunst den Frieden verkümmerte, ihr Antlitz zu.

Vor dem Eulenloch im Stall und Kuhhaus zankten die Sperlinge, dort schwebten Käuze ihren geräuschlosen, geisterhaften Flug; aus dunkeln brauenden Spalt an der Dachsträgung funkelten die Augen des Hausstigers, der in vielen Prachtgeschöpfen auf den weiten Böden sein Raubhandwerk trieb.

Durch die summende Stille ging ein tiefes Atmen der allgegenwärtigen Frau Natur. Sie hing am Dachsparren, schaukelte sich auf dem Hahnenballen, Traumgestalten brütend. Hein erinnerte sich des Hausgeistes, der hier sein Wesen sollte, des kleinen, zwei Hände hohen Kobolds „Bud“ mit dem roten Mützchen. Der Kuhkönig Henn stellte ihm ja jeden Mittag das Essen auf die Hilgen, und vor nicht langer Zeit erst waren die alten Leute weggestorben, die ihn noch im Eulenloch gesehen hatten, wie er sein Süppchen verspeiste. Wenn er dem Unhold begegnete!

Da! Da! ein kleiner, leichter, ruschelnder Schritt, ein Grummeln und Murmeln. Und die gespenstische Kottlappe stieg von dem Kuhhaus her, in Selbstgespräch und Sinnen verloren, langsam über die aufgerollten Heuwälste.

*
*
*

Dieser Bud war ein wertvoller Bestandteil seiner Erinnerung, sie dann und wann, wenn sein Gefühl angenehm erregt war, zweifelte er kaum noch, daß er ihn wirklich gesehen habe. Es war nicht die unwesentlichste Masche in dem Schleier, den eine Fülle von Reizen um den Ort seiner Sehnsucht wob.

Und nun gar das Muster aller Originale, der Herr der Räume — Henu Kuhkönig —, dessen wirklichen Familiennamen man kaum noch kannte.

Der Hof hielt alles fest, was dort Wurzel geschlagen hatte. Henu aber war sein ältestes Zubehörstück. Als blutjunger Mensch war er aus fernem Kirchspiel hierher verschlagen worden, ohne Angehörige und ohne ein andres Schwergewicht als seine leeren Taschen; jetzt war er ein kleiner humoristischer Antyp in reifem Alter, der seit zehn Jahren auf die Frage nach seinem Geburtstag den Bescheid gab, er werde beim nächsten Baden fünfzig Jahre. Er kannte jede Kuh aus dem Herzensgrunde, redete große Reden über die Charaktereigentümlichkeiten von „Hartkopf“ und „Wittfoot,“ schlief inmitten seiner fettenklirrenden Herde, erwachte aber bei jedem Stöhnen im Stall, wenn ein Tier erkrankte, ja er erkannte es sofort an Stimme und Tonfall. Seine Kammer war die Rückwand der Haserbarre, wo im Winter ein ewiges Feuer schmelte und den kleinen Raum angenehm mitterwärmte. Nach Freierabend war hier immer große Gesellschaft, der Wirt zum Erzählen ungläublicher Geschichten aufgelegt, eingeküllt in dem eiferfüchtig von ihm bewahrten Nimbus, den er seiner Bekanntschaft mit dem Hausgeist verdankte — es war nicht zu sagen, welche glänzende Zukunft Hein vor sich sah! Wem mußte nicht das Herz höher schlagen bei der Aussicht, Kuhjunge auf dem Holm zu werden?

Er leistete sich feierliche Schwüre: er wollte nicht nur einstweilen, sondern für sein ganzes Leben ein Kuhknecht werden, wie die Sonne noch nicht beschienen hatte, er getraute sich sogar den Henu Kuhkönig in den Schatten zu stellen.

Gemach, Hein Wied, gemach! Noch zwei Wochen Geduld!

Noch ist Gorg Bünz der glückliche Inhaber des Postens; erst in vierzehn Tagen wird das Schiff, das den Überflüssigen nach Amerika entführt, die Anker lichten. Gorg und Hein! Wunderliche Spielarten des Bauernschlags. Beide zogen Wechsel auf die Zukunft. Aber wie anders malte sie sich im Kopfe des Gorg! Wie man aus Begeisterung Kuhnrecht sein könne, das begriff er nicht, das war eine Phantasiesprache, deren Symbole er nicht verstand. Er schwärmte für Amerika und Freiheit: man ziehe nicht die Mütze vor Kirchspielvogt und Pastor, man spude in der feinsten Stube aus; wem das nicht gefalle, dem schlage man die Fenster ein. Das sei in Amerika so der Brauch.

An stillen Abenden machte er die Dorfstraße durch Vergewaltigung seiner Kehle unsicher: Jetzt ist die Zeit und die Stunde da, wir reisen nach Amerika —. Er nannte das „singen.“

Endlich fuhr der mit Tannen geschmückte rote Leiterwagen auf den vom Regen durchweichten Wegen mit einem halben Duzend erregter, lärmender Leute langsam aus dem Dorf, beladen mit den Wünschen der Zurückgebliebenen für die Reisenden, mit ihren Trüßen für die Angehörigen drüben. Gorg leistete im Schreien und Singen das Äußerste. Man sollte daheim noch lange davon sagen, mit welchem unbändigem Mut Gorg Bünz hinübergewandert, was für ein höllischer Kerl der Gorg überhaupt gewesen sei. Die jungen Dirnen, die in Zisteltönen gesungen hatten, stellten zuerst ihren Gesang ein: Krischan hat der Anna eine Geldnippe geschenkt, Klaas wollte der Mine einen Brief schreiben, Wibbe hatte von Peter ein Bild bekommen, sie wolle sich auch in Hamburg „abnehmen“ lassen. — Längere Pause. — Deern, wat heft du kole Hänn! Sie rüden in den kunstvollsten Armverwicklungen dicht zusammen. — Bei Mädchenempfindungen hat der kleine Liebesgott allemal seine Hand im Spiele.

Während daheim die Mütter, die Frauenleut überhaupt, in ihre Schürzen weinten, die Männer aber, wie sich schickt, ehern und ehrenfest ihre Pfeifen schmauchten, verfolgte Hein den Wagen vom höchsten Scheunengiebel seines Bauern aus und beobachtete, wie er sich zwischen gewundenen Krüden an den heimischen Äckern und Weiden vorbei am Walde entlang bewegte. Zum leztenmale lockte die schöne, vom sahlern Herbstglanz verklärte Heimat — unverständlich, vergebens. Hein blieb, bis der rote Punkt von dem Forst aufgenommen worden war.

Er war in frohmütiger und weicher Stimmung. Was für ein Tag! Noch heute abend! Die Lene Meller,*) die dem Vater den kleinen Hausstand führte, packte schon seine Sachen. Kriechend bewegte er sich auf der obern Garbenlage unter dem Dachfirst, ein ahnungsreiches Herz unter der Leinenweste. Am mittlern Dachsparren ließ er sich hart am Strohdach hinabgleiten. So gelangte er auf den Hülgenboden über der Kornlammer, eine kurze Leiter führte auf die Scheunendiele. Spinnewebe, Staub und Stroh bedeckten Weste und Haar, zehn Finger kämten die blonden Strähnen, zwei Hände klopfen und puzten an Weste und Höschen. Hein Wied war wieder fein. Lene ordnete noch an demselben Abend seine Sachen: Hemden, zwei Westen, zwei Beinkleider, Überhemden, Strümpfe, Holzklöße, Holzstiefel, ein paar lederne Stiefel, eine Tuchmütze, eine Wollmütze. Die Frau Grete richtete die Ausstattung ihres Pfleglings her und beaufsichtigte die Verpackung. Es war ein riesengroßes, rotes Tuch, das alle Siebensachen mit Ausschluß des Fußzeugs aufzunehmen imstande war. Lene band es kunstgerecht zusammen; in der Mitte nach außen präsentierte sich straff gezogen der Kumpf der

*) Meller bedeutet Tante.

Schleswig-Holsteiner bei Kolding. Die Rauchwolken der Kanonenschlünde hingen wie Federfäden in der Luft. Bevor Lene die Zipfel verknottete, erschien der Vater und schob ein schwarzes Gesangbuch mit Goldschnitt, das sein Weib einstmals zur Konfirmation erhalten hatte, in das Bündel hinein. Er wollte — man sah es an den arbeitenden Mundwinkeln — der Gabe eine Rede hinzufügen, brachte es aber nicht über ein mühsames „von din jeltig Mober“ hinaus. Im übrigen mußte er auch diesmal darauf verzichten, zu sagen, was er empfand.

Und Hein ging mit der Schlacht bei Kolding hinüber zum Hof, auf Schleichwegen, die kürzeste Linie zum Kuhhaus. Am hintern Schlagbaum, der den wilden über den Acker führenden Nichtsteig auffing, stand ein blondes Mädchen. Es war Antje.

Sie habe auf ihn gewartet — sicherte sie.

Hest tövt, Antje? (Hast gewartet?) — freust di?

Er wollte lachen, aber plötzlich wurde er verlegen, was ihm doch noch niemals bei Antje passiert war. Die drängenden, quellenden, weichen Formen des Weibes waren im Begriff, die spröde Hülle der Kindlichkeit zu sprengen, unsern armen Hein zog der Genius der Liebe nun vollends in sein Netz.

Das arme Opfer machte einen Versuch zu lachen, aber auch der verunglückte. Er sah mit verschleierten Augen auf das anmutige Geschöpf. Über der Schlacht von Kolding faltete er die Hände und hielt sie mit allem, was drin war, vor seinen Leib, ohne auf die Anmut seiner Pose zu achten. Antje vergaß ganz ihre Haltung, machte eine Art Kinderschnuppe, löste ihr Schürzchen und band die andre Seite vor.

Es war eine peinliche Geschichte.

Antje, Antje! Das war der Mutter erlösender Ruf.

Antje flog.

Von diesem Augenblick an litt unser Freund an Sachen, die er noch nicht genannt hatte. Wir wollen es „zweites Gesicht“ nennen, denn er sah überall Antjes Züge. Außerdem hatte er Herzweh. Das alles trat akut in die Erscheinung, aber wird, wie wir fürchten, ihn chronisch beschweren. Er litt schon daran, als er seine Siebensachen in der Kammer des Kuhlönigs unterbrachte und das Gesangbuch ohne Umstände in dessen Lade legte, als er gleich darauf einen Heubesen ergriff und sich dem Kuhlönig zur Verfügung stellte.

Bei dem Abendessen sah er auf Antje. Von dem Gefindelisch lugte er verstoßen zum Familientisch hinüber, aber es dauerte lange, bevor er einen Blick aufging, den sie verstandte. Einen zweiten bekam er nicht, er war aber auch mit dem einen zufrieden. Er hatte so allerlei darin gelesen und gefunden, was ihn glücklich machte. Er aß Ausgebratnes — sein Leibgericht —, aber er wurde sich dessen vor Liebe nur halb bewußt. So war Hein Wied der „Semperfreie“ in zwiefache Bande geschlagen, er stand im Dienste des Hofbauern und in Knechtschaft des Genius unsrer Gattung, der das Herz unsers Freundes für seine selbstsüchtigen Zwecke dienstbar zu machen versuchte.

Die übermütige Kiele zeigte ihrem Spiellameraden jeden aufgespießten Bratloß, ehe sie ihn verpeiste, aber Frau Gretes allgegenwärtiger Blick machte dieser Unschicklichkeit ein Ende.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Imperialismus und Staatswissenschaft in den Vereinigten Staaten. In der von der staatswissenschaftlichen Fakultät zu Boston herausgegebenen Political Science Quarterly, die in der Regel viel gutes und lehrreiches bringt, hat Professor F. H. Giddings im Dezember 1898, also noch vor den anglosächsischen Brutalitäten auf Samoa, eine Rechtfertigung, oder besser gesagt: eine Erklärung des amerikanischen „Imperialismus“ versucht, die zwar grundsätzlich das Fragen nach Ursache und Wirkung, nach Recht und Unrecht, nach vernünftig und unvernünftig verhorresziert, aber vielleicht gerade deshalb manchem Modernen in Deutschland besonders tief wissenschaftlich erscheinen wird. Vor allem aber wird Herr Professor Giddings doch auf den Donk der Realpolitiker in England rechnen dürfen, denen natürlich kein größerer Dienst erwiesen werden kann, als wenn Jung-Amerika noch so lange im Größenwahn erhalten wird, als England Narren braucht, die ihm die Kastanien aus dem Feuer holen. In Wirklichkeit ist der Aufsatz Imperialism des Herrn Giddings ein unwissenschaftlicher Angriff auf die ablehnende Stellung, die die amerikanische Staatswissenschaft bisher gegen den Imperialismus eingenommen hat, und die ganz neuerdings in derselben Zeitschrift von berufener Seite in streng sachlicher, unbefangener Weise vertreten worden ist.

Herrn Giddings gilt es als Axiom: Territorial expansion is as certain as the advent of spring after winter. Er verhöhnt die, die fragen, was sein soll; er selbst fragt nur danach, was ist und sein wird. Das Volk der Amerikaner von siebzig Millionen und mehr Seelen ist ihm das „allerungeheuerste Reservoir voll siedender Kraft, das auf der ganzen Welt gefunden werden kann.“ Schon bis jetzt habe es Wunder der materiellen Zivilisation, der Verwaltungsorganisation, der Erziehung und selbst der wissenschaftlichen Forschung vollbracht. „Möge irgend ein Leser von Wallace's Wonderful Century sich fragen, welcher Anteil an den dort verzeichneten Errungenschaften den Amerikanern gut zu schreiben ist, es wird ihm dann eine Offenbarung zu teil werden, mit der verglichen die Apokalypse matt und zahm ist.“ Und doch sei sicher, daß alles, was die Amerikaner bisher geleistet hätten, nur ein schwacher Vorgesmack sei von dem, was sie sich zu leisten anschickten. „Dieses ungeheure Reservoir von Kraft kann sich in den kommenden Jahrhunderten selbst entladen in fruchtbaren Unternehmungen, Forschungen und Entdeckungen, es kann mehr für den Fortschritt der Menschheit leisten, als alle Vorstellungen zu begreifen vermögen. Aber wenn ihm durch eine irrtümliche Politik der Ausweg versagt wird, so wird es sich selbst entladen in Anarchismus, Sozialismus und andern destruktiven Tendenzen, die unberechenbares Unglück bewirken können.“

Diese Masse menschlicher Unternehmungen, heißt es weiter, sei freilich nicht durchweg gegründet auf Vernünftigkeit, weitblickender Weisheit und unbefleckter Sittlichkeit. Sie sei ebenso verschiedenartig, wie sie groß sei. Die Millionen menschlicher Wesen, die von fremden Ländern gekommen seien, stünden noch nicht alle auf der Höhe des amerikanischen Standpunkts. Ihre neu gefundene Freiheit habe noch nicht durchweg aufgehört, Zügellosigkeit zu sein. In den weitem Millionen, die von dem alten amerikanischen Stock abstammten, seien die ursprünglichen menschlichen Leidenschaften noch nicht unter volle Kontrolle gebracht. Die Triebe zu primitiven Beschäftigungen, die den Menschen an Gefahren gewöhnten, sei bei ihnen noch nicht ausgerottet. Keine Nation der Erde stamme in so weitem Umfange ab

von verwegenen Abenteurern. Es sei noch keine dreihundert Jahre her, seit die Kolonisten an der Ostküste ihren täglichen Geschäften nachgegangen wären unter dem Schatten drohender Gefahr von wilden Feinden. Es sei noch keine hundertfünfzig Jahre her, seit die Pioniere vom Ohio und Mississippi die Wildnis kultiviert hätten in den Pausen, die die Vernichtungskriege ihnen ließen. Es sei noch keine fünfzig Jahre her, seit die letzten Pioniere von den westlichen Ebenen aus eine pfablose Wüste in Karawanen durchkreuzt hätten, die einen Schweiß bleichender Gebeine zurücksießen, um denen den Weg zu weisen, die ihnen nach dem Eldorado des Westens folgen würden. Könne man annehmen, daß die Abkömmlinge solcher Leute in so kurzer Zeit die Instinkte verloren hätten, die den Menschen bestimmten, Unternehmungen vorzuziehen, die hohen physischen Mut und große Verschlagenheit verlangten?

„Es ist nicht wahr, daß wir eine Nation von Tingos sind. Es ist nicht wahr, daß wir den Krieg wünschen um des Kriegs willen. Aber es ist wahr, daß wir eine Nation sind, erfüllt von außergewöhnlichem Mut, daß wir physische Freigebigkeit und jede Art von Schwäche gründlich verachten. Es ist wahr, daß wir durch das Verschwinden von Gelegenheit zu Abenteuern und Wagnissen aufgeregt werden. Es ist deshalb gewiß, daß wir mehr als die meisten Nationen zu Ausbrüchen kriegerischen Sinns neigen, wenn wir glauben beleidigt zu sein, und daß keine andre Nation so geeignet ist, sich in eine große Armee umzuwandeln und mit einer unbezähmbaren Energie Eroberungskriege zu führen, wenn sie einmal überzeugt ist von der Gerechtigkeit der Ursachen.“

Aber über diese gerechten Ursachen erfährt man von Herrn Giddings gar nichts, wenn man sie nicht in den eben geschilderten „Instinkten“ der Natives sehen will, oder die große Mission, neben den Engländern die Tropen — für die Menschheit natürlich — zu beherrschen und auszubenten, dafür ansieht, oder gar die Beherrschung der Welt durch die angelsächsische Rasse „im Interesse der englischen Zivilisation, mit ihren Prinzipien der Freiheit, Selbstverwaltung und Zugänglichkeit für alle“ im Gegensatz zu der „russisch-chinesischen Kombination, mit ihrer Politik der Ausschließung und ihrer Tradition der unverantwortlichen Autorität“ dafür gelten lassen will. Der Traum von der russisch-chinesischen Kombination begeistert freilich Herrn Professor Giddings zu nichts Geringerem, als zu dem pompösen Vergleich der blutigen Hunnenschlacht bei Chälons-sur-Marne im Juni 451 mit — der blutlosen Schlacht in der Manila-Bai im Mai 1898.

Fast noch bezeichnender aber für die imperialistische Staatswissenschaft ist folgender Ausblick in die Zukunft: Es wäre kindisch, nicht mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß die Verwaltung der eroberten Gebiete jahrelang korrupt und selbst standalöser sein werde, als irgend etwas, was man in Amerika bisher erlebt habe. Civil service reformers könne man nicht dazu brauchen. Politische Abenteurer der verurteilten Art würden dabei ein so fruchtbares Tätigkeitsfeld finden, wie sie es seit der Reconstruction in the South nicht gefunden hätten. Aber, so tröstet sich Herr Giddings: Corruption and scandals then, we may expect; but is this all that we may look for? Und die gelehrte Antwort lautet: Responsibility is a powerful moralizing influence!

Und was sagt die ernste amerikanische Staatswissenschaft zu dieser Staatsweisheit der Imperialisten? „Ich gehöre nicht zu denen, schreibt Professor Burges im letzten Heft der Political Science Quarterly, die meinen, die Vereinigten Staaten dürften niemals Kolonien und andre abhängige Gebiete haben. Wenn wir unser Land ganz bevölkert haben werden; wenn wir zu hinreichend übereinstimmenden Ansichten über die Grundprinzipien von Recht und Verwaltung gelangt sein werden;

wenn wir zivilisierte Geseße, Gewohnheiten und Einrichtungen überall bei uns eingeführt haben werden; kurz, wenn wir unsre nationale Entwicklung bis zu einem Stande vernünftiger Vollenbung gebracht haben werden, dann, daß gebe ich zu, wird man mit Recht und Anstand daran denken können, unsre Zivilisation durch Kolonien in die dunkeln Gegenden der Erde zu tragen. Aber solange wir noch nicht zwei Drittel des Territoriums bewohnen, das wir in diesem Kontinent besitzen, solange wir seine Hilfsquellen noch nicht hinreichend entdeckt, geschweige denn ausgenutzt haben; solange wir im weitesten Maße ein Wildvolk bleiben aus Amerikanern, Europäern und Afrikanern; solange wir immer noch von einer Übereinstimmung der Meinungen so weit entfernt sind, daß wir nicht einmal sicher sind, ob ein Dollar hundert Cents oder fünfzig Cents gilt, ob ein öffentliches Amt als Gelegenheit zum Raub oder als Vertrauensposten betrachtet werden muß, ob die Lynchjustiz schlechte oder gute Justiz ist; solange wir eine Indianerfrage, eine Mormonenfrage, eine Neegerfrage immer noch ungelöst unter unsern Händen haben — von weniger wichtigen Fragen nicht zu reden —, solange scheint es mir der natürlichen Ordnung der Dinge besser zu entsprechen, daß wir zu Hause bleiben und für unsre eignen Angelegenheiten sorgen, daß wir unser nationales Heim in eine bessere und verständigere Ordnung bringen, statt als Souveräne in ein fremdes Land zu reisen, daß wir uns selbst die nationale Disziplin und Bildung zu geben suchen, die die notwendige Voraussetzung der erfolgreichen Durchführung einer internationalen und Weltrolle ist.“

Verzeichnet sei auch noch, daß sich ganz neuerdings der Gegenkandidat Mac Kinleys von 1896 W. J. Bryan scharf verurteilend über den Imperialismus ausgesprochen hat: das Eroberungsprinzip ist ein falsches Prinzip. Unsre Nation ist ihm immer entgegen gewesen, und es ist ganz unmöglich, die weitreichende Wirkung zu berechnen, die die imperialistische Doktrin, die als erklärte Politik der Nation Gewalt an Stelle der Vernunft setzt, auf unser Volk haben würde.

Wir werden abzuwarten haben, wie lange in den Vereinigten Staaten der Imperialismus der Bildung Gewalt anzuthun vermag. Auch bei uns gebildeten Europäern haben manchmal lärmende Narren eine Zeit lang die Mehrheit für sich, gilt der Appell an die „primitiven Instinkte“ mehr als die Berufung auf Vernunft, Recht und Sittlichkeit. Je höher wir die Tüchtigkeit des amerikanischen Volks zu schätzen gewohnt sind, um so mehr dürfen wir hoffen, daß es bald mit dem Imperialismus und mit der Anglomanie fertig wird. Der Verlauf der Dinge auf Samoa kann dem segensreichen Einfluß der konservativen Staatswissenschaft drüben vielleicht ganz förderlich werden, wenn das Deutsche Reich nicht etwa doch noch die amerikanischen Jingoß durch allzu große Nachgiebigkeit ins Recht setzt. ß

„Das deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden.“*) Vor einigen Wochen brachten die Zeitungen die Nachricht, der Minister von Strenge habe im Landtag zu Gotha folgende Erklärung des Herzogs von Connaught verlesen: „Nach dem allzufrühen Heimgang des Erbprinzen Alfred und zufolge des bedingten Verzichtes des Prinzen von Wales für sich und seine Nachkommen auf das Erbfolgerecht in den Herzogtümern Koburg und Gotha bin ich nach Hausgesetz der nächste zur Thronfolge berufene Agnat des herzoglichen Hauses. Als solcher sind ich und mein Haus bereit, unsre Pflichten gegen die uns angefallenen Herzogtümer Koburg und Gotha zu erfüllen. Arthur, Herzog von Connaught. Rom, 6. April 1899.“

*) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, 295.

Nach dem Hausgeſetze der Herzöge von Koburg-Gotha iſt alſo ein Ausländer, deſſen Geburt und Erziehung ihn außs engſte mit einer fremden Nation verknüpft haben, der Erbe nicht bloß des hinterlaſſenen Vermögens ſeiner Verwandten, ſondern auch Erbe des Thrones, d. h. der Ausländer iſt berufen, der regierende Fürſt, der Landesvater von einigen Hunderttauſend Deutſchen zu werden.

Wir haben alle Urſache, die Fähigkeit, mit der die Engländer alle ihre nationalen Eigentümlichkeiten feſthalten, hochzuachten, und wünſchen unſerm deutſchen Volke wenigſtens einen Teil dieſer Fähigkeit, doch können wir nicht unſer ſchweres Bedenken unterdrücken, ob es einem in engliſchen Anſchauungen, in engliſchem Nationalſtolz aufgewachſenen Fürſten möglich ſein wird, die Anſchauungsweiſe und das Gefühlleben der Deutſchen in einem kleinen thüringiſchen Staate zu verſtehn. Kann er das nicht, ſo kann er auch nicht ihr Landesvater im edelſten Sinne des Wortes ſein. Dann entſteht ein Verhältnis, das wir auch dem kleinſten deutſchen Staate erſpart ſehen möchten, ein gegenseitiges Sichfremdſein von Fürſt und Unterthanen.

Unzweiſelhaft könnten aus dieſer Art des Erbrechts auch ernſte Gefahren für die Grundlagen des Deutſchen Reichs entſtehn. Dies wird einleuchtend, wenn wir den Fall annehmen, daß z. B. ein ruſſiſcher Fürſt ſtatt in Oldenburg in Bayern oder in Preußen auf den Thron käme. Man wird nicht einwenden, daß wir ja zur Zeit des früheren Deutſchen Bundes auswärtige Fürſten auf deutſchen Thronen gehabt haben — in Luxemburg, in Hannover, in Holſtein —; denn das waren Zuſtände, deren Wiederkehr ſein guter Deutſcher wünſcht. Man wird auch nicht einwenden, daß Griechenland und Bulgarien Ausländer zu Fürſten haben. Dieſe Länder haben ſich dieſe Fürſten ſelbſt gewählt und wollten ſich damit den Anfang einer Dynaſtie ſchaffen, die allmählich national werden ſoll. Uns ſcheint die Frage für unſer ſtaatliches und nationales Leben von hoher Bedeutung, und der Saß unſers großen Staatsmanns, den wir an die Spitze geſtellt haben, bedürfte ernſteſter Beachtung. Natürlich können derartige wichtige Fragen von großer Tragweite nicht im Landtage eines kleinen Staats entſchieden werden, wo die nahen Beziehungen zum eignen Fürſten eine offene Meinungsäußerung hindern; nur im Reichstage und im Bundesrate können die Bedingungen feſtgeſtellt werden, unter denen das wichtigſte und höchſte Amt im Deutſchen Reiche, das Amt eines Fürſten eines Teils der deutſchen Nation, angetreten werden kann. Uns will es ſcheinen, als ob die erſte und unerläßliche Bedingung die ſei, daß der Fürſt ein Deutſcher ſein muß, zum wenigſten aber ein Mann von durch und durch deutſcher Gefinnung. Eine ſolche wird aber nur ein Prinz haben können, der von Kindheit an deutſche Luſt geatmet und eine deutſche Erziehung genoffen hat. — Die Anſichten angeſehener engliſcher Zeitungen, von denen die eine in der Erklärung des Herzogs von Connaught einen bedauerlichen Abfall von ſeinem Vaterlande ſieht, während eine andre den Verzicht auf den deutſchen Thron wegen der „Höhe der Zivillifte“ für unſtatthaft erklärt, ſind bezeichnend und für uns belehrend. Maßgebend aber kann für uns Deutſche natürlich nur der ſehr berechtigte Wuñſch ſein, als oberſte Führer und Berater unſers Volks excluſivlich Männer zu haben, die mit ihrem ganzen Herzen zu uns gehören, die alle Lebensinterereſſen unſrer Nation, alſo auch die Ausbreitung unſers Handels und die Erſtarkung unſrer Kriegsflotte, für ihre eignen anſehen und ſie mit freudigem Eifer fördern.

Phantaſien eines Theaterfreundes. Wer auch nur auf einer „Stationsfahrt“ die Theaterverhältniſſe des Südens kennen gelernt hat, dem muß gegenüber den einheimiſchen als hervorſtechendſte Eigentümlichkeit auffallen, daß ein ſtäbdiges

Theater dort die Ausnahme ist. In demselben Gebäude wechseln in jeder Saison aller paar Wochen oder aller paar Monate die verschiedensten Schauspiel- und Operngesellschaften. Man kann in demselben Winter Verdis „Othello“ in Mailand, in Rom und in Palermo von derselben Truppe dargestellt sehen. Und das gilt nicht etwa nur von den Truppen niedern Ranges, von den „Schmierern,“ die auch in Deutschland keinen ständigen Sitz haben, sondern von jeder guten Theatergesellschaft. Die darstellenden Künstler sind nicht auf Jahre hinaus an ein bestimmtes Gebäude und einen bestimmten Ort gebunden, sondern sie wechseln beides annähernd ebenso oft wie ein Orchester den Konzertsaal.

Nun liegt es auf der Hand, daß das eine wie das andre „System“ seine natürlichen Ursachen und seine besondern Vorzüge und Nachteile hat. In einer Hinsicht aber verdient die südliche Sitte unbedingt den Vorzug: sie macht das gute Theater, das Theater im großen Stil, nicht bloß einem, sondern vielen Orten, großen und kleinern, zugänglich und dient also zur Verbreitung, zur Dezentralisation der Kunst. Das ist ein Umstand von äußerster Wichtigkeit, von solcher Wichtigkeit, daß er allein genügt, den Wunsch nach einer gewissen Mobilisierung auch der deutschen Theater zu rechtfertigen. Der Hauptgrund für die bisherige Ständigkeit der einheimischen Bühnen liegt ja ohnehin in Verhältnissen, die der Vergangenheit angehören, in der Unzulänglichkeit der ältern Beförderungsmittel, die den Transport einer großen Anzahl von Personen und Requisiten viel zu zeitraubend, kostspielig und mühevoll machten, als daß ein besseres Theaterunternehmen sich solcher Belästigung unterzogen hätte. Mit der lebhaften Entwicklung aber, die der Eisenbahnverkehr in neuerer Zeit genommen hat, ist auch der wichtigste Grund für die Beibehaltung von nur ständigen Bühnen gefallen. Jetzt, nachdem die Eisenbahn so viel kleinere Städte nahe gerückt hat, ist kein Grund mehr dafür vorhanden, daß die Wohlthat des Genusses guter Theatervorstellungen ein Privilegium des Publikums der Großstadt bleiben soll, daß ein gesundes, gemeinnütziges Kunstinstitut sein Bestehen von der Laune des Großstadtpublikums abhängig macht.

Es handelt sich hierbei um eine ernste Kulturaufgabe, wenn man will, um eine sozialpolitische. Es nußt gar nichts, nur zu beklagen, daß die Künste und Wissenschaften je länger, je mehr ihren Sitz in den großen Zentren aufschlagen, so wenig, als es Zweck hat, über den Maschinen- und Fabrikbetrieb und seine natürlichen Folgen zu jammern. Vielmehr muß es darauf ankommen, mit diesen Erscheinungen und Erzeugnissen des modernen Lebens zu rechnen, die Schäden, die sie mit sich bringen, nach Möglichkeit zu beseitigen und ihren Nutzen für die Allgemeinheit zu erhöhen. Hat man sich einmal klar gemacht, daß die Güte einer Vorstellung recht wenig von dem Lokal abhängt, in dem sie stattfindet, wenig auch von dem Orte, in dem das Lokal liegt, so muß es vom rein praktischen Standpunkt aus auffallen, weswegen die große Mehrzahl der in Deutschland bestehenden Theaterunternehmungen so untrennbar von dem Theatergebäude erscheinen, daß ihre Weiter nicht einmal den Versuch machen, ob sie nicht auch in einem andern Lokale, an einem andern Orte mit Erfolg zu wirken vermögen.

Die Reisen der Schauspielgesellschaft vom Gärtnerplatz in München, vom Hoftheater in Meiningen sind leider nur vorübergehende Erscheinungen geblieben. Und doch war ihre Wirkung tief und nachhaltig. Ungezählten Tausenden wurde ein Kunstgenuß gewährt, der ihnen sonst nicht geworden wäre. Eine ganze Anzahl dramatischer Werke, mit Einschluß der großen Klassiker, wurde in Kreisen populär, denen „Julius Cäsar“ nicht bekannter als „Marino Falieri“ war — wobei die Prinzipienfragen ganz auf sich beruhen können, die seiner Zeit so viel besprochen

wurden. Man setze nun für einen Augenblick den Fall, daß sämtliche Hoftheater und auch die großen Privattheater in ähnlicher Weise ihrer Unbeweglichkeit entzogen und „mobil“ gemacht würden, daß sich die Schätze der dramatischen und darstellenden Kunst wie ein Strom durch ganz Deutschland ergößen, statt an einzelnen Stätten zu stagnieren! Welch ungeheure Bereicherung und Befruchtung des ganzen geistigen Lebens der Nation müßte die Folge sein! Welcher beständige Austausch geistiger Güter zwischen Nord und Süd und Ost und West! Welcher Gewinn aber auch für die beteiligten Künstler selbst, wenn sie nicht mehr genötigt wären, immer vor demselben Publikum zu wirken, immer in demselben Kreise zu verkehren! Es müßte eine Wechselwirkung eintreten von dem Dichter und Schauspielern auf das Publikum und von diesem auf die Schauspieler, die für alle Teile nur förderlich sein könnte. In sehr viel höherem Grade, als bisher, würde es auch möglich werden, der Jugend die Schöpfungen der klassischen Litteratur vor Augen zu führen, während jetzt nur ein kleiner Bruchteil des aufwachsenden Geschlechts aus der lebendigen Wiedergabe dramatischer Werke Belehrung und Erhebung schöpft.

Vernünftigerweise wird man aber die ausgegebenen, sehr erstrebenswerten Ziele nicht auf dem Wege verfolgen dürfen, daß sämtliche deutsche Theater beständig auf der Wanderschaft sind. Dem würden nicht allein besondere lokale Verhältnisse im Wege stehn, maßgebende Wünsche von maßgebender Seite, der lokale Charakter mancher Bühnen, sondern es wäre vor allem unvereinbar mit geschäftlichen Interessen. Wohl aber ist es wünschenswert und erreichbar, daß einzelne Theaterunternehmungen, vornehmlich solche, die das klassische Drama pflegen, das Feld ihrer Thätigkeit erweitern und der Gesamtheit zu gute kommen lassen, was seiner Natur nach für die Gesamtheit bestimmt ist. Und auch diese Bühnen können und werden nicht jedes kleinste Städtchen zum Schauplatz ihrer Aufführungen wählen, sondern sich sichtlich auf größere Provinzialstädte beschränken. Ganz von selbst wird dadurch auch das Publikum der kleinern Städte in der Nähe herangezogen werden. Personen und Kreise, die gegenwärtig noch dem Theater fern stehn, werden für das Theater gewonnen werden. Ein sehr viel größeres Publikum wird es sein, an das sich die dramatische Kunst dann wenden kann. Vielfach wird ein Bedürfnis so erst wahrgenommen werden, das noch schlummert, weil die Mittel der Befriedigung fehlen; an manchen Orten werden Theatersäle, Theatervereine entstehen, deren Errichtung bisher zwecklos gewesen wäre.

Materielle Vorteile des neuen Unternehmens können so wenig ausbleiben wie ideale, wenn die Verwirklichung eines gesunden Gedankens in Frage steht. Auch die reservierten Bühnen werden in gewissen Grenzen an dem Wettkampf teilnehmen. Wenn seit langer Zeit nicht mit Unrecht über den Niedergang des Theaters geklagt, auf eine Übersättigung des großstädtischen Publikums hingewiesen wird, die den wirtschaftlichen Zusammenbruch auch der besten Unternehmungen zur Folge gehabt hat, so könnte auf dem hier vorge schlagenen Wege, durch Heranziehung von Hunderttausenden, die nichts weniger als übersättigt sind, die zum Teil sogar ihren Kunstgungern noch gar nicht verspüren, eine Neubildung des Theaterpublikums und damit eine neue Blüte des Theaters herbeigeführt werden — ein hohes Ziel für jeden Freund geistiger Kultur.

Wschersleben

Rechtsanwalt Bamberger

Eisenbahnpolitik. De Terra ist, so viel wir wissen, der einzige unter unsern höhern Eisenbahnbeamten, der durch seine publizistische Thätigkeit Führung hergestellt hat zwischen dem Publikum und der Bahnverwaltung, indem er jenes

in den Stand setzte, über den es so lebhaft interessierenden Gegenstand ein Urteil sachgemäß abzugeben. Er hat nun seine frühern Veröffentlichungen, die zum Teil verbessert und umgearbeitet und um einige weitere Aufsätze vermehrt worden sind, zu einem Bande vereinigt, der so ziemlich alles umfaßt, was bei unserm Eisenbahnwesen in Frage steht; der Titel lautet: Im Zeichen des Verkehrs. Kritische Streifzüge und Reformgedanken vom Eisenbahn-Direktor Otto de Terra. (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. Ohne Jahreszahl.) Die Wörter „kritisch“ und „Reform“ wollen nicht etwa besagen, daß das deutsche Eisenbahnwesen reformbedürftiger sei als irgend ein andres; es ist im Gegenteil nach des Verfassers Darstellung das beste der Welt; aber auch so noch bleibt es wie alles Menschliche vielfach verbesserungsbedürftig, und gerade, daß es schon so viel geleistet hat, verbürgt seine Befähigung zu noch größern Leistungen. Nach einer allgemeinen Darstellung unsrer Staatsbahnen behandelt de Terra die Eisenbahnfinanzpolitik, die Tarifbildung und Tarifreform, das Verhältnis von Post und Eisenbahn (wobei die im Grenzbotenverlag erschienene Schrift: „Zur Reform des Paketportos“ größtenteils beistimmend berücksichtigt wird), die gesetzliche Regelung des Eisenbahntarifwesens, die Vorbildung der Eisenbahnbeamten, die Bestrebungen der Eisenbahnbediensteten zur Verbesserung ihrer Lage, die Organisation der Eisenbahnverwaltung und die Wichtigkeit der Mäßigkeitsbestrebungen für den Eisenbahndienst. Wir widerstehen der Versuchung, das Buch zu plündern, weil wir wünschen, daß es von recht vielen vollständig gelesen werde, und beschränken uns auf folgende Bemerkungen zur Kennzeichnung der Grundsätze des Verfassers. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen findet bei ihm die glänzendste Rechtfertigung, und er konstatiert mit Genugthuung, daß sich Bismarcks Reichseisenbahnprojekt, das am Partikularismus gescheitert ist, unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse von selbst verwirklichte. Er will nicht, daß der Staat mit seinen Bahnen dem Publikum umsonst diene, sondern findet es angemessen, daß er einen Überschuß erziele, aber er bedauert es, daß zur Zeit die preussische Eisenbahnverwaltung in allzugroße Abhängigkeit vom Finanzminister geraten sei. Er will, daß der Staat die Eisenbahnen von sozialen Gesichtspunkten aus verwalte und nicht, wie bisher vielfach geschehen sei, den Großen wohlfeiler diene als den Kleinen. Er findet das übermäßige Vorwiegen des juristischen Elements in der Verwaltung und die einseitige Berücksichtigung der Militäranwärter bei der Besetzung der Ämter nicht vorteilhaft und fordert eine besondere Vorbildung für die Eisenbahnbeamten. Er empfiehlt Vereine nach Art des zu Kassel begründeten, an denen die Beamten aller Grade und die Arbeiter als gleichberechtigte Mitglieder teilnehmen, und wo solche nicht zu erreichen sind, hält er es immer noch für das kleinere Uebel, wenn die Arbeiter und die Hilfsunterbeamten einen Verein gründen, wie den bayrischen, der zwar von gewisser Seite staatsgefährlich und gemeingefährlich gescholten werde, der aber tatsächlich über 10000 „Eisenbahner“ der sozialistischen Agitation entzogen habe. Er tadelt es, daß die Eisenbahnverwaltung durch die Errichtung von überflüssigen Restaurationen selbst auf den allerkleinsten Stationen, durch die Ver wandlung aller Wartehäler in Kneipen und durch die Forderung überhoher Pachtzinsen das Trinken fördert, sowohl beim Publikum, als auch bei den Bahnbeamten, für die doch absolute Nüchternheit eines der allerersten dienstlichen Erfordernisse ist. — Wir zweifeln nicht daran, daß dieses kleine Buch wohlthätig wirken, ja einen entscheidenden Einfluß auf unser Eisenbahnwesen ausüben wird.



Eduard Bernstein und die deutsche Sozialdemokratie



Es die Christenheit inne wurde, daß sie die Worte der Apokalypse falsch gedeutet und vergebens auf die leibliche Wiederkunft Christi gewartet habe, da sank der Chiliasmus von der Würde einer orthodoxen Meinung zu einer Kezerei herab. Die deutsche Sozialdemokratie scheint es umgekehrt halten zu wollen wie die alte Kirche. Offen vor aller Augen liegt die Thatsache da, daß die Entwicklung einen ganz andern Weg einschlägt, als den ihr Karl Marx vorzuschreiben sich erkühnt hatte, und daß es mit dem tausendjährigen Reich der Proletariats-herrschaft so wenig etwas ist wie mit dem von Nebel fürs Jahr 1897 geweissagten großen Kladderadatsch; eine sozialistische Autorität ersten Ranges legt diese Thatsache in klarer, ruhiger, überzeugender Sprache dar, aber die Parteipäpste scheinen nicht die durch den Gang der Ereignisse als Phantasien enthüllten Sätze ihres Programms, sondern die Aussprache dessen, was wirklich ist, für Kezerei erklären zu wollen. Das ist nun Sache der Herren; Bernsteins Buch aber*) würde als eine gute Orientierung über den augenblicklichen Stand der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung auch dann Beachtung verdienen, wenn er nicht ein anerkannter Vertreter und gründlicher Kenner des Marxismus wäre und dem verstorbenen Engels als intimster Freund nahe gestanden hätte. Wir wollen deshalb die Hauptgedanken des kleinen Buches, dessen Entstehungsgeschichte den Lesern aus den Zeitungen bekannt ist, kurz zusammenfassen.

Wir haben in diesen Hefen oft wiederholt, daß unter allen Sätzen der marxischen Theorie die wertlosesten und unhaltbarsten gerade die sind, die ihrer

*) Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie von Ed. Bernstein. Stuttgart, J. F. W. Dieb Nachf., 1899.

agitorischen Verwendbarkeit wegen von den deutschen Sozialdemokraten am höchsten geschätzt, am lautesten ausgesprochen und am beharrlichsten abgedroschen werden. Bernsteins Buch ist der Hauptsache nach eine ausführliche Begründung dieser unsrer Ansicht. Der Verfasser will die marxische Theorie nicht aufheben, sondern sie durch kritische Beseitigung ihrer unhaltbar gewordenen Bestandteile fortentwickeln. Er beginnt mit der materialistischen Geschichtsauffassung und ist da in der glücklichen Lage, auf Engels verweisen zu können, da dieser Mitbegründer des historischen Materialismus dessen ursprüngliche Formulierung in späteren Jahren stark abgeschwächt und zugestanden hat, daß es nicht die ökonomischen Verhältnisse allein sind, die den Gang der Weltgeschichte bestimmen und als ihr geistiges Spiegelbild die Ideen erzeugen. Er nennt Rechtsformen, juristische, politische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen als Einflüsse, die auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe einwirken und „in vielen Fällen vorwiegend deren Formen bestimmen.“ Es sind also, schreibt er u. a., „unzählige einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, woraus eine Resultante — das geschichtliche Ereignis — hervorgeht, die selbst wieder als das Produkt einer als Ganzes bewußtlos und willenlos wirkenden Macht angesehen werden kann. Denn was jeder einzelne will, wird von jedem andern verhindert, und was herauskommt, ist etwas, was keiner gewollt hat“ und keiner voraussehen konnte, wie wir allen prophetisch angelegten Geistern zur Warnung beifügen wollen. Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische Entwicklung, meint Engels, beruhe zwar auf der ökonomischen, aber alle diese Sonderströmungen reagierten aufeinander und auf die ökonomische Basis. Natürlich ist auch damit schon zu viel behauptet, wenn man nicht unter der ökonomischen Basis die Gütererzeugung überhaupt versteht, denn freilich kann weder der Pfarrer predigen, noch der Advokat plaidieren, noch der Dichter dichten, wenn kein Bauer Brot schafft, und hätten die deutschen Fürsten Herrn Walthar von der Vogelweide verhungern lassen, ehe er seine letzten Liebeslieder gedichtet hatte, so hätten wir diese eben nicht; aber das feudale Wirtschaftssystem des dreizehnten Jahrhunderts ist zum Dichten von Liebesliedern nicht nötig; solche werden auch heute noch schodweise gemacht, und wenn sie meistens nicht ganz so gut ausfallen wie die des ritterlichen Sängers, so sind andre Dinge als die Dreschmaschinen und die Aktiengesellschaften daran schuld. Was vom historischen Materialismus als haltbar übrig bleibt, ist die Anerkennung der wichtigen Rolle, die die Produktionsverhältnisse in der Weltgeschichte spielen, und darauf läuft auch Bernsteins Kritik hinaus. Er schlägt für diese reformierte Auffassung die Bezeichnung: ökonomische Geschichtsauffassung vor statt der in der That ganz unpassenden: materialistische Geschichtsauffassung und sucht nachzuweisen, daß heute der Einfluß der ökonomischen Kräfte nicht im Steigen sondern im Sinken begriffen sei. Was steige, das sei die Be-

achtung dieser Kräfte, aber eben weil ihnen die Menschheit größere Beachtung schenke und hierdurch tiefere Einsicht in sie gewinne, vermöge sie das Wirtschaftsleben besser zu leiten und zu beherrschen als eheben. „Wie die physische, so wird auch die ökonomische Naturmacht in dem Maße aus einer Beherrscherin eine Dienerin der Menschen, als ihr Wesen erkannt ist.“ Nur der Widerstreit der Privat- und Gruppeninteressen hindere, daß die so erlangte theoretische Freiheit in praktische übergesetzt werde; dieses Hindernis werde in dem Maße schwinden, als das Allgemeininteresse Macht gewinne über das Privatinteresse. — Ob es überhaupt ein solches Allgemeininteresse giebt, ob nicht die größtmögliche Befriedigung der Mehrzahl, die man ja bei dem Worte Allgemeinheit gewöhnlich im Sinne hat, die Aufopferung gerade der hervorragendsten Geister erfordern und deren Beseitigung oder Unterdrückung die gesamte Menschheit auf eine tiefere Stufe zurückwerfen würde, ob also nicht der Interessengegensatz, der die vollkommene Beherrschung des Wirtschaftslebens von einem Zentrum aus — etwa durch einen Weltwohlfahrtsausschuß — hindert, für die Menschheit notwendig ist und bis zum Ende aller Dinge fortbestehen muß, das eben ist die große Frage!

Wenn Marx die Bedeutung des Ökonomischen für die Weltgeschichte der Erfahrung entnommen hat, so entstammt dagegen seine Ansicht von der Rolle, die das Proletariat in der nächsten Zukunft spielen sollte, der Verbindung einer nur im damaligen England zu machenden Erfahrung mit der Hegelschen Spekulation. In England waren damals die verlumpten Arbeiter, an die man bei dem Worte Proletarier zu denken pflegt, in solchen Massen zu sehen, daß man sie für den einen der beiden Hauptbestandteile des englischen Volks halten konnte; und da nun dieses Proletariat der denkbar schärfste Gegensatz zur herrschenden Bourgeoisie war, und da nach Hegel die Weltgeschichte in Gegensätzen fortschreitet, so — konnte die Herrschaft der Bourgeoisie nur von der des Proletariats abgelöst werden. Dabei wurde noch vorausgesetzt, daß Englands Entwicklung typisch sei für die aller andern Kulturstaaten. Daß ein siegreiches Lumpengefindel wohl morden, plündern und verwüsten, aber weder herrschen noch regieren noch die Produktion leiten könnte, das galt als eine Kleinigkeit, durch die sich der große Geist nicht genieren zu lassen brauchte. Hegels Satz ist ja nun richtig, aber gegen seine thörichte Anwendung bemerkt Bernstein mit Fr. A. Lange, „daß wie im Leben des Einzelnen, so auch in der Geschichte die Entwicklung durch den Gegensatz sich weder so leicht und radikal, noch so präzise und symmetrisch macht wie in der spekulativen Konstruktion.“ Ein moderner Staat enthält eben eine Unzahl von Gegensätzen, unter denen der von Proletariat und Bourgeoisie nur einer ist, und dieser eine hatte in seiner klassischen Heimat England schon vor Marzens Tode seine Schroffheit und seine überragende Bedeutung verloren. Selbst wenn die Entwicklung überall auf dem Wege weiter gegangen wäre, den sie in England

eingeschlagen zu haben schien, so würde der dann unvermeidliche Zusammenbruch nicht zur Herrschaft des Proletariats und einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, sondern nur zu einem Chaos und zum Untergange der Kultur geführt haben. Aber sie ist eben nirgends, auch nicht in England, auf diesem Wege weitergegangen. Marx hat, wie wir unzähligemal gesagt haben, mit seiner Darstellung des gesellschaftlichen Entwicklungsganges nur für England Recht gehabt, und auch für dieses nur bis zum Jahre 1850. Bernstein beweist den Umschwung durch eine Menge von Zahlen, unter denen die interessantesten die auf Seite 49 angeführten sind. Im Jahre 1851 zählte England 300 000 Familien in der mittlern Steuerklasse (150 bis 1000 Pfund), im Jahre 1881 aber 990 000. Während in diesen dreißig Jahren die Bevölkerung um 30 Prozent gewachsen war, hatte die der mittlern Einkommen einen Zuwachs von $233\frac{1}{3}$ Prozent erfahren. So tritt in England an die Stelle des unüberbrückbaren Gegensatzes von steinreich und bettelarm jene Stufenleiter der Vermögen und Einkommen, die in Deutschland, Österreich, Frankreich und den kleinern europäischen Kulturstaaten niemals zerbrochen worden war, und die sich seit Jahrzehnten nur in günstiger Weise, d. h. durch die Zunahme der Besitzenden verändert; die Kulturwelt wird immer reicher, und ihr Reichthum verbreitet sich in immer tiefere Schichten. *)

Fehlt demnach die negative Vorbedingung für die Verwirklichung des

*) Es ist bezeichnend für den so gescheitern und gelehrten und doch so verhöhrten Rautsky, daß er in Stuttgart Bernstein zugerufen hat: „Wenn das richtig wäre, dann wäre der Zeitpunkt unsers Sieges nicht nur sehr weit hinausgeschoben, dann kämen wir überhaupt nicht ans Ziel. Wenn die Kapitalisten zunehmen und nicht die Besitzlosen, dann entfernen wir uns immer mehr vom Ziel, dann festigt sich nicht der Sozialismus, sondern der Kapitalismus.“ Wäre es Rautsky um die Arbeiter zu thun, so würde ihn die Erkenntnis freuen, daß diese nicht sämtlich erst durchs allgemeine Elend hindurchmüssen, ehe sie in eine bessere Lage gelangen, aber weil dadurch seine schöne Theorie über den Hausen geworfen wird, so betrübt er sich über den Fortschritt zum Bessern. Und so sucht er denn in seinem Buche „Die Agrarfrage, eine Übersicht über die Tendenzen der modernen Landwirtschaft und die Agrarpolitik der Sozialdemokratie“ (Stuttgart, J. S. W. Diez Nachf., 1899) die schwere Aufgabe zu lösen, wie man den Bauern den Untergang und das Heil in einem Atem verloben, sie für die Sozialdemokratie gewinnen und doch ihnen die zu ihrer Erhaltung notwendigen Maßregeln vorsehen könne. Natürlich bemüht er sich namentlich, das schreckliche Los der Kleinbauern so dunkel zu schildern, daß die Herren vom Bunde der Landwirte seine Schilderungen unverändert in ihre Agitationschriften aufnehmen können. Abgesehen von den Widersprüchen, in die ihn seine Tendenz verwickelt, und von den Übertreibungen und Einseitigkeiten, zu denen sie ihn nötigt, ist sein Buch gut und brauchbar. Er hat darin viel schätzbares Material zusammengetragen, ist auch ehrlich genug, die Strömungen und Kräfte darzustellen, die der von ihm gewünschten Entwicklung entgegenwirken, und spricht manchen fruchtbaren Gedanken aus, darunter einen, den wir vor Jahren ebenfalls ausgesprochen haben, daß nämlich die heutigen landwirtschaftlichen Produkte einer künstlichen Züchtung sind, zu einer künstlichen, wüdnatürlichen Lebensweise gezwungen werden, deshalb der Widerstandskraft gegen gesundheitschädliche Einflüsse entbehren, und daß dies die Ursache der ewigen Viehseuchen ist.

marginalen Ideals, eine Verelendung der Massen, die den wirtschaftlichen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft zur Folge haben müßte, so steht es nicht minder schlecht um die beiden positiven Bedingungen: die Konzentration der Betriebe und die große Revolution, die dem Proletariat zur politischen Herrschaft verhelfen soll. Über den ersten Punkt brauchen wir uns nicht weiter zu verbreiten, da ja in den Grenzboten oft genug gezeigt worden ist, wie unbegründet die Hoffnungen der einen und die Befürchtungen der andern wegen des angeblich schwindenden Mittelstandes, des Standes der Bauern und der kleinen selbständigen Gewerbetreibenden sind. Es ist aber interessant, solche Ausführungen in einer Schrift eines Sozialistenführers zu finden. Bernstein glaubt nicht einmal, daß die Krämerschaft durch die Warenhäuser ernstlich bedroht werde. Er leugnet nicht, daß der Handel vielfach parasitisch sei, obwohl er die Anklagen gegen ihn für übertrieben hält. Indes, schreibt er, „die Großproduktion und der sich stetig steigende Weltverkehr werfen immer größere Mengen von Gebrauchsgütern auf den Markt, die in irgend einer Weise den Konsumenten zugeführt sein wollen. Daß dies mit weniger Arbeits- und Kostenaufwand geschehen könne als durch den derzeitigen Zwischenhandel, wer wollte das leugnen? Aber solange es nicht geschieht, wird dieser auch leben. Und wie es Illusion ist, von der Großindustrie zu erwarten, daß sie in absehbarer Zeit die kleinen und Mittelbetriebe bis auf einen unbedeutenden Rest aufsaugen werde, so ist es auch utopisch, von den kapitalistischen Warenhäusern eine nennenswerte Aufsaugung der mittlern und kleinen Läden zu erwarten. Sie schädigen einzelne Geschäfte und bringen hier und da zeitweise den ganzen Kleinhandel in Verwirrung. Aber nach einer Weile findet sich doch ein Weg, mit den Großen zu konkurrieren und alle Vorteile auszunutzen, die örtliche Beziehungen ihm bieten. Neue Spezialisierungen und neue Kombinationen von Geschäften bilden sich aus,*) neue Formen und Methoden des Geschäftsbetriebs. Das kapitalistische Warenhaus ist vorläufig weit mehr ein Produkt der großen Zunahme des Warenreichtums als ein Werkzeug der Vernichtung des parasitischen Kleinhandels, hat mehr darauf hingewirkt, diesen aus seinem Schlendrian aufzurütteln und ihm gewisse monopolistische Gepflogenheiten abzugewöhnen, als ihn auszurotten.“

Ist demnach an die Vernichtung aller mittlern und kleinen Betriebe, die gleichbedeutend wäre mit der Verwandlung ihrer jetzigen Inhaber in „Proletarier,“ nicht zu denken, so hat das Proletariat auch keine Aussicht, in den Besitz der politischen Macht zu gelangen, denn dazu bedürfte es doch vor allem der Mehrheit. Mit der Mehrheit wäre, was Bernstein zu bemerken unterläßt, auch noch nicht viel gewonnen, so lange die Minderheit im Besitz

*) Unter den Spezialisierungen wären die Klempnereien zu nennen, deren Läden ausschließlich Lampen oder Badeeinrichtungen führen, unter den Kombinationen die der Spenglerwaren mit akustischen Instrumenten, die der Uhren und Brillen in einem Laden.

aller Machtmittel ist, aber als machtlose Minderheit an die Eroberung der Macht zu denken, das wäre doch die reine Narrheit. Und diese Minderheit ist noch dazu, wie Bernstein richtig hervorhebt, eine sehr gemischte Gesellschaft. Bernstein erweist allerdings seinen alten Freunden die Gefälligkeit, diese Minderheit schon als Mehrheit zu bezeichnen, indem er alle, „die kein Einkommen aus Besitz oder aus privilegierter Stellung haben,“ dazu rechnet, aber er weist dann ganz gut nach, daß zwischen den Gliedern dieser vermeintlichen Mehrheit sehr wenig Solidarität besteht. Der Feinmechaniker und der Straßenkehrer stehen einander sehr fern, der Kaufmannsgehilfe fühlt sich seinem Prinzipal viel näher verbunden als dem Fabrikarbeiter, und der Großhändler, der Kaufjunge und der Tagelöhner wissen nichts von einer zwischen ihnen bestehenden Interessengemeinschaft, fühlen auch wenig Sympathie mit einander. Wenn sich in Deutschland immerhin die Lohnarbeiter sehr unähnlicher Gewerbe durch ein „proletarisches“ Solidaritätsgefühl mit einander verbunden fühlen, während sich in England die Arbeiter der verschiedenen Gewerbe beinahe zünftlerisch gegen einander abschließen, so rührt dieser Unterschied nach Bernstein von den verschiedenen politischen Institutionen der beiden Länder her. In der angelsächsischen Freiheit entwickelte sich die Besonderheit. Selbst zur Zeit der Koalitionsverbote habe der englische Arbeiter niemals unter der Polizeifuchtel gestanden, in Deutschland bewirke diese Fuchtel, daß sich die verschiedenartigsten Elemente zu gemeinsamem Schutz zusammenschließen müssen.

Nun, den Gedanken an eine gewaltsame Erhebung haben ja die Sozialdemokraten allgemein aufgegeben, daß es aber auch mit dem „Hineinwachsen“ in den Zukunftsstaat wenigstens vorläufig noch nichts ist, zeigt Bernstein ebenso klar als gründlich. Selbst wenn die „Proletarier“ die Mehrheit und die Macht hätten, selbst wenn alle Kleinbetriebe beseitigt und nur noch Großbetriebe vorhanden wären, könnten die Arbeiter die Produktion nicht einfach in die Hand nehmen, weil, wie die Kritiker des Kommunismus, z. B. Robert von Mohl, schon vor vierzig Jahren dargelegt haben und wie Bernstein wiederholt, eine Fabrik nicht republikanisch regiert werden kann. „Lebensfähig haben sich Produktionsgenossenschaften bisher nur da erwiesen, wo sie in Konsumvereinen einen Rückhalt hatten oder sich selbst in ihrer Organisation dieser Form näherten.“ Die großen englischen Konsumvereine besitzen große Fabriken, in denen sie Nahrungsmittel, Kleider u. dergl. herstellen lassen, aber diese Fabriken werden nicht selbst genossenschaftlich betrieben, sondern ganz kapitalistisch. Lassalle, schreibt Bernstein, habe für die von ihm geplanten Produktionsgenossenschaften 100 Millionen Thaler vom Staate verlangt; die englischen Konsumvereine hätten schon eine weit größere Summe zur Verfügung, die Gewerkvereine, die freien Hilfsklassen wüßten nicht mehr wohin mit ihren Beständen. Um Kapital fehle es also der Arbeiterschaft Englands nicht, sobald sie längst die Produktion in ihre Hand hätte nehmen können, wenn das so

leicht wäre. Bernstein eignet sich die von Oppenheimer aufgestellte Unterscheidung der Genossenschaften in Käufer- und Verkäufergenossenschaften an, sowie auch die von dem genannten entwickelten Gründe, warum wohl die Gesellschaften von Käufern, nicht aber die von Verkäufern gehehen (der hauptsächlichste ist, daß durch die Vermehrung der Mitgliederzahl die Mitglieder der Konsumvereine gewinnen, die der Produktivgenossenschaften verlieren). Er hält die Produktivgenossenschaften nicht für absolut unmöglich, glaubt im Gegenteil, daß dem genossenschaftlichen Betriebe die Zukunft gehöre, hebt aber hervor, daß die Gegenwart noch unendlich weit entfernt sei von dieser Produktionsform. Wie die Erfahrung beweise, seien vor der Hand weder Arbeitergenossenschaften, noch der Staat, noch die Kommunen befähigt, alle Produktionsbetriebe zu übernehmen. Aber auf dem Wege, der sich bisher als gangbar erwiesen habe, müsse fortgefahren werden, d. h. die Konsumvereine mit ihren produktiven Unternehmungen müßten weiter gepflegt werden, und die Kommunen müßten mehr und mehr die sozialen Aufgaben übernehmen, denen sie gewachsen seien. So werde man sich, wenn auch sehr langsam, dem Ideal des Sozialismus allmählich nähern. Einen ganz ähnlichen Gedankengang fanden wir dieser Tage in der Saturday Review (Nr. vom 8. April). Die Untersuchungen der Sozialisten, sagt der Verfasser, „leisten den Regierenden wichtige Dienste. Die Sozialisten flößen uns keine Furcht mehr ein, seitdem wir entdeckt haben, daß nicht sie uns unser Eigentum, sondern wir ihnen ihre Ideen rauben. Die Torgesetzgebung der letzten Jahrzehnte ist mit sozialistischen Ideen durchtränkt, und sogar die Radikalen haben sich dem Einfluß dieser Ideen nicht entziehen können: wir sind jetzt alle Sozialisten. Dieser Erfolg des Sozialismus ist hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß die Fabrier ein gemäßigtes sozialistisches Programm aufgestellt haben. Wir hören jetzt nichts mehr davon, daß die Grundbesitzer mit einer Steuer von zwanzig Schilling auf das Pfund belegt werden sollen. Solange die Sozialisten sagten, sie wollten die industriellen Unternehmungen verstaatlichen, wies der britische Mutterwitz solchen Unsinn zurück. Aber als ihm dann erörtert wurde, daß eine Stadt, ein Grafschaftsrat die Straßen besser und wohlfeiler mit Licht und Wasser versorgen werde als eine Privatgesellschaft, nahm er das als einen diskutablen geschäftlichen Vorschlag auf.“ Der Verfasser bemerkt dann noch, es sei ein Glück für die englischen Sozialisten, daß sie es zu keiner parlamentarischen Fraktion gebracht hätten; eine solche würde verhängnisvoll für ihre Tugend werden und sie ihrem Beruf entfremden, der darin bestehe, die Leute zu einer ernsthaften Auffassung ihrer Bürgerpflichten zu erziehen.

Bernstein sieht die politische Aufgabe der Sozialdemokratie hauptsächlich in der Förderung der Demokratie. Demokratie aber ist ihm die Abwesenheit jeder Klassenherrschaft, also nicht die „Diktatur des Proletariats,“ die ja auch nur eine neue Art Klassenherrschaft sein würde. Er ermahnt seine Partei-

genossen, die Vorstellung von der einen reaktionären Masse und das Geschimpf auf die „bürgerlichen Klassen,“ ja auch schon eine Nebenweise aufzugeben, die einen feindseligen Gegensatz zwischen Arbeitern und Bürgern voraussetzt. Das Ziel der sozialistischen Bewegung sei nicht, die Bürger zu proletarisieren, sondern so viel wie möglich Arbeiter zu Bürgern, zu Spießbürgern zu machen. Die „eine reaktionäre Masse“ sei so wenig einheitlich wie das Proletariat; sie werde bloß durch die Furcht vor diesem zusammengehalten. Diese Furcht müsse beseitigt und die Demokratie als Bundesgenossin für die Arbeiter gewonnen werden. „Viele Elemente des Bürgertums fühlen sich von anderer Seite her bedrückt und würden lieber gegen diese, deren Druck auch auf der Arbeiterklasse lastet, als gegen die Arbeiter Front machen. Sie mögen unsichere Kantonalisten sein, aber man erzieht schlechte Bundesgenossen, wenn man ihnen erklärt, wir wollen euch helfen den Feind fressen, aber gleich hinterher fressen wir euch. Da es sich unter keinen Umständen um eine allgemeine, gleichzeitige und gewaltthätige Expropriation, sondern um die allmähliche Ablösung durch Organisation und Gesetz handelt, so würde es der demokratischen Entwicklung sicher keinen Abbruch thun, wenn man der tatsächlich veralteten Freßlegende auch in der Sprache den Abschied gäbe.“

Das Programm, das er dann unter der Überschrift: Die nächsten Aufgaben der Sozialdemokratie, entwickelt, ist denn auch mehr demokratisch oder liberal als sozialdemokratisch zu nennen, nur daß er der konservativen Seite in manchen Stücken weiter entgegenkommt, als z. B. die Deutschfreisinnigen. So z. B. ist er nicht im mindesten international, will die Nationalitäten erhalten wissen und verpflichtet auch den Arbeiter, für den militärischen Schutz seines Vaterlands zu sorgen. Vom Proletarier früherer Jahrzehnte habe man sagen können, er habe kein Vaterland, jetzt, wo der Arbeiter mehr und mehr zum Bürger werde, sei das anders. Tropische Kolonien hätten nicht die Bedeutung, die ihnen die Kolonialschwärmer zuschrieben, aber sie seien auch nicht zu verachten, da es keine Vorteile habe, wenn eine Nation ihren Bedarf an Kolonialwaren aus ihrem eignen Gebiet decken könne. Vom Standpunkte der Verelendungstheorie habe die Sozialdemokratie das Streben nach Kolonien bekämpft, weil sie von ihnen eine Milderung der sozialen Spannung und daher eine Hinausschiebung der Katastrophe gefürchtet habe, aber selbst wenn die Verelendungstheorie nicht abgethan wäre, würde sie keinen Grund gegen den Erwerb von Kolonien abgeben, weil diese sich viel zu langsam entwickelten, als daß sie eine bedeutende Rückwirkung auf die sozialen Zustände der Heimat ausüben könnten. Für den Export kämen sie überhaupt nicht in Betracht, sondern, wie die Ausfuhrstatistik beweise, nur die Länder alter Kultur. Selbst gegen Kautschou hat er nichts einzuwenden, denn wenn auch in China nicht viel zu holen sei, so müsse Deutschland wenigstens festen Fuß dort fassen, um die Schädigungen abzuwehren, die ihm aus der Aufteilung jenes Landes durch

andre Staaten erwachsen könnten. Endlich bedauert er auch die Landflucht der bäuerlichen Bevölkerung, obgleich sie den Bataillonen der Sozialdemokratie frische Rekruten zuführt; er sieht ein, daß es viel leichter ist, Landvolf in die Stadt zu ziehen, als Stadtvolf ans Land und an Landarbeit zu gewöhnen, und daß es einer rein städtischen Arbeiterdemokratie, wenn eine solche zu stande käme, an Material für die landwirtschaftlichen Genossenschaften fehlen würde, die doch die Grundlage des sozialistischen Staats bilden müßten.

In seinen Ansprüchen an den demokratischen Charakter des Staats ist Bernstein sehr bescheiden; dieser scheint ihm mit dem allgemeinen Wahlrecht und mit der gesetzlichen Aufhebung der Standesvorrechte schon gegeben zu sein, wenn auch thatsächliche Unterschiede und Privilegien noch fortbestehn. Er findet, daß die englische Gesetzgebung seit der Wahlreform von 1867 ganz stetig in der Richtung auf den Sozialismus fortgeschritten sei. „Und wenn in einzelnen Fragen die Gesetzgebung der politisch fortgeschrittensten Länder nicht so rasch vorgeht, als es in politisch verhältnismäßig rückständigen Ländern unter dem Einfluß thatendurstiger Monarchen oder ihrer Minister gelegentlich der Fall ist, so giebt es dafür in Ländern eingewurzelter Demokratie in diesen Dingen kein Rückwärts.“ Die Demokratie sei eben konservativ. Der Absolutismus täusche seine Träger wie seine Gegner über den Umfang ihres Könnens. „Daher in Ländern, wo er herrscht, oder seine Traditionen noch bestehn, die überfliegenden Pläne, die forcierte Sprache, die Zickzackpolitik, die Furcht vor Umsturz und die Hoffnung auf Unterdrückung. In der Demokratie lernen die Parteien und die hinter ihnen stehenden Klassen bald die Grenzen ihrer Macht kennen und sich jedesmal nur so viel vornehmen, als sie nach Lage der Umstände vernünftigerweise hoffen können durchzusetzen.“ Eine solche Demokratie, wie sie Bernstein fordert, ist offenbar das gerade Gegenteil einer „Diktatur des Proletariats,“ die nur dort noch als Ideal rachsüchtiger Herzen gehegt wird, wo sich die Arbeiter bedrückt fühlen. Es ist bezeichnend, schreibt er in einer Anmerkung auf Seite 124, „daß die heftigsten Angriffe gegen meine Verfündigungen an dem Gedanken von der Diktatur des Proletariats von Angehörigen des despotisch regierten europäischen Staatswesens — Rußlands — kamen und am meisten Anklang in Sachsen fanden, wo die Regierenden im Interesse der Ordnung ein leidlich demokratisches Wahlrecht zur Landesvertretung dem Dreiklassenunrecht aufgeopfert haben, wogegen bei Sozialisten mehr demokratischer Länder die [in der »Neuen Zeit« veröffentlichten] angegriffenen Artikel teils rückhaltloser Zustimmung, teils weitgehender Anerkennung begegneten.“ Wunder könne die Demokratie freilich nicht thun; „sie kann nicht in einem Lande, wie die Schweiz, wo das industrielle Proletariat eine Minderheit der Bevölkerung bildet, diesem Proletariat die politische Herrschaft in die Hand spielen; sie kann auch nicht in einem Lande wie England, wo das Proletariat die zahlreichste Klasse der Bevölkerung ist, dieses Proletariat zum

Herrn der Industrie machen, wenn es teils überhaupt keine Neigung dazu verspürt, teils aber auch sich den damit verbundenen Aufgaben nicht oder noch nicht gewachsen fühlt.“ Noch weniger wäre das in Ländern wie Italien möglich, wo das ganze Volk so unreif ist, daß auch der gute Wille eines absoluten Herrschers wenig ausrichten würde; „gegenüber der zur Tradition gewordenen Korruption des Beamtentums und der Leichtlebigkeit der Volksmasse versagen häufig die bestgemeinten Gesetze und Verordnungen.“

Das Ziel der Sozialdemokratie könne demnach nur erstrebt werden auf dem Wege einer sehr langsamen materiellen Hebung und sittlichen Erziehung des Volkes, die einander gegenseitig fördern müßten. Man könne von einer Menschenklasse, die so elend zu leben gezwungen sei wie jetzt noch ein großer Teil der Arbeiter, unmöglich die Intelligenz und die Moralität verlangen, die ein sozialistisches Gemeinwesen voraussetzt. Eben deswegen aber sei es sehr unrecht, daß der unter den sozialistischen Litteraten verbreitete Gant den jetzigen Arbeitern die edeln sittlichen Eigenschaften schon andichte, die ihnen erst anezogen werden sollten, oder die sie sich selbst anzuerziehen hätten, wie so viele englische Arbeiter als Mitglieder der Mäßigkeitsvereine gethan hätten. Noch verwerflicher sei es, wenn die geistigen Führer der Sozialisten eine Thätigkeit entfalteten, die das Gegenteil von Erziehung sei. „Gerade weil ich von der Arbeiterklasse viel erwarte, beurteile ich alles, was auf Korruption ihres moralischen Urteils abzielt, sehr viel strenger, als was in dieser Hinsicht in den obern Klassen geschieht, und ich sehe mit dem größten Bedauern, wie sich in der Arbeiterpresse hier und da ein Ton des litterarischen Dekadententums breit macht, der nur verwirrend und schließlich korrumpierend wirken kann. Eine aufstrebende Klasse braucht eine gesunde Moral und keine Verfallsblasiertheit.“

Am meisten ist dem so „tief gesunkenen“ Bernstein von seinen Freunden das Wort übel genommen worden: „Das, was man gemeinhin als Endziel des Sozialismus nennt, ist mir nichts, die Bewegung alles.“ Er antwortet auf die Vorwürfe, die ihm dieses Wort zugezogen hat, daß die englischen Sozialisten danach gehandelt haben, eben dadurch aus einer utopistisch-revolutionären Sekte eine Reformpartei geworden sind, die in den Municipalitäten und andern Selbstverwaltungskörpern nützliche Arbeit leistet und sowohl mit den früher gering geachteten Gewerkschaften wie mit den Genossenschaften engere Fühlung gewonnen hat. Einer seiner Kritiker hat ihn einen kritiklosen Nachbeter des Sozialreformers Schulze-Gävernitz genannt, weil dieser geschrieben habe, nur der revolutionäre Sozialismus müsse die Verstaatlichung aller Produktionsmittel als Endziel aufstellen; der praktische fasse nur die nähern Ziele ins Auge. Darauf erwidert Bernstein, er erkenne an, daß er von Männern der Schule Brentanos auf viele Thatsachen aufmerksam gemacht worden sei, die er vorher nicht oder ganz unzulänglich gewürdigt habe, und er schäme sich sogar nicht, zu gestehn, daß er auch aus dem bekannten Buche

von Julius Wolf einiges gelernt habe. Es bleibt nun abzuwarten, ob die sozialdemokratischen Arbeiter Deutschlands auf die Stimme der durch Bernstein zu ihnen sprechenden Vernunft hören und von ihren Führern den Verzicht auf alle revolutionären, unpatriotischen und utopischen Phrasen fordern, oder ob sie sich der von den Parteipäpsten über die Vernunft verhängten Exkommunikation fügen werden.



Herr Witte als Reformers Rußlands

Don E. von der Brüggen



Es giebt gegenwärtig kein Land, das für uns Deutsche mehr Recht auf eine stete und aufmerksame Beobachtung hätte als Rußland. Denn seit wir, ob mit gutem oder übelm Willen, in die Bahn der kapitalistisch-industriellen Volkswirtschaft hineingedrängt worden sind, giebt es nächst der äußern Sicherheit des Reichs keine größere Sorge für unsre Staatsleitung, als die um die Sicherung einer leichten und glatten Herstellung und Verwertung unsrer industriellen Erzeugnisse. Und hier spielt Rußland für uns eine Rolle, die von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt, sowohl dadurch, daß seine Handelsbeziehungen zu uns enger werden, als dadurch, daß sich uns mit seinem Vordringen nach Asien hin mittelbar ein immer weiteres Handelsgebiet erschließt. Von den innern wirtschaftlichen Verhältnissen dieses unsers großen Hinterlandes werden wir in Zukunft mehr abhängig sein als von der äußern staatlichen Stellung, die wir zu unserm Nachbar einnehmen werden.

Unter solchen Umständen verdienen die Vorgänge, die mit dem Namen des Herrn Witte verknüpft sind, zu aller Zeit unsre volle Aufmerksamkeit, besonders aber jetzt, wo sich dieser hervorragende Finanzmann anschickt, an Reformen die Hand zu legen, die weit über das finanzielle Gebiet hinausgreifen und eine Umgestaltung der Grundlagen des Volkslebens selbst anbahnen.

Im Mai 1898 hat sich Herr Witte an seinen kaiserlichen Herrn mit einer Denkschrift gewandt, worin unter Hinweis auf die sinkende Steuerkraft der Landbevölkerung des Reichs die Notwendigkeit einer Reform hervorgehoben wurde, deren Kernpunkt die Abschaffung der gegenwärtigen Form des kommunalen Landbesitzes der Bauern war. Er forderte eine umfassende Erforschung der bestehenden Zustände, auf deren Grund dann die Agrarreform ausgearbeitet werden sollte. Der Vorschlag fand bei dem jungen Zaren An-

klang, wurde aber bald von dem heftigen Widerspruch des Oberprokurators Pobedonoszew durchkreuzt und blieb vorläufig liegen, bis der Finanzminister die Sache in seinem finanziellen Rechenschaftsbericht zum diesjährigen Budget wieder aufnahm. Ich habe in dieser Zeitschrift (1899, Heft 1) schon auf die Bedeutung dieses Schrittes hingewiesen. Denn dies ist nicht mehr eine Denkschrift, die unter den Tisch geworfen werden kann, sondern der erste, vor der Öffentlichkeit gethane Schritt auf einem Wege, den einzuschlagen der Mut und die gewaltige Stellung nötig sind, deren sich Herr Witte augenblicklich erfreut. Eine Aufgabe hat sich dieser Staatsmann gesetzt, wie sie für Rußland kaum einschneidender gedacht werden kann, denn es handelt sich, um es hier kurz anzudeuten, um das Wohl und Wehe von etwa achtzig Millionen Menschen, von 90 Prozent der russischen Bevölkerung des Reichs, die mehr oder weniger eng mit dem Schicksal der bäuerlichen Agrarverfassung verbunden sind. Nachdem Herr Witte, wenn man seinen Zahlen und Versicherungen glauben will, die Finanzen des Reichs zu einem verblüffenden Glanze emporgehoben hat, wendet er seine außerordentliche Kraft der Erhaltung und Säuberung der Quellen zu, aus denen doch zuletzt und hauptsächlich diese Finanzen gespeist werden müssen, solange Rußland bleibt, was es ist, ein auf den Ackerbau gegründeter Staat. Und das wird es noch für lange Zeit bleiben. Um seine Finanzen, um die Durchführung der Agrarreform vor äußern Störungen zu schützen, hat Herr Witte, wie hier ebenfalls schon erzählt worden ist, Rußland in einen Wettstreit des äußern Friedens verwickelt, der ihm hoffentlich erlauben wird, ungestört durch ehrgeizige Chauvinisten oder gar äußere Kämpfe seine großen und friedlichen Pläne auszuführen. Ein gefährlicher Gegner freilich steht ihm gegenüber, Pobedonoszew, dieser böse Geist Rußlands, der mehr von dem Beichtvater eines der spanischen Philippe als von einem Staatsmann unsrer Zeit an sich hat. Aber der Drang der Wirklichkeit ist denn doch groß genug, den finstern Doktrinen dieses Robespierre des Absolutismus endlich Schranken zu setzen, und vielleicht hat die Hungersnot, deren Umfang erst jetzt in seinem ganzen Schrecken ans Licht tritt, dazu beigetragen, dem Vertreter des Volkswohls in dem langen Ringen mit seinem Gegner ein Übergewicht zu verleihen. Denn mit Despotie und Orthodoxie ist diesem Übel, das heute viele Millionen Menschen bedroht, nicht beizukommen; diese Waffen Pobedonoszews sind nur zu brauchen, um Finnländer oder Livländer oder Polen, die nicht hungern, sondern fleißig arbeiten, zu knechten und zu martern im Namen des modernen Rationalitätsprinzips.

Die russische bäuerliche Gemeindeverfassung ist seit Jahrzehnten der Gegenstand sowohl politischer Kämpfe als wissenschaftlicher Betrachtungen gewesen. Und um meine Meinung kurz vorweg auszusprechen, Politiker wie Gelehrte haben von jeher gar zu viel Aufhebens von einer Institution gemacht, die an sich weder große politische Bedeutung noch großes wissenschaftliches Interesse

hat. Unſre Nationalökonomien ſind leider oft auf Entdeckung tieffinniger Systeme ebenſo verſeſſen wie ruſſiſche Politiker auf Entdeckung urſlawiſcher weiſer Eigentümlichkeiten. Und beides hat man in dieſem ruſſiſchen „Mir,“ der Bauerngemeinde, zu finden gemeint, ſeit der Freiherr von Hagthauſen vor fünfzig Jahren ſeine „Studien“ über die Sache veröffentlicht hatte, in denen er als der erſte Entdecker dieſer nationalökonomiſchen Goldader für ſeinen Ruhm und zugleich für materiellere Vorteile ſorgte, die ihm von ruſſiſcher Seite dafür kommen konnten. Seitdem iſt ein Streit über dieſes Institut geführt worden, der den Anlaß zu einer großen Litteratur gab. Seit Jahrzehnten haben Vertreter der europäiſchen Volkswirtſchaft, und unter ihnen beſonders baltiſche Deutſche wie Keußler und Engelmann, dann Struve nachgewieſen, daß dieſe bäuerliche Agrarverfaſſung weder eine ſpezifische des ruſſiſchen Volksgeiſts, noch eine Löſung der ſozialen Frage, und daß ſie ſogar höchſt verderblich für die Volkswirtſchaft ſei; aber auf ſlawiſcher Seite wollte man ſich nun einmal nicht von der Illuſion trennen und ſträubte ſich gegen alle Reſormen, ſo offenbar es auch für jeden, der die Sache mit klarem Auge anſah, war, daß ſich dieſe Verfaſſung nur unter der Vorausſetzung der alten bäuerlichen Leibeigenſchaft halten konnte. Indeffen traten die übeln Folgen der Verfaſſung nach der Aufhebung der Leibeigenſchaft im Jahre 1861 ſo deutlich und in ſo bedrohlich wachſendem Maße hervor, daß ſich immer mehr Köpfe der Erforſchung dieſer im Grunde ſehr einfachen Frage widmeten und allmählich ein Material anhäuften, das jezt auch dem Widerwilligſten die Augen öffnen mußte. Dieſes Material zuſammengefaßt und aus ihm die allgemeinen Schläſſe gezogen zu haben, iſt das Verdienſt des Herrn Simkhowiſch.*)

Das Buch leidet weder an politiſcher Tendenz, noch an wiſſenſchaftlichem Doktrinentum, iſt gut geſchrieben und kurz genug, daß es einen weitem Leſerfreis als den der Gelehrten finden kann. Es kommt gerade zu rechter Zeit, Herrn Witte in ſeinem Unternehmen einer gründlichen Agrarreform zu unterſtützen, zu rechter Zeit auch, auf eine Hauptquelle der Hungernöte hinzuweiſen, von denen wir eben wieder ein erſchütterndes Beiſpiel vor Augen haben. Es weiſt nach, daß der kollektive Grundbeſitz der ruſſiſchen Bauern keineswegs eine urſlawiſche oder urruſſiſche Einrichtung iſt, ſondern eine fiſkaliſche Organisaſion, „ein Produkt der Agrarpolitik des ruſſiſchen Staats,“ der erſt die Leibeigenſchaft durch Fefſelung des Bauern an die Scholle begründete, dann ſie unter Peter dem Großen und Katharina II. zu der „brutalſten und grauſamſten Herrſchaft des Menſchen über ſeine Mitmenſchen“ ausbildete, die ein Volk erlebt hat, und zugleich dieſen Bauern die Feldgemeinſchaft aufzwang. Der Gang war der, daß man den Bauern ſeit 1718 mit einer Perſonalſteuer

*) Die Feldgemeinſchaft in Rußland. Von W. Simkhowiſch. Jena, G. Fiſcher, 1898.

oder Kopfsteuer belastete, dann zur Erleichterung und Sicherung des Fiskus die Haftpflicht der Bauerngemeinde für ihre Zahlung einföhrte, endlich den bäuerlichen Privatbesitz am Boden vernichtete zu Gunsten einer Flurgemeinschaft, an der jeder erwachsene Bauer gleichen Anteil hatte und also gleiche Möglichkeit, seine Steuer aufzubringen. Diese gewalttame Abschaffung des bäuerlichen privaten Grundbesitzes ist mit rücksichtsloser Energie besonders unter der großen Katharina gehandhabt und bis in die dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts fortgesetzt worden; sie ist die ganz eigne Frucht dieses russischen Baumes bürokratischer Erkenntnis. Ich brauche das Wesen dieser Feldgemeinschaft hier wohl nicht näher auseinanderzusetzen, über die auch bei uns schon so viel geschrieben worden ist. Hier in dem Buche des Herrn Simkowitz find ich zum erstenmal eine klare Zeichnung des Wegs, den dieses Institut gegangen ist; es ist der Weg zu einer Vertnechtung, die mit der Hörigkeit zusammen wirkte und in die völlige Erstarrung des bäuerlichen Agrarwesens ausmündete, in der es noch heute ist. Und überraschend ist es, zu hören, daß diese Feldgemeinschaft, die die Flur in so viele gleiche Stücke teilt, als die Gemeinde erwachsene Männer hat, die jedem frisch heranwachsenden Jüngling das Recht giebt, einen Feldanteil zu fordern und damit eine Neuteilung der Gewanne zu veranlassen, die niemand seinen Acker auf mehr als ein oder ein paar Jahre sichert (seit 1893 auf zwölf Jahre), die dadurch jede Bodenverbesserung fast unmöglich macht — daß dieses unsinnige Institut auf den ungeheuern Domänen des Staats bis in die neuere Zeit von Staats wegen und gewalttamt ausgebreitet wurde. So behauptete der Nationalökonom Solowjew in einer Zeitschrift im Jahre 1858, daß in gewissen Gebieten der Staatsdomänen zwischen 1839 und 1850 Bauerländereien mit mehr als 533 000 männlichen Seelen zur Feldgemeinschaft übergegangen seien. Und die Methode ist die, daß der Staat die Proletarier des Dorfes aufreizt, bis eine Majorität der Gemeinde gewonnen ist, die den Übergang von privatem Eigen oder von festem ständigen Anteil an der Dorfflur zu dem Seelenlande, zu den Umteilungen, zur Feldgemeinschaft beschließt. „Die reichen Bauern, die ihr ererbtes Besitztum nicht aufgeben und sich deshalb der Majorität nicht fügen wollten, wurden als Aufwiegler und Revolutionäre bestraft.“ Immer unterstützte die Regierung den landlosen oder landarmen Bauer gegen den Reichen, indem sie ihm half, die Feldgemeinschaft durchzusetzen.

Da sehen wir also eine despotische Regierung, die sich des demokratischen Gleichheitsprinzips in so gewalttamer Weise bedient, wie es unsre eifrigsten Sozialdemokraten nur wünschen können, um das private Grundeigentum abzuschaffen und jedem Staatsbürger seinen Anteil am Grundbesitz zu verschaffen. Was aber ist die Wirkung?

Mit der persönlichen Freiheit erhielt der russische Bauer durch das Gesetz von 1861 unentgeltlich seinen elenden Hof zu eigen; in der Dorfflur konnte

er und hat er dann auch zwischen zwei und zehn Hektar Landes — je nach dem Bodenwert — erhalten, für die er eine in langen Terminen zu zahlende Ablösungssumme schuldig wurde. Dieser Kauf der Dorfflur war auf den nicht öffentlichen Ländereien nicht obligatorisch, sondern geschah erst auf Verlangen der Gemeinde oder des Gutbesitzers nach staatlich festgestellten Normen. Bei der Wirtschaft im Dreifelder-system und in der alten rohen Art der Feldbestellung konnten die zwei bis zehn Hektar auf den Bauernhof kaum genügen zur Nahrung und Zahlung von Steuern und Ablösung, um so weniger als diese Ablösung sehr hoch angesetzt war. Dem privaten Grundherrn stand außerdem das Recht zu, die Ablösung der Dorfflur zu vermeiden, indem er ein Viertel der Flur der Gemeinde unentgeltlich abtrat. Dann kam auf jeden Hof $\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Hektar. Es kam nun das Recht der Neuteilung hinzu, das jedem fleißigern Bauer in Aussicht stellte, daß, sobald er seine Äcker verbesserte, andre davon den Nutzen haben würden, indem sie die Verteilung durchsetzten und ihn des verbesserten Ackers beraubten. Das schien dann allerdings Zustände zu sein, die gesetzlich festzuhalten nicht möglich wäre. Dennoch hat sich die Regierung jederzeit redlich bemüht, den natürlichen Drang zum Sprengen der Fesseln zurück zu zwingen zu der idealen Gleichheit der Bettelhaftigkeit.

Aber schon bald nach der Bauernbefreiung begann die Klage, daß aller Zwang nicht ausreichte, zu verhindern, daß jeder Bauer in seiner Weise dazu beitrage, an der Gleichheit des Besitzes zu rütteln. Der eine war faul, dumm, ein Säufer, und der andre klug, geizig und etwas weniger Säufer, was zur Folge hatte, daß er jenen um seine letzte Habe auswucherte und ihn dann zum schlecht bezahlten Arbeiter auf seinem dem Stärkern nun verpfändeten Acker machte. Diese Dorfwucherer, die man „Fäuste“ nennt, mehrten sich in erstaunlichem Maße, und alle gegen sie ergriffenen Maßregeln fruchteten nichts. Die Stärkern begannen auch ihre Äcker besser zu pflegen im Vertrauen darauf, daß ihr Einfluß eine Verteilung verhindern werde, die ihnen nachteilig wäre. Es hat sich herausgestellt, daß die Umteilungen seit der Aufhebung der Leibeigenschaft feltner wurden, und ihre Fristen um so länger, je besser der Boden bestellt wurde. Die bessere Ackerpflege, besonders das Düngen, hat auch der Neuverlosung der Gewanne gewehrt, die mit der Vermehrung der Gemeindeglieder Schritt halten soll; aber das ist doch nur in beschränktem Maße geschehen, denn wir erfahren, daß im allgemeinen die Gewanne immer kleiner wurden, weil die Bevölkerung, die zu einem Anteil an der Dorfflur berechtigten Personen, sich mehrten, die Dorfflur aber gleich groß blieb, und daß so Zwergwirtschaften entstanden, die zum Proletariat führten. „Wenn die Landanteile, sagt ein russischer Statistiker, die von den einzelnen Wirten genutzt werden, sich derart verringern, daß eine weitere Verkürzung die Existenz des neuen Wirts nicht sichert und die des alten ruiniert, dann hören die allgemeinen Umteilungen auf, und die Feldgemeinschaft stirbt ab.“ Das mag für

viele Fälle gelten, indessen zeigt der eingetretene Ruin vieler Wirte, daß die Umteilungen diese Grenze sehr oft nicht eingehalten haben. Denn als eine ruinierte Wirtschaft muß man doch wohl die ansehen, die mit unzureichendem oder gar keinem Arbeitsvieh mehr ausgestattet ist. Und schon im Jahre 1882 zählte Sokolowski 1100000 Bauernhöfe, die keinerlei Gespanne besaßen.

Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft hat auch der Bauer begonnen, von der reinen Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft überzugehen; schon daß er Zinsen und Ablösungskapital zahlen muß, treibt ihn dazu. Die nächste Folge davon ist, daß er oft Geld borgen muß, zu 20 und 50 und 100 Prozent und noch teurer, und daß er der „Faust,“ dem Dorfwucherer verfällt, der nun zum ersten Unterhändler der Feldgemeinschaft und somit zum unwillkürlichen Wohltäter des Landes wird. Die zweite Folge ist, daß der Bauer, indem er allmählich seine Ablösungsschuld tilgt, auf den Gedanken kommt, daß er damit sein Land für sich zu eigen erwirbt und sich Umteilungen oder Neuverlosungen, die ihn des Landes berauben würden, widersetzt. Er sucht nun auch seine Schuld durch stärkere Kapitalzahlungen vor der allgemein ihm gesetzten Frist zu tilgen in der Hoffnung, dann gegen jene Gefahren geschützt zu sein und — wie es das Gesetz von 1861 bestimmte — mit seinem Lande aus der Dorffluggemeinschaft ausscheiden zu können. Da aber erscheint am 14. Dezember 1893 ein Gesetz, wonach die vorterminalische Ablösung und die Ausscheidung aus der Fluggemeinschaft nur mit Genehmigung der Gemeinde erfolgen darf. In der Gemeinde ist die Majorität der Habenichtse natürlich jedesmal dagegen, daß ein Reicherer ausscheidet mit seinem verbesserten Lande, wodurch dieses der Umteilung entgeht, auf die der Arme hoffte. Also wäre es nun wieder Thorheit, sein Land zu verbessern, es bleibt bei der alten Raubwirtschaft, und das urslawische Institut ist wieder gerettet! Und das im Jahre 1893, das bei einer Regierung, die seit langer Zeit Berge von statistischen Akten, Bibliotheken der schönsten nationalökonomischen Werke aufgehäuft hat! Aber das ist die natürliche Frucht einer üppig wuchernden Bürokratie.

„Die Zwergwirtschaft, sagt der Verfasser unsers Werkes, die mit der Feldgemeinschaft verbunden ist, die technische Zurückgebliebenheit, die eine Folge der russischen Unkultur ist, verurteilen notwendig den russischen Bauernstand zu periodischen Hungersnöten. . . Die einzige Rettung aus diesem Mißstande ist der Übergang zur kapitalistischen Produktionsweise, die Aufhebung der Feldgemeinschaft und die Befreiung des Bauern von der Gebundenheit, in der er gegenwärtig beharrt.“

Es ist freilich wahr: die Abschaffung der Fluggemeinschaft, die Wiederaufrichtung des privaten bäuerlichen Grundeigentums bedeutet eine Agrarrevolution. Aber obwohl Kenner wie Kenzler sie für unausführbar, wenigstens in gewissen rationalen Formen unausführbar gehalten haben, so giebt es doch keinen andern Ausweg aus dem gegenwärtigen Elend, und viele und

gewichtige Stimmen halten die Ausführung für möglich. Eine andre Revolution wäre die Abschaffung der kommunalen Haftpflicht für die Steuern; sie liegt ganz in dem finanziellen Gebiet des Herrn Witte. Aber sie hängt zu eng mit dem Geschick der Feldgemeinschaft zusammen, als daß sie von dieser getrennt werden könnte, wenn einmal an diese große Reform gegangen werden soll. Herrn Witte stehn gewaltige feindliche Mächte gegenüber. Eine Agrarreform vielleicht für 80 Millionen Bauern ist an sich eine große Aufgabe; diese Reform mit russischem Beamtenmaterial durchzuführen mag besonders schwer sein; ihre Durchführung ohne die Gefahr ernster Ruhestörungen ist unwahrscheinlich; eben so unwahrscheinlich ist die Vermeidung großer Ausgaben. Zuletzt hat Herr Witte nicht nur mit seinem Gegner, dem Minister des Innern, Goremykin, sondern mit vielen andern zu rechnen, die trotz allem den russischen „Mir“ für ein Heiligtum halten. Und dennoch muß das Werk heute oder morgen unternommen werden, wenn der Hunger dieses Jahres nicht zur Regel werden soll, was er übrigens ja fast schon ist. Ob dieser Staatsmann alle Hindernisse überwinden wird? Jedenfalls verfolgt er das Ziel mit aller Kraft. Wie die Friedenskonferenz wesentlich sein Werk ist, so erzwingt er bisher immer eine friedliche russische Politik, wovon das jüngste Abkommen mit England wieder ein Beispiel ist. Wenn es ihm gelingt, seine Finanzen über Wasser zu halten, so darf man hoffen, daß seine Kräfte auch für die Durchführung der Agrarreform ausreichen werden.



Die Ungerechtigkeit unsrer Steuerverteilung



as Wort „Gerechtigkeit erhöht ein Volk“ hat auch in der Volkswirtschaft Sinn und bewährt sich wohl auf keinem andern Gebiete so rasch und gewaltig, als auf dem der Staatslastenverteilung; denn von der gerechten Steuerbelastung hängt die Gesundheit des ganzen Staatsorganismus, sein Gedeihen und sein Wachstum, also seine Erhöhung ab. Es ist ja längst bekannt, daß umgekehrt durch eine unbillige und übermäßige Belastung einzelner Volksschichten die Stärke und Widerstandskraft des Staatsganzen geschwächt wird. Nun mag wohl oft die politische Klugheit fordern, einzelne Gewerbe- und Interessentengruppen durch Schutz- oder Kampfszölle zu bevorzugen und mittelbar hierdurch die andern Staatsbürger mehr zu belasten. Falls dies nur mäßig geschieht oder von keiner langen Dauer zu sein verspricht, wird man der Minderheit

diese Bevorzugung bereitwillig gewähren und neidlos gönnen im Vertrauen darauf, daß ihre Stärkung dem Ganzen zu gute komme. Im allgemeinen aber hängt es sicherlich nur von der Gerechtigkeit der Lastenverteilung ab, ob ein Staat auf die Dauer große finanzielle Opfer ohne innere Schädigungen und ohne Verrottung des Gesellschaftsstandes zu bringen vermag. Und je näher man dem Ideale einer gerechten Verteilung in der Wirklichkeit gelangt, desto mehr verspricht die Tragfähigkeit ein andauerndes Wachstum.

Nur die Verteilung der finanziellen Staatslasten dürfte gerecht sein, die einerseits dem Interesse der einzelnen Belasteten an der vom Staat verbürgten Rechtsordnung entspricht, andererseits aber auch dem Interesse des Staats an der Stärkung und Festigung der Gesellschaftsordnung, auf der er beruht. Aus dem ersten Grunde ist es unbillig, von dem armen Manne, der nichts oder nur geringen Besitz bei Staatsumwälzungen oder bei dem Umsturze der Rechtsordnung zu verlieren hat, eine Steuerleistung in demselben Verhältnisse oder gar in demselben Betrage zu fordern wie vom Wohlhabenden und Reichen. Dieser Erkenntnis ist bekanntlich bei uns in Norddeutschland, wo ich insbesondre Preußen im Auge habe, endlich Rechnung getragen worden durch den mit dem Betrage des Einkommens gesteigerten Prozentsatz der Besteuerung. Nun bin ich weit entfernt, das Verdienst, das sich Herr Miquel mit diesem Gesetz um den Staat erworben hat, zu verkennen und ihn für die noch empfundenen Mängel verantwortlich zu machen — dies um so weniger, als meines Erachtens der Gesetzworschlag auf seinem Spieghelwege durch die gesetzgebenden Körperschaften eine Einbuße an den die Gerechtigkeit schätzenden Bestimmungen erlitten hat —, aber ich kann durchaus nicht anerkennen, daß mit dem neuen Gesetze nun auch schon alle wesentlichen Forderungen erfüllt und an die Stelle einer bisher ungerechten Steuerlastenverteilung eine in der Hauptsache billige getreten sei. Vielmehr schätze ich das Gesetz nur als einen ersten und großen Schritt auf der Bahn zu dem Ziele möglichster Gerechtigkeit, das wir Deutschen erreichen müssen, nicht nur aus Idealismus, sondern auch wegen des thatsächlich dringenden Bedürfnisses, da wir bei unsrer verhältnismäßig großen Armut nur in diesem Falle die uns vom internationalen Konkurrenzkampfe auferlegten Lasten auf die Dauer werden tragen können. An reichen Ländern, wie z. B. England und Frankreich, rächen sich eben die Sünden der Steuer- und Zollgesetzgebung nicht so rasch wie an armen. Da ferner nicht abzusehen ist, daß sich unsre nötigen Ausgaben in absehbarer Zeit verringern werden und das Gegenteil sogar wahrscheinlicher ist, wird man unsrer Betrachtung auch nicht vorwerfen können, daß sie unzeitgemäß sei.

Wenn ich betone, daß unser Steuersystem nicht nur in einzelnen Bestimmungen, sondern im wesentlichen von der erreichbaren Gerechtigkeit noch weit entfernt ist, so thue ich das nicht wegen der Zimperlichkeit, mit der dabei die Millionäre angefaßt werden, und die sich nicht nur darin zeigt, daß das

Gesetz die Einkommen von mehr als 100 000 Mark, deren Besitzer den „Zehnten“ und mehr als diesen leisten könnten, doch nur mit der Abgabe von 4 vom Hundert belastet, sondern noch mehr in der Größe der Steuerstufen: der nur 900 Mark Einkommen genießende Bürger wird von der Steuerschraube schon wieder höher gefaßt, sobald er jährlich 150 Mark mehr einnimmt, während die Einkommen der Reichsten beim Steigen um 4999 Mark ganz unbesteuert bleiben. Auch wage ich die Behauptung nicht wegen der Thatsache allein, daß zur Deckung der Staatsausgaben noch Zollerträge und andre indirekte Auflagen in sehr bedeutendem Umfange ausgenutzt werden. Da die indirekte Besteuerung sowohl große technische Vorteile als auch bequeme Handhaben für die äußere und die innere Politik bietet, ist ja gar nicht abzusehen und vielleicht auch nicht zu wünschen, daß sie bis zu einer geringen Bedeutung herabgesetzt werde.

Die erwähnten Umstände sind es nicht oder wenigstens nicht allein, die in unsrer Staatslastenverteilung eine große Ungerechtigkeit und eine schlimme Gefahr für Volk und Staat ausmachen, sondern das größte Unrecht sehe ich in der hierbei bewiesenen Mißachtung der stärksten Grundlagen unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung. Die einzige Rücksicht auf die für den Staatsbestand wirklich segensreichen und wertvollen „Imponderabilien“ kann nämlich meines Erachtens bis jetzt nur in der Beschränkung der politischen Bürgerrechte auf das männliche Geschlecht gefunden werden. Hierdurch hat der Staat aber wohl nur der Wehrhaftigkeit der Männer eine Anerkennung zu teil werden lassen. Versucht man dagegen aus der Lastenverteilung zu folgern, welche andern Eigenschaften, welche Einrichtungen oder welche Bevölkerungsteile der Staat besonders begünstigt und schützt, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß die Millionäre die größte Bevorzugung genießen. Denn obwohl ihr Interesse an der Erhaltung des seine Rechtsordnung verbürgenden Staates mit der Größe ihres Einkommens gesteigert ist, brauchen sie doch an indirekten Abgaben nicht mehr zu leisten als die Armen, und bei den direkten Steuern sind sie, wie schon erwähnt, wenigstens durch die vergrößerten Abstufungen bevorzugt.

Nur aus Sorge für ihren Besitzstand, nicht aus edlern Beweggründen sind, wie von sozialdemokratischer Seite behauptet wird, von den Kapitalisten den Arbeitern die Wohlfahrtseinrichtungen der Kranken-, Unfall- und Invaliditäts- und Altersversicherungen zugestanden worden. (Die Begehrlichkeit der Besitzlosen gilt als selbstverständlich, daher auch der materialistische Zug unsrer Gesetze, die die Eigentumsvergehen unverhältnismäßig streng bestrafen und dadurch die Besitzenden, wie auch in dem eben erwähnten Falle, bevorzugen.) Zu den Wohlthaten für den Arbeiterstand oder die „Besitzlosen“ tragen aber, soweit die Kosten nicht von Arbeitgebern und Arbeitern allein aufgebracht werden, nicht etwa nur die Millionäre und Kapitalisten bei, sondern das gesamte Volk. Erkennt man also an, daß selbst die den Arbeitern mit den Wohlfahrtsein-

richtungen erwiesene Guust zugleich eine besondere Fürsorge für die Kapitalisten und Millionäre darstelle, so bleibt nur der sogenannte „Mittelstand,“ und insbesondere die Schicht von zwar Besitzlosen, durch ihr höheres Einkommen aber doch von den Wohlfahrtseinrichtungen Ausgeschlossenen, als das Afsenbrödel übrig, auf dessen Gebeihen der Staat bei seiner Steuerverteilung keine Rücksicht nimmt. Wie fehlerhaft dies ist, und wie notwendig es ist, dem für die Gesundheit einer staatlichen Gesellschaft ganz besonders wertvollen Mittelstande mittelbar oder unmittelbar Schutz und Guust zu erweisen, ist meines Erinnerns schon von anderer Seite hier einmal dargelegt worden. Auch das, was ich im folgenden auszuführen versuche, ist möglicherweise schon von andern ausgesprochen worden, doch können meines Erachtens die schlimmen Verhältnisse nicht oft genug vorgestellt und erwogen werden.

Bei der Erwägung, ob jedem „Stande“ nach seinem Werte für den ganzen Staat bei der Lastenverteilung Gerechtigkeit widerfahren sei, lasse man einmal die Gesellschaftsgliederung nach Geld und Besitz außer acht; dann wird man finden, daß wohl keine Standesunterscheidung größere Wertdifferenzen für den Staat darstellt, als die des ledigen und des Familienstands. Die ganz überwältigende Bedeutung des Familienstands, d. h. der Wert eines „guten“ Familienstands für das Staatswohl wird sofort in die Augen fallen. Denn Paarung und Bevölkerungsvermehrung kann ja auch ohne Familie stattfinden; an „guten“ Bürgern Zuwachs zu erhalten darf der Staat jedoch nur dann erwarten, wenn die Kinder in den Familien zu Ehrgefühl und Sittlichkeit erzogen werden. Schulunterricht und Internatsdrill können die Erziehung in der Familie niemals ersetzen, und selbst für die Lehren der Religion muß das Kind erst im Hause empfänglich gemacht werden.

Was thut nun der Staat auf dem Gebiete der Lastenverteilung zur Förderung und zu Gunsten eines guten Familienstands? Soviel wie gar nichts! Denn die paar zur Entlastung von Familienvätern gewährten Begünstigungen (§ 18 und 19 des Einkommensteuergesetzes) sind so geringfügig, daß sie nicht in Betracht kommen; in den dringlichsten Fällen wird nämlich der Steuerbetrag um 3 bis höchstens 62 Mark gemindert, während doch (in meinem Wohnorte) ein Familienvater, der sechs Kinder in drei oder mehr verschiedene höhere Schulen schickt, allein 800 Mark Schulgeld zu zahlen hat. Der Familienvater ist unter den jetzigen Verhältnissen der wirkliche Steuerpatefel. Der Staat thut anscheinend sogar sein möglichstes, von der Familieugründung abzuschrecken und zur Ehelosigkeit zu drängen; ja er begünstigt sogar die wilde Ehe mit seiner Steuergesetzgebung. Wenn nämlich von einem Pärchen Mann und Weib je 1000 Mark Einkommen zu versteuern haben, so bezahlen beide, so lange sie in wilder Ehe zusammenleben und der Mann etwa bei der Frau nur in Schlafstelle liegt, zusammen jährlich 12 Mark (je 6 Mark) an Steuern; sobald sie aber ihr Zusammenleben legitimieren und hierdurch die Gemeinsam-

keit ihres Hausstandes offenkundig machen, werden sie zu 31 Mark Steuern herangezogen!

Sucht man die Meinung des Gesetzgebers aus den Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes zu ermitteln, so kann man eben keine andre finden, als daß die Gründung eines eignen Herdes und die Familienbildung Luxus sei. Der Familienvater muß dieselbe direkte Steuerlast tragen, wie der daselbe Einkommen genießende Junggesell, der dem Staate den nötigen Zuwachs an guten Bürgern zu liefern verweigert. Dieses offenbare Unrecht wird jedoch noch und zwar fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert durch den Umstand, daß den Familienvater auch die indirekten Abgaben, Zölle und Verbrauchssteuern je nach der Kopfszahl seiner Familie um ein Vielfaches mehr belasten als den Alleinstehenden. Zwar würde die Behauptung, daß den Familienvater diese indirekten Auflagen um ein Ebensovielaches belasten, wie seine Familie Köpfe zählt, im allgemeinen der Wahrheit nicht entsprechen und über das Ziel hinaus-schießen, weil eben Kinder und weibliche Familienglieder von besteuerten Waren nicht soviel zu verzehren pflegen wie Erwachsene und Hagestolze; und lägen die Zölle und Verbrauchssteuern nur auf entbehrlichen Genußmitteln und Luxuswaren, so würde die hieraus entspringende Mehrbelastung des Familienvaters diesem überhaupt keinen berechtigten Grund zur Klage liefern. Leider sind aber von jeher auch unentbehrliche Nahrungs- und Genußmittel wegen der Ergiebigkeit ihrer Besteuerung verteuert worden. So in erster Linie das Salz, das mit einer geradezu als Kopfsteuer zu bezeichnenden Auflage belastet ist, die sich in ihrem unverhältnismäßig hohen Betrage (bei uns etwa das zwölffache der Produktionskosten) auch sonst noch an der Volkswirtschaft rächt, bei uns durch die Behinderung der Produktion, dagegen z. B. in Oesterreich auch durch die geringe landwirtschaftliche Verwendung von Kalisalzen. Nun ist das Salz allerdings ein nur in geringen Mengen vom Einzelnen verbrauchtes Nahrungsmittel, daselbe gilt aber nicht von den zahlreichen zollpflichtigen Kolonialwaren, die man als nötige Nahrungs- oder Genußmittel schon deshalb bezeichnen darf, weil der Staat selbst sie seinen Kostgängern in den Fällen gewährt, wo er die Verpflegung übernimmt, nämlich bei dem Heer und der Flotte. Seitdem wir aber auch noch beträchtliche Getreidezölle haben, deren starke und dauernde Minderung nicht zu erwarten ist, läßt sich zweifellos gar nicht mehr bestreiten, daß die indirekten Auflagen mit ihren ungeheuern, früher nie gekannten Erträgen eine besonders den Familienstand betreffende Last sind. Mag man auch den Betrag dessen, was auf diesem Wege jedes Familienglied dem Staate einbringt, für geringer erklären, als die entsprechende Abgabe eines Einzelbesteuerten, so muß man ihn doch auf Dreiviertel oder Zweidrittel der direkten Steuer schätzen. Eine Familie von sechs Köpfen, die das Normale bei uns sein sollte, würde demnach viermal so viel an indirekten Steuern zu tragen haben als der Einzelbesteuerte. Diese ungeheure Mehr-

belastung des Familienstands durch die indirekten Abgaben drückt unsern keinen genügenden Ausgleich gewährenden Steuergesetzen den Stempel der Ungerechtigkeit auf.

Die Mittel, die die Familien auf den Unterhalt und die Erziehung ihrer Kinder zu braven und tüchtigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft verwenden, kommen schließlich dem Staate zu gute, sind also mittelbar Staatsausgaben und sollten eben deshalb, wenn auch nicht vom Staate wieder ersetzt werden, doch mindestens von staatlicher Besteuerung befreit bleiben. Auch schon deshalb, weil die zu milden Zwecken gestifteten Kapitalien Begünstigungen bei Stempelabgaben und ähnlichem genießen, ist für diesen Aufwand, der dem Staate einen Zuwachs an guten Bürgern sichert, die Steuerfreiheit zu verlangen.

In Wirklichkeit wird aber jetzt der Teil des Einkommens, der zu diesen hauptsächlich produktiven Ausgaben verwandt wird, in derselben Weise mit Abgaben belastet wie der in Schlemmerei und Böllerei vergeudete. Das ist doch ein widerwärtiger Zustand, den zu beseitigen das Streben der gesetzgebenden Gewalten sein sollte, was bei ernstlichem gutem Willen nicht schwer ist. Wege zu diesem Ziele giebt es ja mehrere. Schon aus steuertechnischen Gründen wird man wohl von einer sogenannten Zunggesellschaftsteuer, der von vornherein ein Ausflug von Lächerlichkeit anhaftet, absehen. Auch die Teilung der Steuerbeträge nach dem Familienstande, sodaß z. B. der Vorstand eines aus drei verwandten Personen bestehenden Haushalts von 3000 Mark steuerpflichtigem Gesamteinkommen nicht dieses, sondern dreimal 1000 Mark zu versteuern, also nicht 52 Mark, sondern dreimal 6 Mark = 18 Mark zu zahlen hätte, wird voraussichtlich auf gewichtigen Widerspruch stoßen, und eine Besteuerung der einzelnen Personen, z. B. nach getrennten Vermögen bei Ehegatten, statt der Hausstände einzuführen, würde das eigentliche Ziel verfehlen. In den Rahmen des jetzt geltigen Gesetzes wird dagegen am ehesten die Erleichterung hineinpassen, daß man vom steuerpflichtigen Gesamteinkommen des Hausstandes sovieler Abzüge zu machen erlaubt, als der Hausstand außer dem Familienhaupte Köpfe zählt; nur müßte ein solcher Abzug von größerem Betrage sein, um der oben gerügten Mehrbelastung des Familienstandes wirksam abzuhelfen. Der Abzug vom steuerpflichtigen Einkommen wäre aber für die Familienglieder nur zur Hälfte zu gewähren, die das zehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben, sowie für die schon erwerbsthätigen Kinder, und für die, auf deren Ausbildung im Verhältnis zum Gesamteinkommen keine großen Mittel aufgewandt werden. Für erwerbsthätige Kinder gar keinen Abzug zu gewähren, würde dagegen bei den obwaltenden Vorteilen der alleinstehenden Personen in der Steuerveranlagung ungerecht sein und sie überdies antreiben, den gemeinsamen Hausstand mit ihren Eltern frühzeitig zu verlassen. Der durch die Abzüge herbeigeführte Ausfall im Gesamtertrage der Einkommensteuer wäre dadurch auszugleichen, daß man die Steuerstufengliederung durch stetig

fortlaufende Berechnung nach Prozentsätzen ersehte, sodaß in Zukunft der Steuerpflichtige mit 109999 Mark Einkommen wirklich mehr Steuern zu zahlen hat, als der mit 105000 Mark, sowie dadurch, daß der Steuerprozentsatz mit der Höhe der Einkommen bis über das bisher bestimmte Maximum von 4 Prozent des steuerpflichtigen Einkommens beständig gesteigert würde.

W. E.



Italien und die Italiener*)



n dem Erscheinen eines vorwiegend politisch-statistischen Werkes über Italien und die Italiener und mehr noch in seiner freudigen Begrüßung spricht sich recht deutlich der Wechsel unsrer Stellung zu Italien aus. Unsere Litteratur über Italien ist reich, überreich, aber fast alle ihre Werke sind dem Altertum, der Kunst, der Litteratur gewidmet, oder zeichnen die bunten Bilder italienischen Volkslebens. Es ist übrigens ähnlich mit der französischen; man braucht nur an neuere Hauptwerke, wie die von Laine und Bourget, oder an ältere von Stendhal und Beulé zu erinnern. Hier haben wir nun ein Buch, das uns den Staat Italien und den Italiener als Staats- und Gemeindeglieder, Soldat, Lehrer, Industriellen, Kaufmann, Auswanderer, kurz als politisches Wesen schildert. Das ist bezeichnend für das Interesse, das man den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen und Beziehungen Italiens in ganz Europa, besonders aber in den Schwesterstaaten des Dreibundes widmet. Leute, die man sonst mit den ästhetisierenden Schilderungen von Hehn, Gregorovius u. dergl. in Italien reisen sah, tragen heuer das P. D. Fischer'sche Buch, dessen Format übrigens unbequem ist, mit sich. Es soll ihnen helfen, der schwierigen Erkenntnis des wahren politischen Wertes Italiens, besonders seines Wertes als Bundesgenossen vielleicht etwas näher zu kommen. Es kann ihnen auch dazu helfen, vorausgesetzt, daß sie die eignen Augen und Ohren aufmachen, um die Aussagen dieses neuen Cicerone selbst zu prüfen.

Man findet nämlich in diesem politischen Buche über Italien auf jeder Seite bei aller Wahrheitsliebe und Gründlichkeit eine wohlthunende, große Zuneigung zu Land und Volk. In dieser Beziehung gleicht es so manchem Kunstführer. Während aber die Anschauung des Kunstwerks durch die Verschönerungs-

*) Italien und die Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen und Studien über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände Italiens. Von P. D. Fischer. Berlin, Julius Springer, 1899.

brille ihres Führers für viele Menschen unvermeidlich ist, da sie ihre eignen Sehwerkzeuge nicht in der Schnelligkeit auf die Linien und Farben eines Giotto oder Tizian einzustellen vermögen, ist es mit dem politischen Urteil über Land und Volk eine andre Sache. Jeder gesunde Menschenverstand kann dazu kommen. Auch hängt praktisch nichts davon ab, ob ich die Schönheit eines Kunstwerkes ganz empfinde und verstehe oder nicht; dagegen ist es praktisch wichtig, daß ich die Hilfsquellen eines Landes und den Charakter eines Volkes verstehe, die mit meinem eignen Land und Volk in engen Beziehungen stehen. Ich will nicht an die deutschen Besitzer italienischer Rente und Eisenbahnpapiere erinnern, die hilflos zwischen den pessimistischen und optimistischen Beurteilungen des italienischen Staatskredits stehen. Wohl aber darf darauf hingewiesen werden, daß die Frage nach der Lebenskraft Italiens eine europäische Frage ist. Wer möchte sich die europäische Staatengesellschaft mit einem in Mittel- oder Kleinstaaten zerfallenen Italien vorstellen? Die Italia unita ist eine der Bedingungen des verhältnismäßig gesunden Zustandes, worin sich Europa seit einem Menschenalter befindet. Von dem Wohlsein Italiens hängt ein Teil der Gesundheit Europas ab.

P. D. Fischer kennt Italien seit bald vierzig Jahren. Er hat seine persönlichen Erfahrungen, die er zum Teil in den leitenden Kreisen Roms gesammelt hat, durch Studien in der Litteratur vertieft. Vorzüglich scheinen ihm die italienischen Werke über Verwaltung, Statistik, Parlament, Wirtschaftsleben in ausgedehntem Maße bekannt geworden zu sein. Darin scheint er alle andern neuern Beurteiler Italiens zu übertreffen. Sein Buch ist auch sehr umfassend, vergißt fast nichts. Die beiden einleitenden Kapitel geben die geographischen und historischen Grundzüge; an sie reihen sich die Abschnitte: Organisation der Staatsverwaltung, Parlament, Wehrkraft, Finanzen, Landwirtschaft, Industrie und Handel, Verkehrswesen, Unterricht und Volkserziehung wie die Kapitel eines Staatshandbuchs. Den Beschluß machen Versuche über Volkstum und Volkscharakter, soziale Gegensätze und Ausgleichungen, Italien und der Papst, Rom. Das Ganze ist trotz des zum Teil trocknen Stoffes, und obgleich mit statistischen Zahlen nicht gekargt wird, so gut geschrieben, daß es keinem eine Überwindung kosten wird, das Buch von Anfang bis zu Ende zu lesen. Mancher Darlegung folgt man mit Spannung, und ein lebenswürdiger Humor verschönt trockne Auseinandersetzungen.

Dennoch meine ich vorauszusehen, daß nicht jeder mit voller Befriedigung das Buch aus der Hand legen wird. Liegt es in der Nichtübereinstimmung des Fazit, das der Leser zieht, mit dem des Verfassers? Oder in dem Un erfreulichen, das der Darstellung eines mit vielen starken Mängeln behafteten Staatswesens anhaftet? Ich glaube in beiden. Ich bin dem Verfasser dankbar, daß er das Buch geschrieben hat, das ich für eins der nützlichsten halte, die in diesem Augenblicke dem deutschen Publikum über einen Gegenstand

der auswärtigen Politik vorgelegt werden konnten; aber ich habe kaum in einem einzigen Kapitel das Gefühl überwinden können, daß sein Optimismus ihn verleitet, die Gefahren, von denen Italien bedroht ist, zu leicht zu nehmen. Allerdings verfährt dann wieder die Fülle der beigebrachten Thatfachen, die uns erlaubt, ein eignes Urtheil über manche Dinge zu bilden, über die wir uns mit dem Verfasser nicht einigen können.

Wenn wir das Buch niederlegen und alles, was es lehrt, noch einmal an unserm innern Sinn vorbeigehen lassen, so verdichtet sich die Fülle des Gelernten etwa zu folgenden Sätzen. Die Entwicklung des modernen Italiens zum Einheitsstaat ist weniger ein Werk der Volkskraft, die ihre Unterdrücker abschüttelt, als das Werk starker und feiner Geister, die als Verschwörer und Diplomaten gewagte Spiele für ihr Land gewinnen. Frankreich und die Revolution werden benutzt, ohne daß ihnen ein dauernder Einfluß auf die Geschichte Italiens eingeräumt wird. Das junge Italien hat die Feuerprobe gesucht und erhalten, aber nicht in siegreichen Schlachten. Daher fehlt seiner Armee und Flotte noch heute die Weihe der Kraft. Und das Geheimnis der Entmutigung, die die drei verlorenen Gesechte in Aëthiopien hervorgerbracht haben, liegt eben darin, daß selbst diese die Ungewißheit noch vergrößert haben, ob Italien mit all seinen unverhältnismäßig großen Opfern für Heer und Flotte die Sicherheit gegen äußere Angriffe erworben hat, ohne die alle andern Lebensäußerungen und Anstrengungen vergeblich sind. Gewiß ist, daß die Armee und die Flotte eine ungeheure Bedeutung für die innere Erziehung des italienischen Volks haben. Das ist aber doch nur ein Nebenprodukt. Und gegenüber der Hochschätzung dieser erziehenden Wirkung kann man sich doch auch nicht des Gedankens entschlagen, daß darin eine ähnliche Neigung wie bei den Franzosen hervortritt, die ganze Kraft des Staats in der Armee verkörpert zu sehen, die doch im ganzen Volke sein muß, und zu dieser Kraft mit dem Gefühle aufzublicken, das der Schwache, der Zerfahrene, Ordnungslose vor dem bewußten, disziplinierten, pünktlich gehorchenden Willen empfindet. Wie die geographische Lage Italien zwingt, Seemacht zu sein, und mit welchen gewaltigen Opfern seine maritime Machtstellung geschaffen worden ist, weist unser Buch sehr gut nach. Aber auch hier die Rehrseite: der großen, kostspieligen Flotte entspricht weder der Seehandel noch der Kolonialbesitz des heutigen Italiens. Die Machtphäre Italiens zur See ist durch das Mittelmeer gegeben, diese aber durch Italiens angeblich treuesten Freund, England, am allermeisten eingeengt.

Eine zweite Grundthatfache, über die wir uns klar werden, ist die Armut des italienischen Bodens. Mehr dem geologischen Bau und dem Klima als der Ausfaugung, Entwaldung, Versumpfung, Besitzverteilung ist die geringe Ausdehnung des angebauten Landes zuzuschreiben. Nicht viel über ein Drittel des Landes trägt Äcker, Weinberge, Gärten u. dergl.; fast ein Viertel ist ganz

unproduktiv oder zählt kaum für die wirtschaftlichen Zwecke. Italien ist arm an Kohlen; sein Bergbau liefert nur etwa $\frac{1}{13}$ des Ertrags des preussischen. Die Nuzbarmachung der Wasserkräfte erschwert sädlich vom Po überall die klimatischen Verhältnisse, d. h. die Trockenheit der Sommer. Wenn trotzdem die Industrie sich aufrecht erhalten und in einzelnen Gebieten einen großen Aufschwung genommen hat, so ist es nur möglich gewesen mit Hilfe der un-
gemein geringen Löhne der Arbeiter und durch die Hausindustrie, die in Italien einen viel größeren Anteil an der Gesamtleistung hat als in andern Ländern Europas. Es ist aber auch nicht zu übersehen, daß nicht bloß ausländisches Kapital in großem Maße daran mitgearbeitet hat, sondern auch fremde Intelligenz. Nicht bloß Leiter, sondern auch Werkmeister und Vorarbeiter industrieller Unternehmungen sind noch sehr häufig Fremde. Der Übergang zum Schutzzoll hat seit 1887 die italienische Industrie entschieden gefördert und in manchen Zweigen ausfuhrfähig gemacht, wo man es nicht erwartet hatte. Aber man übersehe nicht die Gefahr der Entwicklung einer sich besonders auf niedrige Löhne stützenden und damit die sozialen Verhältnisse in ungefunder Weise beeinflussenden Großindustrie. Die soziale Frage ist immer in Italien wesentlich eine Landfrage gewesen; die Mailänder Ereignisse von 1898 haben aber gezeigt, daß die Industrie dort auch schon eine starke großstädtische, aktionslustige Arbeiterpartei großgezogen hat. Noch ist kein ernstlicher Versuch gemacht worden, die Lage der Landarbeiter zu bessern, die ein schweres inneres Leiden und vielleicht das Haupthindernis des Gedeihens Italiens ist, und schon thut man alles, um eine neue soziale Gefahr heraufzubeschwören.

„Die Finanzgeschichte Italiens bildet die Rehrseite der schnellen und leichten Erfolge, durch welche die Einheit und Unabhängigkeit der Nation in ungeahnt kurzer Zeit erreicht wurden.“ Ein wahres Wort. Die Einnahmen Italiens haben sich seit 1861 fast vervierfacht, die Ausgaben verdoppelt, die Staatsschulden fast verkünffacht. Die Verzinsung der Staatsschulden verschlingt ein Drittel der Einnahmen. Die Steuern, an und für sich schwer, belasten und belästigen die Armen durch ein künstliches System von Verzehrungs- und Verkehrsabgaben. Das Salz wird vom Staate zum Siebenfachen der Erzeugungskosten verkauft. Aus dem Lotto zieht der Staat sechzig bis siebzig Millionen Lire. Provinzen und Kommunen bleiben mit ihren Steuern nicht hinter dem Staate zurück. Die Kommunalschulden erreichten 1896 die Höhe von 1200 Millionen. Ich teile nicht die Ansicht des Verfassers, daß die Besserung der italienischen Finanzen nur durch die Kräftigung der Erwerbsfähigkeit der Nation zu erreichen sei, denn die Besteuerung gerade hindert die Landwirtschaft und das Gewerbe an kräftiger Aufschwung. Schon ist das Heer auf das Notwendigste beschränkt; aber auch Flotte und Verwaltung, diese mit ihrer Masse unnützer Beamten und einer unglaublichen Zahl von Pensionierten, werden ihre Ansprüche noch mehr einschränken müssen.

Vor 1860 gehörten einige der Gebiete des heutigen Königreichs Italien zu den im Unterrichts am meisten zurückgebliebenen Teilen Europas. Noch 1871 hatte Sizilien 87 Prozent Analphabeten. Italien hat gerade auf diesem Gebiet sehr viel geleistet. Der Form nach ist der Volksschulunterricht geboten vom sechsten bis neunten Jahre, und es sind zahlreiche Schulen errichtet oder verbessert worden; aber im Jahre 1895 waren unter den Rekruten der Armee 38, der Flotte 43 Prozent Analphabeten. Es haben also die Pessimisten nicht ganz unrecht, die da meinen, mit einer dreijährigen Schulpflicht sei doch nur der Form genügt. Mittel- und Hochschulen giebt es im Verhältnis viel mehr als Volksschulen: 1039 Gymnasien und Lyceen, 21 Universitäten, und neben diesen noch eine Anzahl von Anstalten vom Rang der Universitäten. Sie entlassen ihre Schüler mit Prüfungen, die in der Regel nicht sehr streng sind, und tragen dadurch viel zu der Überproduktion von klassisch und halb gebildeten bei, die von einsichtigen Italienern als einer der Schäden des italienischen Lebens beklagt wird. Die Masse dieser Schulen und Hochschulen und die zum Teil höchst nachlässige und lückenhafte Art des Unterrichts und der Prüfungen wirken geradezu gegen die Bestrebungen, praktische, brauchbare, sich der wirtschaftlichen Hebung des Landes widmende Kräfte heranzubilden. Sie vermehren nur die Zahl der Stellensucher, die vom Staat oder der Gemeinde, von der Politik, von der Tageschreiberei leben wollen. Rhetoriker und Phrasenmacher ohne Kenntnis der Arbeit gelten viel zu viel.

Man kann nicht von der Schule Italiens sprechen, ohne der Kirche zu gedenken. Die feindliche Stellung zur Kirche ist eine der Krankheiten Italiens. Das Königreich hat nicht bloß den Papst als Haupt des Kirchenstaats entsetzt, es hat auch die Kirche, um leben zu können, eines großen Teils ihrer Besitztümer berauben, Klöster aufheben, den Geistlichen den Einfluß auf das Schulwesen entziehen müssen. Was kirchlich ist, steht daher dem modernen Italien feindlich oder doch abgeneigt gegenüber. Daher auch eine verderbliche Schwäche der konservativen Elemente. Die Stimmhaltung der Klerikalen ist eine beständige Drohung. Das ist ein schwerer Konflikt in einem Volke, bei dem die Religiosität tiefer geht, als oberflächliche Beobachter meinen. Ich glaube nicht, daß bloß in den 42 Prozent Wählern, die 1897 nicht abgestimmt haben, die Klerikalen Italiens stecken, sondern daß, wenn die Losung „Zur Wahl“ in einem günstigen Augenblick gegeben wird, eine viel größere Zahl klerikaler Stimmen fallen könnte. Mit Recht weist Fischer die leichte Ansicht mancher deutschen Protestanten zurück, daß eine Protestantisierung der Italiener möglich sei. Er schöpft aus seiner eignen Beobachtung die Überzeugung, daß sich der Kirchenbesuch in den letzten siebenzig Jahren nur vermehrt habe. Er mag recht haben mit seiner Ansicht, daß die Kirche durch das jetzige Verhältnis mindestens so sehr geschädigt sei wie der Staat; vielleicht hat er aber nicht recht, die von so manchem italienischen Staatsmanne vertretene Ansicht, den Staat noch weiter

von der Kirche zu trennen, das *divorzio* zu verwirklichen, für unpraktisch und eine Regelung zwischen Staat und Kirche, die jenen fester gewappnet der Kirche gegenüberstellt, für möglich zu halten. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ist in Italien geschichtlich so gründlich anders als irgendwo sonst in der Welt, daß es nicht nach fremden Mustern zu behandeln ist.

In einem interessanten Abschnitte „Völkstum und Volkscharakter“ schildert der Verfasser die körperlichen und geistigen Anlagen der Italiener. Sehr richtig weist er die zu weit gehenden Annahmen von Rassenunterschieden zwischen Nord- und Süditalienern zurück, die in Italien selbst einem sich oft geradezu leidenschaftlich äüßernden Rassenpartikularismus zur Voraussetzung dienen müssen. Die starke Vermehrung der Italiener, die infolge des Kampfes gegen die Malaria, die Boden, das schlechte Wasser und die Unreinlichkeit der Städte jährlich sinkende Sterblichkeit, die Ausdauer, Zähigkeit, Bedürfnislosigkeit sind lichte Stellen in diesem Charakterbild; aber auch die schlechte Ernährung wird nicht verschwiegen, die ja zum Teil unmittelbar in der Besitzverteilung und Besteuerung begründet ist. Die Lebensfreudigkeit, der Schönheitsfönn, der bis zur lächerlichen Eitelkeit gehende Kultus der Persönlichkeit werden sehr gut gezeichnet. Aber auch die Hinterhältigkeit, die Lust zum Intrigieren, der leicht genommne Unterschied zwischen Reden und Handeln, Versprechen und Halten, das Klientel-, Sekten- und Geheimbundenwesen, die Geringschätzung des Menschenlebens endlich, die sich in der gewaltigen Menge der Totschläge ausdrückt, bleiben nicht verschwiegen. Der von Ferrero in Europa giovane (1898) dunkel gezeichneten und als ein Grundfehler des Volkscharakters und der Sitten hingestellten ungezügelten Sinnlichkeit kann unser Verfasser eine so große Bedeutung nicht zuerkennen. Wir glauben, daß diese Auffassung eine der Beobachtungen hat, bei denen er nicht tief genug in das italienische Leben hineingesehen hat und infolgedessen leicht nimmt, was schwer und folgenreich ist; die statistischen Zahlen, die er anführt, sind ja sehr lehrreich, sie können aber unmöglich die Frage entscheiden, wie tief das gesteigerte Geschlechtsleben auf die Ausbildung des Geistes und Charakters besonders in den Entwicklungsjahren einwirkt. Über diesen Punkt glauben wir Italienern mehr als Fremden. Die unter Italienern weit verbreitete Knabenliebe wird stillschweigend übergangen. Es wäre für das Gesamtbild gerade des politischen Charakters des Italieners günstiger gewesen, wenn manche in den andern Abschnitten zerstreuten Angaben, die die große Arbeitsamkeit, die Geschicklichkeit, die Erfolge in künstlerischer und wissenschaftlicher Thätigkeit, die Anpassungsfähigkeit an fremde Lebensbedingungen und Einrichtungen behandeln, in diesem Abschnitte noch einmal vereinigt worden wären. Das Charakterbild des italienischen Volkes hätte dadurch im ganzen noch gewonnen. Aber auch der uralte Stammespartikularismus und die Kirchturmpolitik, der politische Eigennutz, die Züge von Härte und Grausamkeit, die im sozialen Leben und selbst in der Ver-

handlung der Tiere hervortreten, hätten noch hinzugefügt werden müssen. Man hätte dann erst sehen können, wie sich die hellen Seiten und die tiefen Schatten im Charakter des Italieners recht deutlich von einander abheben, und wie scharf der tiefe Unterschied auch den romanischen Schwestervölkern der Spanier und Franzosen gegenüber hervortritt.

Noch eine andre Erscheinung im Leben Italiens hätte eingehender besprochen werden müssen: die Auswanderung, sowohl die für Jahre als die jahreszeitlichen Züge über die Alpen und die Adria; beide führen jährlich viele Hunderttausende aus dem Lande. Die italienische Auswanderung ist eine wichtige Sache. Sie hat ähnlich wie die deutsche, die sie aber weit übertragt, ohne jede Staatshilfe, ja ohne jede Spur politischer Absicht Kolonien geschaffen, die eine ganz andre Zukunft haben als das zunächst noch ganz künstliche Eriträa oder als etwa das vielersehnte Tripolitaniens haben würde. Man braucht noch nicht tief in das italienische Volksleben hineinzublicken, um die Erweiterung des Horizonts und der Hilfsquellen wahrzunehmen, die durch die Auswanderung nach Amerika bewirkt wird. Brasilien und die La Plata-Länder, die Vereinigten Staaten von Amerika, Nordafrika in seiner ganzen Breite, der Orient und in geringerem Maße alle spanisch-amerikanischen Länder der Neuen Welt nehmen einen sehr stark und regelmäßig gewordenen Strom italienischer Auswanderer auf, die besonders durch zwei Eigenschaften für Italien wichtig waren. Die Italiener bewahren in fremden Ländern ihre Nationalität treu, viel treuer als die Deutschen, und sie lehren, wenn sie Erfolg gehabt haben, zurück oder senden mindestens ihre Ersparnisse in die Heimat. So manche milde Stiftung, manche dankende Denktafel verkündet den guten Gebrauch, den zurückgekehrte Auswanderer von ihren Reichtümern machen, und die Millionen der „Amerikaner“ machen es erklärlicher, wie das Volk überhaupt die Last der öffentlichen Abgaben aushält.

Dabei tritt gerade bei den italienischen Auswanderern der Typus eines Volks deutlich heraus, dessen geschichtlicher Beruf mehr in der Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Bedürfnislosigkeit der Einzelnen, die unmerkliche Siege erringen, als in der Durchführung großer Pläne mit der gesammelten Kraft des Volks zu liegen scheint. In einer Zeit, wie der jetzigen, wo mit der ungeahnt raschen Erweiterung des politischen Horizonts der Nutzen des Dreibunds immer problematischer wird — was ist er uns in China, in Samoa, in der Delagoabai? —, ist gerade diese Thatsache geeignet, zur gründlichsten Prüfung der Grundlagen und politischen Kraft des jungen Großstaats Italien aufzufordern.

f. R.





Nus den schwarzen Bergen

2



uf der Hauptstraße von Cetinje ist alle Tage Korso. Gruppen hochgewachsener, breitschultriger Männer mit mächtigen kohl-schwarzen Schnurbärten stehn umher, würdigen, stolz wie Hidalgos, den Fremden kaum eines neugierigen Blicks und lösen, gemessen diskutierend, die Rätsel dieser Welt. Alle tragen sie ihr kleidames Nationalkostüm, sodaß der Wechsel der Umgebung acht Stunden nach dem Verlassen des eleganten Lloydampfers ebenso befremdend wirkt, wie etwa die erste Landung in Hongkongs City of Victoria mit ihrer nach Hundert-tausenden zählenden Chinesenbevölkerung oder in Japans Yokohama mit der zierlichen, in buntseidne Gewänder gekleideten, immer freundlich-lächelnden und sich unter Seufzern verbeugenden Eingebornenbevölkerung, die den Federn der Globetrotter schon manchen Dithyrambus entlockt hat.

Das Hauptkleid des Montenegriners ist ein weißer Mantel, der an der Brust offen ist und die rote mit Goldborten eingefasste Weste sehen läßt. Um diese ist eine seidne bunte Schärpe geschlungen, und darunter steckt in einer rotledernen Tasche ein oftmals schön verzierter Revolver. Die weiten blauen Pumphosen werden unterhalb des Knies von weißen Filzbedeckungen abgelöst, die hinten über der Wade durch Hunderte von Haken zusammengehalten werden; die Füße stecken in den bei allen Südslawen üblichen Opantas, die aus Tier-haut verfertigt, mit dichter Riemenverschnürung befestigt werden und dem Fuße auf glattem Felsen den besten Halt gewähren sollen. Auf dem Kopfe thront ein kleines Cerevis, das schwarze Einfassung und einen roten Deckel mit den Zeichen H. I. (Nikolaus I.) trägt.

Wer den Essay on the principles of population von Malthus gelesen hat, der kann aus dem Straßenbilde Cetinjes allein eine Diagnose stellen. Dieser klarköpfige, unerbittliche Gegner von „Niemandesland,“ dessen Trugbild immer mehr und mehr den schwachbenervten Zeitgenossen in die Glieder zu fahren scheint, hat den berühmten Satz aufgestellt, daß die Bevölkerungszahl eines Landes abhängig sei von dem Ertrage des Bodens, auf dem sie lebe, daß sie beständig wachse, wenn sich die Produktion steigere, und daß sie aus natürlichen Gründen weit schneller wachsen könne als der Ertrag des Bodens;

wenn dieses aber geschähe, so jorge die Natur schon durch Pest, Elend, Kriege und Hungersnot dafür, daß die überflüssigen Wesen im Kampfe ums Dasein zu Grunde gingen. Gott Amor, der da schon glaubte, die wichtige Annäherung der Geschlechter ganz allein zu stande zu bringen, mußte sich so durch Malthus beweisen lassen, daß nicht seine Pfeile, sondern sinkende Kornpreise zahlreiche Ehen zu stande brächten, und daß die Menschheit, wenn es ihr gut geht, schon von selbst durch entsprechende Vermehrung dafür sorge, daß es ihr nicht zu gut gehe. Wer ernährt nun Cetinjes wackre Kämpen, die Sonn- und Alltags sich dem „Kej“ hingeben, den ihre türkischen Nachbarn im Platanenkaffeehäuschen beim Murmeln der Quelle und dem Gurgeln der Margileppfeife so gern pflegen, diesem dolce far niente, das weit intensiver ist als die Stammtschlangeweile eines kleinstädtischen Honoratiorentisches, und das Viktor Schefel so klassisch beschrieben hat:

Still liegen und einsam sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst?

Die häusliche Arbeit wird nach dem übereinstimmenden Urteile aller Beobachter von dem weiblichen Geschlechte besorgt, das verglichen mit den montenegrinischen Männern eine wahre Pygmaengestalt zeigt und nur in seiner frühesten Jugend „das schöne“ genannt zu werden verdient, da es infolge der schweren Pflichten und Arbeitsleistungen bald altert und verkümmert. Aber wie bringen es die zweitausend Menschen, die das Cetinjsto Polje, das Cetinjer Feld bewohnen, zu stande, die für ihre Erhaltung notwendigen Lebensmittel zu produzieren? Kein Bächlein benezt diese von iden Felsblöden bedeckte und eingerahmte Thalmulde, in Gruben und Eisternen spart man das kostbare Regen- und Schneewasser auf, um mit seiner Hilfe kümmerliche Ernten von Kartoffeln, Hafer, Kraut, Lauch und Mais zu erzielen. Von Cetinje nach Grahovo durchreitet der Wanderer einen Weg von zehn Stunden, ohne eine Huje bebauten Ackerlandes zu bemerken. Die österreichische Regierung, die früher für 200000 Gulden den schönen montenegrinischen Tabak kaufte, hat ihre Aufträge eingestellt, da die Bauern ihre Anweisung über das Sammeln der Blätter nicht befolgt haben. Die Exportation von Schafen, Fellen und Häuten war ohne Profit. Der Ertrag des Berückenbaumes (Rhus Cotinus), dessen Blätter eines der wichtigsten Materialien zum Gerben und Schwarzfärben, den Sumach, liefern, und dessen flockige, wie rötlich geballte Nebel aussehende Knäuel man in den felsigen Partien des Landes häufig bemerkt, ist durch einen Ausfuhrzoll illusorisch gemacht. Die Ausfuhr von Pyrethrum roseum, dessen Blüte getrocknet und gepulvert zur Herstellung des Insektenpulvers benutzt wird, geht stark zurück. Seidentokons gehen immer spärlicher ins Ausland. Die Ernten der letzten Jahre waren schlecht. Die Zetaebene, die Kornlammer Montenegro's, und die Tschermizza, wo schwarze Trauben und saftige Melonen, Feigen, Mandeln, Granatäpfel und Rußbäume

gedeihen, liegen weit entfernt, und die Tauschmittel zum Anlauf und Transport, die eine industrielle Bevölkerung aufzubringen vermöchte, fehlen dem fast schornsteinlosen Cetinje fast gänzlich. Wer ernährt dann also diese überzählige und noch dazu arbeitscheue Bevölkerung, wenn nicht Malthus, dessen Lehre die Nationalökonomie als ein *ars magna et dei* ihrer Wissenschaft ansieht, des Irrtums geziehen werden soll?

Es ist leicht zu erraten, daß günstige politische Verhältnisse hier die Rolle des Ernährers übernommen haben. Schon seit Jahrhunderten hatte die Diplomatie Venedigs, Frankreichs und Österreichs in dem streitbaren Bergvolke an der türkischen Grenze einen wertvollen Sporn in der Flanke des ottomanischen Reichs erkannt und diesen sorgfältig vergoldet. Weniger in türkenfeindlichem als in eigenem Interesse zahlt Österreich heute 30000 Gulden jährlich zur Herstellung von Chausseen, und die Regierung wartet gewöhnlich ein Hungerjahr ab, den Straßenbau auszuführen. Besonders aber hat Rußland seit der Regierung seines großen Peters die innigsten, nur selten unterbrochnen Beziehungen mit Montenegro unterhalten; die Kaserne wie die Schulen Cetinjes sind mit russischem Gelde erbaut, Gewehre wie Korn sind Geschenke der Alleinherrscher des Winterpalastes an ihren „einzigen Freund,“ und auch das bekannte geprägte Manna, das, von slawischer Diplomatenklugheit so meisterhaft gehandhabt, wie die mit Gold beladenen Esel des Macedoniers Philipp, die feindlichen Mauern von Kabul und Herat, von Lahore und Peking, von Stambul und Teheran übersteigt, regnet oft herunter auf die Freunde und Glaubensgenossen in der Tschernagora, die nicht säen und nicht ernten, die aber der göttliche Cäsar dort oben in den Rewanebeln dennoch ernährt.

Auch das kleine Cetinjer Hospital, in der nordöstlichen Ecke des Städtchens, in das uns Neugierde und Veruf bald führten, dankt den nordischen Freunden seine Entstehung. Sein dirigierender Arzt, ein aus österreichischen Militärdiensten übergetretener Serbe, war öfters unser Gast im Hotel, und seine Unterhaltungs-gabe, von Belesenheit und guter Schulbildung unterstützt, verkürzte uns manche Abendstunde in dem weltabgeschiednen Städtchen. Großserbe, der er war, sah er natürlich als Servia irredenta alle die weiten Strecken der illyrischen Halbinsel an, in denen die serbische Zunge erklingt, also außer dem eigentlichen Serbien und Montenegro noch Syrmien, Rascien, das Banat, Slavonien, Kroatien, Istrien, Dalmatien, Bosnien, die Herzegowina und einen Teil Macedoniens, Länder, denen nur ein neuer Remanijde wie Stephan Duschan zu erstehn brauchte, um sie ihren unrechtmäßigen Besitzern zu entreißen; auf das kleine Montenegro aber, sein Adoptivwaterland, das sich nie einem feindlichen Eroberer gebeugt hat, sah er in südslawischem Patriotismus wie auf das Piemont der Balkanhalbinsel, um das sich die serbische Einheit dermaleinst herumkrySTALLISIEREN müsse.

* * *

An dem Gasttische des Hotels zu Cetinje stiegen wieder einmal nach bedingtem Essen die bläulichen Rauchwolken des montenegrinischen Tabaks in die Höhe; der Kellner, ein martialisch aussehender Sohn des Landes, die Pistole im Gürtel, ging eifrig herum und füllte die Gläser mit schwarzrotem Tschermnizaer Wein, sowie die Kleinern mit wasserklarem Rati (Pflaumenbranntwein), als der Doktor des Hospitals zu Cetinje, unser Gast, also zu sprechen anhub: „Sie fragen, was jenes Bild dort an der Wand, der finster dahinreitende gewappnete Ritter inmitten der Hab und Gut schleppenden Bauern und der klagenden Frauen mit den Kindern auf den Armen bedeute. Es stellt eine traurige Episode unsrer, der serbischen Geschichte dar. Das große Serbenreich, von Stephan Duschan einst begründet, das vom Adriatischen, Ionischen und Ägäischen Meere bespült wurde, ist soeben am 15. Juni 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde vernichtet worden; die Geschichte Serbiens, kaum begonnen, verstummt auf vier Jahrhunderte. Nur von jenen Auswandern, den Askoten, erzählt sie uns noch, unabhängigen Männern, die sich in ein trauriges und unwegsames Land, auf diese wilden montenegrinischen Berge, auf ihren Karat vor der heranstürmenden Sündflut von Islam und Knechtschaft retteten:

Was entkam dem Racheschwert der Türken,
Was nicht abschwur unsern heiligen Glauben,
Was nicht Sklaventetten tragen wollte,
Das sucht Zuflucht hier in diesen Bergen,
Wo wir sterben wollen und verbluten,
Wo des Heldengeistes Schatz wir hüten,
Heiligen Namen und die heilige Freiheit.

„Hier herrschte Balsa, ein Schwiegerjohn jenes Zars Lazar, der gegen die Türken Reich und Leben in der Schlacht auf dem Amselfelde eingebüßt hatte. Das Land hieß damals Beta und war größer, als es heute ist, zu ihm gehörten die fruchtbaren Länder am Skutarijsee, wo man die vertriebenen Stammesgenossen freundlich aufnahm. Doch siebzig Jahre später hatten die Türken den ganzen Südosten Europas überschwemmt. Tapfer kämpfend war am Thore des heiligen Romanus, dem Westthore Stambul's, Konstantin XI., der letzte der Paläologen gefallen, und auf dem Hippodrom sah der ägyptische Monolith Theodosius II., der einst Zeuge der Parteilämpfe des Zirkus und der Niedermeglung von dreißigtausend Grünen durch Belisars Schwert gewesen war, den asiatischen Feind in Sieges- und Glaubenshochmut wüten und die wenigen Kunstwerke des Altertums, die die Barbarei lateinischer Christen einst übrig gelassen hatten, in den Staub sinken. Die Mosaiken auf Goldgrund in der Hagia Sophia, die eben jene Christen schon vorher geplündert hatten, wurden übertüncht und machten Koransprüche Platz; auf der Hauptkuppel sank das Kreuz vor einem riesigen bronzenen Halbmond, das Kreuzifix wurde vom Altar

Greenboten II 1899

herabgerissen, mit einer Janitscharenmütze bedeckt und unter Spott und Hohn durch die Straßen getragen. Auf der Schwelle der Hofburg am Bosporus, auf der sitzend einst die »im Purpur geborne« Anna Komnena den Vorträgen griechischer Philosophen lauschte, wurden türkische Krummsäbel gewetzt, die Kavalleriepferde der Eroberer wurden in Donau- und Dnjeprwasser getränkt, ihre Hofschweife spiegelten sich in Euphrat und Save.

„Die unterworfenen Völkerschaften hatten nur die Wahl zwischen Knechtschaft, Tod und Koran, und viele, wie die Kretenser, die bosnischen Wegg, die bulgarischen Pomaken, die albanischen Arnauten wählten das Buch des Propheten. Mohamed II., der Eroberer Konstantinopels, erschien eines Tags vor Skutari, das damals zu Zeta gehörte, beschloß die Stadt mit ungeheuern Steinkugeln und bedrohte Zabljak, die Residenz unfers großen Nationalhelden Zwan Tschernojewitsch, der damals über das geflüchtete Volk herrschte. Zwan sah wohl ein, daß die Freiheit seiner Mannen nur auf den Bergen gegen eine solche Übermacht zu verteidigen sei; er berief die Krieger und erklärte ihnen die Notwendigkeit, in die wüsten schwarzen Berge dort im Norden zu flüchten. Auf ihr zustimmendes Geschrei nahm er ihnen das Gelübde ab, daß kein Bewohner jener schützenden Berge im Kampfe gegen die Türken je das Feld ohne den Befehl seines Führers verlassen dürfte, daß aber jemand, der dieses dennoch thäte, in Weiberkleider gesteckt werden und einen Spinnroden in die Hand bekommen sollte, und daß die Weiber mit ihren Spindeln den Verräter hinwegprügeln sollten aus dem heiligen Bergeslande der Freiheit. Dann zündeten sie Zabljak mit eigener Hand an. So verließen die Mstoken zum zweitenmale ihre Wohnsitze und zogen in die nahegelegnen Berge, wo im Jahre 1484 von Zwan ein Kloster an der Stelle des heutigen Cetinje errichtet wurde.

„Der Schwur wurde gehalten — über vierhundert Jahre haben wir unsre Freiheit gegen jedermann aufrecht erhalten. Manchmal zwar wankten unsre Reihen vor den kupfernen Streitkolben kriegsgewohnter Osmanen, und oft hat auch böser Verrat im eignen Volke uns bedroht. Als der große Zwan starb, folgte ihm sein Sohn Georg, den sein Weib, eine üppige Venetianerin, der das schwarze Maisbrot der schwarzen Berge weniger behagte als Liebesgeflüster und Maskenscherz der leichten Dogenstadt, überredete, mit ihr nach Venedig zurückzulehren. Schlimmes noch widerfuhr dem Lande, als Georgs jüngster Bruder Stephan mit einer Verräterbande nach Konstantinopel ging und dem verhassten Padischah Bajazet II. anbot, ihm sein Vaterland durch Verrat in die Hände zu spielen. Der schlaue Kalif verlangte zunächst als Garantie für die Aufrichtigkeit des Bewerbers die hier im Orient beliebte Religionsprobe. Er fragte ihn, ob er den Glauben an des Propheten Religion annehmen wolle. Als dies bejaht wurde, gab man dem Renegaten eine ottomanische Kriegsmacht, aber Georg, der ältere Bruder, inzwischen in die Heimat zurückgekehrt, schlug ihn in die Flucht.

„Als Georg endlich für immer dem Klosterstige im Kesselthale zu Cetinje Lebewohl sagte, vermachte er dem Metropolitzen German die wenig beneidenswerte Herrschaft. 336 Jahre wurde dann das Land theokratisch regiert, von seinen kirchlichen Obern, dem Bladika (Erzbischof), der als echter Vertreter der ecclesia militans Schwert und Krummstab immer gleich gut zu führen wußte. Wie Moses und Josua, wie Barak und der Sohn Isais lehrten sie die Religion, präsidierten sie im Rat und fochten sie in der Schlacht. Die besten Krieger im Streite aber stammten aus der Familie der Njegusch, die 1687 zur Regierung kam, und deren Nachkommen noch heute das Land regieren. . . .

„Sie wissen, fuhr der Doktor nach einer Pause fort, wie trennend bei uns im Orient die Religion wirkt. Nicht die Nationalität wie bei Ihnen, sondern der Glaube bindet und trennt die Menschen hier auf dem Balkan. Ich bin im Zweifel, ob das Wort Ihres großen Königs, einen jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, für den Westen richtig ist, für uns ist es jedenfalls falsch. Die christlichen Montenegriner hatten einst in einer edeln Gefühlsaufwallung die mohammedanischen Renegaten unter Stephan, von denen ich Ihnen sprach, bei sich aufgenommen, und diese religiöse Minderheit sah sich zu einer politischen Haltung veranlaßt, wie sie die mittlere und neue Geschichte nur zu oft berichtet. Wie die Protestanten Deutschlands, noch unterdrückt, mit Türken und Franzosen konspirierten, wie die Hugenotten Frankreichs von deutschen protestantischen Fürsten Hilfstruppen warben, wie die Katholiken Schottlands die französische Soldateska in das eigne Vaterland riefen und die Mauren Spaniens dem glaubensverwandten Großherrscher im Serail ihre Aufwartung machten, so ließen es sich auch die mohammedanischen Nachkommen Stephans beikommen, illoyale Beziehungen mit der Pforte zu unterhalten. So kam unser Land zu seiner Bartholomäusnacht.

„Über Montenegro herrschte damals der erste aus der Mattabäerfamilie der Njegusch, Danilo I. Petrowitsch. Er war bei der Einweihung einer Kirche im türkischen Grenzgebiete, trotz der Zusicherung freien Geleits, vom Pascha gefangen genommen, beschimpft, eingekerkert und nur gegen hohes Lösegeld entlassen worden. Es war am Weihnachtsabend des Jahres 1702. Hell loberten in ganz Montenegro die Weihnachtscheite auf, die in Form eines Kreuzes gelegt und nach Väteritte mit weißem Weizen bestreut und rotem Weine begossen waren. Überall erscholl die Gusla im Lande, und von des Sängers Veier erklang der Ruhm des serbischen Nationalhelden Milosch Obilitsch, wie der schlechte Wuf Brankowitsch ihn am Vorabend der Schlacht beim Kaiser Lazar verleumdete, daß er mit den Türken im Bunde stünde, wie dann der gekränkte Held zur Herstellung seiner Ehre in das türkische Lager geschlichen und den Sultan Murad in seinem Zelte erstochen hätte, von den Wachen aber nach vollbrachter That in Stücke gehauen wäre, und wie dann gerade sein

Gegner Wuk Brankowitsch zum Feinde übergegangen sei und so die Schlacht auf dem Amfelselde verloren wurde . . . der alte Türkenhaß flammte wieder auf. Hatte man nicht den Feind im eignen Lande, Brüder desselben Blutes, aber fremden Glaubens, die es mit Türken und Steuerpächtern hielten? Vor der Madonna an der Ikonostase der Klosterkirche zu Cetinje standen mit ge-
weiheten Kerzen in der Hand die fünf Brüder Martinowitsch. Sie hatten in Gegenwart der heiligen Jungfrau ihren Schwur, die Feinde zu vernichten, erneuert. Dann stürmten sie hinaus in die Finsternis. Wo ein Türke zu finden war, da erschienen die fünf Rächer, und wer von den Ungläubigen nicht auf den Koran spie und das Kreuz annahm, wurde getötet. »Wer nicht mit Wasser, der wurde mit Blut getauft«, singt der serbische Dichter. Die montenegrinische Vesper endete mit der Ausrottung aller Moslems.“ —

Hier hielt der Doktor wieder inne, und bevor er nach dem Tschernizzaer griff, der seine Rede so wunderbar beflügelte, fragte er: „Und wissen Sie, wer dieser serbische Dichter ist? Kommen Sie mit mir an das Fenster. Sehen Sie dort den hohen Berg, der sich in Sargdeckelform so klar von der Mondnacht abzeichnet? Es ist unser heiliger Lomtschen, zu dem wir verehrend aufschauen, wie der Kaukasier zu seinem Kasbek und der Japaner zu seinem Fuji. Dort oben auf der Höhe liegt in einsamer Kapelle der serbische Dichter begraben, von dem ich eben gesprochen habe, es ist kein Geringerer als Petar II. Petrowitsch Negusch,*) unser Wladika, einer der Vorgänger des heutigen Fürsten.“

„Ja, klein mag dieses Felsenland sein, so schloß der Doktor, aber die Größe menschlichen Charakters und menschlicher Handlungen hängt nicht von der Größe der Bühne ab, auf der sie vor sich gehn. Wenn Sie auf der Akropolis von Athen stehn, so mögen Sie viele winzige Staaten des alten Hellas mit einem Blicke überschauen, und doch blühte auf diesem kleinen Stückerl Erde eine für alle Zeiten maßgebende Kultur. Von der Zeit Bajazets des Wetterstrahls, der Keule des Propheten, bis zum dummen Abdul Aziz und zum verrückten Murad V. haben sich die Tschernagorzen, wie Hellas freiheitsliebende Scharen gegen die Asiaten, der Knechtschaft und des Koran der selbstschutischen Eindringlinge zu erwehren vermocht, statt des verlangten Kharadsch**) dem türkischen Pascha die billigern Steine, statt der verlangten schönen Mädchen ebenso viele Schweineschwänze, seinen Turban zu schmücken, geschickt; und wenn sie selbst kamen, zu nehmen, was man verweigert, dann erscholl von Bergeshöhen der Kriegsruf, Felsen und Kugeln sausten herab auf die besetzten Häupter, und mit blutigen Köpfen und ohne Kharadsch und Mädchen wurden sie wieder heimgesandt. Venedig und Polen, wie die tapfern

*) Petar Petrowitsch Negusch, Der Bergkranz (die Befreiung Montenegros), übersetzt von Dr. J. Kirste. Wien, 1886.

**) Der Tribut, den die nichtmohammedanischen Unterthanen der Pforte, die Rajahs, zu zahlen haben.

Glaubensstreiter der Inseln Rhodos und Malta, die einstmal's das Bollwerk Europas gegen Asien, des Christentums gegen Islam, der Kultur gegen Barbarei bildeten, sind verschwunden, noch aber steht und sieht die Tschernagora! Ein Zivio der Tschernagora, meine Herren!"

Zivio! Zivio! Die Gläser klangen zusammen, nicht ohne daß mancher von uns ein inneres Lächeln verspürte, das der gute Ton zu unterdrücken gebot. Der Reisende, der nicht seine Augen mit Willen schließt, um seinen zivilisierten Heimatsgenossen eine Lehre in der Form der Taciteischen Germania predigen zu können, kann es ja mit Händen greifen, daß er bei Halbbarbaren weilt. Das Tragen von Waffen, eine Sitte, der sich jeder Montenegriener, Schulmeister und Postbeamte einbegreift, unterwirft, ist das erste und ein auffälliges Zeichen niederer Kultur, was schon Thucydides bemerkt.*) Die Spaltung in verschiedene Clans, hier Plemenas genannt, ist bei Gebirgsbewohnern leicht verständlich, aber die noch heute in einigen Teilen von Montenegro herrschende und durch kein Gesetz zu unterdrückende Pflicht der Blutrache, der sogar der Vorgänger des jetzigen Fürsten — er wurde in Cattaro von einem Untertanen erschossen — zum Opfer fiel, ist nur auf niedrer Kulturstufe zu finden. Die Verachtung der Arbeit und des Handels, der in diesem Lande fast ausschließlich in den Händen katholischer Albanesen liegt, ist ein weitverbreiteter Grundsatz des frühern Mittelalters und jedes rohen Volkes, denn *pigrum et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare.**)*

Die montenegrinische Kriegsführung am Anfange des Jahrhundert's lebt noch heute im Andenken der Ragusaner und Bocchesen fort; dem französischen General Delgorgues wurde der Kopf abgeschnitten, seine Mörder paradierten noch lange in seiner goldstropfenden Uniform umher. Gajet, der Generaladjutant Marmont's, der verwundet in ihre Hände fiel, erlitt dasselbe Schicksal, und mit den abgehauenen Köpfen der bei Castelnovo gefallenen Franzosen wurden Scheußlichkeiten begangen, wie sie die Vorfahren der Gefallenen einst an Schädeln deutscher Kaiser zu Speyer verübt hatten. Bei Gradowo 1858 waren der abgehauenen Köpfe zu viele, und man begnügte sich Ohren und Nasen triumphierend heimzuführen. Österreichische Offiziere, die 1869 im Kriege in den Bocche befehligten, erzählen, wie ihre einsam auf Wachtposten

*) Thucydides, Bell. Peloponnesia c. hist. lib. I, cap. 6: „In den damaligen (früheren) Zeiten führte nämlich in ganz Griechenland ein jeder Waffen bei sich, weil ihre Wohnungen durch keine Mauern gesichert waren und keiner sicher zum andern gehn durfte, daher Waffen wie bei den Barbaren immer getragen wurden. . . Unter jenen waren die Athener die ersten, die die Waffen ablegten und mit Verlassung dieser rauhen Lebensart geschmeidigere und üppigere Sitten annahmen.“ S. auch Tacitus, Germania, cap. 13: „Nichts, weder von öffentlichen noch Privatgeschäften, verrichten sie ohne Waffen. . . Das ist ihre Toga, ihr erster Zugschmuck.“

**) Tacitus, Germania, cap. 14. Auch was Tacitus im vorhergehenden Satze von den alten Germanen sagt, paßt trefflich auf die modernen Tschernagoren: *non arare terram, aut expectare annum, tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera moreri.*

stehenden Soldaten überfallen, entkleidet und unglaublich verstümmelt wieder zu ihrer Truppe zurückgeschickt wurden. Noch im letzten Kriege wurden gesangnen Türken Nasen, Ohren und Lippen abgeschnitten.

Wenn auf der andern Seite die persönliche Tapferkeit der Montenegriener wohl außer Frage steht, so ist ihre vermeintliche Unbesiegbarkeit eine schöne Fabel, die Dichter wie Tennyson zu schönen Versen, ähnlich den Müller'schen Griechenliedern, begeistern kann, die aber historisch nicht zu erhärten ist. Zweimal hatten die Türken sogar Cetinje erobert und niedergebrannt, und nur dem unfruchtbaren Lande, das einer Armee, selbst wenn sie im Guerillakriege gesiegt haben sollte, keinerlei Subsistenzmittel bietet, sowie dem Einspruch Europas verdanken die Bergesöhne ihre Freiheit. Der Kampf der Druzen gegen Kreuzfahrer, arabische Kalifen, türkische Sultane im Libanon, der der Kabulen des Atlas gegen die Franzosen, der der Afridis gegen die Engländer in den Raiber- und Kohatpässen beweisen die Schwierigkeit der Invasion eines Berglandes, und wenn sich die Russen nach jahrzehntelanger Mühe Tscherkessen, Tschetschenen und Lesghier im Kaukasus unterworfen haben, so verdanken sie den Erfolg sowohl der Tapferkeit der roten Rosakenlanze, als den Segesten unter den Gebirgsvölkern, die das rote Gold der Fremdlinge bestach. Im übrigen scheint unsre erbarmungslos fortschreitende Technik selbst der Unabhängigkeit freier Berge den Garauß machen zu wollen. Heute fürchtet die Tschernagora nicht so sehr die Türkei, als Oesterreich. Wenn Herr Gladstone*) prophezeite, daß kein österreichischer Adler je seinen Horst hier oben bauen würde, hat er vielleicht nicht gebührend der Maginengeschütze und Nordenfekt-Mitrailleusen gedacht. Die serbischen Dichter berichten, daß der Königssohn Marko, des homerischen Kampfes zwischen Mann und Mann gewohnt, beim Anblick der ersten Feuerrohre, die selbst ein schwaches Weib auf einen Helden abdrücken könne, unwillig sein braves Schwert in die Scheide gesteckt und sich zurückgezogen habe von Kampf und Versammlung, um einsam auf den Bergen zu sterben. Sollte durch die moderne Kugelspritze mit 1200 Schüssen in der Minute die halbverschollne Mär noch einmal zur Wahrheit werden?

Doch wurde dem patriotischen Gaste gegenüber keinerlei Meinungsverschiedenheit laut. In erhöhter Stimmung und dankbar für die lebhafteste Erzählung machten wir vielmehr, seinem Vorschlage folgend, noch einen kleinen nächtlichen Spaziergang durch Cetinje, der Dichtern von Romanzen und Balladen und solchen, die wie der Knabe in der Fabel das Gruseln lernen wollen, hiermit empfohlen sei. Es ging an einer Kirche vorbei, deren umschließendes Gitter gänzlich aus türkischen Bajonetten hergestellt ist, auf einen Felsenvorsprung im Süden des Thalkessels von Cetinje zu, den der alte sich

*) The Nineteenth Century Vol. I, p. 360—379. S. Tennysons feuriges Gedicht auf Montenegro S. 358.

scharf vom Sternenhimmel abzeichnende Wartturm, die sogenannte Kula krönt. Hier ist die passende Szenerie für eine Uhländische Ballade. Hier wird sich des Dichters Phantasie die grinsenden Türkenköpfe hinzubern, die noch zu Ebels, Stieglitzens und Wilkinsons Zeiten von den siegreich heimkehrenden Bergesöhnen als Trophäen aufgesteckt wurden — der bleiche Mond bescheint die verzerrten Büge der Opfer — Flederäuse schwirren — in der Ferne trächzt der Rabe, und das Voetenohr wird auch die Seufzer verlassener Haremschönen, die einsam auf schwellenden Ottomanen trauern, vernehmen; denn auch hohe Würdenträger der Pforte waren vor dem fürchterlichen Jatagan der Feinde nicht sicher. Hier hing denn auch das Haupt des Kara Mustapha, des Paschas von Slutari, den des Landes größter Wladika, Peter I., einst im Engpasse von Kruffa in dreitägiger Schlacht besiegt, gefangen genommen und getötet hatte.

Dicht unter dem schaurigen Wachturm, gerade vor uns, steht die anspruchslose Klosterkirche, dort schläft der stolze Sieger, den spätere Zeiten kanonisiert haben, und bei dessen Gebeinen die Nachkommen noch heute schwören. Wenn dann die helle Klosterglocke die zwölfte Stunde verkündet, dann verläßt der heilige Petar Petrowitsch die Holzkiste, in der er liegt, und er wie die Pascha von Albanien führen — sich über die gegenseitige Ungläubigkeit tolerant hinwegsetzend — einen Gespenstertanz auf, und im Kreise herum stehen krummbeinige Türkenstelette, die ihren abgehauenen Schädel unter dem Arme tragen und mit ihren Knochen ein unheimlich klapperndes Beifallsgeräusch vollführen. Dies alles sieht man wirklich — vor dem Kloster um die zwölfte Stunde — nicht nur, wenn man Poet ist, sondern auch, wenn man der Sibowize viele im Hotel zu Cetinje auf das Wohl der Tschernagora getrunken hat.

O. K.



Dom litterarischen Jung-Elfaß



U Schutz und Trutz des staatlichen, gesellschaftlichen und sozialen Lebens sind wohl politische und polizeiliche Maßregeln nötig und am Plage; aber eine innerliche Förderung der Kultur muß von anderer Seite kommen. In erster Linie sind die Schule und die Erziehung überhaupt, dann aber das gesamte Geistesleben, und darin die nicht zu unterschätzenden künstlerischen Bestrebungen solche starken innern Kräfte, besonders bei der Wiederangliederung eines Ländchens an eine größere nationale Kultur. Man kann freilich diese Vorgänge von

einem andern Standpunkte betrachten und lediglich feststellend bemerken: In einem gewissen Zeitpunkt einer im einzelnen unkontrollierbaren Entwicklung bricht der nationale, der stammestümliche Geist eines wachzurüttelnden Volkes ganz von selbst aus. Und wenn geistige oder künstlerische Bewegungen lebendig werden, so ist dies nur ein Anzeichen fortgeschrittener innerer Entwicklung. Nun, beide Auffassungen haben ihre Berechtigung und müssen sich sogar ergänzen; das Phlegma des zweiten ist für das reformatorische Feuer des ersten eine wohlthätige Beruhigung, während umgekehrt die Männer der idealen Forderung für die betrachtenden und beschaulichen Ethnologen zur Aufrüttelung oft sehr notwendig sind.

Man merkt schon, daß ich von einem Sorgenkinde Deutschlands, vom Elfaß und den zweierlei Temperamenten seines Regierungssystems, sprechen möchte. Vom litterarischen Jung-Elfaß soll die folgende Plauderei handeln; und da unser kleines Land am Rhein politisch so hochgespannt ist, wird leider auch das garstige Lieb von der Politik notwendigerweise in die Hallen der Kunst hereintönen müssen.

In Straßburg ist eine Bewegung entstanden, die unter der Bezeichnung „Elsässisches Theater“ große Erfolge aufweisen darf. Sie soll uns hier näher beschäftigen, weil sie in jeder Beziehung eine ganz eigentümliche und für das Elfaß charakteristische Zeitererscheinung darstellt. Es handelt sich um die plötzlich dort in der Südwestecke aufgeblühte oder auch aufgewucherte Dialektdichtung.

Nach unsrer ästhetischen Ansicht stehen wir diesem Gebiete nicht abgeneigt gegenüber. Wir haben alle mit Thränen der Rührung und des Lachens, selbst in Oberdeutschland, Fritz Reuter gelesen; wir kennen Hebel's herzige alemannische Gedichte; wir schätzen Groth, Holtei, Usteri, Arnold und so manche andre. Wir wissen, daß manche gute Schnurre ihren ganzen Wert verliert, wenn sie nicht in der drolligen, schalkhaften Mundart vorgetragen wird; wir haben die Bemühungen Goethes, Herders, der Brüder Grimm um Volkstum, um Märchen und Sage studiert; wir sind von der Notwendigkeit einer fortwährenden Auffrischung und Bereicherung der Schriftsprache durch die Mundart tief überzeugt. Wenn aus all diesen Erwägungen und Vergleichen heraus oder auch aus einer herzlichen Liebe zum Stamm und zum Volke jene elsässische Bewegung erwachsen wäre, so dürfte man ihr Glück wünschen und ihren Hauptvertretern — Greber, Stoskopf, Hauß, Horsch, Bastian und auch Schneegans*) — frischweg die Hände schütteln. Wie ist das nun?

*) Schneegans, der Sohn des bekannten verstorbenen Schriftstellers, ist von der andern Gruppe auszunehmen. Sein dramatisches Zeitbild „Der Pfingstmondada vun hüt ze Da“ (Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner) ist in seiner weisichtigen Unbefangenheit, seiner Herzenswärme, seiner treffsichern und gebildeten Charakterisierungsweise jetziger elsässischer Typen ganz vortrefflich und jedem, der den heutigen Kulturzustand des Elfaßes studiert, als durch und durch echt zu empfehlen.

Nach ruhiger und reiflicher Betrachtung kann man sich leider dem Eindruck nicht verschließen, und das ist eben das Eigentümliche an diesen Bestrebungen, daß hier im wesentlichen ganz andre Triebkräfte thätig sind.

Die Gruppe, die sich unter der Leitung des Direktors Alexander Heßler zum allsonntäglichen Theaterpiel im großen Saale der „Reunion des Arts“ zusammengesetzt hat, besteht ihrem Kerne nach aus den städtisch-elsässischen Elementen, die unter sich meist französisch sprechen oder doch das gelungne „Elsässer Ditsch“, mit zahllosen französischen Brocken und Satzteilen, das in unsern Witzblättern gelegentlich zu heitern Scherzen Stoff giebt: eine Mundart, deren wesentlicher Bestandteil geradezu die Vermischung mit französischen Halbphrasen und mit städtischen Wendungen ist, eine verknüpfte, verdorbne, verstärkte Mundart. Daran ist nicht zu rütteln; und die Vertreter dieser Bewegung könnten das eine zu ihrer Verteidigung ins Feld führen: aber so sprechen doch nun einmal „die Straßburger,“ „die Elsässer,“ worauf man ihnen sofort wieder antworten könnte: Ja, so spricht in der That ihr, und so sprechen zahlreiche Elsässer, aber so sollte nicht die Kunst durchweg und an und für sich sprechen dürfen, und ihr solltet nicht gerade in solcher allerdings leider drollig wirkenden Behandlung unsrer verfranzöselten Mundart eure witzigen Wirkungen suchen! Dies ist der eine Punkt; aber die Sache geht viel tiefer: diese Lokaldichter sind im ganzen auch dem Gemüt nach verstäbert. Bei aller Volkspoesie ist es in erster Reihe das tiefe, reine, ursprüngliche Gemüt, was uns so in den einfachsten Worten zu Herzen spricht. Das Gemüt, das uns in Schmerz und Mitleid, in Liebesweh und Abschiednehmen ebenso ergreift, wie es uns in heitern Stunden durch fernigen, aber nie verlegenden Humor oder durch treuherzige Schalkhaftigkeit entzückt. Wie herrlich reich ist die Volkspoesie! Wie eindringlich, um an die Größten zu erinnern, etwa an Homer, das Nibelungenlied oder auch an Heliand! Selbst Shakespeare könnte hier herangezogen werden oder unser Hans Sachs. Ihr Grundton ist das tiefe Gemüt, das herzliche oder eindringlich-ernste innerliche Mitleiden und Mitfreuen, Mitweinen und Mitlachen. Es ist das ein Vorzug sogar noch höherer Art; es ist hier mit dem tiefen Mitempfinden zugleich noch eine sittlich-reife Gabe der Abschätzung, der Gerechtigkeit verbunden, die das bunte Spiel in Harmonie ausklingen läßt. Denn die „Moral“ hinten in Hans Sachsens Schwant ist durchaus keine Mode, sondern ebenso organisch und notwendig wie die frischen Schlußworte der Shakespearischen Tragödien oder die schalkhaft-versöhnenden Epiloge seiner Lustspiele.

Diesem echten Humor, zu dem viel Gemütsreichtum gehört, steht nun aber die Komik durchaus schroff gegenüber. Die Komik, diese Tochter des Zirkus, des Tingeltangels und mancher Stammische, greift nicht in die Seele, sie wendet sich an das Zwerchfell eines unterhaltungslustigen und verflachten Publikums. Der Handlungsreisende ist unter Umständen einer ihrer ge-

wandtesten Vertreter; Halb- und Scheinbildung, gesellschaftliche Beweglichkeit, Kaffeehaus und gefellige Gruppen sind ihr notwendiger Untergrund, während sich der echte Humorist wie Jean Paul gerade allein, wie das urvergnügte Schulmeisterlein Wuz, mit jedem Blatt und Käfer am drolligsten unterhält, durch jede Absichtlichkeit und Berechnung aber, dieses unentbehrliche Kennzeichen der Komik, nur gestört, verwirrt, gelähmt wird. Der Humorist schafft und schreibt und spricht aus behaglichster Seelenstimmung, aus überquellendem Wohlwollen heraus, ganz gleichgiltig, ob man ihn bewundere oder nicht. Er ist eine geschlossene Welt für sich; in seinen lustigen Stücken mit seinen Falstaffs und Malvolios und Bettels vergißt man die nüchterne Umgebung; das Behagen, der Seelenreichtum des warmherzigen Schöpfers teilt sich dem Zuhörenden mit: gesünder, erwärmer und reicher als zuvor kehrt man aus dieser sonnigen, veröhnenden Welt in die Welt der Gegensätze und der bloßen — Späße und Wiße zurück. Warmherzigkeit — das ist das Ausschlaggebende! Und um nun zu unsrer städtisch-elsässischen Gruppe zurückzukehren: diese Warmherzigkeit, diese seelische Tiefe und Fülle fehlt den gefelligen jungen Deuten; sie sind Komiker, keine Humoristen.

Dies hat wieder seine tiefern Ursachen. Die Franzosen sind im allgemeinen nicht das Volk der Humoristen, trotz des feinen und milden Béranger, des weltweisen La Fontaine, des satirischen Molière, oder der Heiterkeit der Südfranzosen (Daudet, Claude Tillier). Der Verstand ist dort zu hell und beweglich, die Spöttelsucht in geistreicher Form zu ausgeprägt, das Gemüt aber zu wenig behaglich, zu wenig in ruhige und gelassene Wärme vertieft. Das sind Eigentümlichkeiten der Rasse. Dafür blühen dort drüben der Esprit und die Satire, die in oft sehr graziösen und geistvollen Formen geäußert werden, unser deutsches Herz aber im Grunde kalt lassen. Nun ist leider der Elsässer auch hierin — ich meine den verstädterten Elsässer — eine traurige Zwittergestalt. Die Ausbildung des Gemüts ist nicht gerade allzu innig und herzlich dort in den Städtchen am linken Oberrhein; dafür hat um so mehr Föppel- und Spöttelsucht, Plätsier an einem güten Späßl u. dergl. Einzug gehalten, die zwar „gemüthlich“ auszieht, aber von wenig wahrer Herzlichkeit zeugt; und was das Entscheidende ist: bei diesen Späßle und Föppeleien, die sehr oft stachlig sind, auch „pitant“ werden können, fehlt der französische Formen Sinn und der angeborne Pariser Esprit. So kommt also in viel tieferem Sinn in den „Lustspielen“ unsrer modernen Elsässer der ungemein charakteristische Zwittercharakter der gesamten jetzigen Stroßburger zum Ausdruck. Unernst sind sie, aber darum noch lange nicht heiter; die deutschen Tugenden haben sie verworfen, darum aber noch lange nicht die französischen angenommen.

Es ist noch etwas andres, und zwar etwas Politisches, zu berücksichtigen, wenn man diese lehrreiche kleine Bewegung richtig erfassen will. Aus dem Protestkern beginnt sich dort nach und nach ein Partikularismus zu entwickeln. Diese jungen Künstler, die sich auch in der Malerei auszeichnen,

können natürlich nicht mehr in dem ihnen am meisten geläufigen Französisch dichten, können aber ebenso wenig — und wollen noch weniger! — behufs gründlicher ästhetischer, sprachlicher, litterarhistorischer Vertiefung das leidige Deutsch benutzen: sie verfallen also, aus Esfässertum, aus Partikularismus, auf den trefflichen Ausweg, die neutrale Mundart in Schwung zu bringen! Dies ist geradezu der entscheidende Grund, der uns neben allem andern vollends die starken äußern Erfolge der muntern Gruppe und ihres elsässischen Theaters verstehen läßt. Auch die Bevölkerung ist für deutsche Kunst und derlei Schwowendings noch nicht zu haben; einige aristokratischere Kreise pflegen mit Fähigkeit französische Litteratur und lassen die Werke von Kofland, Bourget, Loti u. a. von Haus zu Haus wandern; die Masse aber, die im elsässischen Theaterfaal lacht und klatscht, ist eben der richtige demokratische Grundstock des jetzigen Straßburgischen Bürgertums, des Bürgertums, das aus unreifem Zuz den Bebel wählt, das vom Schwob nichts wissen mag und, offen gestanden, sich auch von den welschen hixigen Revanchemännle nicht allzu arg aufregen läßt, wenn auch einmal einige betrunkene Hixköpfe die Marcellaise singen: kurz, die richtigen „Esfässer, sunsch niz.“ Hier haben diese nicht eben sehr kunstsinningen Kreise so etwas wie eine spezifisch elsässische, eigens für sie zurechtgemachte „Kunst“ gefunden. Da zudem jene Gruppe überall in der Presse und in der Bevölkerung, in Straßburg wie in Kolmar oder Mülhausen, ihre gemüthlichen Kaffeehaus- und Viertischfreunde hat, so ist mit spielerischer Leichtigkeit eine laute Bewegung geschaffen worden, die noch auf eine Weile hinaus das Tagesinteresse beschäftigen wird.

Und hier ist nun die Stelle, wo man zu direktem Tabel übergehn muß. Es hat sich hierbei wieder einmal gezeigt, was man auch in München und Berlin beobachten kann: wie leicht eine geschlossene Gruppe das Urtheil der Presse und anderer öffentlicher Organe täuschen und beeinflussen kann. Eine der erfolgreichsten der lustigen Poffen, die im elsässischen Theater zur Aufführung kommen (gelegentlich untermischt mit naturalistischen Bildern wie Grebers „Lucie“ oder Hauf' „Danneholz“), war kürzlich „Der Maire“ von dem auch als unterhaltamer Versdichter schon bekannten G. Stoskopf (Straßburg i. G., Verlag von Schlesier und Schweighardt). Dies ist nun, daran kann kein ästhetisch gebildeter, aber unbefangener Beurtheiler zweifeln, eine mitunter ganz geschickt, mitunter aber auch recht grob gemachte Poffe, nichts weiter. Die vortreffliche Gelegenheit, einen streberischen Maire, diese so bekannte elsässische Figur, zu zeichnen und zum Typus zu vertiefen, hat Stoskopf nicht auszunützen gewußt, weil er zwar über etlichen muntern Wiz, aber über zu wenig Gemüthsfälle und Herzlichkeit verfügt, ästhetisch auch viel zu wenig ernst und durchgebildet ist, was ja vielleicht noch kommen kann. Aber der Schwank, dessen Haupteffekt darin besteht, daß ein junger altdeutscher Gelehrter vom Bürgermeister als Tierinpektor behandelt, in allen Ställen herumgeschleppt und sonst gefoppt wird, während ihm ein elsässischer Krämersohn die Braut wegshnappt:

dieser Schwank wurde natürlich ungemein von den Straßburgern bejubelt. Der Jubel steckte die Presse an, und statt mit einem gelassen lächelnden „Na ja“ über den dreiaktigen Ull zu berichten, vergriffen sich selbst ernste Blätter wie die „Straßburger Post“ so gründlich in der Tonart, daß sie in spaltenlangem Aufsatz das „prächtige Volksstück“ rühmten. Daraufhin wurde natürlich auch die Behörde in die künstliche „Bewegung für Mundartpoesie,“ die da über Nacht aufgeschossen war, hineingezogen: der Statthalter, nebst Frau Gemahlin, besuchte die Vorstellung der Partikularisten, ließ sich den Dichter, Direktor usw. vorstellen und beschenkte zu allem Überfluß das Unternehmen mit dreitausend Mark! Auch der Gemeinderat beschloß, ein etwaiges Defizit bis zweitausend Mark zu decken. Zugleich entbrannte zwischen dem elsässischen Dichter Christian Schmitt, der mit streng deutscher Gesinnung das Vereinsblatt des Allabundes, die „Erwinia,“ leitete, wegen einer scharfen Kritik, die er darin veröffentlicht hatte, mit dieser Gruppe ein heftiger Kampf, der — wie bezeichnend! — sofort von den demokratischen und klerikalen Blättern aufgenommen wurde, die einstimmig über den Bibliotheksbeamten Schmitt herfielen und ihm, teilweise in unfeinen persönlichen Artikeln, auf das schärfste zusetzten, sodaß er jetzt die Leitung der „Erwinia“ niedergelegt hat. Jene eigentümliche partikularistische Kunst aber beherrscht unumstritten das Feld und wird ohne Zweifel noch eine ganze Weile auf dem Platz bleiben.

Und nun? Was dürfen wir aus alledem für unser Elsäß befürchten oder erhoffen? Soll ich trotz alledem ganz offen sein: ich erhoffe, allerdings mittelbar, von dieser sonderbaren Bewegung weit eher Vorteile, als daß ich von ihr Nachteile befürchte. Vor allen Dingen ist eins mit Freuden zu begrüßen: es ist doch wieder einmal Leben im toten, mürriſchen, verdrossenen Elsäß! Sodann liegt ja freilich die Gefahr nahe, daß der Sinn für hohe und ernste, für wahre Kunst durch diese Halb- und Scheinkunst verdorben werden könnte, falls sich die Herren nicht vertiefen und entwickeln, woran ich noch nicht glaube. Aber es ist mit dergleichen Moden gemeinhin so: die leichtfertigen Elemente werden, gestachelt vom Erfolge, immer leichter und suchen sich immer mehr in Effekten und Späßen zu überbieten. Sie „schreiben sich aus,“ wie man zu sagen pflegt; ebenso könnte man vom Publikum sagen, es lache sich doch wohl endlich aus und — kommt endlich an einen Scheideweg. Die ernstern Leute werden zu höherer Kunst übergehen, die andern werden gelangweilt zur Bierbank oder zu einer andern Mode zurückkehren. Dies wird sicherlich auch der Entwicklungsweg dieses Übergangstheaters, seines Publikums und seiner Dichter sein.

Friz Lienhard





Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)

7



emessenen Schritts, in althergebrachter Rangordnung verließ man nach dem Essen die Stube, der neue Kuhjunge, in der Gesindehierarchie als Dienstmann unterster Stufe, an letzter Stelle. Als er, dem Strom folgend, über den Vorplatz ging, hörte er seinen Namen: Hein. Er kam aus der Spalte der leise aufgeklinkten Hausthür. — Nikes Stimme: Hein, komm flink mal her. — Er folgte der Aufforderung und fand sich schnell draußen im Dunkel des Herbstabends unter Eichen. Es war rauß und windig geworden, es rauschte und segte durch die vom Herbst abgegrasten Kronen, riesenhafte Äste ächzten und stöhnten unter den Stößen einer ungestümen Windsbraut. Hein sah anfangs keine Hand vor Augen. Dann fühlte er die warmen Händchen des listigen Kindes.

Da such!

Ein Stoß schnellte ihn, ehe er sichs versah, in der Richtung auf einen tabenschwarzen Punkt, den er als Bank erkannte, und ließ ihn fortstolpern auf ein Wesen, das dort Platz genommen hatte. In halb fallender Bewegung umarmte er eine mit weicher Wolle bekleidete Gestalt.

Es war Antje.

Er fühlte sofort ihren Atem, ihre Nähe. Er ließ es denn auch bei der ursprünglich nur halb freiwilligen Umarmung gern bewenden, als schon die Gefahr, sie zu erdrücken, vorüber war; ja er zog sogar das Köpfschen, dessen blondes Haar er nur mit seinem Gedankenblick, mit diesem aber um so freudiger umfaßte, an seine Brust. Ihre Lippen fühlte er auf seinen Lippen. Er wußte nicht, wie es gekommen war, aber es war schön, ein geahutes aber kaum ersehntes, ein unbeschreibliches Glück, wobei er dunkel seine Pflicht fühlte, es voll auszukosten.

Die durchtriebene Nike sah und hörte nichts oder that wenigstens so. Sie klappte mit der Hängepforte, die vom Vorgarten nach der Straße führte: Was macht ihr, weshalb kommt ihr nicht, wir wollen „gefangen“ spielen. Die Glücklichen hörten nicht auf den Schelm. Aber plötzlich entschlüpfte die Antje dem jungen Liebhaber unter den Händen. Die Hausthür bewegte sich, ein Klackern der verschwindenden Nike — Hein war allein.

Und der kleine Kuhknecht sah zu den Bäumen, die sich am düstern Nacht-

himmel reckten, empor und maß ihre Größe. Er fühlte sich nicht viel kleiner als sie. Denn jetzt war er ein Mann.

Von freudigem Liebesstolz gebläht schlich auch er jetzt ins Haus, durch die Vorbiele, über die dunkle Dreschbiele, dem Kuhhause zu. Wie hatte er sich auf den ersten Abend in der Kuchlammer gefreut, wie schal erschienen ihm jetzt die Genüsse, die er sich versprechen durfte! Wie liebesweh hatte ihm noch vor einer Stunde das Herz in der Brust gelegen, wie liebesstolz pochte und hämmerte es jetzt da drinnen! Wie Lichtschein einer Feuersäule glaubte er es vor sich hergehen zu sehen, als er durch die Dunkelheit der großen Diele nach dem Kuhhaus tastete. Es mußte wohl der Glanz sein, der von seinen Augen ausging. Andächtig führte er die Hand an die eignen Lippen. Diese Lippen hatten ein Mädchen geküßt, sie waren, obgleich sie heute abend in Speck gebratne Klöße und dann Milchgrüße gegessen hatten, durch ihren Mund geweiht. Was für ein Mädchen! Ein engelgleiches Geschöpf, die Krone alles Seins! Ihretwegen allein hätte es gelohnt, die schöne Welt zu erschaffen.

So trat er, der jüngste Kuhjunge, in die Kuchlammer und nahm auf einem lehnlosen Brettstuhl Platz. Unter dem Balken hing eine im Glasgehäuse wohlverwahrte Stalllaterne, eine Öllampe, die rauchende Männer mit bunten Pfeifenquasten und stopfende Mädchen mit roten Armen und vollem Busen beleuchtete. Weiße Wände warfen den Widerschein in verschwiegene Ecken, die traute Zusucht aller im Dunkeln nistenden Schattengeister.

Der Kuhkönig hatte sich von jeher zu dem Grundsatz bekant, daß er eine Pfeife Tabak und einen Stuhl jedem Menschen schuldig sei. So durfte denn rauchen, was eine Pfeife besaß, den Stoff lieferte er.

Wo man raucht, da ist Friede, sagt schon ein altes Sprichwort. Wo der Rauch sich bläulich in des Zimmers Dunstkreis lagert, da glätten sich die Wogen des Jorns, und die Brandung schweigt. Das Meer des Lebens wirft nur noch plaudernde, plätschernde Wellen an des Ufers Sand. Dieser Wogenbrecher bricht auch als rechter Sorgenbrecher des Lebens Kümernisse.

Reich dem Zornhaften das Pfeifenrohr, zwingt ihn nieder auf die Lade deiner Kammer: er wird still und fromm, wie ein Lamm. Wägen sich auch die ersten Züge noch stoßweise über die unmutigen Lippen entladen, allmählich streicht ihm doch die Falten aus Stirn und Gesicht, bald dampft er harmlos, wie eine Räucherlate aus dem Eulenloch wohl an schönen Sommerabenden schwelt, wenn die Hausmutter Kartoffeln in sprudelndem Fett röstet und bräunt. Da sitzt der holerische Thoms, der Bullerjahn des Hofes — er ist der zweite Knecht —, der im Sommer die Garben in die Lufe forkt und im Winter wieder auf die Tenne hinschleudert, er raucht in friedlicher Stille, wie ein Türke mit rotem Fez. Und sieh ihn an, den sanguinischen Pferdeshnecht Peter! Die Rauchwolke umgibt sein heiteres Gesicht, einer blauen Aureole gleich. Und ihn, den phlegmatischen Großknecht Timm, wie ruhig, wie überlegen, wie maßvoll er die Wolke dem Munde entströmen läßt! Schon das Äußere der Pfeife läßt die ihr bewohnende hohe sittliche Bedeutung ahnen. Es ist das Instrument des Friedens, mag es sich nun (so lieben es die Alten) kurz und knollig den kleinen Feuerherd dicht unter die Nase schieben, mag es sich (so ziehen es die Jungen vor) im langen überlegnen Rohr, worin es die tollste Hitze und das schärfste Nikotin zurückläßt, behaglich in der Linken strecken. Eine farbige Luaste an dem geschmeidigen Ende ist ein nie fehlender Schmuck, um so anheimelnder, je verschliffener seine Farben, je abgenutzt sein Gemebe ist, da es um so kräftiger davon Zeugnis giebt, wie oft es den Inhaber glücklich gesehen hat.

Die kleine Gesellschaft begleitete in ihrem Gespräch die Auswanderer auf ihrer Reise nach der neuen Welt. Henn Kuhlönig hatte gleich nach der Konfirmation, so behauptete er, eine große Fahrt als Schiffsjunge mitgemacht, Timm war sogar selbst ein Jahr drüben gewesen. Der schwarze Kolf, der Klabaufmann, die weiten Ebenen des Westens zogen Schattenbildern gleich dahin. Das brachte Henn auf den Kobold des Hauses. Er erzählte von einem Knecht Jochen, der ein Thunichtgut gewesen sei, wie er vor vielen Jahren dem Puck, der damals noch seine Mittagsgrüße in der Regel im Eulenloch zu verzehren pflegte, hinterrücks einen Stoß versetzt habe, daß das Kerlchen das Hiebelloch hinuntergeköllert sei. Aber bei dem Aufschlagen auf den Erdboden sei es nur ein Büschel Heu gewesen. Auch von der Rache des Puck wußte Henn zu berichten. Es sei nämlich bald darauf dem eben vorübergehenden, nichts ahnenden Jochen das irdene Eßnapfchen des Kobolds vom Eulenloch her an den Kopf geworfen worden, daß die Scherben umhergeflogen seien und Jochen wie tot dagelegen habe, während die Rotkappe sich die Seiten vor Lachen gehalten habe. Hier von habe sich Jochen nur langsam erholt, am Kinnbaden habe sich die Wunde gar nicht schließen und gar nicht verheilen wollen. Erst im Traumgesicht habe Jochen die Weisung erhalten, eine Hand voll Heu aus dem Stall zu ziehn und so viele male einen Napf zum Eulenloch hinaufzutragen, als Fasern in dem Büschel wären. Das habe er gethan, und von Stund an habe die Heilung begonnen, und mit dem letzten Aufstieg sei die Wunde vollständig verhartet und Puck begütigt gewesen. Gelesen aber habe den Puck seitdem kein Mensch mehr, auch der Erzähler erblickte nur dann und wann die Glutaugen, wenn er das Napfchen auf die Hilgen stelle. Als die Köchin lachend einwandte, ob das nicht der schwarze Vater Hans sein könne, und ob besagter Hans nicht auch bei dem Ausessen des Napfes beteiligt gewesen sein möchte, wurde Henn unheimlich ernst und unwillig:

So — rief er mit erhobner Stimme —, das meint so eine dumme Deern! Sag mal, meine kleine Kluge, klopft denn auch der Vater Hans nachts, wenn ein Tier in Not ist, an meine Bettlade, leise und hohl mit seinen Knöcheln . . . Silja? . . . jaht so? . . .

Henn machte ein feierliches Gesicht und klopfte so geisterhaft hohl und dumpf, daß alle Mädchen, auch die Zweiflerin Silja, erst vor Schreck laut aufschreien und sich dann lachend umarmten.

Henn schlen auf den Erfolg seiner Mahnung wenig eitel zu sein. Ruhig erhob er sich von der Lade, pustete seine Pfeife aus und holte oben von einem Regal seinen Tabakkasten herunter, um sie von neuem zu füllen.

Dieser Tabakkasten erweckte bei Hein Wied eine Erinnerung, die, so alt und verstaubt sie auch war, vielleicht eben deshalb ihn den Glockenklang einer längst verschwundenen Zeit vernehmen ließ.

*
*
*

Von seinem Großvater mütterlicherseits Dierck Heimers wußte Hein nichts. So erschien es ihm wenigstens bei oberflächlichem Nachdenken. Wenn er aber ganz gewissenhaft in den Winkeln seines Gedächtnisses nachspürte, so stiegen Schattenbilder aus der Versenkung auf: ein Gemurmel von Stimmen, eine schwarzgekleidete Schar, die um etwas Langes und Schwarzes herumsteht, ein durchdringender Geruch von frischem, gefirnisktem Holz. Ein Mann, dem der Rock bis auf die Füße fällt, spricht lange Zeit, anders, als sonst die Mutter und Großmutter sprechen. Und alles ist so still, Hein hört das Ticktack laut und hart im Uhrgehäuse, bis

auf einmal — der schwarze Mann hört gerade auf zu sprechen und erhebt die Hände — Bewegung in die Leute kommt und viele Männer den langen, schwarzen Kasten hinanstragen.

Und dieser ersten Erinnerung folgt gleich die zweite. Es ist wohl das älteste Vorkommnis, das Hein Wied festgehalten hat. Sie hätte ihn zum Pessimisten machen können, sie hat es aber nicht getan.

Damals, als er es in der Beredsamkeit noch nicht weiter gebracht hatte als zu „Mö“ und „Mam,“ lag er irgendwo wahrscheinlich in der Wiege und trieb das, was so ein junger Windelbürger treiben muß: nämlich Lungengymnastik. Mit einem Wort: er schrie. Er hatte irgend woher aus dem Weltraum eine alte, etwas meckernde Stimme gehört, die ihm befahl, still zu sein, es zuletzt sogar laut und drohend befahl. Aber mein Heini lehrte sich nicht daran. Er wußte, daß es sein Recht und seine Pflicht war, die Lunge zu kräftigen. Zudem hatte er einen Ärger gehabt, man hatte ihm den Lutschnittel genommen und nicht wiedergebracht; nach seinen Erfahrungen durfte er hoffen, wenn er recht tüchtig schrie, mit gebratnem Speck besänftigt zu werden. Er wußte sich überhaupt in seinem Recht, sah durchaus nicht ein, weshalb er still sein sollte, und schrie deshalb weiter — schrie und schrie.

Die Augen hatte er geschlossen, um sich zu konzentrieren. Plötzlich fühlt er einen heißen Atem über sich — nicht den der Mutter —, er macht die Augen auf — etwas wie ein Menschengesicht beugt sich über seine Wiege, auf diesem Menschengesicht etwas Düsteres, Schwarzes — ein Ungetüm, das seine Händchen abwehren — es ist rau und filzig. Und die Augen unter diesem schredlichen Filz sind zornig, und der Mund sagt unaufhörlich: Wult du stell wesen?

Und dann geschah das Unglaubliche.

Große, harte, lederartige Hände packen seine kleinen weichen, und diese kleinen weichen Hände werden von den besagten großen, knöchigen mit Rutenhieben geschlagen; — schauerhaft, werden zum Erbarmen geschlagen.

Und Heini schreit nicht mehr; Heini — brüllt.

Dem Großvater Dierck Reimers — denn das war der Übelthäter — hat er verziehen. Und das ist gut, denn der alte Mann wurde bald darauf krank, und dann ereignete sich das, was wir vorweggenommen haben, womit denn seine Rolle im Ellernbusch und im Diesseits überhaupt zu Ende war. Aber den Widerwillen gegen die alte Angströhre konnte Hein nicht überwinden. Denn merkwürdigerweise übertrug er die Unbill, die ihm von der Rute zugefügt worden war, auf den Hut, der nun einmal in unlöslicher Gedankenverbindung mit seinem ersten Schmerz stand. Es ist ermittelt worden, daß der alte Dierck mit einem gewissen Vorbedacht zu Werke gegangen war. Er hatte sich die Rute, die bald als unentbehrliches Erziehungsmittel zum ständigen Hausinventar erhoben wurde, erst hergestellt, indem er den neuen Furbesen rechtswidrig um einige seiner feinsten Meißer betraut hatte. Aber Hein schob alles dem Cylinderhut zur Last. Er fing sofort an, Lungengymnastik zu treiben, wenn er das alte, vergräunte, faserige Gestell sah. Die Frau Wied hängte es schließlich in einer Seitentammer auf und verschenkte es dann bei dem ersten Waden an Henn.

Das war die Vorgeschichte des Tabakkastens, den Henn in der Ruhkammer vom Regal nahm. Er war jetzt eine rot angelaufne Angströhre mit emporstrebenden Haaren.

Als das Ding in der Kammer auf der Lade stand, erkannte Hein den Hut des Großvaters, denselben, den er so bitter gehaßt hatte.

Aber jetzt war er in verfühnllicher Stimmung. In mildem Vergessen und Bergeben versuchte er die steil emporstrebenden Haare glatt zu streichen. War es auch vollständig erfolglos; der sittliche Wert der That ist — Gott sei Dank — nicht von dem Ruhen uners Thuns abhängig.

Es war ein rührendes Wiedersehen. Der alte, an der frühern Feindseligkeit uners Freundes ganz unschuldige Hut hatte niemals dergleichen, was man Haß nennt, gekannt. Er liebte alle und war freigiebig gegen alle; immer mit *Potum optimum subter solem* gefüllt, gab er jedem, just wie sein Herr. So gereichte es ihm offenbar zur besondern Befriedigung, als Henu nunmehr nicht allein seine eigne Pfeife stopfte und anzündete, sondern auch ein zweites Friedensinstrument, das er von der Wand nahm, gleichfalls von dickem Schlag, bedächtlich aus dem freigebigen alten Hut füllte und dann seinem Ruhjungen Hein Wied reichte, ihm zugleich die Dienste eines Prometheus leistend.

*
*
*

Der Strom der Geschichten floß weiter.

Hein war nicht ganz bei der Sache, das kleine Abenteuer mit dem Mädchen und die ihm jetzt angethane Ehre beschäftigten ihn ausschließlic. Was bei den alten Deutschen die Umgürtung des Jünglings mit dem Schwert, wenu er zu seinen Jahren gekommen war, gewesen ist, das ist jetzt die Darbietung der Tabakpfeife an den Jüngling im Kreise Erwachsener. So suchte Hein beim seinen Vorbildern im Paffen und im Spucken thunlichst nahe zu kommen.

Der Raucher, dem das Erzählen wirklich Kunst und nicht nur Unterhaltung ist, wird selten Virtuose im Spucken werden. Er läßt es in zwanglosen Pausen auf die Steinfliesen fallen und zerreibt es nachdenklich mit den Holzpantoffeln, während sich die Zuhörer zugleich in allerlei Kunststücken versuchen dürfen. Henu war Künstler im Erzählen, nicht im Rauchen, auf diesem Gebiet erschienen seine Leistungen unserm Hein nicht erstrebenswert. Dagegen hätte er es gern dem Timm nachgemacht, der mit kräftiger Unterlippe seine Geschosse in schönem Bogen genau auf die Spitze eines Stiefelnechts warf. Aber der Versuch fiel recht kläglich aus. Schon eher gelang, was der Pferdnecht Peter mit beweiðenswerter Treffsicherheit that, nämlich — durch die Zähne zu spritzen. Diese Vollkommenheit, diese Kunstfertigkeit des Peter — es war erstaunlich! Als Peter nun gar den blauen Rauch durch die Nasenlöcher blies und endlich eine Ringelwolke zu stande brachte, da fühlte Hein sich sehr klein und sah ganz verzweiflungsvoll ein, daß er noch viel zu lernen habe.

Aber dann leistete er sich auf seinem Brettstuhl einen heiligen Schwur. Er, der zukünftige Kuhnnecht erster Klasse, wollte es auch im Rauchen und Spucken zur Meisterchaft bringen. Er hoffte, es dem Timm noch mal gleich zu thun, ja er wollte dereinst noch schönere Ringelwölkchen blasen als Peter. Wie schmeckte ihm übrigens das Pfeisichen! So paßte er in seiner Selbstherrlichkeit mit vollen Zügen, und wenn ihm auch dann und wann der Rauch in die Lungen drang, und wenn man auch rings herum zu lachen und zu flüstem begann — Hein war glücklich.

Aber das Dasein aller Pucks und Klabaftermänner kamen die Geister noch nicht zur Ruhe. Nun erzählte Timm von der Seekrankheit, von dem unsagbaren Weh, das das Übel in Kopf und Magen anhäufte. Die Stimmung vollständiger Gleichgültigkeit gegen allen Erdentand wußte er vortrefflich darzustellen. Hein ließ das Dasein aller Dämonen dahingestellt, aber an die Seekrankheit glaubte er. Denn etwas ähnliches erfuhr er gerade am eignen Leibe. Alle Erscheinungen, die

man auf dem Holm schon als Ergebnis der ersten Rauchstunde kannte, wiederholten sich: das leise Weglegen der dampfenden Pfeife, das zage Ziehen, als Henn sich teilnehmend erkundigte, ob Hein etwa kein Feuer mehr habe, das nochmalige entschiedne Weglegen, das Hinauswanke aus der Kammer in voller Verfürung. In der zutreffenden Voraussetzung, daß der eigne dunkle Drang ihn schon die richtigen Pfade führen werde, legte man ihm keine Hindernisse in den Weg und fand es auch in Ordnung, daß er sich, als er leichenblaß zurückkehrte, ohne Umstände in die Bettkiste legte.

Er war auf dem Standpunkte vollständiger Wurstigkeit angelangt. Das Gelächter der gutmütigen Spötter störte ihn nicht. Er fand sogar, daß die von den Tabakgeistern in seinem Gehirn angerichtete Empörung alles Herzweh heile. Der Lächerlichkeit seiner Krankheit war er sich bewußt, durch den Rebel seiner jammervollen Lage sah er ein liebes Augenpaar, aber selbst der Glanz dieser Augen war getrübt.

Dann verließ sich der Schwarm, und in der Kammer wurde es still. Henn nahm die Laterne vom Balken und leuchtete im Kuhhause ab, wie er es allabendlich vor dem Schlafengehn that. Dann legte auch er sich zur Ruhe und begann sofort zu schnarchen. Aus dem Kuhhause das einförmige Brummen der Kinder, das Klirren und Rasseln der Ketten der sich behaglich redenden schläfrigen Kühe, weiter aus den Pferdeställen die dumpfen Stöße der Kofse. Von der Straße her hörte Hein, wie sein Vater die Stunde abrief. Die spärlichen Herbstblätter der Silberpappeln raschelten und rauschten im blasenden Ungestim des Windes, und in ihren Wipfeln schraddelten die Elstern.

Allgemach verzogen sich die Geister, die sich in seinem Kopf festgesetzt hatten. Sein Mütterchen war wieder frisch und lebendig, es stand vor seiner Bettkiste und winkte lachend der Antje zu, die ihren strohblonden Kopf zur Thür hereinsteckte. Zuweilen war dem jungen Schläfer so, als wenn Meister Henn ihn beim Namen rufe, aber er wollte sich seinen löstlichen Traum nicht nehmen lassen. Nun aber hörte er es ganz deutlich, zugleich fühlte er die Hand seines Herrn Henn, der ihn an der Nase zog. Es half kein Zaudern mehr, er öffnete die Augen. Von dem Mütterchen und Antje keine Spur. Henn versekte ihn vollends in die nackte Wirklichkeit, indem er zum Aufstehn mahnte. Denn es war Futterzeit, und im Stalle brüllten viele hungrige Kuhmäuler.

Und Henn führte seinen Lehrling vor den Heustall, dessen Doppelthür er öffnete. Sie verband den Kuhstall mit dem Unterraum jenes Nebengebäudes. Henu und Hein standen vor einer gepreßten Heuwand. Einem Taschenspieler gleich holte der Herr dieser Räume einen blanken mit spitzem und glänzendem Wiberhaken versehenen Heurpfer daraus hervor und hieß unsern Freund sich umgekehrt wie der Held des Pfannkuchenbergs in die Wand hineinarbeiten. Und Hein ging frisch ans Werk, denn es war eine seiner würdige Aufgabe, es gehörte zu den von ihm übernommenen Pflichten, und schon am ersten Tage bewegte er sich in einer kleinen Höhle. Aber die Heufasern waren doch fester zusammengepreßt, als er für seine jungen Kräfte wünschen konnte, es kostete manchen Tropfen Schweiß, den Bedarf des Tages zu liefern. Aber mit dem Druck verringerte sich auch die aufzuwendende Anstrengung, was ihn veranlaßte, auf die Ausgestaltung seiner Höhle nach oben Bedacht zu nehmen. Und schließlich wurde die Höhle zu einem in die Höhe wachsenden Schornstein, worin er sich nach Art der Kaminkerer auf und ab bewegen konnte. Am dritten Tage lief ein Lustschacht in der Spitze des Heubodens aus, und nun fand er es aller Ruhknechtsbegeisterung zum Troß bequemer, das Heu hinunter

zu werfen, als es unten mühsam loszurufen. Die Jugend ist eben unverständig, und Hein war jung.

Seit einigen Tagen spielte er abends mit den Kindern Mühlsenspiel und Karten. Wie von ungefähr gerieten die Karten unter den Tisch, und unter der Platte stießen ebenso unversehens die Köpfe von Antje und Hein zusammen. In stiegender Eile teilte er ihr dort seine Erfindung mit. Und siehe! Als Hein am folgenden Tage durch seinen Spalt aus der Unterwelt auftauchte, stieg von der Hausdiele her auf demselben mühsamen Weg, den einst die gespenstische Rotkappe genommen hatte, ein blondes Mädchen daher.

Es war Antje, und Hein empfing sie — empfing sie buchstäblich mit offenen Armen. Da lachte es von den Feuerwülsten her, und ein zweites kleines Mädchen zeigte ihr lachendes, von dunkeln Haar eingerahmtes Gesicht.

Die Diele war ihrer Schwester nachgeschlichen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Rechtsprechung. Zwei Monteure hatten durch heimlich angelegten Draht von fremder Leitung zur Beleuchtung ihres Zimmers Elektrizität entwendet. Das Landgericht zu Elberfeld verurteilte sie wegen Diebstahls. Der erste Strafsenat des Reichsgerichts sprach sie jedoch vor kurzem frei, weil nach unsern bisherigen Gesetzen das Eigentum an elektrischer Energie des Strafschutzes entbehren sollte, also gewissermaßen vogelfrei jedem widerrechtlichen Zugriff preisgegeben wäre. Schon 1896 hatte der vierte Strafsenat des Reichsgerichts dieselbe Rechtsansicht ausgesprochen, und der erste Strafsenat hätte sich deshalb nur auf Grund einer Plenarfindung zu einer abweichenden Rechtsansicht bekennen dürfen. Das ist vermieden worden, und niemand wird auch zu behaupten wagen, daß die vereinigten Strafsenate zu einer andern und bessern Rechtsansicht gekommen wären. Die stilistische und logische Begründung ihres Urteils über „die Strafbarkeit des Versuchs mit untauglichen Mitteln“ wird unvergesslich bleiben (vergleiche des Verfassers Schrift „Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg.“ Leipzig, Fr. Wtlh. Grunow, 1897). Vielleicht hätten sie sich in ähnlicher Weise für den Rechtsirrtum, daß Entwendung von elektrischer Energie straffrei sei, erklärt. Im § 242 des Reichsstrafgesetzbuchs heißt es: „Wer eine fremde, bewegliche Sache einem andern in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft.“ Nach den Reichsgerichtsurteilen ist dieser Paragraph nun auf die Entwendung von Elektrizität lediglich deshalb nicht anwendbar, weil die elektrische Energie keine Sache sei. Man darf doch aber füglich nicht leugnen, daß die elektrische Energie ein recht wertvoller Vermögensbestandteil sein kann. Sie ist nicht wie die Strahlen der Sonne ein Geschenk der gütigen Natur, ihre Herstellung ist kostspielig; aber einmal hergestellt, kann sie mit Ausschluß andrer als Eigentum besessen werden, man muß sich freilich vorsehen, daß sie nicht heimlich abgeleitet wird. Wenn also die elektrische Energie ein Ver-

mögensbestandteil sein kann, so fragt sich weiter, woraus kann das aktive menschliche Vermögen überhaupt bestehen? Doch nur aus Rechten an greifbaren Gegenständen der Außenwelt und aus Forderungsrechten, oder anders ausgedrückt, aus Rechten an Sachen und Rechten gegen Personen. Ein drittes giebt es nicht und kann es nicht geben. Dieser Einteilung entsprechend hat der juristische Sprachgebrauch die gesamten Rechte in solche von körperlichen und unkörperlichen Sachen eingeteilt. Soll aber etwa die elektrische Energie eine unkörperliche Sache wie ein Forderungsrecht sein? Die alten Römer nennen unkörperliche Sachen (*res incorporales*) solche, die nicht berührt werden können (*quao tangi non possunt*). Die elektrische Energie kann aber sehr wohl berührt werden. Ihre Berührung hat wohl schon jedermann verspürt, und einem starken Strome gegenüber ist es zur Vermeidung von Lebensgefahr geboten, sich mit großer Vorsicht von der Berührung fern zu halten. Die elektrische Energie ist also im juristischen Sinne eine körperliche Sache, und da sie weder ein natürlicher noch ein künstlicher Bestandteil des Erdbodens ist, so ist sie eine bewegliche, körperliche Sache.

Die freisprechenden Urteile zeigen deutlich, daß die beiden Reichsgerichtsjenaten in den Problemen der Naturwissenschaften wohl bewandert sind, aber es ist mindestens fraglich, ob sie nicht die Elemente der Rechtswissenschaft außer acht gelassen haben. Es scheint wirklich, als ob ein besonderes Gesetz dazu nötig wird, die elektrische Energie für eine körperliche Sache im juristischen Sinne zu erklären; das aber wird wahrlich unsre Rechtspflege der Nachwelt gegenüber einfach lächerlich machen!

Richard Goldschmid

Mythos. Solange die deutsche Heldensage Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung ist, hat man in ihr drei von Haus aus verschiedene Bestandteile aus einander zu halten gesucht: historische Thatfachen, mythischen Inhalt und rein poetische Züge. Die allmähliche Eröffnung des geschichtlichen Quellenreiches hat die Bedeutung der in unsrer Heldensage leimbildenden historischen Thatfachen in immer helleres Licht gerückt, ungefähr in dem Maße, wie man in der Annahme eines mythischen Kerns einer Sage immer zurückhaltender geworden ist. Trotzdem herrscht in vielen wichtigen Fällen noch keine Einigkeit. In einem und demselben Werke, dem jetzt in zweiter Auflage erscheinenden großen „Grundriß der germanischen Philologie“*) faßt z. B. der Bearbeiter der Heldensage, Symons, die gewaltige Schlacht auf dem Wälpenande sagengeschichtlich ganz anders auf als der Bearbeiter der Mythologie, Mogl. Der Mythologe berichtet uns: „In der Wikingerzeit fand einst ein Kampf zwischen einem in Irland sesshaften Normannenkönig Hagen und einem Normannenhäuptling Hetel statt, weil dieser jenem seine Tochter entführt hatte. Auf einer der Orkneye Häy soll er nach der Snorra Edda und nach einem skandinavischen Volksliede, auf Hithinö an der pommerischen Küste nach Saxo Grammatikus, auf einer Insel der Nordsee nach der Gudrun stattgefunden haben. Der Kampf muß einer der bedeutendsten der Wikingerkämpfe gewesen sein. An diesen knüpfte sich der Mythos, daß Hilde jede Nacht die Toten erwecke, und daß diese hier bis zum Untergange der Götter fort kämpfen müßten. Das ist nichts andres als der alte Mythos vom Kampfe der Seelen Besallner, wie wir ihn in Deutschland finden, im nordischen Gewande an einer besondern Stelle lokalisiert und auf historische

*) Herausgegeben von Hermann Paul (Straßburg, Trübner, 1898 ff.). „Germanische Mythologie“ und „Germanische Heldensage“ daraus sind separat erschienen, die besten Darstellungen der beiden Gebiete, die wir haben.

Personen übertragen. Nicht weniger und nicht mehr vermag ich an diesem Stoffe als Mythos anzuerkennen.“ Symons aber fügt der Erzählung von der endlosen Schlacht hinzu: „Der ewige Kampf ist offenbar der eigentliche Kern des alten Mythos, und wenn Müllenhoff darin ein Bild des unaufhörlichen, allgemeinen, aber nie entscheidenden Kampfes entgegengesetzter Mächte, des Aufgangs und des Niedergangs, des Entstehens und Vergehens, des Seins und Nichtseins erblickte, so trifft diese Deutung den Gedanken der tief sinnigen Sage ohne Zweifel richtiger, als der flache Euhemerismus, der auch den Mythos von den Helden in zu einem interesselosen Ablatsch historischer Zwitterigkeiten herabwürdigen möchte.“ Symons sieht also den Kern der Sage in einem großen symbolisch erfundenen Geschehnis, um das sich in trivialisierender Weise eine persönlich und örtlich bestimmte Handlung herumgelegt hätte, Mogl umgekehrt in dem historischen Ereignis, zu dem sich später als ausschmückender Zug der primitiv animistische Mythos von dem endlosen geisterhaften Weiterkämpfen gefallener Krieger gesellt hätte.

Die hier zu Tage tretende Verschiedenheit der Auffassung hängt an dem verschiedenen Gebrauch des Wortes Mythos. Symons legt das Hauptgewicht bei dem Worte auf den Begriff der Sage (vergl. „Kern des alten Mythos“ und „Gedanken der tief sinnigen Sage“), Mogl auf den des Glaubens. Mogl definiert zu Anfang seiner Mythologie: „Die Äußerung des Glaubens durch das Wort ist Mythos, die Lehre davon die Mythologie.“ Symons erklärt zwar einleitend für die Helden Sage, „die historische, die mythische, die rein poetische Erklärungsweise haben unzweifelhaft alle drei ihre volle Berechtigung, nur nicht in ihrer Bereinzugung, sondern mit und neben einander,“ es dominiert aber bei ihm doch so der Begriff der Sage, d. h. der poetischen Schöpfung, daß der Begriff des Mythos ihm unwillkürlich in den Bereich der Sage mit hereinrückt. Die Selbständigkeit und Eigentümlichkeit des Glaubensgebietes, des religiösen Lebens, wird dabei nicht genügend geachtet. Es ist nun allerdings nicht zu verkennen, daß der allgemein übliche Gebrauch des Wortes Mythos Symons zu unterstützen scheint. In den Begriff des Mythos eines Gottes schließen wir ohne Bedenken Züge ein, die wesentlich episch und nicht religiöser Natur sind. Nicht nur der Glaube an einen dauernden Gott und dessen dauernde Wirkungsfähigkeit in einem bestimmten Gebiete macht seinen Mythos aus, sondern dazu rechnen wir auch die epischen Fabeln, in die seine Person als in einmalige Erlebnisse verknüpft ist. Aber Symons kann sich auf diesen Wortgebrauch nicht berufen; denn die Hauptsache in einem solchen Mythos, z. B. dem Mythos von Thor, ist und bleibt das religiöse Verhältnis, das die Nordgermanen zu diesem Gotte hatten. Mit Symons also die alte Hildesage, den Kern des Gudrunliedes, als einen „alten Mythos“ zu bezeichnen geht nicht an — ganz abgesehen von der Ansicht Müllenhoffs, daß der Kern dieses Mythos der unaufhörliche Kampf des Seins und Nichtseins usw. sein soll, auch in diesem Punkte kann man sich nur auf Mogs Seite schlagen.

Ein historisches Ereignis als Keimpunkt der Sage vom Kampf auf dem Wälpenfande anzunehmen, darauf führen die wichtigsten Analogien der germanischen und anderer Heldenlagen. Die Dichtung hat den Stoff ausgearbeitet, umgearbeitet und schließlich im Gudrunliede geformt. Wenn sie dabei den ursprünglich religiösen Glauben verwerfete von dem Fortkämpfen gefallener Krieger nach dem Tode, so hat sie eben als Dichtung doch bloß noch mit einem Märchenzuge gearbeitet, nicht der Glaube, sondern das fabelhafte einmalige Geschehnis ist ihr wichtig, das religiöse Interesse ist dabei nicht das zentrale Interesse — was es in der Helden Sage von Anfang an nicht gewesen ist —, sondern das ästhetische.

Wer die Einschränkung des Begriffes Mythos auf wesentlich religiöse Bildungen, zu denen poetische, erzählende Züge nur ein Accedens bilden, für richtig hält, wird auch daran Anstoß nehmen, wenn Symons in dem Heldenpaar Verchtung und Sabene den „frei umhererschwebenden mythischen Gegenfaß des treuen und des ungetreuen Dieners“ sieht. Man darf getrost „poetisch“ für „mythisch“ in diesem Satz einsetzen. Selbst wenn der ursprünglich mythische Charakter dieser Gestalten nachgewiesen wäre, haftet ihnen doch in der Helden Sage nichts mythisches mehr an. Und der Nachweis kann so lange nicht als gellefert gelten, so lange man sich nur auf die Etymologie der beiden Namen beruft. Verchtung heißt der Glänzende, Sabene der Berschlagne: wer sagt uns, daß diese Namen für mythische Begriffe erfunden und erst dann auf Menschen übertragen worden sind? Nicht anders steht es mit Namen wie Drendel (Glanzwander) oder Hartungen (Männer mit weiblicher Haartracht) oder Silbe (Kampf) — und damit lehren wir zur Gubrun Sage zurück. Den oben angeführten Satz über die Deutung des Kampfes auf dem Wülpensande begründet Symons nämlich so: „Mythisch ist vor allem der Name und das Wesen der Hilde.“²⁾ Das Wesen — darauf einzugehn ist hier nicht der Ort; der Name — an dem ist nichts mythisches!

A. W.

Was man in Rußland liest. Wollte man das geistige Leben Rußlands nach Männern beurteilen wie Turgénjew, Dostojewskij und Tolstot, so würde man dem Zarenreiche einen der ersten Plätze unter den Völkern Europas anweisen müssen. Es wäre jedoch verkehrt, von diesen Koryphäen auf die unter ihnen stehende Masse zu schließen, wie man es sonst so gern bei der Beurteilung der Bildung eines Volkes thut, obwohl es nirgends ganz richtig sein wird. Das geistige Leben Rußlands muß aus dem Volke heraus beurteilt und kennen gelernt werden, es muß festgestellt werden, wie weit das Volk die Bestrebungen von Männern wie den genannten teilt, ihre Leistungen würdigt und überhaupt dazu imstande ist. Zunächst hat man sich zu fragen, wie viele in Rußland die freie Kunst des Lesens verstehen, und bei der Untersuchung dieser Frage kommt ein für uns kaum begreifliches Resultat zum Vorschein. Daß jemand nicht lesen kann, kommt bei uns im allgemeinen nur bei ältern Leuten vor, bei dem jüngern Geschlechte, z. B. den zu Rekruten ausgehobnen Mannschaften, sind solche „Analphabeten“ ein ganz geringer Prozentsatz, während sie in Rußland immerhin noch sechzig Prozent ausmachen. Bedenkt man dazu noch, daß sich dieses Verhältnis bei den höhern Altersstufen noch ungünstiger zeigt, daß ferner beim weiblichen Geschlechte nicht in derselben Weise für Schule und Ausbildung gesorgt wird wie bei dem männlichen, so wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß nur etwa ein Sechstel sämtlicher Einwohner des russischen Reichs lesen kann. Diese Bevorzugten lesen hauptsächlich Zeitungen und Zeitschriften. Aber an diesem Lesestoff ist Rußland thatsächlich noch arm.

Seit Peter der Große im Jahre 1703 die erste Zeitung gegründet hat, hat sich das Pressewesen Rußlands nicht in demselben Verhältnis wie das der übrigen Staaten entwickelt. Selbst die kleinern Staaten Europas sind Rußland darin bedeutend über. In der Schweiz kommen beispielsweise auf eine Million Einwohner über zweihundert periodisch erscheinende Blätter, in Belgien über hundertfünfzig, in Spanien über siebzig, in Norwegen etwa hundert, in Griechenland vierzig, in Serbien dreißig, in Rußland aber nur etwa zehn, ein Verhältnis, das selbst von

²⁾ Nordische Romanisiform.

dem kaum aus den Kinderschuhen getretenen Staate Bulgarien mit seiner seit wenigen Jahrzehnten bestehenden Presse übertroffen wird. Deutschland, England und Frankreich dürfen wir hier gar nicht in Betracht ziehen, soll der Vergleich für das Zarenreich nicht zu kläglich ausfallen. Noch weit klarer tritt die Rückständigkeit Rußlands zu Tage, wenn man die Auflagen der russischen Blätter mit denen der andern Staaten zusammenstellt. Während sich in andern Ländern Auflagen von 50 000, 100 000 und mehr Exemplaren gar nicht selten, bisweilen sogar solche von einer Million finden, zählt eins von den etwa tausend russischen Blättern selten weit über 10 000 Exemplare. Die Russen, die an dieser Thatsache nicht rütteln können, prahlen nun freilich und sagen, ihre großen Zeitschriften seien reichhaltiger und vielfach besser redigiert als die andrer Staaten, was allerdings in gewissem Maße zuzugeben ist. Doch diese wenigen Zeitschriften sind mehr zu den Büchern zu rechnen, an denen Rußland ebenfalls sehr arm ist. Im Jahre 1893 z. B. wurden im ganzen zwanzig Millionen Bände veröffentlicht, also noch nicht einmal für sechs Personen ein Band! Aus dieser Zahl kann nun noch eine ganze Masse gestrichen werden, die gar nicht einmal Bücher genannt zu werden verdienen, wie Kalender, Jahrbücher und dergl., die noch gut ein Sechstel des ganzen ausmachen. Unter dem, was dann noch bleibt, findet sich wenig neues. Die russischen Buchdrucker haben wenig Unternehmungsgesinnung; sie erwerben nicht gern neue Sachen, die sie bezahlen müssen, sie begnügen sich lieber damit, Alles in neuer Auflage herauszugeben. So haben z. B. die Werke Puschtsins in dem Jahre, wo das Verlagsrecht frei wurde, über hundertsechzig verschiedene Ausgaben erlebt. Die Werke der Schriftsteller aus dem achtzehnten Jahrhundert, selbst der unbedeutendsten, werden sehr gern immer wieder neu herausgegeben. Mit Rücksicht darauf kann man also sagen, daß das russische lesende Publikum mehr das alte wiederholt, als wirklich neues liest. Neuheiten bietet man gern auf Kosten der Ausländer, namentlich der Franzosen Jules Verne und Emile Zola, weil man da kein Eigentumsrecht zu bezahlen braucht, da Gesetzesbestimmungen darüber fehlen.

Vergegenwärtigt man sich das Gesagte noch einmal genau und stellt man dann fest, daß eine beträchtliche Anzahl von Büchern dem großen Publikum unzugänglich ist, entweder, weil sie zu teuer sind, oder, weil es Fachschriften für ganz bestimmte und eng beschränkte Kreise sind, so sieht man deutlich ein, daß der Russe in seiner Lektüre noch wenig Auswahl hat. Dazu kommt dann noch, daß der Erwerb von Büchern keineswegs so leicht ist wie bei uns. In den größeren Städten freilich kann sich der Liebhaber mit Erlaubnis der Zensur nach Herzenslust mit Material versehen, aber schon in den Provinzialstädten ist es vielfach schwerer, ein Buch zu haben, als bei uns auf einem Dorfe. Mit Buchhandlungen ist es im Reiche aller Reußen noch schlecht bestellt. Vor etwa zehn Jahren gab es deren rund 1300 im ganzen Reiche, davon kamen auf Sibirien und das ganze asiatische Rußland sechs! 450 waren auf Petersburg und Moskau verteilt, während mitunter ganze Gouvernements überhaupt ohne Bibliothek waren. Diese Unzulänglichkeit erscheint in noch grellerem Lichte, wenn man sich diese „Buchhandlungen“, von denen viele kaum etwas andres als Papierläden sind, einmal näher ansieht. Bei uns ist vielfach eine große Anzahl von Buchhandlungen deshalb nicht nötig, oder sogar nicht einmal möglich, weil sie durch sogenannte Volksbibliotheken ersetzt werden, eine Einrichtung, die in Rußland ebenfalls nur in ungenügender Maße vertreten ist. In seinem großen, 1895 in Moskau herausgegebenen, diesen Gegenstand behandelnden Werke hat der Russe Kubakin festgestellt, daß es 1887 in Rußland etwa 600 solcher Volksbibliotheken gab, und daß sie in der Hälfte der Städte

überhaupt nicht vertreten waren, während es in Schweden und in der Schweiz je 2000 dieser Einrichtungen gab. Rußland bleibt jedoch, das kann sich niemand verhehlen, nicht auf diesem Standpunkte stehen. Es wird auf diesem Gebiete gearbeitet werden, wie man in den letzten Jahrzehnten fleißig gearbeitet hat, was sofort klar wird, wenn man bedenkt, daß dreißig Jahre vor dem Zeitpunkt, den Rubakin bei seinen Feststellungen im Auge hatte, von damaligen sechshundert Bibliotheken erst fünfzig bestanden. Freilich sind die jetzt vorhandenen noch sehr bücherarm und weisen noch wenig Lesenswertes auf. Von russischen Schriftstellern wird Tolstoi mit größter Vorliebe gelesen, nach ihm Turgenezow und Dostojewskij. Die Übersetzungen sind meist aus dem Französischen, Emile Zola ist der Held des Tages.

Wir haben schon angedeutet, daß sich ein energischer Zug des Fortschritts bemerkbar macht. Die oft mehr als sonderbaren Vorurteile gegenüber dem Bücherlesen schwinden immer mehr, schon wartet man nicht mehr, bis einem die Bücher in die Hand gedrückt werden, man sucht sie sich selbst; schon heute giebt es allenthalben, selbst in dem abgelegensten Dorfe, Leute von verhältnismäßig außergewöhnlicher Belesenheit, sogenannte Autodidakten, deren nicht unbedeutende Zahl den Beweis dafür liefert, daß dem russischen Volke, um sich auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Bildung den übrigen Völkern gleichzustellen, weiter nichts abgeht als geeignete Bücher.

M. G e h n e r

Parität. Solange alte Leute denken können, wird es als eine Forderung der Gerechtigkeit angesehen, daß zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche volle Parität obwalten solle, und von Preußen wurde in dieser Beziehung immer gesagt, es sei ein „paritätischer Staat.“ Man denkt sich dabei nach dem Sprichwort: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.“ und nach der Vorstellung, daß Gleichheit und nur diese immer Gerechtigkeit sei, es sollten im Staate grundsätzlich beide Konfessionen gleich behandelt und rechtlich gleichgestellt sein. Diesem Prinzip liegt eine unklare Vorstellung zu Grunde, denn sowie man es im einzelnen Falle anwenden will, zeigt sich, daß das unausführbar ist und zu absurden Konsequenzen führt. Müßte man nicht auf Grund der Parität auch die Gleichstellung der Rangverhältnisse der Geistlichkeit in beiden Kirchen fordern? Die evangelische Kirche ist eine Religionsgesellschaft innerhalb unsers Staates und Landes. Die katholische Kirche ist eine auswärtige Macht, bei der wir sogar einen Gesandten haben. Wie kann man so grundverschiedne Dinge mit demselben Maß messen wollen? Das Verhalten der Staatsbehörden, auch der Gesetzgebung, der evangelischen Kirche gegenüber ist nach besondern Grundsätzen zu regeln, und die Politik des Staates der katholischen Kirche gegenüber dergleichen. Nur insofern kann das Verhalten des Staates beiden gegenüber gleich sein, als es die Natur der Dinge wohlwollend berücksichtigen, den Frieden nach Möglichkeit fördern und schützen muß, mithin Übergriffen und Anmaßungen entgegenzutreten hat. Die Parität als Prinzip aber ist graue Theorie und praktisch nicht anwendbar, ja mehr noch, es ist ein gedankenloses Schlagwort, von dem zu wünschen ist, daß es endlich aus der Diskussion in den Parlamenten und in der Presse verschwinden möge.



Sachsen Coburg und Gotha



Es ist ein eigentümliches Geschick, daß ein regierendes deutsches Fürstenhaus, das im Laufe dieses Jahrhunderts eine ganze Reihe europäischer Dynastien gründen konnte, im eignen Stammlande darauf angewiesen ist, sich aus der Fremde sein Oberhaupt zu holen. Im folgenden soll versucht werden, dieser Frage mit dem Gedanken näher zu treten, welche Lösung sich auf dem Boden der wirklichen Verhältnisse und mit Berücksichtigung aller Rechtsansprüche, seien sie materieller oder ideeller Natur, finden läßt.

Das „Hausgesetz für das Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaische Haus“ vom 1. März 1855 bezeichnet in seinem Abschnitt I als die Mitglieder des Herzoglichen Hauses „a) alle fürstlichen Personen, welche von dem Herzog Johann Ernst zu Sachsen-Saalfeld*) durch rechtmäßige Geburt aus ebenbürtigen Ehen in männlicher Linie abstammen, und zwar die Prinzessinnen bis zu ihrer Vermählung, b) ihre ebenbürtigen usw. Gemahlinnen, ingleichen ihre Witwen“ usw. Infolgedessen gehören dormalen zum Herzoglichen Hause nachbenannte fürstliche Personen.**)

„Aus der Linie des verstorbenen Herzogs Ernst von Sachsen Coburg und Gotha:

Ernst August etc., regierender Herzog von Sachsen Coburg und Gotha;¹⁾
 dessen Gemahlin
 Alexandrine . . . geborne Großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden;

*) † 1729.

**) Die noch lebenden sind gesperrt gedruckt.

¹⁾ † 1893 als Herzog Ernst II.

dessen Stiefmutter

Antoinette . . . geb. Herzogin von Württemberg;

dessen Bruder

Albert Franz; ²⁾

seine Gemahlin

Alexandrine Victoria, Königin von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Sachsen;

Kinder:

1. Victoria.³⁾ 2. Albert Eduard, Kronprinz von Großbritannien und Irland.⁴⁾ 3. Alice.⁵⁾ 4. Alfred.⁶⁾ 5. Helene.⁷⁾ 6. Louise.⁸⁾ 7. Arthur.⁹⁾ 8. Leopold.¹⁰⁾

Aus der Linie des verstorbenen Prinzen Ferdinand Georg August von Coburg und Gotha, Herzogs zu Sachsen:

dessen Witwe

Marie Antonia . . . geb. Fürstin Kohary;

Kinder:

1. Ferdinand . . . König-Regent von Portugal . . .¹¹⁾

Kinder aus dessen Ehe mit der verstorbenen Königin Maria de Gloria von Portugal:

1. Pedro. 2. Louis Philippe. 3. Joao. 4. Maria Anna. 5. Antonia.¹²⁾ 6. Fernando. 7. Auguste.

2. August Ludwig Victor, Prinz von Coburg und Gotha, Herzog zu Sachsen;

dessen Gemahlin

Maria Clementine . . . geb. Prinzessin von Bourbon-Orleans;

Kinder:

1. Philipp. 2. August. 3. Amalie Clotilde.¹³⁾ 4. Amalie.¹⁴⁾

3. Leopold.

Aus der Linie des Prinzen Leopold Georg usw.

Leopold . . . König der Belgier, Herzog zu Sachsen;¹⁵⁾

Kinder aus dessen Ehe mit der † Königin Louise Marie . . . geb. Prinzessin von Bourbon-Orleans:

²⁾ Prinzgemahl von England. ³⁾ „Kaiserin Friedrich.“ ⁴⁾ „Prinz von Wales.“ ⁵⁾ † Großherzogin von Hessen. ⁶⁾ Regierender Herzog von Sachsen Coburg und Gotha, „Herzog von Edinburgh.“ ⁷⁾ Gemahlin des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein. ⁸⁾ Gemahlin des Marquess of Lorne. ⁹⁾ „Herzog von Connaught.“ ¹⁰⁾ † „Herzog von Albany.“ ¹¹⁾ † 1825 als Ferdinand II. König von Portugal. ¹²⁾ Verwitwete Fürstin Anton von Hohenzollern. ¹³⁾ Gemahlin des Erzherzogs Joseph von Oesterreich. ¹⁴⁾ † Gemahlin des † Herzogs Max Emanuel von Bayern. ¹⁵⁾ † 1865 als Leopold I.

1. Leopold;¹⁶⁾
 dessen Gemahlin
 Marie . . . geb. Erzherzogin von Oesterreich;
2. Philipp.¹⁷⁾
3. Marie Charlotte.“¹⁸⁾

Soweit Artikel 1 des Abschnitts I des genannten Hausgesetzes, das die Verhältnisse, wie sie sich am 1. März 1855 darstellten, angiebt. Vervollständigt man diese Liste nach dem Standpunkte vom 1. Mai 1899, so begreift das Herzogliche Haus ferner in sich, indem wir von den Prinzessinnen, als hier nicht in Betracht kommend, absehen:

Aus der Linie des Herzogs Ernst:

Die Prinzen des englischen Königshauses, also den einzigen Sohn des Prinzen von Wales, Prinz Georg „Herzog von York“ und dessen Söhne Prinz Eduard Albert und Prinz Albert; ferner den einzigen Sohn des Prinzen Arthur, Herzogs von Connaught, Prinz Arthur, geboren 13. Januar 1883, endlich den einzigen Sohn des † Prinzen Leopold, Herzogs von Albany, Prinz Leopold Karl Eduard, „Herzog von Albany,“ geboren 19. Juli 1884.

Aus der Linie des Prinzen Ferdinand:

1. Die Prinzen des portugiesischen Königshauses und 2. die Prinzen, die von den Prinzen Philipp¹⁹⁾ und August von Coburg²⁰⁾ abstammen, endlich 3. die Söhne des Fürsten Ferdinand von Bulgarien Prinz Boris und Prinz Kyryll.

Aus der Linie des Prinzen Leopold:

Der Sohn des Prinzen Philipp, Grafen von Flandern, Prinz Albert.

Diese Reihenfolge bezeichnet auch den Grad der Thronnähe im Falle des Aussterbens einer Linie: zuerst kommt das englische Königshaus in Betracht, dann die portugiesische und die (Wiener) Linie Coburg-Kohary, schließlich die belgische. Eingehender geregelt wird im Hausgesetze lediglich die Erbfolge bezüglich der nächsten „Linie des Herzogs Ernst.“ Dies geschah schon im Jahre 1851, nachdem die Gewißheit gegeben war, daß der damals regierende Herzog Ernst II. († 1893) keine Nachkommenschaft mehr haben würde. Hier von handelt der Abschnitt II des Hausgesetzes.

Dort heißt es im Artikel 5: „Das Recht der Regierung ist erblich im Mannesstamm des Herzoglichen Hauses und nach dem Rechte der Erstgeburt

¹⁶⁾ Leopold II., König der Belgier. ¹⁷⁾ „Graf von Flandern.“ ¹⁸⁾ „Kaiserin von Mexiko.“

¹⁹⁾ Vermählt mit Louise, Prinzessin von Belgien. ²⁰⁾ Vermählt mit † Prinzessin Leopoldina von Braßilien.

und der Linealerfolge. Zur Successionsfähigkeit wird rechtmäßige Abstammung usw. erfordert.“

Artikel 6 lautet: „Wenn der gegenwärtig regierende Herzog ohne Hinterlassung successionsfähiger Nachkommen mit Tode abgehen oder die von ihm hinterlassene successionsfähige Nachkommenschaft aussterben sollte und somit die Nachfolge in die Regierung auf den Bruder desselben, den Prinzen Albert,*) beziehungsweise dessen successionsfähige Nachkommenschaft übergeht, treten folgende Bestimmungen (Art. 7 und 8) ein.“

Artikel 7: „Von der Nachfolge in die Regierung der Herzogtümer sind der regierende König von England und der voraussichtliche englische Thronfolger (heir apparent des englischen Rechts) ausgeschlossen, dergestalt, daß die Regierung sofort auf den nach ihm zunächst berechtigten Prinzen übergeht. Ist jedoch zur Zeit eines Erbfalles außer dem regierenden Könige von England oder außer dem englischen Thronfolger oder außer dem Könige und dem Thronfolger ein successionsfähiger Nachkomme aus der Speziallinie des Prinzen Albert nicht vorhanden, so hat im ersten und dritten Falle der König von England, im zweiten Falle der englische Thronfolger die Regierung der Herzogtümer anzutreten und dieselbe durch einen Statthalter so lange führen zu lassen, bis sie von einem volljährigen successionsfähigen Prinzen aus der Speziallinie des Prinzen Albert übernommen werden kann.“

Artikel 8: „Dafern bei dem Aussterben der regierenden Linie zwei gleich nahe Linien vorhanden sein sollten, so wird die jüngere durch die ältere ausgeschlossen.“

Artikel 18: „Die Staatsregierung kann, ausgenommen in dem Artikel 7 vorgesehenen Falle, auf den Inhaber eines außerdeutschen Thrones nicht gelangen.“

Man sieht ohne Schwierigkeit, daß diese Bestimmungen im Hinblick auf die nächstliegenden Verhältnisse, insbesondere auf die zahlreiche Nachkommenschaft der Königin Victoria, und unter dem Einfluß einer Stimmung entstanden sind, wo die Verbindung mit dem englischen Königshause als ein des höchsten Ehrgeizes würdiges Ziel galt. Man rufe sich nur die begleitenden Umstände der Vermählung der Princess Royal mit dem nachmaligen Kaiser Friedrich im Jahre 1858 ins Gedächtnis zurück. Heute denkt man im Deutschen Reiche anders.

Dem Hausgesetze entsprechend bestieg 1893 nach dem Tode Herzogs Ernst II. der zweite Sohn der Königin Victoria aus ihrer Ehe mit dem Prinzen Albert, dem Bruder des verstorbenen Herzogs Ernst II., den Coburg-Gothaischen Thron. Da die Persönlichkeit des jetzt regierenden Herzogs Alfred in Deutschland sehr wenig bekannt geworden war — er war meist in englischem Seedienst abwesend —, so herrschte in Deutschland die Ansicht ganz allgemein, der schon

*) † „Prinz: Gemahl.“

im fünfzigsten Lebensjahre stehende Fürst würde die Erbfolge gar nicht antreten, sondern sie dem Erbprinzen, dem jüngst verstorbenen Prinzen Alfred, überlassen. Hier war indes lediglich der Wunsch der Vater des Gedankens. Denn für die mit den Verhältnissen Vertrauten konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß der Herzog selber die Regierung übernehmen würde; galt und gilt doch das Stammland Coburg dem englischen Thron als eine Art Besitz, der den einzelnen Mitgliedern der Königsfamilie eine sorgliche materielle Existenz bietet, in der Art etwa wie die jüngern Söhne englischer Adlichen mit gutdotierten Pfarrstellen abgefunden werden. Der „Herzog von Edinburg“ hatte sich zudem die volle Zustimmung des treu um den Reichsgedanken besorgten Fürsten Bismarck gesichert, der voraussichtlich in der Anwesenheit eines „Fremden“ auf einem kleinen deutschen Thron ein kleineres Übel sah als in dem, was als ein Durchbruch der „souveränen Rechte“ der deutschen Fürsten ausgelegt werden konnte: *Quisita non movere!* Da außerdem der zukünftige Thronfolger frühzeitig einen deutschen Erzieher erhalten hatte und ins deutsche Heer eingetreten war, so konnte sich auch die „öffentliche Meinung“ in ihrer Empfindlichkeit beruhigen, zumal weder die deutschen Fürsten noch die Bevölkerung der Lande Coburg-Gotha irgendwie unzufrieden zu sein schienen. In der letzten Beziehung ist freilich nicht zu vergessen, daß dem politischen Besenktnis nach der größere Teil der Herzogtümer vom deutschen Freisinn befehlet ist, der bekanntlich noch heute unter dem Banne englischer politischer Weisheit und kosmopolitischen Doktrinarismus steht.

Durch den am 6. Februar dieses Jahres erfolgten Tod des Erbprinzen tritt nun, allerdings unter wesentlich ungünstigern Verhältnissen, die Erbfolgefrage der Herzogtümer Coburg-Gotha von neuem auf.

Was zunächst Deutschland betrifft, so ist Fürst Bismarck nicht mehr. Wie er über die Thronfolge heute gedacht haben würde, kann kein Mensch sagen. Wer aber den großen Staatsmann gerecht zu beurteilen weiß, wird weder behaupten wollen, daß er der neuen Frage gegenüber unbedingt den alten Standpunkt aufrecht erhalten haben würde, noch ohne weiteres die Ansicht des Fürsten für eine mehr oder minder gewalthätige Ausschließung fremder Fürsten von deutschen Thronen in Anspruch nehmen können. Jedenfalls ist das sehr starke erfreuliche Anwachsen deutschen Empfindens zu berücksichtigen, und was nach 1870 vielleicht noch einmal geschehn konnte, braucht deshalb nicht für alle Zeiten wieder zu gelingen. Dazu kommt, daß der Herzog von Connaught Deutschland und deutschen Verhältnissen noch weit fremder gegenübersteht, als seinerzeit der damalige Herzog von Edinburg; daß der mutmaßliche Erbprinz schon in einem Alter ist — er ist sechzehn Jahre alt —, wo von einer deutschen Erziehung keine Rede mehr sein kann, und daß endlich die Frage heute weit vordringlicher erscheint als früher, weil auch hier wiederum die Angelegenheit „nur auf zwei Augen“ ruht.

Die Sachlage ist eben folgende: Dem Hausgesetze nach ist erbfolgeberechtigt

der Bruder des regierenden Herzogs Alfred, Prinz Arthur, Herzog von Connaught, geboren 1. Mai 1850. Am 10. April 1899 hat der Herzog seine Ansprüche an die Erbfolge durch eine Erklärung an den vereinigten Landtag Coburg-Gotha ausdrücklich festgestellt.

Aus der Ehe mit der Tochter des Prinzen Friedrich Karl, der Prinzessin Luise Margarete von Preußen, entstammt ein Sohn, der am 13. Januar 1883 in Windsor geborne Prinz Arthur. Würde der Herzog aus irgend einem Grunde aus der Erbfolge ausscheiden, so käme zunächst der einzige Sohn des 1884 verstorbenen Herzogs von Albany, Prinz Karl Eduard, jetziger Herzog von Albany, an die Reihe, der am 19. Juli 1884 zu Claremont geboren wurde und, wie sein Vetter Prinz Arthur, in Eton erzogen wird. Seine Mutter ist ebenfalls eine Deutsche, die Schwester der Königin-Mutter von Holland, Prinzessin Helene zu Waldeck-Pyrmont. Hierauf ist leider kein großes Gewicht zu legen, denn eine traurige Erfahrung hat gelehrt, daß deutsche Fürstinnen in fremder Umgebung, besonders in England, ihr deutsches Empfinden meist ganz verlieren, und daß es ohne Einfluß auf die Erziehung ihrer Söhne zu bleiben pflegt.

Es sind also wenige Augen, auf denen die Zukunft der deutschen Herzogtümer beruht: Herzog von Connaught — Herzog von Albany — Prinz von Connaught. Schaut man weiter auf die Möglichkeiten, die sich bieten, so wird der Ausblick noch trüber. Ist zur Zeit eines Erbfalles aus der Speziallinie des Prinzen Albert nur noch der König von England vorhanden, so tritt dieser die Regierung an und hat sie durch einen Statthalter so lange zu führen, bis sie von einem volljährigen Prinzen aus jener Speziallinie übernommen werden kann. Gesezt den Fall, der Prinz von Wales würde morgen König von England, der minderjährige Herzog von Albany aber erbberechtigt in Coburg-Gotha, so hätte der Prinz von Wales als König von England bis zur Regierungsmündigkeit des Herzogs, d. h. bis zu dessen ein- undzwanzigstem Lebensjahre, das Land durch einen Statthalter zu regieren. Bei weiteren Zwischenfällen könnte dieselbe Rolle dem Sohne des Prinzen von Wales, dem Herzoge von York zufallen, bis etwa dessen zweiter Sohn, der am 14. Dezember 1895 geborne Prinz Albert, regierungsmündig geworden sein würde, was im Jahre 1916 einträte; und ähnliches mehr.

In weiterer Ferne liegt die Wahrscheinlichkeit, portugiesische, bulgarische und belgische Prinzen auf dem Coburger Thron zu sehen — ausgeschlossen ist sie indes keineswegs.

Hält man sich aber auch nur an die mehr oder minder wahrscheinlichen eintretenden Ereignisse, so ist die Möglichkeit gegeben, daß die Erbfolge in den Herzogtümern dauernd von England aus versorgt wird.

Sehen wir zunächst davon ab, daß diese Möglichkeit auf einem völlig unangreifbaren Rechtsverhältnis beruht, und fragen wir uns, wie sich das öffentliche Urteil in England einerseits, in Deutschland andererseits damit ab-

findet. Ich lasse eine deutschfeindliche Auffassung beiseite, die in den deutschen Fürstentümern weniger ein Glied in dem („leider“) sehr fest gefügten Bau des Reichs mit vielerlei Verpflichtungen gegen Volk, Land und Mitfürsten sieht, als vielmehr einen höchst angenehmen, souveränen und wohl dotierten Stammesfig, a good berth, der nur durch (mehr oder minder unangenehme) historische Ereignisse an das Schicksal des Deutschen Reichs gekettet ist: es genügt, daß diese Auffassung vorhanden ist, und zwar nicht bloß in Dänemark, wenn sie auch klugerweise nicht oft laut wird.

Wie man in England öffentlich über die ganze Frage denkt, das ergibt sich am besten durch einen Aufsatz, den ich im Standard*) finde. Ich übersehe ihn, weil die darin geltende Anschauung nach meinen Erfahrungen den Anspruch machen darf, in England die herrschende zu sein. So wie der Standard schreibt, so denkt man in der That in ganz England über die Thronfolge von Sachsen Coburg und Gotha durch den Herzog von Connaught, und wer die in englisches Empfinden übergegangne Versorgungsart der „jüngern Söhne“ kennt, wird in den Sätzen des Standard leicht ein sich mit englischer Denkweise völlig deckendes Spiegelbild wiederfinden.

„Die förmliche Annahme der Thronfolge in Coburg durch den Herzog von Connaught, wie sie sich ihm durch den Tod des Erbprinzen Alfred eröffnet, wurde in der gestrigen Sitzung des Gothaer Landtags verkündet. Die Entscheidung, obwohl nicht unerwartet, wird bei uns mit Bedauern aufgenommen werden. Seine königliche Hoheit hat in der Gesellschaft wie in seinem Berufe in allen Schichten der Bevölkerung eine verbiente Volkstümlichkeit erworben, und die Aussicht seines Zurücktrittes von der thätigen Arbeit im öffentlichen Dienste, worin er eine so lange und strenge Lehrzeit durchgemacht, und an dem er ein so eingehendes und offenkundiges Vergnügen gefunden hat, wird in weiten Kreisen beklagt werden. Heutzutage setzt die bloße Thatsache, daß ein Befehlshaber eine Persönlichkeit mit königlichem Range ist, ihn einer Kritik von besonders durchdringender Schärfe aus; dennoch haben alle Kenner, die durch Übung und Erfahrung ihr Urtheil bilden konnten, niemals mit dem Preise der Fähigkeiten des Herzogs geizt. Er hätte ein volles Recht darauf gehabt, auf die Zeit zu hoffen, wo seine lange Erziehung, die von Aldershot bis nach Indien und Aegypten reicht, seine ausgedehnten Kenntnisse und Fähigkeiten in der Kriegskunst, ihn für den hohen, aber äußerst beschwerlichen Posten des Höchstkommmandierenden auserlesen hätten. Glücklicherweise sind wir noch nicht soweit gekommen, zu glauben oder doch zu behaupten, daß ein Soldat, der lange ein hohes Kommando inne hatte, der ebenso erfahren ist auf dem Schlachtfelde**) wie in der Theorie der Kriegskunst, notwendigerweise deshalb von der Annahme der höchsten Heeresstelle ausgeschlossen sei, weil er dem Thron nahesteht. Königliche Geburt ist vorläufig nicht eine Eigenschaft, die vom Dienste des Vaterlandes ausschließt. Aber diese Aussicht auf Auszeichnung im englischen Heere muß der Herzog jetzt aufgeben, und wir können sicher sein, daß er den Schritt nicht ohne aufrichtiges Bedauern gethan hat. Aber in Wirklichkeit blieb

*) Vom 11. April 1899.

**) Der Herzog war als Zuschauer bei der ruhmreichen „Schlacht“ von Tel-el-Kebir zugegen, worüber Newville ein Bild gemalt hat.

ihm in der Sache eigentlich keine Wahl. Das Interesse und die Zukunft seiner Familie gehen seiner persönlichen Neigung vor; auch sollte man nicht vergessen, daß die Beziehungen des Herzogs von Connaught zu den Herzogtümern Coburg und Gotha immer sehr eng waren. Als Großsohn(?), Nefse und Bruder aufeinanderfolgender Herrscher dieses Staates stand er nie dem Throne fern, und er übernimmt daher eine Stellung, in der nichts sonderbares oder fremdartiges liegt. Auch wird die Annahme von »Pflichten,« von denen er in seiner Erklärung*) spricht, eine unmittelbare Trennung von seinem Vaterlande nicht mit sich bringen. Der Herzog von Edinburg blieb dreißig Jahre englischer Seeoffizier, nachdem der Prinz von Wales zu Gunsten seines jüngern Bruders auf seine Rechte in Coburg verzichtet hatte. Der gegenwärtige Herrscher ist noch in der Blüte der Jahre,**) und obwohl seine Gesundheit neuerdings hier und da zu wünschen übrig gelassen hat, dürfen wir hoffen, daß er noch lange regieren wird. Wenn aber der Tag kommen sollte, wo der Herzog von Connaught seinem Bruder folgt, so wird er eine durchaus nicht unbeträchtliche Erbschaft antreten. Einkünfte wie die Apanage der Herzöge von Coburg sind von königlicher Größe; dazu kommt, daß der Inhaber des Thrones der Herzogtümer als deutscher Bundesfürst ein gleichgestellter Standesgenosse des Kaisers ist. Man pflegt sich heute über Miniaturkönigreiche und Fürstentümern lustig zu machen: aber sie erfüllen fraglos ihren Beruf im politischen Leben Europas. »Auch jener dient, der stehend nur aufwartet,« und wenn wir uns die natürliche Begabung des Königs Leopold von Belgien oder den erfahrenen Scharblick des jetzigen Königs von Dänemark ins Gedächtnis rufen***) — nur um diese zwei Beispiele anzuführen — und wenn wir bedenken, welche Dienste sie bekanntlich ihren Mitregierern geleistet haben, so haben wir guten Grund, für die Fortdauer kleiner Staaten dankbar zu sein. Weniger angestrengt als mächtigere Herrscher es sind durch den Drang der täglichen Sorgen von Politik und Verwaltung, genießen ihre Herrscher eine Ruhe, die ihnen ein sorgfältiges, leidenschaftsloses Urteil ermöglicht. Und ist denn nicht die bescheidne und oft unverdächtige Rolle eines internationalen Mädlgers eine solche, daß jeder, König oder Unterthan, stolz darauf sein könnte?“

Auf gut Deutsch heißt dies: Vom englischen Standpunkte aus hat die Sache sehr wenig Nachteile und ganz bedeutende Vorteile; es ist a good berth. Bedauerlich ist nur, daß England so außerordentlich begabte Offiziere wie den Herzog von Connaught an Deutschland abgeben muß; dem stehen aber folgende Vorteile gegenüber. Erstlich persönliche für den Herzog von Connaught und die königliche Familie: der Coburger Thron sichert seinem Inhaber eine vortreffliche Existenz in materieller Beziehung. Als deutscher Bundesfürst genießt er ferner nicht zu verachtende ideelle Vorrechte, indem er „souverän“ und dem deutschen Kaiser im Range gleichgestellt wird. Zweitens für England allgemein wichtige Vorteile: kleine [deutsche] Fürsten — die fremden sind vom Standard nicht nur ganz falsch angezogen, sondern überhaupt nur eitel Blendwerk — sind im politischen Leben [für England] sehr nützlich und brauchbar: sie können zwischen großen, verhältnismäßig vielbeschäftigten

*) Datiert Rom, 6. April 1899.

***) Geboren 6. August 1844.

***) Dieser Vergleich mit der Stellung deutscher Fürsten ist sehr bezeichnend.

Herrschern [wer ist gemeint?] als „Mäthiger.“ Vermittler wirken, weil die Beschaulichkeit ihres Daseins sie ganz besonders zu einem „leidenschaftslosen Urtheil“ befähigt. Wer die feinen Fäden kennt, die die englische Regierung durch ihre Königin an den meisten Höfen Europas spinnen läßt, wird die Berechtigung dieser Auffassung ohne weiteres verstehn. Auf den besondern Fall angewandt heißt dies: Der Herzog von Coburg hat die höchst wichtige und dankenswerte Aufgabe, zwischen der englischen Regierung [vermittels der Königin] zu Gunsten Englands die Verbindung mit dem deutschen Kaiser herzustellen. Wer denkt nicht an Darmstadt und Verwandtes?

Wägen wir dagegen Vor- und Nachteile vom deutschen Standpunkte aus.

Es kann nicht unser Wunsch sein, dem Inselfreie fortbauend die kriegstüchtigsten Generale und Admirale abzunehmen. Hierzu dürfte aber auch kaum ein dringendes Bedürfnis vorliegen. Denn rechnet man hinzu, daß die militärischen Anschauungen und Erfahrungen — trotz so glänzender englischer Erfolge wie Tel-el-Kebir — in beiden Ländern ziemlich weit aus einander gehen, so wird das Deutsche Reich unbeschadet seiner Kriegstüchtigkeit zu Wasser und zu Lande wohl der Dienste englischer Offiziere entraten können.

Die Frage, wer die Einkünfte der Lande Coburg verzehrt, und auf wen die souveränen Rechte übergehen, ist vom deutschen materielle Standpunkte aus gleichgiltig; beides wird dem angestammten Herrscher gern gegönnt, wenn gleich wir sie, da uns das Hemd näher ist als der Rock, einem deutschen Fürsten lieber zusallen sehen als einem fremden.

Dagegen fragt es sich, ob die Rolle des englischen Herzogs von Coburg als eines internationalen „Mäthigers“ auf deutscher Seite ebenso vorteilhaft erscheint wie auf englischer. Es ist ja theoretisch zuzugeben, daß eine solche Rolle wohlthätige Folgen mit sich bringen kann. Voraussetzung wäre dann aber doch, daß, wie deutsche Fürstentümer von englischen, auch englisches Gebiet von — mit der Königin gleichgestellten — deutschen „Mäthigern“ regiert würde! Solange dies ausgeschlossen ist, liegt der Vorteil ganz und gar auf der englischen Seite, und kein Mensch, der sein deutsches Vaterland lieber hat als „Großbritannien und Irland,“ und der für des Vaterlands Sicherheit besorgt ist, wird einsehen können, daß deutsche Fürstenhöfe zum Mittelpunkte politischer „Mäthigkeitsbestrebungen“ und Quertreibereien werden. Nisi ventis debes ludibrium, cave! Nach der geschichtlichen Erfahrung gingen diese Bestrebungen jederzeit in der Richtung der Begünstigung fremder, nicht deutscher Interessen. Ein großer Teil der Kämpfe Bismarcks rührt aus dieser Quelle! Wir sind aber — was man in England und auch bei uns an manchen Stellen leichter zu vergessen pflegt, als gut ist — in der Schule dieses großen Deutschen aufgewachsen, und als feinen Schülern sind uns zwei Grundsätze in Fleisch und Blut übergegangen, die mit den Anschauungen des englischen Volkes über die Vor- und Nachteile eines deutschen Fürstenthrones keine Berührungspunkte

mehr zulassen: wir Deutschen können selber reiten und brauchen dazu keiner fremden Hilfe. Unser Land und unser Reich sind mehr als alle andern äußern und innern Gefahren ausgesetzt: deshalb soll vor allem unsre auswärtige Politik von Hofmachenschaften fern und dem verantwortlichen Reichsfkanzler allein überlassen bleiben. Wir wollen und wir brauchen keine „Mäthiger,“ weder mit England noch sonst mit jemand. Auch genügt uns zur Vermittlung die englische Botschaft in Berlin, und die Thätigkeit der Königin Victoria wird vom deutschen Volke am liebsten in keiner Weise in Anspruch genommen.

Dem gegenüber könnte man zwar einwenden, daß ja Fürst Bismarck trotz seiner bitteren Erfahrungen mit der Kaiserin Augusta und den kleinen Höfen, niemals selber Anstalt gemacht hat, einen Zustand zu beendigen, der uns heute fast unerträglich erscheint. Wir können dies bebauern; bedenken wir aber, welche zahllosen und vordringlichern Arbeiten zur Festigung des Reichs dem Fürsten Bismarck verblieben, auch mit welch schonender Hand er den innern Ausbau des Reichs herstellen und überwachen mußte, wenn er *aere perennius* halten sollte, so verstehen wir wohl, daß er seinerzeit die Thronfolge in Coburg durch den Herzog von Edinburgh durchaus willkommen hieß. Lagen doch hier die Verhältnisse auch insofern besonders günstig, als der Erbprinz versprach, ein gut deutsch gesinnter Fürst zu werden. Was nun aber Bismarck in jener Zeit — es war besonders in den achtziger Jahren — nicht zu thun für gelegen hielt, sollte das auf immer zu unterlassen sein? Ich meine, bismarckischem Geiste entspricht es eher, zu dem gegenteiligen Schluß zu gelangen. An einem Zeitpunkte, wo die deutschen Fürsten in der Verweigerung eines deutschen Throns an einen Ausländer keinen Einbruch mehr in ihre Rechte sehen oder besorgen werden, während das erstarkte nationale Empfinden die Versorgung der heimatlichen Erde mit fremden Herrschern als unerträglich verabscheut, bei einer derartigen Sachlage würde auch ein Fürst Bismarck voraussichtlich daran gegangen sein, die Sache in unserm Sinne zu regeln. Was noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren ein *quieta noli movere* gewesen sein mag, braucht es heute nicht mehr zu sein, und wenn sich heute unser einheitlich gewordenes und allmählich mächtig erstarktes Nationalgefühl sein Recht zu verschaffen sucht, so wäre es bismarckischem Geiste zuwider, wenn man ihm nicht zum Siege zu verhelfen versuchte. Wir Deutschen haben ein Recht zu dem Wunsche: deutsche Lande und Fürstenthrone nicht vom Auslande und von Fürsten in Besitz genommen zu sehen, die unserm Empfinden fremd gegenüber stehn und die Erbfolge als eine Versorgung ihrer Familie zu betrachten gewohnt sind.

Es fragt sich nun, wie ist diesem Wunsche zur Ausführung zu verhelfen?

Die verschiedenartigsten Vorschläge sind in gut gemeinter Absicht, aber doch in vollkommner Verkennung der Sachlage gemacht worden. Zunächst dürfte es weder dem Rechtsgeföhle noch der Würde des Deutschen Reichs noch

auch der Klugheit entsprechen, wenn man in einer derartigen Frage die Gewalt vor das Recht stellen wollte. Hierauf aber, dünkt mich, würde es hinauslaufen, wenn man im Hinblick auf Coburg, Oldenburg, Württemberg usw. ein neues Fürstenrecht schaffen wollte, das „Ausländer“ einfach von deutschen Thronen ausschloesse. Hierzu bedarf es vor allen Dingen einer Änderung der betreffenden Hausgesetze. So gut das coburgische Hausgesetz keine fremden Souveräne — außer den englischen — zuläßt, so gut könnte es Bestimmungen über ausländische Prinzen als Thronfolger überhaupt treffen, ihnen das Wohnen in Deutschland, deutsche Erziehung usw. vorschreiben. Zur Bildung eines derartigen Hausrechts aber dürfte der gemeinsame Druck der deutschen Fürsten genügen, dem der nächste Thronerbe eines derartigen Thrones voraussichtlich nachgeben würde, ebenso wie die erst in zweiter Linie stehenden Agnaten. Will man noch weiter gehn, so bliebe die Ablösung der Rechte der ausländischen Thronfolger, ebenfalls unter der Zustimmung der Agnaten, übrig. Man könnte grundsätzlich aussprechen, daß sich das Reich die Ablösung derartiger Rechte vorbehält, sobald ein Thron an einen Ausländer fallen würde. Gewöhnlich wird ja der materielle Vorteil, den ein derartiger Thron bietet, ausschlaggebend sein. Denn setzt man den Fall, daß der Herzog von Connaught mit der Erbfolge in Coburg ein sehr schlechtes Geschäft machen würde, so kann man wohl darüber beruhigt sein, daß man sie „vom englischen Standpunkte aus“ ablehnen würde, wie jede andre schlechte Erbschaft.

Hiernach will es mir scheinen, als ob die Möglichkeit nicht ausgeschlossen wäre, die ganze leidige Sache auf dem Wege gütlicher Vereinbarung aus der Welt zu schaffen. Der Herzog von Coburg bezieht an Einkünften nach dem Domänenkassenetat 1897 bis 1901 die Summe von 606339 Mark. Rechnet man noch ungefähr 400000 Mark Einnahme aus den Fideikommissen hinzu, so würde sich die Einnahme hoch gerechnet auf eine Million belaufen.*) Ich meine, das Deutsche Reich habe Geld genug, um mit dem zehn- oder zwanzigfachen Betrag, also mit zehn bis zwanzig Millionen Mark veraltete Rechte, die weder unserm heutigen nationalen Empfinden, noch unsrer Würde, noch vielleicht unsrer Sicherheit entsprechen, abzulösen. Eine derartige Ablösung durch Kauf dürfte aber dem englischen Empfinden ganz ebenso entgegenkommen, wie sie unserm deutschen Gefühl für Recht und Billigkeit Genüge thäte.

*) Bekanntlich bezahlt das englische Volk auch dem regierenden Herzoge von Coburg noch eine Apanage von 200000 Mark, wodurch das Kuriosum entsteht, daß ein regierender deutscher Fürst zugleich in zwei Ländern apanagiert wird!





Heinrich Abeken

Von Otto Kaemmel



us der rasch anwachsenden Masse der Brief- und Memoiren-litteratur, die uns das Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks immer mehr erhellt, tritt uns eine Fülle interessanter und eigentümlicher Persönlichkeiten klarer entgegen, als sie den Zeitgenossen selbst während ihrer Wirksamkeit erschienen ist. Alle Stände und Berufsschichten sind in dieser Litteratur vertreten, denn alle sind in die Arbeit an der Wiedergeburt Deutschlands hereingezogen worden. Die Betrachtung dieser ungeheuern Wandlung wird dadurch noch interessanter, daß sie mit einer entscheidenden Wendung des deutschen Bildungsideals zusammenfiel. Aus einem Volke der Denker, Dichter und Träumer sind wir zu einem Volke der praktischen That geworden. Gewiß ist auch dieser Gewinn, wie jeder Fortschritt in der Entwicklung, mit Verlusten verknüpft, die zur Bescheidenheit mahnen. Wir stehen in der starken Männlichkeit unseres nationalen und politischen Empfindens weit ab von der verschwommenen weichen Weltbürgerlichkeit unserer klassisch-humanistischen Zeit und insofern hoch über ihr, aber von der vielseitigen, tiefen und reichen, auf das Innenleben, auf die Vollendung der Persönlichkeit gerichteten Bildung dieser Zeit ist in dem Kampfe um die größten politischen und wirtschaftlichen Ziele wenig mehr übrig geblieben; das Leben auch des Einzelnen ist einseitiger, härter, hastiger, unzufriedigender geworden, und fast mit Reid müssen wir auf ein so reiches, in sich geschlossenes, harmonisches Dasein zurücksehen, wie es Goethe gelebt hat.

Es ist kein Zufall, daß sich die Vertreter der verschiedensten Bildungsrichtungen und Bildungskreise um König Wilhelm sammelten, denn von ihm und seiner Umgebung ist die politische Umwandlung ausgegangen, der die geistige parallel läuft. Das Leben des Monarchen selbst wurzelte nur der Zeit nach in der klassisch-humanistischen Periode, nicht seiner Bildung nach, denn diese war ziemlich einseitig militärisch-preussisch; die Interessen, die darüber hinauslagen, sind ihm erst viel später, erst in den Jahren seiner Regierung näher getreten, während sein nur um zwei Jahre älterer Bruder Friedrich Wilhelm IV. ganz und gar litterarisch-ästhetischen und kirchlich-theologischen Interessen zugewandt war, bis zu dem Grade, daß man gesagt hat, er sei zuerst Christ, dann Deutscher, aber ganz zuletzt erst Preuße gewesen.

Höchst merkwürdig spiegelt sich in diesem Gegenfaze der beiden Brüder das Verhältnis der beiden Mächte ab, aus deren Zusammenwirken das neue Deutschland erwachsen ist, des preußischen Militär- und Beamtenstaats und der reichen, freien Bildung unsrer klassischen Zeit. Eben in der Umgebung des Königs und Kaisers Wilhelm, nicht in seiner Person, haben sich beide vereinigt.

Fürst Bismarck gehörte keiner von beiden Richtungen ausschließlich an; er hatte in seiner Jugend mehr humanistisch-klassische Bildungselemente in sich aufgenommen, als man lange geglaubt hat, aber er stand doch durchaus auf dem festen realen Boden des preußischen Staats und der ostelbischen Landwirtschaft und einer gefunden, nüchternen, sozusagen hausbacknen Frömmigkeit, die, seitdem er, im wesentlichen wohl durch seine Gemahlin, zu ihr hinübergeführt worden war, der sittliche Kern seines Wesens war.*) Dagegen wird man die Königin und Kaiserin Augusta, die als weimarische Prinzessin geboren (30. September 1811) in ihrer Jugend noch das Alter Goethes erlebt hatte, als eine geistvolle Vertreterin unsrer klassischen Bildungsperiode betrachten dürfen, die deshalb auch dem doch schließlich auf diesem Boden erwachsenen politischen Liberalismus huldigte und in ihrer namentlich im Rheinlande ausgebildeten Vorliebe für katholische Kirchenformen an ihren königlichen Schwager erinnert. Ihr persönliches Verhältnis zu Bismarck ist wohl auch in diesem Gegenfaze mit begründet.

Von demselben Bildungskreise ist auch ein Mann dieses Hofes ausgegangen, der niemals eine selbständige politische Rolle gespielt hat, aber zwei Königen ein Vierteljahrhundert lang ein treuer, persönlich vertrauter Diener, dem Erneuerer des Deutschen Reichs ein unermüdlicher, vielgewandter Gehilfe gewesen ist, Heinrich Abeken.***) Die jetzt von seiner Witwe herausgegebene Biographie begnügt sich mit kurzen einleitenden und verbindenden Stücken zu und zwischen den Briefen, die durchaus die Hauptmasse des Buches ausmachen. Schon diese reiche Korrespondenz (mit seinem Vater, dem Onkel Rudolf Abeken in Osnabrück, dem Onkel Christian in Dresden, mit Bunsen und Frau, in den spätern Jahren mit seiner [zweiten] Frau u. a. m.) verrät den Sohn unsrer klassischen Zeit, die es liebte, ihre Empfindungen und Anschauungen in vertrauten Briefen auszufließen, während wir Kinder einer härtern Zeit wenig Gefallen mehr daran finden und uns am liebsten mit dem Tatsächlichen begnügen, wenn wir überhaupt noch Briefe schreiben. Eingeschoben sind dann

*) Vgl. darüber seine Äußerungen bei Busch, Tagebuchblätter I, 247 ff., dazu III, 182 und seine Erklärung III, 57: „Ich bin Royalist in erster Linie, dann ein Preuze und ein Deutscher“ (1881).

**) Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Mit einem Bildnisse und einem Facsimile. Berlin, C. S. Mittler, 1898. VIII und 544 S. Bisher gab es über ihn nur die kurze Skizze von seinem Freunde Ludwig Biele in der Allgemeinen Deutschen Biographie I, 9 ff. (1875).

und wann auch Stücke aus seinem knappgefaßten Tagebuche, bei denen man bedauert, daß es nicht, soweit es nicht gerade rein Persönliches betrifft, vollständig mit veröffentlicht worden ist. Manche zu unbestimmten oder ganz mangelnden Zeitangaben würden sich daraus ergänzen lassen.

Abelens Vaterstadt Osnabrück, in anmutigen, von Hügelketten umrahmten Thale der obern Haje gelegen, als Bischofsitz eine der ältesten und wichtigsten Kulturstätten des niedersächsischen Landes, hatte auch nach 1648 eine eigentümliche Selbständigkeit bewahrt. Es blieb ein geistliches Fürstentum unter einem abwechselnd lutherischen und katholischen Bischof, dem gegenüber die Stände (Ritterschaft und Städte) ihren Anteil an der Gesetzgebung und Verwaltung in allem Wandel der Zeiten um so zäher festhielten, als eine kräftige monarchische Gewalt natürlich nicht bestand. Erst 1803 gingen Stadt und Stiftsgebiet an Hannover über, aber schon 1807 fielen sie an das neugebildete Königreich Westfalen, 1810 wurden sie unmittelbar mit Frankreich vereinigt, erst 1814 kamen sie an das jetzt zum Königreich erhobne Hannover zurück. Dieser fortwährende Herrschaftswechsel konnte das alte Bewußtsein abgeglichener Selbständigkeit nur verstärken, und auch der schwache, beständig schweren Zuckungen unterworfen Körper des neuhanndverschen Staats vermochte das starke Sonderleben der Teile nicht zu überwinden. So blieb Osnabrück eine kleine Welt für sich, und die Osnabrücker widmeten mit Vorliebe ihre Dienste der Heimat, wie ihr Typus Bertram Stüve (1798 bis 1872), der, nachdem er sehr schwer Hannoveraner geworden war, aber 1848 bis 1850 sogar als Minister an der Spitze des Staats gestanden hatte, doch seine Thätigkeit immer mit besondrer Vorliebe der Verwaltung und der Geschichte seiner Vaterstadt zuwandte.

Aus einer altoosnabrückischen Familie stammte Heinrich Abelen. Von den Brüdern seines Vaters Wilhelm hatte sich der eine, Christian, nach Sachsen gewandt und dort in Dresden eine angefehene Familie begründet, der andre, Rudolf Abelen (geb. 1780), war während seiner Studienzeit in Jena mit den Weimariſchen Kreisen in Beziehung getreten, dann als Erzieher der Kinder Schillers 1808/10 völlig mit ihnen verwachsen. Als klassischer Philolog begann er seine Schulthätigkeit in Rudolstadt, lehrte aber schon 1813 nach Osnabrück zurück und entfaltete hier am Ratsgymnasium erst als Konrektor, seit 1841 als Rektor eine ebenso pädagogisch wie wissenschaftlich fruchtbare Thätigkeit bis in das höchste Alter (gest. 1866). Als echter Vertreter der klassisch-humanistischen Zeit gewann er vor allem auf seinen Neffen Heinrich großen Einfluß. Heinrichs Vater, Wilhelm, ein Kaufmann von mäßigem, aber ausreichendem Vermögen, lebte mit seinen beiden Kindern, Heinrich (geb. 19. August 1809) und Bernhardine (geb. 1812), denen die zarte Mutter Benedicta (Meyer) schon 1814 durch einen frühen Tod entrissen wurde, in dem alten winkligen, aber behaglichen Familienhause, wo nicht zwei Stuben dasselbe Niveau hatten, und besaß vor dem Hofethore einen schönen Garten.

Hier wuchs Heinrich, ein kräftiger, derber Junge von guter Begabung, mit seiner Schwester in einem innigen, von gegenseitiger Liebe durchleuchteten Familienleben heran, das sein Herz für das ganze Leben mit dauernder Wärme erfüllte. Denn des Vaters eignes Leben „bestand in der Lust, andre froh zu machen, ihnen zu dienen und zu helfen. Sein ganzes Leben war Güte und Liebe.“ Unter den Augen seines Oheims besuchte der Knabe das Gymnasium und verließ es sehr jung zu Ostern 1827 mit einer Abschiedsrede auf Justus Möser, den berühmtesten Sohn Osnabrücks, dessen Werke sein Onkel Rudolf später (1842/43) gesammelt herausgab. Es sollte für sein Leben entscheidend werden, daß er für sein Studium nicht die hannoversche Landesuniversität Göttingen wählte, sondern Berlin (1827 bis 1831). Denn zwar war damals Berlin noch nicht die Welt- und Millionenstadt wie heute, sondern noch verhältnismäßig klein, aber doch das größte geistige Zentrum Norddeutschlands, und ihr noch bescheidener Umfang ermöglichte eine Regsamkeit des geselligen Verkehrs, die alle bedeutendern Leute leicht zusammensührte. Mit der Vielseitigkeit dieser für die deutsche Wissenschaft überaus glücklichen Zeit, die noch in der Freude des ersten Findens schwelgte und noch nicht in exaltés aber oft geistloses Spezialistentum verfallen war, trieb Abeken neben seinem theologischen Fachstudium eifrig Philologie und Philosophie, später auch Botanik und Mineralogie und interessierte sich aufs lebhafteste auch für Russik. Daneben lief ein reger, geselliger und wissenschaftlicher Verkehr mit Chr. J. von Bunsen, A. von Humboldt, D. Schleiermacher, Neander, Hegel, Zelter u. a.; mit Ludwig Biese, dem spätern Leiter des höhern Schulwesens in Preußen, schloß er herzliche Freundschaft; mit J. G. Droysen u. a. gründete er eine litterarische Gesellschaft, die sogenannte Akademie, und neben seinen Fachstudien beschäftigte er sich besonders eifrig mit Goethes Werken und dessen eben damals von ihm selbst herausgegebenen Briefwechsel mit Schiller (1828 bis 1830). Wie groß war daher seine Freude, als er im Sommer 1828 nach Weimar kam und den Dichtersfürsten sehen konnte! Das Weihnachtsfest desselben Jahres, das er in Dresden bei seinem Onkel Christian verlebte, gab ihm Gelegenheit, auch das Haupt der Romantiker, L. Tieck, zu besuchen und seine Vortragskunst zu bewundern. So nahm er alle die reichen Bildungselemente seiner Zeit in sich auf. Er war Theolog in dem hohen und weiten Sinne Schleiermachers; die Religion blieb ihm Sache des Herzens, der Liebe, sie fiel ihm nicht in das Gebiet des Wissens, also auch nicht der Systematisierung und Dogmatisierung, sie war ihm auch ohne Philosophie denkbar, während diese ohne Religion nichts sei, „weil Gott nicht gedacht werden kann.“ Daher war ihm auch der damals heftig auflodernde Streit zwischen Rationalisten und Pietisten aufs tiefste zuwider. Politische Fragen berührten ihn damals gar nicht und sind ihm auch später schwerlich ganz Herzenssache ge-

wesen, so wenig, wie überhaupt dem Bildungskreise, in dem er sich bewegte; die Zulirevolution 1830 erschütterte ihn vor allem wohl als eine Zerrüttung der gesellschaftlichen, gottgewollten Ordnung.

So kam die Zeit heran, wo die „glückseligen Jahre akademischer Freiheit“ zu Ende gingen. Nachdem er im Sommer 1830 für eine theologische Preisarbeit die große goldne Medaille erhalten hatte, bestand er im August die theologische Staatsprüfung und am 11. März 1831 das Licentiatenexamen. Auf den Wunsch des Vaters predigte er einmal am 12. Juni in seiner Vaterstadt, aber er hielt sich noch nicht für gereift genug dafür, in das geistliche Amt eintreten zu können, und schrieb damals an seinen Onkel Rudolf: „Die Kirche, wie sie ist, genügt mir nicht. Ich will darauf wirken, daß sie anders werde, aber nicht als praktischer Theolog, wenigstens nicht . . . ehe ich nicht vollständig sicher in mir selbst geworden bin.“ Es trieb ihn in die Welt hinaus, er wollte, wie Goethe, seine Bildung abschließen durch eine italienische Reise, und der Vater gab ihm dazu gütig reichliche Mittel. So verließ er am 21. September 1831 Osnabrück, ohne zu ahnen, daß er in Italien seinen Beruf finden und durch ihn in eine ganz andre Laufbahn hinübergeführt werden würde.

Durch die Schweiz, über Mailand, Bologna und Florenz erreichte er die ewige Stadt. Als er am 9. November, nachdem er seit neun Uhr morgens die blaugraue Peterskuppel aus der grünen Campagna hatte herauswachsen sehen, nachmittags durch die Porta del Popolo in Rom einfuhr, empfand er fast wie Goethe fünfundvierzig Jahre früher: er konnte es kaum glauben, daß er in Rom war. Doch wie bald wurde er zu einem der deutschen „Römer,“ die bei aller Vaterlandsliebe ihre Sehnsucht nach der unvergleichlichen Liederstadt das ganze Leben durch im Herzen trugen! Bunsen, seit 1824 B. G. Niebuhrs Nachfolger als preußischer Geschäftsträger in Rom, öffnete seinem jungen Landsmann sein gastfreies, geistvolles Haus im hohen Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, dem Mittelpunkt der internationalen Geselligkeit Roms, und bald auch seine Familie, die er mit einer ausgezeichneten Engländerin, Fanny Waddington, 1817 begründet hatte. Bald schloß sich Abeken aufs innigste an die ihm geistig verwandten Gatten an; früh verwaißt, verehrte er Frau Bunsen wie ein Sohn die Mutter. Er lernte bei Bunsen alles kennen, was von bedeutenden Fremden längere Zeit in Rom blieb: Eduard Gerhard, den Gründer des archäologischen Instituts (1829), den Archäologen Peter Forchhammer, die Künstler Overbeck, Thorwaldsen, Cornelius u. a. m., und mit offenen Augen betrachtete er seine bunte römische Umgebung (siehe die reizende Beschreibung des Christmarkts in Rom vom 14. Dezember 1831, S. 29 f.). Länger an Rom fesselten ihn dann die liturgischen Arbeiten mit Bunsen, der schon 1828 auf eigene Hand eine neue Liturgie in der preußischen Gesandtschaftskapelle eingeführt hatte; dann erhielt er 1832 den verlockenden Antrag,

Gesandtschaftsprediger zu werden, sobald der damalige Inhaber des Postens, Lippelskirch, zurücktrete, und endlich ließ er sich im September 1832 als Lehrer von Bunsens Söhnen ganz an das Haus des Gesandten und an Rom fesseln. Es war eine glückliche Zeit freier, geistiger Arbeit und reizvollen, angeregten Verkehrs inmitten der großartigsten historischen Umgebung. Im Sommer aber, dessen „Herrlichkeit, Fülle und Üppigkeit“ er gar nicht genug schildern kann, ging hinaus auf die luftigen Höhen der Albanerberge, nach dem laubumschatteten Frascati, in die stolze Villa Aldobrandini am Rande eines ausgedehnten, den Abhang hinansteigenden echt italienischen Parks, von wo aus er über die Campagna hinweg auf Rom und den bald silberglänzenden, bald dunkelblauen Streifen des Meeres sah. Die Ernennung zum Gesandtschaftsprediger erhielt er erst im September 1833. Um sich im Französischen zu vervollkommen, ging er im Januar 1834 auf einige Monate nach Genf; dann wurde er in Berlin nach einem Kolloquium am 17. Juni ordiniert und kehrte nach einem Besuche in Osnabrück im August mit Bunsen nach Rom zurück, um seine Stellung anzutreten. Er war jetzt doppelt an sie gefesselt. Denn schon vor der Abreise nach Genf hatte er sich mit Mary Thompson, der Erzieherin von Bunsens Töchtern, verlobt. Aber er gründete mit einer todfranken Frau sein Haus, als er sich am 3. Mai 1835 mit ihr vermählte, nicht obwohl, sondern weil sie krank war, da er der ganz einsam stehenden in seinem Hause eine Heimat schaffen wollte. Am 15. August 1836 starb sie, nach schweren, heldenmütig ertragenen Leiden, im geliebten Frascati, wenige Monate, nachdem er die Nachricht vom Tode seiner einzigen Schwester aus der fernern Heimat erhalten hatte.

Über seine Trauer half ihm neben seiner frommen Gesinnung die schwere Gefahr hinweg, die 1837 die Cholera über Rom brachte; in der aufopfernden Sorge für andre linderte sich sein Schmerz. Aber die Abberufung Bunsens 1838 lockerte sein Verhältnis zu Rom um so mehr, als ihn seine amtliche Thätigkeit niemals ganz befriedigte; er blieb nur, weil die Verhältnisse für die protestantische Gemeinde in Rom schwierig wurden, und beging so noch im Juni 1839 das zwanzigjährige Stiftungsfest der Gesandtschaftskapelle, eifrig beschäftigt mit Arbeiten über die älteste Kirchenverfassung, da ihm damals das Ziel einer Vereinigung aller christlichen Konfessionen durch die Rückkehr aller zur Grundlage der ersten christlichen Jahrhunderte vorschwebte. Diese erneuerte allgemeine Kirche mit großer Selbständigkeit ihrer einzelnen Teile konnte er sich nur unter einer bischöflichen Verfassung denken.

So näherte er sich dem kirchlichen Ideale des Königs, der am 7. Juni 1840, mit freudiger Erwartung begrüßt, den preußischen Thron bestieg. Friedrich Wilhelms IV. Der plötzliche Tod des geliebten Vaters im November desselben Jahres führte Abeken nach der Heimat zurück. Da auch Bunsen, seit 1839 Gesandter in Bern, im Jahre 1841 von seinem königlichen Freunde

nach Berlin berufen wurde, so ergab sich im Juli die Gelegenheit, Abeken dem Monarchen vorzustellen. Seine kirchlichen Anschauungen wie seine Arbeiten bestimmten Bunsen, ihn im September mit nach London zu nehmen, wo er die Verhandlungen über die Gründung eines preussisch-englischen Bistums in Jerusalem, einen Lieblingsplan des Königs, zu führen hatte. Es war für Abeken, ohne daß er es ahnte, der erste Schritt zum Übergange in die diplomatische Laufbahn. In London schrieb er eine kleine Verteidigungsschrift für die deutschen evangelischen Kirchen gegen den katholisierenden E. V. Pusey und eine geschichtliche Darlegung über das evangelische Bistum in Jerusalem. Im Frühjahr 1842 wieder nach Deutschland zurückgekehrt, trat er mit dem König in noch nähere Beziehungen. Im Sommer ging er nach England. Nach seiner Rückkehr, Ende August, wohnte er am 4. September begeistert der Grundsteinlegung zum Hauptportal des Kölner Doms bei. Schon war damals bestimmt, daß er Lepsius nach Ägypten folgen solle, wobei er, von seiner Predigerstelle entbunden, formell der preussischen Gesandtschaft in Rom attachiert blieb. Er stand an der Schwelle eines neuen Lebens und wollte es im Orient beginnen: er gedachte zur historischen Wissenschaft, zum Studium des Altertums überzugehen.

So zog er von Alexandria nach Kairo und mit Lepsius den Nil aufwärts über Theben und Philä nach Korosko, durch die nubische Wüste nach Abu Hammed, weiter nach Berber und Meroe und wieder zurück nach Korosko. Hier trennte er sich um Mitte September 1844 von der Expedition und ging allein nilabwärts nach Kairo, von dort nach Ostern 1845 zur Sinaihalbinsel, auf dem Wege, den, wie er annahm, die Israeliten gezogen waren. Unbefangen und offenen Auges nahm er überall die Eindrücke des ihn umgebenden Lebens und der Denkmäler der verschiedensten Zeiten in sich auf: die altägyptischen Bauten wie die Schöpfungen der arabischen Architektur, das erstarrte koptische Christentum wie den erobernden Islam, dessen Macht über seine Befenner er erkannte, ohne sie ganz verstehen zu können. Auf's tiefste ergriff ihn die feierliche starre Erhabenheit des Sinaiegebirges, wo er mehrere Tage zu Anfang Juni 1845 im Kloster verweilte; er fand den Schauplatz wie „geschaffen, um einem ganzen Volke Raum zu gewähren, Zeuge der größten Begebenheiten zu sein,“ und meinte demütig: „Wo so viele Gott gesucht haben, da haben ihn gewiß auch viele gefunden.“ Aber alles war doch übertroffen, als er am 21. Juni, einem Sonnabend, „in den letzten Strahlen der Sonne die heilige Stadt mit ihren Kuppeln der Kirchen und Moscheen, ihren stattlichen Mauern und Türmen in dem warmen Licht eines südlichen Abends, unter dem klaren, wolkenlosen Himmel“ vor sich liegen sah. Bei der nähern Betrachtung fand er des Abstoßenden viel, aber auch genug des Erfreulichen. Vor allem waren seine Erwartungen von der Wirksamkeit des jungen evangelischen Bistums, das die schwierige Aufgabe hatte, „aus Deutschen, Engländern und Juden

eine Gemeinde zu bilden und zusammenzuhalten," „weit übertroffen," und er erkannte freudig das Verdienst des ersten Bischofs Alexander an, der der einzige Mann sei, den Plan auszuführen, da er alle drei Elemente in seiner Person vereinige (als getaufter Jude aus Breslau). An deutsch-nationale Aufgaben des halbdeutschen Bistums Jerusalem dachte Abeken so wenig wie Bunjen und der König; die Hauptsache war ihm die Judenmission, und doch hat diese vielbespöttelte Schöpfung des Romantikers auf dem Throne den Grund für die heutige Nachstellung der Deutschen in Palästina gelegt. Erst im Spätherbst ging Abeken nach Beirut, von dort nach Konstantinopel, von wo aus er Smyrna und Sardes besuchte; dann kehrte er über Triest und Venedig nach Rom zurück. Hier erlebte er 1846 die Wahl Pius IX. und teilte eine Zeit lang den Enthusiasmus für ihn; gerade die Arbeiten, die sich aus dem Thronwechsel und aus dem Tode des Prinzen Heinrich von Preußen (November 1846) ergaben, veranlaßten den preussischen Gesandten Graf Usedom, Abeken, da er so lange den Charakter eines Attachés bei der Gesandtschaft getragen habe, nun auch praktisch zu verwenden. Er lernte hier auch Moltke, den Adjutanten des Prinzen Heinrich, kennen und lebte wieder viel in der Gesellschaft. Erst im Mai 1847 verließ er Rom für immer, um nach Deutschland zurückzukehren.

Seine langen Wanderjahre waren zu Ende, aber ein wirkliches Ziel hatte er nicht erreicht. Zum praktischen Geistlichen fühlte er sich auch jetzt untauglich. Die dann in Aussicht gefaßte wissenschaftliche Laufbahn hatte er auch aufgegeben, obwohl er mehrere Arbeiten über den Auszug der Israeliten aus Ägypten verfaßt hatte, die er indes nicht drucken ließ. Am meisten fühlte er sich schließlich, nachdem er so manche Einblicke in die Diplomatie gethan und auch praktisch an ihr gelegentlich teilgenommen hatte, zur Politik hingezogen. Freilich schrieb er noch am 25. August 1847 an Bunjen: „Ich weiß sehr wohl, daß das in jedem Sinne ganz außer meiner Sphäre liegt"; aber seine vielseitige und tiefe Bildung, seine Weltkenntnis, seine Sprachgewandtheit, seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, eine echte „Höflichkeit des Herzens," das alles waren doch auch wieder sehr verwertbare Eigenschaften des nunmehr fast vierzigjährigen Mannes. Und nun brach im März 1848 zu seinem tiefsten Schmerz auch das preussische Königtum vor einer schon besiegten Straßenrevolte, die Abeken in nächster Nähe beobachtete und zornig sofort als ein wohl vorbereitetes Werk fremder Agitatoren erkannte, haltlos zusammen. Da bedurfte es neuer und treuer Männer. So wurde Abeken um Mitte April 1848 als Hilfsarbeiter ins Auswärtige Amt berufen.

Er fand seine Stellung dort zunächst schwierig, denn die Ministerien wechselten rasch, und alle ließen feste Entschlossenheit ebenso vermissen wie der König. Abeken, der die Gegensätze klar genug überfah und im Orient gelernt hatte, „über den Augenblick hinwegzublicken und nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden zu rechnen," war über die zu ergreifende Partei niemals zweifelhaft.

Er sah alles Heil in einem kräftigen Auftreten der preußischen Regierung. sah mit Geringschätzung auf die „stupide“ und „vulgäre“ preußische Nationalversammlung hinab und verhielt sich gegen die Souveränitätsansprüche der Nationalversammlung in Frankfurt durchaus ablehnend. „Sie wird nicht eher aufhören, schrieb er an Bunsen am 1. Juli 1848 nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser, als bis sie irgend eine Regierung gezwungen, ihr den Gehorjam zu versagen; dann wird es sich zeigen, wo die wirkliche Macht ist.“ Dieser Fall trat ein, als Preußen im August gegen den Willen der Frankfurter Zentralgewalt mit Dänemark den Waffenstillstand von Malmö schloß; Abeken erwartete daher jetzt, daß sich Parlament und Zentralgewalt, belehrt durch den Frankfurter Septemberaufstand, Preußen „hingeben“ würden, und fügte hinzu: „Dadurch werden wir doch wohl auch endlich lernen, den Wink des Schicksals zu verstehn.“ Freilich schrieb er am 2. Oktober: „Die jetzigen Männer (Minister) Preußens sind nicht Preußen, aber wir müssen nur sorgen, daß es den kommenden Männern nicht unmöglich werde, wieder Preußen zu sein.“ Daher soll sich Preußen nicht „in Deutschland unter Frankfurt auflösen lassen,“ denn dann „ist es für immer aus.“ Endlich erlebten die Ernennung des Ministeriums Braundenburg am 8. November, die Verlegung und Vertagung der Kammer, der Einmarsch der Truppen in Berlin am 10. November, die Entwaffnung der Bürgerwehr und die Verkündung des Belagerungszustandes am 12. November sein Vertrauen wieder. „Ich hoffe, schrieb er am 1. Dezember, wir kommen bei uns zu Hause durch und können dann auch vielleicht unserm lieben Deutschland wieder helfen.“ Die „Ktroprierung“ der Verfassung am 5. Dezember gab dem Königtume endlich wieder festen Boden unter die Füße. Inzwischen hatte sich auch Abekens eignes Schicksal entschieden: er war schon am 18. Oktober zum Legationsrat ernannt worden und erhielt am 14. Dezember seine endgiltige Anstellung im Ministerium des Auswärtigen.

Bald drängten die Dinge in Frankfurt zur letzten Entscheidung. Dem Plane gegenüber, dem König die deutsche Kaiserkrone zu übertragen, verhielt sich Abeken keineswegs unbedingt ablehnend; es werde nur schwer werden, „den Rechtsboden nicht zu verlassen und doch das Notwendige . . . nicht zu versäumen“ (13. März 1849). Er war deshalb mit der Antwort, die der König am 3. April der Kaiserdeputation gab, ganz zufrieden („er konnte nicht weitergehn“) und betroffen, daß die Frankfurter sie schlechtweg als Ablehnung auffaßten. Aus den nächsten bewegten Monaten vom 11. April bis zum 28. September 1849 liegen fast nur kurze Tagebuchnotizen vor, die von seinem Urteil wenig erkennen lassen. Ganz einverstanden war er mit dem am 30. September zwischen Preußen und Osterreich abgeschlossenen Verträge über die provisorische Übernahme der deutschen Zentralgewalt durch beide Großmächte bis zum 1. Mai 1850, da sie Preußen die Parität gewähre; aber die daran geknüpften Hoffnungen lösten sich rasch wieder auf, als Osterreich dem preu-

bischen Dreikönigsbündnis und der Union feindselig entgegentrat. Abeken wollte von der Annahme des österreichischen Vorschlags zur Wiederherstellung des alten Bundestages am 1. September 1850 nichts wissen, und er war empört über das Eintreten Österreichs für die Reaktion in Kurhessen. Von den nun folgenden Verwicklungen bis zum Tode Graf Brandenburgs am 6. November 1850 giebt sein hier wieder eintretendes Tagebuch trotz aller Kürze ein sehr lebendiges Bild; in einem Briefe vom 7. November widmet er dem verstorbenen Minister einen warmen Nachruf. Auch über Radowiz, den Minister des Auswärtigen (seit dem 26. September), der schon am 2. November zurückgetreten war, weil die Mehrheit der Minister den Krieg nicht wollte, urteilt er sehr günstig: „Er ist einer der wunderbarsten und bedeutendsten Männer, zum Herrschen geboren, wenn er, wie Cäsar, sagen könnte: Du trägst den Cäsar und sein Glück!“ Aber die Nachgiebigkeit Preußens war noch nicht am Ziele, sie mußte zur völligen Demütigung werden, weil die Rüstungen infolge der verspäteten Mobilisierungsordre vom 6. November noch zu weit zurückstanden. „Wenn wir nur acht Tage weiter wären, dann würden wir eine andre Sprache führen können,“ sagte der neue Ministerpräsident Otto von Manteuffel am 7. November. Diese Erwägung führte geradeswegs nach Olmütz.*) Es war Abeken beschieden, als Begleiter Manteuffels an den Verhandlungen und Vereinbarungen von Olmütz persönlich teilnehmen zu müssen; mit dem friedlichen Resultat, wie einmal die Dinge für Preußen damals lagen, war er einverstanden, aber hinterher bereute er beinahe seinen Anteil an den friedlichen Ratschlägen und empfand die tiefste Niedergeschlagenheit.

Es ist für seine persönliche Parteilstellung doch sehr bezeichnend, daß er kurz nachher schreiben konnte: „Ich war unter dem gestürzten System zu sehr gebraucht worden, um für das jetzige (Manteuffels) arbeiten zu können“; er wurde deshalb für die eigentlich politische Korrespondenz bis 1858 nicht mehr verwandt, sondern für die mehr geschäftliche, administrative, und er gewann dadurch mehr Ruhe, „weil der Kopf frei ist.“ Die „griechische Gesellschaft“ (die Graeca), die er mit Biese, Lepsius, E. Curtius, Gerhard und Wattenbach gründete, brachte ihn beständig mit der Altertumswissenschaft und ihren Vertretern in Verbindung, und alle litterarisch-künstlerischen Ereignisse: die Enthüllung des Friedrichdenkmals 1851, der Tod L. Tiecks, 28. April 1858, beschäftigten ihn lebhaft. Ja er begann selbst wieder wissenschaftlich thätig zu sein, richtete 1851 unter dem Titel „Babylon und Jerusalem“ ein offenes Sendschreiben an die zum Katholizismus übergetretne Gräfin Ida Hahn-Hahn, hielt Vorlesungen 1853 über den Gottesdienst der alten Kirche, 1854 über das religiöse Leben des Islam, 1856 über das ägyptische Museum. Auch

*) Vgl. dazu die Bemerkungen des damaligen Kriegsministers von Stodhausen zu Bismarck in dessen Gedanken und Erinnerungen I, 68 ff., die diesem zu seiner Rede in der zweiten Kammer am 3. Dezember Veranlassung gaben.

kehrte er zu seinen liturgischen Studien zurück und verwertete sie praktisch bei der kirchlichen Konferenz im Oktober 1856, die eine Generalsynode der preussischen Unionskirche vorbereiten sollte. Dadurch erneuerte er seine persönlichen Beziehungen zum König und wurde sein warmer Verehrer. „Von dem Zauber seiner Persönlichkeit und Liebenswürdigkeit, der Güte seines Herzens, der sprudelnden Fülle seiner Gedanken und Ideen kann sich niemand einen Begriff machen, der nicht in seine Nähe gekommen,“ schrieb Abeken 1857, und nach seinem Tode 1861: „Einen größern Zauber hat wohl nie ein Monarch besessen als dieser.“ Eine weitere Verbindung mit dem Hofe knüpfte sich, als er 1854 dem Prinzen Friedrich Wilhelm Unterricht zu erteilen hatte. Besonders enge gesellige Beziehungen hatte er mit dem geistvollen Hause Radziwill und mit der Familie des Generaldirektors der königlichen Museen, Ignaz von Olfers, dem Sammelpunkte aller künstlerischen und litterarischen Talente jener Tage, wodurch er nun wieder mit dem Hause des Grafen York in freundschaftliche Beziehungen trat. So kam er auch mit bedeutenden Fremden in Berührung, wie Thomas Carlyle 1852, Ottilie von Goethe, die er schon von Rom her kannte, 1854. Aber indem er ganz in humanistisch-litterarischen Interessen lebte, hatte er doch das deutliche Gefühl, daß es mit dieser allseitigen, innerlichen „Bildung der Humanität,“ der „reinen Menschlichkeit“ zu Ende sei, mit der Bildung „einer großen Zeit, in welche wenigstens mit meinen Wurzeln hineinzudringen ich mich sehr freue.“ Aber er verkannte auch nicht ihre Schwäche, den Mangel an „festem sittlichen Halt,“ er gestand zu, daß sie nur für „edle Naturen“ sei, und bekannte offen: „die Menschheit im ganzen bedarf noch etwas andres“ (14. September 1856 an Rudolf Abeken). Die Politik verfolgte er auch jetzt aufmerksam, doch ohne eigentlich thätige Teilnahme, denn um zu der konservativ doktrinären „Kamarilla“ des Königs zu gehören, dazu war er trotz seiner Beziehungen zu den höchsten Kreisen zu tief historisch gebildet und zu unbefangen, und mit der innern Politik war er wenig einverstanden. Beim Krimkriege beklagte er vor allem, daß Deutschland deshalb keine entscheidende Stellung einnehmen könne, weil die beiden Großmächte einander nicht trauen könnten, aber, so fügt er hinzu: „mein Glaube an Preußen und Deutschland ist unerschütterlich“ (7. Februar 1854).

Da leitete die Erkrankung des Königs (zuerst am 14. Juli 1857 in Pillnitz) eine neue Wendung ein; nach kurzer Aussicht auf Besserung wurde am 23. Oktober die Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen verfügt, und da an der dauernden Regierungsunfähigkeit des Königs kein Zweifel mehr möglich war, am 7. Oktober 1858 die Regentschaft eingesetzt, nicht ohne schwere Kämpfe, die Abeken andeutet, wenn er am 5. Oktober schreibt: „es handelt sich nur um das Wie, welches auch leicht zu finden wäre, wenn es allen nur um die Sache selbst zu thun wäre und nicht von allen Seiten so viele Rücksichten und persönliche Nebenabsichten sich einmischten.“ Ein frischer Zug kam in die preussische Politik, das neue Ministerium erweckte die Hoff-

nung auf eine liberale „neue Ara,“ und zuerst beim italienischen Kriege 1859 zeigte Preußen eine selbständige Haltung. Lebhaft stimmte ihr Abeken zu; er wollte keine Teilnahme am Kriege für Österreich, denn er hegte, sehr abweichend von der konservativen Partei, der er sonst nahe stand, lebendige Sympathien für die nationalen Bestrebungen der Italiener gegen „die systematische Knechtung durch Österreich,“ weil er sie kannte und liebte. „Es ist ein eitles und albernes Gerede, schreibt er am 6. August, daß die Italiener nicht fähig wären, ein gesundes und vernünftiges Gemeinwesen zu bilden. Sie haben eben so viel (und vielleicht mehr) politischen Sinn als Deutsche und Franzosen, aber man erlaubt ihnen ja niemals, ihre Fähigkeiten zu zeigen und sich selbständig zu entwickeln“; und als die großen Annektionen trotz des Züricher Friedens kamen, am 19. August 1860: „Mit den kleinen Herrschaften in Italien, welche die Flut verschlingt, habe ich gar keine Sympathie und kein Mitleid.“ Selbst Garibaldis, dessen verfrühter Zug auf Rom 1862 bei Aspromonte scheiterte, wollte er „immer mit Wehmut und Liebe gedenken,“ denn „unsre Ziele müssen dieselben sein“ (wie in Italien), sagte er am 24. Januar 1861, doch „auf die Art, wie es in Italien geschehen ist, geht es nun einmal in Deutschland nicht.“

Schon sah er auch in Deutschland das Nationalgefühl erwachen, er feierte begeistert Schillers hundertjährigen Geburtstag in seiner Graeca mit und schrieb zuversichtlich wie ein geborner Preuße am 21. Juni 1860: „Deutschland muß uns als eine reife Frucht zufallen.“ Daran mitzuarbeiten war er schon berufen. Im September 1859 war er in der Umgebung des Prinzregenten in Ostende, im Juni 1860 begleitete er ihn nach Baden-Baden zur Zusammenkunft mit Napoleon III. und war seitdem fast immer sein Reisegefährte. Auch für ihn war also eine neue Zeit gekommen, und er sah die alte Zeit um sich her versinken. Am 6. Mai 1859 war A. von Humboldt gestorben, am 28. November 1860 verschied Bunsen in Bonn, dem er eine Biographie voll eindringender Kenntnis und warmer Verehrung widmete („es ist ein großes Stück aus meinem Leben mit ihm hinweggegangen“), am 2. Januar 1861 endlich erlosch das sieche Leben Friedrich Wilhelms IV., am 10. Januar folgte seinem König, treu bis in den Tod, Leopold von Gerlach. Unter so erschütternden Eindrücken schrieb Abeken am 24. Januar, am Geburtstage Friedrichs des Großen: „Wenn der Himmel uns einen solchen Geist einmal wieder zum König schenken wollte!“

(Schluß folgt)





Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur

Eine Studie

(Schluß)

4



er Vergleich so eigentümlicher, in allen drei litterarischen Revolutionen wiederkehrender Erscheinungen, die scharfe Betonung des Widersinnigen und der bewußten und unbewußten Täuschungen in allen revolutionären Kunstprogrammen, der Nachweis, daß die leidenschaftlichen und einseitigen Versuche, ein paar bevorzugte Vorstellungen an die Stelle von Natur und Welt zu setzen, regelmäßig gescheitert sind und in aller Zukunft scheitern werden, alles das darf nicht dahin mißverstanden werden, als ob damit die wirklichen Leistungen und der Gewinn, den die deutsche Litteratur auch aus den revolutionären Bewegungen davongetragen hat, in Abrede gestellt oder vergessen werden sollten. Die Zauber der romantischen Märchenpoesie, der wunderbare Nachhall des Naturlauts in der romantischen Lyrik, die besten politischen Streit-, Kampf- und Zornlieder aus der jungdeutschen und der Periode der politischen Poesie, die eigentümlichsten Gestalten und stimmungsvollsten Zustandebilder, die dem modernen Naturalismus gelungen sind, wer möchte sie missen? Oder wer verschließt sich gegen die Wirkungen, die die deutsche Romantik auf außerpoetischen Gebieten hervorgerufen und mit denen sie einem Duzend neuer Wissenschaften das Leben gegeben hat? Wer leugnet, daß die politischen Instinkte und die weltfahrende Betriebsamkeit der Jungdeutschen zwar nicht der Litteratur, aber der deutschen Publizistik mannigfach zu gute gekommen sind? Wer verkennet, daß die entschlossenen Zustandsschilderungen und der Wahrheitsfanatismus unsrer Naturalisten den Sinn aller wirklichen Talente für die Natur gestärkt und das Gewissen gegen die Sünden der leblosen Überlieferung geschärft hat?

Nicht darum handelt es sich, die unzweifelhafte Bedeutung dieser revolutionären Schulen oder Gruppen in der Entwicklung unsrer Litteratur herabzudrücken, sondern darum, den von jeder Bewegung jedesmal aufs neue angemessenen Anspruch: die allein mögliche Wiedergabe der Welt und die allein fruchtbare Entwicklung vorzustellen, in seine Schranken zu weisen; und darum den Nachweis zu führen, daß keine wahrhafte Kritik, der es Ernst ist um die Dichtung oder Kunst, den Fanatismus einer revolutionären Litteratur- oder

Kunstpartei teilen darf. Es klingt ja recht gut auf der Seite des Heute gegen das Gestern stehn, auf der Seite der Zukunft gegen die Vergangenheit, der schaffenskräftigen Jugend gegen das verknöcherte und impotente Alter, aber das erste und letzte Ziel wahrer Kunstanschauung und Kunstkritik wird bei dieser Parteinahme fast regelmäßig verfehlt. In allen drei Revolutionen, in der jüngsten modernen stärker als zuvor, ist die irreführende Lozung: alt und neu zehntausendfach erklingen. Die wahren Unterschiede, um die es sich handelt, sind und bleiben allein die Unterschiede zwischen Ursprünglichkeit und Nachahmung, zwischen Wahrheit und Schein, zwischen Kraft und Unvermögen, zwischen Meister und Stümper, und es ist die härteste Anklage gegen die drei Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, daß jede sich beeifert hat, an die Stelle dieser Grundunterschiede andre, unwesentliche und modische zu setzen. Selbst wenn es wahr wäre, was Leo Berg geltend macht, daß „in der Empörung gegen die Vergangenheit, in dem Sichemporheben über sie die Größe jeder neuen Zeit bestehe,“ so würde es sich immer darum handeln, ob diese Empörung und Emporhebung mehr Ursprünglichkeit, Wahrheit, Kraft und Meisterschaft offenbart habe, als der vorhergehenden Periode eigen gewesen ist. Weil es sich selten so verhält, und weil allenfalls eine seelenlose und wüste Zeitungspolemik, aber niemals die poetische Empfänglichkeit und das natürliche Urtheil den bloßen Anspruch für die Leistung gelten lassen können, ist in jeder litterarischen Revolution das Parteiprogramm großsprecherischer, unduldsamer, der Anspruch auf Alleinbedeutung hochmütiger und lärmender geworden.

Die Romantiker, die nicht gering von sich selbst dachten und wenig außerhalb des eignen Kreises gelten ließen, wurden im Selbstgefühl und Selbstlob von den Jungdeutschen weit überboten, die ihrerseits wieder für zaghaft und bescheiden im Vergleich mit unsern Jüngsten, von denen jeder „sich selbst setzt,“ erachtet werden müssen. Die Verufung auf die Jugend hat sich in dem Maße gesteigert, als die Jugend selbst unjugendlicher geworden ist; der Trumpf: „jung! jung! jung!“ soll jeden andern selbst dann übertrumpfen, wenn Jugend von allen ihren charakteristischen Eigenschaften nur noch die Unreife, aber weder den Schwung und Mut, noch die Lebensfreudigkeit und das selbstvergessene Wohlwollen aufweist. Da muß es denn einmal ausgesprochen werden, daß die gegenwärtig herrschende Vergötterung eines Jungseins, das auf nichts besserem beruht, als auf dem Geburtsjahr, eine der schlimmsten und dümmsten Verirrungen der Tageskritik ist. Wohl, es giebt eine Jugend, ein Gefühl, einen goldnen Schimmer und Hauch der Jugend, die unwiderstehlich bleiben, die auch in der Dichtung und Kunst durch nichts zu ersetzen und zu übertreffen sind. Wer diesen Glanz und Hauch je in poetischen Schöpfungen empfunden hat, wird ihn um nichts missen wollen; alle Erhabenheit und Reife von Shakespeares „Macbeth“ oder „Coriolan“ können den Jugendzauber von

„Romeo und Julia“ und des „Kaufmanns von Venedig“ nicht überbieten, und der Morgentau auf Goethes Jugendlyrik und zahlreichen Szenen des Wertherromans und des Urfaust funktel bestridender, als die wunderbarsten Juwelen seiner spätern Poesie! Ja selbst eine minder hochstehende und glückliche Art der Jugend, die sich in dreister Zuversicht und aufwallender Heftigkeit äußert, kann im poetischen Ausdruck Teilnahme wecken und fesseln. Auch bleibt es ein Recht der Jugend, ihren jeweiligen Anteil an der Erneuerung und Umgestaltung aller Dinge mit Stolz zu empfinden. Von alledem ist in den drei litterarischen Revolutionen des ersten, des vierten und letzten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts nur wenig und je länger um so weniger zu spüren. Über gewiffen Häuptern und Leistungen der Romantik liegt, wenn man von den von Nüchternheit trunkenen und in eitler, mehr greisenhafter als jugendlicher Selbstüberhebung befangnen Gebrüdern Schlegel absieht, der Schimmer und Hauch echter Jugend noch am vollsten. Er verblaßt und verweht in auffälliger Weise bei den Vertretern des jungen Deutschlands von 1830, von denen Immermann nach seiner Begegnung mit Gutzkow und Wienbarg mit nur zu viel Recht urteilte, daß sie glasklar und schneidend, sonderbar kalt, ohne Liebe und Gemüt erschienen, daß sie alles, was Leben, Studien, Schicksal erst im Menschen zur Reife kommen lassen soll, herb und grün von den Zweigen schüttelten und sich selbst vorichnell den frischesten jungfräulichsten Reiz der Dinge zerstörten. Was würde ein Immermann erst zu der seltsamen Paarung von Überreise und Untreise gesagt haben, die in der jüngsten litterarischen Revolution zu Tage getreten ist!

Doch auch jede Erörterung über die Art und Besonderheit der litterarischen Jugend der Gegenwart beiseite gesetzt, angenommen, daß dieser Jugend das volle Maß unverkümmerter und gesunder Entwicklungsfähigkeit (auf der Entwicklungsfähigkeit liegt der Accent) zukomme, das der Jugend anderer Generationen eigen war; zugestanden, daß ihre Absichten groß, ehrlich, beständig seien — so bleibt die ausschließliche Betonung der Geburtsdaten eines der zugleich traurigsten und heitersten Symptome der kritischen Anarchie, die im Gefolge der dritten litterarischen Revolution hereingebrochen ist. Zu Zeiten und gewissen Auslassungen kritischer Vorkämpfer der „Moderne“ gegenüber sollte man wirklich meinen, daß das unperjönliche Verdienst, erst nach der Gründung des Reichs geboren zu sein, schon eine Bürgerschaft auf Talent und einen Anspruch auf Ruhm in sich schließe. Selbst wo man sich vor dieser unfreiwilligen Komik zu wahren weiß, gewinnt es doch nur allzuoft den Anschein, als ob alle Pflücker und Stümper, alle dilettantischen Modekünstler, alle Talmitalente vor 1880 gelebt und gewirkt hätten, und erst seitdem echte Dichter- und Künstlernaturen zu sehen wären. Die Kritik des Augenblicks unterliegt derselben Täuschung, der einst die romantifizierende und nach 1830 die liberalisierende Parteikritik anheimgefallen sind. Das Bedürfnis, die mo-

diſchen Vorſtellungen, Probleme, Farben in allem, was geſchaffen wird, wiederzufinden, iſt in litterariſchen und künſtleriſchen Revolutionen eben ſtärker, als der Zug zur einfachen Wahrheit, und als die Einſicht, daß die Weltweite einer großen Dichtung und Kunſt eine Fülle ſelbſtändiger Individuen nicht bloß erträgt, ſondern fordert. Lieber begnügt ſich die herrſchende Stimmung mit dem dürftigſten Abglanz des gerade modiſchen Nichts, ja an Stelle von zeitgemäßen Geſtalten mit bloßen Schatten, als daß ſie ſich zur Anerkennung poetiſcher Leiſtungen verſtände, die den Tages- und Augenblickſtempel nicht tragen.

Durch alle drei Revolutionen hindurch läßt ſich erweiſen, wie dieſe Anwendung falſcher Maßſtäbe, dieſe Verirrung einſeitiger Kritik nicht bloß ein Hemmnis freier und gerechter Würdigung bedeutender Schöpfungen geweſen iſt, ſondern oft ſelbſt in Widerſpruch mit den eignen urprünglichen Forderungen an Natur, Selbſtändigkeit und künſtleriſchen Ernst der Bewegung oder Richtung gerät. Und auch hier kann man ſagen, daß die Einſeitigkeit und die Willkür in dem Maße gewachſen ſind, als die Litteratur immer breiter und das Litteraturpublikum immer maſſenhafter geworden iſt. Bei aller oft naiven Vorliebe der romantiſchen Kritik für romantiſchen Aufpuß und romantiſche Klingklangeffekte, bei der unverhohlenen Bevorzugung der modiſch gefärbten Erfindung vor der jeder andern bewahrte doch die romantiſche Kritik ein Bewußtſein, daß es andre, in gewiſſen Fällen wohlberechtigte poetiſche Anſchauungen und Ausdrucksformen gebe, als die von ihr gepriefenen. So leidenschaftlich und ungeduldig das junge Deutſchland und die ihm verwandten junghegeliſchen Philoſophen und Kritiker politiſches Blut in alle Adern der Litteratur einzuführen ſuchten, ſo vergaßen ſie nicht völlig, daß neben dem von ihnen bevorzugten politiſchen Leben ein andres treibe, webe und poetiſche Spiegelung finde. Mitten zwiſchen die parteiliche Überſchätzung der neuen, die Unterſchätzung der alten, das Menſchendaſein lenkenden Mächte, die in der Litteraturkritik der dreißiger und erſten vierziger Jahre vorwiegt, drängt ſich die gelegentliche Erkenntnis herein, daß der Bauer, in dieſem Falle der poetiſch dargeſtellte nichtpolitiſche Menſch, ſo zu ſagen auch ein Menſch ſei. Dieſes Stück einfacher Vernunft und Gerechtigkeit ſcheint der modernſten Kritik abhanden gekommen zu ſein. Weil die poetiſche Darſtellung nach ihrem Sinne beinahe excluſiv auf die äußerſten Spizen des Lebens, die abnormſten Konflikte, die ſchlimmſten Erbteile des Blutes, die unbillſamſten Charaktere geſtellt erſcheint, leugnet die Kritik friſchweg die Mitte des Lebens, leugnet die Macht des Normalen und Geſunden, von der ſelbſt ein naturaliſtiſcher Äſthetiker wie Böſche zugesteht, daß ſie das große Prinzip der Natur ſei, „nirgendwo vollkommen erfüllt, aber über allem als ewiges Ziel ſchwebend, niemals ganz realiſiert, aber darum doch die unabläſſige Hoffnung des Realen.“ Da dieſes Zugeſtändnis wiederum das Weltbild an die Stelle des Zerbildes ſetzt und die Forderung an den Dichter, aus der ſenſationellen Übertreibung

der Abnormitäten herauszukommen, ganz unerlässlich macht, zieht die revolutionär gestimmte Kritik vor, die „neue“ Frage statt des lebensvollen Gesichts, die naturlose Unmöglichkeit statt der glücklich erfaßten Wirklichkeit, als Wahrheit des modernen Lebens zu preisen.

Bei dieser Verirrung der zeitgenössischen Kritik spielt die Einwirkung einer der Poesie ganz und gar entfremdeten Geistesverfassung und Anschauung mit. Wer die Zunahme der methodisch gezüchteten Entlehnungs- und literarischen Einwirkungstheorie einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, einer Theorie, nach der kein Dichter jemals einen unmittelbaren Eindruck von Welt und Leben empfangen, jemals seine eignen Empfindungen, Erfahrungen und Erlebnisse ohne Benutzung längst vorhandner poetischer Motive und Figuren gestaltet hat, wer mit Staunen erfahren mußte, daß der ganze „Faust“ schließlich als ein Sammelfurium von Nachklängen und Reminiszenzen erscheint, daß die Natur dem Dichter nichts gewährt, die Bücher ihm alles geben, der darf über eine Kritik nicht allzu sehr erstaunen, die die modernen Dramen und Romane nicht mehr an der Wirklichkeit der Dinge, an der innern Wahrheit des Dichters, sondern an Kapiteln und Seiten von Zola, Maupassant, Ibsen oder Tolstoi mißt. Im Zusammenhang mit der alexandrinischen Auffassung, die alles Dichterwerk als nachgeahmt, erlesen, ergrübelt, aneinandergesetzt betrachtet, hat die moderne Kritik das Gefühl für die unmittelbare Phantasie und ursprüngliche Gestaltungskraft verloren und fragt nur nach dem Zusammenhang der poetischen Erscheinungen mit der „Bewegung“ und „Richtung.“ Anzengruber und Theodor Fontane, die unmittelbar nach der Natur und nicht nach Büchern und Vorbildern geschaffen haben, gehn so drein; die rechte Anknüpfung an den französisch-russischen Stil, der der Stil der Modernen ist, fehlt ihnen freilich. Und so stehn wir vor der wunderbaren Thatsache, daß eine Revolution, die mit der leidenschaftlichsten Anrufung und angeblichen Entfesselung der Natur begann, in lauter litterarischen Nachahmungen, glücklichstenfalls in poetischen Paraphrasen zu einer Anzahl psychologischer und pathologischer Sensationswerke verläuft. Das Leben rauscht indes weiter und über die, die sich anmaßen, seine Lenker und Deuter zu sein, hinweg. Die großstädtische Zeitungskritik aber, der nun glücklich sämtliche Whrasen vom europäischen Menschen, von den noch wirkenden Atavismen der hinter uns liegenden Weltanschauung eingebleut sind, fährt fort das Publikum zu belehren, daß große Entwicklungen nur im Einklang mit dem „Impuls des Augenblicks“ und im Zusammenhang mit einem herrschenden, dem Tag entsprungenen Stil möglich sind. Daß sich Goethe dem „Stil“ des Sturms und Drangs, Heinrich von Kleist dem Stil der Romantik, Gottfried Keller dem Stil der politischen Poesie entwunden und es dabei zu einer gar nicht übeln Entwicklung gebracht haben, verursacht dieser Kritik kein besonderes Nachdenken, nur „Philister und Proleten“ befaßen sich mit der Vergangenheit.

Soviel erhellt aus allem Angeführten, daß die litterarischen Revolutionen jederzeit gegen die Nachahmung des eben verdrängten oder bestrittenen poetischen Lebens gekämpft, immer die Ursprünglichkeit gepriesen, aber schließlich allemal wieder die Nachahmung ihrer eignen bahnbrechenden Werke, ihrer eignen Konvention gefördert haben. Die Übereinstimmung mit keinem der revolutionären Programme hat das Gedeihen selbständiger Kräfte und glücklicher Schöpfungen verbürgt. Nicht die natürlichen Wandlungen in der poetischen Darstellung, die wechselnde Bevorzugung einzelner Seiten des Lebens, das Ringen nach neuen künstlerischen Formen und Ausdrucksmitteln sind der Dichtung gefährlich, und nicht das Eintreten der Kritik für das Neue gefährdet die Entwicklung, sondern der revolutionäre Fanatismus, die wilde Ausschließlichkeit, die den Teil für das Ganze, den Voratz für die Leistung, die eigne Willkür für Gesetz oder eherne Notwendigkeit ausgeben will. Im Lichte der geschichtlichen Betrachtung ist dies für die romantische und die jungdeutsche Litteraturrevolution längst klar geworden, und mit einigem guten Willen und etwas Unabhängigkeit von modischen Schlagworten läßt es sich auch inmitten des gegenwärtigen Getümmels erkennen.

Die größten und glücklichsten Schöpfungen der Kunst erwachsen, wo und wann sich der Genius und das starke Talent einer allgemein zwingenden, die Besonderheit überspülenden Flut entwinden. Da Shakespeare die Schauerhsenen des Titus Andronicus und die taffetnen Phrasen, das seidne Wortgeklinge und die dreidrähtigen Hyperbeln des euphuistischen Stils hinter sich ließ, wurde er, der er ist. Da, um minder vornehme Beispiele zu wählen, Ludwig Tieck den Bann der künstlichen Mittelalterlichkeit durchbrach und in seinen Novellen die poetischen Motive des modernen Lebens ergriff, da Wilibald Alexis und Karl Immermann die romantische Konvention abstreiften und der eine in feinen historischen, der andre in feinen Gesellschaftsromanen die Welt mit eignen Augen sahen und das Leben mit eignen Mitteln darstellen lernten, da steigerte sich ihre Bedeutung. Wie wichtig es auch für die historische Kenntnis dieser und tausend anderer Talente sein mag, alle Einflüsse zu prüfen, unter denen ihre Entfaltung stattfand, alle Fäden aufzuzeigen, die sie mit den Überlieferungen und dem Stil ihrer Zeit verknüpften, wichtiger ist doch, den selbständigen Kern ihres Wesens, den eigensten Zug zu ergründen, der sie über alle litterarischen Einwirkungen ins Leben trieb und ihre besten Schöpfungen mit Leben erfüllte. Das echte Verständnis eines Dichters und die produktive Kritik heben immer erst da an, wo man ihn aus der litterarischen Gruppe, der er wohl oder übel zugerechnet wird, heraushebt und in seiner Ganzheit würdigt. Wie verderblich ist es Grillparzer geworden, daß die Kritik nichts als das Äußerlichste und Allgemeinste an dem großen entfaltungs-fähigen Künstler zu sehen wußte, daß er jahrzehntelang dem Publikum als Schicksalsdichter, als Dramatiker nach spanischem Muster oder als Epigone

der Klassik vorgeführt wurde. Selbst seine Lobredner merkten nicht oder nur ganz vereinzelt, welch eine selbständige Natur in den Werken immer eigentümlichen Ausdruck fand, welch eine mächtige, wenn auch im Ausdruck oft spröde künstlerische und geistige Entwicklung hinter den angeblich „akademischen“ Schöpfungen des Dichters vor sich ging. Nun freilich giebt es Grillparzer-Gesellschaften, ein Grillparzer-Jahrbuch und eine ganze Grillparzer-Litteratur!

Unter Umständen beruft sich die der jüngsten Revolution entstammende und von ihr getriebne Kritik auf unser Beispiel und macht geltend, daß sich alles, was der romantischen und der jungdeutsch-politischen Beurteilung dunkel geblieben sei, dem modernen Urteil leicht erhellt habe. Dies ist denn auch insoweit wahr, als sich Vorkämpfer Ibsens Verdienste um die rückschauende Würdigung der realistischen Seite von Grillparzers Kunst erworben und die Persönlichkeit des Dichters zuerst voll erkannt haben. Nichtsdestoweniger bleibt es gewiß, daß die jüngste, rein das Parteiprogramm vertretende, in allen Fibern revolutionäre Litteraturanschauung dieselbe Unfähigkeit zur Erfassung einer wirklich bedeutenden entwicklungsreichen Dichternatur, die unter uns lebte, erweisen würde, der die romantisierende und liberalisierende Kritik nicht minder als die akademische, pseudoklassische verfallen ist. Denn keine einigermaßen bedeutende poetische und künstlerische Entwicklung vollzieht sich im Rahmen einer revolutionären Bewegung, selbst wo diese Bewegung zunächst einen Aufschwung bedeutet hätte. Und so wird immer wieder die Anschauung und die Empfänglichkeit zu Recht kommen, die Gehalt und Wert der poetischen Erscheinungen nicht an ihrer Übereinstimmung mit einer gewissen Zahl von neuen stilistischen Forderungen, sondern an Welt und Leben mißt und darauf beharrt, daß Welt und Leben größer, mächtiger und vielartiger sind, als die Begriffe und Vorurteile irgend welcher Schule, Klique oder Richtung. Daß diese objektive, zuletzt allein fruchtbare und siegreiche Anschauung den poetischen Leistungen unsrer Tage gegenüber in ganz besondrer Weise erschwert ist, liegt in dem wunderlichen Bunde, den die neuste Litteratur und Kunst mit der ohr- und seelenbetäubenden Reklame eingegangen ist. Während den Schaffenden alles daran liegen müßte, als Individualitäten, als selbständige Naturen zu gelten, während, wie wir gesehen haben, das ursprüngliche Lösungswort jeder litterarischen Revolution Selbständigkeit, freie Entfaltung der poetischen Natur war, beeifert sich die Reklame, die nichts andres kennt als Sensation und Sensation nur innerhalb der Mode hofft, von jeder Schöpfung des Tages zu versichern, daß sie nicht einen Schatten von Selbständigkeit aufweise, daß sie ganz und gar modern sei, das heißt ganz und gar naturlos, modisch konventionell, gemacht, nicht gezeugt. Es ist zu fürchten, daß die Reklame in nur zu vielen Fällen vollkommen recht hat. Aber es giebt unzweifelhaft auch unter den Dichtern der Gegenwart etliche, die das Knie nicht vor Baal gebeugt haben. Jeder revolutionären Enge werden sich kräftige und nach

größerer, freierer Welt verlangende Talente auch in Zukunft so tapfer und so erfolgreich entziehen, wie dies in der Vergangenheit geschehen ist. Und so wird denn auch für alle Folge der größer empfindenden, schärfer schauenden, die echte Entwicklung fördernden nicht revolutionären Kritik ihre Hauptaufgabe höchstens erschwert, nicht verkümmert werden können. Dem ersten Freunde ernster Litteratur bleibt als Resultat der Betrachtung der treibenden Mächte wie der bleibenden Schöpfungen unsrer Dichtung, daß es im Laufe eines Jahrhunderts dreimal notwendig gewesen ist, einer geschichtsblinden und parteiischen Einseitigkeit, einer revolutionären Leidenschaft, die nur den Tag und die Stunde, ja in dem Tag und der Stunde nur sich selbst und ihr eigenmächtig gesetztes Gegenbild kannte, die Zustimmung zu weigern und die Alleinherrschaft zu bestreiten.



Über griechische und römische Verfluchungstafeln

Von H. Blümner in Zürich



o alt wie das Menschengeschlecht und wie die menschlichen Leidenschaften, so alt ist der Wunsch, daß es dem Freunde gut, dem Feinde schlecht gehn möge. Und da auch der Aberglaube so alt ist wie das Menschengeschlecht, so ist ebenso alt auch das Bestreben, durch geheim wirkende Kräfte, durch Zauberkünste und Beschwörungen den Feind entweder zu töten oder ihm Schaden zuzufügen oder zum mindesten ihn der Macht zu berauben, selbst zu schaden. Solchen Zauber kannte das Altertum seit früher Zeit, und mannigfaltiger Art waren die Mittel, deren man sich dafür bediente; denn der Grieche und der Römer waren stark im Haß gegen den Feind, was ihm seine Religion nicht verbot. Aber auch das Christentum, obgleich es unter seinen Vorschriften die Liebe zum Feinde hat, kennt ähnliches; denn keine einzige Lehre der neuen Religion war so schwer zu befolgen und wird bis auf den heutigen Tag so oft übertreten, wie die ideale Forderung: „Liebet eure Feinde!“ Wie verbreitet im Mittelalter und noch lange darüber hinaus der Glaube war, daß Menschen durch Zauber ihren Mitmenschen Schaden zuzufügen vermöchten, lehren uns die Hexenprozesse; noch heute ist dieser Glaube in minder zivilisierten Ländern, wie z. B. an der untern Donau oder im innern Rußland, durchaus lebendig, und daß selbst auf deutschem Gebiete sehr vielfach noch die Landbevölkerung ans „Behexen“ glaubt, ist bekannt genug.

Treulich ist es darin anders geworden gegen früher, insofern solches Böse bloß andern Menschen zugetraut wird, aber in der Regel die solchem Aberg-

glauben Unterworfenen selbst sich nicht an solche Zauberkünste herangetrauen; immerhin ist es noch nicht gar so lange her, daß sich in einer großen Stadt der deutschen Schweiz eine Anzahl frommer Damen zusammenthat, um einen zu liberalen Pfarrer „tot zu beten.“ Und daß dergleichen Tötungsverfluche „mit untauglichen Mitteln“ bis auf den heutigen Tag immer wieder vorkommen, davon wissen die Juristen zu erzählen. Und schließlich machen wir uns ja selbst bisweilen einer ähnlichen Verflüchtigung an der christlichen Botschaft schuldig, wenn wir uns in Bezug auf diesen oder jenen den frommen Wunsch „Hol ihn der Teufel!“ entschlüpfen lassen. Zum Glück meinen wir es damit in der Regel ja nicht so sehr ernst, und wir würden, wenn der Teufel wirklich einmal unserm Wunsche Folge leisten wollte, vermutlich die Konsequenzen unsrer Boreiligkeit bedauern; aber immerhin ist es von Interesse, zu konstatieren, daß wir uns mit solchem Wunsche ganz direkt auf den Boden des krassten Heidentums stellen. Denn was wir wünschen, daß der „Teufel“ den Betreffenden hole, ist doch im Grunde nichts andres, als was der alte Grieche oder Römer erreichen wollte, wenn er seinen Feind oder Nebenbuhler den „Unterirdischen“ weihte, nur daß wir uns mit dem bloßen Wunsche begnügen, der abergläubische Heide aber wirklich Schritte that, die nach seinem Glauben geeignet waren, solche Wünsche zu verwirklichen.

Der Gedanke einer solchen Verwünschung ist nun freilich vielfach so zu verstehen, daß die Götter den Feind für das Unrecht strafen sollen, das er dem andern zugefügt hat; und gerade deswegen werden besonders die Unterirdischen angerufen, weil sie besonders die Rachegötter sind. So werden sie angerufen in Verträgen, den zu strafen, der den Vertrag verletzt; so auf Grabinschriften gegen den, der das Grab schändet oder sonst die Ruhe des Toten stört. Dergleichen Verwünschungen haben sich inschriftlich mehrfach erhalten; sie gehören noch ganz dem religiösen Gebiet an, geschehen offen vor aller Augen und durften das, weil sie durchaus rechtmäßig waren und allgemeinen Charakter trugen. Anders aber war es, sobald sich die Verfluchung gegen eine bestimmte Persönlichkeit wendet, ein Racheakt wird; da mußte man seine bösen Wünsche in geheim äußern, und da trat, wie meist bei solchen Dingen, die von religiösem Brauch ausgehend als Geheimnis betrieben werden, zum religiösen Kern vielfach noch allerlei abergläubisches Beiwerk hinzu.

Bekanntlich ist es ein verbreiteter antiker Aberglaube, daß man gewisse Götter, namentlich Hekate und andre Unterirdische, durch Zaubersprüche herbeirufen könne. Das geschah zum Teil durch gesprochne oder gesungne Formeln; aber wirksamer als das gesprochne war das geschriebne Wort, eine Auffassung, die sicher noch in jene alten Zeiten zurückgeht, wo die Kenntnis des Schreibens nur erst wenigen eigen war; gerade auf solchen niedrigen Kulturstufen gilt ja alle Schrift dem Ungebildeten als etwas Geheimnisvolles, Zauberkraftiges. So schrieb man denn auch seine Verwünschung oder seinen Fluch auf; und damit

die Unterirdischen, an die der Auftrag ging, auch Gelegenheit bekämen, ihn zu lesen, that man die Schrift am besten in irgend ein Grab hinein. Um zu verhindern, daß die Feuchtigkeit dieser unterirdischen Anlagen dem Schriftstücke schade, wählte man dafür nicht Papier oder Pergament, sondern lieber Metall, und zwar am häufigsten Blei, das sich aus verschiedenen Gründen ganz besonders dazu eignete. Erstlich wurden Bleitafeln auch sonst in früher Zeit zum Schreiben benutzt, weil ein spitzer Griffel ja sehr leicht Zeichen darauf einträgt; Plinius erwähnt solche „bleierne Schriften,“ und Pausanias sah auf dem Helikon eine bleierne Niederschrift der „Werke und Tage“ Hesiods. Auch Briefe wurden bisweilen auf Bleiplättchen geschrieben, weil weder Hitze noch Nässe der Schrift Schaden zufügt, und Reste von solchen haben sich noch erhalten. Aber nicht allein die praktische Brauchbarkeit empfahl dieses Material, auch der Aberglaube selbst bestimmte seine Wahl. Das Metall ist schwer, kalt, von graublauer, häßlicher Farbe: das alles erinnerte an die Leiche, zu der man ja den Feind machen wollte; auch war das Blei in der Astrologie das Zeichen des schädlichen Kronos oder Saturn. So erschien denn das Blei in jeder Hinsicht geeignet für diese Zwecke.

Von solchen Devotionen oder Defixionen, wie sie die Römer nennen (griechisch *κατάδεσμοι*), ist bei den Schriftstellern nicht selten die Rede. So wird in den Metamorphosen des Apulejus von einer Zauberin erzählt, die wegen ihrer Schandtthaten von der Bevölkerung gesteinigt werden soll; da sie aber durch ihre geheime Wissenschaft vorher Kunde von dem Vorhaben erhält, bannt sie durch Täfelchen, die sie in Gräber thut, die gesamte Einwohnerschaft in ihre Häuser, dergestalt, daß kein Mensch in stande ist, seine Wohnung zu verlassen. Bekannt ist der Bericht des Tacitus über die Gerüchte, die beim Tode des Germanicus, den manche dem Piso zuschrieben, herumgingen: man habe im Hause unterm Fußboden die Reste von Leichen gefunden, Zaubersprüche und Verfluchungen, Bleitafeln mit dem Namen des Germanicus, auch Asche halbverbrannter Körperteile und mehr dergleichen schändlicher Mittel, „durch die man glaubt, die Seelen den Gottheiten der Unterwelt weihen zu können.“

Von derartigen Tafeln mit Verfluchungen hat sich nun eine nicht unbeträchtliche Zahl erhalten, griechische wie lateinische. Die Mehrzahl der griechischen ist in Attika gefunden worden; eine Zusammenstellung (mit den kleinern Fragmenten 220 Nummern) bietet der von Richard Wünsch herausgegebene Supplementband zum *Corpus Inscriptionum Atticarum*.*) Einen großen Teil dieser Sammlung hat Wünsch selbst in Athen aus dem Nachlaß von Rhysopulos erworben — zusammengerollt und schmutzbedeckt, also natürlich auch noch un-

*) *Defixionum tabellae Atticae*. Collegit, collectas praemissa praefatione edidit Ricardus Wünsch. Berol. ap. G. Reimer, 1897.

entziffert; andre, im Jahre 1889 in Patissia bei Athen gefundene hat B. Gräß für das Berliner Museum erworben, wo sie jetzt liegen; der Rest findet sich in Athen. Nur diese letzten Tafelchen sind schon früher publiziert worden; für die übrigen hat Wünsch die nicht geringe Mühe der Entzifferung auf sich genommen und die Aufgabe mit großem Geschick gelöst, sodaß wir seiner Publication nun einen genauen Einblick in dieses Gebiet des Aberglaubens verdanken. Wünsch hat aber noch mehr gethan: er hat seiner Sammlung eine ausführliche Einleitung vorangeschickt, in der er alles auf diesen Tafeln in religiöser und antiquarischer Hinsicht Bemerkenswerte bespricht und auch die außerhalb Attikas gefundenen Defixionen, griechische und lateinische, zusammenstellt, soweit sie bis zur Ausgabe jenes Buches bekannt geworden waren. Von dieser Sammlung und der ihr vorangeschickten Einleitung geht die Darstellung aus, die wir im folgenden von dieser höchst merkwürdigen Klasse von Denkmälern geben.

Was das Äußere dieser Bleitafelchen anlangt, so haben sie meist vieredige, in der Regel oblonge Form. Nach dem Beschreiben wurden sie entweder zusammengerollt oder gefaltet, und dann wurde meist ein Nagel hindurchgeschlagen. Denn der Nagel ist das Symbol des „Festmachens,“ was ja der Zweck dieser Beschwörungen ist; er ist darum auch das Attribut der Göttin der Notwendigkeit, der Ananke, der saeva Necessitas, wie sie Horaz nennt. Man bediente sich dabei in der Regel keines eisernen, sondern eines bronzenen Nagels; denn von jener alten Zeit her, wo man noch kein Eisen im Gebrauch hatte und Erz das allein verwandte Metall war, verblieb diesem eine geheiligte Bedeutung, die besonders im Kultus vielfach noch zum Ausdruck kommt.

Die Schrift geht auf den attischen Bleitafeln häufig verkehrt, d. h. von rechts nach links; wie die Schrift verkehrt ist, so soll auch dem Verfluchten alles verkehrt gehn, heißt es einmal ausdrücklich auf so einer Tafel. Ja man ging mitunter noch weiter und änderte selbst die ganze Ordnung der Zeilen, schrieb die unterste zu oberst hin u. s. f.; oder man löste die Reihenfolge ganz auf und schrieb Worte und Zeilen bunt durch einander, sodaß das Entziffern solcher Tafeln nicht geringe Schwierigkeiten macht. In den Buchstaben ahmte man wohl altertümliche Schrift nach oder verzerrte sie, daß sie Ähnlichkeit mit magischen Zeichen bekamen. Die Schreibenden scheinen meist dieselben Personen zu sein, von denen die Verfluchung ausging, nicht dazu Beauftragte. Bei der Mehrzahl dieser attischen Tafeln sind die Schreiber Leute aus niederm Stande, vornehmlich Handwerker oder Sklaven; auch die Verfluchten gehören meist diesem Stande an: wir finden Gerber, Schuster, Krämer, Müller, Zimmerleute, Waffenschmiede u. dergl., daneben auch Faustkämpfer, Schauspieler, Lehrer. Gerichtsbesitzer (wo es sich um Prozesse handelt) u. a. m. Einige Namen führen freilich darauf hin, daß sich auch die bessern Stände von diesem abergläubischen Brauch keineswegs ganz frei hielten.

Wie schon erwähnt worden ist, that man die beschriebnen Tafeln in die

Gräber hinein, wo auch die meisten gefunden worden sind; die Persönlichkeit des dort Bestatteten war dabei gleichgiltig. Sie wurden einfach auf den Boden niedergelegt oder an die Wand der Grabkammer, in die sich die Thäter natürlich insgeheim einschleichen mußten, angenagelt. Bevorzugt wurden dabei die Gräber von solchen Toten, die entweder eines frühzeitigen oder eines gewaltigen Todes verstorben waren; der Grund hiervon ist wohl der, daß man glaubte, die Seelen solcher Toten hielten sich gern in der Nähe des Grabmals auf; da sie aber doch auch in der Geisterwelt verkehrten, so waren sie am besten in der Lage, die Tafeln zu lesen und den darin enthaltenen Auftrag den Unterirdischen auszurichten. Hier und da, aber seltner, warf man die Täfelchen auch ins Wasser, in Flüsse oder ins Meer; von dort nahmen sie dann die Seelen der Ertrunkenen zur Unterwelt mit.

Was sodann den Inhalt der Täfelchen anlangt, so ist zunächst die Hauptsache, daß die Gottheit den Namen des Verfluchten erfährt. Dieser muß daher genannt werden, und vielfach genügt das schon ganz allein; wir haben Tafeln, auf denen gar nichts weiter als der Name steht, ohne jedes weitere Wort, oder eine ganze Reihe von Namen, zu denen dann bisweilen noch Stand oder Herkunft hinzugefügt wird. Aber meist wird doch die Verwünschung durch ein Verbum bezeichnet: „binden, festbinden, übergeben“ u. dergl. sind die gewöhnlichen Ausdrücke dafür. Auch wird man in der Regel ausführlicher: man verflucht nicht bloß allgemein den Betreffenden mit Namen, sondern ausdrücklich sein Leben, seine Seele. Zwar will man keineswegs immer seinen Tod; man will oft den Feind nur unschädlich machen, und so „bindet“ (bannt) man ihm Sinn, Verstand, Geist, Gedächtnis, oder einzelne Körperteile, ganz besonders die Zunge, man verflucht seine Worte und Handlungen, „was er spricht und beschließt“; oder es heißt ausdrücklich: „das Böse, das er im Sinn hat, soll ihm fehlschlagen.“ Darum werden besonders Hände und Füße verflucht; aber man geht noch viel mehr ins einzelne. So heißt es auf einer Tafel: „O Herr Hermes, du Gewaltiger, binde den Phrynichos und seine Glieder, Füße, Hände, Sinn, Scham, Steiß, Kopf, Bauch“; und auf derselben Tafel in betreff anderer Verfluchten werden die Herzthätigkeit, Zunge, Augen usw. gebannt. Selbstverständlich spielen auch Liebesintriguen hierbei eine Rolle, so richtet sich z. B. eine Verwünschung dahin, daß weder Frau noch Mädchen den Betreffenden heiraten soll; gelegentlich werden mit andern Angehörigen auch die Bühlerinnen des Verfluchten genannt. Sonst erstreckt sich der Fluch vom Körper des Feindes weiter auf seinen Besitz und Beruf: Werkzeug, Handel, Geschäft, Stand, Geld, Besitz überhaupt werden besonders erwähnt und verwünscht. Teil am Fluche haben auch die Verwandten des Betreffenden, die manchmal nur allgemein genannt sind als seine Familie, seine Freunde, mitunter aber auch einzeln angeführt werden: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter. Ganz besonders aber gilt der Fluch denen, die den Gegner beschützen,

seinen Patronen, Rechtsbeiständen, Zeugen oder Richtern; denn zahlreiche dieser Verfluchungen sind durch Prozesse veranlaßt worden.

Unter den Göttern, die zur Ausführung des Fluches angerufen werden, treffen wir am häufigsten den Hermes; er ist ja der Totengeleiter (*Psychopompos*) und als solcher der einzige Gott, der zwischen Ober- und Unterwelt beständig verkehrt. Seine ihm auf den Täfelchen gegebenen Beinamen entsprechen dieser Bedeutung: als *Echthonios* ist er der „Unterirdische,“ als *Katochos* der „Gewalthaber“ über die Seelen; meist wird bei der Anrufung auch der Wunsch ausgesprochen, daß Hermes diesen oder jenen in seine Gewalt nehme oder darin behalte. Ferner werden angerufen die Mutter Erde, die *Persephone*, seltner deren Gatte *Hades*; häufig dagegen *Hekate*, die Lieblingsgöttin jedes Zauberwesens. Andre sind mehr vereinzelt, so die *Erinnyen*, *Dike*, die *Praxidiken*, der *Tartaros*, die *Dämonen*. — So viel über die attischen Verfluchungstafeln, die zeitlich, soweit eine Datierung möglich ist, der Mehrzahl nach dem dritten Jahrhundert v. Chr. anzugehören scheinen; eine einzige wird noch dem fünften zugeschrieben, mehrere entstammen dem vierten, wenige dem zweiten; tiefer geht, dem Alphabet und sonstigen äußern Kennzeichen nach, keine einzige Tafel herab.

Was die übrigen griechischen Verfluchungstafeln betrifft, so sind diese an sehr verschiedenen Orten gefunden und gehören auch sehr verschiedenen Zeiten an. Eine thebanische rührt aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. her und weicht in der Form ganz von der attischen ab: der Verfluchte soll elend sein, die Erde soll ihm nicht Nahrung geben, noch das Meer; die Frau, deren Verfluchung dieselbe Tafel enthält, soll unglücklich und elend sein, sie soll nicht Liebesgenuß noch Ehe finden, keine Arbeit soll ihr gelingen usw. Wir haben ferner solche Tafeln aus *Tanagra*, *Melos*, *Corcyra*; aus *Kreta* rührt eine Meitafel her, die, wie sonst öfters Steininschriften, eine Verfluchung dessen enthält, der das Grab schändet; „nicht Erde noch Meer soll ihm etwas tragen, das Fieber soll ihn brennen, die Glieder ihm anschwellen, die Zunge ihm erstarren“ u. s. f. Eine besonders interessante derartige Tafel aus *Bruttium* hat *Wachsmuth* vor längerer Zeit im Rheinischen Museum für Philologie besprochen; sie ist von einer Frau gegen den Dieb ihrer Kleider gerichtet. Eine größere Zahl solcher Täfelchen stammt aus *Knidos*, alle dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehörig; sie waren nicht in Gräbern, sondern am Heiligtum der *Demeter* angebracht. Ihr Zweck ist, Übelthäter zu zwingen, ihr Unrecht wieder gut zu machen, oder sie unschädlich zu machen, und so gehen sie gegen Diebe, Verkleumder, Pfandleiher, die das Pfand nicht zurückgeben, Giftmischer, Mörder, Kaufleute mit falschem Gewicht, Finder verlornen Gegenstände, die solche zurückhalten u. dergl. m. Angerufen werden dafür *Demeter*, *Persephone*, *Hades* und *Hermes*. Aus noch späterer Zeit stammen Täfelchen aus *Megara*.

Während sich nun die bisher besprochenen Verfluchungen ganz auf dem Boden des griechischen Götterglaubens halten, weisen andre in immer zunehmendem Maße den Charakter der Religionsmengerei auf, die für den Beginn des Sinkens des Heidentums so bezeichnend ist, wobei sich vor allem orientalische Kulte immer mehr bemerklich machen. Derartige Tafeln sind gefunden worden in Rom, Puteoli, Cumae, Alexandria, Karthago, Hadrumetum, Cypern. Sie sind zum Teil sehr ausführlich und enthalten häufig die in der Magie und später im Gnostizismus sehr beliebte „ephefische Schrift.“ Die Ephesia grammata waren schon den alten Komikern bekannt; ihr Name wurde verschieden erklärt; die einen behaupteten, er käme von den an der Statue der ephefischen Artemis angebrachten Buchstaben her, die andern wußten von einem Athleten aus Ephejus zu berichten, der sich durch solche Zauberschrift den Sieg in den Wettspielen verschafft habe. Als Beispiel diene, was der Lexikograph Hesychius anführt: askion kataskion lix tetrax damnameneus aision. Dieses Beispiel bringt die beiden Hauptarten der ephefischen Schrift: die einen Worte sind nämlich ganz sinnlos, sollen möglichst abenteuerlich und fremdartig klingen (wie etwa bei uns Hokus Pokus oder Verliede Verloede), die andern enthalten Worte, die einen gewissen Sinn gehabt haben mögen, aber in merkwürdiger Zusammensetzung, wobei griechische Stämme mit fremden, besonders ägyptischen und semitischen, verbunden sind. So entstehen denn solche Wortungeheuer, wie Lanabisaphlan oder Semasilamps usw. Das häufigste ist freilich, zumal in späterer Zeit, eine bloße Zusammensetzung von Buchstaben mit möglichst vielen Konsonanten und einem und demselben Vokal; so ist Abrasax gebildet, woraus dann das üblichere Abraxas wurde, so auch Abracadabra und manches andre, was in den Gnostizismus und später in die Kabbala des Mittelalters übergegangen ist.*)

Die Gottheiten, die in diesen Tafeln angerufen werden, sind teilweise die griechischen, besonders Hermes, Hades, Persephone, Ge, Hekate; aber neben ihren verständlichen Namen führen sie seltsame geheime Bezeichnungen: so heißt Pluton „Hyssemegadon,“ Persephone „Zaudachthuma,“ Kore „Ereschigal“ usw. Ganz besonders zeigt sich aber der religiöse Synkretismus in den übrigen Gottheiten, unter denen zumal die Dämonen eine wichtige Rolle spielen. Die Dämonen waren in der ältesten Mythologie noch göttergleiche Wesen; bei Hesiod sind sie oberirdische Wächter, die Seelen der Menschen aus dem goldenen Zeitalter; später nehmen sie in der Regel eine Art Zwischenstufe zwischen Göttern und Menschen ein, und gegen Ausgang des Heidentums sind es schlechtweg die Seelen der Verstorbenen. Als solche erscheinen sie dann in diesen Tafeln; auf den cyprischen werden sie gleich zu Anfang in formelhaften

*) Über Ephesia grammata handelt Wessely in einem Wiener Programm von 1886; über Abraxas Alb. Dieterich in seinem so betitelten Buche, Leipzig, 1891.

Berjen angerufen: „Ihr Dämonen, die ihr da seid unter der Erde den Schatten gleich, ihr Väter und ihr Mütter, die ihr hier liegt und hier hauset, die ihr einst die leidvolle Seele vom Herzen getrennt habt, ergreift die Seele des X.“ Schon der Wortlaut läßt hier erkennen, daß als Ort des Zaubers das Grabmal gedacht ist, wo sich die Dämonen aufhalten. Sodann werden ägyptische Götter angerufen, vor allem Osiris und Isis; auch an Spuren jüdischen Einflusses fehlt es nicht: Noth oder Abaoth ist Sabaoth; die Erzväter Abraham, Isaak und Israel, die Cherubim sind auch zu finden.

Die Verfluchungsformeln in diesen Tafeln unterscheiden sich zum Teil beträchtlich von den attischen; der Ausdruck des „Bindens“ kommt zwar auch vor, aber in anderer Anwendung. Gewöhnlich werden die Dämonen aufgefordert, aufzuwachen und die Stimme des Beschwörenden zu hören, ihm zu Hilfe zu kommen; häufig findet sich der Zusatz, daß der Umgang mit dem Verfluchten dem, der den Fluch ausspricht, selbst keinen Schaden bringen soll, weder wenn er im Bade, noch wenn er in demselben Hause oder an demselben Tische mit ihm zusammentrifft. Oder es wird hinzugefügt, daß, wenn der Verfluchte Buße gethan, wenn er seinen Fehl wieder gut gemacht habe, der Fluch alsdann aufhören soll; es wird wohl auch, wenn jener Fall eingetreten ist, eine neue Tafel eigens mit dieser Aufhebung des Fluches beschrieben und in demselben Grabe niedergelegt. Auch Zeichnungen finden sich zuweilen beigefügt, zumal die eines Hahnes. Um nämlich den Zauber fester und deutlicher zu machen, nahm man mitunter einen lebendigen Hahn mit und that ihn gebunden an die Zauberstelle; darauf bezog sich das Bild und der Zusatz in der Schrift: „Wie dieser Hahn gebunden ist, so soll auch der X gebunden sein.“ Und damit die Götter mit der Rache nicht zu lange warten, heißt es noch häufig am Schluß: „Bald, bald, schnell, schnell!“

Nicht alles freilich ist dem Fluche geweiht; auch der Liebeszauber bediente sich der gleichen Methode. So beschwört auf einer dem dritten Jahrhundert n. Chr. angehörigen Tafel aus Hadrumetum die Schreiberin, eine gewisse Domitiana, unter Anrufung von Sabaoth, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs: „Geh zum Urbanus, dem Sohn der Urbana, und führe ihn zur Domitiana, der Tochter der Candida, als Liebenden, rasend und schlaflos vor Liebe und Begierde nach ihr, und bittend, daß sie in sein Haus komme, um seine Gattin zu werden.“ Und dieses Flehen wird dann in verschiedenen Ausdrücken wiederholt, unter ausführlicher Anrufung des Gottes, dessen Macht in charakteristischer Weise geschildert wird: „Ich beschwöre dich, der gemacht hat, daß der Maulesel nicht gebiert; ich beschwöre dich, der das Licht von der Finsternis geschieden hat; ich beschwöre dich, der die Felsen zerschmettert; ich beschwöre dich, der die Berge losreißt; ich beschwöre dich, der die Erde in ihren Fundamenten umkehrt usw.“ Auf diese ganz monotheistische, sich dem jüdischen Glauben anschließende Gottesanrufung folgt dann freilich eine

Anrufung der Dämonen, deren Geist auch am Eingang der Beschwörung angerufen wird; man nimmt daher auch an, daß der Zauberer, der diese Beschwörung für die Domitiana niederschrieb, weder ein Heide noch ein Jude, sondern ein mit gnostischen Lehren bekannter Christ war.

Bei den eigentlichen Verfluchungen dieser Gattung von Tafeln ist die Ursache der Verwünschung nicht überall ersichtlich. Bei manchen ist die Liebe, wie bei der Tafel von Hadrumetum, der Anlaß: so heißt es z. B. in Bezug auf einen Vitruvius Felix, er solle die Valeria Quadratilla hassen und sie gänzlich vergessen, und diese (offenbar die begünstigte Nebenbuhlerin der Schreiberin) solle den Zorn der Götter auf sich laden. In zahlreichen Fällen (zumal auf den Tafeln aus Karthago) geht der Fluch gegen Wagenlenker der konkurrierenden Partei und deren Pferde, worauf wir später noch zurückkommen; in andern ist es der Prozeßgegner, der gebunden, dessen Zunge und Sinn gebannt werden soll, daß er nichts vorzubringen imstande ist; oder: wie die Dämonen ohne Sprache und ohne Zunge sind, so soll es auch der Gegner werden. Mitunter ist die Ursache der Feindschaft nicht angeführt; es heißt nur, der und der soll der Feind werden von A, der Feind von B usw., unter Anführung einer ganzen Menge von Namen; oder: „die Götter sollen den Betreffenden ergreifen und ihn den Schatten übergeben, damit sie ihm Fleisch und Sehnen und Glieder und Seele vernichten, sodaß er dem Zonikos nicht mehr begegnen und ihm nicht durch Rede oder Blick (den »bösen Blick«, das mal oocchio der heutigen Italiener) schaden kann.“ Auf einer in Rom gefundenen, aber unter dem Einfluß ägyptischer Religion entstandnen Tafel wird der Verfluchte beschuldigt, den „Babylon“ (nach Wunsch die aus Papiermaché hergestellte Hülle der Mumie) des Osiris angezündet und Fische gegessen zu haben (das letzte anscheinend eine Veründigung gegen eine rituelle Vorschrift); durch solche Schuld soll der Gott Osiris bewogen werden, gegen den Gottlosen einzuschreiten.

(Schluß folgt)



Die schöne Hälfte des Lebens

Von Wilhelm Brandes

Sohn, mehr wünschst du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
 Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
 Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
 Als der Vater es wünscht und die Mutter.

Diese Worte, mit denen im vierten Gesange von Goethes Hermann und Dorothea die Mutter den Sohn zu beschwichtigen beginnt, nachdem er ihr unter dem Birnbaum sein Leid geklagt hat, haben wohl von jeher auch bei Verehrern

des Dichters und gerade bei den Freunden dieser Dichtung im stillen mehr oder minder schweren Anstoß erregt. Seit dann Fr. Th. Vischer¹⁾ unter dem Hinweis auf die anklagende Strophe in Phyllinens Liebe —

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar —

ein rückhaltloses Verdammungsurteil ausgesprochen hat über diese „an unpassender Stelle wiederholte Lieblingsvorstellung“ des Dichters, die hier „aus dem Zusammenhange herauschreie,“ hat sich ein lebhafter Meinungskampf über die ethische und ästhetische Berechtigung des zweiten Verses erhoben, der nicht wieder zur Ruhe und noch nicht zum Austrage gekommen ist. „Nun, darf eine Mutter dies zum Sohne sagen?“ hatte Vischer entrüstet ausgerufen. „Seiner Phantasie die Bilder eröffnen, die sich daran knüpfen, sodas er sich den torus vorstellen muß, auf dem er selbst entstanden ist? Und überdies eine erfahrene Frau, die — von der »schönen Hälfte« doch auch die Rehrseite kennt. — Nein, nein! wird jedes richtige Gefühl urteilen.“

Dagegen eifert am entschiedensten Heinrich Dünker.²⁾ Nachdem er beide Stellen und eine dritte aus „Scherz, List und Rache“ —

Nacht, o Holde! Halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier nich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt —

auf ein Wort in Rousseaus Neuer Heloise: Les jours ne sont que la moitié de la vie zurückgeführt hat,³⁾ stellt er die unsrige in Parallele zu Iphigs Aufforderung an ihren Sohn im 24. Buche der Ilias, sich nicht länger dem Schmerz hinzugeben, sondern sich Nahrung und Schlaf zu gönnen und ein blühendes Weib zu umarmen. Er findet, das hier wie dort „alles Ausstößige dem reinen Sinne fernliege“; Vischers Tadel erscheint ihm „unbegreiflich,“ im einzelnen „komisch,“ „unverantwortlich,“ entweder auf einer „Grille“ des Ästhetikers oder „auf völliger Verkennung beruhend.“ Nicht minder abweisend verhält sich gegenüber Vischers Urteil der Goethebiograph Richard M. Meyer⁴⁾: „Wenn Hermanus Mutter die Nacht der Ehegatten als die bessere(!) Hälfte des Tages rühmt,“ meint er, so „denkt ein ualver Leser bloß an das Glück stiller Ruhe, an das Bewußtsein gedoppelten Friedens vor den Stürmen der Welt und des Tages“; darum möchte er Vischers ganze Behandlung der Stelle auf dessen eignes „Behagen an bedenklischen Details“ zurückführen. Eine Mittelstraße schlägt Meyers Kritiker, Richard Weitbrecht,⁵⁾ ein, wenn er zunächst behauptet, die Stelle könne „keinesfalls vollkommen nachsichrein gedeutet“ werden, dann aber die anti-vischerische Bemerkung hinzufügt: „ohne dadurch irgend welcher pruden Benjur zu verfallen.“

¹⁾ „Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes“ im 4. Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 30 f., wieder abgedruckt in „Altes und Neues. Neue Folge,“ S. 201 ff.

²⁾ Erläuterungen zu Hermann und Dorothea, 5. Auflage, S. 101 f.

³⁾ Noch näher kommt Phyllinens Worten eine Stelle in Senecas Rasendem Hercules (B. 1065 f.), die ich der Mitteilung eines Kollegen verdanke: o domitor Somno laborum, roquies animi, Pars humanae melior vitae.

⁴⁾ Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte, 3. Jahrgang IV, 5, 177.

⁵⁾ Blätter für literarische Unterhaltung, 1895, S. 746.

Umso eifriger pflichtet Alexander Baumgartner S. J.¹⁾ dem „berühmten Ästhetiker“ bei; nur findet er, daß die Stelle doch nicht so schrill aus der Dichtung herauschreie: Hermann habe überhaupt einen „krankhaften“ Zug, da er sich erst als Verliebter etwas aus seiner weichen Träumerei aufraffe; der liebebedürftige Goethe habe sich eben zu der Anschauung, daß der Mann des Weibes Stütze und darum auch ohne sie schon ein Charakter sein müsse, „auch hier nicht erschwungen“ — und was der mönchischen Einfälle mehr sind. Ebenso verwirft den Vers natürlich die einmütige Praxis der Schulausgaben, und wenn sich auch neuerdings eine so gewichtige Stimme wie die des Schulrats Gustav Wendt²⁾ gegen die gereinigten Klassikertexte ausgesprochen und dabei ironisch den Vorteil betont hat, der für die Schüler daraus erwachse, daß sie nun nicht „erfahren, auch eine so vortreffliche Frau wie Hermanns Mutter habe die Nacht für die schönere(!) Hälfte des Lebens gehalten,“ so werden doch wohl leider Gottes! die meisten heutigen Schulmänner in der Sache dem Herrn Dr. Albert Zipper in Lemberg zustimmen, der sich über unsre Stelle folgendermaßen vernehmen läßt:³⁾ „Ich habe niemals Doktrinäre begreifen können, die aus dem Häuschen geraten, sobald man an sie die Zumutung stellt, in einer Schulausgabe von »Hermann und Dorothea« den Vers:

Daß ihm(!) werde die Nacht zur schöneren(!) Hälfte des Tages(!)

auszulassen; ja in diesem speziellen Falle erkläre ich mich solchen Goethomanen gegenüber für beschränkt genug, meine Überzeugung dahin auszusprechen, es wäre dem Werke überhaupt nicht ein Strahlchen von dem Sonnenglanze seiner klassischen Vollkommenheit verloren gegangen, so der große Goethe den zitierten Vers ganz und gar nicht hineingesetzt hätte.“

Die beiden leitangeführten Zeugnisse haben für uns ein besonderes Interesse, weil sie an dem unerküßelt eingeschmuggelten Komparativ „schöneren“ statt „schönen“ — den übrigens auch schon Dünker in seiner Paraphrase der Stelle anwendet (wie Richard W. Meyer „bessern“), obwohl damit die Sentenz erst recht auf das Niveau des Philinenliebes herabgezogen wird — erkennen lassen, welche Auffassung des Ausdrucks in weitem Kreise die herrschende ist. In der That wird der Vers durchgehends mündlich wie schriftlich in dieser Vergrößerung zitiert: so las ich ihn in einem Feuilletonartikel in die Schilderung attischer Sommernächte verflochten,⁴⁾ so ist er mir zweimal von Lehrern entgegengebracht, die das Gedicht wiederholt in der Schule behandelt hatten und sich doch erst durch den Augenschein überzeugen ließen, daß im Texte der Positiv steht, so hat ihn mir sogar einmal ein Primaner ganz arglos aus seinem richtigen Texte vorgelesen.

Mit leichter Mühe ließen sich noch mehr litterarische und unlitterarische Zeugnisse zur Sache beibringen, aber die angeführten reichen aus, den consensus gentium festzustellen: über die poetische und stilliche Angemessenheit unsrer Stelle und ihren mehr oder weniger sinnlichen Charakter gehen die Meinungen aus einander; dagegen ist, soweit ich sehe, nie ein Zweifel daran laut geworden, daß die Nacht hier wirklich mit Betonung und Beziehung als die schöne, will jagen die schönere Hälfte des Lebens dem Tage gegenüber hingestellt werden soll.

Wären diese Absicht und diese Beziehung richtig, so würde ich mich in dem

¹⁾ Goethe. Sein Leben und seine Werke, 2. Bd., 2. Auflage, S. 268.

²⁾ Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, VII, 68.

³⁾ Pädagogisches Archiv, Jahrgang 1895, S. 596.

⁴⁾ Kölnische Zeitung vom 8. März 1896.

Streite unbedenklich auf Wischers Seite stellen. Alle schönen Nebensorten von reiner Natürlichkeit u. dergl. können die in ihrer halben Verschleierung doppelt bedenkliche Verheißung im Munde einer Mutter nicht sauber machen. Und gar dieser Mutter diesem Sohne gegenüber mit Beziehung auf Dorothea, die uns schon als seine künftige Gattin vor Augen steht! Nimmt Wischer Anstoß an dem Streiflicht, das die Mutter für den Sohn mittelbar auf ihre eigne Lebenserfahrung fallen läßt, so würde mich noch weit mehr der grobe Fingerzeig des Dichters auf Hermanns und Dorotheens künftige Erfahrung beleidigen, mit dem er uns, den Lesern, das reine Bild des bräutlichen Paares um nichts und wieder nichts trübte, dieses Paares, von dem er sonst — Johann Heinrich Voß so unähnlich! — durch die ganze Dichtung jeden, auch den leisesten Hauch selbst von sogenannter „gesunder“ Sinnlichkeit gestiftlich fern gehalten hat. Davider hilft auch der Entlastungsjunge Homer nicht. Denn ganz abgesehen von der ungeheuern Klust, die überhaupt Leben und Denken der heroischen Zeit von der „Existenz einer kleinen deutschen Stadt“ zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheidet, so war insbesondere für den Rhapsoden und seine Hörer, wie für Mutter Thetis, die Sklavin, die dem Peliden den Kummer vertreiben soll, nicht mehr als etwa ein Krug Wein, ein Ding ohne Seele. Was ist uns dagegen Dorothea! Noch einmal — hat Goethe wirklich alledem, was sich auch ihm aufdrängen mußte, zum Trotz Hermanns Mutter im Stil der Thetis reden lassen wollen, so hat er in der That die Sünde gegen den Geist seiner Dichtung begangen, die Wischer ihm vorwirft, und dann wird man auch die weitern Folgerungen des Ästhetikers kaum von der Hand weisen können.

Ehe wir aber das angeben, scheint es doch dringend geboten, noch einmal Schritt für Schritt gründlich zu prüfen, ob denn wirklich Wortlaut und Zusammenhang der Stelle keine andere Deutung zulassen oder gar fordern, als eben diese verwerfliche und von uns verworfne. Und da, meine ich, hätte gleich der erzählende Vers, der zu der Rede der Mutter überleitet, die Interpreten stutzig machen müssen: wenn Goethe mit Betonung „die gute Mutter“ ihrem Sohne „verständlich antworten“ läßt, so sollte man doch eigentlich im folgenden alles andere eher erwarten, als eine Äußerung wenn auch noch so zart angedeuteter Sinnlichkeit. Allerdings scheint weiter der Ausdruck „die Braut in die Kammer zu führen“ auf den ersten Blick die Bräute dazu zu bilden, aber auch nur auf den ersten Blick! Ziehen wir zum ersten sogleich den zweiten Absichtssatz: „und die Arbeit des Tages dir freier und eigener werde“ mit in Betracht — merkwürdigerweise hat Wischer ihn als unwesentlich in seinem Zitate ausgelassen —, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die obendrein biblische Wendung hier nur den Begriff des Heiratens konkreter und damit dichterischer, epischer umschreiben soll, als es etwa das blasse und konventionelle „heimführen“ gethan hätte. Diese Erkenntnis wird vollends zur Gewissheit, sobald wir noch den Rahmensatz: „Sohn, mehr wünschst du nicht . . . als der Vater es wünscht und die Mutter“ ins Auge fassen, innerhalb dessen für eine sinnliche Auffassung jener biblischen Wendung schlechterdings kein Platz ist. Im übrigen bedarf es kaum der Hervorhebung, daß die Metapher der Mutter durch Hermanns Hinweis auf sein „Stübchen im Dache“ nahegelegt ist, seine „Kammer“, die ihm . . . jedoch nur parallel und in demselben Sinne mit „Hof“, „Garten“ und „Feld“ — einsam und öde erschien.

Die weitere Rede der Mutter giebt keine neuen Anhaltspunkte, desto mehr die eben berührte Klage des Sohnes, auf die sie antwortet. Da steht zunächst am Schluß das Bekenntnis: „Ich entbehre der Gattin.“ Vielleicht haben diese vier Worte am meisten zu der gängigen Auffassung unfrer Stelle beigetragen, wie sie einem denn auch sofort als Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung entgegen-

gehalten zu werden pflegen: man meint eben aus ihnen einen Ton physischen Verlangens herauszuhören und nimmt nun von vornherein die mütterliche Antwort dementisprechend auf, unbelümmert um alles, was in den übrigen vierzig Versen der Beichte Hermanns darüber Zeugt, und unbelümmert um seinen sonstigen Charakter und seine augenblickliche Gemütsverfassung. Freilich klagt er unmittelbar vorher, daß er schon manche Nacht in seiner Kammer ruhelos den Mond und manchen Morgen die Sonne herangewacht habe; aber erst eben jetzt im Rückblick darauf und im Überblick über seine ganze Existenz wird er sich über die Ursache dieses Unbehagens und dieser Unrast selber klar, empfindet erst jetzt als solche das Alleinsein, erkennt erst jetzt — weil er erst seit drei Stunden in Dorothea ein Ziel seines Sehns, das vorher unbestimmt und ziellos war, gefunden hat —, daß nur eine gleichgestimmte Gefährtin ihm den mangelnden Einklang mit sich selber und dem Leben wiedergeben kann. Mag da in der letzten Tiefe auch etwas Physisches als Untergrund vorhanden sein — Hermann redet davon nicht, er ahnt es gar nicht, ahnt noch nicht einmal, daß seine Worte dahin mißverstanden werden könnten, sonst wäre vielleicht die Mutter der letzte Mensch, dem er sich offenbarte. Übel aber stünde es dieser jetzt an, wollte sie von den Augen des kindlich Arglosen die Binde wegreißen und zugleich ihn zu sinnlichen Empfindungen erregen, statt zu beschwichtigenden, wie dies in ähnlicher Lage Gottfried Kellers Frau Regel Amrein ihrem heißblütigen Jüngsten gegenüber mit so sicherem pädagogischem und mütterlichem Takte fertig bringt.¹⁾

In Wahrheit versteht es Goethes Löwenwirtin ebenso gut. Ungleich den meisten Lesern und Kritikern der Dichtung hat sie nicht bloß die letzten Worte des Sohnes im Ohre, sondern seine ganze Aussprache in Herz und Sinne, als sie ihm antwortet. Über zweierlei hat er geklagt, erstens, daß er dem strengen und heftigen Vater noch immer wie ein Knecht dienen müsse und in der bloßen Arbeit bei längst ausreichendem Besitze, der endlich auch zum Genießen einlade, keine Genugthuung mehr finde, und zweitens, wie wir schon gesehen haben, daß ihm auch nachts die Ruhe des Leibes und der Seele fehle; beide Klagen verknüpft der Vers „ohne die Freude des Tages und mit der Sorge für morgen,“ beide laufen hinaus auf das Gefühl der Ede und das Wort: „Ich entbehre der Gattin.“ An dieses letzte Wort knüpft die Mutter sofort beruhigend den ersten Hauptsatz ihrer Erwiderung; die Tendenz jener ersten Klage faßt sie verheißend zusammen in den zweiten der eingefügten Absichtssätze: „(daß) die Arbeit des Tages dir freier und eigener werde“; somit werden wir sichtlich die Beantwortung des Klagepunkts

— wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte —

in dem andern, dem ersten Absichtssätze zu suchen haben,²⁾ eben den umstrittenen Worten: „daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens.“ Danach kann ihr Sinn nicht mehr der sein, den man ihnen unterzulegen pflegt: es wäre widersinnig, gerade einem Ruheverlangenden etwas andres als Ruhe zu verheißeln. Ebendies müßten wir zu allen frühern Bedenken noch die Charakterwidrigkeit in den Kauf nehmen, daß eine Hausfrau, deren Lebenselement die Arbeit ist, dem

¹⁾ Die Leute von Seldwyla, 5. Aufl. I, 172.

²⁾ Die dialektische Entsprechung der Hauptpunkte in Rede und Gegenrede (abc: cba) ist die dialektisch gebaute, aber zugleich die psychologisch natürliche: was wir zuletzt gehört haben, drängt immer zuerst nach Erledigung, sodas wir das Frühere nachholen.

Sohne, der seinerseits auch schon von den „Freuden des Tages“ gesprochen hat, die Nacht nicht etwa bloß als die schönere, sondern schlechthin als die schöne Hälfte des Lebens — der Arbeit des Tages und noch dazu der „freien und eigenen“ Arbeit als der nicht schönen oder häßlichen Hälfte gegenüber — hinstellte. Gerade jene unwillkürliche Korrektur, durch die der Volksmund und die gelehrte Paraphrase den Positiv in den Komparativ verwandelt hat, kann uns jetzt lehren, was Goethe zum mindesten hätte schreiben müssen und ohne Zweifel, wie in Philiens Liebe den Superlativ, auch im schönsten Einklange mit dem Metrum geschrieben hätte, wenn er den Worten die Bedeutung, die man bisher darin gefunden hat, hätte geben wollen. Daß er jenes nicht gethan und offenbar geflissentlich nicht gethan hat, ist der beste Beweis dafür, daß er dieses nicht gewollt hat.

Ruß ich nun noch sagen, was er statt dessen gewollt hat? Die Lösung des nur scheinbar verwickelten Knotens ist so einfach, wie schließlich jede Wahrheit; ein leichter Betonungswechsel genügt, den Vers sein eigentliches Angeficht zeigen zu lassen: nicht „zur schönen Hälfte,“ sondern „zur schönen Hälfte des Lebens“ soll nach der Mutter Verheißung die Nacht inskünftige dem Sohne werden! An Stelle der „wenigen Stunden“ Schlaf, die Hermann bisher genügen mußten, soll er am Ziel seiner Wünsche gegenüber der Arbeit des Tages wieder die volle Ruhe der Nacht als Hälfte des Lebens genießen, natürlich nicht als mathematische, zwölf Stunden von vierundzwanzig, sondern als harmonisch entsprechende Hälfte, wie in den beiden andern Stellen.

Wer will, kann sich bei diesem Ergebnis, das ich soweit für unumstößlich richtig halte, beruhigen: schon durch die umgelegte Betonung wird das Beiwort so zurückgedrängt, daß es kein gröbliches Mißverständnis mehr zuläßt, geschweige denn herausfordert. Ich für meinen Teil aber möchte noch einen Schritt weiter gehen, und ich hoffe, der Leser folgt mir auch dahin. Meiner Überzeugung nach hat nämlich Goethe mit dem Zusatz „schön“ überhaupt keine materielle Qualität der Hälfte ausdrücken wollen, sondern eben jene oben angedeutete Proportion „harmonisch entsprechend,“ für die sich schlechterdings kein andres Wort finden läßt, das die Sache so kurz, treffend und zugleich echt goethisch bezeichnete. Alles Mißverhältnis, also auch das, worüber Hermanu klagt, ist ästhetisch angesehen un schön, jedes natürliche Verhältnis, also auch das zwischen Ruhe und Arbeit, schon als solches „schön.“ Daß sich aber insbesondere bei Goethe wie schon bei Shaftesbury und seinen Nachfolgern der Begriff des Schönen mit dem des Naturgemäßen und Harmonischen in Bezug auf das Verhältnis der Teile unter sich und zum Ganzen deckt, bedarf keines besondern Beweises. Nur eine charakteristische Parallele anzuführen kann ich mir nicht versagen. Sie steht in dem Gedichte „Metamorphose der Tiere,“ auf das auch Emerson, ohne es zu nennen, in seinem Essay über „Ausgleichungen“ in ähnlichem Zusammenhange Bezug nimmt. Als schön erachtet hier die hohe Zweckmäßigkeit im Bau des tierischen Organismus, die Vollkommenheit der Anlage, in der alle Teile im Gleichgewichte sind,

sich jeglicher Fuß, der lange, der kurze
Ganz harmonisch zum Sinne des Tiers und seinem Bedürfnis

bewegt. Diese Vollkommenheit dauert aber nur so lange, als die einzelnen Organe und Kräfte in richtiger Proportion zu einander bleiben, sobald dagegen der „treibende Geist“ im Innern des Individuums „den heiligen Kreis durchbrechen,“ an Stelle des Naturgesetzlichen Willkür schaffen will, wird sein Streben dem Ganzen als „schönem“ Ganzen verderblich:

Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder; die Last des Übergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.

Genau so ist in unserm Falle durch die „Last des Übergewichtes“ von Arbeit, Sorge und Unrast gegenüber der Ruhe, von Wachen gegenüber dem Schlafe das natürliche Gleichgewicht in Hermanus Existenz „vernichtet“; indem die volle Nachtruhe das „Schöne der Form“ wiederherstellt, heißt sie füglich selber die „Schöne Hälfte des Lebens.“ Der Begriff des Schönen ist in beiden Stellen derselbe; denn daß in der „Metamorphose der Tiere“ jene „Schöne der Form“ nicht etwa eine Linien- und Farbenschönheit der äußern Gestalt, sondern die im Ganzen waltende Harmonie bezeichnet, das bezeugt zu allem übrigen der herrliche Schluß des Gedichtes:

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Raß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der stillliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur! du fühlst dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier siehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Möchten die letzten Worte auch für unsre Unterjuchung gelten! Sie hat uns auf nicht immer erquicklichen Wegen, die aber nicht zu umgehen waren, aus einem Sumpfe niedriger und zum Teil widersinniger Vorstellungen, die dem Dichter zu imputieren eigentlich eine laesa majestas war, zu der reinsten Höhe goethischen Empfindens und Denkens geführt. Der Leser aber scheue einen Rückblick nicht, er vergleiche noch einmal, er prüfe reiflich, so wird er hoffentlich auch hier zum schönen Schluß die liebliche volle Gewißheit gewinnen, daß der Meister auch in dieser Dichtung immer Meister ist und nirgends, wie ein stümpernder Dilettant einer „Liebtungsvorstellung“ nachgebend, sein eignes Werk verdorben hat.



Hein Wied

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)

8



Es war einen Tag später.

Harm hatte eine Unterredung mit seiner Frau gehabt, und bei dieser Unterredung waren einige nicht unwesentliche Beschlüsse zeitigt worden. Es war erstens beschlossen worden: das ewige Gezerre und Gezachter zwischen Hein einerseits, Antje und Niele andererseits müsse aufhören, da sie zu groß für solche Spielereien geworden seien. Sodann: Reimer Witt von Obenbeich, einziger Erbe eines schönen,

schuldenfreien Marchhofes, der seinen Besuch angekündigt habe, sei gut aufzunehmen, da manche Anzeichen dafür sprächen, daß diesem Besuche ein tiefer Zweck zum Grunde liege. Frau Grete wollte bemerkt haben, daß er ein Auge auf Antje geworfen habe.

In die durch solche Beschlüsse hervorgerufene Seelenstimmung fiel eine alarmierende Neuigkeit, die der kleinen Tine ent schlüpfte: Sie laufen immer auf den Heuboden und helfen Hein Heu rupfen, und jeden Tag thun sie das.

Als man diese schier ungläublichen Mitteilungen bezweifeln wollte, setzte sie einen weitem Trumpf darauf:

Und gestern hat Hein die Antje im Kuhstall geküßt. Ich habe es wohl gesehen, es war bei der Dickmilchtonne!

Mein Kind — sagte Harm —, das ist dir nur so vorgekommen, sie haben gewiß da was zu thun gehabt. Wo warst denn du, als du es sahst?

Die Kleine wollte im „Kattengang“ gewesen sein. Da war ein dunkler Gang, von wo man allerdings die Vorgänge in dem Winkel bei der Dickmilchtonne gut wahrnehmen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Unter diesen Umständen konnten Zweifel kaum noch aufrecht gehalten werden. Die letzten zerstreute die Bemerkung der Tine, Hein habe gesagt: Min lewe Antje — und Antje habe erwidert: Min Hein!

In diesem Augenblick wurde auch Henn Kuhlönig sichtbar, auffällig ernst und feierlich. Er ersuchte seinen Herrn nach dem Kuhhaus zu kommen. Auf Harms Frage, was los sei, erfolgte die Antwort: Komm hei man mit, uns Wert!

Wenn Henn aus dieser Tonart sprach, dann handelte es sich um Sachen von Wichtigkeit. Henn war schon gravitatisch nach dem Kuhhaus vorangeschritten.

*
*
*

Wie es kam, daß der Kuhlönig Henn den Unfug seines Untergebenen so spät entdeckte? Zu der Zeit, wenn Hein sein Heu auf so neue und originelle Art rupfte, hatte er bei der Hasebarre zu thun gehabt. Deshalb er zum Denunzianten wurde? Das hatte ihm in der That einen harten Kampf gelöst. Als er den von Hein gebauten Lustsack herausgefunden und nunmehr eine Erklärung dafür hatte, wie wacker der Junge sein Quantum Futter zu liefern verstehe, und wie das Heu so staubig und ungelodert auf die Diele komme, da war er noch entschlossen gewesen, die Sache im geheimen Disziplinartwege zu erledigen. Dabei hatte er die kurzen Arme gerecht und bedeutungsvoll in die Hände gepuppt. Als er aber an den hellen Mädchenstimmen erkannt hatte, in welcher Gesellschaft der Taugenichts da oben sei, da schien ihm die Sache zu ernst, er hielt sich verpflichtet, den Bauern Harm, der doch der nächste dazu sei, einzuweichen und das Ergebnis der mündlichen oder auch thätlichen Verhandlung von dieser Zustand abzuwarten. Die Gegend in den weiten Hallen des Kuhstalls, wo der Brunnen der Dickmilch (das Volk der Vorstiere, dessen Lebenszweck darin besteht, sich mästen zu lassen, wird daraus getränkt) und die Wasserpumpe (daraus ergießt sich der lautere und reine Quell für das Viehzeug) sind, wurde von Henn für geeignet gehalten, seinen Bericht zu erstatten. Und dort, unmittelbar vor dem dunkeln „Kattengang,“ erfuhr Harm denn das, was ihm freilich seit der Auflage der kleinen Tine nichts neues mehr war, ihm aber als Bestätigung einer fast sichern Vermutung von Wert schien. Aber auch in diesem kritischen Augenblick verlor er seine Fassung nicht, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß er seine laugen Glieder rascher als gewöhnlich in der Richtung nach dem Heustall bewegte, um zunächst den Thatbestand durch Beaugenscheinigung von unten festzustellen.

Von allen Menschen sind es gerade die stolzesten und die demütigsten, die die Anschauung anspricht, daß ein vorher bestimmtes Schicksal ihren Lebensweg, dessen Freuden und dessen Leiden, regle. Napoleon erkannte in dem Konventsbeschlusse, worin die hohe Körperchaft ihn um seine Hilfe ersuchte, sein Schicksal, ja das Schicksal eines ganzen Jahrhunderts. Und die Person, die die erste Anregung zu der Wahl des Reichshauptmanns Bismarck für den sächsischen Provinziallandtag gegeben hat, stellte mit ebenso gutem Grunde ein nicht minder bedeutendes Schicksal vor.

Auch unserm Hein Wied ist es immer so gewesen, als ob damals sein Schicksal über die Fliesen der Futterdiele geschürft wäre. Es hatte sich in zwei Personen zerlegt, wovon die eine eine blane Drillichhose trug und etwas kurz „verstiepert“ war, während die andre ihre Schicksalsbeine von erklecklicher Länge mit einer schwarzen Weiderwandhose bedeckt hatte. Das Drillichschicksal blieb auch nach Befichtigung des Lustschachts in den untern Regionen vor der Thür des Heustalls als Wache, während die Weiderwandhose in die Bodenträume hinaufstieg und sich mühsam nach dem Heustall durchschlug.

Das Schicksal hat eine wandlungsfähige Hand. Es kann dir lind und leise über das Gesicht streichen und dich in dem Glauben bestärken, daß du ein vorztrefflicher Bursche seist, und daß es dir nimmer schlecht gehn könne. Es kann aber auch vorkommen — und gewisse Leute behaupten, es komme öfters vor als das andre —, daß es dich ganz unansft faßt, so wie man es nur bei den allerunruhigsten Burschen macht. Ja und nicht selten soll diese Hand ganz ungebildet ungart und roh in unsre Seligkeiten gerade dann hineingreifen, wenn man die Seraphime siebenter Sphärenordnung die Loblieder vor dem Thron des Ewigen singen hört. Dann wirft du beim Kragen genommen und aus dem lichten Vorhofe des strahlenden Himmels in die Dämmerung des allerirdischsten Knystalls zurückgeführt. Hast du, verehrter Leser, jemals einen Lustschacht durch einen Heuschaufer getrieben? Hast du jemals köstliche Stunden in der Spitze der Dachsträgung unmittelbar unter der hohen Sodenfirst zubringen dürfen, in der Zuversicht, für alle Menschengeschöpfe unauffindbar, unerreichbar zu sein? Und hast du gar dabei die Gesellschaft von zwei jungen Dirnen — hübschen, frischen Kindern — gehabt? Du suchst auszuweichen. Einen Heuschornstein hast du niemals gebaut, auf dem Heuboden bist du überhaupt noch nicht gewesen. Aber darauf werde es nicht ankommen, meint deine Weisheit, und sonst seist du in Sachen des Stellbichens wohl erfahren. Aber ich entgegne: Hast du keine Erfahrungen im Heu, so wirst du dich bescheiden müssen. Fehlt dieser Umstand, so verliert dein Wissen — deine Autorität im übrigen in Ehren — für diesen Fall allen Wert. Denn freilich kommt es justement auf das Heu an. Wer hat nicht von ihnen gehört, den Überirdischen, den Wiesen- und Moorgöttern, die keinen größern Spaß kennen, als junge Menschenherzen in Liebe entflammen zu lassen. Unsichtbare Kobolde sind's, und ihr unsichtbares Häuchlein halten sie vor Lachen, wenn es ihnen gelingt, ein Pärchen im Heubienen zu lagern. Aber im Winter starrt das Gelände der Wiesen von Eis und Schnee und Kälte, dann kommt kein Bursche, kein Dirnchen dahin. Was bleibt den Aruften übrig, als den Sommerkindern ihrer gras- und blumenreichen Wiesen nachzuziehen ins Heu, zu dem duftigen götter- und poesieverklärten, unsichtbar durch Mauer- und Balkenitzen hinein zu schlüpfen. Und wohl den Menschenkindern, die ihnen ins Garn laufen, wohl ihnen, will man die Liebe für ein Gut halten; weh ihnen, wenn man sie für ein Übel ansieht.

Jeder von uns, verehrte Leser, ist wohl einmal in gleicher Lage gewesen wie unser Hein, zu lieben und geliebt zu werden. Aber nicht allen von uns standen

so verschwiegene, dunkle Ecken und Winkel zur Verfügung. Die Tine hatte richtig gesehen: es war bei der Dickmilchtonne gewesen, in derselben Ecke, wo Henn seinem Herrn die Mitteilung machte, die sich jetzt wie ein dräuendes Ungewitter in dem Dachstuhl des Hausbodens fortwälzte. Dort hatte der gute Junge seine Liebe geküßt. Ober hatte sie ihn geküßt? Das ist schwer zu sagen, sie waren an einander geflogen, die jungen Lippen hatten sich gefunden, und bei diesem Suchen und Finden einer blinden Liebe war die schreckliche Tine, die überall wie ein Wiesel herumflüchte, nicht bemerkt worden.

Das Herz des Hein hatte schon seit dem ersten Abenteuer, das er unter den Eichen erlebt hatte, an Gewicht zugenommen: von der Szene bei dem Dickmilchbrunnen beschwerte es ein unablässiges Sehnen mit einer Zentnerlast. Und wohin ging das Verlangen dieses schier ausgewechselten Herzens? Zu jeder Zeit begehrte es ein gewisses kleines Mädchen zu sehen, zu jeder Zeit wollte das dumme Herz das Dirnchen und dessen Herz an seiner eignen Wandung fühlen.

Bei dieser Seelenverfassung hätte es den Hein wohl erschreckt, mit seiner Liebe in einer scheinbar so idealen Abgeschlossenheit allein zu sein, wie sie der Heuboden umschloß. Und auch Antje teilte das Gefühl, es sei gut, daß die Niete ihnen ihre Gesellschaft so naiv aufdränge. Niete minderte die Furcht vor dem Übermaß ihrer eignen Liebe.

Werfen drei Menschenkinder in größten mangelhaft gelockerten Bündeln so viel Heu in die Unterwelt, wie ein Kuhjunge von Rechts wegen mit seinem blanken Instrument von unten her aus dem festen Heuhaufen losrupfen sollte, so ist die Arbeit bald gethan. Dann giebt es Plauderstündchen. Zu dreien saßen sie vor eben demselben Hahnengiebel, wo Puckchen einstmals diniert hatte, von Gewissensbissen wenig belästigt. Hatte man das Plaudern satt, so balgte man sich wohl in aller Liebe und in aller Freundschaft im weichen Heu. Und die von den Wiesen her in ihre Winterquartiere eingewanderten Unsichtbaren saßen auf den Balken und Latten und lachten ein unhörbares und unsichtbares Lachen.

So etwas war ihre Augenweide.

In den ersten Tagen hatte der Hein noch häufig nach der Unterwelt hinabgehört. Aber niemals hatte er etwas andres vernommen als das Summen und Weben der Stille. Das leise Rasseln und Klingen der Kuhketten, das Atmen und Schnauben der behaglich wiederläuenden Herde. Aber er mußte schon ziemlich tief im Schacht hinabsteigen, um auch nur diese Laute zu vernehmen.

Wie oft hatte sich das junge Volk der drei in aller Freundschaft gebalgt. Es war aber noch immer unentschieden, ob Hein stark genug sei, beide Schwestern selbender in das Heu zu stecken. Aber heute blieb er Sieger. In der Linken, dem Herzen zunächst, die Antje, in der Rechten die immer lustige Niete, zwei von keiner Schnärbrust beengte Herzlein, pulsierend, klopfend, schlagend an seiner von wunderbaren Gefühlen durchwogten Brust, ein reizender Blondkopf mit lodenden Augen und Lippen zur Linken, ein fast noch verführerischer Schwarzkopf zur Rechten — so war er ungalant genug, sie beide ins duftende Heu zu zwingen.

Ruhe der strengen Ehrbarkeit, du hast dem guten Jungen schon zwei Klüße zu vergeben. Du wirst dich dieses ausgewechselten Träumers wegen noch öfters in Untofen stützen müssen. Der Hein zeigte sich heute zum Mädchenjäger unheimlich angelegt. Er küßte nicht allein die Antje, sondern auch deren Schwester, diese allerdings erst, nachdem er sich die Erlaubnis hierzu von der Antje durch einen Blick erbeten und sie durch ein Nicken erhalten hatte.

Ihr Unsichtbaren im Hahnengiebel und auf Querbalken, schöne, lebenswürdige

Töchter der Natur und ihrer groß- und blumenreichen Wiesen! Ihr hättet die leichtsinnigen Kinder des sterblichen Menschengeschlechts gern gewarnt, aber es war gerade kein geeignetes Medium zur Hand. Es ist kein Hedenzaun, was die Irdischen und Überirdischen trennt. Die Mauerpfote dreht sich nur in einer Richtung, sie erlaubt nur ein Heraus, kein Hinein. Mit Entsetzen hattet ihr schon längst den Wirt des Hofes, Harm Kühl, gesehen, wie er auf seiner beschwerlichen Reise durch die Dachstiege des Kuhhauses, die nur ein Kriechen gestattete, nahte.

Die geküßte Niese hatte, nachdem sie ihre Lippen frei bekommen hatte, gemeint, so was gelte nicht, das sei nicht abgemacht. Aber mit diesem Protest stimmte nicht, daß sie das Empfangne mit Feuer zurückgab, sodaß es dem armen Hein mit unangenehmer Verwunderung bis zum Herzen ging. Aber das Nachdenken darüber, was die Kleine damit wohl sagen wolle, verschob er auf einen günstigen Augenblick. Er hatte dazu einen Grund, der sich ihm mit empfindlicher Notwendigkeit aufdrängte: er süßte nämlich eine kräftig zugreifende Hand an seinem Ohrzäpfel.

Man könnte erwarten, daß nunmehr eine schreckliche Szene erfolgt sei. Nun ist es wahr, Hein hatte angenehmere Lebenslagen in seiner Erinnerung, als die war, worin er sich sehen sollte. Wer aber annimmt, daß es die Weise von Harm Kühl war, zu lärmern und zu toben, auf seine lieberlichen Töchter zu fluchen, der ist in die Wesenseigenschaften des Weigers vom Holm noch nicht genügend eingeweiht. Er sah ein, daß er es hier mit Dummenjungenstreichern und Kindereiseln zu thun habe, die man nicht wichtig behandeln dürfe. Heftiges Aufbrausen war ihm überhaupt nicht eigen, er hielt es mehr mit einer ernsten Haltung, die den Eindruck des Augenblicks überdauere. Den Zungen hatte er sich sofort beim Ohr genommen und zwar mit einer Innigkeit, die für die Dauer dieser Behandlung sprach. Aus seinem Gesicht leuchtete so etwas, wie Zufriedenheit mit dem Schöpfer, weil er bei den Ohrzäpfeln der Dienstjungen auf eine angemessene Länge Bedacht zu nehmen pflegte. Mit Vergnügen erinnerte er sich in diesem Augenblick an den umfangreichen Ohrklappen von Gorg Bünz und erfreute sich zugleich daran, was er jetzt zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hielt. Denn auch dieser bot genügend Stoff für eindringliche Mahnung und war ausgezeichnet durch die Sammetweichheit blonder Jugend. Woran — so mußte er denken — sollte auch ein Bauer sonst ungezogene Zungen, die am liebsten mit affenartiger Behendigkeit in die Untervelt schlüpfen, halten, wenn nicht am Ohr?

Seine Töchter waren vor Scham und Furcht vergangen. Zu ihnen sagte er nur das eine: Weg mit euch, erwartet mich bei der Mutter — was zur Folge hatte, daß der bekannte Schacht sie lautlos verschlang.

Nun sah Hein sich seinem Bauern allein gegenüber, und der Ernst seiner Lage schien ihm dadurch wesentlich erhöht. Harm Kühl war von der langen Bodenreise mit Staub und Spinnewebe bedeckt. Hein aber sah nicht allein dies und seinen roten erregten Kopf, er fühlte nicht nur die strafende Hand, sondern er wußte in einer Art somnambuler Vision auch, wie er selbst ausah. Seine kleine Mannsfigur, die sich in den blanken, blauen Leinwandhosen stocksteif rechte und streckte, so, wie es dem Herrn seines Ohrs gefiel, sein eignes, in diesem Augenblick nichts weniger als kluges Gesicht standen deutlich vor seinem innern Auge. Seine Arme-fündermiene, worin jede Linie ein Fußgebet sprach, fühlte er gleichfalls. Er wußte, daß aus seinen Augen eindringlich die Bitte um Milde und Erbarmen sprach, und daß darin das Zugeständnis zu lesen war, er dürfe sich nicht über Ungerechtigkeit beklagen, wenn man ihn noch heute abend auf dem großen Küchenherde vom Holm röstete.

Aber schon die ersten Worte von Harm Kuhl konnten ihn darüber beruhigen, daß ihm der Scheiterhaufen erspart bleibe. Was ihm bevorstehe, deutete Harm nur in dunkeln Ausdrücken an. Er wollte mit dem Vater sprechen, zum Kuhjungen sei er durchaus nicht zu gebrauchen. Er mußte hören, daß er ein infamer Taugenichts sei. „Ich will dich lehren, meine Töchter auf den Heuboden locken.“ Es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß er seinem wackern Vater, seiner Mutter im Grabe noch Schande machen werde. Hein dachte an die Todesstunde seiner Mutter, er dachte daran, daß sie selbst ihm Segenswünsche erteilt habe, die nur der brave Mensch verdient. Er zweifelte selbst an seiner Tugend und sah sich schon in einem tiefen Abgrund. Wie verlangend blickte er nach der lichten Höhe empor, worin er, damals noch ein Tugendbeflissener, vor wenigen Tagen gewillt hatte. Und er hatte sich unterfangen, ein Kuchnecht zu werden, vortrefflicher als der Kuchkönig Henn?

Er wurde weich und wäre noch mehr gerührt gewesen, wenn Harm nur nicht so schändlich an seinem Ohr gezogen hätte.

Die noch folgende Bußpredigt fiel deffenungeachtet in die Seele eines Zerrirrschten. Er vernahm, was er eigentlich schon dunkel geahnt hatte, daß es schon ganz ungehörig sei, Heu von oben abzuwerfen, und daß nur ein ganz durchtriebener fauler Zunge auf solche Streiche kommen könne. Dazu habe der liebe Gott justement die Kuhjungen erschaffen, daß sie das Heu mit äußerster Mühe losarbeiten, damit jede Faser locker und lose werde wie Federbaunen. Und nun wurde es ihm bestätigt, daß staubiges Heu selbst die tüchtigste Kuh krank machen könne.

Hein gab ihm in allem Recht und that wiederum bei sich Schwüre, wenn auch jetzt nicht in der lustigen Verfassung, wie vor einigen Tagen auf seinem Brettstuhl. Demals hatte er ein besserer Raucher werden wollen, jetzt wollte er nur noch ein besserer Mensch werden. Aber unter einem Vorbehalt. Die Antje, wenn er sie auch nicht mehr küssen wolle (das Küssen sollte überhaupt nie . . . niemals . . . mehr geschehn), und wenn er sie auch nicht mehr auf den Heuboden nehmen wolle . . . niemals . . . ganz wolle und könne er die Antje nicht lassen. Wenn Harm das von ihm verlange, dann könne die Silja ihn nur sofort lebendig braten.

Über seine Lippen kam kein Wort. Er äußerte seinem Bauern gegenüber nicht einmal den so innig gehegten Wunsch, Harm möge doch seiner Lust, ihn am Ohr zu ziehn, genug gethan haben. Er war an der Stelle zu empfindlich. Endlich war der Herr vom Holm auch dieser Meinung und ließ ab, worauf sich Hein lautlos mit brennendem Ohrzöpfel, ebenso wie es Antje und Niele gethan hatten, nach unten fallen ließ.

Harm schritt den Heuboden noch einmal bedächtig ab, sah aus dem Eulenloch, dann stieg auch er vorsichtig durch den Schacht in die Unterwelt und ging durch das Kuhhaus über die Futterbiele. Henn, der seinen Rücken Heu vorsetzte, sah ihm von hinten mit der Ruhe eines guten Gewissens nach und sprach bei sich: ich habe meine Schuldigkeit gethan, nun, Harm, thu du die deine, sieh zu, wie du mit den Ubelthätern zurecht kommst! Und wenn der Anblick seines Herrn ihn nicht zu andern Gedanken veranlaßte, so hatte er von seinem Standpunkte aus recht. Sah man Harms lange, magere und edlige Gestalt ohne Rock, in den blau gestreiften Hemdärmeln des Überhemds, in schwarzer Weidervandhohe und schwarzer Weidervandweste, worin der Rückenteil aus hellblauem Batist bestand, über die Fliesen gehn, und sah man die Falten mit jedem Schritt jetzt rechts, dann links von dem Schnittpunkt der langen Beine her langsam kommen und über den beschriebenen Batist in leichten Kräuselwellen langsam vergehn, so sagte das solchen

Betrachtern, wie Henn es war, nur, daß Harm sich Zeit lasse. Aber uns, denen die Herzen unsrer Helden aufgeschlagne Bücher sind, sind jene Kräuselwellen der Wiederkehr lieber Erinnerungen — Erinnerungen im Herzen des Herrn vom Holm, goldne Klänge des Glücks, die er in stillem Gedanken über die Futterdiele trägt. Er hielt den Kopf etwas rechts geneigt, wie immer, und sah von hinten so trocken aus wie immer. Aber wenn wir ihn überholen und ihm ins Gesicht sehen, so gewahren wir ein Lächeln wie jungen Frühlingstag auf seinem Gesicht — ja von dem vielgenannten „Kattengang“ her, dessen gähnende Finsternis unsre geheimsten Gedanken verbirgt, glauben wir in der Gegend der Dickmilchtonne ein fast fröhliches Summen zu vernehmen.

Wir täuschen uns nicht, wenn wir annehmen, daß diesem Summen eine Gedächtnisfeier zu Grunde liegt, die die Seele des wackern Harm in Schwingung versetzt. Und dies fast zu einer Art von Gesang gewandelte Summen und alles das, was damit zusammenhängt, gehört zu unsrer Erzählung. Wir wollen in einem eigens dazu ausgewählten Kapitel dem wunderlichen Gebaren unsers Harm und der Geschichte dieses Gebarens nachgehn.

9

Es war im zweiten Jahrzehnt unsers alternden Jahrhunderts, als die über den Erdball dahingegangnen Stürme im Dorfe post festum eine kleine Revolution in der Kleiderordnung nach sich zogen. Bis dahin hatte sich die Kniehoje noch immer siegreich behauptet, nun aber wollte die lange Hoje (sansculotte) ihres Sieges, der dem alten Europa so viel Blut gekostet hatte, froh werden. Die Alten blieben bei ihren Kniehojen mit den Silberknallen, bei ihren gleichmäßig rund und umher gestrickten, farbigen Wollwesten und den großen Rundhüten; die Jungen aber waren Anhänger der langen Hosen, der Westen mit dem Rückenteil aus Batist und der nüchternen Mützen. Man sagt immer, daß das Gute schließlich durchdringt. Da nun den langen Hosen und den Mützen der Sieg geblieben ist, da ferner nach der Lehre der Optimisten das Gute und Wahre stets durchdringt, so darf man, wenngleich es auch streitig ist, wohl annehmen, daß sie der alten Tracht gegenüber einen Fortschritt an Schönheit und an praktischer Brauchbarkeit darstellen. Wir wollen uns indessen in diesen Kleiderstreit nicht mischen, sondern alles dahingestellt sein lassen.

Der damalige Besitzer vom Holm, der alte Detlev Krühl, den nun schon lange die Erde deckt, hielt tapfer an der alten Tracht fest und sah es auch nicht gern, daß die Jugend sich hiervon losmachte. Die Kniehoje, der Rundhut und — was ich ganz vergessen habe, hervorzuheben — vor allen Dingen das lang getragne, wallende Haar waren ihm so heilig, wie die Symbole seines religiösen Bekenntnisses. Er hatte nur einen einzigen Sohn — Harm. Und dieser war im Grunde seines Herzens ein Neuerer, eine Art Abjalon. Wahrscheinlich hätte er es aber laum gewagt, den Kampf auf eigne Hand aufzunehmen, wenn nicht seine Mutter im geheimen nicht weniger der Neuerung angehangen hätte, als ihr revolutionsfächtiger Harm.

Die Erlaubnis zu den langen Hosen wurde dem Alten schließlich halb abgetrozt, halb abgeschmeichelt; an den langen Haaren und hielt der Vater beharrlich fest. Da verschworen sich Mutter und Sohn, eigenmächtig vorzugehen. Das lange Haar fiel unter dem Schermesser von Jürgen Weber, der eigentlich Jürgen Vollerst hieß, sich mit Hühneraugenschneiden, mit dem Stutzen der Haare und dergleichen besaßte, im übrigen aber ein biedrer Leinwandweber war. Nach dem Ratshluß der Mutter sollte Harm, der, in der Regel mit Feldarbeiten beschäftigt, seinem Vater eigentlich

nur bei Mahlzeiten unter die Augen kam — sollte Harm also auch bei Tisch die Mühe auf dem Kopfe behalten, damit man über die Angst des ersten Tages hinwegkomme. Dieser Entschluß der Frau Köhl, die sonst für eine kluge Frau gehalten worden ist, spricht gerade nicht für ihre Schlaueit. Denn wenn Harm auch am Leutetisch saß, so geschah doch das, was unter diesen Umständen nicht ausbleiben konnte. Der Alte erhob sich, nachdem er scharf von seinem Tisch nach der Mühe hinübergelugt hatte, während des Essens, nahm seinem Harm die Mühe mit zwei Fingern vom Kopf und hielt sie senkrecht über den Geschornen. Die Verachtung, der Hohn, der in seiner Miene lag, läßt sich nur malen, nicht beschreiben. Er stellte den Filius in Gegenwart des gesamten Gefindes arg bloß: Wat hew id hier doch vern Hans Narr von Söhn — sagte er —, keen Spiehl (keine Strähne), keen Hoop op den barten Kop!

Dann ließ er die Mühe dahin zurückfallen, woher er sie genommen hatte.

Harm war groß geworden und stand im Jünglingsalter. Im Holm ging er in Holzpantoffeln. Von denen der Tagelöhnerkinder unterschieden sich seine Pantinen durch ein Stück gelben Leders, das der Meister über die Innenfläche der Holzsohle gezogen hatte. Er trug für Alltag noch immer die ersten ihm angemessenen langen Weinfleider und mußte sie, obwohl er ihnen entwachsen war, solange tragen, bis sie kein Flicken mehr vertrugen. Reichten sie auch immer noch weiter als bis zu den Waden, so waren sie doch offenbar zu kurz geworden. Schon dieser Umstand weckte nach den Grundsätzen, daß gleiche Lebenslagen die Seelenannäherung befördern, Liebe und Mitgefühl in seiner Brust für die Tochter des Kätters Dierk Reimers vom Ellernbusch. Denn auch sie wurde angehalten, Röcke aufzutragen, die einstmals lang genug gewesen waren. Die Holzpantoffeln des jungen Harm hielten die über ihnen hängenden Hosenräume für ein unerreichbares Ideal und thaten recht daran, wuchs doch das Schienbein des Harm immer länger aus den besagten Säumen hervor. Wieb war etwas besser daran, denn ihre große, weite und lange Schürze hatte den guten Willen, die kurzen Röcke zu bedecken und ihrer Länge drei Zoll hinzuzudichten.

Harm war aschblond, zu mager und hölzern, als daß er hätte für schön gehalten werden können, Wieb hatte schwarze Augen und Haare und galt für hübsch. Hiernach wird der Leser in den Stand gesetzt sein, sich eine Vorstellung darüber zu machen, wie Harm und Wieb ausgesehen, und wie sich sich im entscheidenden Augenblick ausgenommen haben.

Sie waren mit einander zur Schule gegangen. Die Äpfel und Birnen von Holm und vom Ellernbusch waren getreulich ausgetauscht worden. Mitunter hatten sich die beiden erzürnt, meistens aber hatten sie sich gut vertragen. Im Winter hatten sie sich am Tage mit Schneebällen geworfen, und abends war der etwas hartlernende Harm nach dem Ellernbusch hinüber gegangen, um sich von Wieb den Katechismus und die Bibelverse überhören zu lassen. Sie waren, obgleich Harm zwei Jahre älter war, ungefähr zu gleicher Zeit eingeseget worden. Wenn sie sich sahen, so sagte Harm: Wieb? und Wieb sagte: Harm? was so viel bedeutete wie: Guten Tag, Harm, guten Tag, Wieb! Wir sind beide froh uns wiederzusehen, denn eigentlich können wir uns ganz famos ansiehn.

Wenn Ringreiten gefeiert werden sollte, oder eine andre Dorfgesellschaft vorbereitet wurde, so übte Harm sich die schwierigsten Tänze hinter den höchsten Knien oder in der verschwiegensten Kammer ein, wobei ein Milchstuhl die Dame machte. Und im Gelage selbst tanzte er nicht zu selten mit der kleinen Wieb. So waren sie durch Wieb! und Harm! immer mehr zu der Überzeugung gekommen,

daß sie sich leiden mochten (einen andern Ausdruck hat der Plattdeutsche eigentlich für lieben nicht), und als sie das herausgetriegt hatten, da küßten sie sich.

Nun wird jeder, der in diesem Punkte auch nur ein bißchen Erfahrung hat, wissen, daß man von einem Kuß und seiner Erinnerung nicht ewig zehren kann und auch nicht zehren will, daß man vielmehr auf Wiederholung besagter Günstbezeugung bedacht ist. Und auch Harm war darauf bedacht, und der Winkel hinter der alten Hoffschene am Haussteich schien ihm vortrefflich zum Austausch und zur Entgegennahme von Küßen geeignet zu sein. Er bestimmte also diesen Fleck zum Stellbühnen mit seiner Wieb.

So ein junger Harm hat seine eignen Ansichten. Wenn er in Holzpantoffeln, in zu kurzen Beinleidern auf einem krummen Holunderstamm sitzt, seine Liebe, die eine Küchenhürze trägt, und deren Röcke zu kurz geraten sind, im Arm, ist er kapabel, so ein schwarzhaariges Dirnchen, das zwar jaghaft aber hübsch innig küßt, lieber zu haben als seine Tante, die zwar lange Röcke anhat, aber mit dem Küßen nicht so Bescheid weiß. Er ist imstande, für seine Wieb und deren Liebe den Triumph gering zu achten, im Ringreiten den ersten Preis zu erringen oder in vierundzwanzig Stunden zwei Tagewert Wiesen abzumähen. Ja, für so was Liebes giebt er leichten Herzens den Genuß dahin, diegeschmierte Butterbröte zur dünnen Buttermilchgrüße zu essen, auch wenn die Köchin der Grüße mit einer Kanne süßen Rahms einen Geschmack gegeben hat, den man kennen muß, um ihn für möglich zu halten. Aber Rauhreif und heimliches Liebesglück werden nicht drei Tage alt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Religionsunterricht. Herr W. Rein in Jena, Mitherausgeber der „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik,“ hat die Güte gehabt, mir das vierte Heft des laufenden Jahrgangs zu übersenden,*) worin Herr Ernst Heyn in Erfurt meine Betrachtungen über Religionsunterricht im 30., 31. und 32. Heft des Jahrgangs 1897 der Kreuzboten scharf kritisiert. Die Schärfe geht keineswegs aus Unwillen hervor; vielmehr beweist die Aufmerksamkeit, mit der er meine sämtlichen Schriften gelesen hat, einen hohen Grad von Wohlwollen; er weiß mir nämlich eine Unmasse von Widersprüchen nach zwischen jenen Betrachtungen und Aufstellungen, die ich anderwärts gethan habe, außerdem widersprechen sich seiner Ansicht nach diese Betrachtungen selbst auch untereinander. Es war mir höchst interessant, diese Widersprüche einmal so vollständig aneinander gereiht vor Augen zu haben, aber sie hier lösen oder rechtfertigen, das geht nicht gut, denn das hieße unser ganzes modernes Geistesleben mit seinen Gegensätzen und Kämpfen abhandeln. Was

*) Er legt auch Nr. 8 der Hülfe bei, die einen Artikel von ihm selbst „Gegen die Großstadt“ enthält, ohne Zweifel in der begründeten Voraussetzung, daß ich ihm beistimmen werde. Er schildert den abscheulichen Eindruck, den London auf ihn gemacht hat, und fragt, ob es denn keine Mittel gebe, das Anwachsen der Großstädte zu Stadtungsgeuern zu verhindern?

dann den eigentlichen Gegenstand, den Religionsunterricht, anlangt, so würde sich die Auseinandersetzung mit Ernst Heyn nur für ein Fachblatt eignen, und dazu bin ich schon seit langem nicht mehr Sachmann genug. Damit ist zugleich der Vorwurf erledigt, daß ich den Religionsunterricht kritisiert und Reformvorschläge gemacht hätte, ohne mich um die großen Verbesserungen zu kümmern, die der evangelische Religionsunterricht in den letzten Jahren erfahren habe. Dieser Vorwurf würde begründet sein, wenn ich mir angemaßt hätte, einen fachwissenschaftlichen Beitrag zur Reformfrage liefern zu wollen. Das ist mir aber gar nicht eingefallen. Ebenso fern hat mir die Absicht gelegen, irgend jemand zu ärgern, was Heyn vermutet, weil ich „gern Leute ärgere, denen es gesund ist“; diese meine Bosheit ist hier wirklich nicht im Spiele gewesen. Sondern da ich Lebenserinnerungen niederschreibe, konnte ich unmöglich einen Gegenstand unerwähnt lassen, der mich viele Jahre auf das lebhafteste, zuweilen beinahe ausschließlich, beschäftigt und mitunter krank gemacht hat, und konnte unmöglich die Gedanken unterdrücken, die dieser Gegenstand in mir angeregt hat. Es handelte sich also bei diesen Aufsätzen wirklich nur um subjektive Erfahrungen und Meinungen, nicht um das Eingreifen in die Debatte der praktischen Pädagogen, eine Debatte, deren gegenwärtiger Stand mir unbekannt ist. Zu erfahren, daß die Reformen der letzten zwanzig Jahre einen befriedigenden Zustand herbeigeführt haben, das gereicht mir natürlich zu hoher Freude. Doch muß ich gestehen, daß ich in Beziehung auf diesen Fortschritt noch nicht ganz frei von Zweifeln bin. So z. B. schreibt Herr Heyn: „Wenn der Leser des Grenzbotenaufsatzes einmal einen Blick wirft auf Kleins, Staubes, Trändorfs u. a. Präparationen, die von tausend Lehrern gebraucht werden, so wird er merken, wie reich der Stoff für die Besprechung einer Stunde ist, sobald einem die eher zu kurz als zu lang wird.“ Daß mir die Stunde zu kurz wurde, das ist mir ein paar tausendmal begegnet; was dagegen meine Schüler*) anlangt, so habe ich Grund anzunehmen, daß sie seltner: „schon alle?“ als „uff!“ gesagt oder gedacht haben. So offen zeigen das ja die Schüler für gewöhnlich nicht, wie die von mir erwähnten kleinen Mädchen, die wußten, daß sie nichts zu fürchten hatten, und denen dann mein Nachfolger die Lektionen eingepregelt hat. Ein Blick in die angeführten schönen Präparationen würde mich daher noch nicht überzeugen; ich müßte wissen, ob auch den siebenjährigen Knaben und Mädchen die Stunde zu kurz wird, und zwar nicht bloß bei pädagogischen Genies, sondern auch beim Durchschnittslehrer, der sich jener vortrefflichen Präparationen bedient.

Carl Jentsch

Litteratur

Das französische Theater der Gegenwart. Von Dr. Max Bamber, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium zu Frankfurt a. M. Leipzig, Kengerische Buchhandlung, 1898

Wein heute bei uns selbst unter den Gebildeten die Kenntnis der dramatischen Litteratur Frankreichs verhältnismäßig gering ist, so ist der Grund klar: die vorhandenen französischen Litteraturgeschichten sind entweder ungenießbare Kompendien

*) Nicht alle, es hat auch einzelne, ja ganze Massen gegeben, die mit ganzer Seele dabei waren.

oder so umfassend angelegte Werke, daß der Nichtfachmann kaum Zeit und Lust hat, sich hindurch zu arbeiten, zumal da die neuern Dramatiker überhaupt nur selten darin behandelt sind. Eine um so willkommene Gabe ist das Buch von Max Banner. Dieser hat die Gefahren, die die Überfülle des Stoffs bietet, vermieden und sich mit glücklichem Griff auf „Das französische Theater der Gegenwart“ beschränkt, d. h. auf alles, was sich in der dramatischen Litteratur von Corneille an auf der französischen Bühne lebenskräftig erhalten hat und erhält. Daraus ergab sich zugleich die anziehende Aufgabe, nun den Ursachen der größern oder geringern Lebensfähigkeit der dramatischen Erzeugnisse nachzuspüren. Und auch hier beneidet der Verfasser ein überraschend sicheres und selbständiges Urteil. Mit Recht wendet er sich z. B. gegen die alte, immer wiederholte Auffassung, als sei an der Minderwertigkeit der klassischen Tragödie der Franzosen in erster Linie die Beobachtung der drei Einheiten schuld, die doch auch in Goethes *Iphigenie* befolgt sind, und sucht vielmehr den entscheidenden Fehler in der ganz undramatischen und unerträglichen Länge der Reden der handelnden Personen, wofür er einige drastische Zahlenangaben bringt. Den meisten Raum beansprucht natürlich das moderne Drama; es ist erfreulich, daß Banner hier gegenüber der „Taschenspielerkunst“ und Effekthascherei Sardous der kräftigern und edlern Kunst Augiers die ihr gebührende Stelle zuweist. Die Deutschen sind leicht geneigt, die ganze neuere französische Dramatik nach Dumas und Sardou zu beurteilen und vergessen Augier, der doch seinen gewaltigsten Erfolg mit seinem *Mariage d'Olympe* errang, d. h. einer flammenden Kriegserklärung gegen die sentimental-lüsterne Verklärung der gefallenen Frau durch Dumas. Noch auf eine andre Gattung dramatischer Poesie, die, anders wie bei uns, auf dem französischen Theater eine große Rolle spielt und von einem Dichter wie A. de Musset mit Vorliebe gepflegt wurde, macht Banner mit Recht nachdrücklich aufmerksam, auf den Einakter, in dem sich französische Anmut und französischer Wit von ihrer besten Seite zeigen. Eine wohlgelungne Übersetzungsprobe aus einem solchen beschließt das Buch, das allen Litteraturfreunden warm empfohlen werden kann.

Die große Heidelberger Liederhandschrift. In getreuem Textabdruck herausgegeben von Dr. Friedrich Psaff. Mit Unterstützung des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts. Heidelberg, Carl Winter, 1899

In der ersten der Züricher Novellen erzählt Gottfried Keller die Liebesgeschichte des jungen Johann Hadlaub, des Züricher Spätklings unter den Minnesingern, und wie Hadlaub dazu kam, für den angesehenen Züricher Rüdiger Manesse eine schöne große Liederhandschrift als eine Art Minnesingerkorpus mit großen Bildern der Dichter zusammenzuschreiben und zu malen. Keller schiebt zwischen sich und die Geschichte einen Züricher Erzähler, er legt sie in einer kleinen Rahmennovelle dem lebensklugen Paten des originaljüchtigen jungen Herrn Jacques in den Mund, und der wackre alte Herr streift, ehe er zu seiner Geschichte kommt, in seiner Vorrede polternd den Schulstuch, der neulich den Ton angegeben habe, dem Rüdiger Manesse das Verdienst streitig zu machen, den Stoff zu dieser Handschrift durch fleißiges Sammeln zusammengebracht zu haben.

In der That, die schönste und vollständigste aller Liederammlungen aus der Zeit des deutschen Minnesangs, die lange unter dem Namen Manessische Handschrift gegangen ist, ist wohl, wie die Mundart ihrer Schreiber andeutet, in der Züricher Gegend entstanden, in ihr aber die Sammlung Rüdiger Manesses, die der Dichter Hadlaub einmal rühmt, wiederzuerkennen, dafür fehlt jeder weitere Anhalt.

„Sichere Nachricht von ihr erhalten wir erst um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Sie befand sich damals im Besiz des kunstsinnigen Kurfürsten Friedrichs IV. von der Pfalz in Heidelberg. Wahrscheinlich ist sie bei der Einnahme Heidelbergs im Jahre 1622 entwendet worden. Erst 1657 erscheint sie plötzlich wieder als Geschenk der beiden französischen Altertumsammler Pierre und Jacques Dupuy an die königliche, jetzt Nationalbibliothek in Paris. Dort blieb sie, von deutschen Forschern bewundert und bedauert. Auch die Jahre 1814 und 1871 konnten unserm Vaterlande das Kleinod nicht wieder zuführen, bis sie endlich durch friedlichen Kauf und Tausch im Jahre 1888 vom Deutschen Reiche erworben und an ihrer alten Heimatsstätte, unter den Handschriften des Heidelberger Universitätsbibliothek, niedergelegt ward.“ So berichtet Fridrich Pfaff, der benachbarte Freiburger Universitätsbibliothekar, in dem Prospekt zu seinem eben erscheinenden buchstabengetreuen Abdruck der berühmten Handschrift.

Die Ausgabe will natürlich in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienen; denn der alte Bodmersche Druck ist unvollständig, die Wiedergabe von der Fagens von 1838 ungenau, eine 1886 vom badischen Ministerium veranstaltete Lichtdruckwiedergabe nur in wenigen Stücken verbreitet. Aber auch für den Liebhaber ist sie von Wert. Sie ist gut ausgestattet: die Kolumne, geschmackvoll geteilt, erinnert leise an das schöne alte Werk, die roten und blauen Initialen sind dem Original entsprechend wiedergegeben; ein guter Farbendruck, die Wiedergabe eines der schönsten Bilder der Handschrift — hoffentlich nicht des einzigen reproduzierten — eröffnet das erste der fünf Hefte, auf die das Ganze berechnet ist. Auch für den literarischen Liebhaber hat ein solcher buchstabengetreuer Abdruck einen eigentümlichen Reiz. Alle kritischen Ausgaben von Walthers von der Vogelweide, von des Minnesangs Frühling usw. sind wie mit einem gewaltthätig säubernden Anstrich von philologischer Doktrin überzogen. Hier ist mit den kritischen Überzeugungen von Lachmann und Haupt getüncht, dort mit denen von Wilmanns oder Wadernagel. Man empfindet etwas von der Kälte wie in einer restaurierten Kirche. Wie intim mutet dagegen dieser Abdruck an! Wieviel unmittelbarer tritt aus diesen naivgetreuen Zeilen das alte Leben an den Leser heran! In genau dieser Form sind in der Schweiz Walthers freie Worte erklingen: Tütsche man sind wol gezogen, in genau dieser Form dort sein Liebesjubel mitgejubelt worden: Ir houbet ist so wunnen rich, als es min himel welle sin. Genau so haben das damalige Schweizer — hundert Jahre, nachdem es gedichtet wurde — beglückt gesungen und vernommen, andächtig geschrieben und gelesen! Die Stimmung, die einst zwischen dem damals schon als etwas klassisches verehrten Kunstwerke und seinem Publikum schwebte, klingt in diesem schönen Abdruck mit.

R. W.





Deutschlands Exportbedürfnis



Im Dezember vorigen Jahres ist in den Grenzboten (Heft 50) auf Grund der Zahlen der deutschen Gewerbe- und Ausführstatistik, die in der Einleitung zur amtlichen Veröffentlichung der Hauptergebnisse der gewerblichen Betriebszählung vom 14. Juni 1895 einander gegenüber gestellt waren,*) der Nachweis geführt worden, daß in der Periode 1882 bis 1895 der Export an Industrieerzeugnissen ganz auffallend hinter der Zunahme der Gewerbekraft und der Gewerbeproduktion zurückgeblieben ist. Allein in der Industrie, also abgesehen von Handel und Verkehr, Gärtnerei, Schank- und Gastwirtschaft, hat sich die Zahl der erwerbthätigen Personen in der genannten Periode (1882/95) von 5 933 663 auf 8 000 503, also um rund 35 Prozent gehoben, während in Großbritannien die Personenzunahme in dem Jahrzehnt 1881/91 nicht ganz 13 Prozent, in Frankreich noch nicht 2,5 Prozent ausmachte. Unter Berücksichtigung der gewaltigen Vermehrung der in der Industrie benutzten Elementarkräfte (von 1875 bis 1895 sind die wirklich ausgenutzten Pferdekkräfte um mehr als 200 Prozent gestiegen), der in Dienst gestellten immer leistungsfähigern Arbeitsmaschinen und der überhaupt wesentlich verbesserten Arbeitsmethoden wird man für Deutschland von 1882 bis 1895 eine Erhöhung der Gewerbekraft und der Gewerbeproduktion vielleicht um 50 Prozent und mehr annehmen müssen.

Dagegen hat sich die Ausfuhr an Gewerbeerzeugnissen nur um 38,4 Prozent der Menge nach und um 4,4 Prozent dem Wert nach gehoben. Von der Zunahme der Ausfuhrmengen kamen aber rund 90 Prozent auf Industriezweige, deren Export volkswirtschaftlich von zweifelhaftem Wert ist, d. h. auf

*) Ergänzung zum 1. Heft 1898 der Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs. Einleitung von Dr. Friedrich Jahn. Abschnitt IX.

die Eisenerz- und Steinkohlenbergwerke, die Verkokungsanstalten und die durch Exportprämien gepflegte Zuckerfabrikation. Die Zunahme der gesunden und wünschenswerten Ausfuhr an Industrieerzeugnissen schrumpft also auf ein Minimum zusammen. Nach den Handelskammerberichten u. dergl. ist es nicht zu bezweifeln, daß sich die Steigerung der industriellen Produktion seit 1895 in beschleunigtem Tempo fortgesetzt hat, während über die Entwicklung der Ausfuhr im allgemeinen immer lebhafter geklagt wird. Danach stellen sich die achtziger und neunziger Jahre als eine Periode rapider Vermehrung der gewerblichen Gütererzeugung bei gleichzeitiger Verkümmern der Güterausfuhr dar. Die bis heute vielleicht auf 40 Prozent zu berechnende Vermehrung der in der Industrie arbeitenden Menschenkräfte ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur zu einem sehr kleinen Teil für den Export in Dienst gestellt worden; sie hat vielmehr hauptsächlich in der Produktion für den innern Markt Verwendung gefunden und ist von seiner Kaufkraft abhängig. Durch die Darlegung dieser Verhältnisse glaubten wir zunächst die seit Jahren häufig gehörte Behauptung, unsre volkswirtschaftliche Entwicklung sei in eine einseitige und übermäßige Steigerung der Exportindustrie ausgeartet, und damit das Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen in einem gefährlichen Grade vom Auslandsmarkt abhängig gemacht worden, ein für allemal in das Bereich der Fabeln verwiesen zu haben. Weiter aber gelangten wir dadurch zu der Überzeugung, daß bei der im Vergleich mit England, Frankreich und auch Nordamerika vorhandenen Kapitalarmut Deutschlands die in eine Verkümmern des Exports ausgeartete Entwicklung unsrer Volkswirtschaft für uns gefährlich sei, daß wir zu arm seien, länger unsre so gewaltig gesteigerten industriellen Arbeitskräfte in diesem Maße immer ausschließlicher für den innern Markt produzieren zu lassen, vielmehr in viel höherm Grade als die genannten kapitalstärkigern Nationen alle Veranlassung hätten, dem Export und der Exportindustrie wieder eine größere Aufmerksamkeit und Pflege zuzuwenden.

Inzwischen haben sich nun mehrere Professoren der Nationalökonomie, dank der erwähnten in den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs von Dr. Friedrich Zahn gegebenen sehr verdienstlichen Anregung, gleichfalls zur Sache geäußert, und es ist natürlich von großem Interesse, danach zu fragen, was wir aus diesen Äußerungen für die volkswirtschaftliche Praxis und insbesondre für die Wirtschafts- und Handelspolitik der nächsten Zukunft lernen können.

In der Sozialen Praxis vom 16. März v. J. hat Professor Dr. Sombart in Breslau unter der Überschrift: „Entwickeln wir uns zum Exportindustriestaat?“ einen Aufsatz veröffentlicht, worin er, gestützt auf dieselben Zahlen der Reichsstatistik, die wir unsern Ausführungen vom 15. Dezember v. J. zu Grunde gelegt hatten, dieselbe unrichtige Behauptung von der Entwicklung unsrer Industrie zur Exportindustrie widerlegt. Leider hat er aber dabei

unfers Erachtens über das Ziel hinausgeschossen. Nicht nur die Tatsache, daß in der Periode 1882 bis 1895 unser Export verkümmert ist, während die Produktion ungeheuer zugenommen hat, glaubt er mit den Zahlen beweisen zu können, sondern er formuliert, auf sie gestützt, ein ökonomisches Gesetz, das Gesetz der „fallenden Exportquote.“

Sehen wir zu, was er am 16. März darüber gesagt hat. Er scheint uns in jedem Satz ein klassisches Beispiel dafür gegeben zu haben, wie es die „exakte“ Forschung nicht machen soll. Er schreibt nämlich folgendes: Eine genaue Prüfung der gewerblichen Entwicklung in den verschiedenen Ländern lehre, daß in den Anfängen des Kapitalismus der Export gewerblicher Erzeugnisse eine überwiegende Stellung im Wirtschaftsleben der einzelnen Nation einnehme und erst in dem Maße aus dieser Stellung verdrängt werde, wie die wirtschaftliche Entwicklung fortschreite. Die kontinentalen Länder Europas, vor allem Deutschland, hätten bis Mitte der achtziger Jahre hinein den Schwerpunkt ihrer industriellen Entwicklung tatsächlich in der Exportindustrie mehr oder weniger gehabt. Es wäre das die „Periode der Internationalisierung des gewerblichen Kapitalismus“ gewesen, der nun seit einigen Jahrzehnten die „Periode der Nationalisierung“ gefolgt sei. Zumal für Deutschland sei diese Periodenfolge evident. Von dem märchenhaften industriellen Aufschwung der letzten Jahrzehnte sei nur ein geringer Teil dem Export zu gute gekommen: ein wachsender Löwenanteil entfalle aus leicht erkennbaren Gründen auf den Inlandskonsum.

Das alles wird einzig und allein durch den Hinweis auf die mehrerwähnten Zahlen von 1882 und 1895 erwiesen, soweit es Deutschland angeht, d. h. es wird ohne jene tatsächliche Unterlage gelassen. Und welches sind seine Gründe für die Steigerung des Inlandskonsums? „Die stoffverarbeitende Tätigkeit, sagt er, muß unabwieslich aus folgenden Gründen einen immer breiteren Spielraum in jeder KulturNation einnehmen, mag nun der Export eine Rolle spielen oder nicht: erstens wegen der noch immer fortschreitenden Einschränkung der längst noch nicht verschwundenen hausgewerblichen Eigenproduktion; zweitens wegen der zunehmenden Ansprüche an den Konsum des Lebens . . .; drittens weil es in fortschreitendem Maße gelingt, die von der Landwirtschaft zu liefernden Rohstoffe nicht nur immer mannigfaltiger und reicher zu verarbeiten, sondern auch zu ersetzen . . .“

Der Artikel schließt unmittelbar darauf mit folgenden Sätzen: „Übergang zum »Industriestaat«, wenn es schon bei dem schiefen Ausdruck sein Bewenden haben soll, ja; denn es bedeutet Kulturmenschenwerdung schlechtthin; zum »Exportindustriestaat« nicht notwendig, tatsächlich nicht. Würde sich unser Export noch langsamer im Verhältnis zur Gesamtwirtschaft entfalten, so wäre es eine auffallende und ungesunde Erscheinung. Das, was wir davon haben und in dem bisherigen Tempo fortschreitend bekommen werden, ist das Mindeste, was

wir brauchen, um unsre Glieder geschmeidig zu erhalten. Was aber hier nicht zu erörtern ist, wo es nur galt, einer merkwürdig zähen *fable convenue* das Lebenslicht auszublafen.“

Wir haben, als wir das lasen, keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sombart mit dieser journalistischen Leistung arge Verwirrung anrichten müsse, und daß vor allem unsre agrarisch-reaktionären Isolierungspolitiker jetzt auch ihn als Gewährsmanu dafür ausspielen würden, daß der Export und die Exportindustrie für die deutsche Wirtschafts- und Handelspolitik fernerhin als *quantité négligeable* zu gelten haben. Das ist denn auch wirklich so sehr geschehen, daß Sombart in einem zweiten Artikel in der Sozialen Praxis vom 4. Mai dem Unheil, das er angerichtet, zu steuern versucht hat.

Auf den Widerspruch und die Zustimmung, die Professor Oldenberg schon am 13. April den Sombartschen Sätzen gezeigt hat, brauchen wir hier nicht näher einzugehn. Da wird eben die allersterkste pessimistische Studierstubennationalökonomie weiter getrieben, die wir genugam kennen. Bemerkte sei nur, daß Oldenberg jetzt viel ausgesprochener für die politischen Ziele der heutigen Parteiagrarien eintritt, als vor zwei Jahren. Wichtiger ist jedenfalls, daß der Statistiker Georg von Mayr in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 19. April die journalistischen Leistungen Sombarts vom 16. März, wie dieser selbst sagt, als „pro-agrarische Argumente“ registriert hat, die geeignet seien, „die Gegner einer vernünftigen agrarischen Schutzollpolitik aus der Position zu vertreiben, die sie in der übermäßigen Betonung der Exportindustrie zu haben glauben.“ Aber auch mit Herrn von Mayrs jetzt scharf hervortretender, die Oldenbergsche Gespenstermalerei noch überbietender, extrem agrarischer Tendenz können wir uns hier nicht aufhalten. Wir müssen uns damit begnügen, mit voller Genugthuung zu verzeichnen, daß Sombart selbst in seinem zweiten Artikel in der Sozialen Praxis (4. Mai) eingesteht: „Eigentlicher Inhalt meiner Darlegung war die Feststellung der Thatsache, daß unser Export sich in den Jahren 1882 bis 1895 langsamer entwickelt hat, als die gewerbliche Thätigkeit überhaupt.“ Das ist also das, was wir schon im Dezember v. J. als durch die Reichsstatistik erwiesen bezeichnet hatten, nur daß wir die Thatsache nicht zu einem Gesetz umgestempelt hatten. Wenn Herr Professor Sombart nun auch noch seine „wirkliche“ Auffassung dahin präzisiert: „Ich halte die Lehre von einer denkbaren nationalen Selbstgenügsamkeit moderner Kulturstaaten für eine der unklarsten und gefährlichsten Utopien, die jemals verkündet worden sind,“ und wenn er endlich ausdrücklich dagegen protestiert, den Export als *quantité négligeable* zu betrachten, so haben wir vorläufig gar nichts mehr gegen das, was er „wirklich“ meint, einzuwenden.

Weit gründlicher als Sombart hat Professor Dr. Ernst von Halle (Berlin) im Aprilheft der Preussischen Jahrbücher die Sache behandelt. Aber auch er scheint dem Reiz, den der Gesetzentdeckungssport auf die jungdeutschen Nationalökonomien ausübt, noch nicht hinreichend widerstehn zu können. Er

regaliert uns gleichfalls mit einem neuen „ökonomischen Gesetz“ in dieser Frage, das folgendermaßen lautet: „Die Überfüttigung wirtschaftlich hoch entwickelter Länder mit Kapitalien, welche diese in steigendem Maße dazu führt, Kapitalanlagen im Auslande zu machen, hat zur Folge, daß diese Länder den relativen Umfang ihrer Wareneporte im Verhältnis zur Gesamtproduktion und nach Erreichung eines gewissen Sättigungszustands sogar die absolute Höhe der Exporte einschränken können, ohne dadurch auf zunehmende Zufuhr von Bedarfsgegenständen für ihre Volkswirtschaft verzichten zu müssen.“ Das kann natürlich ganz ebenso wie das Sombartsche Gesetz von der sinkenden Exportquote im Sinne der Erklärung unsers Exports für eine quantité négligeable ausgebeutet werden, obgleich wir überzeugt sind, daß Herr von Halle ebenso energigisch wie Sombart dagegen protestieren würde, es so gemeint zu haben. Wir wollen den Schulwert des Halleischen Gesetzes gar nicht untersuchen, in Bezug auf die praktische Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens bisher und in der nächsten Zukunft angewandt ist auch ihm keine Gültigkeit, keine Berechtigung zuzusprechen.

Herr von Halle ist zu seinem Gesetz angesichts des verkümmerten Exports bei zunehmender Produktion in Deutschland durch folgende dem Gebiet der Handelsbilanz angehörende Betrachtungen gelangt: Wir wüßten heute, daß die internationale Zahlungsbilanz neben den Warenumfäßen auch noch eine Reihe anderer Konten aufweise, als da sind Einnahmen und Ausgaben des Frachtverkehrs und des internationalen Versicherungsgeschäfts, Erträgnisse im Auslande angelegter Kapitalien, d. h. Staatsanleihen, Aktien und Obligationen von gewerblichen Unternehmungen, Kredite und Bankkapitalien, anderweitige Kapitalien in kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen, Erträge von Pflanzungen, Faktoreien und Grundbesitz, schließlich durch den Reiseverkehr bewegte Summen. Wie sich diese Auslandskonten von Jahr zu Jahr gestalteten, sei heute überaus schwierig oder auch unmöglich festzustellen, doch lasse sich im allgemeinen sagen, daß, wenn auch die Warenbilanz, das ist die Handelsbilanz im engeren Sinne, ungünstig sei, dennoch die gesamte Zahlungsbilanz für die betreffenden Länder im letzten Menschenalter „günstig gewesen sein muß“ und so ihren wirtschaftlichen Aufschwung gefördert habe. Wenn das soeben mitgeteilte „ökonomische Gesetz“ nicht gelte, wäre es unerklärlich, daß die übereinstimmenden Berichte aus England einerseits eine vielleicht schon eher zurückgehende als auch nur stagnierende Tendenz der Exporte melbeten, und andererseits sowohl zunehmende Importe, wie eine in den meisten Zweigen überaus blühende Industrie verzeichneten. Deutschland sei mit seinen ausländischen Kapitalanlagen „noch nicht so weit fortgeschritten wie England,“ aber man könne doch wohl jährlich 700 Millionen Mark als Einnahmen aus fremden Effekten rechnen. Die Einnahmen aus den Frachten der Seeschiffahrt deutscher Reeder habe Wörmann 1897 auf 200 Millionen geschätzt. An deutschen Kapitalien arbeiteten außer den gedachten Effekten außerhalb Europas

etwa $6\frac{1}{2}$ bis 7 Milliarden mit einem Ertrage von über 400 Millionen. Dazu kämen noch die im europäischen Ausland arbeitenden Kapitalien. Man könne wohl annehmen, daß wir mit den Erträgen dieser im Ausland angelegten Kapitalmacht den jetzigen Einnahmeüberschuß zu bezahlen imstande wären.

Es ist klar, daß diese Erträgnisse unsrer im Ausland angelegten Kapitalien, überhaupt des gesamten Auslandsgeschäfts, das wir außer dem Wareneport betreiben, die Konsumtionskraft des deutschen Markts ganz beträchtlich zu steigern geeignet sind und uns nicht nur die importierten Nahrungsmittel bezahlen helfen, sondern auch mehr Industriearbeiter für unsern eignen Bedarf arbeiten zu lassen gestatten, als wir ohne sie beschäftigen könnten. Aber abgesehen von der argen Unzuverlässigkeit jeder Schätzung dieser Auslandserträge erscheint es uns denn doch ohne strikten Beweis, der nicht zu erbringen ist, ganz unzulässig, Deutschland auch nur annähernd mit England als „übersättigt mit Kapitalien“ auf dieselbe Stufe zu stellen, oder auch nur annähernd unsre ertragreich im Ausland arbeitenden Kapitalien mit denen Englands zu vergleichen. Was sich England erlauben kann, können wir uns noch lange nicht erlauben, wenn England eine fallende Exportquote noch länger ruhig ansehen darf, so dürfen wir das deshalb nicht gleichfalls. Und doch haben wir unsre Industriearbeiterschaft in dreizehn Jahren um 35 Prozent vermehrt, England in zehn Jahren nur um 13 Prozent.

Die Frage unsrer passiven Handelsbilanz wollen wir hier gar nicht einmal streifen. Es wäre aber sehr zu beklagen, wenn man aus der Thatfache, daß unsre Einfuhr viel schneller wächst als unsre Ausfuhr, ohne weiteres folgerte: wir „müssen“ es doch dazu haben, unsre im Auslande arbeitenden Kapitalien „müssen“ sich doch so vermehrt haben und so viel mehr abwerfen, daß wir uns einen so überaus opulenten innern Markt erlauben können. Sollte sich hier vielleicht eine neue Fabelbildung vorbereiten? Sie müßte schließlich darauf hinauslaufen, daß wir gleichsam über Nacht aus armen Schluckern schwer reiche Leute geworden sind. In welcher Periode unsrer Wirtschafts- und Handelsgeschichte könnte sich denn das Wunder zugetragen haben? Vom Dreißigjährigen Kriege bis zu den Freiheitskriegen sicher nicht. Aber auch von da bis zur Gründung des neuen Deutschen Reichs, so erfreulich sich auch in dieser Periode die deutsche Industrie, der deutsche Handel und die deutsche Landwirtschaft entwickelt haben, ist Deutschland doch nicht aus der Reihe der armen Länder in die der reichen übergegangen, ist es doch namentlich nicht zu einer Übersättigung mit Kapitalien gelangt, die zu umfangreichen Anlagen im Auslande geführt hätten. Mit den achtziger Jahren soll nun aber schon der Zustand der Übersättigung erreicht gewesen und das Gesetz von der sinkenden Exportquote wirksam geworden sein. Sind es etwa gar gerade die siebziger Jahre gewesen, die uns so reich gemacht haben? Es erscheint uns sehr wünschenswert, daß sich die „exakten“ Forschungen der modernen Nationalökonomien auch einmal dieser Frage zuwenden. Vorläufig bestreiten wir jede Möglichkeit, daß Deutschland in einer jedenfalls knapp auf

ein Menschenalter zu berechnenden Zeit zu einer im Ausland arbeitenden Kapitalmacht gelangt sei, deren Erträge sich mit denen Englands oder auch mit denen Frankreichs und der Vereinigten Staaten, wo freilich besondere Verhältnisse vorliegen, messen könnten.

Wir haben in den Grenzboten vom 15. Dezember v. J. ausdrücklich die Notwendigkeit einer gründlichen Bearbeitung der Frage betont, wie die ungeheure Steigerung des Konsums im Lande zu erklären sei. Wir sagten dabei: Mit dem Hinweis auf den Ersatz der hauswirtschaftlichen Produktion durch die gewerbliche, der sich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten in besonderem Umfange vollzogen habe, auf die Vervollkommnung der Produktions- und Verkehrsmittel und die Verbilligung der Fabrikate, auf den gewaltig gesteigerten Umsatz, auf das ins Rollen gekommene Geld und die dadurch bewirkte höhere Konsumtionsfähigkeit und Lebenshaltung der breiten untern Bevölkerungsschichten, so erfreulich das alles erscheinen möge, sei die Frage nicht gelöst. Reiche seien wir damit auf keinen Fall geworden. Wir hätten vielleicht nur mit großem Appetit vom eignen Fette gezehrt. Man solle einmal schätzen, was an Reichs-, Staats- und Kommunalgeldern dem „innern Markt“ für die Vervollständigung der Wehrkraft, für die Vermehrung und die Verbesserung der Verkehrsmittel und andre öffentliche — vielfach keine Rente abwerfende, sondern gesteigerte Unterhaltungskosten begründende — Unternehmungen zugeflossen wären. Diese in fünfzehn bis achtzehn Jahren nach vielen Milliarden zählenden Summen seien eine Befruchtung des „innern Markts“ gewesen, unehört seit Karls des Großen Zeiten. Dazu kämen die gewaltigen Kapitalien, die der private Unternehmungsgeist in derselben Periode auf die Steigerung der Produktionskraft Jahr für Jahr verwandt habe. Und doch hätten wir keine Edelmetalle, keine landwirtschaftlichen Bodenerzeugnisse — mit Ausnahme des Rübenzuckers, den wir verschenkten — an das Ausland zu verkaufen, doch besäßen wir keine gewinnbringenden Kolonien und hätten sie nie besessen, doch fehle in der Masse unsers Volks der altererbte Reichtum, der Engländern und Franzosen weit eher erlauben würde, eine Zeit lang im eignen Fette zu schwelgen. Das waren flüchtige Andeutungen der Umstände und Erscheinungen, die uns in Frage zu kommen schienen; eine Lösung der Frage wollten wir damit nicht geben. Wir haben die Erträgnisse der im Auslande arbeitenden Kapitalien dabei nicht genannt, aber auch nicht vergessen. Auch der Hinweis auf sie vermag uns nicht die Besorgnis zu verschrecken, daß wir zu stark vom eignen Fette gezehrt haben, daß wir so nicht weiter wirtschaften dürfen, ohne bankrott zu werden. Wäre es der Rührigkeit und Geschicklichkeit unsrer Großkaufleute, Großbanken usw. nicht gelungen, durch andre Geschäfte im Auslande die Vernachlässigung unsers Exportgeschäfts einigermassen wett zu machen, so wären wir auf dem innern Markt vielleicht schon beim Krach angekommen.

Herr von Halle zitiert selbst den letzten Jahresbericht der Deutschen Bank, worin das verhältnismäßig starke Ausströmen ausländischer Werte aus Deutsch-

land zur Begleichung der Zahlungsbilanz beklagt und ausdrücklich gesagt wird: „Wenn es unsrer, jetzt durch einen Schutz Zoll von 20 bis 30 Prozent geschützten Landwirtschaft nicht gelingt, die für Deutschland erforderlichen Nahrungsmittel selbst zu erzeugen, wenn unsre Exportindustrie sich auf den ausländischen Märkten zurückdrängen läßt, so dürften unangenehme Überraschungen nicht ausbleiben.“ Er sieht ein, daß, wenn dieses Herausströmen der fremden Werte eine dauernde Erscheinung wäre, darin für die Zukunft Deutschlands allerdings eine schwere Gefahr liegen würde. Es würde dies, sagt er selbst, zeigen, daß Deutschland heute „an seinem eignen Fette zehrt“ und einen größern Einfuhrüberschuß beziehe, als ihm der Ertrag seiner auswärtigen Kapitalmacht erlaube. Aber es liege kein Grund vor, die Erscheinung nicht für eine vorübergehende zu halten, sie sei dadurch hervorgerufen worden, daß Deutschland neben der Bezahlung eines großen Einfuhrüberschusses außerordentlich große Anlagen an Kapitalien auswärts, namentlich im Orient gemacht habe.

Aber das ist denn doch ein schwacher Trost gegenüber der feststehenden Thatsache, daß wir bei einer so starken Verkümmernng des Exports den innern Markt mit einer Zunahme der industriellen Arbeitskräfte von 35 Prozent belastet haben, d. h. über das Doppelte stärker als England. Wir werden hoffentlich in der nächsten Zukunft noch reichlicher Gelegenheit finden, Kapitalanlagen im Auslande zu machen — ja wir müssen sie mit allem Eifer suchen —, und dann wird sich nicht die behauptete Überfättigung mit Kapitalien, sondern unsre Kapitalarmut verhängnisvoll fühlbar machen. Dann würden wir durch Schaden darüber belehrt werden, wie unklug es wäre, dem ökonomischen Gesetz des Herrn von Halle zu trauen und den Export auf die leichte Achsel zu nehmen.

England und die Vereinigten Staaten von Amerika scheuen keine Kosten und Mühe, für ihren Export neue Gebiete und Bedürfnisse in der Welt ausfindig zu machen, sie verstärken das Heer ihrer im Auslande zu diesem Zwecke thätigen Agenten und Forscher von Jahr zu Jahr bedeutend und suchen ihren Kaufleuten und Industriellen mit zuverlässigen, aus der Praxis geschöpften und für die Praxis tauglichen Auskünften in einem für unsre Bürokratie ganz unfaßbaren Umfange zu Hilfe zu kommen, ihre ganze Handels- und Zollpolitik verfolgt dieses Ziel unausgesetzt mit allem Nachdruck und empfindet jedes Hemmnis und jeden Widerstand als schwere Beeinträchtigung nationalen Interesses, und das alles, ohne je einen Widerspruch von irgend einer Partei oder von irgend einer Interessvertretung zu erfahren. Dagegen nun ist Deutschland mehr als jemals in einer verhängnisvollen Halbheit, Unbestimmtheit und Uneinigkeit in allem, was die Förderung der Exportindustrie und des Exports angeht, befangen. Es fehlt in den Regierungskreisen gewiß nicht an Staatsmännern mit vollem Verständnis und gutem Willen für die Sache, und es fehlt vor allem dem Reiche und den verbündeten Fürsten nicht an Ernst und Eifer, in dieser Beziehung bessere Leistungen durchzusetzen. Aber mit einer fast

abergläubischen Furcht vor der Zunahme der deutschen Exportindustrie und mit einer an Haß grenzenden Voreingenommenheit gegen die Vermehrung des Nationalreichtums durch Großhandel und Großgewerbe bieten die Parteien, die zur Zeit die Mehrheit in den Volksvertretungen sind, alles auf, um die Absichten der weitblickenden Staatsmänner zu vereiteln. Es ist dieselbe unverständige Haltung der Mehrheitsparteien, die in Preußen jetzt den Rhein-Elbe-Kanal zu verhindern sucht, und die sich im Reich rüstet, den Abschluß von Handelsverträgen, ohne den unser Ausfuhrhandel verkümmert, zu hintertreiben.

Diese Zähigkeit des Unverstands in den Massen, die aber leider bis in die höchsten Regierungs- und Hofkreise hinaufreicht, wäre gar nicht möglich, wenn ihm nicht der leidige Doktrinarismus unsrer Kathederpolitiker so ausgiebig zu Hilfe käme. In England und in den Vereinigten Staaten ist dieser Einfluß ganz unbekannt. Man lese den kürzlich erst im Journal of the Royal Statistical Society zu London veröffentlichten Aufsatz Robert Giffens über The Excess of Imports, und man wird von dem Doktrinarismus und dem Gesetz-entdeckungssport, der unsern jüngern nationalökonomischen Gelehrten zur zweiten Natur geworden ist, nichts finden. Freilich kennt auch England die Kunstbejangenheit, das Kunststrebentum und die Kunstdisziplin unsrer Kathederpolitiker nicht. Wir wiederholen, daß weder Sombart noch von Halle einer Handelspolitik das Wort reden will, die unsern Export und unsre Exportindustrie noch mehr verkümmern läßt, aber wie Sombart, so wird hoffentlich auch von Halle einsehen, daß, wer das in der Praxis nicht will, sich hüten muß, journalistisch für theoretische Lehrsätze Propaganda zu machen, die der wirtschaftspolitischen Reaktion zwar keine beweiskräftigen Argumente für ihre Sache liefern, die sie gar nicht braucht, wohl aber Schlagworte für die gedankenlose, unkritische Masse.

ß



Döllingers Jugend



Döllinger war am 28. Februar 1799 geboren. Als Beitrag zur Zentenarfeier hat sein Schüler und Freund Johann Friedrich den ersten Band einer Biographie*) herausgegeben, mit dem er nicht allein dem großen Verstorbenen, sondern auch sich selbst ein Denkmal gesetzt hat, denn er bietet eine reiche Fülle des wertvollsten, bis dahin fast ganz unbekanntes Stoffes in einer Form, die in

*) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von Johann Friedrich. Erster Teil. Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799 bis 1837. München, C. F. Beck, 1899.

jeder Beziehung, in Ton, Sprache und Objektivität der Behandlung untadelhaft genannt werden muß. Die spätern Bände dürften schon darum hinter diesem zurückstehen, weil sie kaum viel neues werden bringen können.*)

Das erste Kapitel erzählt die Geschichte der beiden unmittelbaren Vorfahren des berühmten Theologen und macht uns mit dem damaligen Zustande des höhern Unterrichts im Donau-Mainlande bekannt; dieser war im Mainlande, wenn auch vielfach unbefriedigend, doch dank den vortrefflichen letzten Fürstbischöfen von Würzburg und Bamberg bedeutend besser als in Altbayern. Döllingers Großvater, Johann Ignaz Joseph, hat den Fürstbischof von Bamberg, Adam Friedrich von Seinsheim, zur Stiftung einer medizinischen Fakultät in Bamberg bewogen, die er, Döllinger, selbst „fast kostenlos“ organisierte, und der dann der Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Franz Ludwig von Erthal, seine Fürsorge zuwandte. Josephs Sohn Ignaz hat dieser Fakultät Ansehen verschafft. Er entsprach durchaus dem Ideal eines Mediziners, wie es sein Landesherr aufstellte, der zu sagen pflegte, ein Arzt „ohne Kopf und Philosophie sei nicht nur ein unnützes, sondern sogar ein schädliches Mitglied des Staates.“ Auf Ignaz Döllinger übte die kantische Philosophie „einen wichtigen, belebenden, fürs ganze Leben entscheidenden Einfluß,“ und mit Schelling trat er später in ein enges Verhältnis, obwohl er zu sehr exakter Forscher war, als daß er „Naturphilosoph“ hätte werden können; er blieb „philosophischer Naturforscher.“ Im Jahre 1802 kamen die beiden Bistümer zu Bayern, die Universität Bamberg wurde aufgehoben, und Döllinger wurde zu seinem und der Wissenschaft Glück nach Würzburg versetzt, wo sich ihm ein größerer Wirkungskreis öffnete. Bis dahin war die dortige medizinische Fakultät besonders stolz auf die „Blüte“ ihrer Chirurgie; haben Sie irgendwo schon soviel Stelzfüße gesehen wie hier bei uns? fragte ein alter Professor einen jungen Ankömmling. Döllinger verlegte sich mehr auf das Schneiden an Tieren und wurde ein Hauptbegründer der vergleichenden Anatomie und der Biologie. Karl Ernst von Bär erzählt, nach Vollendung seiner Studien habe er noch etwas über vergleichende Anatomie erfahren wollen, aber nirgends, auch in Wien nicht die gewünschte Belehrung gefunden. Da sei er zufällig in einer kleinen bayrischen Stadt an Döllinger erinnert worden. In Würzburg

*) Der zweite Band, der mir erst nach Abendung des Manuskripts zugegangen ist, enthält doch auch noch sehr interessante Sachen, die dem Gedächtnis des heutigen Geschlechts ziemlich entschwunden sind: den Anieueugungsstreit, Döllingers Beteiligung an den Kölner Wirren und an der Judenemanzipation, die Anfänge der historisch-politischen Blätter. Der Lolosandal zog auch ihm die Absehung zu, obwohl er die Studenten sehr ernstlich vor Ausgebungen gewarnt hatte. Von der Ausnützung der 1848er Freiheit für den Katholizismus kommt natürlich ein gut Teil auf seine Rechnung, doch erscheint er gerade in diesem Abschnitt seiner Thätigkeit durchaus nicht ultramontan; als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung in Mainz hat er auf die „deutsche katholische Kirche“ und in Köln auf das „erste deutsche Nationalkongreß“ getauft.

angekommen, vernahm er mit Betrübniß, daß Döllinger im bevorstehenden Semester vergleichende Anatomie nicht lese. Er machte wenigstens einen Besuch. Da sagte ihm Döllinger: Wozu Vorlesung? Bringen Sie Tiere zu mir, und zergliedern Sie sie hier. Daß noch Ferien waren, verschlug nichts; Vär durfte zu jeder beliebigen Stunde kommen. Das wurde nun wochenlang betrieben. Döllinger ließ sich dabei in seiner eignen Arbeit nicht stören, trat nur ab und zu an Värs Tisch, machte ihn auf dieses und jenes aufmerksam, gab ihm einige Anweisungen und lehrte ihn die Litteratur kennen. So machte er es auch mit andern Schülern. Die fortgeschrittenern faßte er zu einer zootomisch-physiologischen Gesellschaft zusammen, deren Arbeiten er als Mitlernender leitete. Die Kollegien wurden natürlich nicht vernachlässigt, und man rühmte an seinen Vorträgen die „tief eindringende, magische Kraft,“ die logische Klarheit, die Lebendigkeit und Anschaulichkeit, aber die Übungen und Versuche blieben die Hauptsache. Er verlegte das Laboratorium in sein Haus, und hier wurde auch die Brutmaschine aufgestellt, mit deren Hilfe zum erstenmale die Entwicklung des Eies zum Hühnchen beobachtet und die Embryologie begründet worden ist. Der starke Verbrauch von Eiern verursachte eine Eier- teuerung in Würzburg. Ein wohlhabender Walte gab, von Vär bewogen, das Geld dazu und honorierte auch d'Alton, der die Zeichnungen anzufertigen beauftragt wurde. Döllinger sprach nie gegen einen seiner Schüler einen Tadel aus, wohl aber spendete er oft anerkennendes Lob. Sein Verkehr mit ihnen war sehr herzlich; oft nahm er sie auf Ausflüge mit, auf denen nicht bloß Zoologie betrieben, sondern auch das Wirtshaus besucht und die Dorfkirchmessen mitgefeiert wurde. Als der Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg 1817 gestorben war, wurde seine Büste im Bibliotheksaale der Universität aufgestellt, weil er ihr einen Fonds von 68000 Gulden auf Bücher zugewiesen hatte. Döllinger hatte die Weiherede zu halten. Einen heutigen Patrioten — und Döllinger war deutsch gesinnt — würde diese Aufgabe einigermaßen in Verlegenheit setzen; wie sich Döllinger ihrer entledigte, mögen einige Proben aus seiner sehr merkwürdigen Rede zeigen.

Ein Kleinstaat, der sich auf fremde Großmut und auf das europäische Gleichgewicht verlassen, könne ohne Hochschule bestehen; es genüge, wenn seine Bürger durch Volksschulen fürs praktische Leben vorbereitet würden. „Der große Staat kann damit nicht bestehen, er bedarf eines großen Ansehens, um mit Nachdruck sprechen zu können, wo es auf Entscheidung des Völkerschicksals ankommt; und wodurch könnte er die Achtung, welche er fordert, verdienen, als durch seinen fest ausgebildeten Nationalgeist? Diesen aber müssen Künste und Wissenschaften erzeugen, die Nationallitteratur muß ihn nähren und erhalten. So fordert es die europäische Kultur, so lehrt es uns auch die Geschichte; zur Zeit, wo am herrlichsten in einem Volke die Wissenschaften blühten, da war auch seine Kraft nach außen am vollkommensten entwickelt, seine historische Bedeutung am glänzendsten. Mit welchem Schimmer haben nicht Frankreichs Gelehrte ihren König Ludwig XIV. umgeben?

Wie mächtig wirkte Frankreich auf Europa durch seine wohlgebildete Sprache? War es nicht die allgemeine Bewunderung dieses geistigen Vlügens, dieser Glaube an die Macht der Volkskultur, der auch in der drangvollsten Lage das an Geld und Mannschaft erschöpfteste Land rettete? Würde man wohl in unsern Tagen ein großes Reich zu teilen unternommen haben, wenn eine durchgreifende Nationalbildung die Tapferkeit seiner Edeln geregelt hätte? wenn die Befreier Wiens gewußt hätten, die Feder so gut als den Säbel zu führen? Haben uns doch neuerlich Beispiele gezeigt, daß, wie einst Philipp des griechischen Redners Sprache, so noch heutzutage der feindliche Zwingherr des Deutschen Schrift mehr als Waffen gefürchtet habe.“ Dieser Nationalgeist könne nur an den Universitäten und durch sie geschaffen werden. „Eigentlich hat Deutschland nur einmal durchgreifend und epochenbildend auf die Welt eingewirkt, und dieses einmal von einer seiner Universitäten aus. Wahrlich, Wittenbergs Name wird ewig in der Geschichte glänzen! Unserm Karl Theodor war dies wohl bekannt.“ Alles Wissen sei ursprünglich eins, habe eine Wurzel, einen Zweck. „Wir dürfen uns daher nicht vorstellen, als bestöhe das Vervollkommen der Wissenschaften in einem Fortschreiten von Stufe zu Stufe, wobei jedesmal die vorhergehende überflüssig werde und als verlassene keiner Beachtung mehr wert sei; vielmehr müssen wir einsehen, daß jede Entdeckung, jeder neue Gedanke, jede gewonnene Ansicht erst durchgebildet werden müsse durch alle vorhergehenden Versuche, durch alles, was schon erfunden und gedacht worden, ehe sie würdig ist, in die Einheit der Wissenschaften einzugehen. Das Alte liegt also nicht vor [hinter?] uns als verwerflicher, unbrauchbar gewordenner Haufe von Versuchen des menschlichen Geistes, die erst gemacht werden mußten, ehe die Wahrheit in unsern Tagen erscheinen konnte; denn gerade das dem Fortschreiten so nützliche Zurückkommen auf das Alte ist es ja, was eigentlich die Gelehrsamkeit, ohne welche keine Wissenschaft sein kann, ausmacht. Jahrhunderte haben sich im Wahrnehmen, Erfahren und Experimentieren abgemüht, und in unsern Tagen hat man erkannt, daß man wieder zu Platons göttlichen Ideen zurückkehren müsse, wenn der gesamte Stoff beseelt und organisiert werden sollte. . . . Aber so wenig wie an Zeiten ist der Genius der Menschheit an Orte gebannt. Es mag und soll jedes Volk seine Nationallitteratur besitzen, es soll sich freuen in der ihm eigentümlichen Art, das Wissen darzustellen; aber keines kann sich schmeicheln, das Höchste errungen zu haben: eben was in den Wissenschaften vollständig ist, ist eine Besonderheit, eine vereinzelte Form, durch welche allein die Absolutheit des Ganzen nicht ausgesprochen werden kann. Darum müssen die Gelehrten der Nationen unter sich wieder einen eignen Verein schließen, damit sie sich besprechen, sich einander verständlich machen und mehrere Beobachtungsweisen aneinanderhaltend der allgemeinen und einzig würdigen Form sich nähern. Italiensische Heiterkeit, französische Gewandtheit, deutsche Gründlichkeit und englischer Tiefinn mögen zusammentreten, um mit Bestimmtheit, Anmut und Würde die Geheimnisse des Geistes auszusprechen. . . .“

Diese Rede hat sein Sohn Ignaz als Student angehört. Wahrlich, kein kleines Erbe war es, was dieser vom Großvater und Vater empfangen hatte! Außer einem kerngesunden Leibe den klaren, umfassenden Geist, den tüchtigen Charakter, das Vorbild eines den höchsten Zielen gewidmeten Lebens — der Forscher müsse auf das Vergnügen verzichten, pflegte sein Vater zu sagen — und die reichsten Anregungen; unter den vom Vater geerbten Eigentümlichkeiten

machen sich bei ihm ein das Gemütsleben überwiegender Verstand, der ihn oft kalt erscheinen läßt, und starker Sarkasmus bemerkbar. Doch sind beide, Vater und Sohn, herzensgut gewesen. Als Kind war Döllinger nicht so glücklich wie die Schüler seines Vaters; er bekam mehr dessen rauhe Seite zu spüren und fürchtete sich vor ihm. Wegen einiger Fehler, die der Knabe in einer Aufgabe gemacht hatte, drohte ihm der Vater, er werde ihn ein Handwerk lernen lassen. Der kleine Ignaz zerbrach sich die ganze Nacht den Kopf darüber, welches er wohl wählen solle, und fand endlich das richtige: die Buchbinderei. Der Vater war unzufrieden darüber, daß der Junge immer über den Büchern hocte und nicht ins Freie zu bringen sei. Ein nicht ganz begründeter Vorwurf, denn Ignaz war sehr froh, wenn er an Exkursionen teilnehmen durfte, benahm sich auch später nicht als Spielverderber und hat sich Interesse für die Naturwissenschaften bewahrt; ja er ist noch in vorgeschrittenen Jahren Entomologe und Sammler gewesen.

Zur Theologie hat ihn die fromme Mutter bestimmt. Dem Vater war das unlieb, er war „schon aus physiologischen Gründen“ Gegner des Cölibats. In dieser Beziehung war nun freilich seine Besorgnis gegenstandslos. Ignaz gehörte zu den Ausnahmenaturen, die sozusagen ohne Sinnlichkeit geboren sind. „Der gute alte Döllinger,“ wie er als junger Alumnus von seinen Kameraden genannt wurde, hatte nichts dagegen, wenn ihm bei Tisch alle fetten Wessens weggeschmachtet wurden, und für sein Bierdeputat ließ er sich das Geld herausgeben, das er auf Bücher verwandte.“) Als Student hatte er einmal den Dunois in der Jungfrau von Orleans zwar seiner Ansicht nach feurig deklamiert aber so hölzern gespielt, daß er auf dem Liebhabertheater keinen Versuch mehr machte; getanzt hat er nie; die Bälle verachtete er als ein Vergnügen, das feins sei. Man darf also wohl von der Cölibatsfrage sagen, was er selbst von Wieland gesagt hat, sie habe für ihn „nicht die geringste Bedeutung“ gehabt. Einmal hat ein Mädchen Eindruck auf ihn gemacht, aber den haben die Bücher sehr bald wieder verwischt. Man ist überrascht zu vernehmen, daß er als Student in Würzburg mit dem drei Jahre ältern Platen eng befreundet gewesen ist. Der Verkehr blieb jedoch rein litterarischer Natur; gelegentlich spielte Döllinger den Moralisten und Ermahner, und Platen merkte früher als der rein intellektuell angelegte Döllinger, daß etwas zwischen ihnen stehe; doch blieben sie auch in der Entfernung noch einige Jahre befreundet, besorgten einander Bücher und berichteten einander über ihre Sprachstudien.

*) Wie Bismarck, pflegte er in seinen spätern Jahren nur einmal am Tage zu essen. Mit dem Trinken hielt er es jedoch etwas anders als der große Vertreter germanischer Art: morgens ein Glas Wasser, abends ein Glas Limonade oder Milch; wenn er zum Mittagessen etwas trank, so war es eine Mischung, die zu einem Drittel aus Wein und zu zwei Dritteln aus Wasser bestand. Bier soll er nur einmal im Leben, und zwar ein Glas getrunken haben. 2. Band, S. 162.

Döllinger hätte am liebsten eine einsame Waldpfarre und eine große Bibliothek dazu gehabt. Aber er wurde nach kurzem Kaplandienst am Lyceum zu Aschaffenburg angestellt und 1826 nach München berufen, wohin die Landshuter Universität verlegt worden war; sein Vater war drei Jahre vorher dahin übersiedelt. Schon von Aschaffenburg aus war er mit jenen rheinischen Katholiken in Verbindung getreten, die einen der drei Kreise bildeten, von denen die Wiederbelebung des schon für tot gehaltenen Katholizismus in Deutschland ausging. Die andern beiden Kreise waren der der Fürstin Galigin in Münster und der um den Bischof Sailer; Döllinger stellte die Verbindung zwischen dem ersten und dritten her und machte München zum Herd des neuen Lichts oder, wie es der protestantische Teil aussähte, der alten Finsternis. Erst durch diese Verbindung, die schon von Aschaffenburg aus auf einer Reise an den Rhein hergestellt worden war und durch wiederholte Reisen und gemeinsame literarische Unternehmungen unterhalten wurde, wurde Döllinger in die neue Strömung hineingezogen, denn die meist unbedeutenden bayrischen Professoren, die er bis dahin kennen gelernt hatte, führten ein Stilleben, das auf weltgeschichtliche Bedeutung keinen Anspruch machte. Die wichtigsten der rheinischen Freunde waren einerseits Räß in Mainz und Weis in Speyer, die den „Katholiken“ herausgaben, eine Zeitschrift, die sich bis heute durch strenge Orthodoxie und polemische Schärfe hervorgethan und nie nach links hin geschwankt hat; andererseits Clemens Brentano und Görres, der als Flüchtling in Straßburg lebte, bald aber nach München berufen wurde. In München übte der Theosoph Franz von Baader bedeutenden Einfluß auf ihn, fromme Laien wie Ringseis und Moy schlossen sich dem Kreise an, die Zeitschrift „Eos“ wurde erworben, man trat mit französischen und belgischen Katholiken in Verbindung, und bald sah die protestantische, die liberale Welt entsetzt das Gespenst einer internationalen Jesuitenverschwörung an dem geschwärzten Himmel emporsteigen. Vor den Augen dieser eifrigen Katholiken fanden die bayrischen, die Münchner Zustände natürlich wenig Gnade. Sehr gemäßigt klingt noch die Schilderung, die Döllinger anonym, unter der Maske eines Franzosen, der Bayern bereist habe, im *Mémorial Catholique* unter dem Titel: *Lettre de Munich sur la nouvelle université de cette ville* veröffentlichte. Doch wurde bald, namentlich in der *Eos*, ein kräftigerer Ton angeschlagen; „was sagen Sie zu unsrer *Eos*?“ schrieb Döllinger im Januar 1829 an Räß; „ich meine, sie hält sich wacker; hier wenigstens sind die Leute wütend, daß sie sich dergleichen Dinge unters Gesicht sagen lassen müssen.“ Die folgende Stilprobe von Görres ist zwar einem Briefe entnommen, aber da er sich auch im Kolleg und in Druckwerken keinen Zwang anzulegen pflegte, so kann man daraus schließen, wie er damals in der *Eos* gewettert haben mag. „Es ist eine Lust, der hiesigen Wirtschaft zuzusehen, wo das ganze Jahr Walpurgisnacht ist, und alles verdammte Hegen' gefindel auf dem Besenstiel herangefahren kömmt, um mit teil zu nehmen an

der Besper. Fünfundzwanzig Blätter haben wir jetzt hier, durchgängig vom Auswurf der Gesellschaft aller Klassen redigiert und dick gefüttert. Und während es so draußen im Saufe und Brause lebt, geht das Gericht heimsuchend jedes dritte Haus durch alle Straßen,*) im Taumel aber sehen sie nichts und merken nichts und verkaufen immer die paar ernsthaften Gedanken wieder, die da aufducken wollen. Wies im Hause geht, so gehts im Staate, keine Ruhe, keine Sicherheit, kein Segen, kein Gedeihn; Eitelkeit, ästhetische Windbeutelerei, liberale Hobelspäne bei gewaltiger Willkür, ewiges Aufbauen und Niederreißen, Sparen und Verschwenden, Überverstand und Unverstand, kurz Ruin und Verderben in allen Dingen, keine Aussicht, als daß am Ende die bettelhaften Unterthanen zum Staat und der bettelhafte Staat zu den Unterthanen ins Hospital geht, und so beide mit einander hungern und verderben. Die ganze Generation soll, wie es scheint, zu Mist verbraucht werden, um eine folgende zu dängen, darum geht, obgleich wir seit drei Monaten Schnee und Kälte haben, doch die faule Gärung munter fort. Wo inzwischen noch in der Fauche irgendwo ein fester Grund vom Gestank unberührt geblieben, grünts fort unbekümmert um die nahe Fäulnis, und da sieht man dann freilich manches Erfreuliche.“ Zur Charakteristik des den Heutigen nicht mehr sehr bekannten Mannes haben wir diese Stelle hergesetzt, nicht etwa zur Charakteristik der Zeit der bayrischen Nordlichter und der Münchner Thesen, denn jedem Abschnitt der guten alten wie der schlechten neuen Zeit ist ja von den Zeitgenossen so ziemlich dasselbe nachgesagt worden, nur daß heute auch der verbissenste Pessimist den Staat unmöglich einen bettelhaften Hungerleider schelten kann. In der Nummer 132 der Cos band Döllinger mit Heine an und züchtigte ihn für einige in den Reisebildern begangne Lästerungen, wie Verhöhnung des „empfangen vom heiligen Geiste.“ Man sieht, schreibt er u. a., „Herr Cotta weiß seine Leute zu wählen, und Herr Heine besitzt doch wenigstens die erste, einem politischen Schriftsteller des Tags notwendige Eigenschaft: Frechheit und Unverschämtheit. Er ist indessen nicht so ganz Jude, daß er nicht auch an den heiligen Geist glaubte, nämlich an den, der, wie es Seite 186 heißt, die Zwingherrnburgen zerbrach und das alte Recht erneut, daß alle Menschen, gleichgeboren, ein adliches Geschlecht seien. Dieser neu entdeckte heilige Geist hat, wie eben daselbst zu lesen ist, seine wohlgewappneten Ritter, unter die sich auch Herr Heine zählt. Wir geben ihm indessen zu bedenken, ob er bei einer solchen allgemeinen Baronisierung des ganzen Menschengeschlechts, vom Hottentotten an bis zu den Monarchenfamilien Europas, wirklich etwas gewinnen würde; denn sein Stammbaum, der schnurgerade bis auf Abraham zurückführt, ist ja doch viel älter, als der des ersten Barons der Christenheit.“ Auch in

*) Eine Epidemie? Die Cholera kam erst drei Jahre später; der Brief stammt aus dem Winter 1828/29.

den Krieg, den Heine in den Allgemeinen Politischen Annalen gegen Wolfgang Menzel führte, mischte sich Döllinger ein. Als es hieß, die Politischen Annalen sollten eingehn, ließ Döllinger in der Cos einen Liberalen eine Klage anstimmen, die mit dem Satze schloß: „Herrn Heine möchte ich am wenigsten in den Reihen der Streiter für die gute Sache vermissen; er schimpft auch auf die katholische Kirche, so gut wie ein Hesperus und die Redarzeitung; aber er thut es nicht, wie diese, mit plumper Derbheit, sondern mit einer gewissen (freilich etwas judaisierenden) Grazie, und auf ihn möchte der Vers des Sophokles passen, den Plutarch auf den Timoleon anwendet: Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an alles, was er that!“ Heine scheint befürchtet zu haben, das dumme Publikum könne die Ironie für Ernst nehmen, darum hat er wohl noch im Jahre 1848 das schmutzige Gedicht vom Pfaffen Döllingerius veröffentlicht, vor dem die Göttin der Anmut mit zugehaltner Nase entflohen sein würde, wenn sie bei ihm gewesen wäre. Als die Cos Platens Gedichte anerkennend besprach, ließ sich Heine natürlich die Gelegenheit zu dem Wize nicht entgehn, die Freundschaft der Pfaffenblätter erkläre sich daraus, daß die fraglichen Gedichte sehr geeignet seien, den Eölibat zu empfehlen.

Das Geschrei über die in Bayern drohende Gefahr des Obskurantismus und Jesuitismus, gegen die man in der Person des Königs die letzte nicht mehr ganz feste Schutzwehr sah, veranlaßte Ringseis, in seiner Rektoratsrede am 26. Juni eine Sprache zu führen, wie sie wohl noch bei keiner amtlichen Feierlichkeit in einer Aula gehört worden ist. „Es ist traurige Verblendung einzelner Wohlmeinender, hochmütige Dummheit Ubelgesinnter, über den sogenannten Parteien stehen zu wollen, wo beide wie Glaube und Unglaube, wie Christus und Satanas gegenüberstehen. Es ist sträfliche Schwäche und Sorglosigkeit, die fressende Gangrän, statt sie auszuschneiden, mit einem gelinden Pflaster zuzudecken, es ist schimpfliche Feigheit, im Kampfe aus Furcht vor Schmähungen zu erlahmen. Man muß Gut, Blut und Ehre einsetzen für das Rechte: wer darf eine Linie weichen aus Furcht der Beschuldigung von Mystizismus, Jesuitismus und Kongregationalismus?“ Man beschuldigte nämlich die bloß litterarisch verbundenen Männer, daß sie eine förmliche Kongregation gegründet hätten, und 1831 bezeichnete in der Zweiten Kammer der Abgeordnete Culmann der Regierung das Haus in der Sendlinger Gasse, wo die geheime Gesellschaft ihren Sitz habe. Da die Polizei nichts fand, nannte der Minister Schenk die Kongregation ein Gespenst, Culmann aber entgegnete: „Wenn sie auch nur ein Gespenst ist, so ist sie doch ein Gespenst der Unterwelt, denn seine Ratschläge sind die der Hölle. Sie haben alle gehört, mit welchem Getöse im vorigen Jahre der schönste Thron Europas niederstürzte, wie drei Generationen einer königlichen Familie von dem heimatlichen Boden für immer vertrieben wurden; nun, dies war das Werk dieses

Gespensches, dies waren die Früchte seiner Ratschläge.“ Immerhin waren diese Geschichten dem Könige nicht angenehm; Döllinger fiel in Ungnade und wäre beinahe von München fortgegangen. Sehr scharfe Angriffe wurden in den Blättern für literarische Unterhaltung anlässlich der erwähnten Rektoratsrede gegen die „Kongregation“ gerichtet. In der neuern Zeit, so begann der Münchner Korrespondent des Blattes, „wird unsre politische Luft von den Schwingen des Zeitgeistes zwar merklich, unter Begünstigung von oben, in Bewegung gesetzt; indessen wirbelt zugleich ein schwarzer, supranaturalistischer Staub auf uns zu, den die Freunde des Aufhaltens und des Rückschreitens mit breiten Hüfen aufgestampft haben.“ Die frömmelnden Feinde suchten durch den Vorwand, als bestände keine Kongregation, dem Fürsten und dem aufgefklärten Teil des Publikums jede kräftige Maßregel gegen die Anmaßung der Sektierer als unnötig vorzustellen und den Eifer gegen die Jesuiten als Gespenscherferei verdächtig zu machen. „Die Mitglieder der Gesellschaft, die in Bayern der Jesuiten alte Arbeit wieder aufnehmen, sind freilich in keinem Staatshandbuche als Kongregationisten aufgeführt; sie tragen nicht das Kleid der Schüler des Ignaz von Loyola, haben noch keine Klöster, keine avouierte Oberhäupter. Ist es aber darum weniger gewiß, daß bei uns eine durch jesuitische Grundsätze eng verbundene geheime Gesellschaft mit den französischen Kongregationisten in Verkehr und Briefwechsel steht, und daß sie als eine überall vorhandene und nirgends zu findende*) Partei sich zur Aufgabe gemacht, den durch den König beschützten Geist des Aufstrebens in die Tiefe des blinden Glaubens zurückzuführen? usw.“ Mit den Franzosen hatte es seine Richtigkeit, nur daß die französischen Freunde Döllingers, Lamennais, Lacordaire, Montalembert, Männer waren, die je länger je mehr in Gegensatz zu Rom und den Jesuiten gerieten. Lamennais empfing die Nachricht von seiner Verurteilung durch die Encyclyka Mirari vos in München. Jesuitenfreund aber ist Döllinger niemals gewesen. Nicht daß er die bekannten Räubergeschichten geglaubt hätte, auch von dem, was er ihnen später selbst nachgesagt hat, wußte er in jener Zeit noch nichts, nahm sie sogar, wenn dergleichen vorgebracht wurde, in Schutz. Aber er fand, daß die ältern Jesuiten von Freund und Feind überschätzt würden, daß die wiederhergestellten überhaupt noch nichts geleistet hätten, und daß ihre Schulen schlecht seien, und er führte die Sehnsucht vieler Katholiken nach ihnen, soweit sie nicht unverständige Schwärmerei sei, auf Faulheit zurück; weil man sich selbst zu thun scheue, was nötig sei, um den Katholizismus wieder zu beleben und ihm Achtung zu verschaffen, wolle man die Jesuiten hereinrufen, die das Erforderliche schon besorgen würden.

*) Es ist das Best der Leute, die alle ihnen unbequemen Erscheinungen auf Verschmörungen und geheime Gesellschaften zurückführen, statt auf die natürlichen Ursachen, daß sie das Gesehene: eine polizeilich beobachtete, feierliche Sitzung, niemals finden.

In dieser Auffassung fand er sich mit Möhler zusammen, mit dem er im lebhaftesten Gedankenaustausch stand, dessen Berufung nach München er betrieb, und dem er sogar sein Fach, die Kirchengeschichte, abtrat; er selbst las bis zu Möhlers Tode Dogmatik. In der Eos mahnt er die Katholiken, das Nötige zu thun ohne den Beistand der Jesuiten, und spricht dabei eine schwere Beschuldigung gegen seine Regierung aus. In dem Lande, worin er dies schreibe — der Artikel ist anonym erschienen —, hätten die Machthaber jeden Kunstgriff angewandt, um die durch göttliche Anordnung geknüpften Bande zwischen dem Klerus und seinem Oberhaupt, dem Papste, zu lösen. Sie hätten Mißtrauen, Anarchie und Zerrüttung ausgefät, die Saat sei aufgegangen, insolge dessen sei eine Masse von Unwürdigen in den Klerus eingedrungen. Diesen Unwürdigen sei die Anarchie gerade recht, und sie möchten sie aufrecht erhalten, um ihrer kirchlichen Obrigkeit trotz und die Kirchenämter, die sie schändeten, behaupten zu können. Da sei es denn sehr verzeihlich und erklärlich, „wenn die Bessergesinnten bei dem Anblicke dieser zuchtlosen, trägen, verweltlichten, geistlosen Baalsdiener sich sehnsuchtsvoll nach einer bessern und edlern Priesterklasse“ umsähen. Er erteilt deshalb den Regierungen den „gutmeynten Rat,“ sie möchten endlich einmal dem System des Mißtrauens gegen die Kirche, das für sie selber wie für die Religion gleich erniedrigend sei, entsagen und der Kirche die Selbständigkeit, Unabhängigkeit und freie Bewegung, die ihr von Gott und Rechts wegen gebühre, unverkümmert gewähren.

(Schluß folgt)



Heinrich Abeken

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



beken wußte recht wohl, daß König Wilhelm dieser Geist nicht war, aber er fand die großen Eigenschaften des neuen Herrn sehr bald mit sicherem Blicke heraus. „Ein reiner, redlicher Wille, eine Treue gegen andre und gegen sich selbst und ein einfacher, schlichter Menschenverstand sind auch in schweren Zeiten gute Führer,“ schrieb er am 24. Januar 1861, und am 31. August desselben Jahres: „Einen redlicheren, treuere Mann werden Preußen und Deutschland nicht finden.“ „Vertrauen und Zuversicht flößt sein ganzes Wesen ein,“ „Dabei hat der König eine wunderbare, nur durch die Verbindung langer

Gewohnheit mit dem klarsten, gesunden Verstande erklärliche Sicherheit im Auffassen des punctum saliens in jeder Sache,“ dazu eine „natürliche Güte und Liebenswürdigkeit, daß man sich ihm gegenüber ganz frei fühlt.“ Auch die Königin Augusta beurteilt er gerechter und unbefangener, als es von den meisten Seiten damals und später geschehen ist, weil er oft zu der „Theebüchse“ gehörte,*) zu dem kleinen, intimen Kreise, mit dem beide Majestäten in einer „engen Stube“ den abendlichen Thee einzunehmen pflegten. Er fand sie „intelligent und geistig angeregt“ und nannte sie später (1864) „eine edle, vielfach verkannte Frau, von großem Verstande und einer sehr ernstern Gesinnung, welche die realen Verhältnisse versteht und sich ernstlich und eingehend mit den Dingen beschäftigt.“ Er fällt also dasselbe Urteil, das Leopold von Gerlach schon über die Prinzessin Augusta einmal ausgesprochen hat: „Was für eine merkwürdige Frau! Alles treibt sie mit Gewissen und Energie, aber zugleich mit einer unglaublichen Leidenschaft.“ Damals (1858 bis 1862) stand ihr Einfluß auf seiner Höhe, denn die meisten Minister der „neuen Ära“ waren „ihre persönlichen Freunde.“

Doch diese „sehr wohlmeinenden, aber wenig thatkräftigen und von Dogmatiken beherrschten Minister,“ wie sie Abeken später (1864) charakterisierte, verschuldeten den „Konflikt“ und waren doch weder diesem gewachsen noch der österreichisch-mittelstaatlichen Koalition am Bundestage. Dem Standpunkte des Abgeordnetenhauses gegenüber verhielt sich Abeken natürlich durchaus ablehnend. Er fand, das „reale Recht“ stehe auf Seiten des Königs, und die Regierung müsse doch eben fortregieren. Aber er fand schon im Februar 1862 die innern Zustände unerfreulich: „Oben der beste Wille und gesunder Verstand, aber welche Einflüsse! Schwankende Minister, ein Herrenhaus, das sich von Parteiinteressen leiten läßt, eine Zweite Kammer, die kein moralisches und kein geistiges Gewicht hat — ein Volk, ehrlich, treu, klug, aber ohne politische Bildung und ohne politische Führer,“ und schmerzlich fragt er: „Wo ist ein genialer Staatsmann jetzt in Preußen?“

Am 24. September 1862 trat dieser Staatsmann ins Amt und wurde Abekens unmittelbarer Vorgesetzter für ein Jahrzehnt, das größte im Leben beider. Sehr schnell begriff Abeken Bismarcks Bedeutung, obwohl ihm der Minister „fremder“ war. Schon am 23. Oktober schrieb er: „Es sind keine bedeutenden Männer unter den Ministern, mein Chef, Herr von Bismarck, ausgenommen“; und diese Erkenntnis wuchs. „Wie mein Chef die ungeheure Last der Geschäfte — und der Verantwortlichkeit erträgt, das ist mir fast unbegreiflich. Er ist eine eiserne Natur, körperlich und geistig zum Herrschen geboren,“ sagt er am 29. Februar 1864, und am 26. Juni: „er handelt mit

*) Wohl nur ein anderer Ausdruck für Bismarcks „Bonbonnière,“ Busch, Tagebuchblätter II, 421 f.

einer Energie und Unermüdblichkeit, als hinge immer alles von ihm allein ab.“ Das Verhältnis zu seinem „Chef,“ der ihm von Anfang an freundlich und wohlwollend begegnete, war trotz ihrer großen Verschiedenheit doch vortrefflich, weil Abeken seine Politik als „eine echt preußische (und dadurch auch eine echt deutsche)“ erkannte und sie „mit voller Überzeugung“ innerlich billigte. Trotzdem ließ er sich sein freies Urteil nicht beschränken und war z. B. mit der Preßverordnung vom 1. Juni 1863 nicht einverstanden, denn „die administrative Willkür widerstrebt mir.“

So ging er zuversichtlich und mit voller Anspannung seiner Kräfte, die Bismarck nicht schonte, in den Kampf. Er stimmte der ablehnenden Haltung des Königs dem Frankfurter Fürstentage 1863 gegenüber lebhaft zu, denn „wo nichts zu stande kommen kann, da bleibt man besser weg“; er verfolgte mit warmer Sympathie den Kampf um Schleswig-Holstein, schilderte anschaulich den Eindruck des Düppelsturms in Berlin, ärgerte sich über die „Gemeinheit“ der Engländer beim Eintreffen der dänischen „Siegesnachricht“ über das Seegefecht bei Helgoland (9. Mai 1864) und schrieb am 10. Juni, auf den Wiederausbruch des Krieges gefaßt: „einen schlechten Frieden lassen wir uns nicht gefallen.“ Damit verband sich bei ihm die Hoffnung auf ein dauerndes Verhältnis zu Oesterreich und auf „eine friedliche Ausgleichung innerhalb Deutschlands“; von den großen Plänen seines Ministers ahnte er also nichts, obwohl er von einem neuen, doch lebensunfähigen Kleinstaate an der untern Elbe so wenig etwas wissen wollte wie dieser (1865; das Datum: 14. Oktober scheint irrtümlich). Denn ein Krieg war ihm schrecklich und „ein Krieg mit Oesterreich doppelt schmerzlicher“ (16. August 1865); soweit wirkten die Traditionen Friedrich Wilhelms IV. doch bei ihm nach. Er begrüßte deshalb die Konvention von Gastein am 14. August 1865, an der er an Ort und Stelle eifrig mitgearbeitet hatte, mit besonderer Freude und glaubte mit ihr „die Aussicht auf eine zukünftige, friedlich sich entwickelnde Lösung“ eröffnet, er dachte also an einen friedlichen Dualismus der beiden Großmächte auf Grund der Gleichberechtigung beider. In seinem „Metier“ fühlte er sich durchaus wohl, und sein noch jugendlich elastisches Empfinden war noch stark genug, daß er nach langer dreißigjähriger Witterschaft am 17. Mai 1866 mit Hedwig von Olfers eine zweite Ehe schloß, die ihn tief beglückte und ihm auch die Trauer über den Tod seines greisen Onkels Rudolf Abeken (24. Februar) überwinden half.

So brach der Krieg von 1866 über ihn herein, ohne daß er an den Vorbereitungen dazu einen recht innerlichen Anteil genommen hätte, aber er riß ihn stärker in seine Wirbel hinein, als er jemals erwartet hatte. Im Gefolge des Königs reiste er am 30. Juni nach dem böhmischen Kriegsschauplatz ab und traf schon am 2. Juli in demselben Gitschin, „mitten in Feindesland,“ ein, das erst am Tage vor der Abreise in die Hände der Preußen gefallen war. Zum erstenmale sah er ein Schlachtfeld; „ich hatte nicht geahnt, daß

ich je den Krieg so in der Nähe sehen würde.“ Schon um Mitternacht desselben Tages wurde er geweckt, denn der König begab sich mit seiner militärischen Suite und Bismarck hinaus auf den Kampfplatz der Entscheidungsschlacht, Abeken aber mußte zurückbleiben, was ihm „schrecklich leid that,“ und saß noch am Nachmittage des 3. Juli in Gitschin „in peinlicher schmerzlicher Erwartung der Nachrichten.“ Erst abends 8 Uhr meldete ihm eine Depesche Bismarcks den Sieg bei Königgrätz, und noch in der Nacht brach das Hauptquartier mit Abeken nach Horšitz (er schreibt falsch Horřc, tschechisch Hořic) auf, wo er am Morgen den König, den Minister und die Offiziere des Stabes „halbtot vor Aufregung“ schon vorfand. Erst am Morgen des 6. Juli ging das Hauptquartier weiter nach Pardubitz. Abeken mit Bismarck im Wagen, über das Schlachtfeld des 3. Juli hinweg, an marschierenden, dem König jubelnden Heerfäden vorüber, durch anmutige, fruchtbare Gegenden unter der hellen Sommer Sonne, „ein wunderbar gemischtes Bild!“ Er teilte aus vollem Herzen die Siegesfreude, er war entrüstet über die Anrufung der französischen Vermittlung durch Österreich („für so schlecht, undeutsch, unritterlich hatte ich doch Österreich nicht gehalten!“) und war stolz auf die musterhafte preussische Mannszucht, die in dem von Hunderttausenden durchzognen Feindeslande kaum Spuren des Kriegs zurückließ. Die diplomatische Arbeit schwoh wieder an, als Benedetti am 12. Juli das Hauptquartier in Zwittau erreichte, aber den Vormarsch hielt er nicht auf; erst in Nikolsburg nahm dieser am 18. Juli für den König und seine Umgebung ein Ende, und hier fielen die großen politischen Entscheidungen. Mit ihnen wuchs Abekens Bewunderung für Bismarck. „Ich habe kaum je einen Menschen gekannt, der soviel Elastizität des Gedankens mit soviel eiserner Kraft des Willens vereinigte,“ so schrieb er am 16. Juli an seine Frau. Von den Verhandlungen selbst und von den harten Kämpfen zwischen dem König und Bismarck berichtet er allerdings fast gar nichts, vielleicht nur aus Zurückhaltung, vielleicht auch, weil er nichts Genaueres erfuhr. „Der König ist sehr bewegt über die Entschlüsse, die zu fassen sein werden,“ schrieb er am 20. Juli. „Gott wird ihn leiten; ich habe gutes Vertrauen. Mäßigung im Siege ist noch größer als der Sieg selbst.“ Es ist bezeichnend für die tiefe Herzensgüte des Monarchen, daß es ihn in „peinliche Verlegenheit setzte, jetzt als Sieger den Grafen Karolji zu empfangen, den er so oft in Berlin unter andern Verhältnissen gesehen,“ und nicht minder, daß er nach leidenschaftlichem Kampfe, als er am Abend des 22. Juli Bismarck empfing, nach einem Rückblick auf seine ganze Vergangenheit von dem späten „Abendrot“ sprach, das seinem Alter noch zu teil geworden sei, und den Minister unter Thränen umarmte. Die Friedenspräliminarien wurden dann am 26. Juli abgeschlossen, „mit einer Mäßigung, die meine Ver nunft bewundern muß, während sie meinem Gefühle fast widerstrebt,“ schreibt Abeken unmittelbar nachher; er hätte dem Heere den Einzug in Wien gegönnt.

Andererseits that es seinem Gefühle weh, Österreich aus Deutschland scheiden zu sehen, aber man „muß keine Gefühlspolitik treiben.“ So verließ er am 2. August Nikolsburg und kehrte nach Berlin zurück. Mit der Forderung der Indemnität in der Thronrede vom 5. August, die „der König und der Minister fast allein gemacht“ hatten, „indem sie einen dünnen und trocknen Entwurf, der aus Berlin gekommen war,*) lebendig umarbeiteten,“ beendete König Wilhelm den Konflikt, sehr zu Abekens Zufriedenheit, der an demselben Tage schrieb: „man hätte das längst thun sollen, und der König und Bismard wenigstens hätten es auch einer andern Kammer gegenüber längst gethan.“ Ebenso befriedigte es Abeken, daß der Kronprinz durch die Erfahrungen des Feldzugs „Bismard näher gekommen und wenigstens in der äußern und der deutschen Politik sehr einig mit ihm geworden ist.“ Über die den süddeutschen Staaten gewährten Bedingungen bemerkte er, sie wären „viel zu gut, wenn wir nicht neben der Gegenwart auch die Zukunft ins Auge fassen müßten.“ In dieser Zukunft aber sah er den Zusammenstoß mit Frankreich unabwendbar heraufziehen, nachdem Napoleon III. das Mögliche gethan habe, die Früchte des Sieges zu verkümmern.**)

Diese Empfindung verstärkte sich in den nächsten Jahren. Am 27. Juli 1867 schrieb Abeken: „Das Gefühl, daß es ohne Krieg mit Frankreich nicht abgeht, wenn die Welt in Ruhe kommen soll, wird immer allgemeiner, obwohl alle einig sind, daß weder Louis Napoleon noch das französische Volk den Krieg will. Aber die Elemente, die an die Oberfläche kommen und dort treiben und drängen, sind weder das Volk noch hängen sie von dem Willen des Kaisers ab,***) und so fürchte ich, we drift into a war.“ Wohl hoffte er, das tragische Ende Maximilians von Mexiko (19. Juni 1867) würde Österreich abhalten, sich Frankreich zu nähern, aber die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Salzburg (18. bis 23. August 1867) zeigte, daß dies eine Täuschung sei. Doch sah er die nächste Kriegsgefahr nicht hier, sondern in dem Konflikte zwischen Italien und Frankreich über Rom. Daher waren ihm die spanischen Wirren, die im September 1868 zu der Vertreibung der Königin Isabella führten, ganz willkommen, weil er meinte, „mit dieser spanischen Fliege im Nacken“ könne Napoleon an keinen Krieg mit Deutschland denken. Eine kurze Bemerkung der Herausgeberin (S. 367) deutet an, daß man, wie selbstverständlich, in Berlin von den französisch-österreichisch-italienischen Bündnisverhandlungen einige Kunde hatte; von Abeken selbst erfahren wir darüber leider nichts.†)

*) aus Zweifens Feder, der damals im Ministerium beschäftigt wurde.

**) So sprach er sich am 6. September 1866 auch gegen Th. von Bernhardi aus, übereinstimmend mit Reudell und Roon. Aus dem Leben Th. von Bernhards VII, 278. 284. 294.

***) Er meint natürlich die Ultramontanen.

†) Von der Absicht eines solchen Bündnisses sprachen Th. von Bernhardi und Reudell schon am 6. September 1866 und am 14. Februar 1867 als von einer ausgemachten Sache. Bernhardi a. a. O. VII, 285. 329 f.

Daß er tief eingeweiht war, versteht sich von selbst; er hatte in diesen Jahren besonders die Angelegenheit der Welfenlegion, die luxemburgische Sache, die Vorbereitungen zum vatikanischen Konzil und die spanische Thronkandidatur zu bearbeiten. Jedenfalls sah er einem Konflikt sehr ruhig entgegen, denn er hatte die wachsende Konsolidation Norddeutschlands vor Augen, die er auf seinen Reisen im Gefolge des Königs beobachten konnte. Mit ihm war er 1867 in den neuerworbenen Westprovinzen, wobei er am 3. Oktober die Hulbigung des ersten norddeutschen Reichstags auf der Burg Hohenzollern mit erlebte, 1868 in Schleswig-Holstein. Auch in den Geschäften spürte er das Aufsteigen der gesamtdeutschen Interessen: „Die preußische Politik ruht, der Norddeutsche Bund absorbiert alles,“ schrieb er schon am 27. September 1867. Seine amtliche und persönliche Stellung war sehr bedeutsam geworden; seit dem 14. August 1866 Wirklicher Geheimer Legationsrat hatte er den unmittelbaren Vortrag beim König, der ihm immer mit gutem Wohlwollen begegnete, und selbst der Kronprinz sagte ihm einmal lachend, er sei jetzt seine Autorität in politischen Dingen.*)

So war Abeken auch allein beim König in Ems, während Bismarck in Varzin Karlsbader trank, als im Juli 1870 die französische Kriegsgefahr urplötzlich heraufstieg. Bald war er mit Arbeiten so überhäuft, daß er vom 6. Juli ab nicht einmal mehr zu seinem Tagebuche kam, geschweige denn zu Briefen;** namentlich nach Benedettis Ankunft am 8. Juli wollte das Kopieren, Schiffrieren und Dechiffrieren kein Ende nehmen. Trotzdem blieb der König bei guter Laune; als ihm Abeken einmal vortragen mußte, Bismarck habe sich beklagt, daß man von Ems aus so viel Tinte in seinen Karlsbader Brunnen gieße, bemerkte er lächelnd: „Ja so sind die Herren, und was uns hier in unsern Emser gegossen wird, das kümmert niemand.“ Abekens Urteil über die ganze Frage stand von Anfang an fest und stimmte mit dem Bismarcks völlig überein. Gleich in den ersten Tagen sagte er: „Es thut mir ordentlich leid, daß unter diesen Umständen der Erbprinz von Hohenzollern von selbst zurücktreten wird. Der einzige Ausweg, den wir dann haben, ist, uns ihnen (den Franzosen) zum Troß mit Süddeutschland zu einigen, sonst ist unsre Ehre befleckt.“ So war er „in schweren Sorgen,“ als am 12. Juli die Depesche von dem Verzicht des Prinzen Leopold eintraf; als aber Werther aus Paris telegraphierte, Gramont verlange vom König einen Entschuldigungsbrief und für die Zukunft weitere Garantien, sagte er: „Das hätte ich nicht geglaubt, daß der arme Werther ein solches Ende nehmen würde. Diese Depesche kann

*) Schon im Mai 1866 sagte Bernhardt zu Ueborn in Florenz, „daß alle wichtigen Dinge durch Reubell und Abeken gehn.“ Aus dem Leben Th. v. B. VII, 7. Bergl. auch S. 339. 346.

**) Dafür war seine Frau als aufmerksame und teilnehmende Zeugin bei ihm. Das schöne Kapitel „Krieg mit Frankreich“ stammt in seiner ersten Hälfte ganz aus ihrer feinen Feder.

ich dem König gar nicht vortragen“ und ging sofort zu dem soeben eingetroffenen Grafen Eulenburg, dann mit diesem zum König. Als er diesem meldete, er habe eine Depesche von Werther, sie sei aber nicht geeignet, dem König von Preußen vorgetragen zu werden, bemerkte dieser ruhig: „Nun, dann nehmen Sie an, wir seien für einige Zeit Privatleute,“ und ließ sie sich vorlesen. So fiel die Entscheidung am 13. Juli. In Abekens Hand zuerst kam morgens auf der Brunnenpromenade das Extrablatt der Kölnischen Zeitung mit der Pariser Nachricht vom Rücktritte Leopolds; er gab es dem Flügeladjutanten Prinz Anton Radziwill, um es Benedetti mitzuteilen, worauf dieser den Anlaß benutzte, „um Se. Majestät den König anzureden und ihm die unverfälschten Vorschläge wegen einer Garantie zu machen“; dann gab der König am vierzehnten das Blatt Abeken, der es mit seinen handschriftlichen Bemerkungen aufbewahrt hat. Nachmittags 3 Uhr 50 Minuten endlich richtete er auf Befehl des Königs an Graf Bismarck die berühmte Emser Depesche, die dieser dann zu der wirksamen Fanfareform zusammenstrich. Trotzdem glaubte man in der Umgebung des Königs noch nicht so dicht vor dem Kriege zu stehen. Da befahl der Monarch am Vormittag des 14. Juli, nach dem Eingange der Bismarckschen Depesche, die Abreise für den 15. Juli. Die Fahrt glich einem Triumphzuge, Abeken aber saß schon von Limburg ab im Salonwagen des Königs, um die an jeder Station ein- und ausgehenden Depeschen zu bewältigen. Es bezeichnet die fürsorgliche Güte des Königs, auch in Kleinigkeiten, daß er selbst beim Frühstück für Abeken und seine beiden Hofräte Butterbrote auf die Gabel spießte und sie ihnen hinüberreichen ließ. Bei der Ankunft in Berlin dankte er Abeken mit herzlichen Worten für treue Dienste in schwerer Zeit und drückte ihm eine Ordensdekoration in die Hand.

Vierzehn Tage später, am 30. Juli, reiste Abeken im Gefolge des Königs und Bismarcks nach Mainz auf den Kriegsschauplatz ab. In dieser nunmehr doppelt wichtigen Stellung hat er den ganzen Krieg mitgemacht und darüber fast Tag für Tag an seine Frau in einer Fülle der anziehendsten Briefe berichtet, die allerdings über politische Dinge offenbar viel weniger sagen, als er wußte. Sie bilden die interessanteste Parallele zu den Tagebuchblättern von M. Busch, der sich fast täglich mit ihm berührte; aber wenn Abekens Briefe auch geistvoll, fein und vornehm sind, so berichtet Busch meist weit eingehender und drastischer.

Von den großen Schlachten hat Abeken, obwohl trotz seiner 61 Jahre ein rüstiger Reiter, weniger gesehen als Busch. Am 15. August sah er vor Metz nur die Staubwolken der abziehenden französischen Armee, am 17. das schreckliche Schlachtfeld von Mars-la-Tour; am 18. war er in Pont-à-Mousson zurückgeblieben. Erst die Schlacht von Beaumont am 30. August konnte er wenigstens aus der Entfernung beobachten, „ein ernstes großartiges Schauspiel.“ Dagegen hatte er am 1. September in Vendresse, mehrere Meilen vom Schlacht-

felde entfernt, mit Arbeiten zu thun und hörte nur am Nachmittage das ferne Feuern der Infanterie von Sedan her. Dafür war er am Morgen des 2. September bei der ersten Zusammenkunft Bismarcks mit Napoleon zugegen und sah dann diesen im Schloßchen Bellevue mit König Wilhelm zusammentreffen, machte auch am Nachmittage den Königsritt um Sedan mit, der erst in dunkler Regennacht endete. Für Land und Leute hatte der Vielgereifte auch jetzt ein offnes Auge; er freute sich, die ehrwürdige Kathedrale von Rheims zu sehen, und ließ sich von solchen Eindrücken oft tiefer ergreifen als andre, weil er alles in einem großen historischen Zusammenhange sah, wo andre nur an die unmittelbare Gegenwart dachten.

In Versailles, wo er mit Bismarck in demselben Hause in der Rue de Provence wohnte, kam eine ruhigere, obwohl sehr arbeitsvolle Zeit. Auch hier hatte er den unmittelbaren Vortrag beim König, zu dessen gesellschaftlicher Umgebung er besonders an den Theeabenden auch hier gehörte, und er wurde namentlich in Zeiten, wo Bismarck mit seinem Herrn nicht recht zusammenstimmt oder nervös-reizbar war — und beides kam häufig vor —, an seiner Stelle zum König geschickt, denn „nichts greift ihn so sehr an, als wenn er dem Könige Vortrag halten muß über Sachen, die dem letztern nicht ganz angenehm sind. Der König giebt zwar immer zuletzt nach, aber in der Überwindung dieses Widerstandes erschöpfen sich die Kräfte des Ministers.“ So spielte Abeken oft genug geradezu die Rolle des Vermittlers. Einmal, am 10. Dezember, war er in derselben Sache dreimal bei dem Monarchen, wurde beim zweiten male „in größter Ungnade hinausgeworfen“ und ging das dritte mal „mit Zittern und Zagen.“ „Niemals bis jetzt,“ so schließt er, „habe ich den König in solcher Aufregung, ja solchem Zorn gesehen und dabei doch jedem Argument und jeder Demonstration zugänglich.“ Ja er war zuletzt „von einer rührenden Güte und Freundlichkeit,“ und bewundernd preist Abeken an einer andern Stelle seine vornehme, echt königliche Ruhe. Gerade diese vermischte er bei Bismarck; „eine große Natur ist er, so charakterisiert er ihn einmal sehr fein, aber doch keine königliche.“ Es war auch für Abeken oft schwer, mit ihm auszulommen, und doch überwand er immer wieder mit der ruhigen, milden Nachsicht des weltkundigen Theologen gegen andre seine eigne Verstimmung und wurde in der Ehrfurcht vor dem großen Genius niemals irre. „Wir sind manchmal recht um ihn besorgt, schreibt er am 20. Oktober. Es ist kein Wunder, wenn er uns gegenüber recht reizbar ist und an uns ausläßt, was ihn von oben her quält und drückt.“ Aber „alles persönlich Unbequeme vergeht und vergeht man leicht über seinen großen Eigenschaften, die ihn zum Werkzeug in Gottes Hand befähigen.“ „Wenn man denkt, was alles auf seinen Schultern liegt, und was er alles leistet, so darf man gar kein Wort mehr sagen; ja man macht sich dann jeden unfreundlichen Gedanken zum Vorwurf.“ Diese besonnen abwägende Gerechtigkeit und die theologische Gewöhnung, die irdischen Ereignisse als gott-

gewollte aufzufassen, hielten Abeken auch ab, in den damals schwebenden Fragen, die andre, vor allem Bismarck selbst, aufs tiefste erregten, leidenschaftlich Partei zu ergreifen oder sich schärfer über sie zu äußern. Nur in sehr gedämpften Tönen giebt er einmal seinem Unmute über die Verzögerung der Beschließung von Paris Ausdruck („Was die Beschließung verhindert, darüber wäre viel zu sagen, aber nicht zu schreiben. Neben den militärischen Gründen mögen noch andre mitwirken, die wir aber beide jetzt besser unberührt lassen.“ 7. Dezember), und wenn er einmal bei Tafel, als die Reichstagsdeputation bevorstand, ärgerlich ausrief: „Daß der Reichstag uns dreißig Kerle herschicken will, ist doch schrecklich“ (Busch, Tagebuchblätter I, 501), so war das ein nicht ganz zeitgemäßer Nachklang der Stimmung, die ihm die Kaiserdeputation von 1849 erregt hatte, und des Grolles aus der Zeit des Konflikts. Scharfe Urteile anderer, auch Bismarcks, zumal über fürstliche Herren waren ihm immer unbehaglich, ohne daß er gerade den Versuch gemacht hätte, sie entschieden zurückzuweisen (vgl. z. B. Busch I, 473). Mit seinem sozusagen „irenischen“ Wesen stand er unter den Mitgliedern des Auswärtigen Amtes, die Bismarck in Versailles alltäglich an seiner gastfreien Tafel versammelte, ziemlich isoliert und wohl nur dem Legationsrat R. von Keudell, dem spätern Botschafter in Rom und Konstantinopel, näher. Die Herren fanden es komisch, wenn Abeken einmal voll Pathos „Wanderers Sturmlied,“ sein „Leiblieb,“ deklamierte oder durch häufige Zitate aus den ihm so geläufigen Klassikern zeigte, daß er sich von der Gegenwart nicht so ganz hinnehmen ließ wie die andern, und sie spöttelten über seine kleinen Eitelkeiten, von denen er nicht ganz frei war, oder über sein unbegrenztes Interesse für alles, was mit dem Hofe zusammenhing. Auch Bismarck beteiligte sich gelegentlich an einer solchen Rederei seines Geheimrats, dessen Arbeitskraft und Gewandtheit er im übrigen sehr zu schätzen wußte. Aus dem Nachhall solcher Urteile und Stimmungen ist auch die Charakteristik hervorgegangen, die M. Busch von ihm in den Tagebuchblättern II, 200 ff. entwirft, und die ihm nicht gerecht wird, weil sie den Kern seines Wesens nicht erfaßt hat.

Und doch stand Abeken den großen Ereignissen, an denen er mitwirkte, keineswegs ohne innere Teilnahme gegenüber, im Gegenteil! Das lebhafteste Interesse nahm er an den zahlreichen, bedeutenden Persönlichkeiten, die während dieser fünf Wintermonate in Versailles beim Kanzler aus- und eingingen. Den Großherzog von Baden nennt er „einen der besten Menschen, die es giebt, und der sehr viel Gutes hier bewirkt hat.“ In dem päpstlichen Nuntius Chigi begrüßte er einen alten Bekannten aus Rom, Thiers erschien ihm als „ein feiner, kluger, echt französischer, ja altfranzösischer Kopf“; er empfand bei den Friedensverhandlungen menschliche Teilnahme mit ihm und Favre, „diesen beiden armen Leuten.“ „Aber, so schrieb er am einsamen Weihnachtsabend 1870 seiner Frau, es ist doch ein Glück, daß man mitarbeiten durfte an dieser großen Zeit.“ Er freute sich besonders herzlich über den Abschluß mit Bayern.

den Bismarck am späten Abend des 23. November seinen Leuten beim Thee bewegt mit den Worten mitteilte: „Die deutsche Einheit ist gemacht, und der Kaiser auch“; er schildert als einer der wenigen nichtmilitärischen Augenzeugen voll innerer Ergriffenheit die Kaiserproklamation am 18. Januar 1871, umso mehr, als gerade er sehr wohl wußte, wie schwer seinem geliebten König die Annahme des neuen Titels wurde, während der Kronprinz „voll Jubel war“ und ihm zurief: „Nun, soweit wären wir!“ Er hörte froh, wie Bismarck um die Mitternacht des 23. Januar zu „seinen Leuten“ ins Theezimmer tretend, ohne ein Wort zu sagen, das Halali pfiß, weil Favre das erstemal herausgekommen war, um zu verhandeln; er schreibt nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am 1. März freudig: „Es ist ein Ungeheures, wie das deutsche Volk und die Weltgeschichte es lange nicht gekannt“; er sah an demselben Tage voll Stolz die Kaiserparade auf den Longchamps und konnte es sich nicht verjagen, mit dem Stabe des sechsten Armeekorps nach Paris hineinzureiten. Um so lebhafter bedauerte er, daß die rasche Annahme der Friedenspräliminarien in Bordeaux einen Lieblingswunsch des Kaisers, an der Spitze seiner Garden in Paris einzuziehen, vereitelte, und er gab das Bismarck schuld, „der immer nur seinem eignen Kopfe folgt, alles allein macht, die Sache nie bespricht, keinen Menschen fragt und doch nicht immer alles bedenken kann,“ um sich dann doch über den Fehlschlag mit dem Gedanken zu trösten: „Wer weiß, wozu es gut ist! Es hätte doch etwas passieren können, und das hat der liebe Gott, der es so gewollt hat, vielleicht abwenden wollen.“ Er blieb noch in Versailles zurück, als das übrige mobilisierte Auswärtige Amt am 6. März die Heimreise antrat. Erst am 13. März reiste er im Gefolge des Kaisers ab und traf am 17. mit ihm in Berlin ein. Er hatte sich als „Federkrieger“ sein Eisernes Kreuz, das ihm der König am Weihnachtsabend sandte, redlich verdient.

Schließlich ist auch er auf dem Felde der Ehre geblieben, wie ein Soldat, als der er sich gern fühlte. Schon in Ferrières hatte ihn am 27. September 1870 als Folge der ungeheuern Aufregungen und Anspannung ein leichter Schlaganfall getroffen, der sich zunächst als Schreibkrampf äußerte und ihn einige Zeit zwang, zu diktieren. Am 14. Mai 1872 frühmorgens, mitten im Beginne des „Kulturkampfes,“ der ihn aufs tiefste erregte, wiederholte sich der Anfall, und diesmal traf er das Herz. Noch zwang er sich dazu, eine wichtige Arbeit über den Streit zwischen Staat und Kirche, die ihm Fürst Bismarck mündlich aufgetragen hatte, zu vollenden, dann packte ihn das Siechtum unwiderstehlich. Nur sein Geist blieb klar und freute sich der zahllosen Zeichen der Teilnahme aus allen Kreisen, obwohl er niemand sehen durfte als seine Frau. Trotz mancher hoffnungsfrohen Augenblicke ahnte er, daß er in den Tod ging, und sah ihm ruhig entgegen. Eine Lungenentzündung, die zu Anfang Juli hinzutrat, machte am Morgen des 8. August 1872, kurz vor seinem 63. Geburtstag, seinem Leben ein Ende.

Einen seiner „bewährtesten Ratgeber“ nannte der Kaiser Abofen in dem herzlichen Telegramm, worin er noch an demselben Tage von Gastein aus der Witwe seinen „tiefen Schmerz“ über die Trauerbotschaft ausdrückte, und Fürst Bismarck gab am 23. Januar 1873 im Abgeordnetenhause als einen der Gründe, die ihn bestimmten, die preußische Ministerpräsidentenschaft niederzulegen, den nicht ersetzten Verlust Abofens an. Beide haben ihm damit ein schönes Denkmal gesetzt. Aber das schönste ist doch diese Biographie aus der Feder seiner Frau, gerade weil sie keine Biographie im vollsten Sinne des Begriffs ist, sondern ihn meist selbst zu Worte kommen läßt. So tritt uns der vielseitige, fein und tief gebildete, innerlich vornehme, aufrichtig religiöse Mensch, der bewegliche, jedem Eindruck empfängliche Geist, der lautere, milde, lebenswürdige Charakter, der gewissenhafte, unermüdblich thätige Beamte, der seinem Königshaus treu und freudig ergebene Diener in klaren Zügen entgegen und damit zugleich ein wichtiges Kapitel unsrer Kulturgeschichte. Aber er hat es auch verstanden, die wertvollsten Augenblicksbilder mit scharfem Blick und sicherer Feder festzuhalten und eine Reihe fein abgetönter Porträts zu geben, vor allem von Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I. und Bismarck. Wenn von dem großen Kanzler in diesen Kriegsmonaten Busch das weitaus umfassendere, lebendigere und farbenreichere Bild gezeichnet hat, so ist die wunderbare Persönlichkeit König Wilhelms in ihrer schlichten Menschlichkeit niemals so schön und ergreifend, so ohne jedes Pathos und ohne jede Schmeichelei, nur aus dem Herzen eines treuen Mannes heraus geschildert worden wie von Abofen. Beide haben hier, jeder in seiner Weise, mit den Augen der Liebe gesehen, und „der Mensch versteht nur, was er liebt.“ So nimmt das lebenswürdige Buch, obwohl es keinem der großen, bahnbrechenden Männer gewidmet ist, doch in der reichen Memoirenliteratur unsrer Zeit eine der ersten Stellen ein.



Über griechische und römische Verfluchungstafeln

Von H. Blümner in Zürich

(Schluß)



iel geringer an Zahl als die griechischen sind die bisher bekannt gewordenen lateinischen Verfluchungstafeln. Sie stammen aus verschiedenen Zeiten, doch rühren die ältesten der erhaltenen wohl erst aus dem Ende der Republik oder aus dem augusteischen Zeitalter her; von da ab reichen sie bis weit in die christliche Zeit hinein. Ihre Fundorte sind außer Rom, dem man die meisten verdankt,

verschiedne Punkte Italiens, ferner Spanien (Emerita), Noricum (Brigantium, heut Bregenz), England (an verschiedenen Orten), Karthago, Constantine, Hadrumetum, Deutschland (Kreuznach). Das Material ist fast durchweg Blei; nur einmal kommt Marmor vor, und einmal Tafel aus England, dessen Zinngruben bekanntlich schon im frühen Altertum ausgebeutet wurden). Die Bleitafeln wurden auch gerollt oder gefaltet, und auch die Nagelung ist üblich. Gefunden sind sie meist ebenfalls in Gräbern; doch wurden manche auch dem Wasser übergeben, wozu dann die Verfluchungsformeln stimmen, indem z. B. die Nymphen als Todesgöttinnen angerufen werden. Die Schrift ist meist die gewöhnliche kursive; rückläufige findet sich nur vereinzelt, und einmal ist die ganze lateinische Inschrift mit griechischen Buchstaben geschrieben. Der Inhalt ist meist sehr einfach; umständliche Verfluchungen, wie auf den griechischen Tafeln, kommen zwar vor, aber seltner. Vielfach haben wir bloße Reihen von Namen und dazu die gebräuchlichen Wörter der Defixio: mando, commendo u. dgl. Eingehender heißt es dann: X soll nicht sprechen können; es soll ihm alles verkehrt gehn. Einmal werden auch mit ausführlicher Detaillierung verflucht: Gliedmaßen, Farbe, Gestalt, Kopf, Haar, Bart; Gehirn, Stirn, Brauen, Mund, Nase, Kinn, Wade, Lippe, Worte, Atem, Hals, Leber, Schulter, Herz, Lunge, Eingeweide, Magen, Arme, Hände, Finger, Nabel, Blase, Oberschenkel, Kniee, Unterschenkel, Fersen, Behen.

Angerufen werden vornehmlich die Manen, dann Dis Pater oder Pluto; außerhalb Italiens auch Gottheiten der in den Provinzen bestehenden Religionen, so in Spanien spanische, in Britannien britische Gottheiten, ferner ägyptische und orientalische. So wird auf der Tafel von Hadrumetum angerufen zunächst „der große Gott,“ d. h. Osiris; dann der, „der den Sperber als Kopf hat,“ d. h. Horus; dann kommen die griechischen Anteroten, die Götter der Gegenliebe, und hierauf die sieben Sterne, d. h. die Planeten, die zur chaldäischen Magie gehören, sodaß wir hier also eine Verbindung von ägyptischen, griechischen und orientalischen Religionsideen haben. Die Anrufung der Anteroten erklärt sich hier dadurch, daß die Tafel eine Liebesbeschwörung enthält: der Betreffende „soll nicht schlafen, sondern vom Liebeswahnsinn entbrennen, soll nicht sitzen, noch sprechen, noch Schlaf finden; brennen soll er im Wahnsinn vor Liebe und Verlangen nach N. N.,“ und so in Wiederholungen weiter. Dieselbe Tafel zieht dann auch noch andre ägyptische Götter herbei, Bachnuphi, Psychipenei, sowie den jüdischen Sabaoth; am Schluß folgt die Drohung, wenn der Wunsch nicht erfüllt werde, so würde der Schreiber in das Allerheiligste des Osiris dringen und das Grab zerstören und machen, daß der Fluß es mit fortführt: „Denn ich bin der große Dekan des großen Gottes.“ Am Ende die ephesischen Buchstaben Achrammachalala. — Soll hier, wie in der oben erwähnten griechischen Tafel, ein Widerstrebender zur Liebe gezwungen werden, so wird sonst meist der Tod des Gegners gewünscht;

er soll sich von innerm Feuer verzehren: „verzehre ihn, verdirb ihn, laß ihn keine Gesundheit genießen; er soll mit dem Wasser dahinfließen; führe ihn schnell weg zu den Unterirdischen; halte ihn in Gewahrsam; mache ihn tot; bringe ihn in den Tartarus“ usw. Bisweilen wird auch für die Erfüllung des Wunsches eine Frist vorsehen, also z. B. hinzufügt: „das soll innerhalb eines Jahres geschehen.“

Eine ganz besondere Klasse unter diesen Verwünschungen sind nun die, die sich auf die Wettrennen bei den Zirkusspielen beziehen. Eine ganze Menge derartiger Täfelchen sind, zum Teil freilich arg zerstört und fragmentiert, im Jahre 1850 an der Via Appia gefunden und später ins Museo Kircheriano übertragen worden; doch sind sie, mit Ausnahme einer von de Rossi im Jahre 1880 mitgeteilten, erst jetzt von Wünsch entziffert und in einer sorgfältigen Publikation mitgeteilt und besprochen worden.*) Nicht alles Erhaltene ist lesbar; viele Fragmente enthalten nur wenige Buchstaben, andre lassen sich nicht mehr aufrollen. Die Publikation von Wünsch enthält achtundvierzig Nummern, und zwar fünf lateinische und dreiundvierzig griechische, die ebenfalls im Museo Kircheriano liegen, aber von anderm Fundort und schon länger bekannt sind. Durch verschiedene Kombinationen, namentlich durch Vergleichung der auf Contorniaten vorkommenden Namen von Wagenlenkern ist es Wünsch gelungen, die Zeit dieser Tafeln ungefähr zu bestimmen: sie rühren danach aus den Jahrzehnten vor und nach 400 n. Chr. her; nur die zuletzt erwähnte Tafel ist etwa um ein Jahrhundert älter. Fast alle beziehen sich, wie erwähnt worden ist, auf Wagenlenker (*agitatores*), nur ein paar Stücke jenes Fundes beziehen sich auf andre Persönlichkeiten. So geht eins gegen einen Bäcker, der in der neunten Regio wohnt und dort auch sein Geschäft hat, wie eigens bemerkt ist; „er soll dem Pluto, dem Vorgesetzten der Toten, übergeben werden, und wenn er die Götter verachtet, so soll er heimgejucht werden von Fieber, Kälte, Krämpfen, Blässe, Schweiß, Schauer, um Mittag, am Abend, bei Nacht, von dieser Stunde und von dieser Nacht an“ u. s. f. Doch auch diese Tafeln gehören nach Charakter und Formeln mit den übrigen gegen Wagenlenker gerichteten in eine Reihe, während die karthagischen, die Wünsch in der vorliegenden Abhandlung ausgeschlossen hat, zwar inhaltlich nahe stehn, da sie auf gleiche Veranlassung zurückgehn, sich aber hinsichtlich der angerufenen Gottheiten und der angewandten Formeln wesentlich von jenen unterscheiden.

Welche Bedeutung im römischen Leben die Zirkusspiele und besonders das Wagenrennen hatten, ist bekannt genug. Das ganze Publikum, hoch und niedrig, ergriff Partei für die auftretenden Faktionen; der Sieg der „Grünen“

*) Sethianische Verfluchungstafeln aus Rom, herausgegeben von Richard Wünsch. Leipzig, Teubner, 1898.

oder der „Blauen“ war ein Ereignis, nicht kleiner als der Ausgang der Derby-Kennen oder der Grand Prix de Paris. Die Wagenlenker waren, ähnlich den englischen Jockeys, meist Leute von niedriger Herkunft und geringer Bildung; aber sie spielten eine wichtige Rolle, waren sehr beliebt und erwarben sich große Vermögen. An Bestechungen oder noch unredlicheren Manövern, um den Sieg eines Konkurrenten zu hintertreiben, fehlte es begreiflicherweise nicht; und da lag es denn nahe, daß man, um dem Gegner zu schaden, auch zu dem Mittel der Verfluchungstafeln griff. Die betreffenden Gegner werden namentlich angeführt; es sind teils griechische, teils lateinische Eigennamen, denen wir da begegnen, nicht selten mit beigefügten Spitznamen, wie Korax (der Rabe), Hopjes (der Fremde), Strumojus (der Kropfige), Asellus (der Esel). Zur deutlicheren Kennzeichnung wird oft der Name der Mutter (wie auch in andern Defigionen, und ganz gewöhnlich in den ägyptischen Papyrusurkunden) hinzugefügt: denn nur die Mutter ist zweifellos, beim Vater ist auf den Zivilstand kein Verlaß, da könnten die Götter leicht irregeleitet werden. Von Interesse sind auch die Namen der Pferde (übrigens fast ausschließlich Hengste), deren auch die karthagischen Tafeln viele enthalten; sie sind verschiedner Art: teils sind es mythologische Namen, wie Cupido, Achilles, Laomedon, Utanuis; teils gehn sie auf die Farbe zurück, wie Aureus, Purpureus (für Färsche), Athiops (für Rappen) oder auf die Herkunft des Pferdes, wie Dardanus, Maurus, Oriens. Andre sind des guten Omens wegen gewählt, wie Victor, Dominator, Derijor, oder sie geben Tugenden und Lob wieder, wie Blandus, Dignus, Pretiosus, Eximius, Präclarus, Rapidus u. dergl. Endlich finden wir auch die ohne jeden Grund aus freiem Ermessen und oft mit Humor gewählten Namen, wie sie auch der moderne Turf kennt, z. B. Judeg, Bugio, Veteranus, Advocatus, Floridus, Chrysiapis u. a. m.

Was nun den Inhalt dieser Tafeln anlangt, so wenden sich die karthagischen unter Anrufung des „Totendämons, wer immer du sein magst,“ d. h. des Dämons oder Schattens dessen, der in dem Grabe bestattet ist, und von allerlei „heiligen Namen,“ ganz besonders gegen die Rennpferde. „Ich beschwöre dich, binde die Pferde (der grünen Partei), deren Namen und Art ich hier hinsetze (folgen die Namen); binde ihnen den Lauf, die Kraft, die Seele, den Mut, die Schnelligkeit; nimm ihnen den Sieg, hemme ihre Füße, lähme und entnerve sie, auf daß sie am morgigen Tage im Hippodrom weder laufen noch gehen können, noch siegen, noch aus den Thoren der Ablaufschranken herauskommen, noch in den Zirkus gelangen; sondern sie sollen stürzen mit samt ihren Lenkern (folgen die Namen).“ Bei der Wiederholung des Fluches kommt wohl noch das eine oder andre hinzu, z. B. daß die Pferde nicht um die Meta (die Spitzsäule, wo eine scharfe Kehre gemacht werden muß, der gefährlichste Punkt der Bahn) herumkommen sollen, oder daß den Lenkern der Blick geblendet werde, auf daß sie ihre Gegner nicht sehen können; „reiß sie

vielmehr von ihren Wagen, strecke sie zur Erde, daß sie allein an jeder Stelle des Hippodroms fallen, ausgezischt, besonders aber bei den Kehren, mit körperlichem Schaden der Pferde, die sie lenken“ oder „mit zerbrochenen Weinen“ u. dergl. m.

Die römischen Tafeln bieten nach Inhalt und Aussehn viererlei. Erstens die eigentliche Verfluchung unter Anrufung der Götter. Sie wendet sich vornehmlich gegen die Wagenlenker selbst und ist zumal wegen der dabei vorkommenden Tursausdrücke von Interesse. So heißt es z. B.: „Ich beschwöre euch, ihr heiligen Engel und heiligen Namen, haltet durch diesen Bannfluch fest und bindet, bannt, fesselt, trifft, hebet aus, verderbt, vernichtet, tötet, zerschmettert den Wagenlenker N. N. und alle seine Pferde am morgigen Tage der römischen Wagenrennen. Er soll nicht gut aus den Schranken herausfahren, er soll weder durch harten Kampf siegen, noch leicht vorbeikommen, noch drücken (der Sportausdruck für das beliebte Manöver, dem Gegner quer vorzufahren oder ihm die Bahn abzuschneiden), noch siegen, noch gut um die Kehre biegen, noch den Preis erhalten, noch von hinten her an mir vorbeifahren, sondern er soll zusammenstürzen und gebunden werden und zerschmettert werden durch eure Macht zur Morgen- und zur Mittagszeit! Bald, bald, schnell, schnell!“

Zweitens Götternamen, die außer im Text auch besonders am Rande stehen. Sie zeigen die arge Religionsmengerei der damaligen Zeit. Da finden wir die ägyptischen Gottheiten, besonders Osiris, Apis, Mneu (wie Apis ein heiliger Stier), Phra (der alte Sonnengott Aha); auch ein etymologisch noch unerklärter Eulamon oder Eulamos gehört wohl hierher. Ferner wird häufig angerufen ein Deus ephydrius und ein Deus Nymphaeus, beide nicht mit Sicherheit zu deuten, jener vermutlich Osiris. Aidaneus ist wohl eine Mischung von Hades und Adonai. Dann ist oft genannt Seth (oder Typhon-Seth), der böse Gott, der die Seelen pakt, ihre Eingeweide verschlingt und von Leichen lebt, wie das ägyptische Totenbuch ihn schildert; er ist ein für das Zauberwesen besonders wichtiger Gott. — Ganz griechisch ist die Ananke, die gewaltige Göttin der Notwendigkeit. Auch wird ein Gott ohne Namen angerufen, von dem es heißt, daß er den unter der Ananke stehenden Kreislauf der Seelen unter sich habe; denn vor dem Throne der Ananke müssen die Seelen erscheinen, wenn sie auf ihrer Wanderung ein neues Lebenslos erhalten: eine neue Lehre, die Orphiker und Gnostiker aufgenommen haben. Daß dieser Gott ebenfalls Typhon-Seth sei, ist freilich nur eine Hypothese von Wünsch. Ferner werden Unterweltsdämonen, auch der Tartarus selbst angerufen. — Jüdisch sind die Engel und Erzengel, die heilig genannt werden; etwas ähnliches sind die sogenannten Paredroi, die „Beisitzer“ zur Rechten und Linken, anscheinend helfende Dämonen. Besonders verehrt werden auch die „heiligen Charaktere,“ wie sie genannt sind, d. h. die Buchstaben oder Zeichen von Zauberkräften, die auf den Tafeln so oft vorkommen, aber meist unerklärbar sind.

Was drittens diese magischen Zeichen anlangt, so finden wir da zunächst häufig ephesische Schrift, bald ganz sinnlose Silbenreihen, bald Gemenge von Silben, die verschiedenen orientalischen Sprachen angehören, sich aber auch nicht deuten lassen. Ähnliche Bedeutung haben die gnostischem Brauch angehörigen Vokalreihen, die sich sehr häufig finden, namentlich die sieben Vokale $\alpha \epsilon \eta \iota \omicron \upsilon \omega$, je siebenmal gesetzt; es hängt dies mit der uralten heiligen Bedeutung der Siebenzahl zusammen.

Viertens Zeichnungen, durchweg sehr primitiver Art. Vornehmlich erscheint Osiris, dessen Bild meist an die Stelle gesetzt ist, wo er angerufen wird, in der Regel links oben auf der Tafel, als menschlicher Oberkörper auf oblongem Untersatz (den Wünsch für einen auf einer Schleife stehenden Sarg erklärt), offenbar die Nachbildung einer Büste; auf dem Haupte hat er einen merkwürdigen Koppsuz. Dann finden sich mehrfach menschliche Köpfe auf trapezförmigen Untersätzen aufgestellt; Wünsch hält sie, da sie meist in der Zweifzahl erscheinen, für die oben erwähnten Weisiger zur Rechten und Linken; doch sind auch einmal drei solche Büsten zu sehn, und da bedeuten sie die Verfluchten, deren Namen beigeschrieben sind. Wo sie jedoch zu zweien erscheinen, findet sich bisweilen in ihrer Mitte eine größere, höchst auffallend gestaltete Figur. Ein Mensch mit einem spitzohrigen Tierkopf — nach Wünsch wäre es ein Eselskopf, andre wollen darin einen Hund oder einen Schakal erkennen — hält in der Linken eine runde Scheibe, in der Rechten einen Gegenstand, den Wünsch für eine Rute hält; es könnte auch eine brennende Fackel oder Kerze sein. Der Unterkörper ist mit einem Fransengewand bedeckt, an den Füßen trägt er große, eckig zugeschnittene Schuhe. Mystische Zeichen sind an Brust und Weinen eingezeichnet. Wünsch hält diese Figur für den Gott Seth, weil dieser, ob schon oft nicht mit Namen genannt, der mächtigste aller Götter sei, mit Ausnahme der Ananke, der auch er untersteht. — Ferner sind Schlangen abgebildet, die menschliche Figuren oder Mumien umwinden oder auch allein für sich erscheinen. Die von ihnen umwunden Menschen sind jedenfalls Wagenlenker, die „gebunden“ werden sollen; die Mumiendarstellungen hält Wünsch für Bilder des Sarapis, was freilich sehr hypothetisch ist.

Auch einige andre Zeichnungen stellen die verfluchten Wagenlenker dar: sie haben die charakteristische Tracht (helmartige Kappe mit Kinnriemen, eng-anliegende Ärmel, Hosen, kurze Tunika, die mit Lederstreifen umwunden ist — alles zwar nur angedeutet, aber doch kenntlich); Querstriche, die über Hände und Füße oder auch nur über die Füße allein geführt sind, deuten die magische Fesselung an, die auch dadurch bezeichnet wird, daß die Arme über der Brust und ebenso beide Füße gekreuzt sind. Auf einer Tafel sehen wir zwei Dämonen, die einen Wagenlenker fesseln; der eine ist rein menschlich gebildet, der andre hat einen Vogelkopf, ist also ägyptischer Herkunft. — Dann bieten die Zeichnungen noch allerlei andres, z. B. Leitern, die sicher auch symbolische Be-

deutung haben, Sterne, die Planeten andeuten, einmal auch ein Widellind (das freilich auch eine Mumie sein könnte); und endlich finden sich allerhand mythische Charaktere, aus Kreisen, Vierecken, Sternen usw. zusammengesetzt.

An diese merkwürdigen Täfelchen hat ihr Herausgeber eine Hypothese geknüpft, die schon im Titel seiner Schrift zum Ausdruck kommt: er stellt nämlich die Ansicht auf, daß sie ihre Entstehung der christlichen Sekte der Sethianer verdanken. Diese Sekte nannte sich nach Seth, dem Sohne Adams, aus dessen Geschlecht Christus abstamme. Natürlich ist dieser Seth ein anderer, als der ägyptische der Tafeln; Wünsch sucht jedoch den Nachweis zu führen, daß hier eine Religionsmischung stattgefunden habe: die Sethianer hätten in der That einen eselköpfigen Gott verehrt, und so sei der Vorwurf, der den Juden von den Heiden gemacht wurde, daß sie einen Gott mit Eselskopf verehrten, nicht aus der Luft gegriffen gewesen. Die Gleichheit des Namens habe allmählich zu einer Verschmelzung geführt: Typhon-Seth, der Eselsköpfige, und Christus-Seth, der Gekreuzigte, seien eins geworden. Auch das bekannte, vielbesprochne Spottkruzifix vom Palatin, auf dem ein am Kreuz hängender Eselsköpfiger angebetet wird, mit der Inschrift „Alexamēnos verehrt Gott,“ will Wünsch in diesem Sinne deuten, daß Alexamēnos hierdurch nicht von einem Heiden als Christ verspottet werde, sondern daß er als gläubiger Sethianer wirklich den Gekreuzigten mit dem Eselskopfe verehrt und das Graffito selber gezeichnet habe, um sich als treuen Anhänger dieser Religion zu bekennen.

Ich muß gestehen, daß mir diese Vermutung sehr wenig einleuchten will, so wenig, wie die Zurückführung dieser Tafeln auf die Sekte der Sethianer. Zwar meint auch Wünsch nicht, daß die Urheber der Verfluchungen alle Sethianer gewesen seien; aber da fast alle griechischen Tafeln, wie sie mit-sammen gefunden worden sind, so auch von einem und demselben Schreiber herrühren (denn die ungebildeten Wagenlenker waren wohl meist des Schreibens unkundig und beauftragten daher einen dafür empfohlenen Zauberkundigen), und da sich ferner die mit den gnostischen Anschauungen von den Archonten der Sternsphären zusammenhängenden Vokalreihen und sonstiges Gnostische darin findet, so meint Wünsch, der Zauberer, der teils selbst solche Tafeln schrieb, teils ihre Anfertigung lehrte, sei ein Sethianer und als solcher auch mit der Gnosis vertraut gewesen. Die Kritik hat diese Hypothese sehr skeptisch aufgenommen, und sicher mit Recht. Namentlich wird darauf hingewiesen, daß die Verwendung gewisser Zeichen und Symbole im Zauberwesen das Prius, ihre Aufnahme in die Gnosis erst das Posterius gewesen ist; viele Leute werden die heiligen Charaktere, die Vokalreihen, die Schlangen, den eselköpfigen Gott usw. im Zauber angerufen haben, ohne mit der eigentlichen Gnosis in Verbindung zu sehn. Magische Formeln verbreiten sich, mündlich oder schriftlich, sicher überall hin; wer sie anwandte, hatte von ihrer Entstehung oder Bedeutung sicherlich oft keine Ahnung, und die Religion kam dabei am aller-

wenigsten in Betracht, da Heiden, Juden und Christen in gleicher Weise solche Zauberrezepte anwandten. Und wie wenig wissen wir überhaupt von dem Gnosticismus! Auch bezüglich des efselköpfigen Gottes — wenn es wirklich ein Efselkopf ist, den die Figur auf den Tafeln aufweist — ist noch keineswegs das letzte Wort gesprochen. Man erinnere sich, daß ein uraltes Wandgemälde aus Mykenä drei menschliche Figuren mit Efselköpfen zeigt; daß sich am Gewand der Demeter des Damophon in Lykosura efselköpfige Tänzer dargestellt finden. Ob es da Zusammenhänge giebt — wer kann das einstweilen sagen!

In der Einleitung zu den attischen Verfluchungstafeln hat Wünsch auch eine Hypothese über die Entstehung und Verbreitung dieses Zauberwesens aufgestellt. Da die ältesten Tafelchen aus Attika stammen, so vermutet er, der Brauch sei von dort ausgegangen; von da habe er sich weiter verbreitet nach Italien und Rom, wo man ihn früher nicht gekannt habe, da alle dort gefundenen Defixionen jüngern Datums sind; dann nach Ägypten, wo nun, besonders in Alexandria und andern Orten mit griechischer Kultur, die griechischen Elemente des Zaubers eine starke Vermischung mit orientalischen erfuhren. Diese neue Zauberweise habe dann wieder von Ägypten aus den Weg nach Nordafrika, Cypern und zurück nach Italien genommen. Schließlich sei der Aberglaube durch die römischen Legionen über das ganze römische Reich hin verbreitet worden, bis das Christentum kam, das teils in gnostischer Form ebenfalls von solchen Defixionen Gebrauch machte, teils ihnen einen andern Weg wies, indem sich die Verfluchungen gegen die Feinde der Kirchekehrten. Es muß abgewartet werden, ob weitere Funde, die sicher nicht ausbleiben werden, diesen vorläufig skizzierten Entwicklungsgang des Brauches der Verfluchungstafeln bestätigen werden. Zur sichern Annahme der Hypothese reicht das vorliegende Material entschieden noch nicht aus, ein einziger Fund kann da das Ganze über den Haufen werfen.



Der Arm der Gerechtigkeit



Es ist nun schon einige Jahre her, da traf ich eines Tags beim Schlendern durch Berlin in einer der weniger belebten Nebenstraßen ein ganzes Rudel Zungen, die eifrig mit Murnelspielen beschäftigt waren. Sie hatten sich von einer der Granitplatten des Trottoirs eine Ecke abgeschlagen, und um dieses so geschaffne Glückslot konzentrierten sich nun ausschließlich die Interessen der kleinen Hagardeurs. Mein Zusehen schien sie wenig zu belästigen, denn ohne sich irgendwie in ihrem Vergnügen hören zu lassen, schoben sie ruhig weiter, stritten sich gelegentlich hitzig um den

Gewinn, beschuldigten sich erboßt gegenseitig des Vagelns, fuhren sich wohl auch hin und wieder in die Haare, ohne aber das Spiel auch nur einen Augenblick lang zu unterbrechen. Da scholl plötzlich aus dem Munde eines der kleinen Knirpse der gellende Ruf: „Ein Heimlicher!“ Im Nu raffte jeder von ihnen seine Lohfügelchen zusammen, und wie eine Schar Hühner, in die der Habicht stößt, verschwand die ganze Schar mit Windeseile in den umliegenden Häusern. Ich hatte mich gleichfalls auf den Ruf hin umgesehen, und richtig, nur wenige Schritte vom Schauplatz entfernt stand der mir wohlbekannte Kriminalschutzmann des betreffenden Reviers.

Ein kleiner harmloser, an und für sich ganz belangloser Vorfall, wie ihn wohl viele Menschen schon einmal zu beobachten Gelegenheit hatten. Er würde auch wahrscheinlich längst meinem Gedächtnis entschwunden sein, wenn nicht die in den letzten Jahren immer brennender gewordene Frage nach den Ursachen der zunehmenden Ungeschicklichkeit der Geheimpolizei bei der Aufhellung gerade der schwersten und grausigsten Verbrechen die Erinnerung daran immer wieder aufgefrischt hätte. Denn bei Lichte besehen giebt doch die kleine Geschichte dem denkenden Menschen recht viel zu denken. Ein Geheimpolizist, der schon von kleinen Kindern ohne weiteres als solcher erkannt wird — auch der Blödeste wird zugeben, daß ein solcher wohl schwerlich die geeignete Persönlichkeit ist, routinierten Verbrechern und Gaunern auf ihren dunkeln Schlichen nachzuspüren, sie unausgesetzt zu beobachten und dadurch schließlich zur Strecke zu bringen.

Was ist ein Geheimpolizist? Der Laie stellt sich darunter gewöhnlich Leute vor, die heute als englischer Lord verkleidet irgend einen verdächtigen Fremden bei Hüller oder Dressell beobachten, sich morgen in der Maske eines Strolchs in irgend einer obfluren Penne mit den dort Mächtigen gemein machen, übermorgen wieder als Dienstmann an irgend einer Straßenecke stehn usw.; eben Leute, die so ziemlich in allen Sätteln gerecht sind und den Verbrecher in jeglicher Verkleidung zu beobachten verstehen und sich in sein Vertrauen zu schleichen wissen, um ihn früher oder später mit unfehlbarer Sicherheit dem Strafrichter zu überliefern. Ich sage, der Laie denkt so; der Fachmann natürlich nicht. Ich bin überzeugt, wenn die Leiter der Kriminalabteilungen unsrer Großstädte die Schilderungen der mit Recht so beliebten Kriminalschriftsteller lesen, drehen sie jedesmal resigniert den Daumen übereinander und stöhnen wehmütig: „Ach Gott! . . . Wenn wir solche hätten . . . dann . . . aber so! . . .“ Und fragt man sie nun, warum sie sich denn „Solche“ nicht zu verschaffen vermögen, dann werfen sie dem neugierigen Frager wohl einen verwunderten Blick zu, als wollten sie sagen: „Ja, Mensch! Lebst du denn auf dem Monde, daß du nicht weißt, wie uns in dieser Beziehung die Hände gebunden sind?“ Und wenn sie dann vielleicht gerade gut gelaunt sind, geben sie dem aufhorchenden Laien die Geschichte ihrer Leiden wohl auch zum besten. Eine Geschichte, nach deren Anhören dem Unkundigen manches sonderbare Ereignis auf kriminalistischem Gebiet um vieles verständlicher wird.

In der That, wenn man die wahrhaft jammervollen Rekords über die Leistungen der Kriminalpolizei, wie sie in der letzten Zeit von der Presse gebracht worden sind — ich erinnere nur an das vor mehreren Jahren die Runde durch die Blätter machende „Nette Register,“ wonach allein von zweihundzwanzig im Laufe weniger Jahre verübten Mordthaten in vierzehn Fällen die Thäter unentdeckt blieben —, einigermaßen verstehen will, dann muß man auch die ganz eigentümlichen Beschränkungen kennen, denen gerade die Chefs der Sicherheitsbehörde bei der Auswahl ihrer Beamten unterworfen sind. Kein Dorfschulze, kein Amtsrichter, überhaupt

kein irgendwie selbständiger Beamter im Deutschen Reich ist wohl in der Auswahl der geeigneten Beamten für irgend eine von ihm ausgeschriebene Stelle in so enge Grenzen gebannt, wie die Leiter der Kriminalpolizei unserer Großstädte, die doch gewiß in verantwortungsvoller Stelle sind.

Es dürfte genugsam bekannt sein, daß kein anderer Zweig des Staatsdienstes so ausschließlich den Militäranwärtern vorbehalten ist, wie die Polizei. Man wird ja auch nur wenig dagegen sagen können, solange sich die Ergänzung der entstandenen Lücken durch gediente Unteroffiziere lediglich auf die uniformierte Schutzmannschaft beschränkt. Mag man auch in Publikum und Presse vielfach über die Barschheit, Schroffheit und Rücksichtslosigkeit dieser Leute manchmal mit Recht zu klagen haben, es bleibt doch Tatsache, daß es für die Aufgaben, die diesen Beamten im allgemeinen zufallen, gar keine bessere Vorschule giebt als eine längere Militärdienstzeit. Die Autorität, die die uniformierten Polizeileute beim Publikum, namentlich aber in den niederen Schichten der Bevölkerung, bei dem rüden Gefindel unserer Großstädte genießen, beruht nun einmal nirgends auf ihrer Intelligenz, sondern auf ihren kräftigen Fäusten. Das ist nicht bloß in unserm vielverlästerten „bespottlichen Polizeistaat“ so — das ist in andern freiheitlicher regierten Ländern zum Teil noch weit schlimmer. Denn während man sich bei uns doch wenigstens immer noch mit einem bestimmten Körpermaß des Bewerber für den Polizeidienst begnügt, entscheidet in den meisten amerikanischen Städten erst ein ziemlich respektables Gewicht über seine Tauglichkeit zum Konstable.

Was also unsere Polizeibehörden mehr und mehr dem Fluch der Lächerlichkeit aussetzt, das ist nicht die Art und Weise, wie sie bei der Rekrutierung ihrer uniformierten Beamten verfahren, sondern daß sie bei der Anstellung für die Kriminalabteilungen, die doch wesentlich andre Aufgaben zu erfüllen haben, dasselbe Material verwenden. Man mache sich doch nur einmal klar, welche Lächerlichkeit darin steckt, daß der Chef der Kriminalabteilung, der an seine Leute ausschließlich geistige Anforderungen stellen muß, lediglich auf solche Bewerber angewiesen ist, die der Oberst der Schutzmannschaft vorher nach dem Grundfaß: Größe nicht unter 1,70 ufw. ausgesucht hat.

Aber nicht nur die Beschränkung der Kriminalpolizei auf eine kleine, auf diese Weise ausgeübte Anzahl von Militäranwärtern, sondern überhaupt die Tatsache, daß gerade bei dieser Behörde der Zivilverorgungsschein des ehemaligen Soldaten das erste Erfordernis ist, ist ein verhängnisvoller Fehler. Wer auch nur ein wenig von diesen Dingen versteht, wird zugeben müssen, daß die Schule, die der Militäranwärter während seiner zwölfjährigen oder noch längern Dienstzeit durchmacht, für einen angehenden Geheimpolizisten die denkbar ungünstigste ist. Die ganze Erziehung des Soldaten läuft darauf hinaus, ihm jedes überflüssige, selbständige Denken abzugewöhnen; er soll einfach gehorchen, ohne erst lange nach dem Warum und Weshalb zu fragen. Das Plauen und Überlegen ist für ihn vollständig Luxus, das hat er ruhig seinen Vorgesetzten zu überlassen; er hat einfach die ihm gegebenen Befehle auszuführen; sein Evangelium ist ein für allemal: Es ist befohlen!

Und nun halte man dagegen, welche Eigenschaften der Kriminalbeamte haben muß. List, Verschlagenheit, Geistesgegenwart, Weltgewandtheit, Verstellungskunst und vor allen Dingen eine das Mittel weit überragende Menschenkenntnis. Also alles Dinge, von denen wir bei unsern Unteroffizieren nur sehr wenig antreffen werden. Sie brauchen ja auch keine dieser Eigenschaften für den Dienst, im Gegenteil, es ist im höchsten Grade wünschenswert, wenn sie so wenig wie möglich davon haben, denn die Tüchtigkeit des Geheimpolizisten bleibt doch immer ein Spionens-

handwert und muß als solches einem wirklich guten Soldaten allezeit wider die Natur gehn. Preßt man ihn nun trotzdem zum Kriminalbeamten, dann darf man sich auch nicht wundern, wenn er nun als solcher aller Augenblicke einen der ärgerlichen Vorfälle heraufbeschwört, die die öffentliche Meinung erregen und erbittern und sicherlich mehr als alles andre dazu beitragen, daß die Kriminalpolizei die für ihr erspriessliches Wirken unbedingt nötige Mitarbeit des Publikums mehr und mehr verliert.

Ich will hier auf das ärgerliche Kapitel der kriminalistischen Irrungen nicht näher eingehn. Einzelheiten aus diesen Vorgängen werden wohl jedem genügend bekannt sein; das Ergebnis der Prüfung ist wohl bei allen dasselbe, daß sie sich nämlich sehr wohl hätten vermeiden lassen, wenn die Beamten auch nur ein Gran Takt und Menschenkenntnis gehabt hätten. Aber du lieber Gott! Takt und Menschenkenntnis! Es sind freilich für den simplen Laienstand zwei unentbehrliche Requisiten für den Geheimpolizisten, aber unsere Kriminalpolizei zeigt uns eben, daß es im Notfall auch ohne sie geht, wenn man nur nicht das unbillige Verlangen an sie stellt, alles heraus zu bekommen, was im Dunkel der Nacht von abgesehenen Bösewichtern geplant und durchgeführt wird.

Übrigens kann ich hier, auch auf die Gefahr hin, damit gegen mich einen gewaltigen Entrüstungsrummel herauf zu beschwören, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich die erfahrenen Kriminalisten über den „Fall Klejer“ und ähnliche Vorfälle schwerlich besonders aufgeregt haben werden. Solche irrtümlichen Verhaftungen mögen für den davon Betroffenen einige unangenehme Stunden im Gefolge haben, aber ganz werden sie sich wahrscheinlich auch bei der besten Polizei nicht vermeiden lassen, wenn derartige Sachen auch bei ihr etwas distrekter durchgeführt werden dürften. Aber auch darüber würde sich der Fachmann noch keineswegs die Haare ausraufen, wenn wirklich einmal eine hochgeborne Dame der Gesellschaft irrtümlich für eine Straßendirne gehalten und als solche ein bißchen unmanierlich behandelt wird, denn außer einigem Ärger bei den Zunächstbeteiligten richten ja diese Geschichten niemals großen Schaden an. Die Erbitterung der Fachleute beginnt erst da, wo durch die plumpe Ungeschicklichkeit der niedern Beamten — denn selbstverständlich führen immer nur diese solche Feldensstückchen aus — ein wirklicher, vom kriminalistischen Standpunkt aus kaum wieder gut zu machender Schaden angerichtet wird.

Es ist eine der berechtigten Eigentümlichkeiten der vielgerühmten öffentlichen Meinung, daß sie oft verhältnismäßig harmlose Vorfälle zu Sensationsgeschichten ersten Ranges aufbauscht, während sie weit Wichtigeres mit keiner Silbe streift, und so kommt es denn, daß über die Ungeschicklichkeit des Schußmanns, der ein ehrbares Mädchen irrtümlich zur Wache schleppt, Ströme von Druderschwärze vergossen werden, während über die eines andern, der vielleicht zu derselben Zeit das Entkommen eines Mörders ermöglicht, kein Wort an die Öffentlichkeit dringt. Die Anzahl der Fälle ist gar nicht so klein, wo das von den leitenden Beamten unter einem Aufwand unsäglich Mühe und Geduld allmählich um das einzufangende Opfer gezogene Netz kurz vor dem Zuziehen durch irgend eine Dummheit eines ihrer Untergebenen wieder zerrissen wird, wo durch das ungeschickte Ausführen der ihnen gegebenen Aufträge der Thäter schon vor der Zeit fopfscheu gemacht wird, sodaß die Kommissare, Untersuchungsrichter usw. manchmal den ihnen zugewiesenen Hilfskräften eben wegen ihrer glänzenden Hilseleistung in der Stille des Stämmerchens Schmeicheleien zu sagen gezwungen sind, die jedem andern Staatsbürger wahrscheinlich übel bekommen würden. Ich sehe hier noch ganz ab von den kleinen, weniger wichtigen Fällen wie Brandstiftung, Meineid, Einbruch usw.

und beschränke mich auf das schwerste Verbrechen, auf den Mord. Bei Mord und Mordthaten, so sollte man meinen, führt doch die Kriminalpolizei gewiß ihre besten Truppen ins Gefecht, und wenn sogar die mit der Aufhellung solcher Kapitalverbrechen betrauten Kommissare keine geeigneten Hilfskräfte zur Verfügung haben, dann kann man sich wohl ungefähr ein Bild davon machen, was die wert sind, die für die Bearbeitung der sogenannten Bagatelldingen verwendet werden.

Da flattert mir zufällig von den im Laufe der Jahre gesammelten Zeitungsausschnitten eine Notiz auf den Tisch. „Ich, der Mörder der Wende!“ beginnt der schwungvolle, einem Berliner Lokalblatt entflammende Dithyrambus, und dann erzählt der augenscheinlich stark von der nunmehr glücklich in den Orkus hinabgesunkenen Anna Gilling beeinflusste Verfasser, allem Anschein nach eine in Berliner Journalistenkreisen wohlbekannte Persönlichkeit, daß eines Tages ein Kriminalbeamter bei ihm erschienen sei, mit der Bitte, sich doch möglichst gleich nach dem Polizeipräsidenten zu bemühen. Da er dort kein Fremder war, so nahm er zunächst an, daß es sich auch bei dieser Einladung wieder um irgend eine unwesentliche Sache handle; eine Auffassung, die der Beamte auf Befragen auch bestätigte. Das ganze Betragen des Beamten war aber schließlich doch so, daß der Eingeladene stutzig wurde und sofort merkte, daß es sich diesmal um irgend eine ihn kompromittierende hochwichtige Sache handeln müsse. Er ging also mit, und auf dem Polizeipräsidenten erfuhr er dann zu seiner angenehmen Überraschung, daß er als der vermeintliche Mörder der bekanntlich im Tiergarten erschossenen Wende mit einigen Zeugen konfrontiert werden sollte.

Die Laienwelt wird ja vermutlich den ganzen Entrüstung atmenden Artikel verschlungen haben, ohne überhaupt die wirkliche Pointe heraus zu finden; die Fachleute werden aber den Kopf über den Tolpatsch geschüttelt haben, der durch seine unverzeihliche Ungeheuerlichkeit die von seinem Kommissar gelegte Mine dem Verdächtigen schon vorher verriet. Man stelle sich den Fall nur einmal so vor, wie er für den Kriminalisten liegt. Bei einem die Bevölkerung in Aufregung setzenden Morde wird die Kriminalpolizei vom Publikum auf eine bestimmte Persönlichkeit als den mutmaßlichen Mörder aufmerksam gemacht. Es soll nun einigen Zeugen Gelegenheit gegeben werden, sich den Mann einmal in der Nähe anzusehen, ohne ihn womöglich etwas davon merken zu lassen. Das ist ja leicht zu machen. Einen Augenblick unauffälligen Zusammenseins im Wartezimmer, ein flüchtiges Vorbeigehen im Korridor war dazu völlig ausreichend. Von dem Ausfall dieser unauffälligen Rekonoszierung hätten dann selbstverständlich alle weiteren Schritte abgehangen. Entweder es stellte sich heraus, daß es sich um einen falschen Verdacht gehandelt habe, und dann hätte man den Betreffenden nach einigen gleichgiltigen Fragen ruhig wieder nach Hause gehen lassen, ohne ihn überhaupt erst durch einen so schweren Verdacht unnötig zu ängstigen und zu beunruhigen; oder die Konfrontierung bestätigte die eingegangene Denunziation — dann konnte man dem Kerl seine Schuld entweder gleich auf den Kopf zusagen — und was dieses unerwartete Auf-den-Kopf-Zusagen bei der Überführung des Verbrechers oft für eine Rolle spielt, davon macht sich der Laie wohl keine rechte Vorstellung —, oder wenn hierzu das Belastungsmaterial noch nicht ausreichend erschien, so ließ man ihn ebenfalls nach einigen gleichgiltigen Fragen ruhig wieder laufen, um erst durch sorgfältige Beobachtung weitere Beweise gegen ihn zu bekommen. Auf jeden Fall behielt der die Untersuchung führende Beamte das Spiel so lange in der Hand, als der der That Verdächtige nichts ahnte. Sobald er aber nur im mindesten Unrat witterte, fiel natürlich der ganze auf Überraschung zugeschnittene Schlag

vollständig ins Wasser. Ob man ihm nun seine Schuld gleich auf den Kopf zusagte, oder ob man ihn anstandshalber erst noch einmal laufen ließ — der Erfolg war in beiden Fällen derselbe. Einmal aufmerksam gemacht, hätte er sich auf dem Hinwege jedenfalls gründlich auf seine Ausreden vorbereitet und hätte wahrscheinlich mit keiner Wimper gezuckt, wenn plötzlich dieses Thema berührt worden wäre, und auch wenn er nochmals entlassen worden wäre, hätte die schärfste Überwachung kein greifbares Resultat mehr ergeben. Denn eine Dummheit oder Unvorsichtigkeit, wodurch er sich verrät, begeht der Verbrecher immer nur solange, als er glaubt, daß noch kein Mensch an ihn denkt. Von dem Augenblick an, wo er weiß, daß er schon im Verdacht steht, ist er auf seiner Hut und vereitelt gewöhnlich durch seine Vorsicht jeden Versuch, ihm durch genaue und sorgfältige Überwachung seines Thuns und Treibens doch noch den Strick um den Hals zu legen.

Siernach muß man also jene Tölpelhaftigkeit beurteilen. Der Verdächtige hatte schon häufig auf dem Polizeipräsidium zu thun gehabt; es lag also gar nichts Auffälliges darin, wenn man ihn wieder einmal dorthin beschied. Der Beamte hatte auch zweifellos den Auftrag erhalten, alles zu vermeiden, was den Argwohn des Eingeladnen hätte rege machen können; zugleich wird man ihm aber auch die in solchen Fällen selbstverständliche Weisung erteilt haben, ihn unauffällig im Auge zu behalten, und dieser so unendlich häufig vorkommenden Doppelaufgabe war seine Geschicklichkeit leider nicht gewachsen. In seinem überängstlichen Bestreben, sich den vermeintlichen Galgenvogel nicht mehr entweichen zu lassen, verfuhr er so plump, daß dieser sofort merkte, daß ihn der Beamte nicht begleite, sondern einfach in einer etwas diskreten Form eskortiere, und darauf konnte er sich natürlich sofort einen Bers machen.

Wenn auch nun nicht immer gleich wegen Mordthaten, so tritt doch thatsächlich die Notwendigkeit derartiger persönlicher, diskreter Zitationen alltäglich an die Kriminalpolizei heran, und der Effekt ist in beinahe allen Fällen derselbe. Namentlich die notorischen Gauner wissen gewöhnlich sofort, ob sie wirklich nur wegen einer für sie gleichgültigen Vernehmung auf das Polizeipräsidium geholt werden, oder ob ihr wertres Fell wieder einmal irgendwie von der rächenden Nemesis bedroht ist. Hält sich nämlich der abholende Beamte bei dem gemeinsamen Gange stets einen halben Schritt hinter ihnen, dann wissen sie auch, daß irgend ein vager, unbestimmter Verdacht gegen sie vorliegt, den sich nicht weiter verdichten zu lassen in dem bevorstehenden Verhör ihre vornehmste Sorge sein muß. Um was es sich überhaupt handelt, das wissen sie natürlich schon von selbst — auf welchen speziellen Punkt der Sache sie sich aber vorzubereiten haben, das verrät ihnen dann gewöhnlich schon bei einigem Geschick im gelegentlichen Hinhorchen der „Geschichte“ Gefandte. Denn gewöhnlich bekommt er schon von seinem Kommissar den Auftrag, oder er kann doch wenigstens der Versuchung nicht widerstehen, den Geholten anscheinend unversänglich ein bißchen auszuholen, und da nun in Punkto Verschlagenheit die Gauner den Geheimpolizisten meist bedeutend über sind, so ist das Endergebnis dieser diplomatischen Ermittlungen regelmäßig, daß der Polizist nichts und der Gauner alles erfährt. Dann mag der inquirierende Beamte noch so geschickt vorgehen, der Gauner weiß ganz genau, daß diese einleitenden, gleichgültigen Fragen nur Blendwerk sind, um ihn erst sicher zu machen, daß aber plötzlich das verhüllende Taschentuch oder Zeitungsblatt vom Tisch verschwindet und die gemüthliche Frage an sein Ohr schallt: „Nun sagen Sie mal, kennen Sie denn das hier?“

Natürlich ist der Gauner durch die Form der an ihn ergangenen Einladung längt auf diese Frage geacht, und von irgend welchem schuldbehafteten, jähem Er-

bleichen ist natürlich keine Rede mehr bei ihm. „Richtigall! ich hör dir trampeln!“ Das ist fast immer das Leitmotiv der stillen Gedanken derer, an denen sich so ein Unglückssturm in irgend einer deliktaten Mission versucht. Namentlich bei den gewohnheitsmäßigen Verbrechern, die durch ihren steten Kampf mit den Gesetzen natürlich die verschiedensten Eigentümlichkeiten ihrer Berufsfeinde längst gründlich kennen, spielen diese gewöhnlich die harmlose Rolle des Sonntagjägers bei den Hasen. Das heißt wenn nicht ganz unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, sind sie ziemlich sicher davor, daß ihnen ein Haar gekrümmt wird.

Um zu zeigen, welche wahrhaft bejammernswerte Rolle die Kriminalpolizei im Kampf gegen das notorische Gaunertum spielt, sei hier nur an den berühmtesten Prozeß Dickhoff erinnert. Dieser wird allerdings dem großen Publikum infolge von neuen Ereignissen wahrscheinlich längst aus dem Gedächtnis geschwunden sein; bei Fachleuten gilt er indessen mit Zug und Recht auch heute noch als eine der bedeutendsten kriminalistischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Von dem Viertelhundert Mordthaten, die damals so nach und nach wieder fällig geworden waren, hoffte man bekanntlich wenigstens für ein kleines halbes Duzend bei Dickhoff die nötige Dedung zu finden. Wie man sich erinnern wird, vergeblich, denn der Prozeß endete zwar schließlich mit der Verurteilung Dickhoffs wegen Beihilfe zum Morde, da er aber 1890 im Zuchthause zu Sonnenburg gestorben ist, ohne jemals irgend ein Geständnis abgelegt zu haben, so gehören die ihm zur Last gelegten Fälle trotz seiner Verurteilung im Grunde auch heute noch zu den unaufgeklärten Fällen. Denn hat er sie überhaupt begangen, so hat er natürlich auch Mitschuldige gehabt, und wer diese waren, das wurde ja damals auch ziemlich offenerzigt erörtert.

In diesen Prozeß war thatsächlich die ganze Elite der Berliner Verbrecherwelt mehr oder weniger stark verwickelt, und obgleich die am meisten kompromittierten wer weiß wie lange in Untersuchung gefesselt hatten, obgleich man sich für den Fall in der Person eines bekannten schweren Zungen eine Art Kronzeuge geschaffen hatte, obgleich die der That dringend Verdächtigen jahrelang von der Polizei auf das sorgsamste überwacht worden waren, gelang es doch nicht, auch nur einen der zur Verhandlung stehenden Fälle genügend aufzuklären. Zu verwundern war das freilich nicht, denn wie sich während der Verhandlung zum höchsten Ergötzen der Privatdetektive und Kollegen aus der Provinz herausstellte, hatten die von der Polizei ständig überwachten Gauner jedesmal ganz genau gewußt, wann und von wem sie gerade beobachtet wurden, und daß unter diesen Umständen die ganze Observierung keine Ausbeute liefern konnte, ist wohl leicht zu verstehen. Es stellte sich damals die für die Berliner Kriminalpolizei tief beschämende Thatfache heraus, daß unter ihren sämtlichen Unterbeamten auch nicht einer war, der imstande gewesen wäre, einen erfahrenen Gauner andauernd zu überwachen.

Man bedenke, was das sagen will: in einem solchen Institut über gar keine Leute zu verfügen, die imstande sind, die einfachsten und alltäglichsten Aufgaben der Geheimpolizei, die Überwachung verdächtiger Personen mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzuführen. In allen Fällen, wo der Verbrecher nicht direkt auf der That ergriffen wurde oder sonstwie die landläufigsten verbrecherischen Vorsichtsmaßregeln außer acht ließ, ist das zu seiner Überführung nötige Belästigungsmaterial immer nur auf dem Wege andauernder, sorgfältiger Beobachtung zu beschaffen, und eine Kriminalpolizei, die das nicht versteht, giebt schon von vornherein den Erfolg aus der Hand.

Die gänzliche Unfähigkeit der staatlichen Kriminalbeamten — wenigstens der niedern — zur andauernden, zuverlässigen Beobachtung irgend eines Verdächtigen ist ja auch längst in Fachkreisen ein offenes Geheimnis. Ob sie nun nach ihrer Entlassung aus dem Staatsdienst als Privatdetektiv das Geschäft auf eigene Faust treiben, oder ob sie es im amtlichen Auftrage thun — die Methode ist immer gleich: sie suchen jedesmal das nötige Beweismaterial durch irgend einen billigen, selbst zum Verbrechen werdenden Trick zu erlangen, weil ihnen eben zu einer sorgsam, gewissenhaften Beobachtung jede Eigenschaft abgeht.

Es mögen wunderliche Gedanken gewesen sein, denen sich die Berliner Herren bei der Verhaftung ihres ehemaligen Kollegen Grünmacher hingegeben haben, denn wenn auch das formale Verbrechen, dessen dieser beschuldigt war, ein Meineid war, der eigentliche Kernpunkt der ganzen Geschichte war doch der Kunstgriff, wie er in ähnlicher Weise auch von den staatlichen Beamten oft genug angewandt wird. Oder waren vielleicht die Mittelchen, wie sie im Frankfurter Schaffnerprozeß aufgedeckt wurden, anders als die, mit denen Grünmacher seinen Ehebrecher zur Strecke brachte? Und welches allgemeine Verdammungsurteil damals von der öffentlichen Meinung über das zur Anwendung gelangte Lockspitzeltum gefällt wurde, dürfte auch noch nicht ganz aus der Erinnerung geschwunden sein.

Es hat ja auch nicht an einigen schüchternen Versuchen gefehlt, das verwerfliche Verfahren der Polizeibeamten damit zu entschuldigen, daß man an die Kampfmittel der Behörde gegen das Verbrechen niemals einen streng moralischen Maßstab legen dürfe. Nein, gewiß nicht! Ich wäre jedenfalls der letzte, der das thun würde. Aber in allen diesen Fällen waren auch die bedenklichen Mittel keineswegs durch das besondere Raffinement der Verbrecher, sondern allein durch die rührende Ungeschicklichkeit der niedern Polizeibeamten bei der Ausführung delikater Aufträge nötig geworden. Hätte man sich anstatt an die Staatspolizei an irgend eins der ältern, als zuverlässig bekannten Privatdetektivinstitute gewandt, so wären die zur Überführung der Schuldigen nötigen Beweise wahrscheinlich auch auf legalem Wege zu beschaffen gewesen, denn die soliden und leistungsfähigen Büreaux dieser Art verfügen gewöhnlich unter ihrem an Zahl weit schwächeren Personal über mehr und besser für solche Aufgaben geschulte Kräfte als die hochmögende Staatspolizei.

Der Grund, warum sich deren Beamte so wenig zu solchen Aufgaben eignen, ist eben der, daß sie gewissermaßen immer ein Blechschild mit der Aufschrift: Geheimpolizist! an der Stirn tragen, woran sie selbst von kleinen Kindern sofort als solche erkannt werden. Es giebt ja freilich auch heute noch eine Menge harmloser Menschen, die in dem irrigen Wahn befangen sind, ein Geheimpolizist gehe jederzeit in Zivil und sei also gar nicht von einem gewöhnlichen Sterblichen zu unterscheiden. Wenn man blanke Knöpfe, Helm und Säbel als bestimmende Merkmale einer Uniform ansieht, dann geht der Geheimpolizist allerdings nicht in Uniform, aber es giebt bekanntlich auch ein Zivil, das den Stand seines Trägers ebenso kenntlich macht wie die Uniform den Soldaten. Man denke nur an die Tracht des Geistlichen. Das ist zwar keine Uniform, aber doch immerhin eine Kleidung, die ihren Besitzer hinlänglich dagegen schützt, einmal mit einem gewöhnlichen Sterblichen verwechselt zu werden. In einem für ihren Stand ganz ebenso charakteristischen Zivil erscheinen nun auch gewöhnlich die Herren Kriminalbeamten, und wenn man ein halbes Duzend von ihnen gesehen hat, dann kennt man sie alle.

Auch hier ist es wieder der leidige Militärwärtler, der sich ihrem erprießlichen Wirken hindernd in den Weg stellt. Sie können eben den ehemaligen Unteroffizier nicht verleugnen; der während ihrer langen Militärdienstzeit erworbenne Zivil-

Verjorgungsschein guckt ihnen zu allen Knopflöchern heraus und wird so auf Schritt und Tritt an ihnen zum Verräter. Man muß nur einmal die ergößlichen Szenen beobachtet haben, die sich in Mädchentreiben, Nachtcafés und andern Stätten heitern aber sehr unmoralischen Genusses abspielen, wenn so ein Geheimpolizist im anscheinend strengsten Inognito einen dieser Vergnügungstempel betritt, wo Bacchus und Venus zugleich gehuldigt wird. Wenn die anwesenden leichteren Schönen und Habitués dieser Stätten sich bei seinem Eintritt gegenseitig mit einem halbblau geflüsterten „Schnüffel!“ auf den unliebamen Gast aufmerksam machen und ihn voll niederträchtiger Bosheit durch ihr konstantes Anstarren so augenfällig isolieren, daß auch die weniger erfahrenen Gäste merken, daß es mit ihm nicht ganz geheuer ist, und daß alle irgendwie ungefehllichen Scherze solange unterbleiben müssen, bis der unliebame Gast durch die allseitig kundgegebenen Zeichen des Mißfallens glücklich wieder hinausgeekelt ist.

Es ist doch gewiß bezeichnend, daß es der Polizei noch niemals hat gelingen wollen, einen der Ihrigen in irgend eine der ihr denunzierten oder sonstwie bekannt gewordenen Brutstätten der Unzucht, Spielhöllen usw. einzuschmuggeln, um auf diese Weise unansehbare Beweise gegen die Schuldigen in die Hand zu bekommen. Immer war sie in diesen Fällen auf gewaltsame Überraumplung angewiesen, und daß es in der dadurch hervorgerufenen Verwirrung den Hauptbeteiligten jedesmal gelingt, das eine oder andre schnell aus dem Wege zu räumen, ist allbekannt. Man braucht ja auch nur einen Blick auf die Zusammenfügung der sich an diesen Orten zusammenfindenden Gesellschaft zu werfen, und man wird sofort erkennen, daß es einem Geheimpolizisten nicht leicht möglich ist, unerkannt Eingang zu erhalten. Was an diesen Stätten seinem Vergnügen nachgeht, gehört alles den bessern Gesellschaftskreisen an, und wer sich unerkannt unter diesen Leuten bewegen will, muß über ganz andre Umgangsformen verfügen, als sie Menschen zu haben pflegen, die vielleicht bis zum zwanzigsten Lebensjahre Steine geklopft, Stiefel besohlt oder Mist gefahren, dann ein Jahrzehnt Rekruten gedrickt haben und auf diese Weise zu einer Anstellung bei der Polizei gelangt sind.

Ich weiß wohl, es ist dem sich heutzutage rücksichtslos in Presse und Politik breitmachenden Radikalismus gegenüber ein gefährliches Wagnis, mit dem verpönten Schlagwort von der sogenannten guten Familie zu kommen. Aber es ist klar, daß an die Kriminalpolizei sehr häufig Aufgaben herantreten, für die die sichere Beherrschung guter Lebensformen mindestens ebenso nötig ist wie Intelligenz und Verschlagenheit. Wenn z. B. die Presse bei der Affaire Hammerstein, Friedmann, Rheinisch-Westfälische Bank und andern Skandalgeschichten der letzten Jahre jedesmal erkaunt fragen konnte, warum denn der Staatsanwalt in allen diesen Fällen nicht längst eingeschritten war, da es sich doch schon die Späßen auf den Dächern geprüfften hatten, wie es um die Betroffenen stand, so übersieht sie dabei ganz, daß nach der herrschenden Methode die Staatsanwälte immer erst einer Sache nähertreten, wenn ihnen das Material zum Einschreiten von der Polizei zugegangen ist. Die kannte nun aber zweifellos jene Gerüchte nicht, denn diese beschränkten sich doch immerhin auf tout Berlin, und die gesellschaftlichen Beziehungen der Kriminalbeamten, von den höchsten Vorgesetzten abgesehen, gehn nirgends über die Zone der reichgewordenen Bäcker- und Schlächtermeister hinaus. Leute, die durch ihren zwanglosen Verkehr in den bessern Kreisen hin und wieder etwas erfahren könnten, hat sie leider nicht, obgleich es im Interesse ihrer gesegneten Wirksamkeit gewiß dringend zu wünschen wäre, daß sie sie hätte.

Der Mann aus guter Familie mag geistig noch so unbegabt sein — in den

bürgerlichen Irrtum, eine wirkliche Dame der Gesellschaft anstatt einer Straßenbirne zu verhaften, wird er doch nicht so leicht verfallen. Er hat eben für die Beobachtung der ihm selbst in Fleisch und Blut übergegangenen Lebensformen von vornherein ein weit feineres Verständnis als der Sproß aus niederm Stande. Er erkennt die Unehlichkeit eines der bekannten „Grafen“ oder „Barone“ weit eher an allerlei Verstößen gegen den guten Ton als jener, der infolge seiner schlechtern Erziehung die feinen Unterschiede ebenso wenig bemerkt wie der Hochstapler, der sich eben durch ihre Außerachtlassung dem kundigen Auge sofort als solcher verrät. Es ist ja auch längst eine wohlbelannte Thatsache, daß gerade die in den bessern Gesellschaftskreisen arbeitenden Elemente des Verbrechertums — und das sind, wenn auch nicht die zahlreichern, so doch jedenfalls die weitaus gefährlichsten — im Schluß ihren Verußgegnern meist bedeutend überlegen sind.

Es klingt spaßhaft, aber es ist so: die mit der Überwachung der Vergnügungsstätten der Lebewelt beauftragten Beamten geraten infolge ihrer plumpen, bäurischen Manieren bei dem dort verkehrenden Publikum gewöhnlich weit eher in irgend einen schändlichen, verhänglichen Verdacht als die Vertreter der Gaunerzunft. Ihre immer etwas altfränkische, bürgerlich ehrbare Kleidung an Orten, wo sich nur die Modernsten der Modernen ein Rendezvous geben, ist fast immer die Ursache, daß sich sofort alle Blicke spöttisch, mitleidig, mißtrauisch auf sie richten, daß sie, anstatt unter den Anwesenden unbemerkt zu verschwinden, von diesen sofort in merkbarer Weise isoliert werden, sodaß also ihre ganze Wirksamkeit von vornherein verhindert wird. Ich habe es selbst auf einem Berliner Eliteball erlebt, daß eine der anwesenden Dämchen, die sich ziemlich ungeniert über den die Festivität überwachenden „Schnüffel“ moquierte, auf die verwunderte Frage, woher sie denn wisse, daß der Mann ein Geheimpolizist sei, im echtesten Berliner Dialekt die unverfrorene Antwort gab: „Na, wissen Sie, ein feiner Mann kommt hier nicht in solche Mißbotten her!“

Das war nun allerdings ein wenig übertrieben, aber es traf doch den Nagel auf den Kopf. Mit seinen soliden Kalbledernen stach der Beamte allerdings von den nach der neuesten Mode beschuhten Gigerln ziemlich auffällig ab, sodaß er also von kundigen Augen sofort bemerkt werden mußte. In ebenso oder doch ähnlicher Weise verraten sich nun aber die mit der Überwachung berühmtester Vergnügungsstätten betrauten Beamten fast immer dem dort verkehrenden Teil des Verbrechertums, und wer nun auch nur annähernd weiß, welche Rolle gerade diese Tummelplätze der Halbwelt, die Tingeltangel, Mädchenkneipen, Nachtcafés usw. in dem kriminalistischen Hautgout einer modernen Großstadt spielen, der wird es wohl ohne weiteres verstehen, daß eine Kriminalpolizei, die über gar keine Leute verfügt, die geeignet sind, an diesen Stätten den Kampf mit dem Gaunertum aufzunehmen, schlechterdings auch keine bessern Ergebnisse erzielen kann.

(Schluß folgt)





Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)



Es war das drittemal, wo die beiden, die in ihren Kleidern zu kurz gekommen waren, sich dafür in der Liebe hinter dem Steinwall entschädigten, als Detlev Kühl plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen dastand, im vollen Schmuck des Rundhuts, der langen Haare und der Kniehosen. Er kam nicht aus der Fassung und ließ die Pfeife nicht aus dem Munde, aber schimpfen konnte er mit dieser Pfeife im Munde ganz tüchtig: Krötenzeug, lederliches Frauenzimmer, Ungeratner — und so weiter. Wieb stob davon, daß die lange Schürze im Mondschein flatterte, Harm war durch einen kleinen Umstand verhindert, ihrem Beispiel zu folgen; denn sein Alter hielt ihn kräftig am Ohrzipfel, dabei fett aus der Kehle knarrend: Hat ja kein Haar auf'm Kopf, da muß man hingreifen, wo so ein unnützer Wube zu packen ist.

Und am Ohr wurde der lauge magere Harm mit seinen kurzen Weinkleidern, mit der neumodischen Mütze über den Hosplatz hinüber geführt, hinein in das Haus, über die große Diele, vorbei an den Gesindeschlafbetten, deren Zusaffen mit etwas Schrecken, viel Belustigung und trefflicher Ahnung diesem Strafgericht zusahen. Und weiter ging es direkt vor das Bett der Mutter. Hier bekam Harm endlich den brennenden und schmerzenden Ohrzipfel frei.

Da hast du deinen neumodischen Zungen, grollte Detlev Kühl mit seiner Hälfte. Er hatte entschieden Lust, alles auf die kurzen Haare zu schleben und anzunehmen, daß Harm seine Liebeshändel nicht angenüßt hätte, wenn Jürgen Webers Schermesser nicht über sein Haupt gekommen wäre. — Da hast du den neumodischen Schlingel, wiederholte er, mit der Kätnerstochter freit der dumme Junge hinter der Scheune, das hast du nun davon!

Wie es weiter mit Harm und Wieb gegangen ist?

Es ging eben, wie es gehn mußte, sollte nicht die Weltachse aus ihrer Lage kommen. Ein Hofbesitzerssohn — und der Holm war ein großer, ansehnlicher Hof, und die Verhältnisse waren gut und Detlev Kühl, trotz aller Kriegsnöten, die zu überstehn gewesen waren, gut bei Kasse, und Harm war der einzige Erbe —, darf also ein Hofbesitzerssohn schon an sich keine Kätnerstochter heiraten, in diesem besondern Fall war es nun gar undenkbar. Sie war freilich auch Erbin, aber nur Erbin einer Käte, einer Käte, die nicht einmal einen Einspäumer zuließ. In Kleidung, Nahrung und Lebensweise nicht besser gehalten sein, als das Kind eines Insten — das war allgemein der Brauch. Aber die Tochter eines kleinen

Mannes heiraten? — das ging nicht an. Wenn der Erbe von dreihundert Tonnen Land, vier Pferdegespannen und vierzig Milchkühen — des Jungviehs nicht zu gedenken — in die Zwanziger kam, dann erhielt er von seinem Gewissen den kategorischen Befehl, eine ebenbürtige Frau unter den Töchtern der Besitzer von Bier- und Sechsgespännern oder von großen Schaaf- und Viehherden zu wählen.

Es vergingen gar nicht viele Jahre, da hatte der alte Kühl seinen Sohn schon halbwegs mit der reichen Grete Dhen aus Dierfeld, deren Vater zwei Markschhöfe besaß, verlobt. Endlich wurden auch Harm und Wieb laß und zweifelhaft an ihrem Recht. Da nun die Grete Dhen wirklich hübsch und einfach und nett war, so dünkte es unserm Harm nicht mehr so schrecklich, ihr vielbenedeter Bräutigam zu sein. Aber er war ehrlich genug, ihr mitzuteilen, wie er mit der Wieb stand, worauf die Grete, klug und verständig wie immer, fehlerfrei zitierte: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reiset sie wieder.“ — Wenn Harm ihr sein Wort gebe, daß er sie lieben und ehren wolle wie sein christlich Gemahl, so werde er es auch halten, daran zweifle sie nicht. Auch sie traue sich diese Kraft und diesen Willen zu, ja sie habe ihn sogar lieb. Und deshalb sage sie: Ich bin dein, der Segen des Herrn sei mit uns auf allen Wegen.

Und ehe Harm sich's versah, hatte er den ehrbarsten Kuß, der jemals unter Brautleuten geküßt worden ist.

So wurde Harm Bräutigam, und nicht lange darauf auch die Wieb vom Ellernbusch Braut, indem Jasper Wied aus dem benachbarten Hamwöhrden das Jawort erhielt. Er gehörte zu den jüngern Kindern einer kleinen Bauernstelle, brachte bare dreihundert Kurantmark und einen Koffer voll Weinen mit, hatte außerdem Anspruch auf eine Kuh, die er aus dem Viehstapel seines Bruders, des Annehmers im Besitze, auswählen durfte, nachdem der Annehmer die beste aus der kleinen Herde für sich ausgeschieden hatte. So stand es in dem Hausbrief. Vorläufig wohnten Eltern und Kinder noch zusammen, dessen ungeachtet war die Partie von keiner Seite schlecht.

Wenn die Landleute ihre Entschlüsse gefaßt haben, so ziehen sie auch tapfer die Folgen. Der priesterliche Segen verknüpfte derzeit die Herzen mit solcher Innigkeit, daß alle mit der ehelichen Treue nicht zu vereinigenden Wünsche, die des Herzens Schrein aufbewahrte, keinen Boden mehr fanden, deshalb die Sonne des ersten Ehetages nicht überdauerten. Ja, noch vor der Hochzeit standen Harm und Wieb ihrer Vergangenheit so selbständig gegenüber, daß sie diesen Liebesfrühling unter sich im Reckton behandeln konnten. Es durfte das sogar unter allseitiger Heiterkeit in völliger Unbefangenheit im Beisein ihrer Angetrauten oder Verlobten geschehen.

Ellernbusch wollte in keiner Weise mit dem Hofe wetteifern. Grete Dhen war mit großem Pomp in Holm eingefahren: der Silberglanz der beiden schwarzen Rappen hatte bis in den grünen Wald hinein geleuchtet. Jasper Wied zog schlicht und recht seine blanke, braune Hochzeitstuh am Horn und trug einige Sachen in einem Tuch unterm Arm, und nach der Hochzeit entlich er den Weiterwagen des Hofes, um von Hamwöhrden seine Habseligkeiten und den großen Leinentoffer nachzuholen. Die Hochzeit des Bauern vom Holm war unter Bewirtung der ganzen Umgegend in Dierfeld gefeiert worden. Es hatte Weinsuppe, Braten und über Tisch wirklichen Wein gegeben, zu Nacht Warmbier mit Feinbrot. Auf der Hochzeit im Ellernbusch gab es nur Bier und Brantwein, und doch ging es hoch her. Noch vor Mitternacht erklärte der ehrliche und damals etwas angeheiterte Jasper den Nachbar Harm für seinen besten Freund.

An das alles dachte Harm Kühl, als er an der Dickmilchtonne vorüber

summte. Beim Ohr hatte ihn einstmal's sein Alter gefaßt, so hatte er seinen Dienstjungen heute gehabt, seinen Dienstjungen Hein Wied, den leidlichen Sohn seiner Jugendliebe.

Dem alten trocknen Harn wurde wieder weich und warm.

Sie umsäufelten ihn wieder mit ihrem Frieden, die Frühflugsabende im Holundergebüsch der alten Scheune vom Holm. Noch loht es schwach im Westen, wo die Sonne verfant, und schon steht, wie es sich bei einem rechten Stellbicheln gehört, der gute deutsche Mond am Himmel. Sein weißer Glanz liegt auf den düstern Hängen der schweigenden Nachtgebüsch, die ihr Blättergewirr bis auf den Steinwall hinabtauchen. Und was sie umschließen ist das köstlichste Geheimnis, das die Welt je gesehen hat. Ein Klüstern, ein Murmeln, ein Seufzen und das Geräusch ehrlich gemeinter Küsse. Der starke Duft der Blütensträucher beschwert die jungen Herzen mit der bohrenden Sehnsucht einer Liebe, die sich nicht genug thun zu können vermeint und doch von ihnen so köstlich erfüllt im Arm gehalten wird. Sie hören nicht mehr das Tagesgeseumm in den weißen Blumenbalden, die Bienen haben längst ihre Stöcke aufgesucht. Dafür arbeiten Miesennücken mit lächerlich langen Gliedern über die grüngoldne Dämmerung. Und an dem Hansteich zu ihren Füßen das unermüdlige Lärmen der Frösche.

Kennt ihr das türkische Märchen?

Ein Sultan heißet Wunder von seinem Weisen. Der führt ihn inmitten seiner Großen an eine Wassertonne und ersucht ihn, sein Haupt einzutauchen.

Der neugierige Sultan thut das.

Aber mit dem Eintauchen ist die Welt, ist er selbst verwandelt. Er sieht sich am Fuß eines Berges, an den Meeresstrand veretzt, voller Grimm über den Zauber des Meisters. Mit Mühe findet er einige Waldarbeiter, die ihm den Weg nach der nächsten Stadt zeigen. Dort nimmt er Wohnung und heiratet nach verschiedenen Abenteuern eine Frau von großer Schönheit. Sie schenkt ihm sieben Söhne und sieben Töchter, Jahre um Jahre vergehn, endlos fließt die Zeit. Dann verarmt er völlig, er muß sich als Lastträger ernähren. Finstere Schwermut beschattet sein Gemüt. Eines Tags geht er an den Strand und grübelt über sein Mißgeschick nach. Zum erstenmal empfindet er das Bedürfnis, sich nach frommen mohammedanischen Gebräuchen zu waschen und zu baden. Er legt die Kleider ab und taucht in die Flut. Und, o Wunder! wie er das Haupt aus den Wellen zu heben vermeint, sieht er sich im Hofe seines Palastes neben der Wassertonne mit seinen Bezieren und mit dem Zauberer. Furchtbar entladet sich sein Zorn. Wie er ihn so lange in Knechtschaft habe schmachten lassen können! Aber ruhig beweist der Meister durch das Zeugnis der Anwesenden, daß der Sultan sich nicht vom Flecke bewegt hat, und daß seit dem Untertauchen des hohen Hauptes noch keine zwei Sekunden verlossen sind.

Von dem Kuhstall durch den Rundbau, wo die brave, dunkelbraune Pisch den vor der Buttermaschine gespannten Göpel dreht, über den Hausflur bis zur Bohnstube waren nicht mehr als dreimal zehn Schritte. Und Harn durchmaß diese Räume ohne Aufenthalt, wenn auch ohne besondere Eile, den Kopf schief, mit Daumen und Langfinger knipsend. Aber als er die Thürklinte hinter sich zugedrückt hatte, waren die langen Jahre seiner Jugend, ihre Freuden und ihre vermeintlichen Thorheiten wieder an ihm vorübergezogen. Und in frohmütig weicher Stimmung stand er vor seiner Grete.

* * *

Wir ließen unsern Freund nicht eben in der besten Stimmung zurück. Und auch an dem folgenden Tage wurde er das Gefühl nicht los, daß ihm ein großes Unglück, eine nie gehörte Blamage passiert sei, daß ihm ein Schandfleck anhafte, den er niemals wieder abwuschen könne. Er spürte in den Nieren seiner Hausgenossen, und überall sah er oder glaubte er ein vielsagendes, ironisches und mitleidiges Lächeln zu sehen.

Am meisten aber fürchtete er das Frauenzimmervolk in der Küche. Den armen Wärmern da drinnen wird eine schöne Rede gehalten worden sein, das Kleinmädchen Witten horcht immer an den Thüren, wer weiß, vielleicht hat sie alles mit angehört. Und ob der Herr es sich wird versagen können, eine so seltne Geschichte zu erzählen? Es schien fast ausgeschlossen, daß die Sache dem Gesinde geheim bleiben werde.

Des Nachmittags wurde in der Küche geseipert. Herr und die andern Knechte aßen zuerst, während Hein die Wache im Kuhhaus hatte. Er bekam nachher mit den Dienstmädchen zusammen. Die Aschkiste am Herd war sein Platz. Die Besper war ihm immer eine Erholung gewesen, die er nicht gern mißte. Wenn er sich beim Ruhstriegelein zu sehr darüber zergrübelt hatte, wie es mit ihm und seiner Liebe wohl werden möge, legte die frische Heiterkeit der immer lachenden Mädchen sich wie — nun, um naturalistisch zu dichten — wie Ölverband auf sein liebeswundes Herz. Heute aber ging er in großer Angst und mit einer gewissen Todesverachtung dahin. Wenn irgendwo — das war ihm klar — so habe er bei der Dirnen-Gesellschaft Schlimmes zu befürchten.

Der Empfang weißagte nichts Gutes, da bei seinem Eintritt eine lustige, von schallendem Gelächter begleitete Unterhaltung, deren Wellen sein Herz schon auf der großen Diele mit gemischten Gefühlen bewegt hatten, plötzlich verstummte. Von ihm war also die Rede gewesen. Wenn auch alle mit verdächtigem Eifer bemüht waren, seinem Blicke auszuweichen, so erwischte er doch in dem Funkelauge der Abel den blanten Spott. Silja, die Köchin, schien ihn nicht zu bemerken, wohl aber bemerkte Hein den Rippenstoß, den sie von Abel erhielt. Und selbst die so stille Elisabeth biß sich auf die Lippen, als sie seinen Kaffeetopf füllte. Und nun gar das Gesicht der niedlichen, in ihren Tassenkopf hineinkichernden Witten! Ein gedämpftes Flüstern, Richern und Glühern ging durch die dicht zusammengeballte Gruppe der Dirnen. Er konnte kaum noch daran zweifeln, daß dieser Empfang mit seinem Unglück, mit seiner Blamage zusammenhänge, und als man nun gar eine offenbar nach seinem Fall erkundne Geschichte von einem liebestollen Bürschchen ohne rechten Übergang in lautem Ton zu erzählen anfang, da wußte er es.

Und auf seiner Aschkiste dachte er über die Grausamkeit der Weiber nach. In seiner Vorstellung sah er übrigens gar nicht auf der Aschkiste, als auch kein Schwarzbrotbrot — nein, er war Indianern in die Hände gefallen, er war am Marterpfahl festgebunden und mußte sehen, wie man Pfeil auf Pfeil auf ihn abschöß. Er war sehr verlegen, er war aber auch sehr zornig und bedauerte im stillen, diesen Zorn gegen die netten Mädchen nicht entfalten zu mögen.

So ein dummer Junge — kritisierte Elisabeth den nach seinem Muster erkundnen Helben.

Dumm oder nicht, aber küssen, das verstand er doch — versetzte eine andre, nach Heins Meinung die anzügliche Abel. Hein hat darüber keine klare Erinnerung und kann nichts beschwören, aber daß darauf die Köchin vom Holm, die runde Silja, mit frischen roten Lippen vor der Aschkiste stand und den Bequälten anlachte, steht so fest, als sei es beidigt. Der Großknecht war ihr erklärter Schatz; mit

einem gewissen Reiz gegen Timm gingen die Augen des Märtyrers über die weichen Formen der Silja.

Was sagst du denn dazu, mein Heini? Du sollst ja auch so nett küssen können. Lieb mir doch ein Pröbchen!

So gut wie Timm werde ichs doch nicht können.

Aber Silja wollte nur, wie sie versicherte, Unterschied kennen lernen, Hein solle doch nicht so widerwärtig sein, ihr auch einen Gefallen thun, der Timm mache es schon ganz gut, aber sein Bart thäte so weh. Sie streichelte ihm die Wangen.

Hein wurde heftig und bog den Kopf so weit zurück, wie es die Wand erlaubte.

Da hatte er das Spiel verloren. Nun erst zeigte sich, in welche Gesellschaft er geraten war, nun tagte es, daß eine ganze durch Komplott verbundene Rotte von Unterröcken in der Küche versperte. Es folgte eine tolle Szene. Dürften wir unserm eignen Geschmack folgen: wir würden sie nicht mitteilen. Aber wir erinnern uns, daß unser Amt als Erzähler uns die Pflicht auferlegt, uns und andre zum Besten der Wahrheit in ihrer ästhetischen Empfindung zu betrüben. Aber alle Einzelheiten festzustellen, ist uns nicht zuzumuten, nur das erfordert die Gerechtigkeit, außer Zweifel zu lassen: Silja hat angefangen.

Sie hatte es ja von vornherein auf Falschheit abgesehen. Sie ließ sich durch die schroffe Absage nicht beirren. Mit der Versicherung, sie nehme, was man nicht gebe, und gestohlene Pflaumen schmecken am süßesten, umschlang sie ihn mit ihren weichen nackten Armen und küßte ihn gerade auf den Mund. Das wirkte wie ein Signal und weckte unverholne Umsturzbestrebungen. Von mehreren Mädchenstimmen wurde Gerechtigkeit und gleiche Verteilung der Güter verlangt, als ob der Bande das mit Recht zugekommen wäre, was sie jetzt nahm. Es war nicht die Silja allein, nein — alle, die Abel, die kleine Witten, ja selbst die fromme Elisabeth gingen zum Angriff über, und Hein wurde von vier jungen Weibern zu gleicher Zeit umarmt und geküßt.

Es war nicht nur Heuchelei, wenn Hein empört that und mit dem Munde, sobald er ihn auf einen Gedankenstrich frei bekam, schrecklich drohte. Allerdings wissen wir nichts von Anstrengungen, diese Drohungen zu verwirklichen. Daran verhinderte ihn außer einer sehr innigen Umschlingung von etwa sechs oder mehr Armen das Bewußtsein, daß er bei diesem Intermezzo eigentlich doch nur scheinbar der leidende Teil sei. Hein war nicht klassisch gebildet, mußte daher auf den schlangenumwundenen Laokoon, dessen Manen wir „Gebildeten“ unter solchen Umständen beschworen hätten, Verzicht leisten. Er wollte auch den Marterpfahl nicht ganz missen. Aber was jetzt auf ihn geworfen wurde, schien ihm eher Blumen als Pfeilen zu gleichen. Und endlich überwog bei ihm eine Art humoristischer Stimmung, die ihn die Vorteile seiner Lage ausnutzen ließ, indem er nicht allein empfing, sondern auch zurückgab. So entwickelte sich ein ganz lustiges Gesecht, wobei Hein mehr Küsse einheimste, als mancher von uns sein Leben lang erhält.

Belanntlich ist keine Freiheit so wild, daß sie sich nicht alsbald unter ihre eignen Gesetze stellt. So kam denn auch in das Durcheinander eine Art Ordnung und Reihenfolge. Hein verhielt sich dabei gleichgiltig, der Eifer seiner Verehrerinnen sprach dafür, daß alle daran kommen würden, er ließ sich alles ohne tiefere Herzensteilnahme gefallen, nur bei der Elisabeth, die ihn an Antje erinnerte, legte er eine Art Besinnung hinein.

Silja hat schon längst den Grützgrafen über den Feuerhaken hängen sollen, die Dielenuhr hat zum Melken gemahnt, und auf Hein wird wohl Henn nachgerade warten. Das alles wurde vergessen, denn alle Beteiligten waren bei der

Sache. Die Klinke an der nach der Wohnstube führenden Thür bewegte sich — keiner merkte es. Die Thür öffnete sich — keiner sah es. Im Thürrahmen erschienen drei Gesichter — keiner nahm sie und den Schrecken auf den beiden jungen, den Jörn auf dem ältern wahr, auch das nicht, daß die beiden jungen zurückgeschoben und die Thür sachte angelehnt wurde.

Es war ein Traumzustand, worin sich die Gruppe in der Gegend der Aschkiste befand. Jedes Mädchen stand unter der Vorstellung, daß sie nicht den Stallungen, sondern eine Person umarme, die sie lieber hatte als Hein Wied. Was Hein Wied dachte, haben wir schon angedeutet. Auch er gehörte der Wirklichkeit nur in sehr bedingter Weise an. Mit einem Wort: alle waren geistesabwesend und erwarteten erst, als die Hausfrau vor ihnen stand und mit hartem Wort die Seelen der Nachtwandler in ihre Behausung zurückrief.

Ich bin doch neugierig, sagte sie mit der Sicherheit einer Hausfrau, die um so ruhiger erscheint, je mehr Anlaß vorhanden ist, die Ruhe zu verlieren — ich bin doch neugierig, wie weit man die Schamlosigkeit in meinem Hause zu treiben gesonnen ist?

Das segte alles Lebende hinweg, als wäre eine Bombe eingeschlagen. Nach drei Sekunden war Grete kühl, geborne Ogen, allein in der Küche. Nur der Grapen stand auf dem Herd neben dem Feuerrost, verraten und verlassen und dennoch ungekränkt. Er gehörte nämlich zu den Stillerefahrenen. Die Gänge ließ er schlaff herabhängen, ergeben, mit der Thorheit der Welt vertraut. Will man einen Versuch machen, seine Miene in Worte zu fassen, so komme ich mit Anwendung meiner Dolmetscherkünste zu folgendem Ergebnis: Ja ja, Gretchen kühl — so sagte er —, das ist nun mal so. Das ist der Lauf der Welt. Jugend hat keine Tugend. So war es schon, als wir beide noch im Glanze ihrer Schöne strahlten, und besser ist es seitdem nicht geworden.

10

Ich weiß nicht, was die Hausfrau angestellt hat, die Dirnen zum Anhören der Strafpredigt dingfest zu machen. Aber das weiß ich — als sie das Schreckliche noch einmal überdachte, wurde ihr einen Augenblick schwarz vor Augen. Und auch das ist mir bekannt, daß sie den Hein, der sich in seiner Herzensangst gleich nach dem Abfüttern in die Bettlade vertrocken hatte, persönlich aufsuchte. Sie stand in der Kuhlammer und hielt einem tief unter der Bettdecke vergrabenen hochaufgebauchten Bündel die Unthaten vor, die dies unbekannte Etwas verübt haben sollte. Der wackre Vater Jasper wurde als Muster aufgestellt, zu seinem glänzenden Tugendbild war die schwarze Bosheit ihres Schütlings ein schlimmer Gegensatz. Der Schatten seiner seligen Mutter, ja selbst der alte Dierd wurde heraufbeschworen. Über ihrer eignen Rede wurde sie gerührt, auch über die Bettdecke liefen die Falten der Seelenbewegung. Grete flehte die Bettdecke an, sich der Reue und Besserung nicht zu verschließen, den breiten Weg, der zu keinem guten Ende führen werde, zu verlassen. Sie weinte heftig in ihre Schürze hinein. Es handelte sich um Wichtigeres, als um sein leibliches Wohl — sein Seelenheil stehe auf dem Spiel. Ja sie zitterte vor ihrer eignen Verantwortung, wenn der ewige Richter ihr dereinst die Frage vorlegen werde: Wo ist Hein Wied? Wo ist der, den die selige Wied in deine Hände befohlen hat?

Dem Bündel war es bei diesem Teil der Rede am unbehaglichsten; lebhafter zuckte es über das blaugewürfelte Deckenmuster, und einen Augenblick ersahen am Fußende die große Behe des Übelthäters mit einem unglaublich langen Nagel. Grete fragte in das Bett hinein, ob Hein Besserung versprechen und sich gegen

alle Versuchungen des Bösen mit den Mitteln, die nur das zuberfichtliche Gottvertrauen an die Hand gebe, wappnen wolle — eine Schlußapostrophe, die zur Folge hatte, daß sich eine kleine, schmutzige Kuhjungenhand hervorreckte, von der Gretes Rechte die feierliche Zusage entgegennahm.

Damit war der feierliche Teil der Unterredung zu Ende. Der Fußpredigerin Aufgabe war erledigt, die Hausfrau, deren Blick nichts Ungehöriges entgeht, hatte noch ein Wort zu sagen. Sie schlug die Decke von unten her zurück und stellte zwei Füße, nicht übermäßig sauber, und deren lange Nägel bloß. Aber das sag ich dir, Hein, schalt sie, daß du mir morgen gleich die Nägel schneidest. Da kann kein Strumpf heil bei bleiben. Und wir haben auf dem Holm auch noch andres zu thun, als Hein Wieds Strümpfe zu stopfen.

Es liegt in dem Plan meiner Erzählung, der tragischen Gestaltung der Dinge nur insoweit nachzugehen, als es unumgänglich notwendig ist. Aus diesem Grunde darf ich den Herzensanteil, den wir an einem Zimmer nehmen, der sich um dieselbe Zeit bei den Töchtern des Hauses in verschlossener Kammer abspielte, nur andeuten, wenigleich nicht verschwiegen werden kann, daß beide, Antje und Niele, steinerweichend weinten. Das Schluchzen von Antje war ganz und gar Trostlosigkeit mit der Richtung eines wilden Hasses gegen Hein und alle Welt. Und die Drohungen, die sie gegen ihren Geliebten äußerte, waren eines bisher doch nicht unliebenswürdigen Mädchens ganz unwürdig und kennzeichneten sich durch die Entlegenheit ihrer Richtung und ihres Inhalts sofort als die Efelbrücke einer Eifersucht, die in dem Bestreben, dem Gegenstand ihrer Liebe etwas anzuhängen, hantrott geworden war. Sie wollte nämlich an ihren Vater sagen, daß Hein die Kühe immer durch Schimpfworte beleidige, und daß er zu Hartkopp immer „Uhlenipegel“ sage.

Die Niele weinte nicht vor Wut, sondern aus Mitleid. Aus Mitleid mit Antje, mit Hein und aus Mitleid mit sich selbst. Sie war nicht so egoistisch, eine Generalpacht auf die Küsse von Hein Wied geltend zu machen. Ihren Thränen fehlte nicht das Erlösende, das Befreiende, das Herzentastende. Sie umarmte ihre Schwester und suchte zu trösten. Hein habe keine Schuld. Er sei offenbar ein Opfer der Übermacht geworden. Und nur mit Gewalt sei es gelungen, ihm das zu nehmen, was er jedenfalls freiwillig nicht hergegeben haben würde. Ihre Gütmütigkeit schien lapabel zu sein, ihm alles wieder zu geben, was ihm geraubt worden war.

Inzwischen stand Harm in der Wohnstube und stopfte sich eine Pfeife.

Das ist ja ein kleiner Satansklerl, redete er in sich hinein. Vor diesem sechzehnjährigen Bengel sind nicht meine Töchter, ist kein Weißbild im Hause sicher. Wer hätte das gedacht, daß meine kleine Wief so einen Ausbund in die Welt setzen werde. Und nun gar mein ruhiger, trockner Ehrenjasper. Wertwürdig! Der Hein war doch immer ein so ruhiger, guter, fleißiger Junge. Es ist ganz unbegreiflich. Das Sprichwort hat wohl recht: Stille Wasser sind tief.

Muß doch einmal zum Nachbar Jasper.

Die Pfeife brannte. Harm erstickte die letzten Funken seines Fildibus mit der Rechten am eisernen Beileger, stopfte mit dem linken Daumen den glimmenden Tabak im Pfeifentopf fest, verschloß den silbernen Deckel und schritt dampfend zum Ellernbusch hinüber.

Nach einem Stündchen erschienen Harm und Jasper beide in der Ruhkammer. Hein hatte sich dessen nicht versehen und fand keine Zeit, unter die Decke zu

verschwinden. Und schließlich hielt er es sogar für ein Stück Helden- und Wagemut, ohne Wässer und Rüstung das zu erwarten, was ihm beschiedt sein werde. Harm nahm zunächst das Wort. Aber was er vorbrachte, war ein abgeschwächter Aufguß des von seiner Frau gelochten Gerichts. Denn — das bleibt bestehen für und für — in der Kunst des Scheltens, eines Scheltens, wobei der Scheltende, ohne sich zu erhizen, eine eindringliche Wirkung erzielt — in dieser Kunst sind uns die Weiber überlegen. Neu war unserm Hein nur die Ankündigung, daß er den Verkehr mit Antje und Kiele endgiltig verscherzt habe, daß er auch thunlichst von dem weiblichen Gesinde werde abgefordert werden müssen, und daß man, um diesen Erfolg um so sicherer zu erreichen, seine Strafversetzung nach dem Pferdestall als Pferdbedient beschloßen habe.

Ihn dauernd in der glänzenden Laufbahn eines Stalljungen zu belassen, gehe bei solchem Betragen nicht an. Zum Frühjahr werde er bei dem Onkel als Zimmerer in die Lehre gegeben werden.

Hein fand das alles natürlich. Auch war es eine von ihm vorausgesehene Zugabe, als sein Alter, der sonst so wortarme Jasper, ebenfalls zu schelten begann. Daß er mit seiner Rede nicht zu stande kommen werde, das wußte Hein im voraus, und auch Jasper sah bald ein, daß das Redenhalten seine Sache nicht sei, daß er auf diesem Felde keine Vorbeern ernten werde. Es war nur halb Zorn auf Hein, ebenso sehr Zorn auf seine Verlegenheit, als er sich in einen Mut hinein redete und stammelte, der ihm glücklicherweise gestattete, das nachzuholen, was er von Anfang an hätte thun sollen, weil es das natürlichste und nächstliegende war. Wer weiß, ob er aber überhaupt darauf gekommen wäre, wenn nicht der weiche Ohrklappen unsers Helben sich rosig und breit auf dem blaugewürfelten Kissen präsentiert hätte. Endlich erkannte Jasper seine erzieherische Pflicht als strafender Vater, endlich nahm er das Ding zwischen Daumen, Zeige- und Langfinger der rechten Hand und knüllte, zerrte und zog es. Und bei dieser Beschäftigung brachte es sein Mundwerk begreiflicherweise nur noch zu einem mehr aus den zusammengepreßten Zähnen gepreßten und gezischten als gesprochenen, sozusagen konzentrierten Extrakt dessen, was er hatte sagen wollen.

Id wäll bi wiesjen, id wäll bi lehren, zischte und sagte der wortarme Jasper in endloser Wiederholung, und bei jedem „wiesjen,“ bei jedem „lehren“ zog er das vielgeprüfte Ohrklappchen seines ungeratnen Filius, dem er beim Abschied noch zwei Wadenstreiche schenkte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reisebücher. Die Reisebeschreibungslitteratur schießt in unserm reiselustigen Zeitalter beängstigend ins Kraut. Wenn sie dann auch einmal edlere Blüten zeitigt, so soll man das gebührend hervorheben. Wir machen auf zwei sehr verschiedene, in ihrer Art gleich vortreffliche Bücher aus dem Verlage von Georg und Komp., Basel und Genf, aufmerksam. Das eine, in stattlichem Hochquart auf Kupferdruckpapier: D. Vaud-Vovv, „Wanderungen in den Alpen,“ schildert eine Fahrt von Brieg im Rhonethal aus über den Oberaletschgletscher, auf die Niederalp, an den

Merjelsee bis zur Konfordiahütte und von da über den Lötshengletscher durch das Lötshenthal hinunter zum Leutlerbad. Ich habe nie eine wirkliche, ernsthafte Gletscherfahrt gemacht, man muß ja nicht von allem haben, aber nachdem ich dieses schöne Buch gelesen habe, ist mirs, als wäre ich mit dabei gewesen. Man bekommt einen völligen, klaren Begriff von allem, was sich da dem Auge darbietet, der Hochgebirgsnatur und dem Leben seiner abgeschlossenen Bewohner: „in diesem Zimmer (einer Alphütte des Dorfes Kippel mit der Jahrzahl 1640) sind ganze Geschlechter in solchen Grundfäßen erzogen und alt geworden; Eltern wie Kinder haben durch die sechseckigen Scheibchen der Fenster immer dieselbe Aussicht gehabt, das gewundene dunkle Gäßchen, das zur Beichte, zum Altar und zum Friedhof führt“ — man steigt vom Dorfe hinan, vorüber an Lärchen und Arven, auf das lahle Gletscherfeld, zwischen Schneebergen und Wolken, aufmerksam angestrengt und nicht ganz gefahrlos. Dann geht es wieder hinunter durch die Region der Rauhmaten, vorbei an Dörfern, die aus einem alten Kirchlein und wenigen Häusern bestehen, auf die breitere Fläche des kultivierten Lebens, mit seinen Hotels und seinen Fremdenschwärmen. Der Verfasser beschreibt lebendig, in edler, anziehender Sprache. Er hat seine Schilderung durch 136 Abbildungen unterstützt, die nach meisterhaften photographischen Aufnahmen in Hellographie so vollkommen ausgeführt sind, wie man nicht leicht etwas sehen wird. Die Gruppen der Menschen und Tiere wirken wie künstlerisch gestellte Bilder, die Landschaften sind scharf und klar bis in die Fjernen, auch charakteristische Aufnahmen von Bäumen und Pflanzen sind eingestreut. Schon allein diese anziehenden, treuen und technisch wohl unübertrefflichen Bilder würden das Werk begehrenswert machen. — „Malerfahrten im Orient und in Spanien“ von Emil Weurmann ist das andre, kleinere Buch betitelt. Wie viel unnützes, langweiliges Zeug mit ähnlichem Titel, namentlich sogenannte Orientfahrten hat uns die letzte Zeit beschert! Weurmanns Buch unterscheidet sich von der Masse zunächst dadurch, daß es sehr gut geschrieben ist, sorgfältig, aber leicht, mit Beobachtung, aber nicht im Lehrton, unterhaltend und witzig, aber niemals albern oder blasfem. Am besten haben mir die Abschnitte über Spanien gefallen. Man bekommt daraus eine wirkliche Vorstellung von dem, was diese vielgenannten Städte: Sevilla, Granada, Cordova, Madrid heute und nach der Empfindung eines Nordländers noch sind. Der Erzähler berichtet, indem er jedesmal seine Eindrücke seinen mitgebrachten Meinungen und Vorurteilen gegenüberstellt. Wenn er etwas scheinlich findet, so sind wir mit ihm überzeugt, daß es so ist, wie z. B. Gibraltar oder Cadix. Demnächst sind seine Berichte von Marokko und vom Nil bei aller Kürze im höchsten Grade belehrend. Sein Urteil über die verschiedenen Menschenarten, auch die, die auf Reisen sind, ist gesund und beifallswert. Kurz, das Buch enthält viel mehr, als man auf seinen 270 Seiten suchen wird. — Hier verdient nun auch noch ein ganz einziges Buch einen Ehrenplatz: Pädagogik der Schulreise, Festgabe zur Enthüllung des Stoydenkmals dargebracht von der Stoyischen Erziehungsanstalt und überreicht von ihrem Direktor Dr. Heinrich Stoy, mit einer Karte und 65 Abbildungen (Leipzig, Engelmann). Schulreisen sind ja jetzt nichts ungewöhnliches, aber etwas wie diese Stoyischen Reisen, so nach allen Seiten überlegt und vorbereitet (die Einleitung des stattlichen Bandes von mehr als 300 Seiten teilt alles das mit) und so glücklich ausgeführt, dürfte es nicht weiter geben. Die jüngern Böglinge gehen in die Thüringer Umgebung Jenas, die mittlern nach Dresden und Schlesien, die ältern über München in die Alpen bis auf den Venediger Gletscher, solche Reisen eines Jahres (1890) werden nun beschrieben, in einzelnen Teilen ganz ausführlich, sodaß man erfährt, wie ein Tag mit allen seinen Einzelheiten verlaufen ist. Die jungen Reisenden sollen nicht nur

zur Herrschaft über ihren Körper erzogen werden, sondern auch wahrnehmen, was es unterwegs giebt: Natur, Landschaft, Städtebilder, Industrie, Kunst in den Sammlungen. Unterwegs wird Tagebuch geführt, später werden zu Hause eingehende Ausarbeitungen gemacht nebst Zeichnungen, von denen hier Proben gedruckt werden. Der Leser wird mit uns staunen über soviel gründliche und verständig übermittelte Belehrung, soviel wirkliche „Wissenschaft,“ noch mehr aber sich freuen über diesen Fonds von Kraft und Lebensfreudigkeit. Wer ähnliches mit jüngern Leuten auch nur in viel bescheidnem Umfange zu unternehmen hätte, sollte sich das Buch kaufen und sich diese vollkommene Organisation zum Muster dienen lassen. Aber auch als erfrischendes Lesebuch wird es willkommen sein: anstatt Robinsons Abenteuer erleben wir, wie viel junge Kräfte bei richtiger Schulung mit wenig Geld leisten und erreichen können. Für die Anstalt endlich könnten wir uns kein besseres Zeugnis und Zugmittel, wenn sie dessen überhaupt bedürfte, denken als dieses ihr Reisebuch.

A. P.

Beschwerden über die Rechtspflege. Dr. Karl Walder hat (bei Arwed Strauch in Leipzig 1898) eine Schrift herausgegeben, deren Titel die Inhaltsangabe erspart: „Die Kompetenz der Religion, der Ethik, des Patriotismus, der Verfassung, Gesetzgebung, Justiz, Presse, der Vereine und der öffentlichen, nationalen und internationalen Meinung mit besondrer Berücksichtigung der Frage der Beleidigungen und der Pressfreiheit.“ Der Verfasser findet, daß die freie Meinungsäußerung durch vielerlei und namentlich durch den Beleidigungsparagrafen zu sehr eingeschränkt, die Pressfreiheit nicht hinlänglich gesichert sei. Wenn jemand eine ihm bekannt gewordne Schwindelfirma öffentlich denunziere, womit er doch nur eine Pflicht der Nächstenliebe erfülle, so könne es ihm begegnen, daß er wegen Beleidigung angeklagt werde. Beständen die Hexenprozesse heute noch, so könnte ein Kritiker des dabei angewandten Verfahrens sowohl wegen Beleidigung der Richter als auch wegen Beschimpfung einer Einrichtung der katholischen und der evangelischen Kirche bestraft werden. Andererseits möchte Walder das Gebiet des Erlaubten enger begrenzen, z. B. den Ultramontanen die Ausfälle auf Luther, Goethe und Schiller verbieten, und das Straffreiheitsprivileg der Abgeordneten aufheben. „Ein ultramontanes Mitglied einer ersten oder zweiten Kammer oder eines andern Parlaments könnte dann bestraft werden, wenn es die Protestanten, die Freimaurer, die Liberalen, die Universitäten verleumderisch beleidigte.“ Er hofft, daß allen diesen Übeln auf folgende Weise abgeholfen werden wird. „Im zwanzigsten Jahrhundert wird es im Deutschen Reiche und anderswo zu Kooperationsaristokratischen Rechtsschutzvereinen, Nationalvereinen, kommen. Söhne reicher städtischer und ländlicher Familien werden z. B. Jura und Nationalökonomie studieren, in den Verwaltungsdienst treten, im besten Mannesalter ihren Abschied nehmen, um uneinbeholdet, sozusagen ehrenamtlich, aristokratonisch, ganz den Rechtsschutzvereinen, einer maßvollen Reformpolitik, zu leben. Daneben wird man besoldete Juristen und Nationalökonomien, auch besoldete Sekretäre aus den Kreisen der Handwerker, Krämer, Bauern, Arbeiter anstellen. Die begabtesten und gemäßigtesten Sozialdemokraten werden dann ihren Frieden mit den Ordnungsparteien machen. Die Ultramontanen, Polen, Tschechen, Magyaren usw. werden teils matt gesetzt, teils für die moderne, deutsche Kultur gewonnen werden.“ Am klaren Himmel dieses schönen Zukunftsstaats glauben wir doch noch einen kleinen dunkeln Punkt zu bemerken. Bisher ist die Sache immer so gewesen, daß jeder sein eignes Schimpfen berechtigte und maßvolle Kritik, die berechtigte und maßvolle Kritik seiner Gegner aber „schimpfen“ nennt, und keine Partei hat von dieser Gepflogenheit eine Ausnahme

gemacht. Wenn nun ein internationaler Rechtsschutzverein zustande kommen soll, dessen Mitglieder darüber einig sind, was schimpfen und was berechtigte Kritik ist, so wird der politische Kreis, dem die Mitglieder zu entnehmen sind, sehr eng gezogen, und außer den Ultramontanen usw. noch eine große Anzahl anderer Interessen- und Gesinnungsgruppen matt gesetzt werden müssen.

Von der Freimaurerei. Da die Freimaurer auch nach Bismarcks Erfahrung eine Macht sind, so ist es dankbar zu begrüßen, wenn auch einmal uns Profanen ein Blick in das Heiligum gestattet wird, dessen Geheimnis die Brüder so sorgfältig wahren. Es geschieht das in dem Buche: Der Stern von Beth-Lehem, Rundgebungen des Einheitsbundes deutscher Freimaurer über Ursprung, Wesen und Ziel der Freimaurerei (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1899), einer Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen verschiedener Autoren. Die ersten Aufsätze sind vorwiegend historisch-kritisch. Es wird darin zugestanden, daß sich viel mythisch-phantastisches in die Geschichte der Maurerei eingeschlichen hat, und daß es noch nicht gelungen ist, den eigentlichen Ursprung der Institution genau zu ermitteln. Als das wahrscheinlichste wird die Ansicht von Katsch hingestellt, daß die Maurerei als ein Verein der europäischen Geistesaristokratie zur Pflege und Verbreitung der Idee der Toleranz in der Zeit der sonatischen Konfessionskämpfe, im siebzehnten Jahrhundert, entstanden sei; die Idee sei die der alten und echten Rosenkreuzer gewesen und von Deutschland ausgegangen, die Gründung aber sei zwischen 1630 und 1640 in England dadurch erfolgt, daß der Verein zum Schutze der Brüder vor Verfolgungen die Handwerksgebräuche der alten Bauhütte als Maske vorgenommen habe. Der bei weitem größere Teil der Aufsätze ist den Reformbestrebungen gewidmet, die der im Logenwesen eingerissene Zwiespalt hervorgerufen hat. Zwiespalt ist eigentlich eine zu milde Bezeichnung; nach den Klagen mehrerer Brüder zu schließen, muß eine heillose Verwirrung eingerissen sein. „Über das Wesen des Freimaurerbundes herrschen tatsächlich sehr verschiedene Auffassungen. Das kommt allein daher, daß uns ein klares, einheitliches Programm fehlt.“ (S. 81.) „Welchen Zweck hat der Freimaurerbund? Darüber sind auch in Bundeskreisen die Meinungen sehr verschieden. Darum hat auch die Welt keine Kenntnis davon.“ (S. 123.) „Wenn wir die große, um den Erdball sich ziehende Bundeskette überblicken, so finden wir zwar überall noch die symbolische Anlehnung an das Bauhandwerk, aber nicht mehr allwärts Freimaurerei. Auf welches Bauwerk könnte bei den zweifelhaften Genossen die Form einer Bautätigkeit noch hinweisen? Auf einen Tempel sicherlich nicht, höchstens auf einen zwecklosen Turm, auf eine ziellose, oberflächliche Spielerei. Durch allerlei Abirrungen und Gegensätze ist es auch in unserm Bunde, der die ganze Erde umfassen soll, geworden wie beim Turmbau von Babel. Die Bauleute verstehen sich untereinander nicht mehr. Auch die Welt versteht uns nicht. Sie lächelt über den Turm und die ungleichartigen Elemente, die in finsterner Heimlichkeit sich daran beschäftigen. Je weniger wahrer Bundesgeist, um so mehr Heimlichkeit und leerer Handwerksbrauch.“ (S. 85.) Der Reformbund stellt nun als Zweck der Freimaurerei hin: die Arbeit am Reiche Gottes, auf der Grundlage des Glaubens an den persönlichen Gott, an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen und an Jesus als die Verkörperung der wahren und echten Humanität. Er will die Mitglieder von ihren besondern Kirchentümern nicht abwendig machen, sondern sie nur zum Aufgeben der Intoleranz verpflichten. Die Freimaurerei „legt ausdrücklich Verwahrung dagegen ein, daß die von ihr proklamierte Gewissensfreiheit ausarte in gottleugnende Freigeisterei, wie sie in französischen Logen offenkundig betrieben wird.“ (S. 93.) „Aus Glaubenszwang die Menschen zu einer ideallosen

Freigeisterei, zum Materialismus führen, ist kein ideales, kein seligmachendes Werk; besser im Gottesglauben gebunden, als in Gottlosigkeit frei." (S. 124.) Der unter dem Einflusse des Materialismus zur Herrschaft gelangten Überschätzung der irdischen Güter entgegen zu arbeiten sei „gewissermaßen die eigentliche Kulturaufgabe der deutschen Freimaurerei." (S. 134 bis 135.) „Man wirft uns vor, daß wir die Religion bekämpfen. Viele Logen und Brüder sind Förderer des religiösen Lebens. Aber in manchen Gebieten [des über die ganze Erde verbreiteten Bundes] ist die Freimaurerei in der That die Feindin der Religion, und so lange wir zwischen jenen sogenannten Maurern und uns nicht das blaue Band zerschnitten haben, sind wir voll für alles das mit verantwortlich, was im Zeichen des Maurertums geschieht und gelehrt wird." (S. 82.)

Ein wichtiges Zugeständnis! So lange sich die deutsche Freimaurerei von den offenkundig atheisistischen Brüdern der romanischen Länder nicht in aller Form und öffentlich losgesagt hat, so lange muß sie es sich gefallen lassen, daß die Geistlichen vor ihr als einer religionsfeindlichen Macht warnen. Nachdem die Reformbrüder, die zurück zu Jesus! in ihr Panier schreiben (S. 193), dieses erkannt haben, werden sie bald auch das andre erkennen, daß der Verdacht schlimmer Dinge, den man gegen sie hegt, so lange nicht ohne Berechtigung bleibt, als sie an ihren Feindschaften festhalten, für die es doch nun einmal keinen vernünftigen Grund mehr giebt in der heutigen Zeit, wo alle religiösen und atheisistischen Meinungen öffentlich verländigt und alle Ziele, sogar die anarchisistischen, öffentlich verfolgt werden dürfen. Zu behaupten, daß sie in dem Besitze eines geheimen, auf dem Wege des gewöhnlichen Studiums nicht zugänglichen Wissens seien, das wäre eine Annäherung, die ihnen heute nur gerechten Spott zuziehen würde. Sie erheben demnach auch keinen solchen Anspruch, und Bruder Kunzemüller bemerkt ganz richtig: „Besäße die Freimaurerei eine besondere geheime Kunde [so!], die den Kulturfortschritten der Menschheit förderlich sein könnte, so wäre es ja ein ganz unverantwortliches Frevel, eine grausame Verfündigung am ganzen menschlichen Geschlechte, wenn sie damit zurückhalten und nur denen davon Kenntnis geben wollte, die mehr oder weniger zufällig und oft recht unbedientermaßen in ihre geschlossenen Kreise Eintritt erlangen." Was er aber dann vorbringt, um das Geheimniswesen zu rechtfertigen, befriedigt ganz und gar nicht. Wenn die Freimaurerei von Geheimnissen rede, die keinem Ueingeweihten offenbar werden sollen, so deute sie nicht auf Erkenntnisse hin, deren alleinige Inhaberin sie sei, sondern sie versuche darunter „nicht andres, als die ihr eigentümlichen Mittel und Übungen, wodurch jeder ihrer Anhänger zu einer ihn selbst befriedigenden Lebensanschauung gelangen kann." Also eine bewährte pädagogische Methode! Hat auf eine solche die Allgemeinheit etwa keinen Anspruch? Ist es nicht noch grausamer, der Masse der Menschen die Pforte zum glückseligen Leben als zu irgend einer naturwissenschaftlichen oder metaphysischen Erkenntnis zu verschließen? Nachdem der Einheitsbund deutscher Freimaurer den ersten Schritt gethan haben wird, den er für notwendig erkannt hat, möge er vollends den zweiten thun: auf seine disciplina arcani verzichten (womit er ja seine Symbole und Riten nicht aufzugeben braucht) und sich unter das Vereinsgesetz stellen, er möge das offen sein, was er zu sein behauptet: ein Verein zur Förderung fanatismusfreier Religiosität und zur Ausübung der Werke der Nächstenliebe, und kein Mensch wird ihn mehr weder anfechten noch verleumden oder verdächtigen.



Kritische Studien

zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Don Otto Kaemmel



Es ist schon von urteilsfähigen und unbefangnen Männern anerkannt worden, daß der Hauptwert der Gedanken und Erinnerungen in dem Bilde der gewaltigen Persönlichkeit ihres Verfassers liegt, das sie zeichnen. Als großartigstes Selbstzeugnis dieses großartigen Lebens ist das Werk unvergleichlich und unanfechtbar; als historischer Bericht unterliegt es der historischen Kritik wie jedes andre. Dabei muß sich diese immer gegenwärtig halten, daß das Buch stückweise, fast gelegentlich und der Hauptsache nach aus persönlichen Erinnerungen entstanden ist, wobei dem Fürsten als urkundliche Grundlagen nur die Schriftstücke seines Besitzes, nicht die staatlichen Akten, zur Verfügung gestanden haben, deren Mangel er fortwährend empfand; daß also bei einer Darstellung, die sich über einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren erstreckt, zahlreiche unwillkürliche Verschiebungen, Entstellungen oder Färbungen der Thatfachen an sich schon wahrscheinlich wären, auch wenn nicht Lothar Bucher solche ausdrücklich konstatiert hätte. Ferner darf nicht vergessen werden, daß die Absicht, vollständig zu sein, gar nicht vorgelegen hat, daß man also an sich über Lücken nicht klagen darf, endlich, daß sich der Fürst bei der Auswahl und der Anordnung des historischen Stoffes sehr oft von dem praktischen Zwecke politischer Belehrung hat leiten lassen. Bei solcher Betrachtung ist es vielleicht noch immer nicht überflüssig, sich gegen den Vorwurf der Pietätlosigkeit zu verwahren. Nicht darin besteht die Pietät gegen das Andenken eines großen Mannes, daß man alle Menschlichkeiten weglegt oder vertuscht und ihm alles gläubig nachspricht, sondern darin, daß man ihn in allen Zügen seines Wesens und im Zusammen-

hange mit seiner Zeit, die das Genie zwar nicht schafft, aber erzieht, zu verstehen sucht. Wer statt eines historischen Porträts ein Heiligenbild auf Goldgrund malt, der verfolgt erbauliche Zwecke, ein Historiker ist er nicht. Persönlich den Vorwurf mangelnder Pietät zu fürchten, habe ich keine Veranlassung. Einem Manne, der mir die Ideale der Jugend und der ersten Mannesjahre glorreich verwirklicht hat, dessen Soldat im Kampfe für Deutschlands Einheit und Größe an meinem unendlich bescheidenen Teile in Wort und Schrift gewesen zu sein mein Stolz ist, während ein jüngerer Geschlecht, das jetzt den echten Bismarckultus für sich allein beansprucht, jene Kämpfe noch gar nicht mit Bewußtsein erlebt hat, dem Manne, der mir noch in seinen letzten Jahren, als ich eine solche Möglichkeit gar nicht mehr zu hoffen wagte, persönliche Freundlichkeit erwiesen hat, dem pietätlos gegenüberzutreten wäre mir ganz unmöglich.

Im folgenden soll zunächst die Darstellung behandelt werden, die Fürst Bismarck im 22. und 23. Kapitel von dem Kriegsjahre 1870/71 giebt. Denn einmal zeigt ihn diese Zeit auf der Höhe seiner Wirksamkeit, sodann fließen hier gerade die Quellen so reichlich, daß es, obwohl die Archive im großen und ganzen noch lange unzugänglich bleiben werden, oft möglich ist, bis ins einzelne hinein zu kontrollieren.

1. Die Ems'er Depesche

Der Inhalt der ersten Hälfte dieses Kapitels läßt sich etwa in folgende Sätze zusammenfassen. Die Thronkandidatur des Prinzen Leopold war eine spanisch-hohenzollernsche Sache, keine preußisch-deutsche, und sie ging von Spanien aus. Der König Wilhelm hatte mit ihr nur als Chef des hohenzollernschen Gesamthauses zu thun, Bismarck gab dabei seinen persönlichen Rat, aber nicht als Bundeskanzler; er erwartete auch von Spanien kein Bündnis, sondern höchstens handelspolitische Vorteile, „stand politisch der ganzen Frage ziemlich gleichgiltig gegenüber“ und meinte im übrigen, ein Hohenzoller werde auch als König von Spanien nur spanische Politik treiben können. Er erwog dabei pflichtmäßig alle möglichen Folgen von dem Standpunkt der deutschen Interessen aus und hatte keinen Grund, etwaige Vorteile abzuweisen, auch wenn Frankreich damit unzufrieden sein sollte. Einen Krieg mit Frankreich befürchtete er indes aus diesem Anlaß nicht, die Auffassung der Franzosen, daß hier Preußen als Staat französische Interessen verletze, erschien ihm unberechtigt, die ganze Behandlung der Angelegenheit von seiten Frankreichs „unverschämt.“ Von der europäischen Lage macht er nur gelegentlich die Andeutung, daß die Möglichkeit eines französisch-österreichisch-italienischen Bündnisses vorgelegen habe und vom Ultramontanismus nach Kräften gefördert worden sei (S. 74. 83. 168 f.).

Die Lücke, die durch dieses Schweigen zwischen diesem 22. Kapitel und dem vorangehenden 21. (Der Norddeutsche Bund) entsteht, ist deshalb be-

sonders empfindlich, weil Bismarcks Politik im Jahre 1870 ohne die Kenntnis der europäischen Lage, wie sie ihm erschien, gar nicht verständlich ist. Wir wissen zu viel, als daß wir uns mit seinen Andeutungen begnügen könnten, zu wenig, als daß wir nicht fortwährend vor Rätseln stünden, die Bismarck hätte lösen können. Allgemein bekannt sind, zumal seit einigen „indiskreten“ französischen Publikationen von Gramont, Chaudordy, Prinz Napoleon, Jarras, Rothan, Lebrun, die schon Sybel, allerdings mit starken Zweifeln an der Glaubwürdigkeit mancher, benützt hat, folgende grundlegenden Thatsachen. Frankreich und Oesterreich standen dem neuen Deutschland insofern feindselig gegenüber, als sie in dem etwaigen Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund, also in der Vollendung der deutschen Einheit, eine Verletzung des Prager Friedens sahen, demnach an dem Anspruch festhielten, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen. Beide Mächte hatten sich seit der Salzburger Zusammenkunft der beiden Kaiser im August 1867 genähert, dort auch ein Protokoll aufgesetzt; das „die Harmonie der Ideen“ feststellte, und verhandelten 1869 über ein Verteidigungsbündnis, in das auch Italien hineingezogen werden sollte, wie Oesterreich ausdrücklich verlangte, um auf alle Fälle seine Südgrenze zu decken. Da Italien seinen Beitritt an die Überlassung Roms knüpfte, so scheiterte daran der Abschluß, doch tauschten die drei Monarchen Briefe mit einander aus, die eine gewisse gegenseitige Verpflichtung anerkannten. Im März und April 1870 schlug darauf Erzherzog Albrecht, der Führer der österreichischen Kriegspartei, in Paris einen gemeinsamen Feldzugsplan vor, am 10. Mai wurde der Entwurf zu einem Schutz- und Trutzbündnis der drei Mächte aufgestellt, im Juni der Plan in Wien weiter mit dem französischen General Lebrun besprochen: gemeinsamer Einbruch der Franzosen, Oesterreicher und Italiener in Süddeutschland, Vereinigung etwa bei Nürnberg, Vormarsch auf Berlin, Entscheidungsschlacht bei Leipzig. Allerdings sollte der Krieg nicht vor dem Frühjahr 1871 unternommen werden, und beim Abschiede sagte Kaiser Franz Joseph dem französischen General nachdrücklich, er könne nur dann am Kriege teilnehmen, wenn Napoleon III. nicht als Feind, sondern als Befreier in Süddeutschland erscheine; sonst könne Preußen „unter Ausnützung der neuen deutschen Idee“ nicht nur die Nord- und Süddeutschen, sondern auch die österreichischen Deutschen zur nationalen Erhebung bringen. Vorausgesetzt wurde also, daß Frankreich einen Kriegsgrund fand, der Preußen diese „Ausnützung“ unmöglich machte, und daß es zuerst losschlug, die andern ihm erst folgten. Abgeschlossen wurde das Bündnis formell auch damals nicht, vor allem, weil Italien auf der Räumung Roms bestand; aber ohne Zweifel hatte Gramont, seit dem 15. Mai Minister des Auswärtigen in Frankreich, bis dahin französischer Botschafter in Wien, im Juli 1870 einigen Grund, auf die Hilfe Oesterreichs und Italiens zu rechnen, denn was hatte die spanische Kandidatur Prinz Leopolds mit nationaldeutschen Interessen zu thun, und

lauteten nicht die Berichte der französischen Gesandten aus den süddeutschen Residenzen derart, daß man in den dortigen partikularistisch-preußenfeindlichen Parteien ultramontaner und demokratischer Färbung starke Bundesgenossen in dem Feldzuge für die „Befreiung“ Süddeutschlands sehen mußte?¹⁾ Dürfte es doch auch „keinem Zweifel unterliegen, daß Graf Bray [der bayrische Ministerpräsident] durch den Herzog von Gramont in Wien von den militärischen Abmachungen zwischen dem Erzherzog Albrecht und Paris Kenntnis erhalten hatte und begreiflicherweise eine Zeit lang befürchten mußte, zwischen zwei Feuer zu geraten.“ Hat doch Gramont nach der Kriegserklärung selbst gesagt: Quant aux états du sud de l'Allemagne ils ne bougeront pas. Je suis renseigné par mon ami et élève M. de B. Bray galt bei Bismarck für unnational, ultramontan und österreichisch und soll 1870 die bayrische Mobilisierung aufgehalten haben.²⁾ Vorwärts drängten neben den politischen Antrieben die Ultramontanen in Rom, Paris und Wien, vielleicht auch in München, genau so, wie 1756 das antipreußische Einverständnis vom Vatikan aus eifrig gefördert worden war. Es ist dafür höchst bezeichnend, daß Professor Friedrich in seinem während des Konzils geführten Tagebuche am 2. Mai 1870 die Notiz eintrug: „Von einer Seite, die es wissen kann oder wenigstens soll, wird mir gesagt, daß es im Jahre 1871 einen Krieg zwischen Preußen und Frankreich geben wird. Man munkelt von einem Einverständnis der Kurie und der Jesuiten mit den Tuilerien.“³⁾

Von diesen Voraussetzungen aus machte Gramont sofort, nachdem am 15. Juli in Paris thatsächlich die Entscheidung für den Krieg gefallen war,

¹⁾ Eine erbauliche Illustration zu dieser längst bekannten erbaulichen Thatsache liefert Luise von Kobell in ihrer manchen Leuten recht unbequemen, aber sehr dankenswerten Schrift König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870 (Leipzig, 1899) über die Beziehungen des französischen Gesandten in München, Herzogs von Cadore, zu dem ganz französisch-rheinbündisch-ultramontanen Salon Pfeffel, S. 20. 21.

²⁾ L. von Kobell 21 f. Buch I, 207. 251. III, 246.

³⁾ Sybel, der freilich die „Feuergefährlichkeit“ dieser Verhandlungen nicht zugeben will, Begründung des Deutschen Reichs VII, 87 ff. 203 ff. 233 ff. Neue Mitteilungen und Erläuterungen 7 ff. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland II, 512 ff. Onken, Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm I. 719 ff. E. Marsch, Wilhelm I. 268 f. S. Delbrück in den Preussischen Jahrbüchern 1892, XII, 729 ff. und 1895, X. Wie bestimmt man in höhern französischen Offizierskreisen den Krieg im Bunde mit Oesterreich erwartete, zeigt u. a. die Mitteilung eines französischen Stabsoffiziers, der den Feldzug beim III. Korps (Dcaen) der Armée Bazaines mitmachte, Trois mois à l'armée de Metz par un officier du génie, Brüssel 1871 (abgeschlossen in Mainz 13. Dezember 1870) S. 153: En causant avec nous [8. September 1870], notre général nous raconte la conversation qu'il a eue avant-hier avec le maréchal Leboeuf [dem frühern Kriegsminister]. Depuis le commencement de l'année, la guerre avec la Prusse était décidée. On avait songé à l'alliance autrichienne. L'empereur d'Autriche avait alors promis son concours. Après la déclaration de guerre, du 15 juillet, le gouvernement français avait demandé à l'Autriche de tenir sa promesse usw.

die Frage stellt: Inwieweit ist man in Berlin von diesen „feuergefährlichen“ Verhandlungen unterrichtet gewesen, und wie hat diese Kenntnis auf die deutsche Politik gewirkt? Denn hier lassen sich bis jetzt nur die Hauptzüge erkennen, und manches bleibt dunkel. Unzweifelhaft hat Bismarck — und mit ihm seine ganze Umgebung — nach dem Vorgehen Napoleons III. im Jahre 1866 und nach seiner Kenntnis der Franzosen einen Krieg zur Vollendung der deutschen Einheit für so gut wie unvermeidlich gehalten¹⁾ und auch die Bildung einer deutschfeindlichen Koalition befürchtet. Unmittelbar nach dem Kriege von 1866 hielt der scharfsinnige Th. von Bernhardi, einer der klügsten Diplomaten, den Bismarck niemals zur Verfügung gehabt hat, einen Dreibund zwischen Österreich, Frankreich und Italien für wahrscheinlich (6. September), und am 14. Februar 1867 bemerkte K. von Keudell, einer von den vertrauten Mitarbeitern Bismarcks, zu Bernhardi: „Österreich sucht eine Tripelallianz mit Frankreich und Italien; die [von Napoleon als erste Bedingung geforderte] Versöhnung mit Ungarn ist die Einleitung dazu.“ daher sei Beust auf Napoleons Vorschlag zum Minister berufen worden. Am 3. Mai desselben Jahres hatte Keudell die Nachricht, daß Napoleon als Preis eines Bündnisses Rom angeboten habe [also vor dem Einbruche Garibaldi's, der die Franzosen zur abermaligen Befetzung Roms veranlaßte und am 3. November 1867 bei Mentana scheiterte]; daselbe meldete Graf Uxedom, der norddeutsche Gesandte in Florenz, mit dem Zusätze, Beust wolle die Koalition von 1757. Bismarck selbst bezeichnete das allerdings am 10. Mai als unmöglich, weil es unvernünftig sei, und Abeken sprach am 16. Juli die Hoffnung aus, Österreich werde sich durch den Tod Maximilians von Mexiko „gegen französische Verlockungen warnen lassen.“²⁾ Doch die Salzburger Kaiserzusammenkunft im August 1867 regte die Besorgnis von neuem auf, obwohl beide Kaiser versicherten, sie wollten sich in die innern Verhältnisse Deutschlands nicht einmischen, was Bismarck in seinem Rundschreiben vom 7. September 1867 mit Befriedigung, aber auch mit dem stolzen Zusätze konstatierte, daß das deutsche Volk eine solche Einmischung überhaupt nicht ertragen werde. „Von da ab [1867],“ erklärte er später in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888, „1868, 1869 sind wir bis 1870 ununterbrochen in der Befürchtung vor dem Kriege, vor

¹⁾ So erklärte er z. B. im März 1867 bei der Luxemburger Frage, wo er es nicht zum Kriege kommen ließ, dem Abgeordneten Grafen Bethusy-Suc auf die Frage: „Glauben Euer Excellenz, daß binnen hier und fünf Jahren ein Krieg mit Frankreich eintreten wird?“ „Ja, das glaube ich leider.“ Boshinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 284. Vergl. dazu die Erklärung in den Hamburger Nachrichten vom 20. Februar 1865 bei Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung VI, 21 f.: „Die deutsche Politik sah den Krieg mit Frankreich als zweifellos bevorstehend voraus, wenn er nicht in Frankreich durch den Tod Napoleons — oder anderweit durch innere Unruhen verhindert würde.“

²⁾ Aus dem Leben Th. von Bernhards VII (1897) 284 f. 329 f. 365 ff. 377. — S. Abeken 350. Sybel hat Bernhards Tagebuch von 1866/67 noch nicht gefasst.

„eventuell“ auf russische Hilfe zählen dürfe. Auch der Generalstabschef hat also eine französisch-österreichische Koalition für höchst wahrscheinlich gehalten und danach 1870 gehandelt, denn beim Ausmarsch gegen Frankreich im Juli blieben gegen Österreich zunächst zwei Armeekorps, das VI. bei Breslau, das II. bei Berlin zurück, und erst am 18. Juli teilte er Roon mit: „Die Front gegen Österreich ist bis jetzt nicht bedroht. Ich halte es vielmehr für das Beste, alle demonstrativen Anordnungen in der Grenzprovinz zu vermeiden.“¹⁾ Hinzugefügt sei noch, daß um diese Zeit die Stimmung in der sächsischen Oberlausitz an der böhmischen Grenze sehr besorgt war, da man wußte, daß in Österreich die Reserven einberufen würden. Sehr bezeichnend ist auch die — soviel ich weiß — noch nirgends erwähnte Ausprägung österreichischer Silbermünzen mit der Gleichung 3 Gulden = 5 Franken in dieser Zeit.

War man sich also in Berlin über die Stimmungen und Absichten in Österreich ganz klar, so traute Bismarck auch dem Florentiner Kabinett nach seinem eignen Zeugnis (S. u. E. II, 103) keineswegs, trotz der römischen Frage. Dieses Mißtrauen schwand erst, als am 21. August 1870 im Hauptquartier Pont-a-Mousson aus Florenz „die sichere Nachricht“ eintraf, Viktor Emanuel habe sich infolge der deutschen Siege entschlossen, neutral zu bleiben.²⁾ Ob man aber in Berlin von den Verabredungen über den Kriegsplan der werdenden Koalition etwas gewußt hat, ist doch zweifelhaft, sogar unwahrscheinlich, denn Moltke nimmt auch in seiner letzten, noch im Juli 1870 überarbeiteten Denkschrift, wo er doch die Aufstellung der bayerischen Hauptmacht am untern Inn voraussieht,³⁾ keine Rücksicht auf die Möglichkeit, daß eine italienische Armee über den Brenner gegen München marschiere. Aber sehr aufmerksam verfolgte man den langen Aufenthalt des Erzherzogs Albrecht in Paris im März 1870; Busch erhielt schon am 11. März den Auftrag,⁴⁾ „zunächst in einem Blatte, daß der Regierung fern steht,“ darauf „als auf ein bedenkliches Symptom“ hinzuweisen und zu bemerken, „in London knüpften sich daran Gerüchte von einem Abkommen zwischen Frankreich und Österreich.“ Nicht minder war man in Berlin des Einverständnisses der römischen Kurie und der Jesuiten mit den Tuilerien „über eine Koalition der katholischen Mächte völlig sicher.“⁵⁾

Kurz, Bismarck hatte nicht den geringsten Zweifel daran, daß sich eine

¹⁾ Moltkes militärische Korrespondenz III, 1 (1896) Nr. 12. 14. 15. 16. 18. 24. Über den Krieg gegen Frankreich sagte er schon im März 1867: „Ich halte leider diesen Krieg binnen jetzt und fünf Jahren für unvermeidlich.“ Am liebsten hätte er ihn schon damals gesehen. Poschingen, Bismarck und die Parlamentarier II, 97. III, 288.

²⁾ Busch, Tagebuchblätter I, 92.

³⁾ Moltke a. a. D. III, 1, 119 ff. (Nr. 18).

⁴⁾ Busch I, 14 f.

⁵⁾ Busch II, 303 f. (Aufsatz für die Römische Zeitung in Bismarcks Auftrage, Januar 1872).

dem Könige, meinem Herrn, zur Unterstützung der Unzufriednen in Italien durch Geld und Waffen, welche sie zu haben wünschten, zu raten.“ Denn, setzt er hinzu: „Ich fand den Krieg, wie er lag [vor Metz, aber schon nach Weißenburg, Wörth und Saarbrücken!], zu ernst und zu gefährlich, um in einem Kampfe, in dem nicht nur unsre nationale Zukunft, sondern auch unsre staatliche Existenz auf dem Spiele stand, mich zur Ablehnung irgend eines Beistandes bei bedenklicher Lage der Dinge für berechtigt zu halten.“¹⁾ Ein eigentümliches Licht wirft auf diese Beziehungen ein Artikel [von Karl Blind] aus London vom 13. April 1874²⁾ mit der, wie es scheint, seither kaum beachteten Notiz: „Zwischen deutschen Vaterlandsfreunden und der italienischen Aktionspartei waren in jenen Tagen Verbindungen angeknüpft worden, um unter national-demokratischer Fahne einen neuen Ansturm gegen Rom herbeizuführen. Über London ging diese Verbindung [offenbar durch Karl Blind]. Mazzini, damals in Genua, hatte die Anträge angenommen. Waffen und Geldmittel lagen bereit.“

(Schluß folgt)



Döllingers Jugend

(Schluß)



ie die Männer der „Kongregation“ keine Freunde der Jesuiten waren, so auch keine Feinde der politischen Freiheit und des Verfassungsstaates. Sie waren nur Gegner eines Liberalismus, der alle Andersgefinnten für Feinde der Toleranz erklärt und verlangt, daß diesen Feinden der Toleranz der Haß abgeschnitten werde, wie Döllinger mit einem Scherzworte Swifts in dem Streite um die gemischten Ehen einmal äußert. Bei diesem Streite empörte es ihn, daß der Geistliche gezwungen werden solle, eine Ehe einzusegnen, deren Einsegnung gegen sein Gewissen gehe, und er erinnerte an Irland, wo bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts das Gesetz gegolten habe, daß der katholische Priester, der Brautleute gemischter Konfession traue, mit dem Tode zu bestrafen sei. Es waltete freilich der kleine Unterschied ob, daß in Irland die Geistlichen gezwungen worden seien, von der Einsegnung abzustehen, während sie in Bayern gezwungen werden sollten, die Einsegnung vorzunehmen, aber

¹⁾ Gedanken und Erinnerungen 103.

²⁾ In der „Dresdner Presse“ vom 16. April 1874.

mit einander verheiratet; sie mußten trotz allem, was vorgekommen sei, bei einander bleiben und sich vertrauen. In diesem Punkte stimmten ihm seine Münchner Freunde nicht bei. Die katholischen Engländer gaben sich in jener Zeit der Traktarianerbewegung und der Konversionen phantastischen Hoffnungen hin; sie meinten, es fehle ihnen an nichts, als an tüchtigen Geistlichen, um ganz England katholisch zu machen. Zunächst nun fehlte es ihnen an Theologen zur Erziehung des Klerus, und sie baten Döllinger, eine Stelle an ihrer Priestererziehungsanstalt anzunehmen. Zu dieser Thörheit ließ er sich glücklicherweise nicht verleiten, und seine englischen Verehrer mußten sich mit Übersetzungen seiner Bücher begnügen.

Daß Döllinger damals nicht allein neben Görres der bedeutendste katholische Publizist war, sondern für ganz Deutschland Bedeutung hatte, dürften die mitgetheilten Proben wohl glaubhaft gemacht haben. Aber er hat in jener ersten Zeit auch schon einige größere Arbeiten herausgegeben, unter denen sein Handbuch der Kirchengeschichte die wichtigste ist. Der Firma Manz wurde er bald teuer, weil seine Bücher gut gingen, aber der Verkehr mit ihm war nicht gerade bequem, weil er gleich den ersten Bogen, den er fertig hatte, in die Druckerei zu schicken pflegte, und diese ihm dann jeden weitem Bogen einzeln abpressen mußte. Übrigens haben die feineren Nasen schon gleich in seinem Erstlingswerke den Keizer gewittert. Ein Satz darin erregte lauten Widerspruch: „Bei diesem ersten Hervortreten Luthers war offenbar das Recht auf seiner Seite.“ Tiefer als solche, die bloß an einzelnen Sätzen Anstoß nahmen, das Ganze aber unbedingt lobten, sah der fromme Silber in Wien, ein mystisch angelegter Mann, der eine Sammlung anmutiger und rührender Legenden herausgegeben hat. Ihm erschienen die kalte Gelehrsamkeit dieses Buches und der scharfe Geist der Kritik, der darin wehte, unfrohm. „Edle, ja herrliche Diktion, hin und wieder stupende Gelehrsamkeit, eine seltene Gabe, großartige Gemälde zu entwerfen, weniger Liebe und zu viel Huldigung für den Geistgeist“ fand er darin. Die Geschichte der schönen ältesten Zeit sei zu mager; sie enthalte zu wenig erfreuliche Thatsachen; dagegen sei die Keizergeschichte ermüdend lang. Nur selten gelange man in dieser dürren Wildnis auf grüne Rasenplätze, wo man einmal den katholischen Priester sprechen höre.

Man sieht schon hieraus, daß es dem Verfasser der Biographie, einem Gefinnungsgenossen des spätern Döllinger, nicht allzu schwer gefallen sein kann, die Anschauung zu widerlegen, der alte Mann sei aus Hochmut und Gelehrten eitelleit von dem Glauben abgefallen, den er so lange und so glänzend verteidigt habe; er brauchte den Thatsachen nicht Gewalt anzuthun, eine ganz objektive Darstellung genügte. Das, was man nach 1870 altkatholisch genannt hat, findet sich schon in Döllingers frühesten Zeit. Im Lyceum und Priesterseminar nämlich hatte er einige tüchtige Männer zu Lehrern gehabt, die die später von Pius IX. zu Dogmen gestempelten Lehren als Meinungen, und

Kenner nehmen an, daß er mit seinem Grundsatz die Augustinische Prädestinationslehre habe verdächtig machen wollen; für ihn wird das Altertum allerhöchstens bis zum Jahre 400 gegangen sein. Wie kommen die heutigen Vertreter des fraglichen Grundsatzes dazu, die „alte“ Zeit bis zum Jahre 600 auszubehnen? Und wer will es den Katholiken des Jahres 3000 verwehren, wenn sie mit derselben Willkür den Grenzpfahl in den 20. Oktober des Jahres 1870 stecken? Und wie steht es mit dem „überall,“ da doch die Kirchenväter geklagt haben, der Erdkreis sei eine Zeit lang arianisch gewesen? Damit ist es auch schon um den consensus omnium geschehn. Überdies weiß man, daß die Dogmen auf den alten Konzilien nur unter heftigen Protesten von Gegenparteien zu stande gekommen sind, bei deren Überwältigung es nicht schöner zugegangen ist als auf dem Vatikanischen Konzil. Wer sich nicht zum „oder“ entschließen kann, wer durchaus Dogmen haben will, von deren Annahme die Seligkeit abhängt, den führt die Konsequenz auf den römisch-katholischen Standpunkt.

Aber man sieht leicht ein, daß ein Theologe, dem jener Grundsatz in Fleisch und Blut übergegangen war, an der Dogmatifizierungssucht des Papstes Pius Anstoß nehmen mußte, und wie leicht er auf den Standpunkt des orthodoxen Protestantismus geraten konnte, der das ganze mittelalterliche Kirchenwesen für eine beklagenswerte Verirrung hält. Zur Kritik der scholastischen Kirchenlehre kam dann allmählich die Kenntnis des nichts weniger als apostolischen Lebens der mittelalterlichen Geistlichen und Kirchenfürsten, die der kühle Verstandesmensch Döllinger scharf ins Auge faßte, während die Frommen, so oft sie bei ihren Studien auf dergleichen stoßen, erschreckt und pietätvoll den Blick abwenden, aus Furcht, es könne sie der über Ham verhängte Fluch treffen, wenn sie der Mutter Schande ansehen. So mag der Janus schon lange in Döllingers Kopfe fertig gewesen sein, ehe ihm die Ereignisse zur Geburt verhaslen. Doch auch der Janus ist nur halbe Arbeit gewesen, vor dem Blicke eines Universalgelehrten zerfließt der Nimbus der ersten sechs Jahrhunderte ebenso wie der des Mittelalters; nur hatte Döllinger keine Veranlassung, das kritische Zerstörungswerk, gleich seinen protestantischen Kollegen in Tübingen, bis zu den Grundmauern der Kirche fortzusetzen. Gerade der Radikalismus aber schlägt wieder ins Positive um; erst nachdem man inne geworden ist, daß keine Zeit dem Ideale entspricht und entsprechen kann, vermag man auch dem Mittelalter wieder gerecht zu werden. Die historisch-kritische Methode führt zu der Erkenntnis, daß kein Geschlecht mit übermenschlichem Wissen und übermenschlicher Heiligkeit ausgerüstet gewesen ist, daß aber jedes mit seinen menschlichen Kräften geleistet hat, was es in seiner Lage zu leisten vermochte, und gerade in diesem unermüdlichen Ringen der europäischen Menschheit mit Irrtümern und Verirrungen, aus denen sie sich immer wieder herausfindet, in dieser ihrer unverwundlichen Kraft, mit der sie sich aus allen Niederlagen wie neugeboren erhebt, finden wir den sie befehlenden göttlichen Geist und die göttliche

bewegt; in der Kirche lassen sich dergleichen konstitutionelle Einrichtungen nicht so leicht treffen. In einer andern Beziehung ist freilich die Kirche bedeutend besser daran als der Staat. In dem sich ihre innern Streitigkeiten hauptsächlich auf Meinungen beziehen, die Masse aber über diese Meinungen gar nicht nachdenkt und der zu einem selbständigen Urtheile darüber erforderlichen Kenntnisse ermangelt, bleiben die Konfliktsfälle meist auf den engen Kreis der gelehrten Theologen beschränkt, während der Staat, der im Gebiet der materiellen Interessen waltet, bald die gesamte Masse des niedern Volkes, bald die Vornehmen und Mächtigen, manchmal sogar beide gegen sich hat.

Die bedeutendsten unter den Freunden und Mitkämpfern Döllingers, der zartfönnige, gemüthvolle, fromme und doch mit philosophischem Genie ausgerüstete Mähler und der phantastisch-mystische, vulkanische Görres waren grundverschieden von ihm, aber die Weite des Geistes, die Fülle des Wissens und die strenge Wahrheitsliebe hatten sie mit ihm gemein, und aus diesem Grunde würden sie, wenn sie das Jahr 1870 erlebt hätten, auf Döllingers Seite gestanden haben. Am Janus hätte Mähler freilich nicht mitgearbeitet, er würde dieses Buch verabscheut haben, aber den Zumutungen der römischen Kurie gegenüber würde sich seine milde Seele stahlhart erwiesen haben. In einer Rezension von Döllingers Kirchengeschichte hebt er zwar die Vorzüge des Werkes gebührend hervor, beleuchtet aber auch mit seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe die Mängel und schreibt u. a. über die Behandlung der jansenistischen Streitigkeiten: „Herr Döllinger ergreift geradezu die Partei der Jesuiten. Der katholische Historiker sollte über den Parteien seiner Kirche stehen, und das Gute in jeder mit Unbefangenheit anerkennen, und nicht minder das Irrige, Einseitige oder gar Falsche und Schädliche ohne Rückhalt bemerklich machen.“ Das viele Gute, das die Jansenisten im Gegensatz zu den Jesuiten auszeichne, sei bei Döllinger „unentwickelt geblieben.“ Mählern ist also Döllinger anfangs zu ultramontan gewesen. Görres aber nahm auch der Kurie gegenüber kein Blatt vor den Mund. Das ließ sie sich gefallen, solange man in katholischen Kreisen froh sein mußte, daß man ihn hatte; 1870 hätte man ihn nicht mehr gebraucht. Es ist der Geist, der sich den Leib baut, aber hat sich der Leib ein Wächlein angefressen, dann will er sich nicht mehr durch den rumorenden Geist die Verdauung stören lassen. Diepenbrock gab 1828 das Leben und die Schriften des Mystikers Heinrich Suso heraus. Görres schrieb dazu eine Einleitung, worin Stellen wie die folgenden vorkommen: „Die Päpste, die in gerechter Notwehr den weltlichen Fürsten zum Schutze und Vertreter des geistlichen aufgerufen, hatten, um die Sprache Susos auf diese Sache anzuwenden, bald mit allzu großer Begierde an den Wilden [so!] sich angeheftet und im Zeitlichen ihre Luft gesucht, sie hatten ihren Widerschein im Irdischen mit Wohlgefallen angeschaut, und die verführerische Macht von unten hatte die Unbehutsamen zu sich hinabgezogen, sie waren

Hoffnung erfüllte sich nicht. Fast mehr noch als die Kirche hatte ihm immer seine Wissenschaft, die Theologie, am Herzen gelegen; ihr Erneuerer wollte er sein, und bei seinen Glaubensgenossen galt er eine Zeit lang dafür. Aber die Zeit der Theologie ist vorüber. Die orthodoxe Theologie kann und will nichts anderes sein als die Begründung und Erklärung von Sätzen, die ein für allemal feststehen, also Scholastik, Kommentierung des Thomas von Aquin. Die freie theologische Forschung aber löst die Dogmatik auf, vernichtet also das, was man bisher Theologie genannt hat. Döllinger selbst hat je länger je mehr den theologischen Charakter abgestreift und ist reiner Historiker geworden. Möglicherweise stellen spätere Geschlechter einmal die Theologie wieder her aus den Bausteinen, die jetzt von den Forschern auf den Gebieten der Religionsphilosophie und Religionsgeschichte zusammengetragen werden, vorläufig ist von den Anfängen eines solchen Neubaus nichts zu bemerken. Vergebens hat Döllinger trotzdem nicht gelebt und gearbeitet; noch auf lange hinaus werden seine Bücher von den Studierenden als reiche Fundgruben wissenschaftlicher Erkenntnisse hochgeschätzt werden. C. J.



Deutsche Abwehr einer Schweizer Verteidigung



In meinen „Politischen Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden“ (Nr. 49 und 50 des vorigen Jahrgangs der Grenzboten) hatte ich meiner betrübenden Wahrnehmung über den nationalen Niedergang der Schweiz Ausdruck gegeben, die ihre deutsche Herkunft immer mehr zu vergessen schien. Darob große Entrüstung in den Schweizer Zeitungen und schwächliche Verteidigung meiner Ausführungen in der reichsdeutschen Presse oder auch kritiklose Verdammung, obschon ich die Politik abichtlich gemieden hatte, um nicht der kleinen, freiheitstolzen Republik gegenüber als fanatischer Monarchist zu erscheinen. Daß allein Bismarck die französische Republik vor dem monarchischen Angriff unter Mac Mahon gerettet und gerade das Deutsche Reich der nordamerikanischen Union trotz aller Flegelien besondere Freundschaft erwiesen haben, sei nur beiläufig erwähnt, wir haben ja im Deutschen Reich in den Hansestädten auch Republiken, die sich in ihrer Regierungsform von den Schweizer Kantonen kaum unterscheiden. Auch die Grenzboten verzuckerten in Nr. 8 dieses Jahrgangs in ritterlicher Weise die Bille, die ich den Schweizern als lautere, aber bittere Wahrheit unter vollster Anerkennung ihrer guten Eigenschaften gereicht hatte, um sie aus der natio-

zeigen, wenn ich ihm aus eigener langjähriger Erfahrung verrate, daß es mit der französischen Sprachkenntnis der Bauern nicht weit her ist. In der sogenannten Vorschweiz, wohin sich des Touristen Fuß selten verliert, und wo doch der größte Teil der Bevölkerung wohnt, radebrecht er vielleicht etwas welsch; eine Kellnerin kann sich sogar leidlich verständlich machen, aber von Geläufigkeit ist nicht die Rede. Dagegen muß ich dem Herrn Schweizer den Schmerz bereiten und erwähnen, daß ich auch das Französisch des gebildeten Schweizere entseflich finde. Meine diplomatischen Bekannten in der Schweiz haben mir dies auch bestätigt, und solche Leute pflegen doch ein feines Sprachgefühl zu haben. In Deutschland sind mit Recht die Bonnen aus der französischen Schweiz wegen ihrer schlechten Aussprache verrufen. Ich habe ein Semester in Lausanne gelebt und mußte nachher in Paris mühsam die schlechten schweizerischen Sprachgewohnheiten wieder ablegen. Darin zeigt sich aber das Deutschtum selbst der französischen Schweiz, und ich freue mich dieser Thatsache, die ja keine Schande für die Schweiz ist. Der reichsdeutsche Alemanne und Schwabe, die dem Schweizer am nächsten stehn, mißhandeln ebenso das Französisch.

Schlimm ist dagegen das politische Glaubensbekenntnis, das der Verfasser entwickelt. Er ist doch sicher ein Kenner der Geschichte, der außer Treitschke und Sybel auch Laine und sonstige unparteiische französische Geschichtschreiber gelesen hat. Will er im Ernst Bonaparte als uneigennütigen Freund und Retter aus der Not hinstellen, ihn, der die Schweiz einfach zu französischen Departements gemacht und die Freiheiten der einst so stolzen Eidgenossenschaft mit Füßen getreten hat? Die Lilienkönige nahmen bloß das edelste Blut der kriegerischen Schweiz, ohne die Landesgrenzen anzutasten, denn die alemannischen Brüder im Reiche waren damals bequemer ins fremde Joch zu spannen. Auch reizte das rauhe Gebirgsland die Bourbonen weniger als das reiche Elsaß. Bei der Besiegung des Korsen besetzte Deutschland, zu dem damals noch Österreich gehörte, die Schweiz und hatte sie bedingungslos in seiner Hand.

Das alte Reich hatte sich nie um die Schweizer Tochter gekümmert, der das Reich kaum etwas zu Leide gethan hatte. Daß die Schweizer ihr eingebornes Dynastengeschlecht, die Habsburger im Aargau, verjagt hatten, ging das Reich selbst nichts an. Als die Habsburger später den deutschen Kaiserthron bestiegen, legten sie kaum noch großes Gewicht auf die Zurückgewinnung der Heimat. Ihre Hausmacht konnte des armen, schwer regierbaren Landes entraten, das ihnen selbst übrigens die besten Söldner stellte. Kaiser Max und Karl V. ließen ihre frühern Landsleute mit Vorliebe für Habsburgs Banner fechten und bluten. Die Schweizer Freiheit mit ihrem Fürstenhaß fand ihr Gegenstück in den stolzen friessischen Bauern, in der Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande und in den freien Reichsstädten und -Dörfern. Auch das alte Reich vereinigte in seinem Verbande Fürstentum, freies

Ober an den schrecklichen Bismarck? Als die Schweizer Kantonspolizei offen und pflichtwidrig den reichsdeutschen Sozialdemokraten Vorschub leistete, richtete der Reichskanzler einige unfreundliche Notizen an den Schweizer Bundesrat, was sich doch wohl der Vertreter der ersten Militärmacht der Welt und des stammesgleichen Landes erlauben durfte. Die Schweizer Regierung kam dem gerechtfertigten Ansinnen auch willig nach, und siehe da, auch die Kantonspolizei sieht den Sozialisten und Anarchisten jetzt scharf auf die Finger. Eigentlich müßten die staaterhaltenden Parteien der Eidgenossenschaft dem großen Landsmanne aus dem Reiche ein Denkmal setzen, da er das vollbracht hat, was der kleine Staat aus eigener Kraft nicht selbst hätte ausführen können. Der unselige, freilich echt deutsche Sondergeist der Kantone mußte vor der Zentralgewalt kapitulieren. Es ist eben dieselbe Kleinstaaterei wie bei uns, wo auch der Partikularismus die Staatseinheit so lange verhindert hat.

Bismarck hatte zu seinem Vorgehen indessen einen besondern völkerrechtlichen Grund. Die „freie“ Schweiz ist völkerrechtlich leider gar nicht frei, sondern steht gleich Belgien als neutrales Land unter der immerhin lästigen Aufsicht der Garanten ihrer Neutralität, wozu auch Deutschland (Preußen) gehört. Das tapfere Schweizervolk, das einst die Schlachten Europas schlug, hat es sich von seinen Beschützern auf dem Wiener Kongreß und zwar besonders von England, Frankreich und Rußland gefallen lassen müssen, daß ihm das Kriegs- und Bündnisrecht genommen wurde. Dafür verzichteten die freundlichen Garanten großmütig auf das Recht, die Schweiz anzugreifen. Diese Klausel galt Frankreich, was man vielleicht in der Schweiz vergessen hat. Das Land steht dadurch unter europäischer Kontrolle und hat ein wesentliches Souveränitätsrecht eingebüßt, denn es hat kein Kriegs- und Bündnisrecht. Die arme Schweiz durfte deshalb neben sonstiger allgemeiner völkerrechtlicher Verbindlichkeit, die man freilich auch als ganz gewöhnliche Anstandspflicht bezeichnen kann, kein Sympathiebündnis mit der deutschen Sozialdemokratie eingehn. Daß Bismarck die Schweiz nicht lieben konnte, war natürlich, da man seinem früheren König, der als Herrscher des zugewandten Orts Neuenburg auf der alten Tagelagerung zugleich Schweizerbürger und nach der neuen Bundesverfassung vollberechtigtes Glied der Eidgenossenschaft gewesen war, ohne jeden staats- und völkerrechtlichen Grund einfach den Stuhl vor die Thür gesetzt hatte. Der königliche Nachfolger duldete sodann ruhig die drei Stadtrepubliken im Reiche; sein großer Minister ist sogar der besondere Liebling Hamburgs gewesen. Kein Garant hätte damals widersprochen, wenn das mächtige Deutschland die ungezogene Gebirgstochter als Bundesstaat einverleibt hätte, die ihm Frankreich selbst für die Reichslande angeboten hatte. Jetzt ist die Reichsregierung sogar von gebliffentlicher Höflichkeit gegen den kleinen Nachbar, der nun endlich seine internationale Pflicht erfüllt. Selbst beim Meuchelmord der österreichischen Kaiserin wurde freilich noch festgestellt, daß sich die beiden beteiligten Kantons-

Pflicht eines jeden Schweizer Bürgers. Nur des Deutschen Reichs gepanzerte Faust schützt das Land vor der französischen Einverleibung und damit auch die Schweizer „Freiheit“!

Zum Schluß möchte ich betonen, daß mir abgesehen von der echt deutschen nationalen Schwäche und vaterlandsfeindlichen Franzosenliebe der Schweizer in seiner knorrigen Art als süddeutscher Volksgenosse durchaus lieb und wert ist. Jeder deutsche Stamm hat seine Fehler. Ich glaube nicht, daß der alemannische Schweizer einen Vergleich zu scheuen hat. Politisch ist er sicherlich reifer als durchschnittlich der Reichsdeutsche, insofern er in seiner Demokratie einen regen Anteil am öffentlichen Leben nimmt. Nur müssen wir uns entschließen verbitten, daß die Schweizer auf uns Reichsdeutsche als „Fürstentnechte“ hochmütig herabsehen, denn wir gestehn der Republik einen absoluten Vorrang vor der Monarchie nicht zu. Vielleicht wird auch der Schweizer noch national empfindlicher, als er jetzt ist. Der Österreicher hat in der Zeit der Bedrängnis auch sein deutsches Herz entdeckt. Die kosmopolitische Schwäche ist ein altes deutsches Übel, das durch die Trennung vom Reiche verschlimmert worden ist, und der Schweizer leidet seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung nach am meisten an diesem Gebrechen. Zu seiner Heilung beizutragen war meine Absicht und ist unsre gemeinsame nationale Pflicht, die mit der leidigen Parteipolitik nichts zu schaffen hat.

Kurd von Strang



Aus den schwarzen Bergen

3



enn ich Podgoriça, das nur zehn Minuten von der türkisch-albanischen Grenze und sieben Stunden Wagensfahrt von Cetinje entfernt im Süden des Landes liegt, mit irgend einer der Städte vergleichen sollte, in denen ich für kürzere oder längere Zeit geraftet habe, so würde ich Tiflis, die Hauptstadt von Transkaukasien, nennen. Hier wie dort das schmutzige, verfallende Viertel der ehemaligen Herren, hier der Türken, dort der Grusiner, Armenier und Perjer, und daneben die moderne, europäische, junge Stadt, die Energie und Machtfälle der Russen in imponierenderem Maßstabe aus dem Boden gestampft haben, als die montenegrinische Schwäche und Halbzivilisation in Podgoriça. In der östlichen wie der westlichen Stadt wohnen viele Völker wie in einen Schmelztiegel zusammengeworfen, aber durch Unterschiede der Rasse oder noch mehr der Religion verhindert, sich zu einem einigen Ganzen zu vermischen. Hier

türkischen Herrscher auf, die das osmanische Reich bis an die Säulen des Herkules, die libysche Wüste, die russischen Steppen am Don und Kaspischen Meere und bis vor die Thore von Wien ausdehnten: der Padiſchah Bajazet I., der König Sigismund von Ungarn drohte, er werde nach seiner Befiegung bis nach Rom vordringen, um sein Pferd auf dem Altare von St. Peter mit Hafer zu füttern, Murad II., der nicht der grausame Väterich der abendländischen Schriftsteller, sondern ein klug überlegender, edler Fürst war, den nicht nur osmanische Chronisten, sondern auch die Byzantiner einen Ordner des Reichs nennen. Hier ist Muhammed II., der Eroberer Konstantinopels, und dort Suleiman der Große, der Held und Gesetzgeber, unter dessen Herrschaft Osmans Traum von dem von vier Gebirgen — Kaukasus und Atlas, Taurus und Hämus — begrenzten und von vier mächtigen Flüssen — Euphrat und Tigris, Donau und Nil — durchkreuzten Reiche seiner Nachkommen zur Wahrheit wurde.

Bei Mohacz gewann dieser größte aller Sultane die Krone des heiligen Stephan, er führte den türkischen Rosschweif bis vor Wien, von wo ihn erst deutsche Pratspieße und spanische Büchsen zurücktrieben. Grundverschieden von andern asiatischen Nomadenvölkern, mit denen der moderne Journalismus mit dem kurzen historischen Gedärm die Türken so gern vergleicht, waren diese in ihrer besten Zeit; recht wohl verstanden sie damals nicht sowohl das Niederreißen, sondern auch das Aufbauen, wie noch heute vorhandne Moscheen, Straßenanlagen, Brückenbauten bezeugen; loben doch selbst die Chroniken der dem Osmanentum feindlichen byzantinischen Griechen die Thatkraft und den Charakter der ersten Sultane während sechs Generationen, die auf den Trümmern des seldschulischen und ihres eignen morschen Reiches ein neues zu gründen und zu erhalten verstanden. Die tiefsehenden Staatsmänner, die die Signoria zur Wahrnehmung ihrer Interessen nach Konstantinopel schickte, haben uns in ihren vortrefflichen Rechenschaftsberichten ein Bild der osmanischen Staatsverfassung hinterlassen, das seine Überlegenheit über gleichzeitige europäische nur zu deutlich auf der Stirn trägt. Der vorurteilslose Gesandte Ferdinands I., Busbek, fürchtete gar, daß die überlegne Lebenskraft und die kluge Politik des jungen Reichs, die straffe Zentralisation durch die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht, die dem Occident abging, zu einem dauernden Siege über das Abendland führen möchte, und der genuesische Geschichtschreiber Albertus Foglieta schrieb ein großes Buch *De causis magnitudinis imperii Turcici*.

Unter Suleiman II. erhob sich das Meisterwerk türkischer Architektur, die Suleimaniehmoschee, die noch heute den Abendländer in Erstaunen setzt, der Aquädukt des Justinian wurde wieder hergestellt und ein neuer gebaut, der vierzig Fontänen speiste: ein zweiter Procop hätte, wie der alte über Justinians Bauwerke, sechs Bücher über die Suleimans schreiben können. Die Einführung des Sanitätscharenkorps zeugt von diplomatischer Schlaueit, die in Byzanz

der in einem Jahre 25 000 Menschen hinrichten ließ, der, als der Cholera-würgengel in Pera wütete, aus dem größten Becher, den er sich verschaffen konnte, Tag und Nacht trank, während auf seinen Befehl die außerhalb des Palastes stehenden Geschütze abgefeuert wurden. Da ist Ibrahim, der Weiberheld, der der Sicherheit menschlicher Voraussicht künftiger Dinge mißtrauend, sich schon auf dieser Welt die Freuden des Hüriparadieses schmecken ließ, da ist Mohammed III., der seine neunzehn Brüder erdroffeln ließ, Abdul Aziz, den unwissenden Potentaten nicht zu vergessen, der auf einer Rheinfahrt fragte, ob der Kanal für ihn extra ausgegraben sei, der seinen besten Kampfhahn mit dem Großordon des Osmaniehordens schmückte, hohen Mitbesitzern zum Hohn, und dessen wilden Haß gegen Europa sein kluger Weiser auf den Harem ablenkte, bis sich die urwüchsigte Kraft unter den Klaffen der Schönen ausgeblutet hatte.

Und hinter ihnen, in dem Bägelchen, in dem er zum Selamlit zu fahren pflegt, taucht der gebückte Abdul Hamid II. auf, das Gesicht mit der Habichtsnase umrahmt von grauschwarzem Vollbart, der Sultan jenseits von gut und böse, unter dessen Regierung Kleinaften von den Wehlschreien christlicher Mütter wiederhallte, und die Feze der in den Bosphorus geworfnen Armenier von der reißenden Strömung getragen durch den Hellespont in das Mittelmeer schwammen, und sich die Proviantmeister europäischer Schiffe weigerten, in Konstantinopel Fische zu kaufen. Allein im selbstkutschierten Wagen und mit scheuen Blicken um sich schauend fährt er dahin, hinter der kaltenreichen, sorgenvollen Stirne scheint die Ahnung zu dämmern, daß sein Hausgestirn im letzten Viertel zu scheitern angefangen habe, und kein Königsgeier wird sein Haupt umflatternd gesehen, der, wie dem ersten Osmaniden im Engpasse von Ermani, so seinem jüngsten Thronerben Glück langes Leben und ein Riegeringerwerden des Schattens prophezeien könnte.

Doch genug der Glossen über Schicksalstücke und Zeitenlaunen, steht doch Podgoriza nicht mehr unter des Türken Herrschaft, wengleich noch manche Mohammedaner, ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, unter dem christlichen Oberherrn zurückgeblieben sind. Es ist die bedeutendste Handelsstadt Montenegro's, die ihre Ware herunter an den Skutarisee und von da nach Skutari oder durch den Ausfluß dieses Sees, die Bojana, in das Adriatische Meer sendet. Sicherheit für Leben und Eigentum lassen einstweilen hier unten noch zu wünschen übrig, es sind nicht die türkischen Karaulen und Grenzfestungen, die der Bürger fürchtet, sondern Einbrüche wilder Albanerhorden, die dort nächtllicherweife von den Bergen herunterstürzen, und die die Drohungen der Pforte selbst von Raubzügen nicht abzuhalten vermöchten. Der gelehrte Hassert*) berichtet, daß die Podgorizaer Bürger in der Nacht Lichter in Fenster und

*) Kurt Hassert, Reise durch Montenegro. Wien, Pest, Leipzig, 1893.

dem überraschten Auge Säulensäulenstümpfe und Grundmauern von großen Gebäuden dar, die Herr Kovinski, ein gelehrter Russe, der lange in Montenegro lebte, und Herr Munro, ein Fellow des Lincoln College in Oxford, vor einigen Jahren hier bloß gelegt haben.

Gleich am Eingange rechts liegt neben einer gebrochenen, weithin leuchtenden Säule ein Tempel, den die Gelehrten als der Roma oder Minerva geweiht bezeichneten, weiter hinein steht ein kleinerer der Diana. Beide sind in römisch-ionischem Stile gebaut gewesen, in der Mitte der Giebel wurden die Büsten der Göttinnen in Hochrelief entdeckt, an dem kleinern Tempel der Diana sieht man noch jetzt die Reste zweier großer flacher Delphine, die das Geländer zu beiden Seiten der Eingangsstufen schmückten. Nördlich von diesen Tempeln liegt eine Gruppe von zusammenhängenden Gebäuden, die die öffentlichen Bäder der Stadt darstellten. Da sind Zimmer mit und ohne Heizvorrichtung gewesen, ein Schwimmbad, eine Reihe ganz großer, mittlerer und kleinerer Zimmer, gedeckte Säulenhallen, offene Höfe, Gymnasien, kurz, diese Stadt im rauhen Illyricum, die wahrscheinlich erst unter Vespasian das Bürgerrecht erhielt, scheint einen luxuriösen Badepalast gehabt zu haben, als man heute auf der ganzen Balkanhalbinsel finden könnte. Gegenüber dem Bade und nach Stil, Ausführung und Inschriften zu urtheilen der besten römischen Zeit unter den flavischen Kaisern angehörig steht an der Westseite eines offenen Platzes, des Forums, das Hauptgebäude der Stadt, die Basilika. Man weiß, daß die römische Basilika, die als Börse, Stellbude und Gerichtshalle diente, von den christlichen Architekten als Vorbild für ihre Kirchen benutzt wurde, und daß dem verachteten und bitter gehaßten Heidentum, gegen das die Kirchenväter so viel Gift und Galle verspritzten, nicht nur die Idee, sondern auch die mächtigen Marmorsäulen selbst entlehnt wurden, mit denen man die Heiligthümer des neuen Gottes schmückte. Dabei kam es dann nicht darauf an, Säulenbasen, Schäfte, Kapitäle, Gebälke herauszureißen aus den Prachtbauten der Antike und mit barbarischem Unverstand oft in einer Säulenreihe die verschiedenartigsten Stile neben einander zu reihen, kurze Basen zu verlängern, zu lange Schäfte zu kürzen, auf Kapitäle erhöhendes Mauerwerk zu kleben: die bekannte Geschmacklosigkeit der Mutterreligion kam an der hereditär stark belasteten Tochterreligion zu erschreckendem Ausbruch, und wer sich an das traurige Ende der herrlichen, ebenfalls auf dem Heidentum ruhenden Renaissancekunst durch Protestantismus und Bildersturm erinnert, der weiß, daß die hohe Patientin bis heute noch nicht gänzlich genesen ist. Auch in Doclea entdeckte Herr Munro unter riesigen Schutthaufen die gut erhaltenen Wände zweier christlicher Kirchen, zu denen die erwähnte Basilika den bequem gelegnen Steinbruch hatte abgeben müssen, man fand hier die verschiedenartigsten Kapitäle, römisch-korinthische von der Basilika, römisch-ionische, solche ganz verrohten ionischen und byzantinischen Stils über den Boden verstreut.

Die grüne Ebne von Bjelopawlitsche, in die wir auf bequemer Fahrstraße eintreten, würde mit ihren im reichsten Fruchtgegend prangenden Feldern, die das schwarzblaue, vielfach gewundene Band der Zeta durchschlängelt, keinen unfreundlichen Eindruck machen, wenn nicht die kahlen, weißgrauen unfruchtbaren Felswände zu beiden Seiten so neidisch auf das Bild der Lieblichkeit zu ihren Füßen herabsehen, als ob sie selbst diese kleine Alluvialebne, das Geschenk der Zeta an Montenegro, dem Lande mißgönnten. Langsam steigt die Straße hinter Spusch auf dem rechten Zetaufer hinan, wir passieren Danilowgrad, ein neues, günstig auf einem Plateau am Fuße der Berge gelegenes Städtchen, durch seine Lage in der Mitte des Landes vielleicht dazu bestimmt, Cetinje den Rang als Residenzstadt streitig zu machen. Hinter Danilowgrad steigt die Straße stärker, die Zetaebne zu unsern Füßen kommt plötzlich durch einen gewaltigen Querriegel zum Abschluß, und während die Zeta darunter nach Art eines richtigen Karstflusses fortströmt, nimmt die Landstraße in Mäanderwindungen den Weg über den wüsten Block, der den ausgeprägten Typus des Karstes trägt und an ein hübsches montenegrinisches Märchen erinnert. Der liebe Gott, so heißt es dort, wäre einst, da ihm seine Schöpfung zu schön dünkte, mit einem Sack voll Felsen einhergezogen, um hier und da durch Einsäen unfruchtbarer Steine eine Abwechslung zu bringen in die einförmige Anmut der Landschaft; als er sich aber gerade über Montenegro befand, sei der Sack geplatzt, und der ganze für unendliche Ländersflächen berechnete Steinregen hätte sich über der einen unglücklichen Stelle entleert. Wären noch Hellenen hier, so hätten sie die Tschernagora für den Ort angesprochen, wo Zeus mit den Titanen kämpfte und Ossa auf Pelion, Pelion auf Olympos häufte, und die unter uns im Berge stöhnende Zeta hätten sie für eines der mutigen Riesenkinder erklärt, das von dem erzürnten Kroniden mit einem mächtigen Felsblocke zu Boden geschmettert zeitweilig hier gefesselt liege und nach Befreiung seufze, wie der an den Kaukasusfelsen geschmiedete Prometheus des Äschylos.

Die moderne Geologie faßt das Phänomen prosaischer auf und erklärt, daß der Kohlen säuregehalt das Wasser befähigt, den Kalkstein aufzulösen, und daß durch diesen Erosionsprozeß zahlreiche Höhlen gebildet werden, die das ganze Karstgebirge durchziehen. Nicht nur in Montenegro würden diese unterirdischen Flüsse, die sich im Vergessen oft zu Seen verbreiterten und Klaskladen bildeten, gefunden, sondern auch im ganzen Gebirge des österreichischen Küstenlandes, das sich als Fortsetzung der südlichen Kalkalpen bis tief in die illyrische Halbinsel ausdehnt. Sie führt als Beispiel die bekannte Grotte bei Adelsberg an, in der der Poifluß in ewiger Höhlennacht dahin rauscht, der dann als Unz wieder zu Tage kommt, eine große Thalmulde, die man im Karst Polje nennt, durchströmt, wiederum verschwindet, um dann bei Oberlaibach wieder als schiffbarer Strom das Sonnenlicht zu begrüßen. Und

Über die Popularisierung der bildenden Kunst in Hamburg, die Organisierung des künstlerischen Dilettantentums und die Übungen in der Kunstbetrachtung mit Schulklassen haben wir den Lesern der Grenzboten schon öfter nach den anregenden Büchern und einzelnen Aufsätzen Alfred Lichtwarks berichtet. Auch eins der neusten Panhefte (IV, 3) enthält wieder einen Aufsatz von ihm „über die Erziehung des Farbensinns“ mittels allgemein zugänglicher Naturobjekte, ausgestopfter Vögel in den Sammlungen und einheimischer Blumen. Hamburg steht in dieser Art von Kunstpflege ohne Frage alle andern Städten voran, und das kommt hauptsächlich von der Richtung Lichtwarks, den man als den ersten wirklichen Kunstpädagogen bezeichnen darf. Sie beruht nicht nur auf einer großen Fähigkeit, alles, was mit der bildenden Kunst zusammenhängt, lehrbar zu machen und aus unscheinbaren Nebengebieten neue Anregungen zu gewinnen, sondern vor allem auf einer starken eignen Überzeugung, die nicht jeder haben kann. Im Gegenteil sagt der Direktor der Nationalgalerie, Hugo von Tschudi, in seiner am letzten Geburtstag des Kaisers in der Berliner Akademie der Künste gehaltenen Rede (Berlin, Mittler und Sohn): „Am bedenklichsten erscheint wohl die vielfach als Allheilmittel angepriesene Heranbildung des Dilettantismus. Die Gefahr liegt nahe, daß sich das dilettantische Können überschätzt und den prinzipiellen Unterschied zwischen seinem eignen Gebaren und dem künstlerischen Schaffen übersieht.“ Das ist sicherlich wahr, denn der Weg des Dilettantismus ist zum Genießen und Verstehen der Kunst gewiß weder der beste noch der kürzeste. Aber für manche ist er der einzige, da sie sonst überhaupt nicht zur Kunst kommen würden; sollen wir also nicht doch wünschen, daß er begangen wird? Über jene Kunstpädagogik aber finden wir bei Tschudi folgendes Urteil: „Mag man immerhin durch die Erziehung der Schule und durch die öffentlichen Sammlungen die künstlerische Bildung der großen Menge zu heben suchen, man wird wenigstens ihre Fähigkeit für edlere Genüsse steigern. Der wahren Kunst wird damit schwerlich viel geholfen. Hier handelt es sich nicht um die Menge, sondern um die wenigen, die fähig sind, das Beste zu empfinden. Es handelt sich auch nicht darum, die große Masse der Künstler zu beglücken, sondern die besten unter ihnen zu fördern.“

Es sind also verschiedene Ziele, die die beiden Männer im Auge haben, so verschieden etwa wie die Nationalgalerie, die Tschudi vorfand, von der ist, zu der er sie umschaffen möchte. So sicher die wohlgemeinte patriotische Uniformknopfmalerei auf den Beifall der Menge rechnen kann, ebenso gewiß wird z. B. ein Böcklin immer nur für die wenigen da sein. Die Nationalgalerie hat neuerdings in dem wundervollen „Selbstbildnis mit dem aufstiehlenden Tod“ das sechste Werk Böcklins erwerben können. Das letzte Panheft (IV, 4) bringt davon einen sehr schönen zweifarbigem Holzschnitt von Albert Krüger nebst einem an das allerintimste Verstehen gerichteten Geleitwort:

Zu keiner Zeit, so führt Tschudi in seiner gedankenreichen Rede aus, haben die Maler ein so großes Publikum gehabt wie heute, und doch hat keine Kunstblüte der christlichen Welt gleich ungünstige Bedingungen aufzuweisen. Der heroische Inhalt unsers politischen Aufschwungs hat keinen Niederschlag gehabt, wie man ihn erwartete und zum Teil durch monumentale Aufgaben und Kriegsdarstellungen erzwingen wollte. Das viel ausgedehntere moderne Publikum hat nicht mehr die Fühlung mit den Künstlern, wie der immer nur enge Kreis der Auftraggeber zur Zeit der italienischen Renaissance oder in den Niederlanden im fünfzehnten und in Spanien im siebzehnten Jahrhundert. Damals verlangte man in der Hauptsache nur zwei Arten von Werken, das Andachtsbild und das Bildnis, das beschränkte Stoffgebiet sammelte alles Bemühen in dem künstlerischen Ausdruck, und die Besteller waren durch das Herkommen befähigt, den Künstlern zu folgen. Auf die große Masse nahmen nur die Holzschneider und Kupferstecher Bedacht. Das heutige Kunstpublikum ist größer und reich genug, zu kaufen, aber ohne ein lebendiges Bedürfnis nach Kunst und unsicher im Geschmack und im Urteil. So kommt die „Mode“ in die Kunst, wie es zuerst in dem Holland des siebzehnten Jahrhunderts geschah, als man Frans Hals und Rembrandt nicht verstand und Ruysdael und Vermeer van Delft verhungern ließ, um vermeintlich vornehmere Richtungen zu begünstigen, während sonst überall die großen Künstler fast immer ihre Stelle und schon zu ihren Lebzeiten ihre Anerkennung gefunden hatten. „Je höher ein Künstler steht, um so spärlicher wird sein Publikum sein, aber auch das Durchschnittstalent kann heute nicht mit Sicherheit auf ein solches rechnen.“

Um die Verbindung zwischen der Kunst und dem Publikum herzustellen, muß dieses zu den Künstlern emporgehoben werden, aber nicht, wie wir schon hörten, durch jenen „bedenklichen“ Dilettantismus, sondern durch vorurteilsloses Anschauen des Besten. Denn wie man von unmusikalischen Leuten spricht, denen über die Musik kein Urteil zusteht, so sind auch solche, deren Blick nicht über den Gegenstand eines Kunstwerks hinausgeht, künstlerisch blind zu nennen. Das letzte Ziel der Malerei ist immer die „Wiedergabe des unendlichen Reichtums der Lichterscheinungen. Alle Probleme der Raumbildung, des Kolorismus, des Hell dunkels, des Pleinairs beruhen auf dem Versuche, ihrer Mannigfaltigkeit Herr zu werden.“ Die große Menge versteht das nicht, und selbst der Gebildete hält sich noch zu sehr an die Schönheit des Umrisses. Das Künstlerauge ist empfindlich organisiert, es nimmt die subtilsten Erscheinungen der sichtbaren Welt auf, es entdeckt Feinheiten der Lichtbrechung und Schönheiten des atmosphärischen Lebens, die bisher keiner geschaut hat. „So entstehen Werke, deren Fremdartigkeit den Laien zum Widerspruch reizt, während er doch vielmehr für die Erweiterung seiner Naturanschauung dankbar zu sein hätte. Nicht verlangen sollte er, daß der Künstler ihm die Natur zeigt, wie er sie

Der in preussischen Landen altübliche Grundsatz, den Beamten immer nur da zu verwenden, wo er an einem unparteiischen Erfüllen seiner Pflicht möglichst wenig durch weitverzweigte Freundschafts- oder Familienbände gehindert wird, mag überall seine Berechtigung haben, bei der Kriminalpolizei ist er ganz entschieden nicht am Platze. Ihre erspriessliche Wirksamkeit beruht ja gerade darauf, daß ihre Beamten unter der ortsanfässigen Bevölkerung möglichst viel Bekannte und gute Freunde haben, daß sie selbst von Jugend auf alle Schliche und Wege, alle stillen Winkelchen und Lokale des Orts genau kennen und nicht erst, wie es heutzutage leider immer der Fall ist, von ältern Kollegen mühselig darein eingeweiht werden müssen, soweit man überhaupt durch theoretischen Unterricht in die Mysterien einer Großstadt eingeweiht werden kann.

Das alles sind zweifellos bedenkliche Übelstände, die es dringend wünschenswert machen, daß bei der Ergänzung gerade dieses Beamtenkörpers möglichst bald andere Grundzüge beobachtet werden als heute. Der Militärämterwart mag auf tausend andern Gebieten einen guten, brauchbaren Beamten abgeben, aber der Dienst der Geheimpolizei verlangt ganz andre Naturen. Denn wenn es auch zu viel behauptet wäre, wenn man ihm alle die im Laufe der letzten Jahre vorgekommenen Mißgriffe in die Schuhe schieben wollte, der weitaus größte Teil muß doch thatsächlich auf das Konto seiner für dieses Amt ganz unglaublichen Schwerfälligkeit gesetzt werden, und ehe man dieses Grundübel nicht beseitigt, ehe man nicht die Kriminalpolizei von der für eine so hochwichtige Behörde ganz unglaublichen Beschränkung befreit, ihre Leute immer nur aus den Reihen der Schutzmannschaft entnehmen zu dürfen, eher werden auch die Klagen nicht verstummen.

Man komme mir nur nicht mit der alten Ausrede, daß bei der ungeheuern Verantwortlichkeit gerade bei den Kriminalbeamten nicht allein auf die Geschicklichkeit, sondern auch auf ihre sittlichen Eigenschaften Gewicht gelegt werden müsse. Gewiß! Ihre eigentümliche Thätigkeit, die häufig nötige Überwachung der gesamten Korrespondenz und der sonstigen Beziehungen eines vermeintlich oder wirklich Schuldigen bringt es oft mit sich, daß diesen Leuten die Ehre ganzer Familien, die durchaus nichts mit einem Verbrechen zu thun haben, machtlos preisgegeben ist, und es liegt also ganz im Interesse der Gesellschaft, wenn ein so verantwortungsreiches Amt nur in die Hände durchaus sicherer und zuverlässiger Beamten gelegt wird. Sollte sich aber diese Forderung nicht auch erfüllen lassen, wenn man an Stelle der für dieses Amt nun einmal durchaus untauglichen Elemente bessere und geschicktere anstellte?

Es ist ja freilich richtig: die talentvollsten Köpfe — namentlich die Talente auf diesem Gebiet — sind nicht immer die tugendhaftesten Menschen. Aber soweit darf man doch nun diese Wahrheit nicht ausdehnen, daß man geradezu behauptet: die talentvollen und brauchbaren Menschen taugen überhaupt nichts. Welches bedenkliche Zeugnis würde man mit dieser lähnen Behauptung den erleuchteten Köpfen ausstellen, die auch heute schon — allerdings nur in den höhern Stellen — in großer Anzahl im Dienst der Kriminalpolizei stehen? Auch unter den für dieses eigentümliche Fach besonders begabten Leuten wird man zweifellos genug finden, denen man die mit diesem Amte verbundene unheimliche Machtfülle ruhig in die Hand legen darf, ohne Mißbrauch befürchten zu müssen.

Sind denn bei dem gegenwärtig angewandten, das Hauptgewicht auf die sittlichen Eigenschaften legenden Rekrutierungssystem nicht auch eine ganze Anzahl räudiger Schafe in dieses Amt gelangt? Der gegenwärtig auf der ganzen Linie gegen die Kriminalpolizei eröffnete Feldzug ist doch hauptsächlich auf die sich immer

geräumt. . . . Still! Lüge nicht! Du bist dabei gewesen! Ich kenne deine Knoche. . . . Nun will ich dir mal was sagen, alter Kronensohn! Nun sage mir wenigstens, wo ihr die Sachen verloppt habt, damit sie der Mann wiedetkriegt. . . . dann will ich weiter nichts aus der Geschichte machen.“ Natürlich nennt Frijelen daraufhin seelenvergnügt seinen Fehler, zu dem er die Sachen geschleppt hat, und erhält womöglich, wenn es ein der Polizei bisher unbekannter war, noch eine kleine Belohnung für diese Angabe, sodaß er, da er natürlich auch seinen Anteil von dem Raub ruhig in der Tasche behält, zweimal dabei verdient.

Man halte das hier Gesagte nicht etwa für Phantasterei. Die Zahl der Fälle, wo die Bestohlenen wohl durch die Polizei ihre „zufällig“ irgendwo gefundenen Sachen zurück bekamen, aber niemals durch eine Gerichtsverhandlung darüber Aufschluß erhalten, welcher Bösewicht sie ihnen denn eigentlich entwendet hat, ist thatsächlich nicht klein, und fast immer hat man es dabei mit einer Schonung des Diebes zu thun, denn eines sonst brauchbaren Spürhundes berauben sich die Herren Kommissare nicht gern freiwillig.

Das sind doch jedenfalls mehr als bedenkliche Zustände. Ich sehe dabei ganz ab von den moralischen Gründen, die gegen ein solches Verfahren geltend gemacht werden können, denn wenn man auf diesem Gebiet nicht den Boden unter den Füßen verlieren will, darf man solche Gründe überhaupt nicht damit vermengen. Die hier von der Polizei befolgte eigentümliche Sparsamkeit ist aber auch nicht nur vom moralischen, sondern noch weit mehr vom rein praktischen Standpunkt aus durchaus zu verwerfen.

Abgesehen nämlich davon, daß es volkswirtschaftlich betrachtet, gar nicht zu verantworten ist, daß man diese Leute gewissermaßen darauf anweist, ihre Sporteln und Gebühren selbst einzutreiben, wobei der von ihnen angerichtete Schaden gewöhnlich zwanzig- bis dreißigmal größer ist als der geringfügige Nutzen, den die Polizei davon hat, falls sie nämlich überhaupt einen wirklichen Nutzen davon hat, denn die durch die nötigen Recherchen und Ermittlungen über das von ihrem Vigilanten verübte Verbrechen verursachten Unkosten sind meist viel größer als die Summe, die der Betreffende selbst aus dem Diebstahl gewann, und die, wenn sie ihm vorher in bar gegeben worden wäre, den ganzen Diebstahl vermutlich verhindert hätte; ich sage, abgesehen davon schädigt sich auch die Polizei direkt durch das hier beobachtete Prinzip, denn indem sie den betreffenden Vigilanten durch ihre übel angebrachte Sparsamkeit zur weiteren Verübung von Verbrechen zwingt, bindet sie ihm auch zugleich für eine ganze Anzahl von Fällen, wo er sonst vielleicht sprechen könnte, den Mund zu.

Es ist doch eine bekannte Thatsache, daß sich notorische Verbrecher nur selten gegenseitig verraten, und man hat diese Erscheinung mehrfach mit dem in ihren Kreisen herrschenden Korpsgeist zu erklären versucht. Ich glaube, man wird der Wahrheit näher kommen, wenn man die Ursachen dieser Erscheinung mehr in Gründen der Selbsterhaltung sucht. Fast alle diese Menschen haben sich durch ihr wechselseitiges Zusammenarbeiten bei den verschiedensten Verbrechen gegenseitig so in der Hand, daß keiner an dem andern einen Verrat begehen darf, ohne von diesem gleichfalls solchen befürchten zu müssen. Zwingt man also den Vigilanten zu einer Fortsetzung seiner eignen verbrecherischen Thätigkeit, so zwingt man ihn damit auch zugleich, über alle Verbrechen reinen Mund zu halten, die von Leuten begangen werden, die seine eignen Leistungen genau kennen. Denn wenn auch der Kommissar seinem Spitzel für gewöhnlich manches nachsieht, sobald erst eine direkt bei der Staatsanwaltschaft eingereichte Anzeige gegen ihn vorliegt, vermag er ihn nicht mehr zu schützen. Das weiß der geriebne Kunde natürlich ganz genau und richtet sich

Man wende hier nur nicht etwa ein: „Ja, wenn man diesen Kerlen erst eine feste Besoldung aussetzt, dann sitzen sie den ganzen Tag in der Kneipe und thun überhaupt nichts mehr!“ Einmal hat man es ja doch in der Hand, sie jederzeit wieder zu entlassen, wenn ihre Leistungen nicht mehr befriedigen, und dann kann man ja auch die heute übliche Prämienwirtschaft oder Akkordbezahlung immer noch im kleinern Umfange neben einer festen Minimalbesoldung beibehalten, wenn man glaubt, sie nur dadurch zu einem größern Eifer anspornen zu können.

Ich bin allerdings der festen Ansicht, daß bei der zur Zeit auf diesem Gebiete und namentlich auch in dieser Beziehung herrschenden Dezentralisation, der Unabhängigkeit und lokalen Selbständigkeit der einzelnen Polizeipräsidien die Stückbezahlung immer schwere Übelstände im Gefolge haben muß, auch wenn sie nur zum Teil beibehalten wird. Derartige Prämien könnten doch nach Lage der Sache ebenso wie jetzt auch künftig immer nur aus dem der einzelnen Polizeiverwaltung zur Verfügung stehenden Dispositionsfonds geleistet werden; dieser Dispositionsfonds ist aber vor allem dazu bestimmt, für die Aufhellung der am Orte selbst begangenen Verbrechen verwandt zu werden, und keine Behörde wird daher geneigt sein, ihn im Interesse auswärtiger Kollegen unnötig zu schwächen, d. h. daraus Zahlungen für Aufklärung und Sühnung von Verbrechen zu leisten, deren glorreiche Lösung nur andern Behörden gutgeschrieben wird.

Läuft z. B. heutzutage ein von der Leipziger Staatsanwaltschaft gesuchter und verfolgter Verbrecher in Berlin einem Vigilanten der dortigen Polizei über den Weg, so fällt es dem gar nicht ein, seinem Kommissar auch nur ein Sterbenswörtchen davon zu sagen. Er weiß ja im voraus, daß er für diese Anzeige keinen roten Pfennig erhalten wird. Fiele der von Leipzig aus stadtbrieflich Verfolgte bei einer Razzia oder andern Gelegenheit zufällig in die Hände der Polizei, so würde diese natürlich ihre Pflicht thun und ihn verhaften. Soweit ginge indessen das Entgegenkommen der Berliner Polizei keineswegs, daß sie aus ihren eignen Mitteln eine Extrabesoldung zahlte, um der Leipziger Kollegin einen derartigen Dienst erweisen zu können. Wie käme sie auch dazu? Sie würde ja Selbstmord begehn, wenn sie die ihr für ihre eignen Fälle zur Verfügung stehenden Gelder in dieser Weise im Interesse auswärtiger Behörden verwenden wollte. Sie könnte es dann leicht erleben, daß sich eines Tags ein findiger Journalist hinsetzte und der staunenden Welt vorrechnete, daß die von Leipzig, Hamburg, München usw. gesuchten und verfolgten Verbrecher weit zahlreicher eingefangen würden als die Berliner, und daraus würde er dann höchstwahrscheinlich den tiefsinnigen Schluß ziehen, daß die Berliner Polizei am wenigsten taugt. Ein Urteil, das vielleicht von niemand gläubiger aufgenommen würde, als von der Berliner Bevölkerung selbst.

Will man also diese Zustände beseitigen, dann wird schon nichts weiter übrig bleiben, als den Vigilanten gegen die Verpflichtung, alles und jedes von ihnen in Erfahrung Gebrachte rückhaltlos der Polizei zu melden, eine für ihre Verhältnisse und Leistungen genügende feste Besoldung zu gewähren. Alles, was man etwa gegen diesen Vorschlag einwenden könnte, wird ja doch schon dadurch hinfällig, daß es bei der politischen Polizei mit der Bezahlung der Spitzel schon lange so gehalten wird. Bei diesem verwöhnten Hätschellind unsrer Polizeieigentlichen erhalten ja doch die Vigilanten feste Bezüge, zum Teil sogar höhere Bezüge als die weit mehr leistenden fest angestellten Beamten. So bekam bekanntlich der famose Journalist Lühow für die Aufgabe, jährlich vielleicht ein Duzendmal auf die Frage Auskunft zu geben, wer diesen oder jenen Zeitungsartikel geschrieben habe, monatlich 200 Mark, womit seine Leistungen jedenfalls mehr als bezahlt waren. Was

denn die auf diesem Gebiet herrschenden Zustände sind in der That mehr als unerträglich geworden. Das wird vielleicht durch nichts schlagender bewiesen, als durch das bekannte offene Schreiben des Berliner Polizeipräsidenten, Herrn von Windheim, an die Zeitungen, worin er die ihm untergestellte Behörde wegen der bei der Verfolgung der Mörder des Justizrat Levy vorgekommenen Mißgriffe zu entschuldigen suchte und zugleich — was wohl den meisten das wichtigste an jenem Schreiben war — hinzufügte, daß der Chef der Kriminalpolizei selbst eine Untersuchung darüber beantragt habe, ob die Kriminalpolizei reformbedürftig sei oder nicht. Wenn aber ein Beamter dieses Ranges auf die vernichtende Kritik seiner Maßnahmen im preussischen Staat mit einem solchen Schreiben — Entschuldigungszettel nannten es spöttlich die Blätter — anstatt mit dem Staatsanwalt antwortet, so ist das doch gewiß ein Zeichen, daß es auf dem Gebiet sehr faul aussieht.

Ob die Untersuchung stattgefunden hat, und welche Resultate sie ergab, entzieht sich meiner Kenntnis. Durchschlagende Reformen hat sie jedenfalls nicht gesetzt, denn bekanntlich hat erst anlässlich des Stadthagenschen Prozesses der Berliner Magistrat wieder an das Polizeipräsidium das Ersuchen gestellt, mit ihm in Verhandlungen darüber einzutreten, wie den auf diesem Gebiet immer deutlicher zu Tage tretenden schreienden Übelständen abgeholfen werden könne. Allerdings ohne mit dieser Einladung auf Gegenliebe zu stoßen, was bekanntlich große Enttäuschung hervorgerufen hat, obgleich sich doch jeder Verständige hätte sagen können, daß bei diesen Verhandlungen schließlich doch nichts herausgelommen wäre.

Denn darüber muß man sich klar werden: ohne Selbstüberwindung der ausschlaggebenden Stellen sind durchgreifende Reformen auf diesem Gebiet nicht gut denkbar. Es müssen freilich für die zunehmenden Mißerfolge der Kriminalpolizei auch noch einige andre Ursachen in Betracht gezogen werden; z. B. die so unheilvolle Dreiteilung in politische, eigentliche Kriminal- und Sittenpolizei, der natürlich auch hier wie auf allen andern Gebieten sein Wesen treibende bürokratische Schematismus, die für das ersprießliche Wirken gerade dieser Behörde so schwer ins Gewicht fallende unheilvolle Entfremdung des Publikums usw. — eine wirkliche Besserung der bestehenden Verhältnisse ist aber doch nicht eher zu erwarten, ehe nicht für die Ergänzung des Beamtenkörpers selbst wesentlich andre Grundsätze maßgebend geworden sind. Ist erst ein andres Beamtenmaterial da, dann werden auch die übrigen Mißstände, die ja zum Teil, wie die Entfremdung des Publikums, erst durch das jetzige Personal direkt erzeugt worden sind, wieder verschwinden. Solange das aber nicht geschieht, solange die Kriminalpolizei nicht aus diesem drückenden, ihre ganze Wirksamkeit lähmenden Abhängigkeitsverhältnis in der Auswahl der für dieses Fach geeignetsten Bewerber befreit wird — solange werden auch die Klagen über den steifen und ungelenten Arm der Gerechtigkeit nicht verstummen.

Ich fürchte aber gerade mit dieser letzten Forderung wird man noch sehr lange bei den ausschlaggebenden Stellen auf taube Ohren stoßen. Die Herren müssen sich ja selbst sagen, daß, wenn sich die Kriminalpolizei erst von dieser einen Fessel befreit hat, es wahrscheinlich auch nicht mehr lange dauern wird, bis sie sich überhaupt aus einem Anhängsel der Schutzmannschaft in eine völlig selbständige Behörde verwandelt haben würde, wobei sie am Ende ganz und gar — und das ist für ihre heutigen Vormünder das Schrecklichste an dieser Perspektive — in ein andres Ressort übergehen könnte. Gibt es doch schon heute genug nafeweise Menschen, die nicht recht zu begreifen vermögen, warum dieses Institut, das so wenig mit Landräten und so viel mit Staatsanwälten zu thun hat, unter dem Ministerium des Innern und nicht unter dem Justizminister steht.

hätte er nicht gesehen, daß ihre schwarzen Augen noch schöner waren als die blauen, daß um diesen Mund mehr Güte lag, als er bei Antje jemals gesehen hatte, es that ihm wohl, wenn sie täglich ihr frisches „Hein?“ durch die Krippe zu ihm in den Stall warf, aber trotzdem wollte er sich nicht trösten lassen; noch liebte er seinen Liebestummer mehr als Niekles Trost. Traurig schlang er die Arme um den Hals der alten Pferdenußer Lisch und beklagte sich bei ihr über Antje in so bewegten Worten, daß der hellbraune Jocher im Nachbarverschlage eiferfüchtig wurde und auf den Steinboden stampfte.

Bei ihnen fühlte er sich geborgen, sonst aber war ihm nirgends geheuer. Seine Geschichten waren Dorfgespräch geworden; vor Scham wagte er den Menschen nicht ins Gesicht zu sehen, und in seiner Brust fühlte er für und für eine Zentnerlast, wie von schwerer, unfühnbarer Schuld.

Woher dieses fürchterliche Schuldgefühl? Hätte er gestohlen — es hätte nicht schlimmer sein können. So recht wußte er selbst nicht den Grund, aber er fühlte sich tief in Schuld verstrickt. Er sah sich immer in der Rolle als Träger einer Schuld, und zwar einer lächerlichen Schuld, ganz besonders dann, wenn die Gefühle der religiösen Scheu in ihm emporschossen, wie es zum Beispiel bei den Predigten, die Harm kühl am Sonntagvormittag der versammelten Hausgenossenschaft vorlas, geschah. Auf seinem freigewählten Armelüberstuhl in der Ecke hinter den Dienstmädchen, die übrigens so züchtig saßen, als hätte es niemals einen Fußstampf in der Küche gegeben, preßte er beim Vaterunsers die gefalteten Hände in Reue fest zusammen. Als einmal das Gleichnis von dem hartherzigen Schuldner-Gläubiger behandelt wurde, der die Nachsicht seines Herrn in großem Maßstabe erfuhr, aber sein eignes Guthaben unerbittlich eintrieb, geriet er (die Beziehungen der Parabel zu seiner eignen Vergangenheit konnte er selbst nicht entdecken) in eine merkwürdige krankhafte Erregung und Seelenzerknirschung. Und diese Zerknirschung löste sich in einem feierlichen Gelöbniß auf. Er wollte aller Welt, und der Antje besonders, alles Unrecht, allen zukünftigen Widersachern jede zukünftige Unbill vergeben, er wollte niemals ein Gebetbuch der bösen Vergeltung in seinem Gedächtnis auflegen, er gelobte sich für alle Zeiten jeden Groll, der ihm die Reinheit der Seele verdüstern möchte, wegzuwischen. Dieses Versprechen trug seine von keinem unaufrichtigen Vorbehalt getrüübte Menschenliebe hinauf zum Himmel, wo in stillen Nächten der Sterne stummes Heer verglüht, er senkte es aber auch hinab zu den Manen seiner Lieben, die im Kirchhofshande verscharrt waren. Als Sühne bot er das Gelöbniß allen Menschen, derer er jemals im Groll gedacht haben könnte. Alle geflügelten Voten seiner Gedanken hatten die Weisung, Liebe zu bieten und Verzeihung zu ersehen, und mit Adlersflügeln flog sein inbrünstiges Gebet hinauf zum Himmelsdach, die verklärte Mutter möge ihm doch ein Zeichen geben, daß sie auch im Gefilde der Seligen seiner in Liebe gedente.

Vom Herzen her wallte es heiß in ihm auf. Zum erstenmal vermischte er die weiche Mutterhand. Was hätte er dafür gegeben, striche sie noch einmal lind über sein Gesicht, hörte er noch einmal die glockenreine Stimme ihrer Liebe: Guter Hein! Der Klang ihrer lezten Worte: Bleib brav, mein Sohn, ich werde den himmlischen Vater hart darum angehn — lag ihm noch im Ohr. Er fühlte sich einsam, verlassen, von aller Welt gemieden, zum erstenmal so eigentlich mutterlos, der Liebe bar.

Kaum war er noch Herr seiner Bewegung. Er stand auf, zur großen Mißbilligung von Grete, die ihn erstaunt ansah, und klinkte leise die Thür auf, als Harm eben mit einem Amen die gottesdienstliche Handlung schloß. Nach wenigen

empfang, ja gewissermaßen mit offenen Armen empfang, ihm barsch befehlen mußte: Hein, spann doch de Peer ut. Das war das erste Wort seit seiner „Untreue“ und eines der wenigen, die er seitdem mit seiner „Geliebten“ gewechselt hat.

Jetzt war er daran, alle Hoffnung, Antjes Zuneigung wieder zu erlangen, fahren zu lassen. Es war klar, daß Antje und Reimer, der auf dem Holm in der Stellung eines landwirtschaftlichen Eleven verblieb, so gut wie Braut und Bräutigam waren. Ja die Riele kam einmal zu ihm in den Pferdestall — er striegelte gerade Jungjochen — und sagte es ihm. Damals hatte es einen Zwist zwischen ihm und Reimer gegeben, er hatte gegen dessen hohen Ton: Hein, du launst mi dat Handverd joteln, id rie ut — Hein, spann an, id föhr Schlitten mit Antje und Riele — Hein, wilst mi mol de Stäveln — er hatte also gegen diesen gönnerhaften Befehlton aufgemuckt, dadurch einen Wortwechsel und das Dazwischentreten von Harm herbeigeführt. War dieser auch gerecht genug, die Schuld nicht allein auf Heins Seite zu finden, so blieb dieser doch nach der Lage der Dinge im Nachteil. Vieles Mitteilung geschah in der Absicht, ihm etwas zu ersparen, ihn von ausichtslosen Verjuchen, den Rivalen auszuspielen, abzuhalten.

Antje, sagte die Gute zu ihm, ist meine Schwester und nicht eigentlich schlecht. Aber um das, was sie dir anthut, möchte ich sie beinahe so nennen. Mach dir nicht so viel Kummer, sie ist es nicht wert.

Es giebt noch andre, die dich . . . gern haben, wollte sie hinzufügen. Aber sie stockte plötzlich und wurde rot.

Nimm dir's nicht zu Herzen, Hein! schloß sie.

Und sie war davon geflogen, zur Thür hinaus. Der über Hein verhängte Voglott war ja noch nicht aufgehoben, und ihre Eltern durften um Gottes willen nicht erfahren, daß sie ihn im Pferdestall besucht habe. Hein hatte nach ihrem Verschwinden einige Zeit neben Jungjochen gestanden, die Striegel in der Linken, die Rechte gegen seine Stirn. Was war das? Konnte Riele je die Stelle einnehmen, die sein Herz so hartnäckig für Antje freihielt?

Jungjochen zapfte seinen Freund nach seiner Gewohnheit an der Bluse. Recht, Jochen, dachte Hein, es sind Dummheiten, gehn wir an unser Geschäft. Und fleißig führte er den Eisenkaum über das glatte Fell des vor Vergnügen mit den Borderläufen trampelnden Jochen.

Wenn man von dem Zwist mit Reimer Witt abjah, so war Heins Führung tadellos gewesen. Ja er hatte sogar die Mahnung der Frau Grete, den Versuchungen des Bösen mit den Heilschöpfen des Christentums entgegenzutreten, wörtlich befolgen können. Ohne einen kleinen Rückfall war es dabei freilich nicht abgegangen.

Es war noch vor Ankunft des Reimer, in den kurzen Tagen, als in allen Hausbeden den ganzen Tag die Dämmerung lag. Hein hatte abgefüttert, nun machte er Toilette und trocknete sich am Gesinbandtuch im Rattengang ab.

Da streifte seinen Nacken ein fremder prickelnder Atem.

Das ist etwas Weibliches, dachte Hein. Er hatte es noch nicht zu Ende gedacht, da wurde er schon von weichen, runden Armen umfaßt.

Sofort begann sein Herz zu galoppieren. Das ist nun einmal so, das ist die Macht des weiblichen Geschlechts, des Geschlechts mit den runden, weichen Armen. Aber sein Herz kaprizierte sich nun einmal auf ein ganz bestimmtes Individuum dieses dämonischen Geschlechts. Das ist die Antje, frohlockte es. Nun kommt der Veröhnungsfluß. Gott segne diese Dunkelheit im Rattengang.

Da waren der Leutnant, der Major und andre Offiziere, die beim Austreiben die Dienste der Gehilfen leisteten. Vor allen Dingen „Bonapatt,“ der der ganzen Trift voranzog, und zwar mit einem Gesicht, als trage er die Fahne von Arcole. Kam die Rede auf „Bonapatt,“ so erzählte Heinn die Geschichte dieses Feldes, die allerdings ein wenig von der historisch beglaubigten Geschichte abwich. Bonapatt war nach seiner Lesart ursprünglich ein Schuster gewesen und aus der Lehre entlaufen. Von dem „alten Fritz,“ der auch in der Herde einen Namensvetter hatte, pflegte der Tagelöhner Klaus Köster Anekdoten zu erzählen. Da war ferner in der Herde Meister Voss mit dem feinsten Spürsinn für fetter Weide, der Lumpenstrik, ausgestattet mit der Kennerschaft für Wäsche, die er vom Baum zu fressen liebte.

Aber mit der Intelligenz, mit der Gefühlswärme und Gefühlstiefe seiner Pferde konnten sich die Kühe doch nicht messen. Der im hellbraunen Kleide glänzende Hans war ein Roß von ganz besonderm Mut und Feuer. Wenn er auf seinen Reisen zur Stadt vor dem leichten Staatswagen andre Fuhrwerke überholte, so warf er die Mähne über den schön geschwungenen Hals, das stolze Viechern befriedigten Ehrgeizes erschütterte seine Flanken. Aber — wehe! wenn er vor einem schwer beladenen Wagen gespannt war und von flotten Schwarmgeistern überholt wurde. Dann war es ein fast menschlicher Schrei des Zorns, der seine Brust erbeben machte, das Weh eines stolzen Herzens, eine so unerträgliche Demütigung über sich ergehen lassen zu müssen. Jungjochen blieb sein ganzes Leben lang ein großes Spielkind, das sich mit Heinn auf den Neckfuß stellte und auf seine Gunstbezeugung überaus eifersüchtig war. Ich will nicht alle nennen, derer Heinn bei seinem Weggang gedachte, aber über die alte uns nicht mehr unbekannte Pferdewutter Bisk, die dem Hofe zehn Kinder geschenkt hat, muß ich noch ein kräftig Wortlein reden. Wegen ihrer matronenhaften Würde führte sie den Namen „Mutter.“ Wo für einen Ausflug Ruhe und Besonnenheit nötig war, wo es sich um die Aufwendung eines außergewöhnlichen Verstandes handelte, da war gar keine Frage: Mutter Bisk kam in die Sieten. Sie entnahm mehr aus Andeutungen, als ein dummer Junge aus ausdrücklichen Befehlen. Legte man ihr Kornsäcke auf, so ging sie nach der Mühle. Die Kinder hatte sie, als sie klein waren, Tag für Tag nach der Schule getragen und war ohne Führer zurückgegangen. In ihrem feinen Instinkt hatte sie eine unansehbare Uhr. Auf den Glockenschlag hatte sie sich immer bei der Schule eingestellt, um die Kleinen wieder aufzujagen zu lassen. Und niemals verlor sie ihren ruhigen Gang. Sie ging immer wie das personifizierte gute Gewissen einher, sicher — unbeirrt von den vorwitzigen Kapriolen böser Buben —, zielbewußt und rücksichtsvoll, bei der Sache und doch gut und gütig, wie es nur eine Kreatur ist, in deren Brust ein braves Herz die Pulse treibt, und ein edles Gemüt die Wünsche seiner Mitgeschöpfe würdigt und errät.

Die Halfter raffen hinter der Bretterwand, die Hüfe der lieben Geschöpfe stampfen. Zum letztenmal — für lange Zeit zum letztenmal — hört Heinn diese Musik.

Wenn Heinn abends die letzte Häckselmulde in die Krippen gefüllt und das Heu auf die Raufen geforkt hat, geht auch er zur Ruhe. Bei seinem Lämpchen, das aus farbigem Dunstkreis seinen Bretterverschlag beleuchtet, entkleidet er sich. Dann löst er das Licht aus und erwartet den Schlaf.

Und solange er noch seiner Sinne Meister ist, lauscht er auf die tiefe Stille, die ihn umringt, auf all die Stimmen, die die Nacht in ihrem Schoße birgt.

Wie viele Male hatte ihr Zauber seine Seele umgarnet!

Die Kammer ist durch seine Decke von der Schrägung des Rettdachs getrennt. Wie oft sind die Kleinen Schneelawinen über seinem Haupte tosend dahingeroht!

Herr Wied laut, Herr Wied ist zufrieden.

Und Heins Jugend kommt, auf den Strahlen des Vollmonds, der inzwischen heraufgekommen ist und den jungen Wind gebähigt hat. Leicht geschürzt schreitet sie durch das Giebelfenster auf den Dachboden und tapp — tapp — die Leiter herab. Sie hat glänzende Augen und braune Haare.

Wer bist du?

Ich bin deine Jugend!

Was für ein Ding hast du in der Hand? Es leuchtet wie die Hoffnung im Glend.

Hein Wied ist ein Sonnambuler und spricht daher gewählt, wie ein solcher. Es ist ein Symbol der Erinnerung und ein Spiegel des Kommenden.

Darf ich schauen?

Was für eine Frage, Hein Wied? Ich kam, um dir's zu zeigen.

So träumte Hein Wied.

Wunderlich, dachte er am frühen Morgen, als er sein letztes Hemd in der Schacht von Kolding einschürte. — Ich sah mich in der Wiege. Die Sonne schien durch den kahlen Schlehborn, ich griff nach den Strahlengarben und nach den tangenden Lichtstäubchen. Der Vater schwenkte mich hoch, und die Mutter ließ mich auf ihrem breiten Schoß springen. Während sie mir das Hemdchen überzog, griff ich nach ihren langen, schwarzen Flechten.

Was der Spiegel des Kommenden ihm gezeigt hatte, das verrät Hein nicht einmal den vier Wänden seiner Kammer.

Aber er mußte lachen, wenn er daran dachte — immer lachen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Hans Delbrück gegen Moritz Busch. Die Preussischen Jahrbücher gelten trotz mancher Paradoxien ihres jetzigen Herausgebers, der die Ehre hat, Treitschkes Nachfolger zu sein, für ein vornehmes Blatt. Dieser alte gute Ruf muß erschüttert werden durch Artikel wie den, den das Junifest über die jüngste „Bismarck-Historiographie“ und besonders über die Tagebuchblätter von M. Busch gebracht hat. Zwar der energischen Abwehr der sogenannten Bismarckpresse und der „Bismarckpaffen“ wird jeder Unbefangene zustimmen. „Eine Art von Bismarckianern, heißt es da, ist aufgetreten und führt das laute Wort, sodaß alle feinem und edlern Geister sich abgestoßen fühlen. Man spricht von einer »Bismarckpresse«, aber niemand möchte gern mit ihr zu thun haben. Der »Bismarckkultus« ist nicht im Steigen, sondern im Rückgange, die Kreise selber, die als seine Träger gelten wollen, diskreditieren ihn. . . . Was ist heute aus der hehren nationalen Idee in der »Bismarckpresse«, den »Hamburger Nachrichten«, »Berliner« und »Leipziger Neuesten Nachrichten« geworden? Angewidert wendet man sich ab und fragt: Hat dieses Geschlecht wirklich ein Recht, sich auf den großen Namen Bismarck zu berufen?“ Dieses Urteil ist scharf, auch im Ausdruck, aber rechtlich verdient. Auch

Bismarck so große Furcht hatte, daß der Verfasser mit der Drohung, sie herauszugeben, ein „Geschäft“ machte, sind 1878 unter eifriger Teilnahme Bismarcks erschienen, und welch ein Narr der seltensten Gattung müßte das „ganz schlaue Kerlchen,“ für den Herr Delbrück Busch doch hält, gewesen sein, wenn er diese Erpressungsgeschichte ohne alle Not erzählt hätte, falls sie wahr wäre! Eine Pension von 1200 Thalern zu „erpressen“ hatte er gar nicht nötig, denn sie beruhte auf seinem Dienstvertrage vom 15. März 1870, wie groß und breit II, 395 zu lesen steht. Wo haben Sie Ihre Augen gehabt, Herr Delbrück? Übrigens ging Busch damals vor allem, weil er die ungeheure Anspannung seines Dienstes nicht mehr aushalten konnte. Aber weiter, der Geschäftsmann und Gauner Busch ist auch ein wahrer Mephistopheles; „mit mephistophelischer Freude“ hat er das Postament untergraben, auf dem die „Bismarckspaffen“ ihr Höhenbild aufzurichten wünschten, der Mann, dem Bismarck der Gegenstand höchster Verehrung war und ist, der, als er ihm das erstemal gegenüber trat, vor ihm stand „wie vor dem Altar“; einer Verehrung, die in dem ganzen Werke so oft und so stark hervortritt, daß nicht einmal der Scharfsinn eines Historikers dazu gehört, sie zu sehen, sondern nur ein paar gesunde Augen!

Als Summe aller dieser ebenso tiefen wie geistvollen Erkenntnis seiner Persönlichkeit und seines schriftstellerischen Charakters nennt ihn Herr Delbrück, sich ein schönes Wort aus der „Bismarckpresse“ von Herrn Paul Viman ohne Zitat aneignend, einen „Buschflepper“ und — wir bitten die Leser dieser anständigen Zeitschrift, die so gebuldig gewesen sind, uns bis hierher zu folgen, um Entschuldigung, aber das Wort ist eine charakteristische Originalleistung des Herrn Delbrück — schließlich eine „Kanonille.“ Was wirft er denn nun eigentlich, abgesehen von seinen angeblichen geschäftlichen Kniffen, dem Schriftsteller Busch vor, um derartige Verbalinjurien zu begründen? Er habe die „Nachtseiten“ Bismarcks enthüllt, ihn gewissermaßen „nackt“ gezeigt, „am Pfluge der Tagespolitik photographiert.“ Gewiß auch das, aber nicht nur das, nicht einmal vorwiegend; Busch hat ein lebendiges und farbenreiches Bild von Bismarck entworfen, wie kein anderer, er zeigt ihn in seinen Menschlichkeiten und in seiner Kleinarbeit wie in seiner Größe. Dafür hat Herr Delbrück kein Wort, er giebt also den Lesern ein ganz verzeichnetes Bild von dem Werke, das er würdigen will. Überdies klingt sein Vorwurf seltsam für einen Historiker, der doch die Wahrheit sucht und nicht die Legende, der in Bismarck einen „furchtbaren Königstiger“ sieht, nicht die „zahme Hausläke“ Sybels. Ist denn die Geschichte für kleine Kinder bestimmt, die nur gut und böse kennen, und für männliche und weibliche Bachfische, die immer nur andächtig schwärmen müssen? Herr Delbrück zitiert ein schönes Wort von Erich Marcks, allerdings ohne zu erwähnen, daß es gerade in Bezug auf die Tagebuchblätter Buschs gesagt ist: „Wer nicht mit männlicher Gelassenheit, mit offenem Blick für alles Menschliche die Wirklichkeit dieses Wesens anzuschauen vermag, wer sich ihrer Härte nur schwächlich zu entziehen oder sie nur feindselig auszubehuten weiß, der kommt für ehrliche historische Erkenntnis überhaupt nicht in Betracht,“ und an einer andern Stelle sagt er selbst: „Nicht Bismarck zu verherrlichen, sondern ihn richtig aufzufassen und zu erkennen ist die Aufgabe der Bismarckhistoriographie.“ Natürlich, ganz selbstverständlich, nur handelt er selbst im geraden Widerspruch mit diesem seinem eignen Satze, wenn er Busch vorrückt, daß er Bismarck „photographiert,“ also auch die Schattenseiten mit ins Bild gebracht habe. Ist denn ein Bild ohne Schatten überhaupt denkbar?

Unter diesen „Nachtseiten“ stehen „die Beschimpfungen und Verleumdungen der Mitglieder der Dynastie und unsrer großen Heerführer“ oben an. Nun, was

Genealogen und Adelshistoriker Dr. Pinski erschienen (Der lippische Schiedspruch. Selbstverlag, in Kommission bei Franz Rivnád). Pinski behandelt auch die Unruh-Frage sehr eingehend und gelangt durchweg zu denselben Ergebnissen, wie Kefule in seinen früheren Schriften.

In einer in allerneuester Zeit erschienenen Schrift des Professors der Rechte an der Universität Jena, Dr. Schön (Der lippische Schiedspruch und die Pinski'sche Kritik, Berlin, 1899, bei Karl Heymann), ist die Frage gleichfalls behandelt. Schön, der sich in diesem Punkte völlig an Pinski anschließt, gelangt zu demselben Schluß wie dieser, daß der Indizienbeweis des Schiedspruches als verfehlt anzusehen sei.

Kefule läßt sich in seiner neuesten Schrift gar nicht auf eine Polemik gegen den Schiedspruch ein. Für ihn ist die Frage nach der Abstammung Karl Philipps von Unruh rein wissenschaftlich-genealogisch, sie behält ihr Interesse auch unabhängig davon, daß der eigentliche Streit durch ein schiedsrichterliches Verfahren erledigt worden ist.

Was er mitteilt, sind daher ausschließlich Urkunden. Nach diesen ist die Abstammung Karl Philipps von Unruh als eine vielleicht noch offnere Frage als vorher zu bezeichnen, denn der nunmehr ermittelte Vater Karl Philipps, ein „Leutnant in Diensten Seiner Königlichen Majestät von Preußen, Ludwig Philipp von Unruh“ ist unauffindbar. Ebenso seine Trauung mit der endlich ermittelten Mutter: Christiane Eleonore de Bruyn.

Fest steht aber jetzt, daß der General Karl Philipp von Unruh und seine Familie zu verschiedenen malen und in verschiedner Weise solche Angaben über die Eltern des Generals gemacht haben. Eine Aufklärung für diese überaus merkwürdige Thatfache ist ebensowenig zu finden, wie für den nach den Anschauungen der Zeit sehr auffallenden Umstand, daß bei der Taufe Karl Philipps (Kroffen, 8. März 1731) die drei Vaten Personen des niedern Bürgerstandes sind.

Dagegen ist es Kefule gelungen, vollständige Klarheit zu schaffen über die Eltern und die Großeltern der Mutter Karl Philipps, der Christiane Eleonore de Bruyn. Sie ist die Tochter eines kursächsischen Ingenieuroffiziers: Bogislaus Wilhelm de Bruyn, der im Jahre 1712 zu Guben einen Totschlag beging, deshalb in contumaciam zum Tode verurteilt und in effigie gehängt wurde und schließlich im Jahre 1727 die Begnadigung erlangte. Alle aufzufindenden, auf diese Angelegenheit bezüglichen Urkunden teilt Kefule im Wortlaute mit. Sie sind in kulturhistorischer Hinsicht auch für den von Interesse, den der Zusammenhang der Unruh-Frage mit der lippischen Angelegenheit gar nicht interessiert, weil sie ein anschauliches Bild der Sitten und Anschauungen der Rokokozeit in engem Rahmen geben.

Der Großvater der Christiane Eleonore: Wilhelm de Bruyn, zuerst Tanz- und Sprachmeister, auch Lehrer an der Ritterakademie in Kolberg, später durch den Offizierbrang (Ingenieur ohne Gehalt bei der Festung Kolberg) ausgezeichnet, 1699 endlich — anscheinend in Folge von Unregelmäßigkeiten beim Festungsabbau — laßiert, war eine von den Abenteuerfiguren, denen man in jener Zeit häufig begegnet. Er war, wie es scheint, bürgerlichen Standes und stammte aus den Niederlanden.

Es bleibt zu wünschen, daß es Kefule gelingen möge, auch für die freilich wohl nur noch rein akademische Frage der Abstammung und Herkunft Ludwig Philipps von Unruh die Lösung zu finden.

tretung übernahmen; daß diese Absicht bestehe, wurde von ultramontaner Seite bestritten, aber sicherlich macht man keine Gesetze, damit sie nicht angewandt werden. Endlich sollen die erzbischöflichen Behörden, als da sind Kapitulardivisor, Generaldivisor, die außerordentlichen Räte und Assessoren des Ordinariats, sowie die Seminarvorsteher und Lehrer nicht mehr der Mißfallenserklärung der Regierung unterliegen. Auch der zweite Zentrumsantrag wurde in der Zweiten Kammer angenommen. Die Erste Kammer dagegen lehnte beide mit allen gegen drei Stimmen ab. Die Regierung definierte durch den Mund des Staatsministers Dr. Noff ihre ablehnende Haltung, nur wurde es als möglich bezeichnet, daß die Dispensbefugnis der Regierung auch auf die Jesuitenanstalten ausgedehnt werden könnte; da es sich aber um eine gesetzliche Bestimmung handelt, kann diese Änderung natürlich nur durch Übereinstimmung beider Kammern herbeigeführt werden, die vorderhand noch fehlt.

So in Kürze der Gang der Verhandlungen. Es handelt sich bloß um ein paar Duzend braune oder schwarze Kutten, um ein paar Semester auf den Schulen in der ewigen Stadt oder im deutschen Innsbruck und dergleichen. Man müßte die Zeitrichtung schlecht kennen, wenn man behaupten wollte, daß man im großen Publikum heute geneigt sei, sich über derlei Dinge besonders aufzuregen. Wenn zwar in Baden die Liberalen wünschen, daß die Jesuitenschulen in Rom und Innsbruck den angehenden Priestern weiter verboten bleiben, so will die Mehrheit des deutschen Reichstags, von der eigentlich katholische Partei nur einen starken Bruchteil ausmacht, sie gar in das eigne Land zulassen. Man sagt: „Laßt getrost auch nach Baden ein paar Männerorden hinein, großen Schaden werden sie nicht anrichten, und das Zentrum giebt dann endlich Ruhe,“ und hält das für realpolitische Weisheit. Wir stehn nicht auf diesem Standpunkt. So kavaliermäßig ist die Frage nicht zu behandeln. Wenn hüten gegen die katholischen Forderungen eine ziemliche Gleichgiltigkeit herrscht, so ist diese Gleichgiltigkeit eben einseitig. Drüben erstrebt man diese Dinge mit heißem Bemühen und mit vollem Bewußtsein dessen, was man daran hat; schon das muß bedenklich machen. Aber selbst wenn man die Frage zu den minder wichtigen zählt, so ist das kein Grund, nachzugeben und das Falsche zu thun.

Behn wir nun auf die besondern Forderungen des badischen Zentrums mit wenigen Worten ein, so müssen wir an die Spitze die Thatfache stellen, daß es, solange es ein Großherzogtum Baden giebt, keine Männerklöster darin gegeben hat. Die Errichtung ist nicht durch die Verfassung verboten, vielmehr ist es durch das Konstitutionsedikt des Großherzogs Karl Friedrich vom 14. Mai 1807 und durch das heute gültige Gesetz vom 9. Oktober 1860 in die Hand der Regierung gegeben, Klöster zuzulassen. Das ist ein Hoheitsrecht, auf das kein moderner Staat verzichten kann; sämtliche übrigen deutschen Staaten üben es aus. Das Exceptionelle ist, daß in einem Lande mit nahezu zwei Dritteln katholischer Bevölkerung, wo die Anregung an die Regierung

badischen Bevölkerung hätten äußern können, nicht vorhanden sind, so hat die Ordensfrage durch einen andern Umstand etwas „Aktuelles“ bekommen: durch die Neubefetzung des erzbischöflichen Stuhls in Freiburg. Es heißt, der neue Erzbischof Nörber habe an die Regierung die Bitte gerichtet, zwei Männerklöster zuzulassen. An jeden Wechsel in einem hohen Kirchenamt knüpfen sich bei uns Hoffnungen von der einen und von der andern Seite, oft die allerentgegengesetztesten. Bald nach seiner Wahl hat Nörber in einer öffentlichen Kundgebung von der Schmach gesprochen, die heutzutage mit dem bischöflichen Amte verbunden sei; vielleicht hat er an die Thatsache gedacht, daß es viele giebt, die den kirchlichen Dingen überhaupt mit einer bis ans Herz hinan fühlten Gleichgiltigkeit gegenüberstehn. Jedenfalls steht dem auf der andern Seite die Thatsache gegenüber, daß sehr viele, nicht Katholiken, sondern gerade Protestanten, den Würdenträgern und den Einrichtungen der katholischen Kirche ein Interesse und eine Ehrfurcht bezeugen, die über das Maß des Interesses für die gleichgestellten Diener der eignen Kirchengemeinschaft hinausgehen. Man erinnere sich, wie Bismarck in seinem nachgelassenen Werk das Gebaren unklarer und unmännlicher Geister geißelt, die, ohne dem Katholizismus anzugehören, seinen mehr oder weniger berufenen Vertretern ihre Reverenz machen. Das gilt, obwohl Bismarck eine Abnahme des würdelosen Treibens in den norddeutschen Kreisen, von denen er spricht, festgestellt, vielfach noch heute. Wenn dann ein Personenwechsel in einem hohen Amte eintritt und von dem neuen Kirchenfürsten, wie das erklärlich ist — denn es wird nicht der schlechteste Mann ausgesucht sein —, allerlei gutes verlautet, so erwartet man ein irenisches Entgegenkommen, eine freiere Auffassung, als sie in den Niederungen des Klerus herrscht. Der Spott der Klerikalen über derartige eitle Selbstaufschümpfungen ist völlig berechtigt.

Auch dem jetzigen Inhaber des erzbischöflichen Stuhls sind unerfüllbare Erwartungen vorausgegangen; worauf sie sich gründeten, ist nicht abzusehen: der jetzige bestätigte Verwalter des Sprengels, der einst dem Freiherrn von Wessenberg versagt blieb — das Erzstift Freiburg ist aus dem Konstanzer Bistum hervorgegangen —, hat durch sein persönliches Verhalten keine Ursache dazu gegeben. Es liegt nicht in seiner Art, die überhaupt manches Sympathische hat, aus seinem Herzen eine Nörbergrube zu machen, und da hat er sich denn kürzlich bei einem Gottesdienst für die Einführung von Männerklöstern in Baden erklärt. Das hat nun seine Freunde von drüben verschmupft, die in ihm etwas sahen, was er nicht ist. Aber wenn sich auch ihre Menschenkenntnis schlecht bewährt hat, so haben sie doch jedenfalls eine hohe Meinung von seinem Beruf und seiner Person gezeigt. Ist es dem Erzbischof, so darf man in der That fragen, unbelannt, daß eine Regierung, deren Wohlwollen unbestritten ist, aus sachlichen Gründen die Einführung der Orden verweigert? Ist es wirklich zu viel verlangt, daß der erste katholische Geistliche des Landes die Freiheit des Blicks und Urteils habe, der ernststen Ansicht alter besonnenen

bischof selbst, und weshalb der Staat gerade sie aus dieser seiner Hoheitsbefugnis entlassen soll.

Die ultramontanen Anträge sind von uns unter Ausscheidung prinzipieller Fragen über den Wert der Klöster und die geistliche Vorbildung im allgemeinen lediglich nach der Frage des Bedürfnisses, wie es dem gesunden Sinne erscheint, behandelt worden. Die Regierung hat sich nicht auf einen so völlig ablehnenden Standpunkt gestellt wie wir, z. B. hat sie der Ausdehnung ihres gesetzlichen Dispensrechts auf die Anstalten in Rom und Innsbruck nicht widersprochen, sodaß eine dahingehende Änderung des Gesetzes nur am Widerspruche der Ersten Kammer gescheitert ist. Wichtiger ist, daß die Regierung, wie schon bei frühern Anlässen, ausdrücklich eine Änderung ihrer Haltung in der Klosterfrage unter bestimmten — vielleicht nicht eintretenden — Bedingungen in Aussicht gestellt hat; indem wir hierauf mit einigen Worten eingehn, kommen wir zu einer Frage von mehr grundsätzlicher Bedeutung.

Staatsminister Dr. Koff, der bei seiner Ernennung zum Präsidenten des Staatsministeriums das Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts in Händen behalten hat, erklärte, ein Entgegenkommen der Regierung sei wesentlich davon abhängig, ob Sicherheit dafür gewonnen werden könne, daß ihre Schritte zu friedlicher Gestaltung der kirchenpolitischen Verhältnisse und zu einer Milderung der unerfreulich geschärften konfessionellen Gegensätze führen würden. Auch aus der liberalen Partei heraus ist häufig dem Gedanken Ausdruck gegeben worden, daß die Gewährung von Niederlassungen durch das radikale Verhalten des badischen Zentrums unmöglich gemacht werde, daß aber eine Änderung dieses Verhaltens eine Änderung in der Beurteilung der Ordensfrage herbeiführen könne. Wir sind anderer Ansicht und halten die Grundlage dieser Beweisführung für falsch. Sie beruht auf der Auffassung, oder wenn nicht dies, so begünstigt sie diese, daß die Nichtbewilligung der Männerklöster eine Strafe für den katholischen Teil der Bevölkerung oder eine im Interesse des nichtkatholischen Teils getroffene Vorsichtsmaßregel sei. Keines von beiden trifft zu: zur Strafe giebt der katholische Teil der Bevölkerung keinen Anlaß, und der nichtkatholische Teil bedarf keines Schutzes. Nichts kann vielmehr klarer zu Tage liegen, als daß der Ausschluß der Orden, wie er heute, in Zeiten relativen kirchenpolitischen Friedens, aufrecht erhalten wird, seine Begründung vor allem im Interesse des katholischen Teils haben muß und hat. Die Regierung wird nicht nur die Verantwortung für das Unterbleiben aller Ordenshandlungen eines im Lande selbst ansässigen Klosters sehr leicht tragen können, sondern sie wird auch die Überzeugung haben, daß sie damit der Bevölkerung, auf die sich die Einwirkung des Ordens erstrecken würde, nicht nur nicht schadet, sondern nützt, und wir würden ihr darin Recht geben.

Darüber nur wenige Worte. Es kann sich hier nicht darum handeln, welche Dienste in der weltgeschichtlichen Entwicklung die Klöster der Religion,

Reichstag einen nationalen oder einen sozialdemokratischen Abgeordneten schiebt, kann für die Beurteilung der Ordensfrage nichts ausmachen.

Mit der Bewilligung zweier Orden wären jene Wünsche auch nicht erfüllt. Im Hintergrunde stehen andre Forderungen, vor allem die Herrschaft der Kirche über die Schule; eher wird die ultramontane Partei nicht Halt machen. Diese Forderung nicht zu erfüllen ist uns ein nationales Axiom, denn sie würde die konfessionelle Spaltung vergrößern. Diese Spaltung ist das unselige Erbteil des deutschen Volkes, so unselig, daß wir nicht mit dem rechten wollen, der da, selbst ein Protestant, als zweiter Jürg Jenatsch so weit gehn möchte zu sagen: Laß sie alle wieder katholisch werden. Aber wir wissen: das ist unmöglich. Daher bleibt nur die eine Lösung, den Zwiespalt zu überbrücken, den Gegensatz so gering wie möglich zu machen. Man pflege das Gemeinsame, nicht das Trennende. Und zu dem Trennenden gehört auch das Klosterwesen, das die eine Konfession nicht kennt. Wer liest, wie die Zahl der Klöster, ihrer Ansassen und ihres Besitzes seit den fünfziger Jahren in Preußen zugenommen hat, muß erschrecken. Wo erst Hunderte waren, sind jetzt Zehntausende. Wir meinen, hier ist eine große Versäumnis begangen worden; das hätte nicht eintreten dürfen.

Und nun die Schule. Das erste Erfordernis für die geistige Einheit der Nation ist die möglichst Einheit der Erziehung. Ein Schwarzer und ein Weißer sind sich ähnlicher, wenn sie gleich erzogen sind, als zwei Weiße, die fremde Erziehung genossen haben. Was durch die Erziehung in die Seele gelegt worden ist, das bleibt, oder wenn nicht, so kostet es einen langen Kampf, sich von ihm frei zu machen. Was für den einen einfach das Gegebne ist, muß sich der andre erst mühsam erwerben. Niemand wird künstlich die Scheidewand errichten oder vergrößern wollen, nur der Zwang der Dinge kann dazu führen. Es ist uns daher unbegreiflich, wie von nationaldenkender Seite in der Schulfrage noch weitere Zugeständnisse an das Zentrum befürwortet werden können. So wird in einem der letzten Hefte der Preussischen Jahrbücher der Freigabe der Privatschulen das Wort geredet; nichts kann kurzfristiger sein. Man sieht in Frankreich, wie der Unterschied der Erziehung unter Leuten, bei denen der Glaube wahrlich keine Rolle spielt, zwei feindliche Lager geschaffen hat, für deren eines die Jesuitenschüler der Kern sind. Dieser Gegensatz trägt an seinem Teile dazu bei, das Land durch innere Fehde völlig zu schwächen. Wir wollen aber nicht, daß sich die Kräfte des deutschen Volks durch Unfrieden lähmen, sondern wir wollen, daß sie vereint als ein gesunder Organismus nach außen wirken, und kein Volk hat die „Expansion“ im weitesten Sinne so nötig wie das deutsche.

Aber freilich, die nationale Notwendigkeit ist den Zentrumsleuten, von denen wir hier gesprochen haben, Geloba. Sie sehen ein jeglicher nur auf ihren eignen Weg. 32 Stimmen erhielt der Antrag, die volle Kloster-

von Rumänien" (1894) und andern Nachrichten gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Bismarck die Kandidatur nicht nur gefördert hat, sondern daß er mit dem ganzen Nachdruck seiner mächtigen Energie für ihre Verwirklichung eingetreten ist.

Schon im Februar 1870, als die Spanier, nachdem sie schon 1869 zweimal vergeblich angeklopft hatten, wieder kamen, sprach sich Bismarck „mit großer Wärme“ für die Annahme der Krone aus und hob in einer Denkschrift an König Wilhelm die große Bedeutung hervor, welche die Berufung eines Hohenzollernprinzen auf den spanischen Thron für Deutschland haben würde: politisch unschätzbar würde es sein, im Rücken Frankreichs ein freundlich gesinntes Land zu haben, und auch wirtschaftlich würde es für Deutschland wie für Spanien selbst die größten Vorteile nach sich ziehen, wenn dieses entschieden monarchisch gesinnte Land¹⁾ unter einem König aus deutschem Stamme seine Hilfsquellen zur Entwicklung brächte, und sein Handel sich auf die Höhe höbe, die der Ausdehnung seiner hafenreichen Küsten entspräche. Obwohl nun der Prinz Leopold wenig Neigung hatte, und auch der König „die schwersten Bedenken gegen die Annahme“ aussprach,²⁾ so hielt doch Bismarck an seiner Auffassung fest. Er verkehrte viel mit dem spanischen Bevollmächtigten Salazar y Mazarbeo, der mit Schreiben von Prim damals nach Berlin gekommen war, er ließ am 12. März den *Imparcial* für das Auswärtige Amt bestellen und in der Presse die Kandidatur des Herzogs von Montpensier bekämpfen.³⁾ Wohl auf seine Veranlassung fand dann am 15. März im Berliner Schlosse beim Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, der die Herren zum Diner eingeladen hatte, „eine sehr interessante und wichtige Beratung unter Vorsitz des Königs“ statt, „bei welcher der Kronprinz, wir beide [Karl Anton und Leopold], Bismarck, Moos, Moltke, Schleinitz [Minister des königlichen Hauses], Thile [Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt] und Delbrück zugegen waren. Der einstimmige Beschluß der Ratgeber lautet auf Annahme, weil dieselbe eine preußische patriotische Pflichterfüllung sei.“ Dabei trat Bismarck „von neuem mit großer Wärme für die Annahme der spanischen Krone“ ein.⁴⁾ Wenn Fürst Bismarck in den Hamburger Nachrichten vom 20. Februar 1895⁵⁾ erklären ließ: „eine solche Sitzung hat niemals statt-

¹⁾ Es ist ein noch zu wenig beachteter Zug Bismarckscher Politik, daß sie sich als monarchisch-konservativ auch gegen demokratisch-republikanische Bestrebungen innerhalb ihres Bereichs richtete, siehe Gedanken und Erinnerungen II, 229.

²⁾ Aus dem Leben Karls von Rumänien II, 68.

³⁾ Buisch I, 15; vgl. III, 125.

⁴⁾ Brief Karl Anton's vom 20. März an Fürst Karl II, 72 und dessen Eintrag im Tagebuch unter dem 4./16. März II, 70.

⁵⁾ Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung VI, 22. Bismarck-Jahrbuch II, 638. Bucher spricht bei Buisch III, 331 von einer „Sitzung des Gesamtministeriums“ in der spanischen Sache. Ist dies nur ein ungenauer Ausdruck für dieselbe Sache?

Juni dazu bereit, „da ihm von der berufensten Seite vorgestellt worden ist, daß das Staatsinteresse dies erheische.“ In diesem Sinne schrieb er an König Wilhelm, „er nehme die Krone an, da er hoffen dürfe, seinem Vaterlande hierdurch einen großen Dienst zu erweisen,“ und der König erklärte, etwas befremdet über den Wechsel der Anschauungen, sein Einverständnis.¹⁾ Damit war die Sache entschieden. Um Prim von dem Umschwunge zu benachrichtigen, reiste Bucher zum zweitenmale nach Madrid, lehrte von dort mit Salazar über Paris nach Deutschland zurück, reiste mit ihm zum Prinzen erst nach Reichenhall, dann nach Sigmaringen und erhielt dort am 20. Juni dessen Zustimmung. Darauf begaben sich beide zu König Wilhelm nach Ems, der in einer einstündigen Audienz sehr gnädig war, und Bucher ging dann noch nach Varzin zu Bismarck, um ihm Bericht zu erstatten.²⁾ Es bedurfte nur noch der gar nicht zweifelhaften Entscheidung der spanischen Cortes.

Unwiderleglich ist also durch gleichzeitige Zeugnisse der Wissenden festgestellt: Bismarck hat die spanische Kandidatur mit allen Kräften als eine politische Notwendigkeit, als ein preußisch-deutsches Staatsinteresse gefördert, er ist immer wieder darauf zurückgekommen und hat schließlich die Annahme des Angebots durchgeführt, Prinz Leopold aber hat sich dazu im (deutschen) Staatsinteresse entschlossen.

Worin lag nun die große politische Bedeutung der Thronbesteigung eines Hohenzollern für Deutschland, die Bismarck schon in seiner Denkschrift so stark betonte? Natürlich vor allem in dem Verhältnis zu Frankreich, in dessen Rücken ein freundlich gesinntes Land zu haben „politisch unschätzbar“ war. Man muß sich dabei erinnern, daß Frankreich von jeher gewöhnt war, Spanien

¹⁾ Tagebuch Karls v. N. von Ende Mai II, 92 f. und vom 23. Mai/4. Juni 98.

²⁾ Bucher bei Busch III, 165 ff. II, 65. Nach dieser ziemlich eingehenden Schilderung und der natürlich ebenfalls auf Bucher zurückgehenden kurzen Darstellung Buschs in der Schrift Bismarck und sein Werk 85 ff. läßt sich diese zweite spanische Reise etwa folgendermaßen konstruieren. Bucher war noch vor dem 11. Juni in Madrid; erst daraufhin fertigte Prim am 14. Juni (Dienstag) Salazar mit allen Vollmachten an den Prinzen Leopold ab (Sybel VII, 259), nachdem sich Salazar „Sonnabends,“ also am 11. Juni, dem Tage, wo Prim seine entscheidende Rede in den Cortes hielt (Sybel VII, 257 f.), mit Bucher über die gemeinsame Reise verständigt hatte. Beide reisten über Paris nach Reichenhall, trafen aber dort den Prinzen nicht an, sondern nur seine Gemahlin (Antonia von Portugal), erfuhren von dieser, daß er in Sigmaringen sei, und erhielten dort am 20. (Montag) seine Zusage (Sybel VII, 260; der 16. bei Busch a. a. D. 85 ist offenbar ein Irrtum), worauf sie beide zum König nach Ems fuhren, Salazar aber am 23. die Rückreise antrat. Das war allerdings für Bucher „ein Hin- und Herfahren im Zickzack.“ — Der in der Anmerkung zu Buschs Tagebuchblättern III, 166 geäußerte Zweifel an der Möglichkeit dieser zweiten spanischen Reise Buchers beruht auf der irrthümlichen Voraussetzung, daß Bucher den Besuch Salazars in Berlin empfangen habe. — Vergl. überhaupt Sybel VII, 251 ff. und Erläuterungen (1895) 52 ff. Er unterschätzt, obwohl er das Tagebuch Karls von Rumänien kennt, merkwürdigerweise Bismarcks Anteil und übergeht die dafür besonders wichtige Sendung Buchers nach Spanien ganz mit Stillschweigen.

er von ihm herrühre!), um wieviel mehr in der Thronbesteigung eines deutschen und hohenzollernschen Prinzen! Gar nicht abweisen läßt sich doch auch hier die Parallele mit der Beförderung des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien, die Bismarck glücklich (Mai 1866) durchsetzte in einem Augenblick, wo er zum Bruche mit Oesterreich trieb.¹⁾ Wie aber hat er sich nun das Verhältnis Frankreichs und Napoleons dazu gedacht? Ohne Zweifel bestanden zwischen den Sigmaringer Hohenzollern und Napoleon III. verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen; ohne Zweifel ist dem Kaiser der erste Plan, den Prinzen Leopold zu berufen, 1869 bekannt gewesen, und er hat nicht dagegen protestiert, sodaß sich die Hohenzollern auch 1870 mit ihm friedlich verständigen zu können meinten. Aber zu Benedetti äußerte er schon im Mai 1869, diese Kandidatur sei „antinationale,“ und das Land [Frankreich] ertrüge sie nicht. Davon hat Benedetti allerdings Bismarck nichts gesagt, aber sollte dem Kanzler diese französische Stimmung, der auch der französische Botschafter in Madrid, Mercier de Lostande, sofort gegenüber Prim Ausdruck gab, als dieser ihm am 2. Juli 1870 die vollendete Thatfache mitteilte, wirklich unbekannt geblieben sein?²⁾ Das ist doch undenkbar, zumal da er in dem Botschaftsattaché Grafen Solms-Sonnenwalde einen sehr scharfen Beobachter in Paris hatte.³⁾ Er muß sie also mit in Rechnung gestellt haben, kann auf eine friedliche Lösung nicht unbedingt gerechnet, muß die Möglichkeit einer Explosion in Frankreich mit in Betracht gezogen haben, die Möglichkeit, nicht die Notwendigkeit, vielleicht nicht einmal die Wahrscheinlichkeit. Eben deshalb wollten er und die Spanier Napoleon vor eine vollendete Thatfache stellen, vielleicht daß der kränkliche und alternde Herrscher dann doch nichts wagte; eben deshalb wurde das Geheimnis, trotz des Mißtrauens, das man in Paris schon im April 1870 gegen Buchers Reise hegte, so streng gewahrt, daß nicht einmal Dlozaga, der spanische Botschafter dort, etwas davon erfuhr.⁴⁾ Aber die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Frankreich mußte Bismarck, namentlich seit Gramonts Amtsantritt (15. Mai), laufen und wollte er laufen. Angesichts der werdenden Koalition und damit der steigenden Kriegsgefahr wollte er Napoleon „eine spanische Fliege in den Nacken setzen“! Man stelle sich nur vor, was geschehen wäre, wenn die Cortes nach Verabredung die Wahl Leopolds zu Anfang Juli 1870 wirklich vollzogen und dieser den Thron Spaniens wirklich bestiegen hätte. Dann war die Wirkung der Revolution von 1868, Napoleons Politik empfindlich zu lähmen, in gesteigertem Maße eingetreten, dann war Spanien, erhob der Kaiser dagegen Einsprache, mit Frankreich verfeindet um seiner nationalen Ehre und Selbständigkeit willen. Die Schärfe, mit der sich

¹⁾ Aus dem Leben König Karls von Rumänien I, 17 f. 27.

²⁾ Sybel VII, 240 ff. 261. Ergänzungen 59.

³⁾ Busch III, 287, vergl. III, 247.

⁴⁾ Aus dem Leben Karls von Rumänien II, 70. 98.

weder der französischen Thorheit noch des Ehrgeizes der Hohenzollern noch des Königs und des Kronprinzen, die beide von den politischen Hintergedanken Bismarcks nichts geahnt, sondern die ganze Sache als eine rein dynastische aufgefaßt haben; ¹⁾ außerdem hat sich dieser vorher und nachher oft genug grundsätzlich gegen absichtlich herausbeschworne „Präventivkriege“ ausgesprochen, ²⁾ er hat im Frühjahr 1870 in der Presse entschieden die Ansicht vertreten lassen, daß ein Krieg mit Frankreich „Thorheit, wenn nicht Verbrechen“ wäre, wenn man die deutsche Einheit auf friedlichem Wege erreichen könne, und daß die Wendung Napoleons zum Liberalismus dafür günstig sei, ³⁾ er ist endlich im Sommer 1870 sichtlich vom Ausbruche des Konflikts überrascht worden, wie er gelegentlich auch selbst erklärt hat, ⁴⁾ sodaß man kaum berechtigt ist, selbst bei der sehr starken Beförderung der spanischen Thronkandidatur, an kriegerische Absichten auf seiner Seite von vornherein zu glauben.

Warum hat nun Fürst Bismarck von diesen Verwicklungen eine teils lüdenhafte, teils abgeschwächte Darstellung gegeben und nicht die Dinge so erzählt, wie sie sich jetzt jedem Unbefangenen aufdrängen? Hat er seinen Feinden keine Waffen in die Hand geben wollen? Das sieht ihm sehr unähnlich, schon weil es nichts geholfen hätte, und weil diese Waffen stumpf wären. Hat er sich nicht in Widerspruch setzen wollen mit den amtlichen Erklärungen von 1870, die immer wieder betonen, daß die Angelegenheit niemals amtlich behandelt worden sei? Aber man spricht doch in amtlichen Aktenstücken anders als in Memoiren. Haben sich ihm in der Erinnerung die Thatsachen wirklich verschoben und sind sie verblaßt, und hat er sich, weil er das endliche Mißlingen der von ihm mit solchem Nachdruck und aus so guten Gründen betriebenen spanischen Kandidatur als eine persönliche Niederlage empfand, allmählich und unwillkürlich ein Bild von ihnen zurecht gelegt, das ihm die ganze Angelegenheit als nebensächlich und als unbedeutender zeigte, als sie in Wirklichkeit gewesen war?

Das Letzte ist psychologisch um so wahrscheinlicher, als er die Geschichte der „Emser Depesche,“ die nicht weniger zu Ausstellungen und Angriffen Veranlassung gegeben hat, selbst im zweiten Teile des Kapitels mit lebendigster Anschaulichkeit und mit großartiger Offenheit erzählt. Er sieht auf der Stelle, daß die

¹⁾ Bucher bei Busch III, 238 f., vergl. E. Wards, Wilhelm I., 274 f.

²⁾ z. B. Gedanken und Erinnerungen II, 93. Poschinger, Tischgespräche und Interviews II, 139 (von 1887). Bismarck und die Parlamentarier I, 44 (1869), II, 97. (1867), III, 284 („Nur für die Ehre des Landes, nur für seine vitalsten Interessen darf ein Krieg begonnen werden“).

³⁾ Instruktion für Busch I, 7. 10.

⁴⁾ z. B. 20. Januar 1888 in Friedrichsruh, wo er sagte, er fürchte für dieses Jahr keinen Krieg, aber „fast ohne Unterbrechung“ hinzusetzt: „Allerdings habe ich das auch im Jahre 1870 geglaubt, und es kam doch anders.“

scheidung. . . . Worauf es mir ankommt, ist, daß wir die »Geforderten« sind.«¹⁾ Am 12. reißt er, um auf Befehl des Königs nach Ems zu gehn, nach Berlin ab und empfängt dort am Abend bei seiner Ankunft Depeschen, daß der König mit Benedetti zu unterhandeln fortfahre; etwas später, als er mit Moltke und Roon bei Tische sitzt, trifft eine Pariser Depesche über den Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern ein. Im Gefühl, daß Deutschland eine schwere Demütigung, „schlimmer als die von Olmütz,“ erlitten, eine „französische Ohrfeige“ erhalten habe, ist er entschlossen seinen Abschied zu fordern und bittet den Grafen Eulenburg, statt seiner nach Ems zu fahren, empfindet aber schon damals den Krieg „als eine Notwendigkeit, der wir mit Ehren nicht mehr ausweichen konnten,“ obwohl „wir . . . als Händelsucher erscheinen würden, wenn wir [jetzt noch] zum Kriege schritten, durch den allein wir den Flecken abwischen könnten.“ In dieser Stimmung läßt er Moltke und Roon für den 13. Juli zu Tische. Aus seiner Verlegenheit befreien ihn die Franzosen durch das Anfinnen Gramonts an Werther am 12. Juli, der noch an demselben Tage nach Ems und Berlin telegraphierte, und die Forderung Benedettis an den König am Morgen des 13. Juli, der eben aus Abetens Hand ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung mit einer Pariser Depesche vom Nachmittage des 12. über den Rücktritt Leopolds erhalten hat.²⁾ Als Abetens chiffrierte Depesche aus Ems von 3^h 50 nachmittags um 6^h 9 in Berlin eintrifft, sitzt Bismarck mit Moltke und Roon wieder bei Tische, beide hören „niedergeschlagen“ das inzwischen entzifferte Telegramm, das ihnen Bismarck vorliest. Dem aber geht in diesen weltgeschichtlichen Minuten, als Moltke die volle Kriegsbereitschaft des deutschen Heeres versichert hat, eine Fülle von Erwägungen durch das Haupt: die unerwartet gebotne Möglichkeit, die frühere Demütigung jetzt wettzumachen, der höchst ungünstige Eindruck, den das Zurückweichen vor dieser abermaligen Herausforderung auf Süddeutschland machen müsse, nachdem es seit 1866 auf die Kraft Preußens hat vertrauen lernen, die einigende Wirkung eines großen nationalen Krieges auf die Süddeutschen und die neuen preussischen Provinzen, also zugleich die Notwendigkeit und die forttreibende Kraft eines Krieges, und in dieser Erkenntnis benützt er die Ermächtigung des Königs zur Veröffentlichung der Depesche und macht aus der „Chamade“ eine „Fanfare,“ die Worte des Textes nicht verändernd, sondern nur in einer Form kürzend, „die diese Kundgebung [die Abweisung Benedettis] als eine abschließende erscheinen ließ, während die Redaktion Abetens nur als ein Bruchstück einer schwebenden und in Berlin fortzusetzenden Verhandlung erschienen sein würde.“ Er thut das mit dem klaren Bewußtsein, daß die Depesche „nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Ver-

¹⁾ a. a. D. 47.

²⁾ Abeten 375.

Entscheidung zu benutzen. Berwegen war das Spiel, das Bismard spielte, aber er nahm die ungeheure Verantwortung allein auf sich um des Vaterlandes willen, um Deutschland die drohende Gefahr eines Koalitionskrieges auf drei Fronten zu ersparen. Es war eine ebenso kühne und geniale, wie patriotische That. Nicht ihn trifft die Schuld, daß der Krieg entbrannte, sondern ausschließlich die französische Politik, denn der wirkliche Grund zum Kriege lag weder in der spanischen Königswahl, noch in der Abweisung Benedettis, sondern allein in der unerträglichen Anmaßung der Franzosen, die deutsche Einheit verhindern zu wollen.



Dekorative Kunst



an wird sich auf den recht verschlungenen Wegen der modernen Malerei vielleicht am ehesten zurecht finden, wenn man sich die ganze Bewegung zunächst als einen Kampf gegen die Herrschaft des Tafelbildes denkt, des Bildes mit einem bestimmten, das Interesse weckenden Inhalt, mit einer auf beabsichtigten Linien beruhenden Komposition, einer gewissen, ebenfalls beabsichtigten Farbenwirkung und einem Verhältnis zur Natur, das sich bei näherer Prüfung die verschiedensten Einwendungen gefallen lassen muß. Das starke und unbedingte Naturalisieren, mit dem die neue Richtung in den siebziger Jahren bei uns in Deutschland einsetzte, hat längst nicht mehr die Vorhut, es hat seine guten und nötigen Dienste gethan und übrigens etwa noch zurückgelassen die verhältnismäßige Wertschätzung der Studie und Skizze gegenüber dem fertig gemachten Bilde. Damit und mit dem Satze, daß keine Gattung vor der andern den Vorzug hat und es nur auf das jedesmalige Wie ankomme, hängt weiter die Vorliebe der Neuern für alle Arten von Zeichnung und ihre Diversifikation durch Radierung, Schnitt oder Lithographie zusammen, und ohne Frage sind hier ganz neue und wirksame Mittel des künstlerischen Ausdrucks gefunden worden. Das Skizzenhafte und die Wirkung mit nur angedeuteten großen Eindrücken in Linien und Farben führte dann zu einem neuen weiten Gebiete und der eigentlichen Moderichtung unsrer Zeit, der vielgenannten „dekorativen“ Malerei. Während aber früher die dekorierende Kunst mit den aus der Architektur genommenen Formen bestimmter historischer Stile arbeitete, wirkte nun die an der Spitze marschierende Malerei, statt mit geschlossenen Bildern, mit weit ausstrahlenden Impressionen, frei von den historischen Stilen und Ornamenten und von dem Rahmen einer früher für unerläßlich gehaltenen Kompo-

namentlich immer wieder neue Bestellungen gemacht worden. Der Ausschuß, der bisher die Produktion der „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk“ überwachte und mit seinem Namen deckte, ist inzwischen von dieser Aufgabe zurückgetreten, wodurch sich jedoch in Bezug auf die gemeinsamen Bestrebungen beider Vereine und die gegenseitige Unterstützung nichts geändert hat. Die Zeitschrift „Decorative Kunst“ giebt uns auf vielen Tafeln (namentlich Heft 4) einen Begriff von den Leistungen der „Vereinigten Werkstätten,“ die ihren Vorbildern aus England und Belgien nachstreben. Man sucht jetzt auch mit Vorliebe in der frühern Kunst der einzelnen Völker Beispiele solcher unsachlichen Linien- und Farbdecoration zusammen, und wenn es sich dann zeigt, daß sich auch die Schöpfer der historischen Stile in unbewachten Augenblicken und in bescheidenen Gattungen (italienische Fayencen und Kleinbronzen) an sinnlosen Linien erlustigt haben, so steigt dadurch das ganze Gebiet der „Bauerkunst“ im Werte, und man ahmt wohl einmal wieder alte Hamburger oder Schwälmer Möbel nach (Heft 2), wozu indessen der Text seine Fragezeichen macht. Wir finden ferner englische Glasfenster (Heft 4), Tiffany'sche (Newyork) Fenster und Glasvasen, daneben auch recht bedenkliche Wandbekleidungen, Ramine und Möbel, sintemal doch Glas nie und nimmer Holz oder Stein werden kann (3), endlich Köppings Biergläser, die von ihrer frühern Pflanzengestalt aus nunmehr die beruhigende Linie gefunden haben (2).

Diese solide, aber für uns historisch gestimmte Menschen auch recht eintönige Linienmusik beruht, wie dem Völkerpsychologen nicht entgehn wird, zur Zeit durchaus auf der germanischen und angelsächsischen Rasse; zufällig sind die stark beteiligten Dänen und Standinavier in diesen Festen gerade mit Möbeln nicht vertreten. Die Franzosen wollen nicht mit, ihnen sind ihre historischen Stile zu lieb. Ihre Plakate sind noch zu „sachlich,“ sodaß ein vereinzelter Arabesken- und Linienzeichner, Toffot, um so höher zählt (2. 5), in der Architektur machen sie sich schwer von ihrem Louis Quinze los, weswegen die Beispiele des neuen Stils an einigen Pariser Wohnhäusern und Restaurants (5) ausführlich in Abbildungen und Text behandelt werden. In diese Lücke treten zwei Meister der „hohen“ Kunst ein, der 1898 gestorbene Maler Puvis de Chavannes (3), der, wie die Redaktion ausführt, um des großen Stils seiner Wandgemälde willen nur mit Giotto verglichen werden darf, obschon „Barbaren darin Zeichnung und Farbe vermißt haben,“ und der einzige Bildhauer, den Frankreich neben seine vielen glänzenden Maler stellen kann, Robin (5).

Puvis also, der nicht, wie sein Landsmann Degas, als Kolorist, sondern als streng rationeller, für unser deutsches Auge leicht etwas klassizistischer Zeichner geschätzt wird (der Text der Zeitschrift drückt das alles viel schöner aus), ist mit sieben Abbildungen vertreten. Er „legte den Grundstein zu einer Schule, der die Zukunft der Malerei gehören muß, wenn sie überhaupt eine

ist aber, wie uns ein Aufsatz über ihn im Pan (IV, 2) belehrt, ein Fortschritt gewesen. Nämlich „alle bildende Kunst war ursprünglich ein dekoratives Mittel, erst als Raffael begann in seiner Madonna die Mutter zu schildern, hörte er auf dekorativ zu sein. Hiermit begann die ganze Malerei eine erzählende Kunst zu werden, bis in unsern Tagen eine Wandlung beginnt.“ Also von Raffael bis Behrens, wenn man die unnötigen Zwischenglieder wegläßt! Diese dekorative Kunst will gar nicht einmal mehr abkürzen, das Wesentliche geben, auch nicht symbolisch darstellen, sondern überhaupt gar nicht schildern oder erzählen, nur ein „intensives Erleben in Linien“ mitteilen. Der Japaner Hofusai hat noch z. B. die Welle als Sache oder Vorgang wiedergegeben; Behrens giebt, was seine Hand „mitmacht,“ wenn er die Welle sieht. Wir stehen also hier „bei derjenigen Kunst, die nicht sagen will: So ist's, sondern einzig und allein: So will ich's!“ Schöne Aussichten denn also, wenn die Malerei erst von den Bildern auf die Rahmen springt und dann in freien „Zwecklinien“ weiter tanzt. Zur Erholung sieht sich der Leser vielleicht einen Aufsatz Bodes (Pan IV, 4) an von geradezu stupender Sicherheit des Urteils, über italienische, niederländische und französische Bilderrahmen aus den Zeiten, wo die Bilder noch die Hauptsache waren.

Denn nun müssen wir noch einen Blick in die dekorative Plastik thun, die freilich noch ganz in ihren Anfängen steht. Den „unheimlich geschickten Dekorationsbildhauer Vegas,“ der hier natürlich nicht mitgemeint ist, weil er ja nur den historischen Barock mit etwas frischer Modellzufuhr verstoßen hat, können wir auf sich beruhen lassen, da wir darüber mit der Münchner Zeitschrift (2) einverstanden sind. Auch darüber, daß Auguste Rodin bei aller Anlehnung an Michelangelo ein ganz persönlich wirkender Bildhauer ist, und daß seine „Pferde von Nancy,“ seine „Bürger von Calais“ und sein „Kriegsengel“ (5) mehr Eindruck machen als die meisten Denkmäler unsers Jahrhunderts. Aber er ist „ohne den leisesten Begriff von Architektur,“ ganz malerisch, wie auch meistens sein großer belgischer Fachgenosse Constantin Meunier, von dem ein schönes Relief, die Ernte, für das „Denkmal der Arbeit“ mitgeteilt wird (7), und man sieht nicht, wie diese malerische Plastik je zu einer dekorativen Kunst hinleiten soll, die alle Naturerscheinung abkürzt, gleichsam aus der Ferne sieht und auf Flächen und Linien zurückführt. Es ist ganz richtig, daß „die Konvenienz einer spezifisch modernen Skulptur nur erst in vagen Umriffen gedacht werden kann,“ schon weil sich unsre Zeit fast allein für Malerei interessiert. Ganz äußerlich scheint uns diese Lücke gefüllt zu werden, wenn die Bildhauer vor aller Ausführung Halt machen und sich mit dem angehaunenen Steine, dem Bozzo, wie der Italiener sagt, begnügen. Derartige unfertige Figürchen in Bronze oder Marmor, wie sie sich in diesen Hefen unter andern Ausstellungsobjekten abgebildet finden, sind für jeden gebildet und an den Produkten der Kunstgeschichte genährten Geschmack einfach

für die belgischen Sozialdemokraten ein Denkmal ihres Führers Volbers machen. Er gab ihnen zwei nackte Männer, Schnitzfiguren ohne Gesichtsausdruck, die auf den Händen eines schaukelnden Rahms stehn und einander zugewandt sich balancierend stützen, ihre Arme berühren sich kaum, aber diese schematische Andeutung ist „das Beste, was der Moderne von den Alten gelernt hat.“ besser als die alltägliche, ausführlich beschreibende Skulptur. Seine Auftraggeber verstanden das nicht, sie zogen den Auftrag zurück. „Die Herren Sozialisten haben bewiesen, daß sie in Kunstdingen zum mindesten nicht besser sind als die andern.“ Ja warum sollten sie auch, wird der verehrte Leser mit uns denken, wenn er die Abbildung ansieht. Minne, so hören wir weiter, ist zunächst von dem Franzosen Rodin beeinflusst worden, aber während dieser mit seinem Überfluß nicht hinwußte und darum nicht „monumental“ wirken kann (denn monumental sei ornamental, unsachlich, einfach), hat der Wämländer, ein Mann des Volkes und frommer Katholik, in voller Naivität die summarische Behandlung und den ornamentalen Linienausdruck der alten einheimischen Gotiker wiedergewonnen. Er hat die Kraft des Germanentums, die einst den von „dem Wurm raffinierter Sonderkunst“ angezagten Italienern ebenso barbarisch vorkommen mußte, wie sie heute der an der Antike und den Florentinern genährten Kunst eines Hildebrand oder Klinger entgegengesetzt ist. Minnes Kunst hat ihr Leben durch große Linien und Umrisse, sie flieht die Lüstertheit, liebt das Magere, die „Poesie der unentwickelten Glieder“ und gewährt Erregungen, deren Ursprung nichts mit dem Sachlichen zu thun hat und die allein künstlerische Empfindungen sind. Der kundige Leser sieht sich allhier in die Kreise des krausen Wundermanns Ruskin gezogen, dessen Zauberformeln schon manchen berückt haben. Der Verfasser findet es selbstverständlich, wenn sein Künstler eine Körperform bedeutend verlängert, die die Natur zum Sitz bestimmt hat; wenn er ihr gefolgt wäre, hätte er seine Linien verdorben. Er giebt den Kritikern einer andern Figur zu, daß dieser knieende Körper, wenn er lebte, vornüber fallen müßte. „Die Stellung ist unmöglich, und trotzdem wird sie sich ein Mensch, der dieser Kunst überhaupt zugänglich ist, nicht anders zu wünschen wagen.“ Der Künstler folgte nicht anatomisch-mechanischen Berechnungen, sondern seinem Schönheitsgefühl und seinen Linien; was in der Natur richtig ist, wäre hier Irrtum, und wer das nicht findet, „hat von dem innersten Wesen von Kunst und Natur nicht den leisesten Schimmer.“ Ungeachtet dieser wenig erfreulichen Folgerung werden doch manche Leser mit uns das dunkle Gefühl nicht unterdrücken mögen, daß Freiheiten, die z. B. dem angelsächsischen Buchmaler erlaubt waren und sogar als Vorzüge angerechnet werden konnten, in die Körperlichkeit der Skulptur übersezt uns wunderbar vorkommen. Sie werden auch nicht einsehen, warum sie, was ihnen auf den ersten Blick archaisch erscheint, für natürlich halten, warum sie einen Exotiker (Gauguin in Paris), der seine Muster aus Tahiti bezieht, nicht als affektiert

erlerntes, wenn sie es nicht ganz verschmähen, wie die Modernisten. Das Hoffmannsche Werk ist so recht geeignet, uns zu lehren, was wir an den Franzosen zu bewundern haben, und was nicht. Wir finden hier fast überall bei völligem Leben die beherrschende Form, und die Übertreibungen ihrer extremen Richtungen sind von dieser kleinen Gattung ganz ausgeschlossen. Der Pan machte uns zuerst mit den französischen Medaillen und Plaquetten bekannt, allmählich trifft man einzelne Stücke in unsern Museen, aber eine Anschauung, wie sie dieses Werk giebt, hat man bis jetzt nicht annähernd gewinnen können. Man lernt unglaublich viel daraus. Über jede einzelne dieser Tafeln ließe sich ein besonderes kleines Kapitel schreiben. Vor allem sollten sie unsern graphischen Kunstwerkstätten unentbehrlich sein. Möchten insbesondere die Plakatgeister, die von da in die Welt hinausgeschwärmten, etwas von dieser heilsamen Medizin in sich aufnehmen! Was uns da geboten wird, ist wirklich „Stil,“ und wir historisch gestimmten Leute sichern uns das Recht, diesen Stil auch dekorativ zu nennen, weil wir ihn so empfinden.

Von der Förderung, die die zeichnende Studie und ihre verschiedenen Vervielfältigungsarten durch die neuere Richtung der Malerei erfahren haben, giebt der mehrfach angezogene vierte Jahrgang des Pan in seinen Illustrationen schöne Beispiele. Namentlich ist aber in dieser Hinsicht die von der Wiener „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“ herausgegebene Zeitschrift: Die Graphischen Künste mit Auszeichnung zu nennen. Von dem zweiundzwanzigsten Jahrgang bringt das erste Heft vorzüglich hergestellte Proben aus dem Werke eines ungemein vielseitigen Franzosen, Eugène Grasséts, mit Text von William Ritter, das zweite mit Text von H. W. Singer, ist einem hervorragenden Graphiker romanischer Abstammung, dem in London lebenden Alphonse Legros, und einigen allerdings weniger bedeutenden englischen Radierern gewidmet. Der erste Teil der zu dieser Zeitschrift gehörenden „Jahresmappe“ enthält sechs gewichtige Blätter größten Formats, farbige und schwarzweiße Lithographien und Radierungen, unter diesen eine feine Ansicht von Mainz von Peter Halm. — Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat noch aus ihren reichen Beständen an Stichen und Radierungen einen „Hausschatz moderner Kunst“ in zwanzig Lieferungen zu fünf Blättern zusammengestellt. Die bis jetzt erschienenen siebenzehn Lieferungen enthalten neben den Bildern der guten ältern Maler auch sehr viele von denen, die jetzt im Vordergrund des Interesses stehen: Menzel, Böcklin, Uhde, Liebermann usw., die technische Herstellung der Blätter ist, was sich bei der Leitung des Unternehmens eigentlich von selbst versteht, vortrefflich.

Und nun reihe sich hier noch zum Schluß eine neue Wiener „Sezession,“ das Ver Sacrum mit seiner „Zeitschrift der Vereinigung bildender Künstler Österreichs“ an, die seit dem laufenden zweiten Jahrgang bei E. A. Seemann in Leipzig erscheint. Umschlag, Format und Ausstattung sind originell, modern,

und daneben noch den Bildhauer Hildebrand streifte, der ein verfehltes, durchaus ungewedmäßiges Modell für eine Stimmurne eingereicht hatte, fühlte doch die entrüstete Künstlerschaft mit richtigem Instinkt aus den Schlußwendungen seiner Rede heraus, daß er zwar auf den Saß geschlagen, aber den Esel gemeint hatte. Die Unzufriedenheit der Reichstagsmehrheit richtete sich in der That gegen Wallot, der mit der ihm übertragenen Ausschmückung der innern Räume eine von Jahr zu Jahr steigende Mißstimmung hervorgerufen hatte, die sich einmal in einem entschiednen Vorstoß Luft machte. Darum wandte sich auch die Entrüstung der Künstlerschaft, zunächst der Münchner, die sich schon Stuck wegen zur ersten Äußerung berufen glaubte, an die Adresse Wallots, und Wallot war auch das Ziel der spätern Kundgebungen der Dresdner Künstler, des Berliner Architektenvereins, der Vereinigung Berliner Architekten und der neu begründeten Berliner Sezession, die flugs die Gelegenheit benutzte, von sich reden zu machen. Mußte es schon bedenklich stimmen, daß bei diesen Kundgebungen die Malereien Stucks völlig aus dem Spiele gelassen wurden, so war die Thatfache noch auffälliger, daß sich andre große künstlerische Körperschaften, wie der Verein Berliner Künstler, die Düsseldorfer Vereine, die deutsche Kunstgenossenschaft u. a. m. von der Demonstration zu Gunsten Wallots, die doch zugleich eine für Stuck gewesen wäre, fern hielten. Man hatte offenbar in den Kreisen der Maler das Gefühl, daß man die Malereien Stucks zunächst sehen mußte, bevor man sich zu ihren Gunsten erklären konnte, da außerhalb Münchens der Glaube an die unbedingte künstlerische Unschlarbarkeit Stucks noch nicht allgemein verbreitet ist. In München ist man freilich seit vielen Jahrzehnten gewöhnt, von Zeit zu Zeit einen Kunstmonarchen auf den Thron zu erheben, dem jedermann uneingeschränkte Bewunderung zu zollen verpflichtet ist. Wir haben nacheinander Cornelius, Kaulbach und Piloty auf diesem Thron gesehen. Ihnen sind W. Diez und L. Löffl als Führer einer neuen Schule gefolgt. Aber sie sind bald von Fritz von Uhde, Albert Keller und Ludwig Dill entthront worden, und jetzt sitzt Stuck auf dem Throne, der freilich schon von neuen Bewerbern wie Max Slevogt und Louis Corinth arg umdrängt wird.

In dem skeptischen Berlin hat dagegen der Autoritätsglaube einen schlechten Boden. Man wollte nach der bekannten Berliner Redensart erst abwarten und dann Thee kochen, und dabei hat sich einmal wieder gezeigt, daß abwartende Vorsicht besser als blindwütige Tapferkeit ist. Schon in der Vereinigung der Berliner Architekten war, als über eine an Wallot zu richtende Adresse beraten wurde, von einigen Mitgliedern, die den im Reichstagsgebäude angebrachten Teil der Stuckschen Malereien gesehen hatten, davor gewarnt worden, in der Kundgebung an Wallot zu diesen Malereien irgendwie Stellung zu nehmen. Einem besonnenen Urtheil mußten sie in der That ansichtsbar erscheinen. Dabei blieb es zunächst. Zu einer eingehenden, ruhigen Kritik

Ranfengewinde aus Blattwerk mit Früchten in schematischen Verschlingungen über die ganze Fläche hin. Es ist in gelblich-grauer Steinfarbe gemalt, die hier und da durch Grün, Rot und Gold in ihrer Eintönigkeit etwas belebt wird. Diese Ornamentik bildet den Untergrund für zwei Reihen von Wappenschilden deutscher Städte über einander, die, damit wieder für einige Abwechslung gesorgt ist, in der obern Reihe schräg gestellt sind, in der untern aufrecht stehn. Zwischen diesen untern Wappenschildern tummeln sich sechs Gestalten in Renaissancestracht, die einer ihnen auf einer Kugel vorausschwebenden nackten weiblichen Gestalt, der Glücksgöttin — je nach Kraft und Weidemögen — nachstreben. Nur in diesen sieben Figuren zeigt sich der eigentliche Stud. Den ornamentalen Hintergrund und das Wappenwerk hätte jeder Dekorationsmaler, der den Unterricht in einer kunstgewerblichen Lehranstalt mit einigem Nutzen genossen hat, eben so gut wie Stud machen können. Es ist auch wahrscheinlich, daß er die Figuren besser als Stud gezeichnet hätte. Aber Wallot wollte den berühmten Namen in seinem Werte nicht missen, und so mußte er zu seinem Schaden lernen, daß auf die Berühmtheiten der modernen Kunst „kein rechter Verlaß“ ist. Die nackte Figur der Glücksgöttin ist nur erträglich, wenn man annimmt, daß der Maler, ohne Rücksicht auf wirkliche menschliche Körperform, damit seinem Ranfengewinde einen ornamentalen Schnörkel in Form einer „stilisierten“ Menschenfigur habe hinzufügen wollen. Das Wort „stilisiert“ ist ja in der modernen Kunst das Palladium, hinter dem sich alle Sünder verkriechen, die weder zeichnen noch malen gelernt haben, aber doch aus dem Vollen schöpfen wollen. Dafür offenbart sich der echte Stud in dem Gesicht dieser „leichten Dirne,“ das sie mit widerlichem, bei Stud schon zur steinernen Maske gewordenen Grinsen ihren Verfolgern zuwendet: einem auf Krücken humpelnden Greise, einer mit dem Stabe vor sich hertaastenden Alten, einem mit eingelegter Lanze heranstürmenden Ritter, dem ein Narr hohnlachend seine Pritsche zeigt, ein Fräulein in Patriziertracht und ein Jüngling, der weniger der Glücksgöttin als dem Fräulein nachzueilen scheint, das seinerseits wieder mehr Interesse für den Ritter hat. Die Bewunderer Stud's sehen in diesem gesuchten Archaismus eine Erneuerung des naiven Geistes der deutschen Frührenaissance, die, wie alles Neue, von gewisser Seite, die mit Eifer an der Schaffung neuer Werte arbeitet, mit der üblichen Freude und geschäftigen Begeisterung begrüßt wird, während viele andre diese Figuren für höchst einfältig halten.

Bei der Mehrzahl der Reichstagsmitglieder scheint aber, wenn man von Dr. Lieber und den Seinigen absieht, die hauptsächlich durch einige nackte Figuren auf der andern Hälfte des Gemäldes in ihren sittlichen Gefühlen verletzt worden sind, nicht die Malerei Stud's, sondern das öde Wappenwerk Wallots den Ausschlag gegeben zu haben. Wir sehen darin eine berechtigte Reaktion des gesunden Menschenverstandes und des modernen Geistes, wie wir



Nus den schwarzen Bergen

4



ites donc, messieurs, est-ce que vous avez étudié à Heidelberg? Der Fragende war ein stattlicher Mann, mit mächtigem schwarzen Schnurrbart und etwas meliertem Backenbart, aus dem tiefgebräunten, an den Typus des Levante-Griechen erinnernden Gesicht blickten ein paar herrliche schwarze Augen freundlich auf uns; die hohe Figur war noch durch die Pracht der montenegrinischen Landestracht gehoben. Er sprach mit heller und durchdringender Stimme. Oui, oui, je connais ces cicatrices, fuhr er dann fort, „ich war einmal selbst in Heidelberg und habe die Studenten dort sechten sehen. Quelle ville superbe! Und wie gefällt es Ihnen in meinem Lande? Es ist recht, daß Sie sich bis hier nach Nikšič vorgemacht haben, die meisten Reisenden gehn bis Cetinje und kehren dann wieder um. Freut mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, meine Herren!“ Ein freundliches Lächeln, ein kräftiger Händedruck, und Fürst Nikolaus ging wieder davon, indem er seinem Adjutanten durch verschiedene Handbewegungen klar machte, wie sich die Studenten in Deutschland auf der Mensur benähmen.

Die Regierung des Fürsten, der seit sechsunddreißig Jahren über Montenegro und die Verda herrscht, hat dem Lande zum Segen gereicht. Schwere Verantwortlichkeit war schon in frühen Jahren auf den Fürsten gefallen, denn mit neunzehn Jahren mußte er den Thron seines ermordeten Onkels Danilo besteigen, und zweimal mußte er mit den Türken Krieg führen. Doch hatte im ersten Kriege sein Vater Mirko, das „Schwert Montenegros,“ den Oberbefehl. Wie der deutsche Minnesänger Wolfram von Eschenbach konnte Mirko weder lesen noch schreiben, dennoch war er ein Poet: seinen Tischibuf dazu rauchend hatte er einst dem Metropolitan von Cetinje sechsundzwanzig größere Rhapsodien, die seine Thaten und besonders den Sieg bei Grahovo besangen, in die Feder diktiert. Von ihm und dem Großonkel Peter II. hat der jetzige Fürst die Kunst des Fabulierens ererbt, er ist der Verfasser eines hochpoetischen Dramas „Die Kaiserin des Balkans,“ das auch ins Deutsche übersetzt ist.*) Der Feder, der des Poeten wie der des Diplo-

*) Die Kaiserin des Balkans. Dramatische Dichtung in drei Akten, von Nikolaus I., Fürst von Montenegro. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Stümcke. Berlin, 1896.

lange Einsenkung, die natürliche Verbindung der Nikschitzer Thalmulde und der Hochebene der süblichen Herzegowina, ist eine der traurigsten Touren meines Wanderlebens gewesen. Wochenlang bin ich einst durch Islands Lavaströme geritten, ihr melancholisches Schwarz wird doch mitunter durch den Anblick einer grünen Wiese, die dem kleinen Gebirgspony saftige Nahrung verspricht, durch ein weißgetünchtes Bauernhäuschen, durch einen breiten, wildjagenden Gletscherstrom unterbrochen — nichts von alledem in den Dugapässen. Während der Weg auf der ersten Strecke noch zwischen Buchen- und Eichengestrüpp, zwischen Farnkraut und Haselnußsträuchern, die mühsam vielfach gewunden sich aus den Spalten des Gesteins herausrecken, dahingehet, bereitet das auf wüstem Karstgipfel liegende Fort Presjela schon auf die kommende Augenweide vor, und sobald die Paßhöhe (1200 Meter) bei Fort Nozdre und die dahinterliegende Hochfläche überwunden ist, tritt man in eine beispiellose Steinwüste ein. Den Wald haben hier einst die Türken, um sich vor den Übersällen der Tschernagorzen zu schützen, abgebrannt, bald hat dann die eifrige Bora die Humuserde verweht, und wenn trotzdem etwas wächst, so sorgen Ziegenherden für die Verkümmerng der jungen Sträucher. Der Weg verliert sich dann vollkommen, die Führer orientieren sich nach Steinhausen oder Berggipfeln, kein Mensch begegnet uns, kein Vöglein läßt sich hören, eintönig klappern den ganzen Tag hindurch die Hufe unsrer Pferde auf dem Felsengestein.

Bei einer solchen Umgebung kann dem Wanderer das Wort des Livius von der foeditas Alpium verständlich werden, wenn in ihm nicht schon vorher die Ahnung aufgeblüht war, daß die Vergnügungsreisen seiner Mitmenschen in öden Gebirgsgegenden, für die erst das vorige Jahrhundert das Wort „romantisch“ erfunden hat, ihr Entzücken über die Aussicht von den Spitzen hoher Berge, das den Alten so fremd war, auf pathologischer Basis ruhten. Aber in den Hochalpen schlägt doch mitunter der melodische Ton eines Glöckleins an unser Ohr, über das nackte Gestein stürzt doch hie und da lustig sprudelnd ein wildes Bächlein: Totenstille wie in der Unterwelt herrscht hier im Karst, doch fehlen Acheron und Styx, da das gierige Gestein jeden Regentropfen sofort einsaugt. Von Nozdre an, wo ein kleiner federkellbider Strahl Wassers aus dem Felsen sprudelt, waren wir acht Stunden bei glühender Hitze ohne Wasser. Ich hätte an Suleiman Pascha, den türkischen Hannibal und seine braven Medis und Nizams denken sollen, die hier 1877 ihre Knochen für ihren Padischah und die Religion des Kameltreibers von Medina aufs Spiel setzten und siegreich durchdrangen, aber die Sorge um meinen Begleiter erstickte historische Reminiscenzen. Der nicht unbelebte Herr litt, wie die bläuliche Farbe seines Gesichts bewies, heftig unter dem Wassermangel, auch traute er dem am Rande des Abgrunds so sicher dahinschreitenden Gebirgspferde nicht, stieg an jeder abschüssigen Stelle ab, und vorwurfsvoll blickten seine wasserblauen Auglein, wenn er den Fuß zum Aufsitzen wieder in den

und nur der Gedanke, daß in diesem Lande von 240000 Einwohnern nur fünf Ärzte leben (davon drei in Cetinje), bewog uns dazu, immer wieder den mehr oder minder interessanten Fällen unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Augenentzündungen, unzweifelhaft hervorgerufen durch den aufsteigenden Rauch des Feuers, der durch die Fugen in der Wand, aber nie durch Schornsteine abzieht, kamen uns häufig zu Gesicht, nicht minder aber auch die durch vegetabilische und animalische Parasiten hervorgerufenen Hautkrankheiten, die, durch Mangel an Reinlichkeit begünstigt, selbst höhere Kreise nicht zu verschonen scheinen. Einmal sahen wir auch einen Montenegriner, dem durch Operation ein kreisrundes Stück aus dem Schädelsknochen entfernt worden war, und erfuhren, daß bei anhaltendem Kopfschmerz diese Trepanation, wie schon in prähistorischen Zeiten, und noch heute bei einzelnen Araberstämmen, den Ainos Japans und einigen Südseeinsulanern, so auch hier von gewissen Laien, in deren Familie sich die Kunst forterbt, vollzogen wird, meist mit gutem Erfolge, obwohl die Regeln der Antisepsis und Asepsis den bauerlichen Chirurgen unbekannt sein dürften.

*
*
*

Im Blockhause flammte das Feuer eines Buchenstrauchs, um das herum die Gesellschaft auf großen Steinen saß, lustig auf und erweckte in der rauhen Wildnis ein Gefühl von Behaglichkeit. Bald fielen die Strahlen des aufflackernden Feuers auf den Wirt, den Typus des Ali Baba, mit seinem schwarzen Schnurrbarte, den massigen Kinnbacken, der energisch unter der herrlichen Stirn vorspringenden Adlernase; bald spielten sie auf den jugendlich-ruheloßen noch unbärtigen Führer herüber, der den andern so interessante Dinge von der Großstadt Nikschitsch zu berichten wußte. Wenn der Schein das Gesicht des Alten mit den spitzbüßischen Chinesenaugen dort hinten in der Ecke traf, so schien es wie aus Stein gemeißelt, und jede Runzel aus dem Charakterkopfe trat hervor, wenn er sich in vornehmer Haltung zum Feuer hinabbeugte, um seinen langen Tschibuk in Brand zu setzen. Hurtig spielten sie dann herüber auf den gegenüberstehenden Warden, ein kleines Männchen, das seinen Gesang auf einem einsaitigen Streichinstrument, der Gusla, begleitete, und liebevoll umkosten sie die am Boden zu unsern Füßen hockende Kleine, die mit rührender Sorgfalt, lautlos, wie es ihrem untergeordneten Geschlecht zukam, unzählige Tassen Kaffee braute und nur zuweilen auf dem Njemez, der so treffend die Herkunft dieses Wortes demonstrierte,*) ihre fragenden schwarzen Augen ruhen ließ.

Die Begleitung des Vortrags auf der Gusla war unsäglich eintönig, fiel jedesmal am Ende des aus fünf Trochäen bestehenden Verses ein und war niemals im Einklang mit dem Gesange, oft wohl eine Quinte oder Terz

*) Njemez == die Deutschen, eigentlich: die Stummen.

noch vergönnt, in die Werkstatt des Epos hineinzusehen? Waren nicht so einst, an primitivem Herde, von blinden Barden die Gesänge der Iliade und Odyssee gesungen worden, bis die geschickte Hand eines Homer sie zu einem Ganzen vereinigte? Und sang nicht auch damals bei den Phäaken der edle Sänger Deodokos den Ruhm des Odysseus, „von des ilischen Kosses Erfindung, die in die Burg zum Betrage geführt der edle Held voll griechischer Männer“?, bis dem antiken Touristen die Thränen in den Bart liefen und er sich zu erkennen gab: „Ich bin der Mann, von dem Ihr singt.“ Wer weiß, ob die Wohnung des Phäakenkönigs, dessen Tochter Nauksia der Strohwitwer der Penelope auf so merkwürdige Weise kennen gelernt hatte, viel anheimelnder ausgesehen, ob die Wände dort nicht denselben kärglichen Schmuck zeigten — ohne das Heiligenbild und das von Rußland geschickte Magazinewehr. Viel fehlte nicht, und ich verglich mein Globetrotterleben mit dem des ithakensischen Alleinherrschers, den — darin unterschieden wir uns — der Zorn des Poseidon und nicht das Verlangen, in den Grenzboten gedruckt zu werden, in fremde Länder getrieben hatte.

Ach, er hat es trotz Götterzorns und Seekrankheit doch besser gehabt, der Odysseus! Dort bei der schönen Göttin Circe, die ein silberhelles Gewand und einen künstlich gearbeiteten Gürtel trug, und die ihn so liebenswürdig einlud, mit ihr das Lager zu besteigen, auf daß sie „mehr Vertrauen zu einander gewönnen.“ Auch mich begleitete die tschernagorzische Circe zu dem Lager, aber ihr einst weißes Gewand war durch langen Gebrauch weniger silberhell geworden als Circes, und auch das Lager, mit einem Ziegenjell bedecktes Stroh, sah nicht so „köstlich“ und „schönbereitet“ aus, wie das der gefühlvollen griechischen Göttin. Nicht ohne Reid auf den andern legte ich mich nieder . . .

Das Lager war unerträglich gewesen! Mitten in der Nacht hatten wir Circe und den Wirt gerufen und gebeten, die abseits bei den Pferden liegenden Führer zu weden, satteln und das Gepäck ausladen zu lassen, und waren davon gegangen, plötzlich — wie Odysseus auch — wenn es ihm irgendswo zu warm geworden war.

Es war eine herrliche, stille Mondnacht. In den Felspalten und Thälern trieb der Wind die Wolken vor sich her, das silberne Nachtgestirn erleuchtete die kahlen, grauen Berge, deren Gipfel frostig zu uns herüberlächelten, und der tiefe, schwarzblaue Schatten von Reiter und Pferd zeichnete sich scharf auf dem zerrissenen Boden vor uns ab. Wir mochten schweigend ungefähr eine Stunde geritten sein, als der Schatten an scharfem Umriß verlor und allmählich in ein milderes Blau hinüberzuspielen begann. Hinter uns am Horizont beginnt ein schmaler Streifen sich zu lichten. Der Schatten ist jetzt ein reines Blau und wird noch undeutlicher, der Mond hat einen Rivalen erhalten, noch glänzt er in einsamer Pracht dort oben am Zenith, doch schon beginnen die Trabanten, die Sterne, vor eines Mächtigers Ankunft zu er-

wurft, im Holm mit guten Lehren bepackt worden. — Ömmer's Heu von ännern pläden, ni von baben affmieten — hatte Harm, übriggens gnädig und aufgeräumt, gepredigt, um einzuschärfen, man müsse sich das Leben nicht zu leicht machen, das Recht zum Dasein vielmehr Tag für Tag erarbeiten. Grete hatte unserm Hein ein Schinkenbutterbrot und die Warnung, niemals den breiten Weg des Lasters zu wählen, mitgegeben. Antje hatte die Töchter des Meisters grüßen lassen und Hein eingeladen, nicht am Holm vorbeizugehn, wenn er im Ellernbusch besuche; Tine war ganz überzeugt gewesen, daß „seine Leute“ beim Abschied mit Tüchern winken, und ihr Rattunschürzchen hatte schon bei der Hecksforte im Winde geflattert, bevor Hein noch aus der Hausthür getreten war.heimer war nicht zu sehen gewesen und nicht vermißt worden. Nach Mele rief man durchs ganze Haus, ohne ihre Abwesenheit erklären zu können. Und gerade sie war bei Hein nach und nach zur Hauptperson geworden. Wie viel hätte er darum gegeben, sich in ihren freundlichen Augen noch einmal vertieren zu dürfen! — Wie hatte er ihr Verschwinden zu deuten?

Als Hein auf der krummen Eiche saß, überlegte er, ob er die Grüpwurf oder das Schinkenbutterbrot in Angriff nehmen solle. Er entschied sich für die Wurf, die er mit unverkennbarer Übung handhabte. Was seinem Gaumen behagte, regte die Seele zu Betrachtungen an, und die leere Hülse gab ihm Gelegenheit, sich in Pessimismus zu versuchen. — So voll und rund, räsionierte er, wie sich diese Wurfschale noch vor einigen Minuten darstellte, so sehr war ich selbst noch vor wenigen Monaten von stolzen Hoffnungen erfüllt. Was alles wollte ich vollbringen, als ich in der Kuchstammer das Rauchen lernte. — Er wollte das Bild weiter verfolgen, aber da gefiel ihm der Ausgangspunkt nicht mehr. Das Gefühl des Efels überkam ihn, und angewidert warf er das Ding in den Bach ohne Namen. Er gedachte seines guten Traumsesicks, fröhlich hatte er heute früh die Sonne begrüßt, fröhlich wollte er den Tag beschließen, und in der That wurde er gutes Muts.

Er begann sich als Zimmermann zu fühlen und maß mit den Augen die Baumriesen im Walde, die er in Gedanken zu fällen und zu verarbeiten begann, und nach einigem Widerstreben glitten seine begehrlichen Augen sogar über den Bogen der krummen Eiche. — Gorg Bünz hat ganz recht, murmelte er, die paßt vorzüglich für Wasserräder. Einmal muß ja doch ein Ende gemacht werden, und wohl dem Mühlenbauer, dem sie dereinst in die Hände fällt.

Dann stieg er über den Steinsteig.

Unter den Baumkronen aber wurde der Zimmermann wieder stumm. Aus allen Wipfeln rauschte die Lehre der Freiheit, der Unabhängigkeit, der zwecklosen Freude, die die einsame Waldnatur beglückt, und seine Seele sog diese Lehren begierig ein.

Die Seele eines Stalljungen? — höhnt ihr. Gemach, Hochmütige, gemacht, ihr redet, wie ihr versteht. Dieses Stalljungen Seele hatten niemals eigenständige Gedanken besetzt, in ihr war kein Schlackenherd unreiner Tageswünsche. In seiner blauen Leinenjade lebte eine Welt, anders, aber nicht enger als die, die euer Bratenrock umspannt. Auch in seiner Welt leuchtete die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang, und die allerheimlichsten Wünsche ihres Herrn blinkten in stillen Nächten, ewigen Sternen gleich, aus unergründlichen Tiefen.

Hatte im Ramlosbeck der Lärm der Singvögel seine Gedanken noch mit dem Leben und mit den Anforderungen des Lebens verknüpft, so warf ihn jetzt erhabne Stille auf die großen Linien seines eigensten Wesens zurück.

In vollem, behaglichem Sinnen schlenbert er durch den Wald, meistens auf

wollten es auch nicht. In dieser Stimmung stand er vor der grünen Pforte, so schaute er auf die Landstraße, die ihn führen sollte und in der Verlängerung des Waldwegs lag. Hein Wied dachte an sein Glück, das so verheißungsvoll in seiner Brust lag, und nahm entschlossen den Steg.

Sie—a—a—a!

Ein kräftiges Wiehern schreckte ihn auf, ein liebevolles, vorwurfsvolles. Es war das Wiehern, womit die Mutterstute ihr Fohlen ruft, ein echtes Wiehern der Liebe und Freude, das die Flanken des Fleres erbeben macht, wo dem ersten Ausbruch zwei kleinere Stöße folgen, wie ein aus dem Gleichgewicht gebrachtes Pendel wohl einigemal über den Ruhepunkt hinüberschwingt.

Hein Wied sah überrascht auf.

Si—a—a—a!

Nun wirds gut, nun wirds Tag, dachte Hein, das ist ja die Stimme der alten Lisch, und richtig, da steht sie, dicht an den Knick gedrückt.

Hein hing an dem Halse der Treuen.

Tausend nochmal, Lisch, du hier? Wo und wie in aller Welt? Ordentlich gezäumt und mit der alten Weihnachtswolldecke und mit Steigbügeln.

Klug und geschickt bist du, das sagt jeder, aber daß du das allein fertig gebracht hast, machst du mir nicht weiß.

Die alte Lisch verzehrte ruhig einen frischen Birtenzweig, den sie vom Knick pflückte, und sah stolz und liebreich auf ihren Freund.

Plötzlich, denkt euch sein süßes Erschrecken, hielt ihm jemand hinterrücks beide Augen mit warmen, weichen Händen zu. Ein silberhelles Lachen.

Nate, wer ist das?

O diese Stimme! dieses Lachen!

Niele, liebe Niele!

Ja, mein Hein, ich bin es — ich konnte dich nicht lassen.

So ho, sagte Lisch.

Aber die beiden jungen Menschenkinder kümmerten sich nicht um Lisch, sie lagen sich in den Armen und küßten sich. Das war es also, ja so ungefähr hatte er schon heute nacht im Zukunftspiegel gesehen. Hein hatte im Küssen einige Übung, aber so wars ihm doch noch niemals in die Seele gegangen. So ein süßes, liebes, geliebtes Ding im Arm zu haben und nach Herzenslust zu küssen. Und wenn er sie geküßt hatte, hielt er sie mit beiden Armen von sich, sah in ihr Gesicht, in ihre Augen, warf sie wieder an seine Brust und küßte sie wieder auf Augen und Stirn, auf die Backen, auf den Mund.

Hi hi, sagte Lisch.

Ich bin gleich (wo Decke und Zaum war, wußte ich doch) — ich bin gleich, wie du den Pferden „Adjäs“ gesagt hattest —

Süße, liebe Niele, unterbrach sie Heins küßender Mund.

Bin gleich weggeritten, fuhr Niele, sobald es anging, fort, dich hier aufzulauern. Du hast uns aber lange warten lassen.

Hast du mich denn so lieb, kleine Niele?

Ueber alles, du Lieber, du Guter.

Und was werden Vater und Mutter sagen?

Niele war mutig. Vorläufig werde sie es auf ein Gewitter antommen lassen. Das habe gar nichts zu sagen, wenn Hein sie nur wolle, wenn Hein ihr nur seine Liebe bewahren wolle.

Ob ich will, liebe Niele, tapfre Niele. Hein hob das buchstäblich am Wegrande gefundene Glück auf die geduldige Lisch und saß selbst hinten auf. So wollten

So machte es auch die Natur in unserm Dorf. Im Winter gab es Regen, Frost und Schnee, im Sommer Regen und Sonnenschein, im Frühling Wärme und Kälte, und im Spätherbst Stürme.

Sie kommen, wie immer, von Westen — daher, wo das schwarze, unwirtliche Moor brüdet. Sie fahren mit groben Jorntreden drein und dulden keine Widerrede. Nur wo sich der von den Wänden zurückgestoßne Wind in den Erten fängt, beweinen sie in weichen Klagesiedern ihr eignes ungestümes Temperament.

Durch die rasselnden Schilfstauden der Bruchwiesen, über die lahlen Ackerfelder geht ihr Brausefchritt. Aus den Wischhöfen brechen sie hervor und überfallen die Gefittung der Gärten und Häuser. Um die Hoffstellen beginnt ein mächtigtes Rauschen und Wehen, aber der Walz, der alte, gefestete, der sich all der Stämme getrübet, die seine weite Fläche bedecken, nimmt sie gelassen auf seinen breiten Rücken. Der Eiernbusch liegt geschützt. Er duckt sich hinter sein Baumgestrüpp und läßt die Winde tosen. Der Schlehenstrauch ist vollends verholzt; es muß schon mächtig daher wuchten, was sein verstaubtes Haupt in Bewegung bringt. Der alte Hebebaum am Sodbrunnen verstockt und erstarrt je länger je mehr in dem Gefühl unantastbarer Überlegenheit. Mit unbeschreiblicher Verachtung blickt er auf die haltlosen Pappeln, die sich hinter dem Viehhaus vom Holm mit allen Kennzeichen der Berkritschung vor dem scheltenden Winde beugen. Für sie mag sich die Haltung der Demut schiden, ihm aber, dem stets Unveränderlichen, vermag selbst die windigste Weide keine Verbeugung vor dem Sturm nachzusagen, ihm hat noch kein Windstoß je eine Krampe gelodert.

So ein hölzerner Geselle kümmert sich nicht um Winde und lehrt sich nicht an die Menschen. Wenn die Stange ihn herabzieht, so bewegt er sich keines Erachtens nur deshalb in jener Richtung, weil es ihm so paßt. Noch niemals ist es ihm in den Sinn gekommen, daß auch das als Verbeugung aufgefaßt werden könne, und daß er im Grunde nur fremden Zwecken diene. So hat er denn auch nicht bemerkt, daß der alte Jasper tot ist, daß Tante Gene den Eiernbusch verlassen hat, und daß es eigentlich eine ganz neue, fremde Stippe ist, die seine Dienste in Anspruch nimmt. Er weiß, mit einem Wort, nichts davon, daß der Eiernbusch verkauft ist, und daß sein Besitzer nicht mehr einer vom Stamme Wied ist.

Aber das Dorf hat davon Notiz genommen und den Vormündern unsern Hein und dem Vormundschaftsgericht seine Kritik nicht erspart, weil man unsern jungen, damals noch unmündigen Freund nicht das Eigentum der väterlichen Scholle erhielt. Als aber Hein, gleich nach seiner Mündigkeit, die kleine Erbschaft bei der Sparkasse hob, „um sich in seinem Fach weiter auszubilden,“ da einige man sich dahin, daß das Gericht doch wohlgethan habe, daß Hein nichts besseres verdiene, als ein heimatloser Städtischer zu werden, und daß die Zahl der Dorfkinde, die verloren gingen, sich anscheinend um eines vermehre.

Das sind unnütze Dinge. So sagte man in der Sparkassenverwaltung. — Er wirds bereuen, wiederholten die Weiber in ihren Kaffeegesellschaften.

Als ich aber das leptmal vor mehreren Jahren meine Heimat besuchte, da war die Stimmung umgeschlagen, und Hein hatte schon eine Majorität für sich. Denn seine Ausbildung, die er sich auf der Bauhule, und durch ein unermüdliches Arbeiten an sich selbst erworben, hatten Früchte getragen, die seinen Dorfsgeossen in die Augen stachen. Er bekleidete schon jahrelang in einer größern Stadt technische Stellungen, womit mächdenhafte Einnahmen verbunden waren, und seine Persönlichkeit gewann Jung und Alt. Man rühmte seine geschäftliche Umsicht und Einsicht. Wer hätte gedacht, daß so ein fixer Kerl in dem Hein stecke? Mit seinem

Aber eben nur, sofern das Ziel auf diese persönliche Angelegenheit beschränkt wird, ist es erreichbar; wollte man die „Affäre“ zur Lösung der schwebenden großen politischen und Rechtsfragen benutzen und den befreiten Kapitän vor den im Sumpfe steckengebliebenen Fortschrittsstarren spannen, so würde sich diese Zugkraft bald als ganz unzulänglich erweisen; die Reinigung der Justiz von Panamisten, politischen Intriganten, Strebern und andern schlechten Elementen kann nicht von einer der beiden Parteien vollbracht werden, weil keine von ihnen reine Hände hat; dazu wäre die sittliche Erneuerung des ganzen Volkes nötig; die Rettung vor der Reaktion aber hängt nicht von irgend einer zielbewußten Partei oder Coterie ab, sondern davon, ob sich eine parlamentarische Mehrheit zusammenfindet, die genug Weisheit, staatsmännisches Geschick und Uneigennützigkeit hat, daß sie die Bedürfnisse des Landes dauernd befriedigen kann; ist das nicht der Fall, so wird man es eben wieder einmal mit einem von Priestern gesalbten Cäsar versuchen. Also in der Beschränkung erst haben sich auch die Revisionsisten die Meisterwürde zu verdienen; der Zigarro, der so Großes für sie gethan hat, rät denn auch schon warnend, man möge über das nächste Ziel nicht hinausgehen und im übrigen die nationale Senkgrube zugedeckt lassen.

Im schroffsten Gegensatz zu den Dreifusarden steht das Fähnlein der Frau Bertha von Suttner. Ohne seine achtbare und edelmütige Gesinnung im mindesten herabsetzen zu wollen, müssen wir doch sagen, daß sein Ziel überhaupt kein Ziel ist. Denn den Krieg abschaffen wollen, das heißt die Menschennatur ändern wollen. Kampf ist eine unvermeidliche Lebensäußerung des Menschen, und ob diese Äußerung die Form eines Kriegs annehmen soll oder nicht, das hängt nicht von einem Verein, und wäre es auch ein Verein von Königen, ab, sondern von der jeweiligen Art der Interessenkonflikte und von der Art der zu ihrer Lösung verfügbaren Mittel. Es ist möglich, daß die heutige Überspannung des Militarismus den Krieg auf lange Zeit hinaus unmöglich macht, aber die Friedensliga hat zur Herbeiführung dieser Unmöglichkeit nichts beigetragen, und sollte man zu dem Entschlusse gelangen, abzurüsten, so würde nicht der ewige Friede das Ziel sein, sondern die Wiederherstellung der Möglichkeit des Krieges; die Staaten würden ihre Heere vermindern, um ihre Streitigkeiten wieder mit der Waffe ausfechten zu können ohne Gefahr der Vernichtung ihrer ganzen Volkskraft. Bei diesem Punkte sind aber die europäischen Regierungen sicherlich noch nicht angelangt; das wird erst der Fall sein, wenn sich einmal eine der Großmächte vor die Wahl gestellt sieht, ob sie ihr Volk verkümmern oder in einer ungeheuerlichen Schächterei vernichten lassen will. Daß wir es mit Freuden begrüßen würden, wenn es der Konferenz im Haag gelänge, wenigstens einigen der Barbaren vorzubeugen, die ein Krieg mit sich bringen kann, versteht sich von selbst.

Stellen wir zwischen diese beiden Extreme noch eine dritte Gruppe von Zielbewußten: die Deutschen Österreichs! Mit den andern beiden haben sie gemein, daß sie seit Jahren Tag für Tag dasselbe Lied singen. Aber ihre Sache unterscheidet sich von der der beiden andern; sie ist nicht so einfach wie die der Dreifusfreund, aber auch nicht so aussichts- und sinnlos wie die der Friedensfreunde. Auch bei ihnen kommt es zunächst darauf an, ob sie sich zu beschränken verstehen. Wenn sie — vor der Hand — nichts andres erstreben, als die Aufhebung der Sprachverordnung, die den Söhnen ihres Mittelstands den Zugang zu den Staatsämtern nur um den Preis der Erlernung einer barbarischen Sprache öffnet (darin besteht nämlich der Kern des Sprachenstreits), so werden sie dieses Ziel wohl mit einem mäßigen Grade von Klugheit bei unererschütterlicher Festigkeit und Ausdauer

Kommission zu ihrer Opposition bestimmt hat und — das ist das Charakteristische der augenblicklichen Lage — dem Zentrum als Vorwand dient, die nochmalige Erörterung der Frage in der Kommission zu erzwingen. Die Kanalfreunde müßten für diesen Konjens stimmen, um nicht die Vorlage in zweiter Lesung ganz zu Fall kommen zu lassen.

Mit berechtigtem Spott hat der Minister Thielen schon in der ersten Lesung die ganze Kompensationstheorie abgefertigt. Es ist, wie wir früher schon gesagt haben, absurd, wenn die Herren Abgeordneten ihr Votum für irgend eine Vorlage verweigern zu dürfen meinen, falls in ihr nicht alle besondern Herzenswünsche ihrer Wähler aufgeführt und mit einem gesetzlichen Versprechen auf Erfüllung abgestempelt werden. Die Regierung hat mit bewundernswerter Geduld und aller denkbaren Bestimmtheit immer wieder versprochen, dem Neubau und der Verbesserung anderweitiger Wasserstraßen und Verkehrswege überhaupt ihre volle Fürsorge zuzuwenden. Sie wird auch nichts dagegen haben und dagegen haben können, daß das Abgeordnetenhaus in einer langen und volltönenden Resolution dieses Versprechen zu Papier bringt. Vielleicht wird sie sich, wenn ihr nur die Mittel zur sofortigen und vollständigen Herstellung des Mittellandkanals bewilligt werden, sogar darüber hinwegzusetzen wissen, daß parlamentarischer Unverstand das Papier der preussischen Gesetzsammlung mit einigen Kompensationswünschen verunziert, da die Erfüllung dieser Wünsche doch immer in ihrer Hand liegt. Die Vorgeschichte des Rheineisbalkanals lehrt ja selbst, daß, was im Jahre 1886 im Prinzip gesetzlich beschlossen wurde, heute vom Abgeordneten abgelehnt wird. Es lohnt deshalb kaum noch, auf die einzelnen Kompensationsforderungen einzugehen. Um so mehr ist die Thatsache der hartnäckigen Opposition an sich und ihre wirkliche, allgemeine Ursache der Beachtung wert.

Die selten völlig klar werdenden Gedanken und Ziele des Zentrums sind natürlich auch bei dem Antrag auf Zurückverweisung der Vorlage an die Kommission nicht unzweideutig ausgesprochen worden. Wollten die Herren Ultramontanen, bevor sie den Kanal bewilligen, die Gemeindevahlrechtsreform beschlossen sehen, von der sie in einigen rheinischen Orten eine Verstärkung der klerikalen Einflüsse in der Gemeindeverwaltung hoffen dürfen, so hat die Regierung bekanntlich nichts dagegen. Und wir meinen, mit Recht. Es geht nicht an, deshalb eine allgemein als nötig anerkannte Wahlreform zu unterlassen. Man sollte endlich in Preußen wie im Reich dem Irrtum entsagen, durch kleinliche, chikanös aussehende Präventivmaßregeln die Macht des Ultramontanismus brechen oder eindämmen zu können. Die in Anbetracht der politischen und patriotischen Gesinnung der großen Mehrzahl auch der guten Katholiken im Reich ganz unerträgliche und außerdem von Jahr zu Jahr verhängnisvoller und beschämender werdende Stellung des Zentrums als „herrschender“ Partei wird dadurch nicht erschüttert. Nur eine wirklich liberale, entschieden freiheitliche Kirchenpolitik im Reich und namentlich in Preußen wird mit der Zeit zu einer Zerlegung des Zentrums führen. Vielleicht wäre die Zulassung der Jesuiten das beste Mittel. Man sollte diese Todsalbe je eher, je lieber zur Anwendung bringen. Das Spiel, wie es jetzt im Gange ist, wo sich Regierung und Zentrum in Liebeshwürdigkeiten gegen einander ergehen, um sich die Vorhand zu sichern, kann doch nicht mehr lange fortgesetzt werden.

Das wichtigste in der Behandlung der Kanalvorlage ist und bleibt die konservative Opposition. Die preussischen Konservativen legen es thatsächlich geradezu darauf an, der Krone endgiltig die Augen darüber zu öffnen, daß sie nicht von wirklich konservativer, ehrlich monarchischer Gesinnung besetzt sind, sondern vielmehr von der in praxi durchaus antimonarchischen Tendenz des altpreussischen Junker-

Dulbung der reaktionären Tendenzen unter den obern Beamten in weitgehendem Maße daran Schuld, daß der Liberalismus in Preußen teils zu völliger Impotenz teils zur extremen Demokratie ausgeartet ist, wie die Vorgänge in der Gemeindeverwaltung der Reichshauptstadt nur zu deutlich beweisen.

Der Mittelstandanal wird kommen. Traurig wäre es, wenn er durch eine neue Demütigung der Krone vor den Junkern erkaufte werden sollte. Aber auch wenn das geschähe, werden wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß ihr Träger, getreu den Traditionen seines Geschlechts, den Kampf für die Zukunft des Gesamt Vaterlands gegen die Junker aufnehmen und zum siegreichen Ende führen wird. Alle gut konservativen Deutschen in Preußen und im Reiche werden dabei zu ihm halten.

β

Der Nebenerwerb in der Landwirtschaft. In Nr. 20 der Grenzboten ist bei der Besprechung der immerhin nicht geringen Bedeutung, die die nur nebenher in der Landwirtschaft thätigen Arbeitskräfte für diesen auch in Deutschland noch wichtigsten und größten Berufsweig haben, schon kurz gegen die Verwertung der landwirtschaftlichen Nebenerwerbszahlen in extrem agrarischem Sinne, wie sie G. von Mayr in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 19. April d. J. für zulässig gehalten hat, Verwahrung eingelegt worden. Da jetzt aber, wie zu erwarten war, die Irrtümer dieses namhaften und sonst verdienstvollen Statistikers in gewissen Parteiblättern gegen den Sinn und Wert der Ergebnisse der deutschen Berufszählung vom 14. Juni 1895 ausgespielt werden, ist es nötig, mit einigen Worten auf die Sache zurückzukommen.

Es ist in Nr. 20 schon auf die in der Natur der Sache liegende Unzuverlässigkeit der Nebenerwerbszahlen aufmerksam gemacht worden. Auch das Kaiserliche Statistische Amt hat in dem inzwischen erschienenen erläuternden Textbände über die Berufszählungsergebnisse diesen Mangel offen zugegeben und hinreichend begründet. Es hat dabei aber ausdrücklich bemerkt, daß der Nebenerwerb in der Landwirtschaft ausgiebiger erfaßt worden sei als der in Industrie, Handel und Verkehr. Wenn man die Nebenerwerbszahlen dieser drei Berufsweige einander nun ohne weiteres als vergleichbar gegenüberstellt, so schneidet die Landwirtschaft zu gut ab, Industrie und Handel aber kommen zu kurz. Die genauere Erfassung des landwirtschaftlichen Nebenerwerbs erklärt sich schon daraus, daß er in den meisten Fällen in Gestalt eines eignen oder gepachteten Ackerstücks offenkundig zu Tage liegt.

Herr von Mayr behauptet nun aber gerade im Gegenteil, erstens und unbegreiflicherweise, daß die „Frage des Nebenerwerbs“ beim Vergleich von Landwirtschaft und Industrie in Bezug auf die in ihnen thätigen Personen „viel wichtiger“ sei als die Frage des Hauptberufs, und zweitens, daß die Landwirtschaft in der Berufsstatistik zu kurz komme. Er will nicht die Hauptberufszahlen, nach denen 1895 die Landwirtschaft 37,5 Prozent aller erwerbsthätigen Personen und die Industrie 37,4 Prozent beschäftigte, vergleichen lassen, sondern die Summe aller in jedem Berufsweige gezählten Haupt- und Nebenerwerbsfälle, wobei sich die Anteilzahlen der Landwirtschaft auf 42,9 Prozent, die der Industrie auf 31,9 Prozent stellten.

Es sind 1895 gezählt worden:

in der	Hauptberufsfälle	Nebenerwerbsfälle	Zusammen
Landwirtschaft . . .	8292692	3648237	11940929
Industrie . . .	8281220	619386	8900606
Handel . . .	2338511	569877	2908388

Holdings bis zu $\frac{1}{4}$ Acre herab nur 550 000 betrug. Das ist doch aber nicht als eine Zunahme der Bedeutung der Landwirtschaft im Sinne des Herrn von Mayr zu betrachten. Diese kleinen Ackerplätze von Industri- und andern Arbeitern sind auch in Deutschland bei einem Vergleich der numerischen Stärke der landwirtschaftlichen und der industriellen Berufsbevölkerung nicht für die Landwirtschaft in die Waagschale zu werfen, sondern einfach beiseite zu lassen.

Wenn überhaupt eine solche Rechnerei im Ernst einen Sinn hätte, könnte Herr von Mayr noch nicht einmal eine Million vollwichtiger Nebenberufsfälle der Landwirtschaft gut schreiben. Aber dann müßte er füglich auch die mehr als 600 000 Fälle, in denen Landwirte einen Teil ihrer Arbeitskraft einem Nebenberuf in Industrie und Handel widmen, um besser oder überhaupt leben zu können, wieder noch abschreiben. Von der ganzen Wichtigkeit bliebe ein Nichts übrig.

Die Landwirtschaft ist in Deutschland nicht nur ein wichtiger, blühender Erwerbszweig, sondern auch der am stärksten besetzte von allen. Das kann gar keine Streitfrage sein und ist keine. Sie wird nur gestellt, um zu verwirren. Das gilt auch in diesem Falle, wenn auch Herr von Mayr die Verwirrung bona fide angerichtet haben mag. Die durch die Berufszählung von 1895 nachgewiesene, gleichsam epochemachende Thatsache ist dagegen die, daß die Landwirtschaft — im Haupt- wie im Nebenberuf — stehn geblieben ist, während Industrie und Handel ihr Personal in beispiellosem Grade gegen 1882 vermehrt haben, so sehr, daß das Deutsche Reich 1895 schon dem ersten Industrie- und Handelsstaat der Welt, Großbritannien, fast gleich kam. Die Bedeutung dieser Thatsache wollen wir nicht verdunkeln lassen. Auf ihre volle Würdigung kommt es bei der Gestaltung der Handelspolitik des Reichs zunächst an. ß

Zur Feuerbestattung. Endlich ist einmal die Frage der Feuerbestattung in einer unsrer Zeit entsprechenden Weise angefaßt worden. Die Hauptversammlung des Evangelischen Pfarvereins Württembergs hat beschlossen, an die Oberkirchenbehörde die Bitte zu richten, sie möge erlauben, daß sich die Geistlichen bei Feuerbestattungen öffentlich beteiligten. Nirgends in der Heiligen Schrift findet sich eine Stelle, wie von Geistlichen auf dieser Versammlung ausgeführt wurde, die ein förmliches Gebot enthielte, was mit der Hülle des Menschen nach dessen Hinscheiden geschehen solle. Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend einer ähnlichen Bewegung, als die Begräbnisstätten aus den Wohnorten hinaus gelegt werden sollten. Damals erklärte man es für unchristlich, die Toten anderwärts als auf dem Kirchhofe, der, wie der Name besagt, unmittelbar an der Kirche, also mitten im Dorfe oder in der Stadt lag, zu begraben. Ich habe es selbst erlebt, beim Besuche eines Kirchhofs im Sommer, daß man dort einen Velchengeruch einzuatmen hatte, wie ich ihn nur noch auf Schlachtfeldern gefunden habe. Endlich siegte denn auch die Ansicht der Ärzte, und man verlegte die Friedhöfe außerhalb der Wohnorte. Nun aber nimmt unsre Bevölkerung, namentlich die der großen Städte, in einem Grade zu, daß man den schädlichen Einfluß der Ausdünstung einer daraus folgenden Anhäufung von Leichen, selbst außerhalb der Städte, kaum mehr leugnen kann und deshalb an eine andre Art der Bestattung denken muß. Nichts kann da gründlicher abhelfen als die Feuerbestattung. Es ist unerfindlich, wie gerade die Vertreter des strengchristlichen Glaubens daran Anstoß nehmen können. Man führt den Glauben an die Auferstehung des Fleisches an. Sollte es Gott, der uns nach diesem Glaubenssage mit unserm Leibe wieder auferstehn lassen wird, nicht möglich

In der Kirche; nicht am Mangel an jener Freiheit für die Kirche, die die Röm-linge fordern, damit die Kirche die Freiheit in ihr recht sicher niederhalten könne. Solange diese Freiheit in der Kirche immer noch »genommen« werden muß, statt daß sie »gegeben« sein sollte, solange wird ihre Einung mit dem gesamtprotestantischen Geistesleben nicht vollzogen, und sie gehn aus einander oder gar gegen einander: religiöser und weltlicher Protestantismus.“

Das ist eben das Unglück und die beschämende Rückständigkeit im altpreussischen Protestantismus, daß heute, hundert Jahre nach Friedrich dem Großen, hundert Jahre nach Schleiermacher, in ihm die Freiheit zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit nicht „gegeben“ ist, sondern daß sie „genommen“ werden muß auf die Gefahr hin, nach dem mit Kirchengesetzskraft ausgestatteten Buchstaben des starren orthodoxen Dogmas dem Kezengericht zu verfallen, wenn nicht gerade ein friedliebendes Kirchenregiment es für gut hält, ein Auge zuzubrüden und sich dem Drängen der evangelischen Inquisition, die Brief und Siegel in der Hand hat, einige Zeit zu entziehen.

Da ist es wahrhaftig am Platze, Schleiermachers Geist zu zittern, um den Gebildeten unter den Verächtern der Religion die Augen darüber zu öffnen, was sie mit ihrer Gedankenlosigkeit und Heuchelei anrichten. Vor hundert Jahren dachten die Berliner und die altpreussischen Gebildeten um nichts freier in religiösen Dingen als heute, aber sie heuchelten auch nicht den hundertsten Teil so wie heute.

Möge das kleine Buch Schleiermachers Lehre und Wirken allen gebildeten Protestanten vergegenwärtigen. Wer es mit dem Wunsch, die Wahrheit zu finden, in die Hand nimmt, wird es sicher nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Aber werden die Berliner obern Zehntausend heute überhaupt ein Buch über Schleiermacher in die Hand nehmen? Ist es nicht viel bequemer, sich der Kirche fern zu halten, soweit es geht, als in ihr für die evangelische Wahrheit einzutreten? Und wenn man schon einmal der Verührung mit der Kirche nicht ausweichen kann im Interesse der amtlichen und gesellschaftlichen Stellung, ist es da nicht zweckmäßiger, noch weiter und noch nachdrücklicher zu lügen und zu heucheln? Wer das protestantische Berlin kennt, wird nicht allzu zuversichtlich sein. Aber das sei auch heute wiederholt: „Daß der preussische Protestantismus so zum Gespött für die Katholiken werden muß und für die sozialdemokratischen Arbeiter zum Gegenstand der Verachtung, darüber sollte man sich endlich klar werden.“



genannten Hausväter, im übrigen die politischen Gemeinden ihre Volksschulen zu unterhalten, und nur bei nachgewiesenem Unvermögen tritt der Staat helfend ein; so war es bis zur Verfassungsurkunde von 1850, so will es diese. Erst in der neuern Zeit hat sich der Staat herbeigelassen, zu den Lehrerbefoldungen bestimmte, gesetzlich festgelegte Beiträge zu gewähren, ebenso zu den Ruhegehalten usw., ohne aber dadurch den Schulunterhaltungspflichtigen eine fühlbare Erleichterung geschafft zu haben. Denn Hand in Hand mit diesen Staatsleistungen ging die Aufhebung des Schulgeldes und die Erhöhung der Lehrerbefoldungen. Der Rechtszustand, der in der Hauptsache auf dem Allgemeinen Landrechte beruht, war in früherer Zeit erträglich, so lange im großen und ganzen die Verhältnisse der einzelnen Schulen jahrzehntelang gleich waren, wo die Gemeinden in ihren Schulen die in ihren Grenzen gebornen Kinder sahen, die auch später in der Gemeinde blieben. Seit der Einführung der Freizügigkeit, der Lockerung der Sesshaftigkeit der Landbewohner, seit der modernen Entwicklung des Verkehrs, dem Aufschwung der Industrie usw. ist eine Beweglichkeit in die Verhältnisse der Schulverbände gekommen, die jeder Voraussicht spottet: es braucht ja z. B. nur in einer Nachbargemeinde eine große Fabrik zu entstehen, so siedeln sich häufig in einer Gemeinde zahlreiche jüngere Familien an, deren Kinderreichtum die Schule auf das Vielfache der Kinder-, der Klassen- und Lehrerzahl bringt, ohne die Steuerkraft irgend zu verstärken; ohne daß der Fabrikherr, der das Zustromen der Kinder veranlaßt hat, der den Vorteil des Arbeiterzuzugs hat, irgend einen Beitrag an die belastete Gemeinde zu zahlen hat. Da ist es natürlich, daß jede Verbesserung der Schuleinrichtungen den größten Widerstand findet.

Die Notlage ist von der Staatsregierung, von allen politischen Parteien des Landtags anerkannt worden, aber man streitet sich um den Weg zur Abhilfe: dort will man eine Neuregelung der Unterhaltungspflicht nur zugleich mit einer gesetzlichen Festlegung der innern Schulfragen, des konfessionellen Charakters der Schule, des Maßes der Mitwirkung der Kirche usw., d. h. der Fragen, über die nach den Erfahrungen der letzten Jahre eine Einigung der gesetzgebenden Mächte kaum zu erreichen ist; hier will man nur die äußern Beziehungen, wie z. B. die Heranziehung der Gutsherren, das Maß der Belastung der Schulgemeinde, die Bedingungen, unter denen der Staat einzutreten hat, festlegen, man will an die Stelle der „Schulsozialitäten,“ d. h. der Gesamtheit der Hausväter, die politische Gemeinde setzen, man will aber die großen und an sich tief einschneidenden innern Fragen, die heute nach allgemeinem Zugeständnis im Verwaltungswege im großen Ganzen glücklich geregelt sind, beiseite lassen. Von beiden Seiten wird behauptet, man wolle nur das Beste und nichts Unerreichbares; auf beiden Seiten beruft man sich auf die Verfassung. Diese sagt zwar im Artikel 26: Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen. Aber die Unmöglichkeit, das zu thun, in einem

einem längern Aufsatz über die Kosten der Volksschule in Preußen im Schmollerschen Jahrbuch für Gesetzgebung usw. von 1898, Heft 4, Seite 251 ff. ist dargethan worden, wie die Schule in den deutschen Ländern seit den Tagen der Reformation keineswegs durch die Kirche, sondern von der weltlichen Obrigkeit ins Leben gerufen worden ist und nichts Weniger war oder sein sollte als ein integrierender Teil der spezifisch kirchlichen Einrichtungen. Die Reformation gab auf dem Gebiete des Bildungswesens manche Anregung, aber „die Reformatoren, voran Luther, betonten von vornherein, daß es eine heilige Pflicht der weltlichen Obrigkeit sei, sich des stillos gefunkteten, ungebildeten und unwissenden hilflosen Volkes anzunehmen und es in ähnlicher Weise und mit gleicher Berechtigung wie zum Kriegsdienste auch zu der mit weltlichen Mitteln zu unterhaltenden Schule heranzuziehen.“ Nachdem die in jenen Tagen entstandnen Schulen im Dreißigjährigen Kriege wieder zu Grunde gegangen waren, nahmen sich im siebzehnten Jahrhundert die absoluten Fürsten von neuem der Volksschule an, in Preußen namentlich der Große Kurfürst und später Friedrich Wilhelm I. Zwar wurden damals die Schulen an die Klosterteile angeschlossen und die Aufsicht den Geistlichen übertragen, aber damit wurden lediglich von Landeshoheits wegen den Käufern und Geistlichen als Staatsunterthanen neue Pflichten auferlegt, die mit den kirchlichen Ämtern als solchen nichts gemein hatten. Die Unterhaltung der Schule wurde den lokalen Organen: den Städten, den Gutsherren usw. in derselben Weise gewissermaßen in Selbstverwaltung gegeben, wie die meisten andern Aufgaben, die der Landesherr der Staatsverwaltung, „dem gemeinsamen Wesen“ stellte, bei dem Mangel unmittelbarer staatlicher, „herrschaftlicher“ Lokalbehörden und bereiter Staatsmittel den lokalen Organen als staatliche Last aufgebürdet werden mußten.

Es beruht also die Verbindung der Volksschule mit den Gemeinden lediglich auf zufälligen äußern Umständen, nicht aber auf innerer sachlicher Notwendigkeit oder einer besondern sozialpolitischen Absicht und Meinung. Der schon von den Reformatoren betonte Gedanke von der Gleichartigkeit der Schul- und Wehrpflicht ist in der That nicht abzuweisen. Und warum sollte es Staatsaufgabe sein, für den höhern Unterricht zu sorgen und dessen Kosten zu tragen, aber staatswidrig, die Volksschule zu unterhalten? In immer steigendem Maße hat denn auch der preußische Staat seine Mittel der Volksschule zugewandt, wie er von jeher eine strenge Aufsicht geübt und für den Unterricht eingehende Vorschriften aufgestellt hat, tatsächlich, wenn auch nicht überall der Form, so doch durchweg der Sache nach die Lehrer anstellt, kurz im wesentlichen alleiniger Herr und Gebieter der Schule ist. Die Gemeinden und Schulvorstände haben ja im wesentlichen nur das Recht und die Pflicht, die Unterhaltungskosten aufzubringen, ihr Einfluß auf die innere Einrichtung der Schule, auf die Erziehung u. a. ist äußerst gering.

ebenjowohl bürokratische Einseitigkeiten hintangehalten werden, wie Konflikte zwischen staatlichen und kirchlichen, weltlichen und geistlichen Bestrebungen in kollegialischem Zusammenarbeiten in der Regel ausgeglichen werden würden.

Ähnlich, wie wir es hier befürworten, haben sich die Dinge in Frankreich entwickelt. Auch dort waren ursprünglich die Gemeinden allein Träger der Volksschullasten, später traten die Departements und bei weiterm Anwachsen der Auf- und Ausgaben der Staat hinzu; heute trägt der Staat die Kosten und erhebt dazu nur einen verhältnismäßig kleinen Beitrag von den Gemeinden nach Maßgabe der Staatssteuern. Die Gesamtkosten der französischen Volksschule beliefen sich 1855 auf 29½ Millionen Franken, wovon die Gemeinden 19, die Departements 5½, der Staat 5 Millionen trugen; 1882 beliefen sie sich auf 186½ Millionen, und davon trug der Staat nicht weniger als 126 Millionen, der Rest lag, nach Freilassung der Departements, den Gemeinden ob und betrug 8 Prozent (centimes additionels) der Staatssteuern. Daneben trugen die Gemeinden noch die sachlichen Ausgaben. Die Belastung der Gemeinden mit den sachlichen Kosten, d. h. den Kosten für Beschaffung der Schulsäle, ihrer Einrichtung, Heizung, Reinigung, für die nötigen Lehrmittel wie Landkarten, Wandtafeln, Kreide, Tinte usw. widerspricht nach unsern Darlegungen dem Grundsatz der Gerechtigkeit, aber man würde sich, wenn man vor der Übernahme aller Kosten auf die Staatskasse zurückschreckt, allenfalls vorläufig damit befremden können, wenn die Pflicht des Staates bestehn bliebe, in besondern Fällen helfend einzutreten. Die sachlichen Kosten betragen in Preußen im ganzen etwa ein Viertel der sämtlichen Kosten. Diese aber beliefen sich 1871 auf 55½, 1878 auf 100¾ und 1891 auf 146¼ Millionen. Davon trug der Staat 1871 etwa 2⅔, 1878 etwa 12⅓ und 1891 etwa 46½ Millionen oder 1871 = 5½, 1878 = 12⅓ und 1891 = 31⅕ Prozent. In neuerer Zeit sind die Gesamtkosten und zugleich der prozentuale Anteil des Staates noch wesentlich gestiegen. Jede weitre Verbesserung muß ja sozusagen mit Notwendigkeit vom Staate getragen werden, denn die Gemeinden sind im großen und ganzen an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, oder sie haben andre, immer mehr Geld erfordernde wirtschaftliche und kommunale Aufgaben zu erfüllen.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß in Frankreich die Verstaatlichung der Volksschule nicht ohne große Nachteile durchgeführt ist. Das ist aber nicht verursacht worden durch die Befreiung der Gemeinden von den Schullasten, sondern durch die Beseitigung des Einflusses der Kirche und die Ersetzung der Religionslehre durch einen farblosen Moralunterricht und durch die Zentralisierung der Verwaltung. Von dem allen ist, wie wir oben ausgeführt haben, in Preußen keine Rede. Die Verstaatlichung der Schulunterhaltung ist bei uns ohne Schädigung der Schule und ihrer Erziehung möglich, und sie ist eine Forderung der Gerechtigkeit. Mag die Zeit für dieses Ideal noch nicht reif sein, immerhin sollen wir dem Ziele nachstreben, das unsre Entel gewiß erreichen werden, je

einundzwanzigsten Lebensjahres, die ja schon das alte römische Recht als die des Kindes, des Unmündigen und des Minderjährigen unterschied, besonders behandelt. Auch im neuen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch ist die Dreiteilung enthalten im Gegensatz zu den jetzigen Sonderrechten einzelner Staaten, die die Nichtvolljährigen nur nach Minderjährigkeit und Unmündigkeit (bis zum vierzehnten Lebensjahre) unterscheiden. Zu bemerken ist jedenfalls, daß diese beiden letzten im gewöhnlichen Sprachgebrauch meist als gleichbedeutend angesehenen Bezeichnungen im rechtlichen Gebrauch auseinander zu halten sind.

Im Strafrecht dagegen finden wir, was Deutschland anbetrifft, nur die Stufe des vollendeten zwölften Lebensjahres als den Anfang strafrechtlicher Zumessung und Verfolgbarkeit überhaupt und die des vollendeten achtzehnten als den Anfang der vollen Verantwortlichkeit, so daß das Lebensalter vom vollendeten zwölften bis zum achtzehnten Jahre das Gebiet einer besondern Strafrechtspflege und Strafvollziehung ist, das mit einem kurzen technischen Ausdruck dahin bezeichnet zu werden pflegt, daß es sich hier um die Straftaten „Jugendlicher“ handle. (Die Bezeichnung „Jugendlicher Verbrecher“ würde nicht zutreffend sein, da sich das besondere Strafrecht auf alle drei allgemeinen Kategorien der Straftaten überhaupt: Verbrechen, Vergehen und Übertretungen bezieht.) Hierzu tritt dann noch als eine besondere Stufe für das Verfahren im bürgerlichen Rechtsstreit und für das Strafverfahren die praktisch so wichtige Stufe des sechzehnten Lebensjahres als der Beginn der sogenannten Eidesmündigkeit.

Schon seit längerer Zeit hat sich nun in wissenschaftlichen Kreisen, die besonders in der internationalen kriminalistischen Vereinigung vertreten sind, das Bestreben gezeigt, auf die Gesetzgebung dahin einzuwirken, daß die beiden zuerst erwähnten Gebiete mehr in Einklang mit einander gebracht würden. Am stärksten und allgemeinsten zeigt sich diese Bestrebung darin, die strafrechtliche Verantwortlichkeit auf das vierzehnte (statt das zwölfte) Lebensjahr zu verschieben, also dahin: den Beginn der Strafmündigkeit entsprechend der Grenze der zivilrechtlichen Unmündigkeit festzusetzen. Daneben geht dann noch eine an Zahl ihrer Vertreter schwächere radikalere Richtung dahin, auch die Grenze für die gesonderte Behandlung der Straftaten der „Jugendlichen“ vom achtzehnten bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre — entsprechend dem Anfangstermin der zivilrechtlichen Volljährigkeit — hinauszurücken. Wenn man erwägt, wie sehr die öffentliche Meinung gerade in den letzten Jahren durch Mord- und andre Gewaltthaten von manchen selbst unter achtzehn bis zwanzig Jahren stehenden Burschen erregt worden ist, und wie sehr sich die Meinung geltend gemacht hat, daß es der heranwachsenden Jugend unsrer Tage in erschreckender Weise an der Achtung vor Gesetz und Autorität fehle, so wird man zunächst finden, daß diese radikalere Richtung der öffentlichen Meinung gegenüber einen schweren Stand haben wird. Dies umso mehr, als

So wird durch diese Gesetze dafür gesorgt, daß es den vorhandenen Besserungs- und Rettungsanstalten nicht an Zöglingen fehle. Und in der That dürfte auch in ihnen ein geeigneterer Ort für junge Übelthäter zu sehen sein, als das dem Hauptzweck der Strafe und nicht dem der Erziehung unterzuordnende staatliche Gefängnis! Wenn auch der Anfangstermin der Zulässigkeit dieses, nicht durch den Straf-, sondern den Vormundschaftsrichter zu führenden Verfahrens wie jetzt in Preußen das vollendete sechste Lebensjahr bliebe, so müßte doch ihr Endtermin bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahre hinausgerückt werden.

Die eine Bestrebung will nun den Anfangspunkt der strafrechtlichen Verantwortlichkeit überhaupt nach unten hin später ansetzen, also verkürzen; die andre den Endtermin der noch nicht vollen Strafmündigkeit weiter nach oben hin, vom achtzehnten auf das einundzwanzigste Lebensjahr hinausrücken. Gerade diese letzte Richtung, die wir die radikalere nannten, nicht aber die erste, hat Anerkennung und gesetzliche Wirksamkeit erhalten in dem Strafgesetzbuche, das dem Datum nach das jüngste unter den europäischen ist, und das den wohlbegründeten Anspruch erheben darf, auf der Höhe der neuesten Forschungen unsrer Wissenschaft zu stehen: dem italienischen vom 30. Juli 1889, mit Geltung vom 1. Januar 1890.

Man könnte ja von vornherein geneigt sein, anzunehmen, daß bei der unzweifelhaft im südlichen Klima früher eintretenden Geschlechtsreife die Termine allgemein früher angenommen werden müßten, und z. B. der Anfangstermin der Verantwortlichkeit überhaupt vom zwölften Jahre etwa schon unserm deutschen vom vierzehnten Jahre entsprechen würde. Aber dieser Anfangstermin ist in Italien verhältnismäßig viel niedriger: die strafrechtliche Verantwortung beginnt dort schon mit dem zurückgelegten neunten Lebensjahre (Art. 54). Dazu kommt nun aber eine noch viel weiter gehende Bestimmung des Artikels 53 des italienischen Strafgesetzbuchs, die allerdings nur unter der Berücksichtigung dessen richtig verstanden werden kann, was wir vorhin über unsre staatliche Zwangserziehung gesagt haben. Denn sonst könnte man ihn dahin verstehen, daß das neue italienische Strafrecht wenigstens für einige bestimmte Kategorien von Straftaten eine Grenze seiner Anwendbarkeit in dem Lebensalter der Thäter nach unten hin überhaupt nicht finde.

Im Artikel 53 ist zwar gesagt, daß ein gerichtliches Verfahren nicht statfinde (*non si procede*) gegen den Übelthäter, der zur Zeit der That das neunte Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Im zweiten Absatz heißt es dann aber weiter ohne jede Beschränkung im Alter, daß ein solcher, wenn er eine That begangen hat, die vom Gesetz mit *ergastolo* (die auch die Stelle der Todesstrafe vertretende immer lebenslängliche Zwangsarbeit), Zuchthaus oder Gefängnis nicht unter einem Jahre bedroht ist, auf den Antrag der Staatsanwaltschaft von dem Vorsitzenden des Zivilgerichts einer Erziehungs- oder Besserungs-

zehn Jahren) als Vorbedingung für die Verurteilung fordert. Dieses Erfordernis fällt bei den beiden andern Stufen ganz weg; und daraus ergibt sich also, daß die eigentliche bedingte, d. h. vom Richter mit Rücksicht auf jugendliches Alter besonders festzustellende oder auszuschließende subjektive Zurechnung dort überhaupt nur bis zum vierzehnten Lebensjahre angenommen wird, d. h. also nur bis zu dem Zeitpunkte, von dem an die neuere Richtung diese Möglichkeit überhaupt erst anfangen und dann bis zum achtzehnten oder sogar einundzwanzigsten Lebensjahre dauern lassen will!

Schon hieraus dürfte sich ergeben, daß sich die praktische Rechtspflege selbst in ihren humansten Gesetzen (das erwähnte italienische Gesetzbuch hat bekanntlich die Todesstrafe abgeschafft, die also seit 1. Januar 1890 in Italien nicht mehr Gesetz ist) noch nicht hat entschließen können, jenen Bestrebungen noch mehr, als bisher geschehen ist, entgegen zu kommen. In der That erscheint es auch verfehlt, die strafrechtliche Verantwortlichkeit mit demselben Alter wie die zivilrechtliche Geschäftsfähigkeit anfangen zu lassen. Die Erkenntnis des Rechts und Unrechts, das dem Strafgesetz zu Grunde liegt, ist im Kinde durch die Erziehung in einer ganz andern Weise zu wecken und zu schärfen, als dies mit den schwierigen und verwickelten Grundbedingungen und -bestimmungen des bürgerlichen Rechtslebens je möglich wäre. Der Mangel an Unterscheidungsvermögen ist in dieser Hinsicht weniger eine Frage des Alters, als der Erziehung. Die hier allein wirksame Erziehung kann nur darin bestehen, daß man, wie Lombroso in seinem bekannten Werke: „Der Verbrecher“ (S. 133 ff.) mit Recht hervorhebt, eine Reihe von geistigen Reflexbewegungen weckt und pflegt, die geeignet sind, an die Stelle der natürlichen, angeborenen bösen Triebe zu treten. Wo eine derartige Erziehung schon in der Jugend eingewirkt hat, da wird sich auch das Unterscheidungsvermögen früh einstellen. Wo sie dagegen fehlt, und wo dieser Mangel dann die vom Gesetz als Straftaten bezeichneten Handlungen zur Folge hat, da wird es in allen Fällen Sache der Gesamtheit sein, für eine vorbeugende Erziehung Sorge zu tragen.

Daraus ergibt sich nun aber ferner, daß der Schwerpunkt der ganzen Frage über die strafrechtliche Behandlung von Kindern weniger in der Verhängung der Strafe liegt, als in der Art der Vollziehung. Hier trifft nun das deutsche Reichsstrafgesetzbuch zwar eine dürftige und nur allgemein gehaltene, aber den Kernpunkt doch andeutende Bestimmung (§ 57 letzter Absatz): „Die Freiheitsstrafe ist in besonders, zur Verbüßung von Strafen jugendlicher Personen bestimmten Anstalten oder Räumern zu vollziehen.“ Darin liegt nicht nur die Forderung, daß die „jugendlichen“ Strafgefangnen nicht mit den volljährigen zusammen gehalten werden sollen, sondern auch die, daß die Schulpflicht auch für sie weiter gilt, und daß besondere Anstalten für sie dem Zwecke einer besondern Erziehung Rechnung tragen müssen. Allerdings sollen diese Anstalten auch das Merkmal der Strafe nicht vermissen lassen, jedoch so, daß der Erziehungszweck daneben als gleichberechtigt erscheint.

sehr beliebter Kunstgriff unehrlicher Gesellen im Baugewerbe, wenn sie irgend welche „Abfälle“ als „gefunden“ oder „erspart“ verwerten wollen, den Lehrling damit zu dem betreffenden Händler zu schicken. Ist der Händler nun ehrlich und zeigt den Lehrling an, so wird dieser schwerlich der Bestrafung wegen der Teilnahme an dem Diebstahl entgehen können, da er über die Rechtmäßigkeit derartiger Geschäfte nicht im Zweifel sein darf. In solchen Fällen würden ja auch die oben erwähnten Bestrebungen um die Erhöhung des strafmündigen Alters keine Hilfe schaffen. Hier würde vielleicht die sogenannte „bedingte Verurteilung“ als die beste gesetzgeberische Maßregel am Platze sein, die ja auch von der erwähnten Vereinigung angestrebt wird.

Die mangelnde Reife des Willens bei der Jugend bringt uns noch auf ein andres Gebiet, das wir vorhin erwähnt haben, als von dem Einfluß des Alters auf das Prozeßverfahren die Rede war: auf die sogenannte Eidesmündigkeit. Sie beginnt nach dem heutigen deutschen Recht allgemein, im Strafverfahren wie im bürgerlichen Rechtsstreit, mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre. Unter diesem Alter stehende Kinder werden als Zeugen immer „uneidlich“ vernommen, und es hängt vollständig von dem Ermessen des Gerichts ab, ob es dieser Aussage den Wert eines beschworenen Zeugnisses beilegen oder sie als ganz unglaubwürdig einfach beiseite schieben will. Natürlich hängt dies neben der innern Glaubwürdigkeit der Aussage selbst hauptsächlich von dem Eindruck ab, den das als Zeuge auftretende Kind auf die Richter macht. Nun ist aber die Form und die Art der Aussage selbst wie auch das Auftreten des jungen Zeugen in weit höherem Maße, als dies bei Erwachsenen der Fall ist, davon abhängig, wie er vernommen wird; und zwar kann hier ein Einfluß ausgeübt werden, der die verhängnisvollsten Folgen haben kann für den, auf den sich die Aussage dieses „jugendlichen“ Zeugen bezieht. Man denke hier nur an die Verbrechen, die ihrer Natur nach nur gegen Kinder begangen werden, und bei denen das Opfer so oft der einzige Zeuge ist. Welche furchtbare Bedeutung hat hier die vermeintliche Wiedererkennung des Täters, ja oft selbst die Aussage von einem Kinde, das bisher nur gelehrt wurde, das von andern Gedachte nachzusprechen! Eine schwierige Sache für den vernehmenden oder die Verhandlung leitenden Richter ist hier schon die Frage der Zulassung oder der Entfernung der den kleinen Zeugen gewöhnlich begleitenden Angehörigen. Werden diese nicht zugelassen, so kann sich dadurch bei dem Kinde die schon vorhandne Schüchternheit bis zum völligen Verstummen steigern. Bleibt der oder die Begleiterin da, so ist die Gefahr vorhanden, daß bestimmte Suggestionen auch hier fortwirken. Der Richter wird hier oft erst versuchsweise ein richtiges Mittelmaß herausfinden müssen; und dasselbe gilt auch von der Befragung selbst. Ist Schüchternheit und Befangenheit vorhanden, so wird sich der Richter erst durch eine allgemeine freundschaftliche Unterhaltung mit dem Kinde in geistige Beziehung zu setzen suchen,

ehe er auf die ihn allein interessierende Thatsache übergeht; allein auch dies kann die Gefahr mit sich führen, daß das Kind dazu verleitet wird, dem freundlichen großen Manne zu Gefallen von dem, was er gern wissen möchte, mehr zu sagen, als es so ganz sicher weiß. Andererseits können ungeschickte Fragen mit schwer verständlichen Ausdrücken die Wirkung haben, daß das Kind den Kopf verliert und für den Augenblick wenigstens vollständig vergißt, was ihm noch unmittelbar vorher klar bewußt gewesen ist. Und alle diese Schwierigkeiten und Gefahren treten schon auf, selbst wenn überall der freie gute Wille, „nichts als die Wahrheit und die ganze Wahrheit“ (wie sich der Code pénal Napoleons ausdrückt) zu sagen, vollständig vorhanden ist. Wenn man dazu noch erwägt, daß in unserm heutigen Recht das bloße „Lügen vor Gericht,“ wenn es nur nicht beschworen wird, mit keinen Strafen verbunden ist, dann kann man sich nur wundern, daß nicht noch viel häufiger die Fälle vorkommen, wo bewußte Lügen oder leichtsinnige Unwahrhaftigkeit für unschuldig Verdächtige verhängnisvoll werden. Natürlich ist hier nicht das „Zeugnen“ eines Angeschuldigten gemeint, das nach dem heutigen Strafrecht eben sein Recht ist und unverkürzt bleiben soll; aber die bei vielen Personen, die zwar als Zeugen vernommen werden, aber nicht vereidigt werden können, immer dringlicher hervortretende Notwendigkeit, auch wegen wirklich falscher Aussagen Strafen verhängen zu können, verlangt doch eine Änderung der Gesetzgebung, die sich auch auf die Bestrafung junger, also nicht eideschwörender, lügenerischer Zeugen erstrecken müßte.



Rousseaus Einfluß auf die französische Revolution und die Sozialdemokratie

Don Albert Chalybäus



Wenn Lombroso in seiner „Naturgeschichte des Verbrechers“ von Rousseau behauptet, daß er etwas von einem Diebe und einem Bagabunden an sich gehabt habe, so erscheint dieses Urteil zunächst sehr hart; es erweist sich aber doch als durchaus zutreffend, wenn man sein Leben und seine Werke genauer betrachtet. Denn nicht nur, daß er, man kann fast sagen, unstill von einem Ort zum andern aus eigenem Antrieb oder durch eigne Schuld wanderte, so hat er auch in seinen literarischen Arbeiten wenig eigne, neue Ideen zu Tage gefördert. Vielmehr hat er diese zum größten Teil von andern Denkern entlehnt, z. B. den größten

Teil seiner pädagogischen Theorien von Locke, dem bekannten englischen Empiriker. Trotzdem haben sie doch auf die Entwicklung der Pädagogik und der Staatswissenschaften einen gewaltigen Einfluß ausgeübt, zumal seine beiden Hauptschriften *Emile* und *Du contrat social*. Die Wirkungen, die insbesondere durch die letzte Schrift hervorgerufen worden sind, sind zum erstenmale deutlich zu Tage getreten in der folgen schwereren großen französischen Revolution. Denn in ihr suchte man die Ideen, die Rousseau darin entwickelt hatte, zu verwirklichen, nachdem sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit im französischen Volke verbreitet hatten und, man kann sagen, Gemeingut fast aller Franzosen geworden waren. Hat doch z. B. Marat, der später so gefeierte und gefürchtete Held der Revolution, im Jahre 1788 Rousseaus *Du contrat social* auf der Promenade zu Paris unter ungeheuerem und begeistertem Beifall der Menge vorgelesen und erklärt. Mit der Revolution aber sind diese Ideen nicht untergegangen, sondern sie haben fortgelebt bis in die neueste Zeit. Denn der größte Teil, ja man kann wohl sagen alle politischen Schriften der Sozialdemokratie haben ihre Grundgedanken Rousseau entlehnt. Der sozialdemokratische Zukunftsstaat entstammt, mit seinen einzelnen Zügen sogar, dem Bilde, das Rousseau in der genannten Schrift *Du contrat social* zeichnet.

Es sind vor allem drei Stücke, auf die Rousseau den Hauptnachdruck legt: Freiheit, Gleichheit und Souveränität des Volkes. Die Souveränität hat Rousseau am meisten betont; er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß die Freiheit ein unveräußerliches Gut eines jeden Menschen sei. Diese Freiheit sich zu erhalten, ist darum oberste Pflicht, wie es andrerseits unmöglich ist, daß ein Volk seine angeborene Freiheit veräußern und sich der Gewalt eines Herrschers bedingungslos unterwerfen könnte. Eine solche Handlung ist nichtig, d. h. mit andern Worten: ein Volk, das einem absoluten Herrscher gehorchen muß, kann seinen angestammten Herrscher absetzen und sich frei machen, um die einzig berechnete, weil natürliche Form des Staats einzuführen, und das ist die, die auf dem „Gesellschaftsvertrag“ beruht. Was ist nun der Gesellschaftsvertrag? Es ist „der Vertrag aller mit allen, durch den jeder gemeinschaftlich seine Person und seine ganze Kraft unter die oberste Leitung des allgemeinen Willens stellt.“ Der ganze Staat ist so gewissermaßen eine große Genossenschaft, die aus der Gesamtheit aller Bürger besteht, und in die jeder einzelne als Mitglied auf Lebenszeit aufgenommen wird, ohne daß er sich je von ihr trennen oder von ihr getrennt werden kann. Ein solcher Staat hat als Oberhaupt die Gesamtheit aller Bürger und wird durch den Willen des ganzen Volkes geleitet, der durch die Regierung ausgeführt wird. Diese wird vom (ganzen) Volke eingesetzt, um die Freiheit aufrecht zu erhalten und die vom Volke beschlossenen Gesetze durchzuführen. Deshalb kann sie auch jederzeit vom Volke wieder abgesetzt werden. Auch die Regierungsform wird vom Volke bestimmt, und sie richtet sich nach der Größe des Staats, sowie nach

der Lage des Landes, dessen Klima, nach der Zahl, dem Temperament, der Beschäftigung und Lebensweise der Bewohner, kurz nach den innern und äußern Verhältnissen. Dem entsprechend wird der Staat entweder demokratisch regiert, oder er ist Monarchie oder Aristokratie. Die Entscheidung über alle Angelegenheiten des Staats liegt in der Hand der Volksversammlung. Diese Versammlungen sollen periodisch an bestimmten Tagen stattfinden, ohne daß dazu besonders eingeladen wird. An ihnen muß das ganze Volk teilnehmen; es kann sich nicht durch Abgeordnete vertreten lassen.

Diese Volkssouveränität Rousseaus ist zum erstenmale in der großen französischen Revolution verwirklicht worden, nachdem Rousseau, was wir mit Dank anerkennen müssen, ihr erst die Bedeutung gegeben hat, die ihr gebührt. Denn wenn heute die Vertreter des Volkes, sei es im Reichstage, sei es in den einzelnen Landtagen, in Wirklichkeit die Gesetze geben, obgleich die Beschlüsse noch der landesherrlichen Bestätigung bedürfen, so haben wir dies als Frucht der politischen Theorien Rousseaus anzusehen. Der ganze Konstitutionalismus, dessen wir uns erfreuen, beruht auf ihnen. Dies ist uns vermittelt durch die große französische Revolution. In ihr spielte die Volkssouveränität die größte Rolle. Rousseau hatte unter „Volk“ die Gesamtheit aller Bürger verstanden, aber dieser Begriff verengerte sich in der Revolution nach und nach immer mehr. Zunächst bezeichneten sich als „Volk“ die Vertreter des dritten Standes, der Bürger, die sich, als Ludwig XVI. 1788 die Stände einberufen hatte, sofort ohne Rücksicht auf den ersten und zweiten Stand, Adel und Geistlichkeit, zur konstituierenden Nationalversammlung erklärten. Damit begann ja die Revolution. Ebenso aber nahmen dann nach einander die Parteien den Namen „Volk“ für sich in Anspruch, die gerade an der Spitze der Bewegung standen: die Girondisten, die Bergpartei, die Jakobiner und schließlich Robespierre selbst. Dabei wollten sie nicht etwa für Vertreter des Volkes, was ja gegen Rousseau gewesen wäre, sondern für das Volk selbst gelten, und folgten auch darin getreu ihres Meisters Lehren, daß sie jeden, der nicht ihr Gesinnungsgenosse war, nicht nur aus dem Lande trieben, wie Rousseau fordert, sondern sogar in der Regel an der Laterne oder auf der Guillotine hinhinordneten. Ja schließlich kam es sogar soweit, daß sich die einzelnen Sansculotten als das Volk bezeichneten und in dessen Namen jeden, der nicht an ihren Greuelthaten teilnahm, der sich durch Ansehen, Stellung, Bildung, ja auch nur durch Kleidung und Anstand von ihnen unterschied, seines Vermögens beraubten, auf alle erdenkliche Weise mißhandelten und töteten. Die Beispiele dafür sind zu bekannt, als daß sie wiederholt werden müßten.

Die Sozialdemokratie aber folgt hierin getreulich den Fußstapfen der von ihr bewunderten Revolutionshelden. In den sozialdemokratischen Zeitungen, Wahlprogrammen, Reden usw. wird beständig im Namen des „Volkes“ gefordert, was die Partei fordert. Deren Führer und Herrscher reden, drohen,

handeln im Namen des „Volkes.“ Alle andern, die nicht Sozialdemokraten sind, gelten als Feinde des „Volkes“ und würden dieselbe Behandlung erfahren wie die Feinde der Revolution, wenn jene einmal zur Herrschaft kommen sollten. Dieses „Volk“ nun der Revolution übt auch durchaus die Rechte aus, die Rousseau dem Volke als Oberhaupt des Staates zuschreibt. Die Obrigkeiten wie alle Behörden, den König inbegriffen, werden als Diener des „Volkes,“ d. h. der Revolutionäre oder vielmehr der gerade herrschenden Partei betrachtet und können nach Belieben abgesetzt werden. Dies geschieht denn auch bald nach dem Beginn der Revolution mit den alten Behörden. Es werden neue eingesetzt, die nur aus „Patrioten“ bestehen, die aber auch bei jedem Wechsel der herrschenden Partei von andern ersetzt werden. Da schließlich jeder das Volk in sich selbst sieht, giebt es später in Wahrheit überhaupt keine Behörden, wenigstens keinen Gehorsam gegen diese mehr. Die Gemeindebehörden führen die vom „Volke“ in Paris beschlossenen Gesetze nicht aus, die zur Verfügung der Gemeinden stehende Nationalgarde unterwirft sich nicht deren Anordnungen, die Gardisten leisten den Befehlen ihres Kommandanten nicht Folge, wenigstens können sie alle so handeln, wenn sie wollen. Der König selbst und die Minister, die man beide zunächst noch bestehen läßt, sinken zu bloßen Titularbeamten hinab, die nichts bestimmen können, aber für alles verantwortlich gemacht werden. Sie dürfen nur die Kammerbeschlüsse loben und den Regierungsbehörden zur Ausführung übersenden, bis sie schließlich ganz beseitigt werden. Weiter hat nach Rousseau das Volk die gesetzgebende Gewalt. So werden auch in der Revolution die Gesetze von der herrschenden Versammlung in Paris festgestellt, die ja nach einander von den verschiedensten Parteien gebildet wurde. Doch sind das, was diese in ihren Beratungen beschließt, abgesehen von einigen wirklich guten privatrechtlichen Bestimmungen, nur zum geringsten Teil wirkliche Gesetze, sondern zumeist nur politische und philosophische Phrasen und Beschlüsse über Gütereinziehungen, Hinrichtungen, Schenkungen an Männer, die sich um das „Volk“ verdient gemacht haben.

Ähnlich übt die Sozialdemokratie die Souveränität des Volkes aus. Sie stellt es als Ziel und Aufgabe hin, daß das „Volk,“ d. h. die Sozialdemokratie, die Regierung regiere, sie unter den Willen dieses „Volkes“ bringe, da dieses verlangen könne, daß sein Wille unter allen Umständen zur Geltung komme. Deshalb besteht die Thätigkeit ihrer Vertreter im Reichstage und in den Landtagen zumeist nur darin, allen Vorschlägen der Regierung zu widersprechen und sie abzulehnen, selbst solche Gesetze, die nur der Wohlfahrt des vierten Standes dienen, wie die ganze soziale Gesetzgebung, vor allem aber der Regierung die Mittel zu ihrer Existenz zu versagen. Indem nun auch die Sozialdemokratie die Fürsten als absetzbare Beamte des „Volkes“ betrachtet, billigt sie es durchaus, wenn an diese, mögen sie auch noch so gut und treu auf ihres Volkes Wohlfahrt bedacht sein, Mörder Hand anlegen. Denn wenn

sie auch aus Opportunitätsgründen bisweilen den Zusammenhang mit diesen leugnet, so finden wir sie doch andererseits nur zu oft in sozialdemokratischen Zeitungen, Kalendern, Volkschriften, Neben als Märtyrer verherrlicht, obgleich auch neuerdings eine friedliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung von vielen Seiten in der Partei angebahnt wird. Ferner wurden in der Revolution alle Behörden gewählt, und zwar ziemlich oft, sodaß oft zwei Tage in der Woche durch Wahlgeschäfte in Anspruch genommen waren. Darüber wird man sich nicht wundern, wenn wir hören, daß sogar alle Gemeindebehörden, alle Dorfbeamten, alle Offiziere, Unteroffiziere, ja sogar die Polizisten gewählt wurden, alles ganz nach Rousseaus *Du contrat social*. Daß aber alle Behörden gewählt werden, ist auch das Ziel der Sozialdemokratie, weil sie dann hofft, die Macht in die Hand zu bekommen.

Neben der Souveränität des Volkes ist es die allgemeine Freiheit und Gleichheit, die Rousseau in seiner Schrift *Du contrat social* betont, und die er als Ziel der Gesetzgebung hinstellt. Die Freiheit liegt darin begründet, daß jeder Mensch von Natur frei ist. Deshalb kann auch keiner gezwungen werden, dem „Gesellschaftsvertrage“ beizutreten. Allein eben erst durch diesen erhält der Mensch die wahre Freiheit, indem der Staat den Einzelnen als Glied des Ganzen schützt, während dieser wiederum, wenn es nötig ist, mit seinem Leben für ihn eintreten muß. Er ist dem Staate zum Gehorsam verpflichtet und muß das unbeschränkte Recht auf alles persönliche Eigentum aufgeben, der Einzelne ist nur Nutznießer des Staatseigentums. Indem nun aber alle, die durch den „Gesellschaftsvertrag“ verbunden sind, gleiche Pflichten und dafür auch gleiche Rechte haben, ist die allgemeine Gleichheit hergestellt. Diese kann von seiten des Staates nicht gestört werden, indem etwa einer stärker belastet würde als der andre, weil der allgemeine Wille, d. h. des „Volkes,“ immer nur auf das Beste des Staates abzielt. Im Gegenteil: durch den „Gesellschaftsvertrag“ erhalten nicht nur die Bürger gleiche Rechte, sondern werden auch an Sittlichkeit einander gleich, indem alle ihre Pflichten in gleicher Weise treulich erfüllen. Infolge dieser allgemeinen Freiheit und Gleichheit sollen auch alle Religionen im „Gesellschaftsstaate“ Duldung erfahren, sofern nicht ihre Dogmen den staatsbürgerlichen Pflichten widerstreiten. Um dies beurteilen zu können, muß der Staat gewisse Grundsätze aufstellen, deren Anerkennung er von seinen Bürgern verlangt. Diese Glaubenssätze müssen sich beziehen auf das Dasein einer allmächtigen, weisen, wohlthätigen Gottheit, auf ein zukünftiges Leben, die Belohnung der Gerechten und Bestrafung der Gottlosen, sowie auf die Heiligkeit des „Gesellschaftsvertrags“ und der Gesetze. Wer diese Sätze ablehnt, wird aus dem Staat verwiesen, wer gegen sie handelt, wegen Meineids mit dem Tode bestraft. Darum kann auch keine Religion geduldet werden, die lehrt, daß es außer der Kirche kein Heil giebt. Diese Freiheit und Gleichheit Rousseaus wurde nun in der Revolution in vollkommener

Weise verwirklicht. Alles Eigentum wurde als Staatseigentum betrachtet, worüber das „Volk“ verfügen konnte. Zunächst wurde das Eigentum aller Korporationen, der litterarischen Vereine, der Akademien usw. konfisziert, es wurden alle Besizungen und Kapitalvermögen der Krankenhäuser und Wohltätigkeitsanstalten eingezogen, ebenso wurde auch das ungeheure Vermögen der Geistlichkeit und der Klöster von vier Milliarden Grundeigentum und zweihundert Millionen Jahreseinkünften mit Freuden der Staatskasse einverleibt. Dann wurden die Leibeigenschaft, die Pachtrechte, die Zehnten, die Fronlasten ohne Entschädigung aufgehoben. Schließlich durfte auch der Einzelne nicht mehr frei über sein Vermögen verfügen, er durfte kein Testament machen. Za zuletzt nahm jeder Vagabund das Eigentum des Vermögenden in Besitz, um auch einmal das Leben des Vermögenden zu genießen.

Auch im sozialdemokratischen Zukunftsstaat soll es nur noch Staatseigentum geben: alles Privateigentum ist aufgehoben, und jeder erhält für seine Arbeit seinen Lohn vom Staate. Alle Arbeit steht im Dienste des Staates, und dieser ist der einzige Unternehmer und Handelsherr. Bald ging man in der Revolution noch weiter. Es wurden alle Vorrechte einzelner Personen oder einzelner Stände, der Innungen usw., sogar das Recht der Erstgeburt abgeschafft. Niemand durfte mehr den Adel, ja nicht einmal einen Titel führen, geschweige denn ein Wappen haben. Jeder führte nur noch seinen Familiennamen, und sogar die Anrede monsieur war strengstens verpönt, an ihre Stelle trat die einfache Bezeichnung citoyen. Dann durften die Bäcker nur ein schwarzes Kleinenbrot, „Gleichheitsbrot“ genannt, backen. Die Kinder wurden gemeinsam, in spartanischer Weise erzogen. Sie erhielten dieselbe Nahrung, Kleidung, Erziehung, denselben Unterricht. Man ging sogar damit um, eine Nationaltracht einzuführen. Nicht anders wird es auch im sozialdemokratischen Zukunftsstaate sein, wo gleichfalls alle Kinder gemeinsam und gleich erzogen und unterrichtet werden, wo alle Standesunterschiede schwinden werden, wo die Mode fallen wird, wo alle dieselbe Nahrung aus der Genossenschaftsküche, alle die gleiche Wohnung, dieselben Bildungsmittel erhalten werden, und ähnlich den Revolutionshelden lassen auch die Sozialdemokraten alle Titel und ehrenden Bezeichnungen weg und nennen sich unter einander nur „Genosse.“ Za sogar die Rationalität, die in der französischen Revolution noch blieb, wird schwinden, denn der Sozialdemokrat ist Weltbürger, und die Sozialdemokratie ist international.

Die allgemeine Freiheit begann in der französischen Revolution damit, daß die Leibeigenschaft und die Fronlasten aufgehoben wurden, was gewiß durchaus natürlich und billig war. Aber bald artete die allgemeine Freiheit in Willkür aus. Niemand wollte mehr gehorchen, da doch alle Menschen nach Rousseaus Lehre von Natur frei sind. Die Behörden fanden keinen Gehorsam bei den Unterthanen, alle Dienstverhältnisse lösten sich, selbst die Kinder lehnten

sich mit der Berufung auf ihre angeborene Freiheit gegen die Eltern auf. Von allgemeiner Freiheit wurde viel gesprochen, aber frei war nur das „Volk,“ die „Patrioten,“ alle andern, die Aristokraten, alle höher Stehenden und besser Situierten wurden im höchsten Grade geknechtet und waren der Willkür des Volkes unterworfen, sodaß das Los eines Regersklaven dem ihrigen gegenüber beneidenswert erscheinen mußte. Auch die Religion sollte Rousseaus Grundsätzen gemäß sein und war es auch zunächst. Bald aber, nachdem man die Geistlichen zu Staatsdienern erklärt hatte, die von der politischen Gemeinde, von Katholiken, Evangelischen, Juden zusammen, gewählt wurden, wurden alle, die diesem Kirchengesetze widerstrebten, verfolgt. Alle rechthgläubigen Katholiken wurden dadurch Feinde der Revolution. Die Klöster wurden nun aufgehoben, viele Kirchengüter eingezogen. Bald ging man noch weiter. Nachdem eine Zeit lang aller Glaube an eine Gottheit aufgehoben und die Vernunft als solche verehrt worden war, wurden unter Robespierre die Grundsätze der bürgerlichen Religion, die Rousseau fordert, festgesetzt. Der Nationalkonvent beschloß die Anerkennung eines höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele. Zugleich wurde der Kalender verändert: eine neue Zeitrechnung wurde eingeführt, die von 1792 an zählt; die Monate erhielten neue Namen, die den Naturvorgängen entlehnt wurden; an die Stelle der Woche mit ihren sieben Tagen traten Dekaden, von denen der letzte Tag an Stelle des Sonntags festlich begangen wurde; die christlichen Feste wurden durch Gedenktage der Revolution ersetzt.

Auch hier waren die Revolutionäre eifrige Schüler Rousseaus, dem sie auch darin treulich folgten, daß sie die römische Kirche, die von sich behauptet, daß außer ihr kein Heil sei, blutig verfolgten. Noch weiter gehen die Sozialdemokraten, die auf Grund der allgemeinen Freiheit alle Religion abschaffen wollen. Zwar erklären sie noch, Religion sei Privatsache, doch ist dies nur Agitationsmanöver, um besonders die ländliche Bevölkerung, die zumeist an der Religion noch treu festhält, leichter in ihre Netze ziehen zu können. Im Grunde verwirft die Sozialdemokratie allen Glauben. Alle sozialdemokratischen Zeitungen usw. sind voll von Spott und Hohn über Gott und Religion, sodaß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn sich in einer solchen Zeitung das unumwundne Geständnis findet: „Unfre, der Sozialisten Pflicht ist es, die Ausrottung des Gottesglaubens mit Eifer und Hingebung zu erfüllen, und niemand anders ist des Namens eines Sozialdemokraten würdig, als der, selbst Atheist, der Ausbreitung des Atheismus mit allem Eifer sich widmet.“

Wenn wir uns nun noch einmal vor Augen stellen, zu welchen Greuelthaten und zu welcher Bestialität die Verwirklichung dessen geführt hat, was Rousseau als das Ideal des Guten und Vollkommenen vorschwebte, so zeigt sich, daß der Fehler bei Rousseau darin liegt, daß er bei allen seinen Aufstellungen den Menschen ins Auge faßte, wie er sein soll, aber nicht den

Menschen, wie er wirklich ist. Die auf dieser falschen Voraussetzung aufgebauten Pläne Rousseaus vom Zukunftsstaat, die mit Gewalt in die Massen hineingetragen worden waren und die Köpfe verwirrt hatten, in Verbindung mit den überspannten Theorien, die in der Revolution zur Geltung und Bewirklichung gelangten, bewirkten, daß in dieser alle bösen Geister entjesselt wurden, alle schlimmen Leidenschaften, die im Menschen ruhen, sich bethätigten und in schrankenloser Willkür befriedigt wurden, alle Greuelthaten, die man sich nur denken kann, begangen wurden. Dabei aber zeigten alle diese Helden einen solchen Wahnsinn, solche Verblendung, solchen Taumel der Leidenschaft, solche Verrücktheit, daß ganz Frankreich in der Revolution zu einem großen Tollhaus geworden zu sein scheint. Ähnlich aber würde es werden, wenn der sozialdemokratische Zukunftsstaat einmal verwirklicht werden sollte. Denn auch in der Sozialdemokratie faßt man nur immer den Menschen an sich ins Auge, wie er sein soll, aber nicht, wie er in Wirklichkeit ist, und glaubt durch wirtschaftliche und soziale Reformen oder vielmehr durch Umsturz die geistige und sittliche Vollkommenheit der Menschheit herbeiführen zu können.



Heines Verhältnis zu Wolfgang Menzel



ür die Erforschung der Anfänge und der Entwicklung des „Jungen Deutschlands“ ist eigentlich noch recht wenig gethan worden. Zwar haben uns die letzten Jahre zwei Werke gebracht, die sich als geschichtliche Darstellungen dieser wichtigen Periode des deutschen Geisteslebens ausgeben; aber es läßt sich doch leicht zeigen, daß beide Bücher im Grunde genommen vom Parteistandpunkte aus geschrieben sind. So gipfelt die ziemlich oberflächliche Arbeit von Brandes, der sechste Band der „Hauptströmungen,“ in einer stark rabulistischen Verteidigung Heines, und „Das junge Deutschland“ von Pröhl verherrlicht in weitschweifiger Ausführung seine Helden als eine Art politischer Propheten und Märtyrer, als Vorläufer der spätern politischen Einigung Deutschlands. Bücher wie diese mit ihrer einseitigen Parteinahme zeigen aber, daß gewisse Ideen des Jungen Deutschlands eigentlich heute noch die Geister bewegen, und sie beweisen zugleich, wie außerordentlich schwer es ist, von den Hauptgestalten dieser Periode ein geschichtlich treues und lebenswahres Bild zu erhalten — schon darum, weil uns dieses Bild in grellen Parteifarben überliefert ist. Scheint es in einem litterarischen Kampfe doch das Vorrecht der Sieger zu sein, das Bild ihrer Gegner der Nachwelt so zu überliefern, wie es sich ihnen

in der Hitze des Kampfes formte und wohl auch verzerrte. Denn wer möchte behaupten, daß in großen litterarischen Kämpfen das Recht ausschließlich auf der einen und das Unrecht auf der andern Seite gewesen sei? Und doch, wie lange erschien uns nicht Gottsched so, wie Lessing ihn gesehen hatte; und Nicolais Bild ist vielen heute noch dasselbe, das Herder, Goethe und Schiller in ihren Schriften entwerfen. Erst in unserm Jahrhundert haben wir gelernt, auch einem Gottsched und einem Nicolai die Stelle anzuweisen, die ihnen in der Geschichte der deutschen Litteratur zukommt.

Es ist die Pflicht einer unparteiischen Litteraturgeschichte, auch Wolfgang Menzel in ähnlicher Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, von dem wir in den landläufigen Litteraturgeschichtsbüchern nur das Zerrbild haben, das die Bosheit und der Hohn Heines, Börnes und der übrigen Jungdeutschen von ihm machten. Ich spreche hier nicht von dem alten Menzel, den die wütenden Angriffe seiner Feinde in Extreme trieben, die ich nicht verteidigen möchte; ich meine vielmehr den jungen Menzel, in dem wir den ursprünglichen Führer derselben Gruppe von jungen Schriftstellern zu sehen haben, die ihn später mit Schimpf und Spott überhäufte. Denn es war Menzel, der in seinem Buche „Die deutsche Litteratur“ (1828) aller Unzufriedenheit und Sehnsucht, die in den jungen Geistern jener Tage gährte, den ersten Ausdruck gab. Angeekelt von den politischen Zuständen des Vaterlands, zurückgestoßen von den unwahr-phantastischen Scheinprodukten der Romantik und unzufrieden mit den quietistischen Kunstidealen des alten Goethe, dürstete damals die deutsche Jugend nach wirklichem Leben und forderte dies für die Litteratur. Auf dieses geheime Verlangen und bewußte Streben mußte Menzels Buch wie ein litterarisches Zukunftsprogramm wirken.

Pröhl macht in seinem Werke „Das junge Deutschland“ den Versuch, Börne die eigentliche Führerschaft zuzuschreiben. Zu diesem Zwecke weist Pröhl auf Börnes Aufsatz „Leben und Wissenschaft“ aus dem Jahre 1808 und führt zum weiteren Beweis mehrere Stellen aus Briefen an, die Börne an Cotta richtete, und in denen er vom Plane eines Journals spricht, das zum Organ der neuen Ideen werden sollte. Aber der angeführte Aufsatz von Börne enthält nur Gemeinplätze, die sich von ähnlichen Ergüssen seiner Zeit kaum unterscheiden, und die zitierten Briefe an Cotta blieben unglücklicherweise im Archiv des Cottaschen Verlags liegen, bis Pröhl sie daraus ans Licht brachte. Daß Börne selbst von solcher Führerschaft nichts träumte, sondern auf Menzel als den „kommenden Mann“ sah, dafür bringt Heine in seiner Schrift über Börne ein unfreiwilliges Zeugnis bei, indem er erzählt: „Das Werk von Menzel war eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, daß jemand gekommen sei, der den Mut zeige, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten. Der Respekt, setzte er naiv hinzu, hat mich immer davon abgehalten, dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, der hat Mut, der ist ein ehr-

licher Mann und ein Gelehrter, den müssen Sie kennen lernen, an dem werden wir noch viel Freude erleben, der hat viel Courage, der ist ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter.“

Der beste Beweis für meine Behauptung, daß Menzel als Führer der jungen Schriftstellergruppe anzusehen sei, läßt sich jedoch aus den Schriften dieser Schriftsteller selbst erbringen. Und zwar bezeichnen sie Menzel geradezu als ihren Führer. So schreibt Gutzlow im zweiten Bande seine Vierteljahrschrift „Forum der Litteratur“ 1831: „Menzel hat es zum erstenmale frei ausgesprochen, daß in unsrer sturmbelegten Zeit ein anderer Hauch durch die Saiten wehen muß als künstlicher Blasebalgwind und ein anderer Feuer in uns lodern als ein künstlich angefachtes Zunderfeuer. . . . Wer jetzt in die Saiten greifen will und angehört zu werden beabsichtigt, muß die Vergangenheit in sich aufgehen lassen und mit prophetischem Seherblick uns die Zukunft enträtseln. Und die Wünsche und Hoffnungen vergangner Tage, ihre glorreiche Erfüllung hier und ihr leises Verhallen dort — das alles hat sich in Menzels Brust konzentriert, seine Aufgabe ist, die ideale Konstruktion der Zukunft in die Litteratur allseitig einzuführen, und darum bildet er für die Litteratur den Anfang einer neuen Periode. Noch ringt auch Menzel mit den bösen Geistern der Tiefe, und wir alle werden noch zu kämpfen haben mit den Ungetümen einer trübseligen Vergangenheit. Doch sollen wir auch sinken und untergehen im Kampfe, so werden doch auf unsern Gräbern Blumen blühen, die zum Kranze gewunden ihr dem Sarg des heldenmütigen Vorkämpfers (d. h. Menzels) weihen möget.“ Gutzlow bewahrte sich die Verehrung für Menzel, die aus diesen hochtrabenden Phrasen klingt, auch dann noch, als er längst mit ihm persönlich gebrochen hatte und von seinem anfänglichen Goethehaß zurückgekommen war. So schreibt er im Jahre 1839 über L. Wienberg und dessen „Ästhetische Feldzüge“ ein Buch, das gewöhnlich als das Programm des Jungen Deutschlands gilt: „L. Wienberg war bestimmt, die unmittelbare bessere Fortsetzung W. Menzels zu werden; denn demselben Boden wie dieser entsprossen, dieselben demokratischen Neigungen und Urteile über die Gesellschaft in sich vereinigend, übertraf er ihn dadurch, daß er einen ästhetischen Takt sich erworben hatte, Goethes Genius zu würdigen und das Neue, ohne es auch in seinen Auswüchsen zu billigen, doch selbst in diesen noch zu genießen verstand.“ Da noch im Jahre 1852 schildert Gutzlow in seinem Buche „Aus der Knabenzeit“ mit warmen Worten den Eindruck, den Menzels „Deutsche Litteratur“ auf ihn machte. „Der erste Eindruck, schreibt er, war für mein Jugendgemüt überwältigend. Für jede Form der Dichtkunst, für jede Disziplin der Wissenschaft suchte Menzel die Verbindung mit den teuersten Gütern der Nation herzustellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ständischer Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin.“ Ein ähnliches Bekenntnis über den tiefen Eindruck,

den Menzels Buch auf die junge Generation dieser Tage machte, haben wir von Theodor Mundt. In seiner Zeitschrift „Litterarischer Zodiakus“ schreibt er im Jahre 1835: „In der Emanzipation der deutschen Poesie von der Goethischen Gesinnung, die sich schon lange unbewußt in den strebenden Geistern regte, noch ehe auch ein Wort davon unter uns laut wurde, hat sich Wolfgang Menzel ein litterarhistorisches Verdienst erworben, indem er die Gesinnung einer neuen Zeit zuerst am mutigsten in sich durchfühhlte. Er ist der erste Vorkämpfer der neuern Bewegung, die unternommen wurde, um an alten, hergebrachten Pedanterien des deutschen Wesens niederzureißen.“

Leicht ließen sich noch ähnliche Äußerungen aus den Reihen des „Jungen Deutschlands“ beibringen. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Heine, eine Zeit lang wenigstens, die litterarische Führerschaft Menzels offen anerkannte, ja daß er, wie die übrigen jungen Schriftsteller, von Menzels Buch stark beeinflusst wurde. Es soll die Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Thatsache zu beweisen, die Heine selbst später zu unterdrücken suchte, und die, wohl gerade darum, von seinen panegyrischen Biographen gänzlich übersehen worden ist.

Einen Bericht über die persönlichen Beziehungen Heines zu Menzel findet man in dem Buche von Gustav Karpeles „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen“, Seite 293 ff. Hiernach lernten sie sich in Bonn als Studenten kennen; später trafen sie sich wieder, als Heine im Jahre 1827, mit einem Einführungsbriefe von Börne versehen, auf seiner Reise nach München dem gefürchteten Kritiker in Stuttgart seine Aufwartung machte. Bald nach seinem Besuche war es, daß Heine seine Rezension von Menzels „Deutscher Litteratur“ veröffentlichte und darin Zeugnis ablegte von dem Umschwung, den das Studium dieses Buches in seinen Ansichten hervorgebracht hatte. Er beginnt seine Rezension mit einem Zitat aus Fichte: „Wisse, daß jedes Werk, das da wert war zu erscheinen, sogleich mit seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann, es soll sich erst sein Publikum erziehen und seinen Richterstuhl für sich bilden.“ Heine vergleicht dann das Menzelsche Werk mit Friedrich Schlegels Vorlesungen über Litteratur: „Menzels deutsche Litteratur, sagt er, ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werk von Fr. Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrtums.“ Ist nun dieser hinkende Vergleich bezeichnend genug für das litterarhistorische Urteil des jungen Heine, so merkt er doch, wie Gutzkow, Mundt und Börne, das Neue und Reformatorische in Menzels Ansichten. Er fährt fort: „Wirden aber die Schlegelschen Vorlesungen solchermaßen ein Litteraturepos, so erscheint uns hingegen das Menzelsche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde raten, die Feinde drängen, die Parteien stehn sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr

Nicht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besondrer Vorliebe, und wenn wir etwas vermiffen, fo ift es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausfpricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben wegen des einfachen Umftands, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demfelben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer frühern Periode, dem Schlegelfchen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt als bei einem Buche der jeßigen (!) Gegenwart. Nur fo viel fehen wir, der Mittelpunkt des Menzelschen Buches ift nicht mehr die Idee der Kunst (d. h. der Goethifche Standpunkt), Menzel fucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufaffen."

Es ift der Gedanke einer größern Einheit von Leben und Litteratur, den Heine von Menzel übernimmt. Ein Blick auf Heines kritifche Auslassungen vor und nach feiner Bekanntschaft mit Menzels Buch wird die Wahrheit meiner Behauptung darthun.

Wir haben vom jungen Heine eine Anzahl von Rezensionen, die, wie Goethes Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen und Schillers erste kritifche Versuche, von größtem Werte find für das Studium des werdenden Dichters, indem sie zeigen, wie Theorie und Praxis bei jedem Dichter ungetrennlich zufammengeh'n. Aus Heines kritifchen Versuchen, die bis zum Jahre 1820 zurücdreichen, läßt sich fehen, wie er, bis zu feiner Bekanntschaft mit Menzels Buch, gänzlich von den ästhetischen Theorien seines Lehrers August W. Schlegel abhing. Ja, „die Idee der Kunst, zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Litteraturperiode, die mit dem Erscheinen Goethes anfängt," war auch die Grundidee von Heines litterarifcher Thätigkeit gewesen, bis er von Menzel, dessen Goethehaß er damals völlig teilte, belehrt wurde, daß „die Idee der Kunst erst jezt ihr Ende erreicht habe." In einer Besprechung der Tragödie „Struensee" von Michael Beer macht Heine denn auch gleich von Menzels Gedanken Gebrauch, indem er das „feine Gefühl" des Verfassers preift, „das ihn immer auf das Prinzip der Hauptstreitfragen unsrer Zeit hinleitet." Neun Jahre später freilich fuchte Heine den Einfluß Menzels auf seine eignen Ansichten zu verdecken, ja er ging fo weit, seine Rezension von Menzels Buch lächerlich zu machen. In dem Pamphlet „Vom Denunzianten," einer der gemeinsten und ekelhaftesten Schandschriften in deutscher Sprache, sagt er von dieser Rezension: „Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß bestand darin, daß ich Flöhe unter ein Mikroskop sezte und die Größe derselben den Leuten demonstrierte." Welche böshafte Verdrehung der Wahrheit dies ist, geht aus folgender Stelle eines Briefes hervor, den Heine im Jahre 1828, kurz nach Veröffentlichung der Rezension an Menzel schrieb: „Eine größere Beleidigung ist es, wenn man von einem bedeutenden Geiste nur ein Stücdchen auffaßt. Dies ließ ich mir gegen Sie zu Schulden kommen. Ich

habe in der Rezension der Menzelschen Litteratur nur Formelles besprochen. Von ihrem positiven Wesen, von der Innerlichkeit des Autors, z. B. von seiner Feindschaft gegen die Zeit war nicht die Rede. Diesen Teil der Rezension werde ich nachliefern, und Sie werden eine bessere Meinung von meinem Verständnis Ihrer Werte bekommen."

Es kann nach meiner Meinung kaum einem Zweifel unterliegen, daß Heines Abwendung von den litterarischen Prinzipien der Romantik mit seinem Studium von Menzels „Deutscher Litteratur“ beginnt. Ja noch mehr. Ich hoffe im folgenden zu zeigen, daß Menzels Buch das Vorbild wurde, das Heine in seiner „Romantischen Schule“ nachahmte und teilweise ausschrieb. Die Entstehung dieses Buches, das gewöhnlich als Heines beste Leistung gilt, ist allgemein bekannt. Im Jahre 1832 veröffentlichte er in dem französischen Journal *L'Europe littéraire* eine Reihe von acht Aufsätzen über zeitgenössische deutsche Litteratur, die er sofort auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland“ in Paris erscheinen ließ. Die Eile, mit der er das Buch drucken und nach Deutschland schicken ließ, erklärt sich aus einem Briefe an Heinrich Laube, worin er sagt: „Es war nötig, nach Goethes Tode dem deutschen Publikum eine litterarische Abrechnung zu schicken. Fängt jetzt eine neue Litteratur an, so ist dies Büchlein zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder andre, mußte wohl dergleichen geben.“ Auch wenn man der grenzenlosen Eitelkeit Heines die größten Zugeständnisse macht, läßt sich doch schwer begreifen, wie er das flache Schriftchen, das jetzt der erste Teil der „Romantischen Schule“ ist, für ein litterarisches Zukunftsprogramm halten konnte. Die Erklärung für diese Selbsttäuschung ist freilich nicht weit zu suchen. Während die Artikel in der französischen Zeitschrift veröffentlicht wurden, war Goethe gestorben, und nun schien für Heine der Zeitpunkt gekommen, wo er glaubte, selbst den leeren Thron der deutschen Litteratur besteigen zu können, zu dem er bisher neidisch aufgesehen hatte. Er glaubte, wie der Brief an Laube zeigt, die Thronbesteigung damit vollziehen zu können, daß er ein litterarisches Programm erlasse. Dieses Programm aber sollte die Stelle von Menzels Buch einnehmen, das bisher als Programm der neuen Litteraturbewegung gegolten hatte. Und so geschah es, daß Heine eine Reihe von Zeitschriftartikeln über zeitgenössische deutsche Litteratur, die er als eine Nachahmung von Menzels Buch geschrieben hatte, für ein neues litterarisches Programm ausgeben wollte.

Daß Heine das Menzelsche Buch als Muster vorschwebte, findet der feinhörige Leser, sobald er nur wenige Seiten in beiden Büchern überfliehet. Die Ähnlichkeit im Stil ist in manchen Teilen der beiden Schriften so groß, daß ganze Stellen von einem Buch in das andre übertragen werden könnten, ohne aufzufallen. Die Wirkung des Menzelschen Stils beruht nicht zum wenigsten auf der Subjektivität der Darstellungsweise und auf einem Wiß, wie

er in solchem Maße wohl seit Lessing nicht mehr in der litterarischen Kritik gehört worden war. Einer der ersten, die diesen Vorzug des Menzelschen Stils erkannten, war Heine. „Der Witz, sagt er in seiner Rezension, den man in Menzelschen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermißt, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert — wie Heines Witz —, sondern nur der Sache wegen hervortritt. . . Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perüdentone dozieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe von Scherz und Weisheit ist vorherrschend im Menzelschen Werke.“

Mag es nun auch natürlich erscheinen, daß Heine bei seinem ersten Versuch, zusammenhängend über zeitgenössische Litteratur zu schreiben, in die Darstellungsweise seines Vorgängers verfiel, so giebt es doch noch stärkere Beweise für die Art, wie er das Menzelsche Buch benutzte. Eine Reihe von Stellen in Heines Pamphlet sind mit der bestimmten Absicht geschrieben, Menzel zu widerlegen, ob nun dessen Ansichten erwähnt werden oder nicht. So hatte z. B. Menzel in Ausdrücken hoher Bewunderung von Schiller gesprochen und seine Charaktere mit Raphaels Bildern verglichen. „Nichts ist thörichter, sagt Heine, ohne Menzel zu nennen, als die Geringschätzung Goethes zu Gunsten des Schiller. Oder wußte »man« wirklich nicht, daß jene hochberühmten, hochidealistischen Gestalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgestellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene sündhaften, kleinweltlichen, besetzten Wesen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken läßt.“ Kein Zweifel, das „man“ dieses Satzes geht auf Menzel, und die „Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit“ sollen den Menzelschen Vergleich zwischen Schiller und Raphael lächerlich machen. Zu einer direkten Erwähnung von Menzel lag ja für Heine auch kein Grund vor, nur wo er ihn herabsetzen und sich selbst als Führer hinstellen wollte, mußte Menzel genannt werden. Dieser ebenso schlaue wie gemeine Kniff zeigt sich besonders an der Stelle, wo Heine über Goethe spricht. Erst in dieser Schrift ändert Heine öffentlich seine Stellung zu Goethe, die, bis zu dessen Tode, die Stellung Menzels und der übrigen Jungdeutschen gewesen war. In seiner Rezension des Menzelschen Buches hatte er seinem Haß gegen Goethe wenn auch vorsichtig und mit scheinbarem Tadel Menzels Ausdruck gegeben. „Das Prinzip der Goethischen Zeit, sagt er dort, die Kunstidee entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzip steigt auf, und seltsam! wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit der Insurrektion gegen Goethe.“ Wie sich der Umschwung in Heines Stellung zu Goethe vollzogen hat, ist hier nicht genauer zu untersuchen. Er war wohl zu dem klug berechneten Entschluß gekommen, daß er

Goethe zur Verteidigung seines eignen Evangeliums brauchen könnte. Mit Vorliebe spricht er jetzt von ihm als dem „großen Heiden“ — eine der verlogensten Pfaffen, die bis auf den heutigen Tag vielen das Bild unsers größten Dichters gefälscht hat. Goethe, der Vorgänger Heines auf dem Throne der deutschen Litteratur, mußte auch zum Vorgänger von Heines Lieberlichkeit, zum Apostel der „Rehabilitation des Fleisches“ gemacht werden. Und wie war dies zu erreichen für Heine? Indem er seine eigne frühere Ansicht von Goethe einfach widerrief und Menzel zum Reaktionsär und Befürworter des Mittelalters stempelte. „Herr Menzel, sagt er, war damals der größte Lehrer des Mittelalters, sowohl in Hinsicht der Kunstwerke als der Institutionen, er schmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voss, pries mit unerhörter Begeisterung den Herrn Joseph Görres. Obgleich ich selber damals ein Gegner Goethes war, so war ich doch unzufrieden über die Herbeheit, womit Herr Menzel ihn kritisierte, und ich beklagte diesen Mangel an Pietät.“

Nichtsdestoweniger liegen Beweise genug vor, daß Heine gar manche Gedanken dieses bösen Herrn Wolfgang Menzel direkt benutzte, als er sein neues Programm schrieb. „Herrlicheres, sagt Pröllß in seinem Jungen Deutschland, so einfach, klar und groß ist über die Tiefe des deutschen Volksgemüths, über den Hochsinn des deutschen Volksgeistes, ist über Luther, Lessing, Kant von keinem andern deutschen Schriftsteller geschrieben worden. Seine (d. h. Heines) durchgeführte Unterscheidung zwischen dem weltflüchtigen Spiritualismus des christlichen Mittelalters und dem hellenischen Sexualismus der Goethischen Kunstperiode hat auf die gesamte Litteraturepoche, die er nun selber beeinflusste, Richtung gebend gewirkt.“ Leider gebührt das Lob des letzten Satzes nicht Heine, sondern Menzel. Augenscheinlich hat Pröllß nicht gewußt, daß Menzel in dem Kapitel Kunst, Seite 294, seiner „Deutschen Litteratur“ (1828) eine Definition der klassischen und romantischen Künste giebt, die Heine einfach herüber nimmt. Heine fragt: Was war aber die romantische Schule in Deutschland? und antwortet darauf: Sie war nichts andres als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken in Kunst und Leben manifestiert hat. Diese Poesie war aber aus dem Christentum hervorgegangen. Ebenso sagt Menzel (Deutsche Litteratur, S. 293 ff.): „Im allgemeinen und dem Namen nach versteht man (unter dem Romantischen) die Gattung von Poesie, die zuerst im christlichen Mittelalter ihren Ursprung nahm und im Geiße desselben sich fortentwickelte. . . Der allgemeine Charakter des Romantischen . . . besteht allerdings in etwas Wunderbarem und Geheimnisvollem, das der klaren Verständlichkeit der antiken Poesie, sowie der modernen entgegensteht. Dieses Wunderbare ist von religiösem Ursprung. Es beruht auf dem Glauben an das Übernatürliche, Übersinnliche und hängt darum innig mit dem Christentum zusammen.“

An anderer Stelle sagt Heine: „Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gedanken konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche und lauter spirituelle Beziehungen darzustellen. Daher das Mystische, Rätselhafte, Wunderbare und Überschwengliche in den Kunstwerken des Mittelalters.“ Dieselbe Idee drückt Menzel im folgenden aus: „Dieses Klassische, die unwillkürliche Sicherheit und Harmonie des Gegenstandes und der Form, in welcher die Kunstwerke vollkommen den Werken der Natur gleichen, dies ist es eigentlich, was alle ältere Poesie von der modernen unterscheidet. Die christliche Romantik war aber versunken in das bewegliche Element des Gemüths. Man hat alles romantisch genannt, was nicht antik ist. Man nennt wieder insbesondere das Wunderbare romantisch, das Dämmernde, das Halbdunkel“ usw.

Freilich konnte Heine seine Definition von klassisch und romantisch auch einem andern Buche entlehnen, das damals großes Aufsehen erregte. In dem „Briefwechsel zweier Deutschen“ (1831) von P. A. Pfizer heißt es auf Seite 123 ff.: „Wie ganz anders die antike Kunst, in welcher Geist und Natur noch zur lauteren Identität verschmelzen, das volle Dasein ganz und ruhig in sich selbst beschloffen, die menschliche Gestalt in ihrer mangellosen Vollendung noch die Erscheinung des Göttlichen war. . . . Sollte der Geist frei und verklärt werden, wie dies die Bestimmung alles Erschaffnen ist, so mußte in die Einheit die Entzweiung treten, mit welcher die Romantik begann. Aber der echte, notwendige Gegensatz in der Romantik ist nicht der von Begriff und Bild, durch dessen Vermählung die moderne Allegorie hervorgebracht wird, sondern der von Geist und Körper, von Diesseits und Jenseits, von Freiheit und Notwendigkeit. In der Romantik herrscht das Symbol vor, der romantische Dichter hat es mehr mit der geistigen Bedeutung der Dinge zu thun, als mit ihrer absoluten Natur, ihrem reinen Dasein, wie es ohne Mangel in sich selber ruht.“

Meine Meinung jedoch ist, daß Heine die Grundidee seiner Schrift aus Menzels Buch schöpfte, das er beim Schreiben wohl vor sich liegen hatte. Denn eine genaue Vergleichung von Heines Schrift — ich spreche hier immer vom ersten Teil der „Romantischen Schule,“ der auch zuerst selbständig erschien — mit dem Kapitel „Kunst“ im zweiten Teil von Menzels „Deutscher Literatur“ zeigt, wie Heine seinem Vorbilde sogar in der Anordnung des Stoffes folgte.

Seine emsige Benutzung des Menzelschen Buches zeigt sich aber besonders noch in seinen Urteilen über verschiedene Schriftsteller. Natürlich schreibt Heine nicht wörtlich ab wie ein Schüljunge, sondern macht freien Gebrauch von Menzels Gedanken, denen er meist eine witzige Wendung giebt. Zum Beweis setze ich einige Parallelstellen aus Menzel und Heine hierher, die Heines Verfahren illustriren werden.

Über Lessing:

Menzel

Lessing brachte die aberwitzig gewordene deutsche Poesie zuerst wieder zu Verstand. Er war zwar weniger Dichter als Kritiker, aber die Masse von Verstand, die er in Bezug auf ästhetische Gegenstände entwickelte, war ein solid angelegtes Kapital, das der Poesie die fruchtbarsten Zinsen abgetragen. Er hob die deutsche Poesie gleichsam in ihrem ganzen Umfang aus dem Schlamm ans Licht empor.

Wie oberflächlich übrigens Heines eigne Kenntnis von Lessing gewesen sein muß, obwohl er von ihm sagt, „er sei in der ganzen Litteraturgeschichte derjenige Schriftsteller, den er am meisten liebe,“ zeigt sich daraus, daß er in allen Ausgaben der „Romantischen Schule“ von den „Fragmenten“ über die Erziehung des Menschengeschlechts spricht.

Über Schiller:

Menzel

Sein Genie gehörte der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken.

Sind viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen; Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet und dem sehenden Auge eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Über Johann Heinrich Voß:

Menzel

Aber wenn Voß auch die gleichgiltigsten Gegenstände mit aller möglichen Ruhe verhandelt, thut er es auf eine so seltsame pedantische und fremde Weise, daß niemand im gleichen Falle so sprechen würde wie er. . . . Er unternahm länger als ein halbes Jahrhundert die Sisyphusarbeit, den rohen Runenstein der deutschen Sprache auf den griechischen Farnuß zu schleppen, doch immer hurtig mit Donnergepolter usw.

Heine

Lessing war der litterarische Arminius, der unser Theater von jener Fremdherrschaft befreite. Aber nicht bloß durch seine Kritik, sondern auch durch seine eignen Kunstwerke ward er der Stifter der neuern deutschen Originalliteratur.

Heine

Schiller baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umschließen soll, er war Kosmopolit.

Er (Schiller) begann mit jenem Hass gegen die Vergangenheit . . . er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die schon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er selber ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist. . . .

Heine

Voß wurde in seinen Übersetzungen immer herber und derber, die hineingefeilten Neuheiten fast unaussprechbar: sodaß, wenn man auf dem blankpolierten schlüpfrigen Mahagoniparkett der schlegelischen Verse leicht ausglitschte, so stolperte man eben so leicht über die Marmorblöcke des alten Voß.

Wie hier die Menzelschen Runensteine zu Marmorblöcken wurden, so ist die nachstehende Stelle über Tieck für Heines-witzige Art der Benutzung Menzelscher Gedanken bezeichnend.

Menzel

Das Publikum für solche Dichtungen (Volksbücher Tiecks) sind und bleiben die Kinder und kindliche Menschen, und der Dichter muß sich wie der Leser in das unbefangene Jugendalter zurückversetzen.

Heine

Er (Tieck) hatte von den Volksbüchern und Gebichten des Mittelalters so viel eingeschluckt, daß er fast wieder ein Kind wurde und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël so sehr viel Mühe hatte zu bewundern.

Ich könnte mit Beispielen dieser Art fortfahren, auch aus dem zweiten Teile der „Romantischen Schule,“ ich glaube jedoch dargethan zu haben, wie Heine das Menzelsche Buch benutzte. Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß ich es mit diesen Zeilen keineswegs auf eine „Rettung“ Menzels abgesehen habe, denn mir ist der alte Menzel ebenso zuwider wie der alte Heine. Bekennen darf ich aber wohl, daß mir die vorliegende Arbeit in andern Sinne eine Genugthuung gewährte, im Sinne des Gerechtigkeitsgefühls, das sich vielleicht auch dem Leser mitteilen mag. Denn wer möchte sich wohl der göttlichen Ironie verschließen, die sich in der Thatsache offenbart, daß Heine schließlich den besten Teil seiner berühmten „Romantischen Schule“ seinem spätern Erzfeinde verdankt, dem Manne, auf den er später alle Verleumdung und Beschimpfung häufte, deren seine boshafte Natur nur fähig war.

Stanford University, California

Julius Goebel



Aus den schwarzen Bergen

5



ir traten unsre Heimreise durch die Herzegovina und Bosnien an. Fürchten Sie nichts! Nicht will ich Ihnen von Mostars weitberühmter, mächtiger Brücke erzählen, die sich in trotzigem Bogen über die Narenta spannt, belebt von bunten Gestalten, Figuren aus „Tausend und Einer Nacht,“ von Männern mit dem Ernst des Orients auf der Stirn, von Frauen im festen Fes und weitgefalteten Beinkleidern, in neidisch-verhüllendem Schleier und gelben Pantoffeln. Nicht will ich preisen die Schönheit des am hohen Bergesrücken hingeschmiegtten Serajewos, mit seinen alten Moscheen und Minarets und den neuen Palästen,

noch von den stolzen Juden Spaniens in seinen Mauern reden, die hochmütig auf den Aschkenas herabsehen und in bitterer Verbannung sich ihr altkastilisches Zbion bewahrt haben, noch von den Reizen seiner Töchter, die schön wie die Glaubensgenossinnen von Tanger, Algier und Tunis, aber auch ebenso herausfordernd im kleinen, dukatengeschmückten, dunkelroten Jes umherstolzieren. Noch will ich bösen Neid in Ihrer Brust erwecken durch die Schilderung eines orientalischen Bades und berichten von der Zartheit und Aufmerksamkeit der Bedienung, von der leichten, erquickenden Massage, der künstlerischen Frottierung der Haut mit weichen Tüchern und von der Siefta mit Kaffee und Cigaretten bei Springbrunnengeplätscher. Auch in die Sinan Thetia dürfen Sie mich nicht begleiten, in das Dervischkloster, wo des Freitags abends sich heulende Dervische in verrücktem Wirbel unter „Hus“ und „Allahas,“ unter Schweiß und Schaum zu Ehten Gottes drehen, damit Sie dort nicht die Verachtung der orientalischen Kulte lernen, die der gebildete Römer diesen Isis- und Cybelepriestern entgegensetzte. Noch werde ich Sie auffordern, im Bend-Baschi Kaffeehause am rechten Ufer der Serajewo durchströmenden Miljatschka im Schatten hochwipfliger Bäume unter den Klängen aufregender Zigeunerfiedeln und dem Gurgeln der Margileh mit mir zu träumen. Mögen andre, und wie die Phrase lautet, bessere, erzählen von der Poesie cypressenschatteter türkischer Friedhöfe und dem Liebesgeflüster an den dicht vergitterten Fenstern der Haremliks, vor denen junge Moslems, von der Liebsten durch eine gefühllose Wand getrennt, wie Ovids Pyramus und Thisbe, süße Schwüre fallen. Andre mögen Ihnen die mächtigen, glattbehauenen, halb mannshohen Gräben der Bogumilen schildern, dieser Vorläufer der Reformation, der Albigenser, Waldenser, Hussiten, Savonarolas, Wicliff's, des Jacques bonhomme, Johannis von Leyden und anderer Sozialisten. Nicht einmal das Loblied des Barons von Kallay will ich singen und schwungvolle Vergleiche des wackern österreichischen Prokonsuls mit Warren Hastings und Lord Elive anstellen, sondern — (hier gebiert dieser mächtige Vorderfuß seine kleine Maus): von etwas anderm reden.

Bei der Schilderung des „Zekt,“ das auf die Mehrzahl der Menschen eine berechtigte Anziehungskraft ausübt, hat sich in diesen Briefen aus den schwarzen Bergen gar oft ein Rückblick auf das „Einst“ eingeschlichen, das für ihre Minderzahl einen nicht minder verführerischen Zauber hat, auf das mächtige „Einst,“ das dürftig und unsicher, wie seine Kunde zu uns herüberbringt, doch noch immer die Grundlage jeder individuellen Ausbildung ist, auf den Urquell alles gesunden Denkens, auf das klassische Altertum. Darf es Wunder nehmen? Deutlicher hallen doch die Verse der alten Dichter über den Zwischenraum von zweitausend Jahren, wenn man an der Stelle steht, wo sie gesprochen wurden. Stimmen der Vergangenheit werden in dem Verehrer der Alten an Orten wach, wo der der Mysterien Unkundige nur einen Haufen weißer, zerbrochener Steine sieht; alte Säulensäulen erzählen ihm, dem Eingeweihten, ihre

Geschichte, und aus den Ruinen der alten Amphitheater tobt ihm das Waffengeklirr der Kämpfenden, das Geheul der wilden Tiere, der tausendstimmige Beifallsruf der Zuschauer entgegen. Die Mosaikboden der Bäder und Lusthäuser beleben sich für ihn mit schönen Frauengestalten, die heiterem Ballspiele nachgehen und sich im frischen Quellwasser tummeln; in den Palästen sieht er wohlgeformte, nackte Jünglinge ringen, und an den Meilensteinen der kunstvoll angelegten Straßen ziehen ihm die Adler ernster römischer Legionäre vorüber, die in eiserner Disziplin und patriotischer Hingebung den Feind, „sei es in der libyischen Wüste, sei es in den Urwäldern Germaniens“ bekämpfen.

Rein, so oft ich auch in und außerhalb dieses Erdteils allein am Wanderstabe meines Weges zog — denn selten findet man in unsrer Zeit einen Gefährten, der nicht nur hartes Brot und Nachtlager, sondern auch Gesinnung teilt —, ich war nie allein. Auf den Maultierposten, die die Sierrren Hispaniens durcheilten, auf der Groupe des Arabers, der durch die Fluren Mauretaniens sprang, neben dem Isthosochschif der tausenden Troika, hinten am Steuer der Dampfchiffe und Segler und des Kaiks, den die Flut des Bosporus in das Marmarameer trieb, saß meine Begleiterin, ein schönes Weib. Sie war schwarz gekleidet, wie die *atra cura* des lateinischen Dichters, die dem Wanderer folgt, und ihre bleiche Farbe mochte den Tod anzeigen, wenn nicht das herrlich-regelmäßige Antlitz, der heitere Ernst und die klassische Ruhe der Stirn, die lebhaftige und mächtige Sprache verraten hätten, daß sie zu den Glücklichen gehörte, denen ewiges Leben beschieden ist. Von ihr will ich sprechen.

Oft habe ich auf unsern einsamen Fahrten ihren weisen Ireden gelauscht und mit bangem Ohr die verachtungsvollen Worte vernommen, die sie über uns aussprach. „Unsre Art des Reisens war verschieden von der eurigen, so begann sie einst, ihr habt die Entfernungen durch die Technik besiegen lernen, und diese eure Künste sind die einzigen, die ich an euch bewundre. Um so mehr überrascht es, daß ihr niemals dazu gekommen seid, ein großes Reich zu bilden, und ich erstaune, wenn ich sehe, daß alle diese Länder, durch die wir gehen, nicht einem einzigen Herrn gehorchen wie früher, nicht mehr ein Reich sind wie zu meiner Zeit, sondern in viele und kleine und unbedeutende Stücke des früheren Ganzen gespalten sind. Unser Cicero zwar brauchte drei Monate, um von Rom nach Cilicien in seine Provinz zu gehen, ihr reist dorthin in acht Tagen, aber wenn ihr geht, so müßt ihr das Gebiet vieler Herren durchschreiten und durch Länder gehen, die nicht euer Vaterland sind. Dennoch lobe ich eure schnellen Verbindungen, aber wie fürchterlich und geradezu vernichtend wirkt die Zerstücklung eures Erdteils auf Handel und Wandel. Kaum hat uns eure Eisenbahn in sechs Stunden durch ein Land geführt, dann kommt ein andres mit andern Gesetzen, andrer Sprache, andern Sitten, andern Münzen und Gewichten, andrer Religion. Im Römerreiche galt einst eine Sprache vor dem Gerichtshofe in Antiochia wie auf dem Forum zu Gades, und mit

dem Kaufmann des glücklichen Arabiens wie mit dem Centurio, der an der schottischen Grenze lag, konnte man sich in ihr verständigen. Nicht trennten Zollgrenzen wie bei euch Provinz von Provinz, ein fast unumschränkter Freihandel verband das ganze Reich. Nicht hielten die Bewohner Italiens den Spanier für einen Ausländer, dieses Spanien gab ja Rom Männer wie Seneca, Columella, Quintilian, Lucan und Trajan. Ein Recht galt im ganzen Reiche, und das Bürgerrecht wurde dem germanischen Bundesgenossen, der sich um den Staat verdient gemacht hatte, wie dem verachteten Juden, dem Apostel Paulus zu teil. Alle Völker der Welt verschmolzen mit einander, während selbst in euern kleinen Staaten schon religiöse Verschiedenheit die Vermischung desselben Volkes hindert.“

Nein, sie liebte uns nicht, meine Begleiterin, und oft sagte sie, daß es ihr unsäglich schwer fiel, unsre Denkungsart zu verstehen, und wenn sie ihren Sinn wirklich erfaßt hätte, so verwundere sie sich immer mehr über unsre Dummheit. „Wie viel Elend unter euch Heutigen zu finden ist! Es ist wahr, ihr sucht ihm nach Kräften abzuhelfen. Eure Hospitäler und eure Gefängnisse gehören zu den schönsten Gebäuden eurer Städte — wir hatten sie nicht —, und eure Gelehrten schreiben große Bücher über Wohlthätigkeit und Armenpflege. Die unsrigen thaten nichts dergleichen, weil wir derlei Rathschläge nicht nötig hatten. Denn die meisten der Menschen, die bei euch Arbeiter oder Handwerker oder Arme oder Bettler sind, waren bei uns Sklaven, für die der Herr zu sorgen hatte und auch wirklich sorgte, so wie ihr für eure Viehherden besorgt seid. Ihr habt unsre Unbarmherzigkeit bitter getadelt, ihr sagt, ihr versteht es nicht, wie man seinen Nebenmenschen knechten konnte, und die Erwähnung des Namens »Sklaverei« allein läßt euch einen Schauer über den Rücken gehn. Aber ihr seid die grausamsten Sklavenhalter, die es je gegeben hat, ihr habt die große Kunst entdeckt, die Arbeit des Sklaven zu kaufen, ohne den Sklaven selbst, und diese Arbeit nur auf so lange Zeit, wie sie euch nützlich ist. Wenn euch ein schönes Pferd stirbt, so erleidet ihr einen empfindlichen Verlust, denn das ganze Pferd war euer Eigentum, wenn aber einer eurer Sklaven stirbt, oder krank oder arbeitsunfähig wird, so verursacht es euch weit weniger Schaden als uns, denn ihr hattet ja für ihn nichts bezahlt, sondern nur seine Arbeit auf künfbare Zeit gemietet, und ihr kauft dann einfach die Arbeit eines andern.

„Wohl wäre es nun zum Heile aller, wenn ihr die, die für euch arbeiten, nicht überanstrengtet, nicht sie ausnützet, sie pflegtet, wenn sie krank geworden sind, aber da sie nicht Privateigentum, sondern allen gemeinsam sind und ein jeder ihre Arbeit kaufen kann, der sie bezahlt, so fehlt euch das Eigentumsinteresse, die Aussicht auf Vorteil, wodurch sich die Menschen am meisten leiten lassen, und sie werden vernachlässigt, denn, was allen gemeinsam ist, für das wird gewöhnlich am schlechtesten gesorgt. Ja, wollte selbst auch einer von euch

seine Sklaven schonen, so würde er wahrscheinlich bald durch den Wettbewerb der andern, die dies nicht thun, zu Grunde gehn. Es ist darum nicht zu verwundern, daß bei euch der Staat nebst privater Wohlthätigkeit für sie eintritt, was uns gänzlich fremd blieb, was jedoch auch niemals recht wirksam sein kann. Daß ihr aber jederzeit genügend Angebot von Sklaven habt, dafür sorgt die einzige Freiheit, die ihr euerm Arbeiter gelassen habt, die, sich zu vermehren, eine Erlaubnis, von der er, wie jeder gesunde Mensch, ausgiebigen Gebrauch macht. Nicht daß wir unsern Sklaven die Fortpflanzung verboten hätten, wer könnte dies? Aber unsern Sklaven und ihren Herren stand kein Aberglaube und kein Gesetz entgegen, das verbot, Kinder auszusetzen und keimendes Leben zu ersticken. Wo in aller Welt habt ihr diese unmenschliche Auffassung her? Ein Vater soll nicht das Recht haben, ein Kind, das er nicht ernähren kann, oder das mißgestaltet ist, auszusetzen, und ihr belegt ein junges Mädchen, das sich den Folgen menschlicher Triebe zu entziehen sucht, mit harten Strafen? Ich glaube, dieser falsche Satz vom Werte jeder Menschenseele ist der Grund für die Verschiedenheit unsrer beiden Kulturen. Ihr zieht alles Erbärmliche, alles Kranke, alles Überflüssige, alles Häßliche auf, anstatt es im Keime zu ersticken und euch den Anblick des schlimmern Todeskampfes später zu ersparen.

„Wenn eure Künstler und Schriftsteller, im Gegensatz zu den unsrigen, so viel Gräßliches und Ekelhaftes darstellen, in Blut und Leichen wühlen, immer von Jammer und Krankheit sprechen, so sind sie zu entschuldigen, sie thun es deshalb, weil sie es so gesehen haben, weil es sich ihnen auf Schritt und Tritt aufdrängt. . . Wie schändlich stellen, um ein Beispiel anzuführen, diese Künstler eure Götter dar! Erwinnere dich der unsrigen, male dir den olympischen Zeus des Phidias aus: der gewaltige Kopf, von dem die ambrosischen Locken wallen, deren Schütteln den Olympus erzittern macht, die klare Stirn mit den kühnen Augenbrauen, die energische und gerade Nase, die liebliche Fülle der Wangen umrahmt von dem schönsten Barteschmucke. Ein Mann, ein Herrscher, ein Gott! Ein kräftiger, denkender Mann, und doch so machtvoll, so gesund, so seiner Fähigkeiten sicher, daß sich der strenge und ernste Ausdruck gegen den Mund verliert, und etwas wie segnende Milde, selige Heiterkeit, freundliches Gewähren über das Ganze ausgegossen liegt. Alle unsre Zeitgenossen standen unter dem Einfluß des übermächtigen Zaubers, die dieses Idealbild männlicher Kraft und Lebensfülle ausströmte, ganz Griechenland wallfahrtete zu ihm, und wer ihn gesehen, pries sich glücklich. Als Phidias die Götterstatue vollendet hatte, so erzählt die Legende, da hätte er im Gebete seine Hände in die Höhe erhoben und den Gott angefleht, ihm ein Zeichen zu geben, ob die Statue ihm genehm sei, und plötzlich sei ein Blitzstrahl durch eine Öffnung des Daches in den Boden des Tempels eingeschlagen, als ein Zeichen des göttlichen Beifalls. . .

„Und eure Götter? fuhr das Weib fort, diese Märtyrergestalten mit hohlen Augen, die gen Himmel stieren, mager vom vielen Fasten, krank und knotenfingrig, mit eingefunkner Brust, die sämtliche Rippen durchschimmern läßt! Heiligenbilder sah ich, wo euren Göttern siedendes Öl in den Mund gegossen wird, wo ihre Haut geschunden, ihr Körper blutig gezeißelt wird; jenem wird durch rohe Hentershand die Zunge herausgerissen, und diesem werden die Eingeweide über eine Rolle aus dem Leibe herausgehaspelt. Und gar euer mächtiger Gott selbst, nach dem ihr euch benennt? Von vier Nägeln durchbohrt am Kreuze hängend, an dem Kreuze, an das wir nur Sklaven schlugen, dazu ein armes Weib, die an der Leiche ihres Sohnes in Ohnmacht fällt — ich glaube, ihr raset!“

Und unser Frieden! erwiderte ich ernst. 300000 Soldaten genügten ehedem, euer großes Reich zu schützen, da, wo heute vielleicht fünf Millionen in Waffen starren. Eure Legionen standen mit Ausnahme der prätorianischen Kohorten an den Grenzen, ihr hattet Provinzen so groß wie Deutschland, in denen kein Soldat zu finden war. Die Legionäre unsrer Völker stehn nicht nur an den Grenzen, sondern auch im Innern des Landes, denn es ist oft notwendig, sie gegen das eigne Volk zu gebrauchen: wir sind nicht einmal des patriotischen Sinnes unsrer Unterthanen sicher, wir haben verwilderte Menschen unter uns, wie ihr deren nie gekannt habt, sie sind unsern Fürsten gefährlicher als die Geschosse der Feinde. Eure Herrscher kamen durch Verräter in der Familie und neidische Mitbewerber um, die unfrigen gehn durch den Mordstahl des untersten Pöbels zu Grunde. So ist weder Frieden im Innern bei uns, noch Frieden nach außen. Ein jedes Volk fürchtet das andre, und selbst der Mutwille des Kleinsten kann das „europäische Gleichgewicht,“ das an die Stelle eurer pax Romana getreten ist, stören. Hat es dir bei unsrer Reise durch Montenegro nicht ein Lächeln entlockt, als du sahest, daß der Friede Europas nicht mehr auf dem Beschlusse des Kaisers, des Senats und eines Volkes, sondern auf einer kleinen Anzahl rauher und eitler Bergbewohner beruht, die ihr den wilden Sauriern in Cilicien gleichgestellt und verachtet hättet? Und der Fürst dieses kleinen Räuberlandes ist mit den ersten Fürstenhäusern Europas verschwägert, seine Politik wird von sechs Gesandten überwacht, und weiterjchütternde telegraphische Gewitterblitze gehn von einem Dorfe von zweitausend Einwohnern aus, in dem ein Cäsar nicht hätte der Erste sein wollen!

Wenn diesem Serenissimo des Palastes zu Cetinje, wo man beim Diner jetzt schon Champagner statt Pflaumenbranntwein trinkt, beim Ccarté mit dem englischen Gesandten eine Offenherzigkeit entschlüpft, so beginnt das prächtige Gleichgewicht zu wackeln. Wenn unten an der Grenze ein Montenegriner einem albanischem Bauern mit der Hacke „sterben hilft,“ oder irgend ein Mustapha von einem Herrn auf „itsch“ nächstlicherweise in bedeutungsvollem

Zusammensein mit seiner Braut ertappt wird, zufällig eine Pistole losgeht, und jemand in seinen Stiefeln stirbt, so ist dies dem Gleichgewicht sehr unangenehm, es fängt an, mit den Zähnen zu klappern, es leidet an der febris orientalis, einer Art Malaria — tertiana intermittens —, da ein Anfall alle drei Tage auftritt. Wenn aber in der Kirche zu Bethlehem schmutzige griechische Mönche einen Kirchenschlüssel zu einer Thür beanspruchen, durch die die lateinischen Franziskaner gewöhnlich zum Gebet gehn, und wenn in der heiligen Grabeskirche, wo der Verkünder der Liebe gekreuzigt wurde, die Katholiken eine Orgel bauen, die die der Orthodoxen überdönt, wenn es dann zum Streite kommt und die Wachsamkeit der beständig in der Kirche anwesenden, beständig Cigaretten rauchenden mohammedanischen Soldaten nicht ausreicht, die christliche Liebe ins Praktische zu übersetzen — dann vernimmt man von Batou bis zu den Scillyinseln die Bierreden weiser Tintenpropheten; Beamte chiffrieren und dechiffrieren unter Schweiß und Flüchen, Gesandte lehren aus ihren Villeggiaturen zurück, Feldjäger fassen ihre Taschen krampfhafter des Nachts im Coupé, wenn sie die Grenze passiert haben, und man bewirft sich ballenweise mit Notizen. . . . Vergeblich! Schon schlägt der stythische Herkules donnernd an seinen Schild, schon gehn des Nachts auf den Werften zu Belfast und Plymouth die elektrischen Lampen nicht mehr aus, schon sagt der Nebiz Anatoliens, des Landes der summa pax, summa tranquillitas zu Ciceros Zeiten, seinen pflügenden Ochsen Lebewohl . . . das ist der Krieg, das ist der Tod des braven Gleichgewichts!

„Ihr braucht ein neues Römervolk,“ antwortete die Begleiterin. Es war die ewige Roma selbst . . .

Wir brauchen ein neues Römervolk, ein Volk, das mit Eisen und Blut diesen Erdteil zusammenschmiedet. Nicht die Friedensschalmei des nordischen Jesajas, der den wüsten messianischen Hoffnungsraum von dem beim Wolf wohnenden Lamm, vom stroheffenden Löwen und dem am Loche der Otter spielenden Säugling noch einmal träumt, sondern die beste Klinge wird unserm Kontinente den Frieden verschaffen, mit dem die Römer ihn einst besenkten, als sie sich alle andern Völker unterworfen hatten. Wird es das deutsche Schwert, das altberühmte und mit jungem Lorbeer geschmückte, sein? Wird Germania einst an Romas Stelle treten und ein deutscher Künstler die neue Göttin darstellen, wie die alte, auf einem Haufen Spolien sitzend, den Lorbeerkranz im Schoße, mit dem ersten Anblick der Minerva; nicht zu vergessen der heiligen kapitolinischen Gans, des Symbols früherer Beschränktheit und schnatternden Zwistes? Denn nicht fehlerlos haben die Götter den Deutschen geschaffen, und wie über den Römer, so haben sie auch über ihn nicht gar zu reichlich das Füllhorn ihrer Gaben ausgeschüttet. Lieblicher mögen welsche Frauen lächeln, und in leichterm Schwunge mögen prächtigere Gewänder schöne Glieder jenseits des Rheins umwallen; in kühnerm, volltönenderm Wortschwall mögen

andre Nebner ihre Perioden bauen; lebendigern Odem mag der Meißel fremder Künstler dem Marmor einhauchen, und wohl ist der Pinsel der Dürer, Holbein, Kranach stumpfer und starrer gewesen als der der Tizian, Correggio und Tintoretto. Laßt sie gewähren! Es sind Griechenkünste! Meidet die Graeculi nicht! Seid Römer! Vielleicht daß einst doch noch der Mantel der Cäsaren, um den Kaiser und Päpste so bitter gestritten haben, der den Händen des großen Karls wie des letzten Hohenstaufenkaisers Friedrich II. entglitt, die Schultern eines deutschen Kaisers schmückt, und von deutscher Leier die Worte eines unsterblichen Dichters variiert werden:

Tu regere imperio populos, Germane, memento!

Kondon

Оскар Левы



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Schluß)

13



und nun stehn wir beide in dem Alter, das man wahrscheinlich deshalb als das kräftige bezeichnet, weil es der Anfang des Verfalls ist, wo das Sparren- und Ständerwerk unsers Seelenhauses die ersten Altersrisse zeigt und zum erstenmal das wehe, leise Knarren, das den Kenner von der begonnenen Lockerung der Verbände und Verankerung unterrichtet, erklingt.

Aber dessenungeachtet dürfen wir glauben, noch zu frischen Thaten berufen zu sein, erinnern wir uns auch mit einer gewissen Hast daran. Die Zeit nimmt eine ganz merkwürdige Eile an, die hurtigen Jahre wissen nichts mehr von dem trägen Gang, den wir ihnen in unsrer Jugend nachsagten, die Frühlinge lehren uns zwar immer noch ein lustiges Angesicht her, dem Winterherbste aber sehen wir, wenn die vollendete Zeit ihn hinabführt, auf einen Rücken, der sich mit jedem Jahr erfahrungreicher ausnimmt, und immer rascher und immer nervöser dreht sich das große Höhenrassell, das wir Zeit, das wir Leben nennen.

Nach der Mittagshöhe kommen die Nachmittagsstunden, wo die Sonne das Gold ihres Bogens in sinkendem Glanze ausschüttet, kommt der Abend, wo sie Wald und Feld in sanfte Abschiedstinten taucht, kommt die Nacht, wo Sonne und Licht ausgelöscht sind. Der Gedanke an die Nacht macht für meine Seelenruhe nichts aus, aber gern gedente ich doch der Morgenfrische und all der fröhlichen Stimmen, die den jungen Tag begrüßen.

Lang ist's her.

Wie viele Jahre sah ich kommen und gehn, seitdem ich mit meinen Jugend-

kameraden auf den großen Zindlingen von Namlosbed saß. Ihr hattet es gut, meine Freunde, ihr habt niemals gefühlt, wie weh es einem Bäumchen ist, das der Gärtner aus dem Mutterboden verpflanzte, ihr wart Tag für Tag in der Hut von Hausgöttern, die die Dämmerung in den Winkeln eurer Bauernstuben schamboll behütet. Ich aber war ein unsteter Gast der Fremde, ein Heimatloser, der nicht die Fürsprache seiner Hausgeister fand, wenn er seine Jugend suchte.

Hinter unserm Dorfteich stehn die vielgeprüften Weidenstümpfe, deren Schößlinge alle fünf Jahre die Schärfe des Reißmessers erfahren und immer noch einen glatten, jungen Sproß, gut zu Flöten und Schalmeien, für Bünschelruten und Spielpferde passend, hergeben. Und der Teich selbst. Als Gorg Bünz noch auf dem Holm diente, ritt er im Trab zur Schwemme hinein, die blanken Wasserfunken stoben und glänzten in der Sonne.

Die Weiden und den Teich habe ich immer vor Augen gehabt, wenn ich an die Tage dachte, wo mein Wesen im Werden war.

Und die gewagten Fobler des großen Amerikaners Gorg höre ich noch heute.

Ha ... o ... hoi!

Wie das Klang! — Feingestimmte dünne Regenküfte trugen das unbekümmerte Wohlbehagen des Sängers, dem niemals ein Zweifel an der Berechtigung seines Daseins gekommen war, durch das Dorf.

Ha ... o ... hoi!

Noch lag der Sonnenglanz auf dem Saum des Geheges, hinter dem Moor ging der große Feuerball zur Küste, sein rotes Licht verglühte auf dem breiten Scheunendach unsers Nachbarn Wof und lohete an den Fenstern von Johann Ehler auf.

Holla! Hoi!

Vom Hofe Holm trieb man die Kühe zur Nacht in die Bruchwiesen, Hauptmann brüllte im Bass, Major im Tenor; man hörte den gleichmäßigen Lodtanz von Henn: Ka ... komm! — Ka ... komm! und ab und zu den runden Knall seiner Peitsche.

* * *

Seit einigen Tagen bin ich ein froher Mensch.

Holla! ... Hoi! triumphiert mein glückliches Herz. Der nie versiegende Strom meiner Gesuche hat die harten Herzen der Herren höchster Sphäre weich gemacht. Der Minister, ein ungerechter gerechter Richter, ist laß und müde, und sein Geheimrat auch. Dieser vermerkte in einer Anwandlung gutmütiger Satire in meinen Personalakten: wir wollen das Mutterföhnchen dem Land der Knicthagen und großen Klöße zurückgeben.

Und das Ergebnis dieses Aktenmonologs war ein großer Brief, der mich zum Richterthronen desselben Orts ernannte, dessen lustige Windmühlenflügel einstmals den Fein, die Riele und die Visk zu sich hinaufgezogen hatten.

* * *

Was redest du da von Wagen und Post? schrieb ein mir lieber Freund, der es sich seit einem Jahrzehnt angelegen sein läßt, die baufälligen Leiber meiner Landsleute an eben demselben Orte auszuflicken. Seit einem Monat ist ja unsre Bahn eröffnet, und ebenso lange bilden wir uns ein, Bürger der großen Welt zu sein. Wenn wir unter den Linden vor den Hausthüren nach der Tagesarbeit unsre Pfeife rauchen, so träumen wir von einer Zukunft, in der wir eine wirkliche

Stadt sein werden. Unsr Scheider und Schuhmacher fühlen sich verpflichtet, vor ihren Kindern eine Sprache, die man hochdeutsch nennt, zu radebrechen. Denn das ist fein und wird Mode. Wenn das Dampfroß zu uns herausschleicht, leucht und stöhnt es, als set es sein letztes, aber um so leichter gleitet der Zug von den Hängen unsers Bergs hinab, und klingling! klingling! so geht es durch die keuschesten Heiligthümer deines lieben Waldes.

Bei deinem Dorf, oder wenigstens nicht weit davon, ist eine Haltestelle. Das hat aber Kämpfe mit dem Nachbarort gekostet, und noch immer tobt die Schlacht der Geister in den Lüften und in unserm — ja ja, eine Zeitung haben wir auch schon — tobt der Kampf in unserm Tageblatt. Deinen Dorfsgenossen wird vorgeworfen, daß sie in einem ihnen von dem Oberpräsidenten gewährten Empfange im Punkte der Schweinezucht und Schweinevertrachtung gestunken und dadurch die Haltestelle erschlichen haben.

„Ewieneplisch wie ein . . . er“ das ist jetzt das Stichwort in der Nachbargemeinde. Dies Wort hat den Frieden in unserm „Landboten“ untergraben, und wie man hört, wird das Gewitter in einem sanften Regen von Beleidigungsprozessen niedergehen, sobald der neue Richter angekommen ist.

Apropos! — Es wird einige Not machen, diesem Würdenträger (ich meine den neuen Amtsrichter) passende Wohnung zu verschaffen. Meine Frau sieht sich für ihn nach einem hübschen netten Weibchen um, ich sinne derweilen ein nettes Heim aus, das das Honoratiorenpaar aufnehmen soll, sobald meine Frau mit ihrem Ehefisten fertig geworden sein wird. Einstweilen aber wollen wir den zukünftigen Ehemann in unsrer Fremdenstube unterbringen. Wir hoffen, daß es dir gefallen wird, und daß du dich mit einem kleinen Uebelstande, den du aus dem, was jetzt kommt, kennen lernen sollst, abfinden lannst.

Wir haben einen bösen Nachbar, der eigentlich ein ganz famoser Kerl ist und, nebenbei, um sein Weibchen zu beneiden ist. Aber, da fällt mir ein, du mußt sie ja kennen, sind sie doch beide aus deinem Dorf. Heinrich oder, wie er hier meistens genannt wird, Hein Wied und Riele Kühl.

Das schwarzbraune Frauchen sieht wirklich prächtig aus. Muß das ein entzückendes Bauernbirnchen gewesen sein. Die großen, braunen Glutaugen! Die hätten auch im Ballsaale unsrer Harmonie Unglück angerichtet. Und dies so ganz besondere Wesen: frisch, natürlich und hausmütterlich, in allem, was sie thut, beständig anmutig, ohne daß sie weiß oder zu wissen scheint. Aber auch Hein ist nicht zu verachten. Ein guter, gutmütiger und in gewissem Sinne weichmütiger Gesell und doch ein umsichtiger, gewiegter und kalter Geschäftsmann. Lieber, wir halten uns für einheitliche Wesen. Bist du sicher, daß wir uns darin nicht irren? Im allgemeinen bin ich auch jetzt noch dieser Meinung; eigentümliche Charaktermischungen aber wie die unsers Hein machen mich zuweilen irren. Vielleicht ist es doch eine ganze Seelengenossenschaft, die in uns unter einheitlicher Firma Geschäfte treibt.

Hein hat seine Zeit gut ausgenutzt und ist jetzt entschieden als gebildeter Mann einzuschätzen. Und alles, was er angreift, beweist, daß er seine Zeit versteht.

Als unsre Bahn für gesichert gelten konnte, legte er einen Holzhandel an und richtete eine Sägerei ein, mit dem ausgesprochenen Voratz, alle überschüssigen Baumstämme deines Waldes mit der Bahn nach seinem Lagerplatz zu schaffen, sie unter seine Dampfzüge zu bringen, in Bretter und Balken zu verwandeln und ihrer wirtschaftlichen Bestimmung entgegenzuführen. Sein Geschäft geht flott und hat offenbar eine große Zukunft. Ich würde mich darüber noch mehr freuen können, als

es geschieht, wenn das Geschäft nicht just hinter unserm Garten prosperierte, und wenn nicht die sakramentischen Maschinen gerade unter den Fenstern unsers Fremdenzimmers Tag für Tag ein so fragwürdiges Konzert aufführten, und das alles ganz unvernünftig früh am Tage. Allerdings sind die Ansichten über den melodiosen Wert dieser Geräusche nicht immer gleich. Ich (und meine Frau stimmt mir bei) halte es für das Gegenteil von Musik; mein alter braver Törgenfutcher mag es gern hören: es wiege so schön ein, und man könne so gut dabei schlafen.

Wenn ich nicht irre, rühmst du dich einer ähnlichen beneidenswerten, musikalischen Verfassung!

So schrieb der Doktor.

Es dauerte nur kurze Zeit, da hatte der verwaiste Distrikt seinen neuen Richter. Die aufgesparten Beleidigungsklagen liefen ein, erhielten ihr Präsentatum, ihre Journalnummer, ihre Registernummer und ihr Kennzeichen und im Richterzimmer eine Verfügung.

Derweilen schenkte ich meinen wiebergesundnen Jugendbekannten einen Besuch.

Mein Freund, der Doktor, ist immer ein guter Beobachter gewesen, er hat auch bei Hein gut gesehen. Der ist der richtige Kaufmann und doch nicht frei von Regungen, die sich für einen Geschäftsmann kaum schiden. Meines Erachtens sind sie aber nicht mehr das Hervorstechende in seinem Charakter, es überwiegt doch das kühn Berechnende des Fabrikanten und die Freude an den rein wirtschaftlichen Erfolgen seiner Thätigkeit. Aber es ist nicht so sehr die Befriedigung über das Wachsen und Nehren seiner wirtschaftlichen Macht, wie eine Art dichterische Gefohbenheit darüber, daß sich seine geschäftliche Voraussicht als zutreffend erwiesen hat, und das Gefühl des Glücks, auf eignen Füßen zu stehen.

Nach meiner Überzeugung ist bei Hein keine von den Triebkräften seines Wesens, woran wir unsre Freude hatten, verkümmert, auch ist nichts neues, nichts fremdes hinzugekommen. Ubrigens wäre eine derartige Annahme schon an und für sich abzuweisen, denn unsre Handlungen werden niemals Eigenschaften unsers Wesens zeigen, die nicht immer in unsrer Seele gewesen sind. Was bei dem Jüngling in voller Sonne steht, rückt im Mannesalter mehr in den Schatten, und was der Grundzug unsers Charakters zu sein scheint, wenn wir die Höhe erreicht haben, war in der Jugend das Stiefkind unsrer Einsicht. Das Leben kann in uns vorhandne Neigungen und Anlagen wecken, aber nicht neue in unsre Seele hineinlegen.

So waren denn auch alle Wesenskeime des gegenwärtigen Fabrikanten in dem Stallungen vorhanden, der sich geschworen hatte, ein Kuchnecht erster Klasse zu werden, und diesen Schwur nicht gehalten hat.

* * *

Niele sah mich mit unbefangnen Augen an.

Sie haben noch immer die dunkle Mahagonifarbe und sind von großer Tiefe. Und in dieser Tiefe stand geschrieben:

Was sagt der Herr Rat zu diesem Stillleben?

In den Rücken der Mutter versteckte sich nämlich ein allerliebstes schwarzbraunes Dirschen, einem zukünftigen unternehmenden Holzhändler bot sie unbefangnen die Mutterbrust.

Wir plauderten.

Der Vater — „eigentlich, glaube ich, ist es die Mutter“ — habe sich so

schwer entschlossen, der Antje, die seit Jahren mit ihrem Reimer in der neuerbauten Abschiedskate wohne, den Hof zu geben.

Aber zum Herbst werde der Besitzwechsel nun wirklich erfolgen.

Tine ist verlobt und wird demnächst einen Marischbauern heiraten. Der alte Kuhkönig Henn ist vorige Woche gestorben — das ganze Dorf folgte.

Niele stand auf, nahm ihr Jüngstes im Arm und zeigte mir den Weg nach dem Friedhof vom Fenster aus.

Links über die Wiesen, den Fußsteig entlang bis zur kleinen Pforte. Das Grab ist gleich rechter Hand. Es liegen noch viele Kränze auf dem frischen Hügel.

Und Hein, fragte ich. Hat er es wenigstens im Rauchen zu was gebracht?

Sie sah mit drollig ernsthafter Schalkhaftigkeit auf die sauberen Gardinen und auf die blanken Dielen.

Ringelwolken kann er ganz gut. Die andern Künste wird er wohl vergessen haben, und ich würde ihm auch nicht raten, so was zu versuchen. In den Stuben, lächelte sie, hab ich nämlich das Wort, und ich führe hier ein ziemlich strenges Regiment.

Ein stattlicher Vollbart erschien in der Thür. Es war Hein, und er begrüßte mich herzlich. Wenn man ihn ansah, diesen großen, städtischen Mann, der sich in der Kleidjamen Hausjoppe gut ausnahm, so wußte man auch, daß der keinen Versuch mehr mache, durch die Zähne zu spritzen oder einen Stiefelknecht zu treffen. Aber Ringelwolken blies er, und auf meinen Wunsch blies er sie in drei konzentrischen Kreisen so künstlerisch vollendet, daß ich ganz begeistert Beifall klatschte.

Mit großer Genugthuung zeigte er mir sein Heim und sein Geschäft; im Maschinenraum ging er unter lärmenden Rädern mit demselben Hochgefühl einher, wie einstmals sein früherer Meister Henn im Kuhhause. Die Maschinen stodten und schnurrten auf sein Wort, auf einen Druck seiner Hand, auf die Bewegung einer Kurbel. Er erklärte mir das Zneinandergreifen der Hebel und Kräfte, die sein ausgeklügelte Einrichtung des Gewerks. Der Liebe und der Herrschaft voll ruhte seine Hand bald auf diesem, bald auf jenem Gestänge.

Wir traten ins Freie.

Ein Knecht führte eben eine behäbige dunkelbraune Stute auf den Hof.

Lisch! — rief ich.

Nicht die Lisch — sagte Hein —, ein Entlekind der Seligen.

Ja, sagte Hein, und es zitterte etwas wie Gemütsweichheit in seiner Stimme, ja die alte Lisch. Sie war die Trägerin meines Glücks.

Als Vater Harm, fuhr er fort, endlich seine Einwilligung zu unsrer Vereinigung erteilte, habe ich es mir ausgedenken, der Alten das Gnadenbrot reichen zu dürfen. Und so ist es geschehen. Sie war zuletzt blind und taub. Man riet mir, ein Ende zu machen, aber ich hab es nicht übers Herz bringen können und bin der Natur nicht in den Weg getreten.

Im Sägehaus lag ein troziger Baumstamm, dem Wipfel und Äste geklappt waren, auf dem Sägeblock.

Der Stamm hatte eine eigentümliche Form.

Um Gottes willen, die krumme Eiche!

Das ist sie, lachte Hein, und morgen früh will ich sie zerjagen.

Hein, Hein, die krumme Eiche? Hast du nicht selbst Vorg Wünz durchgeprügelt, als er nur davon zu sprechen wagte?

Stimmt, sagte Hein. Und gewissermaßen thut es mir auch leid, daß es sich so fügt. Aber was ist zu machen? Die Wegeverwaltung und die Bahngesellschaft

hatten sich geeinigt, daß just in Namlosbeck der Bahnhof sein sollte, und daß die krumme Eiche fallen müsse. Nun da sah ichs ein: Gorg Bünz war im Recht, und ich war im Unrecht.

Ich müßte unter Vormundschaft gestellt werden, wollte ich nicht meinen Vortheil herauschlagen. Denke dir, die dummen Kerls — verzeh, du bist ja auch ein staatliches Organ, aber du wirfst dessen ungeachtet die ganz bescheidne Bemerkung anhören wollen —, zuweilen seid ihr geradezu blind hinter euerm grünen Tuch. Also denke dir, man hat die krumme Eiche nach Kubikmetern verkauft. Einen Stamm dieser Stärke und dieser Biegung, wie er vielleicht auf deutscher Erde nicht wieder vorkommt, geeignet für Wasserturbinen wie kein zweiter, so ein Kunstwerk der Natur nach Kubikmetern! Ha ha — nach Kubikmetern! Ich habe mir ins Häustchen gelacht. Die krumme Eiche ist gestern mit unsrer Klingelbahn angelangt, und morgen wird sie entzwei gesägt. Das ist nicht zu ändern.

Siehst du den Mann im blauen Kittel auf dem Hof bei der Hühnersteige? Er spricht mit meiner Frau. Das ist mein Sägemeister Gorg Bünz. Er versteht sein Geschäft gut und hält auf Ordnung in meinem Betrieb. Aber auf eignen Füßen — das geht nicht, das ging nicht. Er verträgt die Freiheit nicht. Drüben hats ihm auch nicht gelingen wollen.

Und nun gehn wir in den Garten. Dort streckt sich unser heimischer Wald prächtig am Horizont hin. Das Abendrot muß gerade jetzt hinter dem Gehege aufleuchten. So ein Anblick, ein guter Tropfen im Glas, meine kleine Hausmutter als Wirtin, und zur Seite ein guter Freund, das ist Glück, das nenne ich Glück, wenn man überhaupt von Glück reden will!

Komm!

Die Niele war schon voran, ich hörte so etwas wie Klirren von Gläsern und Flaschen auf wiegendem Theebrett.

* * *

Um sechs Uhr morgens begann es.

Nun schlug die Stunde der Krümmen.

Mit feingestimmter, schneidender Klage setzte es ein, aber mehr und mehr klang es in einem vergebenden Dulderlied aus. Hab ich ein Recht auf Fortdauer der gegenwärtigen Bedingungen meines Seins? Was ist an dieser Form gelegen? Ist sie ein Hindernis für die ungehemmte Entfaltung meiner Kräfte, so zerstöre man sie.

Wo die Maschine in dem weichen Fluß der Holzfasern arbeitete, da überwog dies milde, alles duldende Lied. Nur da, wo die Liebe zum Leben in verborgnen Knästen und Knoten verdichtet war, schrak es in schmerzhafter Empörung auf. Aber über diesen Protest fraßen die Stahlzähne rücksichtslos und unerbittlich weg.

Und dann umwogte mich wieder die alte, die trostvolle Melodie.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schulbürokratismus. Der Erlaß des preußischen Kultusministeriums über die Handhabung des Züchtigungsrechts, zu dem die unselig berühmte Schwester Karola den Anlaß gegeben hat, gehört zu den allerunglücklichsten Erzeugnissen des Schulbürokratismus. Unsr Ansicht über Prügel kennen die Leser. Wir huldigen nicht der Prügelpädagogik, aber wir glauben nicht, daß die Schule ganz ohne Schläge auskommen kann. Prügel sind niemals ein Erziehungsmittel im eigentlichen Sinne des Wortes, aber sie sind ein Disziplinarmittel, zu dessen Anwendung sich der Lehrer unter Umständen gezwungen sieht. Ein pädagogisches Genie bedarf dieses Mittels nicht, aber die meisten Lehrer sind keine Genies, und in überfüllten Klassen und unter zum Teil rohen und verwilderten Burschen würden sie sich nicht zu helfen wissen, wenn ihnen die Anwendung dieses Mittels verboten würde. Ein Verbot euthält aber der Erlaß thatsächlich. Denn er schreibt vor, daß in Schulen, die unter einem Rektor oder Hauptlehrer stehn, körperliche Strafen nur unter der Zustimmung des Leiters der Schule angewandt werden sollen; in den übrigen Schulen soll die Zustimmung, das heißt doch wohl Erlaubnis, des Schulinspektors eingeholt, und wo das nicht möglich ist, sofort nach vollzogener Strafe über Grund und Art der Strafe dem Schulinspektor Bericht erstattet werden. Man denke! Anstatt eine Schülerfrechheit augenblicklich mit einer Ohrfeige zu beantworten, soll der Lehrer zum Schulinspektor laufen oder an ihn schreiben! Anstatt auf eine grobe Ungehörigkeit sofort in der geeigneten Weise zu reagieren, soll er dem Vengel sagen: „Ich werde eine Ohrfeige, oder ich werde drei Rutenstöße auf deinen Poßex beantragen,“ was natürlich ein Höllengelächter der ganzen Klasse zur Folge haben wird. Kennen denn die Herren die Anekdote von dem Dorfschulmeister nicht, der den alten Fritz seiner Klasse nicht als König vorstellen mochte, weil die Rangen nicht wissen durften, daß es einen in der Welt gäbe, der über ihm stünde? Nicht allein wird die Autorität des Lehrers gänzlich zerstört, wenn die Schüler wissen, daß er nicht einmal so viel Recht über sie hat, wie jeder ältere Bruder, wie jeder stärkere Kamerad, wie der zwanzigjährige Geselle über den sechzehnjährigen Lehrling, und wie sich jeder Mann auf der Straße gegen wildfremde Kinder herausnimmt, wenn er sie Unfug treiben sieht, sie werden auch in dem Erlaß, der ihnen natürlich längst bekannt geworden ist, geradezu eine Aufforderung sehen, diese Ohnmacht des Lehrers auszunutzen. So geschick sind sie schon, daß sie wissen, wie unangenehm und lästig es für den Lehrer sein würde, wenn er alle Tage ein paar Duzend Strafen beantragen müßte; sie brauchen also nur recht viel Unfug zu treiben, um sich völlige Straflosigkeit zu sichern. Wenn der Erlaß diese Wirkung nicht hat, wenn in den meisten Schulen das pädagogische Geschick des Lehrers und die Liebe der Schüler oder ihre Achtung und Furcht vor ihm hinreichen, die Disziplin auch in dieser ungunstigen Lage, die man ihm bereitet hat, noch aufrecht zu erhalten, so können die Räte des Kultusministeriums Gott danken für die Abwendung des Unheils, das sie beinahe angerichtet hätten.

Schläge sind bei Kindern gerade nur dann gerechtfertigt, wenn sie der Übelthat auf dem Fuße folgen. Sie sind das geeignetste und manchmal das einzige Mittel, eine augenblickliche Wirkung zu erzielen, die unbedingt erzielt werden muß. Eine einzige im rechten Moment aufgestellte Ohrfeige kann die wankende Disziplin der Klasse und die bedrohte Autorität des Lehrers so feststellen, daß dieser ein ganzes Jahr lang keinen Schlag mehr zu führen braucht. Und ein Prügelgewitter

als Ausbruch eines gerechten mütterlichen oder väterlichen Liebeszorns kann einen tiefen Eindruck machen und eine starke Gegenliebe wecken; selbstverständlich nur eins bei einem außerordentlichen Anlaß; häufiges Schlagen schadet immer und unter allen Umständen. Und das sind eigentlich die einzigen beiden Lagen, die das Zücheln rechtfertigen. Das Verschieben auf eine spätere Zeit ist aber nicht bloß deswegen ungehörig, weil dadurch der rechtfertigende Zweck vereitelt wird, sondern auch, weil bei der Voderheit und Wandelbarkeit der noch nicht gefestigten kindlichen Psyche der Zunge von morgen kaum für das verantwortlich gemacht werden kann, was der Zunge von heute verbrochen hat; er ist da vielleicht in einer ganz andern Stimmung, in der er gar nicht fähig wäre, das begangne nochmals zu begehren. Eine auf Antrag und vielleicht gar nach kollegialischer Beratung ein paar Tage nach der That vollführte Züchtigung ist keine echt pädagogische, keine väterliche mehr, sondern eine hochnotpeinliche Exekution. Dergleichen mag ja in mancher Schule hie und da einmal notwendig werden, wenn ein Straßenumwünder eine That begeht, die dem Erwachsenen als Verbrechen angerechnet wird, aber mit dem ordnungsgemäßen Erziehungswerte haben solche traurige Ausnahmefälle nichts zu schaffen. Der patriarchalisch gestimmte Friedrich Wilhelm IV. wollte nicht, daß zwischen ihm und seinem Volke ein Blatt Papier stehe. Was in der Politik des neunzehnten Jahrhunderts als romantische Verirrung bezeichnet werden muß, das hat bei der Kindererziehung und in der Schule volle Geltung; zwischen den Kindern und ihrem Vater oder Lehrer darf keine Regierungsverordnung stehen. Fehlt dem Erzieher oder Lehrer die Fähigkeit für seinen Beruf, so kann den Mangel keine Regierungsverordnung ersetzen. Wir vermögen nicht zu beurteilen, in welchem Maße die Zeitungsberichte der letzten Jahre über Schülermißhandlungen der Wahrheit entsprechen. Sollten sie völlig wahr sein, so wären in mehreren Fällen Kinder unter zehn Jahren oder wenig darüber schwer mißhandelt worden, und zwar nicht wegen schwerer Vergehungen, von denen ja auch in einem so zarten Alter gar keine Rede sein kann, sondern wegen Unaufmerksamkeit und ungehöriger Leistungen, und zwar soll die Mißhandlung in ein paar Fällen den Tod zur Folge gehabt haben. Ist das richtig, dann liegen schwere Verbrechen vor, für die es keine Entschuldigung giebt. Es darf da gar nicht mehr von Überschreitung des Züchtigungsrechts, sondern muß von grober Mißhandlung gesprochen werden. Für jeden Vernünftigen versteht es sich von selbst, daß, wenn unter Umständen derbes Zuhauen erlaubt ist, nur kräftige, über zwölf Jahre alte Knaben in Frage kommen können, niemals schwächliche Kinder und niemals Kinder unter zehn Jahren. Anstatt des vorliegenden Erlasses hätte dann der Minister den Lehrern kund thun können, daß er seine Behörden angewiesen habe, in solchen Fällen der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen und nicht etwa zum Schutze der Autorität der Lehrer dem Angeklagten mit günstigen Zeugnissen und beschönigenden Erklärungen beizuhelfen. Außerdem könnten die höchsten Leiter des Schulwesens auch darüber nachdenken, ob solche Angeklagte nicht doch eine Entschuldigung für sich anzuführen haben, die zwar nicht vor dem Richter, aber vor ihrem Gewissen gilt, und die eine Anklage gegen die Unterrichtsverwaltung bedeutet. Wenn diese mit unnahezu strenger die Erreichung des Klassenziels auch dort fordert, wo die Bedingungen dafür fehlen: in überfüllten Klassen, mit Schülern, die wegen weiter Entfernung von der Schule, wegen schlechter Wege und wegen Mangels an warmer Kleidung im Winter oft fehlen, oder die schlecht genährt und durch Erwerbsarbeit erschöpft sind, dann kann es wohl kommen, daß ein Lehrer aus bloßer Angst vor dem Schulinspektor zu verwerflichen Gewaltmitteln greift, um seine Schüler vorwärts zu treiben.

Die blamierte Obstruktion. Wir gehören nicht zu den Ausgleichsgelehrten, vermögen daher auch nicht zu berechnen, um wieviel Millionen der ritterliche Magyar den gemüthlichen Österreicher bei dem provisorischen Ausgleich, der so gut wie fertig ist, halb bemogelt und halb vergewaltigt hat, aber dazu gehört keinerlei Gelehrsamkeit, einzusehen, daß die Opposition den Holzweg gegangen ist. Sie glaubte, die Regierung durch Obstruktion zur Nachgiebigkeit zwingen zu können, weil ohne Parlament der Ausgleich nicht gemacht werden könne, und nun ist Graf Thun doch ohne Parlament mit den Ungarn fertig geworden. Der viel verspottete Thun und seine Kollegen mögen ganz so unfähig sein, wie sie von der Opposition geschildert werden, für die eben vollbrachte Staatsaktion brauchten sie weiter nichts zu wissen, als daß die Regierung stärker ist als die parlamentarischen Klubs, und das haben sie gewußt. Ganz verzweifelt gebärden sich die Sozialdemokraten, die unaufhörlich schreien, mit Österreich sei es vorbei. Das mag ja in einem gewissen Sinne wahr sein; vielleicht sogar in doppeltem Sinne; denn nicht allein bedeutet die völlige Autonomie Ungarns, zu der ein weiterer starker Schritt gethan worden ist, die Auflösung der Großmacht Österreich in zwei Mittelstaaten, sondern es ist damit auch die Erfüllung der tschechischen Wünsche, d. h. die völlige Auflösung der Monarchie in kleine Länder, einen Schritt näher gerückt. Aber natürlich ist es der Sozialdemokratie nicht um Österreich zu thun, sondern um sich selbst, und da hat sie nun wirklich Grund zu jammern, denn mit dem Parlament ist sie eben selbst kalt gestellt. Ist doch der Reichstag die einzige Stelle, wo die Arbeiterführer zu ganz Österreich, zur Welt reden und durch Reden nicht allein den gepreßten Herzen der Arbeiterschaft Luft machen, sondern doch auch manches erreichen können. Den übrigen Parteien war die sehr energische Thätigkeit der kleinen sozialdemokratischen Fraktion so unbequem, daß man auf den Gedanken kommen könnte, die Deutschliberalen, d. h. der Hauptsache nach die Vertreter der Großindustriellen, hätten absichtlich geholfen, den Reichstag totzuschlagen, um den Arbeitern ihr Sprachrohr zu zerbrechen. Sie könnten dabei kalkuliert haben, daß ihnen ein paar Jahre Absolutismus nicht viel schaden würden, da ihnen der Parlamentarismus auch nichts genützt habe. Sie erfüllen die Welt mit Klagen über den Niedergang von Industrie und Handel in Österreich, und da die Gesetze, Einrichtungen und Verwaltungsmaßregeln, denen sie die Schuld geben, nicht von gestern sind, so muß man daraus schließen, daß auch das Parlament, so lange es in Thätigkeit war, zur Abstellung ihrer Beschwerden nichts geleistet hat. Indes es geht ohne Zweifel auch noch aufrichtige Liberale, die den Zustand unerträglich finden, daß einige große Herren, die teils von ihren Reichvätern, teils von ihren Bankiers beraten werden, über die Geschichte eines großen, zivilisierten Volks in ihrem geheimen Kabinett entscheiden. Diese und die deutschen Patrioten, die mit der Obstruktion rein nichts erreicht haben — beide Gruppen fallen ja wohl teilweise zusammen —, mögen jetzt ihr Gewissen erforchen und in der langen Ruhepause, die ihnen beschieden ist, über einen zweckmäßigeren Feldzugsplan beraten. Selbstverständlich ist das Parlament nicht für immer beiseite. Kein Staatsmann unfrer Zeit findet es sonderlich angenehm, die Verantwortung für alle Regierungsmaßregeln allein auf sich zu nehmen, und es giebt manche Dinge, z. B. Handelsverträge, die eine heutige Regierung ohne Parlament überhaupt nicht machen kann. Der Reichstag wird also über kurz oder lang wieder einberufen werden, und bis dahin werden sich die Herren der Opposition hoffentlich darüber klar werden, daß Pulverdeckelgellapper und obstruierende Dauerreden nicht das geeignete Mittel sind, einer Minderheit das Staatsruder in die Hände zu spielen.

Schnellerer Ausbau der deutschen Flotte. In den „Mitteilungen des deutschen Flottenvereins“ (Nr. 11 vom 10. Juni) wird neuerdings für den schnellern Ausbau der deutschen Flotte eingetreten. Nach einem Hinweis auf die in China den deutschen wirtschaftlichen Interessen eröffneten Ausichten und die Erwerbung der Carolinen und Marianen, als eine „auch strategisch wertvolle“ Vermehrung des deutschen Kolonialbesitzes, wird zu diesem Zweck in der Hauptsache folgendes ausgeführt: Der Kreis unsrer überseeischen Interessen sei in stetigem erfreulichem Anwachsen begriffen. Mit ihm wachse entsprechend das Schutzbedürfnis über das Maß hinaus, das der Aufstellung des Flottenplans im Herbst 1897 zu Grunde gelegt worden sei. Um so bedauerlicher erscheine es, daß der Ausbau unsrer Flotte selbst in der als unbedingt notwendig anerkannten Mindeststärke auf eine längere Zeit verteilt sei, als nach der Leistungsfähigkeit der deutschen Werften und der deutschen Industrie zur Ausführung der in dem Flottengesetz vorgesehenen Schiffsneubauten erforderlich wäre. Trotzdem würden sich die verbündeten Regierungen in Rücksicht auf die Erklärungen, die bei der Beratung des Flottengesetzes seiner Zeit abgegeben worden seien, an den Flottenbauplan gebunden erachten und die Initiative zur Verkürzung der Bauzeit nicht ergreifen. Es trete deshalb — meint der Flottenverein — die Frage an den Reichstag heran, ob nicht er selbst die Initiative zur Beseitigung der zeitlichen Schranken ergreifen wolle, die das Gesetz dem Ausbau unsrer Flotte ziehe. Da der Reichstag jetzt in die Sommerferien geht, hielt es der Flottenverein für geboten, daß die Reichstagsabgeordneten, wenn sie nach Ablauf der parlamentarischen Pause im Herbst wieder nach Berlin kommen, aus der Mitte ihrer Wähler die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Beschleunigung unsrer Schiffsneubauten mitbrächten.

Das Ziel, das der deutsche Flottenverein hier vorgezeichnet, kräftig zu verfolgen, wird jeder einsichtige Vaterlandsfreund als seine Pflicht erkennen.

Es ist in den Grenzboten seiner Zeit nachdrücklichst davor gewarnt worden, daß sich die verbündeten Regierungen den verhängnisvollen „Bindungen“ in Bezug auf den Flottenausbau unterwürfen, weil von vornherein zu erwarten war, daß daraus neue und zwar sehr schwere Kämpfe erwachsen würden. Der ganze Holuspokus der sogenannten konstitutionellen Bedenken, die dafür ins Treffen geführt wurden, die ganzen so unrühmlichen Geburtswehen überhaupt, die dem Zustandekommen des Flottengesetzes vom 10. April 1898 vorausgingen, sind noch in frischer Erinnerung. Einzig und allein die Überzeugung von der völligen Unmöglichkeit, im Reichstag unter den bestehenden Parteiverhältnissen eine Mehrheit für die als notwendig erkannte Flottenpolitik zu finden, hat die verbündeten Regierungen vor anderthalb Jahren bestimmen können, ein so unzureichendes und unvernünftiges Flottengesetz zu acceptieren. Jede andre Unschuldigung dafür ist ausgeschlossen. Schlimm genug, wenn damals Vertreter der Regierung, auch der Marine, mit ihren „Erklärungen“ des Augenblickserfolges wegen zu weit gegangen, nicht vorsichtig genug gewesen sind, dem deutschen Volke nicht klaren Wein darüber einzuschütten gewagt haben, daß sie nur durch das unverständige und unpatriotische Verhalten seiner Abgeordneten gezwungen waren, diese ganz unzulängliche Abschlagszahlung vorläufig und unter allem Vorbehalt anzunehmen. Aber geschehen ist geschehen. Es hilft wenig, jetzt darüber zu reden, ob es nicht schon damals besser gewesen wäre, dem alten Reichstag und den ihn beherrschenden Parteien das Scheinverdienst der Flotten Gründung nicht als willkommene Reklame für die Neuwahlen mit nach Hause zu geben, sondern offen und ehrlich an den gesunden Menschenverstand und die Vaterlandsliebe des deutschen Volks zu appellieren.

Der deutsche Flottenverein hat deshalb die Mittel und Wege, die zum Ziele führen, mit weisem Vorbedacht zu wählen und mit allem Nachdruck vorzurüsten.

Er ist, soviel wir wissen, unabhängig von dem politischen Parteigetriebe, oder will es wenigstens sein. Er muß es sein, wenn er die gute Sache wirklich und vollkommen zum Siege führen will. Aber er kann sich dabei der wirtschaftspolitischen Stellung nicht entziehen. Es handelt sich für ihn nicht um einen Sport oder eine Liebhaberei, die mit der Politik nichts zu thun haben. Wie des Kaisers Flottenpläne begründet sind und ihre volle, ernste Rechtfertigung finden in der von ihm klar erkannten und wiederholt ausgesprochenen Notwendigkeit, dem deutschen Volke für die Zukunft den Anteil an der Weltpolitik und der Weltwirtschaft zu sichern, den es braucht, um nicht zu verkrümmern und zu verbauern, so kann der deutsche Flottenverein seine große Aufgabe nur lösen, wenn er selbst offen und ehrlich eintritt für diese Weltpolitik des Kaisers und für sie das deutsche Volk um den Kaiser sammelt. Aber das ist unmöglich, ohne ebenso offen und ehrlich mit den alten Parteiinteressen, den alten Parteiphrasen und Schlagworten zu brechen, sowohl nach rechts wie nach links. Er muß sich losmachen von dem Banne der agrarisch-schutz-zönerischen Reaktion, die mit Hochdruck auf die Unterbindung des Verkehrs und die wirtschaftliche Isolierung des Reichs drängt und sich jetzt in der unverständigen Opposition des preussischen Abgeordnetenhauses in der Kanalfrage scharf ausgedrückt hat, und er muß zugleich den Kampf aufnehmen gegen den veralteten und entarteten sogenannten Liberalismus in der Wirtschaftspolitik, der in blinder Orthodoxie oder gar in trauriger Vaterlandslosigkeit dem Reiche die Machtmittel versagen will, deren es nicht entzaten kann, wenn es dem deutschen Volke und mit ihm der Menschheit überhaupt die Freiheit zur Teilnahme an den noch unerschlossenen Nahrungsquellen der Erde erhalten soll. Nur eine im besten Sinne liberale Wirtschaftspolitik ist für das Reich heute wirklich konservativ und wirklich praktisch. Und das deutsche Volk in seiner großen, dauernd den Ausschlag gebenden Mehrheit ist nur für eine solche zu gewinnen. Nur jetzt kein Zingotum, keinen Chauvinismus, keinen gedankenlosen, rohen Nationalismus! Nur jetzt keinen überspannten Protektionismus, wie ihn die preussischen Kathederpolitiker modernen Schlags predigen! Wenn man mit solchen Mitteln zum Sammeln blasen will für des Kaisers Weltpolitik, so wird man sich selbst, das deutsche Volk und den Kaiser betrügen. Man wird zerstreuen, statt zu sammeln; man wird verbittern, statt zu versöhnen, man wird im besten Falle wieder nur halbe, Schein- und Eintagsberfolge erzielen, statt dauernden Sieg. Und man würde den Sieg dann auch nicht verdienen.

Noch hat der Imperialismus in Amerika und England keine guten Früchte gezeitigt. Unkraut zeugt eben nur Unkraut. Wir sollten bei uns keine Narren aufkommen lassen, die trotzdem diese angelsächsische Mode als höchste Staats- und Weltweisheit auch den Deutschen aufschwätzen möchten, alte und junge Männer, die sich mit dem Sage: „Gewalt und List vor Recht“ brüsten und im Ernst Hinterwäldlerpolitik für die ganze Welt verlangen, wie wir als dumme Jungen sie, begeißt vom Lederstrumpf, im Spiele trieben.

Der deutsche Flottenverein hat das deutsche Volk nicht nur für den schnellern Ausbau, sondern für den weitem Ausbau der Flotte zu gewinnen.

Nicht erst durch die seit anderthalb Jahren eingetretenen Ereignisse ist es notwendig geworden, eine Vermehrung der deutschen Flotte über das im Gesetz vom 10. April 1898 festgelegte Maß hinaus in Aussicht zu nehmen, sondern schon vor anderthalb Jahren war diese Notwendigkeit gegeben. Schon damals haben wir die Ansicht vertreten, daß es unerläßlich sei, auch in fernen Gewässern das Gewicht

einer angemessenen Schlachtflotte gegen Vergewaltigungen der Handels- und Verkehrsfreiheit durch andre Mächte in die Waagschale werfen zu können, ohne deshalb den Schutz der deutschen Häfen in der Ostsee und in der Nordsee beeinträchtigen zu müssen. So sehr wir es zur Zeit in einzelnen Fällen als richtig erkennen mußten, für die Zukunft schien es nicht länger anzugehen, daß wir überall draußen, wo es Ernst werden kann, die Flotte aus der Hand legen und dem „Konzeri“ der Mächte höflich Abschied nehmen. Der Flottenplan von 1897 genügt diesem Bedürfnis keineswegs. Er bedeutet höchstens den Fortschritt von dem schon längst veralteten Standpunkt der Küstenverteidigung zu dem heute auch schon veralteten der Verteidigung der heimischen Gewässer. Auf den selbständigen Schutzmanssdienst der Kreuzerflotte kommt es dabei nicht an. Wir waren auch schon vor anderthalb Jahren in Übereinstimmung mit den auch von sachkundigen, praktischen Finanzmännern auf die Umfragen der Allgemeinen Zeitung abgegebenen Gutachten der Ansicht, daß das deutsche Volk die für eine starke Vermehrung der Schlachtflotte aufzuwendenden einmaligen und dauernden Ausgaben sehr wohl ohne Beeinträchtigung anderer Interessen zu ertragen vermöge.

An sich könnten wir es deshalb nur mit Freude begrüßen, wenn jetzt — wir wissen nicht, ob und inwieweit im Zusammenhange mit der erwähnten dankenswerten Anregung des deutschen Flottenvereins — ein Privatdozent der Staatswissenschaftlichen der Berliner Universität und der Berliner Schule, Adolph von Wendtstern, in einer Schrift: „1 Prozent. Die Schaffung und Erhaltung einer deutschen Schlachtflotte“ (Leipzig, Dunder und Humblot) mit großer Entschiedenheit für die Erweiterung des Flottenplans von 1897 eintritt.

Leider ist die Art, wie er dies thut, weder zweckmäßig noch grundsätzlich richtig, und es könnte leicht zu Mißerfolg führen, wenn der deutsche Flottenverein etwa auf dieser Basis und in diesem Sinne den Kampf für das gebotene Ziel aufnehmen wollte. Ohne hier auf eine eingehende Würdigung der Wendtsternschen Ausführungen, die unzweifelhaft viel Treffendes und für den bevorstehenden Kampf beachtenswerte Einzelheiten bieten, eingehen zu können, würden wir es zunächst für sehr unzweckmäßig halten, die Agitation mit der Forderung weiterer 1700 Millionen Mark allein für Neubauten einzuleiten. Es ist zwar unter Umständen gut und durchaus nach unserm Geschmack, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Im Falle der Flottenfrage aber, wie die Sachen nun einmal liegen, ist diese Art des Griffs nach den Hörnern wahrscheinlich ein Fehlgriff, der den Erfolg im höchsten Grade gefährden kann. Man greife rücksichtslos den ungeheuern Unsinn an, den die Parteien vor anderthalb Jahren zum Gesetz gemacht haben. Aber man greife das Übel auch an der Wurzel an, die wirtschaftspolitischen Wahnvorstellungen, die die Parteien noch heute beherrschen.

Und das thut Wendtstern mangelhaft, vielleicht zaghaft. Er ist unser Erachtens noch zu sehr beherrscht von den protektionistischen Phantasien der modernen Berliner Rathgeberpolitiker, auch hinsichtlich der agrarischen Irrtümer, so sehr man bei ihm das Bestreben anerkennen muß, sich von den Extremen der Isolierungsapostel wie Oldenberg freizuhalten. Seine grundlegenden Sätze über die fast unbegrenzte Steigerungsfähigkeit der landwirtschaftlichen Produktion im Inlande und über die Aufgabe des Staats, „große Mittel anzuwenden, um es dem landwirtschaftlichen Gewerbe zu ermöglichen, ohne daß an die Persönlichkeiten, denen die Leitung der landwirtschaftlichen Produktion anvertraut ist, übermenschliche Anforderungen gestellt werden, die deutsche Scholle unter eine um vieles intensivere Kultur zu nehmen, damit sie imstande sei, in der Hauptsache für die Bedürfnisse des ganzen deutschen Volks, auch wenn es sich an Kopfzahl verdoppelte, Getreide,

Vieh, Gemüse und dem heimischen Boden naturgemäße Handelsgewächse zur Verfügung zu stellen," sind ebenso wenig Ergebnisse einer exakten Forschung und ebenso sehr Produkte der Phantasie, wie seine Annahme einer ununterbrochenen Steigerung des Einkommens für den Kopf der Bevölkerung bei noch so starker Bevölkerungszunahme. Er überschätzt in dieser Hinsicht die Beweiskraft des sogenannten wirtschaftlichen Aufschwungs der jüngsten Vergangenheit für den Bestand und die Zunahme dieser Erscheinung in der Zukunft. Er ist ein Optimist unter den Berliner Protektionisten, wie Oldenberg ein Pessimist ist.

Vielleicht wird sich noch Gelegenheit geben, auf die jedenfalls sehr lezenswerte Schrift zurückzukommen. Möge sie dem Streben des deutschen Flottenvereins nicht unwissentlich schaden und den Verein nicht — weder wissentlich noch unwissentlich — verleiten, sich ins agrarisch-protektionistische Fahrwasser zu begeben.

Am zweckmäßigsten scheint es uns übrigens zu sein, daß der deutsche Flottenverein sein Verlangen so bald wie möglich bestimmt formuliert und sachlich kurz begründet, vielleicht in Gestalt einer an Bundesrat und Reichstag zu richtenden Eingabe. Damit wäre die Kampagne eröffnet. Eine kräftige Agitation mit eingehender Darlegung der Gründe und Widerlegung der zu erwartenden Einwände kann dem Verein dann nicht schwer fallen.

β

Litteratur

Das Neunzehnte Jahrhundert (Berlin, Photographische Gesellschaft) ist mit seiner 29. Lieferung vor dem Schluß des zweiten Bandes angelangt; die dreißigste verspricht etwas sehr begehrenswertes: Goethebildnisse. Der Reichtum dieser Sammlung und die Beschaffenheit der einzelnen Blätter übersteigt jedes gewöhnliche Lob. Zuletzt hatten wir deutsche und englische Naturforscher; wie interessant kommt da der Massenunterschied zum Ausdruck! Dann die ältere Generation der deutschen Buchhändler, Cotta, Brockhaus, Perthes, wie verschieden spricht da die Zeit und die Landschaft! Zwei schöne Bilder von Arnim und Bettina, ein vorzüglich aufgefaßtes des großen Dichtergelehrten Ernst Curtius (von Koner), endlich Porträts von Schloffer und Gervinus nach altväterischen und sehr bezeichnenden Gemälden (Dexterley), diese beiden mit einem außergewöhnlich eindringenden Text, sollen nur als Proben hervorgehoben werden. Geseuert hat uns auch, aus dem Texte über Otto Ludwig zu sehen, daß diesen die Moderne immer noch angemessen hoch schätzt. Ganz ausgezeichnet sind immer die Naturaufnahmen bei großer Verschiedenheit (Herbert Spencer, Darwin, Littré, Theodor Storm usw.), und doch wird man wohl meistens den Eindruck haben, daß ein Bildnis, wenn die Redaktion durch eine Künstlerhand gegangen ist, also nach einem Gemälde, noch mehr giebt.

Darstellung und Würdigung der Ansichten Luthers vom Staat und seinen wirtschaftlichen Aufgaben von Frank G. Ward. Jena, Gustav Fischer, 1898

Nach einer kurzen Übersicht über das mittelalterliche Staats- und Wirtschaftsleben und die Grundsätze, die es beherrschen, behandelt der Verfasser Luthers Ansichten über den Staat, über Familie, Schul- und Kirchenwesen, über volkswirtschaftliche Gegenstände und über die Armenpflege, sowie seine praktische Einwirkung

auf alle diese Gebiete. Er kommt zu dem Ergebnis, dem wir beistimmen: „Obgleich Luther weder Staatsmann noch Wirtschaftslehrer im wissenschaftlichen oder berufsmäßigen Sinne war, so übte er doch einen großen und positiven Einfluß auf die soziale und wirtschaftliche Entwicklung seiner Zeit; die Bedeutung dieses Einflusses wird noch durch die Thatsache gesteigert, daß Luther ein konservativer und leitender Geist war inmitten sozialer Unordnung und arger Verwirrung der Gedanken. Obgleich seine ökonomischen Ansichten in vielen Einzelheiten eine rückwärtstretende Tendenz zeigen, so bedeutet er doch im ganzen einen Fortschritt für die Volkswirtschaft, in der [indem?] er den Sachgütern, der Arbeit und dem Privateigentum eine durchaus notwendige sittliche Basis verschaffte; in seinem Ideal von der Gesellschaft und ihrer Entwicklung hat Luther dem modernen Staate die Richtung vorgebeutet und gegeben; auf den Geist seiner Staatslehre, wenn auch nicht auf alle ihre Einzelheiten, kann und darf man sich beständig berufen und beziehen.“ Die Broschüre (100 Seiten Großoktav) ist lesenswert.

Fünfzig Jahre Münchner Gewerbegeichte 1848 bis 1898. Gedenkbuch zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Allgemeinen Gewerbevereins München. Auf Einladung des Zentralausschusses desselben verfaßt von Ernst von Destouches, Königlich bayrischer (?) Archivar, Archiviar und Chronist der Stadt München usw. Herausgegeben vom Allgemeinen Gewerbeverein München. München, 1898, Druck der Nationalen Verlagsanstalt, Aktien-Gesellschaft

Der stattliche und schön ausgestattete Band — über 700 Seiten zweispaltiges Großquart mit sehr vielen Abbildungen — enthält eine historische Einleitung, eine Gewerbechronik von 1848 bis 1898, eine Darstellung der gegenwärtigen Organisation des Münchner Gewerbes, seiner Rechtsgrundlagen, des technischen und Fortbildungsschulwesens, des gewerblichen Vereins- und Genossenschaftswesens, die Geschichte und Beschreibung der Maschinenausstellung 1898 (Jubiläumsausstellung des Gewerbevereins) und über 150 Seiten urkundliche, statistische und statistische Beilagen. Obwohl natürlich die bayrische Gewerbeentwicklung ihre Besonderheiten hat, kann man doch diese Münchner Gewerbegeichte als einen Mikrokosmos bezeichnen, worin sich die ganze deutsche Gewerbegeichte getreulich spiegelt. Ramentlich auch darin erkennt man im Teil das Ganze, daß unter allem Kampf und Gezänk, Gejammer und Geschimpf unablässig, tüchtig und mit gutem Erfolg gearbeitet wird. Als Vorzüge, in denen sich kaum eine andre Großstadt mit München dürfte messen können, erscheinen uns die Zentralisierung und umsichtige Leitung ihres Gewerbewesens durch den Allgemeinen Gewerbeverein und die großartige Organisation, gute Ausstattung und starke Frequenz ihrer technischen und Fortbildungsschulen.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 54. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunigst zu erneuern. Unsere Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten anzulegen sein zu lassen.

Leipzig, im Juni 1899

Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



32101 064095449



